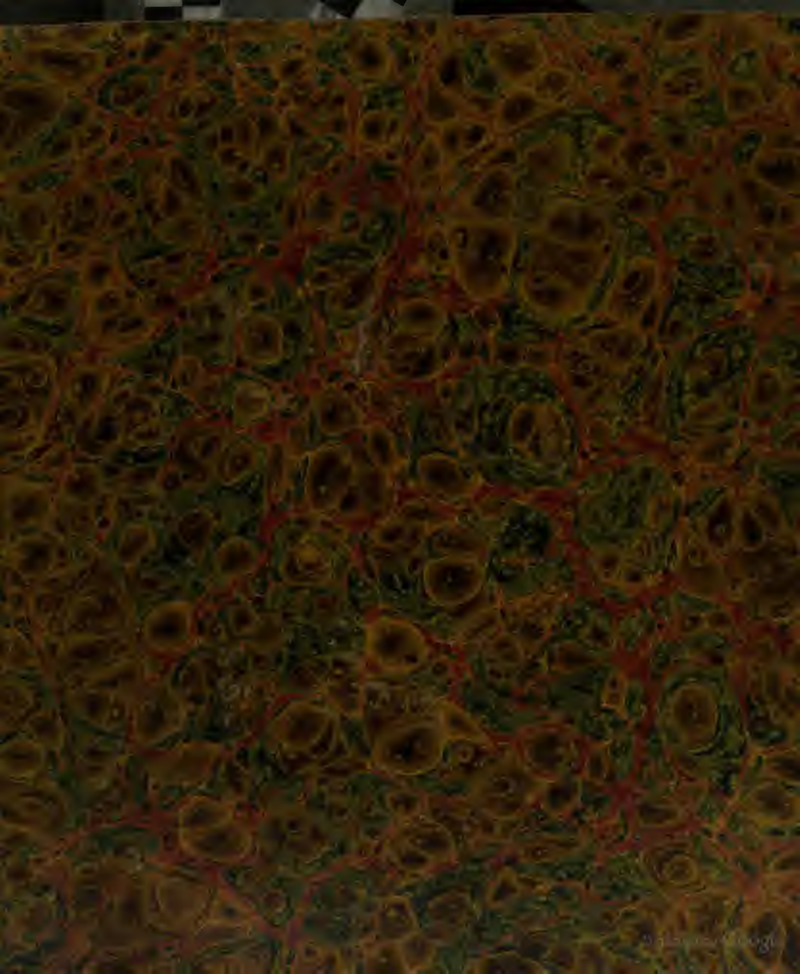
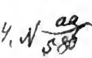



STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES





Bemerkungen über Spa

(Mit einer Abbildung der M

Aus dem reichen Portefeuille eines
Spanien in verschiedenen Richtungen durc
eine einfache Skizze aus, deren Original,
hauptsächlich auf Andalusien beschränkt, für
Charakter im Allgemeinen sehr bezeichnend
nung, welche der Begriff des Worts Maj
hat, ist es nicht mehr leicht, eine genaue
geben. Im Allgemeinen bezeichnet man d
jungen Mann, welcher sich schon in mancher
sucht hat, mit der Polizei vielleicht nicht a
seine nach seinen Begriffen unehrliche Hand
zu welchen letztern eine gelegentliche Ma
gerechnet werden darf. Vorzüglich sche
Contrebandiers im südlichen Spanien, de
werbe ihnen erlaubte, einen bunten Staat
diese Benennung geführt zu haben; seitde
Einfall der Franzosen und der Bürgerkr
sen ...

Nr. 1.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 Januar 1837.

Bemerkungen über Spanien.

(Mit einer Abbildung der Majotracht.)

Aus dem reichen Portefeuille eines Künstlers, welcher Spanien in verschiedenen Richtungen durchkreuzte, heben wir eine einfache Skizze aus, deren Original, obwohl ursprünglich hauptsächlich auf Andalusien beschränkt, für den spanischen Volkscharakter im Allgemeinen sehr bezeichnend ist. Bei der Ausdehnung, welche der Begriff des Worts Majo allmählich gewonnen hat, ist es nicht mehr leicht, eine genaue Definition davon zu geben. Im Allgemeinen bezeichnet man damit einen tüchtigen jungen Mann, welcher sich schon in manchem kecken Streich versucht hat, mit der Polizei vielleicht nicht allzu gut steht, aber keine nach seinen Begriffen unehrliche Handlung begangen hat, zu welchem letztern eine gelegentliche Raubritterei indeß nicht gerechnet werden darf. Ursprünglich scheinen namentlich die Contrebandiers im südlichen Spanien, deren einträgliches Gewerbe ihnen erlaubte, einen bunten Staat zur Schau zu tragen, diese Benennung geführt zu haben; seitdem aber der feindliche Einfall der Franzosen und der Bürgerkrieg, welcher im Grunde seit jener Zeit nie ganz aufhörte, das Land verheerten, haben die Majos an Bedeutung zugenommen, und ihre Benennung hat sich bis nach Castilien hinein verbreitet. Sie scheinen in den meisten Guerillas eine nicht unbedeutende Rolle gespielt zu haben, da ihre Kenntniß des Landes, ihr Muth und ihre Gewandtheit in Führung der Waffen sie oft den regelmäßigen Truppen furchtbar machten, wenn sie gleich vor größern geordneten Massen weichen mußten.

Ein langer Krieg, wie der von 1808 bis 1814, welcher das Land in seinen innersten Tiefen aufwühlte, mußte namentlich bei einem Volk, wie das spanische, und bei den unaufhörlichen Guerillaskämpfen tiefe Spuren zurücklassen, und diese bestanden hauptsächlich in einer verbreiteten Neigung zu einem herumschweifenden Kriegerleben, das, wenn die feindliche Partei zur völligen Obergewalt in der Regierung gelangte, auch wohl in ein Räuberleben ausartete, welches aber in der Meinung der großen Masse des Volks den Betheiligten keineswegs zur Unehre gereichte. Das Ansehen, in welchem die Majos unter dem niedern Volke standen, konnte bei dem Gleichheitsgeiste, welcher in Spanien vorherrschend ist, nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die übrigen Volksklassen bleiben, und entfremdete bei dem Mangel an Verkehr und großartigen industriellen Unternehmungen das Volk mehr und mehr einer bürgerlichen Unterordnung in unserm nordeuropäischen Sinne.

Im Norden Europa's ist eine streng geregelte Verwaltung, welche Alles möglichst mit Sitzfleisch am Schreibtisch abmacht, allmählich an die Stelle der frühern Ungebundenheit getreten, eine Vorsichtspolizei in mannichfachen Formen umspannt Alles, und wenn diesem Systeme auch manche Nachtheile nicht abzusprechen sind, so hat es doch den unbestreitbaren Vortheil, ein strenges Festhalten an Regeln und eine durchgeführte bürgerliche Ordnung zu einer Art von Nothwendigkeit zu machen. Von einem solchen System weiß man in Spanien nichts, die Verwaltung war von einer Einfachheit, von der man sich im übrigen Europa nichts träumen ließ, und welche den niedern Klassen eine Freiheit und Ungebundenheit gewährte, wovon in unsern Verhältnissen gar nicht die Rede seyn kann. Welche Bestürzung, welchen Schrecken, welche Unordnung würde bei uns die Nachricht erwecken, daß die Diligencen nicht in der Hauptstadt ankommen können, weil die Wege von streifenden Parteien gesperrt sind, oder daß sie gar geplündert und verbrannt wurden, und zwar nicht nur einmal, sondern mehrere Tage hinter einander; die Regierung müßte um ihrer selbst willen, um nicht alle öffentliche Achtung zu verscherzen, die schleunigsten Anstalten treffen, um einem so schreienden Unwesen abzuhelfen, welches, wenn nicht etwa ein feindliches Heer im Land stünde, ganz unerhört wäre. An solche Kleinigkeiten aber scheint man sich in Spanien wenig zu stoßen, denn dieß sind Ereignisse, welche im tiefsten Frieden eintreten können, wenn es einmal einem irrenden Ritter von der Mancha einfällt, seinen Muth an den Escopeteros zu erproben, welche gewöhnlich den Diligencen als Geleit dienen. An solche Unordnungen ist man seit Jahrzehenten so gewöhnt, daß man sich auch jetzt, wo der Bürgerkrieg im Lande tobt, wenig darum kümmert, und wenn nicht gerade eine Guerilla bis in die Nähe der Hauptstadt vordringt, so läßt man sich über das Ausbleiben der Diligencen keine

grauen Haare wachsen; so sehr ist man gewöhnt, daß das Land von Leuten durchzogen wird, welche vom Sattel und Stegreif leben, lustige Leute, welche unglücklicherweise Räuber, sonst aber ganz wackere und ehrliche Männer sind.

Diese Schilderung paßt freilich im Grunde nur auf den südwestlichen Theil Spaniens, doch sind ähnliche Ansichten in drei Viertheilen des Landes bei der Volksmasse geläufig. Hiezu kommt noch, daß der Spanier äußerst mäßig lebt und wenig Bedürfnisse hat; dieß Wenige erhält er ohne sonderliche Mühe, und läßt sich also um seines Lebensunterhaltes willen nicht gern in die Fesseln eines strengen Abhängigkeitsverhältnisses schlagen. Ein wichtiger Umstand, welcher diesen Freiheits- und Unabhängigkeitsgeist noch ungemein steigert, liegt in den Religionsverhältnissen. In andern Ländern Europa's hat sich die vornehmere und gebildetere Klasse von den Religionsansichten des Volkes los gemacht, und ist theils zum Indifferentismus, theils, wie zur Zeit der Revolution in Frankreich, zu einer dem Christenthum ganz feindlichen Gesinnung übergegangen; das niedere Volk, wiewohl in seinem Gefühle verletzt, mußte dazu schweigen, weil es dieser Gesinnung und selbst ihrer Aeußerung nicht hemmend entgegentreten konnte: gelegentlich machte es wohl gar, wie in Frankreich, den Carneval der Religionsspötterei und der Religionsverachtung mit. In Spanien war dieß anders: hier erstickte die Gewalt der Inquisition den aufkeimenden Geist der Reformation und der Irreligiosität zugleich, machte die Masse des Volkes, in dessen Sinn sie verfuhr, zu ihrer Verbündeten gegen die vornehmern Klassen, und so wurde nicht nur die äußere Form der Religion mit einer Strenge und einem Fanatismus aufrecht erhalten, wie nirgendswo, sondern die niedern Klassen, welche dunkel fühlten, daß sie eine Gewalt über die höhern Klassen ausübten, unterwarfen sich auch ihnen nicht so sklavisch, und in Spanien ist daher ein solcher Respekt, wie er in England großentheils noch jetzt vor den höheren Klassen besteht, ein reines Unding. Der Adel gewöhnte sich, auch den niedrigsten Spanier mit Höflichkeit zu behandeln, und der Niedere blieb von knechtischer Unterwürfigkeit, wie von plumpem Bauernstolz gleich frei. Die Geistlichkeit ging aus allen Klassen gleichmäßig hervor, und verschmolz sich darum auch mit ihnen auf eine Art, daß die Achtung, welche man ihr zollte, immer nur durch ihre Würde bedingt war. Als Stand im gesellschaftlichen Sinne scheint sie sich von den andern Klassen erst in Folge neuerer Zeitereignisse getrennt zu haben, wo sie die als Nationalgüter verkauften geistlichen Besitzthümer wieder einzog, ohne die Käufer auf irgend eine Weise zu entschädigen. Dieses Verfahren scheint man in Spanien als unehrenhaft betrachtet zu haben, und Kapitän Cook bemerkt in seinen Skizzen von Spanien ausdrücklich, daß die Geistlichkeit dadurch bedeutend in der öffentlichen Achtung verlor.

Bei einem solchen gesellschaftlichen Zustande wurden freilich die nivellirenden Ideen der französischen Revolution, deren Hauptkraft in einem wüthenden Hasse der adeligen Vorrechte lag, rein zum Unding. Französische propagandistische Ansichten und Bestrebungen scheinen zwar in dem Frankreich benachbarten und ziemlich gewerbreichen Catalonien, namentlich in dessen Hauptstadt, etwas stark zu spuken, aber auf das übrige Spanien kann dieß nur eine schwache Wirkung äußern, da der Hebel der französischen Revolution hier durchaus fehlt.

Auf dem durch Geburt und Reichthum ausgezeichneten Theil der Nation lastete seit Jahrhunderten das Joch der Inquisition, und da er somit keine Gelegenheit hatte, sich geistig höher auszubilden, und nur sehr wenig, sich politisch thätig zu erweisen, so wurde er träg und versank in Ausschweifungen. Daher nicht nur die von jedermann zugegebene völlige Nichtigkeit des höhern Adels in Spanien, sondern auch der vornehmen Klassen überhaupt, welche sich jetzt durch die große Erbärmlichkeit aller Machthaber kund thut. Das Volk ist kräftig, aber die höhern Klassen liefern ihm keinen Führer, welcher es zu leiten verstände; höchstens finden sich einige Guerillachefs, denen jedoch meist alle politische Bildung abgeht.

Die jetzige Madrider Regierung ist die Erbin aller Erbärmlichkeit der beiden vorangegangenen Regierungen, und kein so oder so aufgestutztes System, heiße es aufgeklärter Despotismus, Royalstatut oder Konstitution von 1812, wird ihr aufhelfen. Die Leute am Ruder sind nur halb schuldig, denn der ganze Halt des gegenwärtigen spanischen Regierungssystems ist verschwunden. Der Zustand des Landes unter der schwachen Regierung Karls IV war gewiß kläglich genug, dennoch gingen die Sachen, freilich nach altem schlechtem Fuß, vorwärts bis zur Invasion der Franzosen, aber bloß darum, weil die Zuflüsse aus Amerika immer noch fortdauerten. Während des Invasionskriegs hörten diese auf, und kamen nach der Restauration nur in einem sehr geringen Maße wieder, hörten jedoch, mit Ausnahme der Einkünfte aus Cuba bald ganz auf; jetzt mußte man die Regierungsmittel wieder im eigenen Lande suchen lernen, und daran war man nicht gewöhnt. Deßhalb ist die spanische Regierung seit der Restauration mit ihren Finanzmaßregeln immer aux expediens, und die Zeit kann nicht mehr fern seyn, wo man auch mit diesen Expediens zu Ende ist. Manche haben es als einen Akt der Willensstärke Ferdinands darstellen wollen, daß er sich den Forderungen der großen Kapitalisten Europa's nicht fügte, und ohne weiteres die Cortesanleihen als unrechtmäßig verwarf; es war aber wohl nichts anders als ein Akt der Nothwendigkeit und der Schlauheit, denn zahlen konnte man nicht, und im Gegensatz gegen die revolutionären Cortesanlehen war es möglich, königliche Anlehen zu kontrahiren, welche um keinen Heller mehr wirklichen Werth hatten. Wir sind hier nicht gemeint, die Geschichte der spanischen Finanzen zu schreiben, es wäre aber eben nicht schwer den Wahrscheinlichkeitsbeweis zu führen, daß alle die Plane von königlichen Anlehen, von Wiederanerkennung der Cortesanlehen u. dergl. durchaus nur Mittel waren, um auf Kosten der fremden Gläubiger, wenn nicht gerade von einem Tag auf den andern, doch von einem Jahr oder einem Monat auf den andern das Leben zu fristen.

Es konnte indeß bei allem dem nicht fehlen, daß dennoch das ganze Verwaltungssystem in immer größere Verwirrung gerieth, und somit die bedeutenden Summen, welche manchmal flossen schnell wieder in dem Strudel verschwanden. Die Unordnung

wurde zur Regel, und die ganze Regierungsmaschine zerfiel immer mehr, die alte Madrider Regierung ist so durch und durch verdorben und zerrüttet, daß sie, ihr nominelles Haupt möchte seyn, wer da wollte, sich unmöglich mehr lange auf dem Schauplatz halten kann. Somit ist es vielleicht ein wahres Glück für Spanien, daß eine andere Regierung unter vielfacher Noth und Drangsal sich bildet, und durch ihre Lage gezwungen, in hohem Grade einfach ist, und allem Schlendrian entsagen muß. Die Fortschritte, welche die Sache des Don Carlos seit zwei Jahren gemacht hat, sind in der That erstaunlich; vor dritthalb Jahren noch waren es einzelne Guerillaführer, welche meist flüchtig umherirrten, und selbst Don Carlos hatte längere Zeit nirgends eine bleibende Stätte; jetzt ist die Regierung organisirt und ein Heer aufgestellt, welches dem der Madrider Regierung die Wage hält, — gewiß, wenn man erwägt, welche bedeutende Unterstützung die Madrider Regierung seit zwei Jahren von England und längere Zeit hindurch auch von Frankreich erhielt, keine kleine Sache. Allen menschlichen Ansichten zufolge muß der Prätendent sich immer mehr verstärken, denn bereits kann man kaum mehr sagen, daß die physische Ueberlegenheit auf Seite der Madrider Regierung sey, und die moralische ist es, zum mindesten in den letzten Jahren, nie gewesen. Auch ist es keiner der auf einander folgenden Madrider Regierungen gelungen, eine tüchtige moralische Kraft für sich in den Kampf zu bringen; man hat viel gesprochen von dem revolutionären Element und der Kraft, welche dieses noch entwickeln werde, doch scheint man damit allzu sehr von französischen Ideen ausgegangen zu seyn. Haß gegen den Adel bewegt die Masse des spanischen Volkes gewiß nicht, Haß gegen die Geistlichkeit in der Mehrzahl eben so wenig, und die Niedermetzelungen der Mönche in Madrid, Barcelona, Murcia, Valencia u. s. w. möchten am wenigsten dafür zeugen, da sie allzu sehr als das Werk einzelner geheimer Gesellschaften erscheinen. Haß gegen das Königthum herrscht am allerwenigsten, denn es gibt wohl kein Land in Europa, dessen Grundgesinnung so royalistisch ist, als die Spaniens, und man pflegte zur Zeit der französischen Intervention in Spanien denjenigen, welche gegen den spanischen Radikalismus eiferten, nicht mit Unrecht entgegenzuhalten, daß in einem spanischen Liberalen noch Royalismus genug für drei französische Royalisten stecke. Damit wollen wir indeß nicht behaupten, daß Gesellschaften, wie sie sich z. B. in Barcelona gebildet haben, so ganz unbedeutend seyen, wenn man sie sich befestigen und ausbreiten läßt, aber dieß sind einzelne Auswüchse, welche weder im Volkscharakter, noch in den Verhältnissen der spanischen Nation wurzeln, und die wirklich republikanischen Bestrebungen, welche sich in einigen Volksklassen und Landstrichen kund geben, dürften sich wohl mit dem Königthum ganz gut vertragen. Indeß darf Don Carlos sich eilen, über die Madrider Regierung Meister zu werden, sonst könnten ihm die geheimen Gesellschaften in der Mehrzahl der Städte über den Kopf wachsen, und er den schlimmsten Krieg erst dann führen müssen, wenn er in Madrid angekommen ist.

(Schluß folgt.)

Johann Jakob Astor. *)

Seit ihrer Ankunft in Amerika beschäftigten sich die Europäer mit der Ausbeute der beiden Haupthandelszweige, welche dieser Kontinent ihnen bot, und diese sind: edle Metalle im Süden und Pelzwerk im Norden. Die Bergwerke von Mexico und Peru fielen den spanischen Abenteurern anheim, und das Pelzwerk von Canada zogen die Franzosen an sich. Don Antonio Ulloa hat in seinem trefflichen Werk über Südamerika der Geschichte des Bergbaues in Mexico und Peru mehrere Kapitel gewidmet, wir wollen deßhalb hier nur die Hauptzüge des canadischen Pelzhandels andeuten.

Die Indianer, früher ganz unbekannt mit dem Werthe, welchen die Civilisation auf Pelzwerk legte, brachten den zu Quebek und Montreal ansässigen Franzosen bedeutende Quantitäten von Marder-, Fischotter- und Bisamrattenfellen, die sie gegen europäische Spielereien vertauschten. Als das Pelzwerk in der Nähe der europäischen Niederlassungen seltner zu werden begann, gaben die Indianer ihren Jagdzügen, auf denen sie oft von den Kaufleuten oder deren Kommis begleitet wurden, die ihre Arbeiten und Gefahren theilten, und mit den entlegensten Stämmen in Verbindung traten, größere Ausdehnung. Dieser Handel gab Anlaß zu Entstehung einer ganz besondern Menschenklasse, Waldläufer (coureurs des bois) genannt; diese bildete sich aus denen, welche anfänglich die Indianer auf der Jagd begleitet hatten, und die nun, so zu sagen, die Colporteurs der Wüste wurden. In wohl mit Munition, Waffen und Waaren versehenen Kanots fuhren sie von Montreal ab, gingen die Flüsse aufwärts, lebten bei den Wilden, nahmen ihre Sitten an und wählten sich auch wohl Weiber unter ihnen. Ein bis anderthalb Jahre verstrichen oft, ohne daß man Nachricht von ihnen erhielt; dann kamen sie auf einmal den Ottawa herab, ihre Kanots mit Biberfellen beladen. Diese Leute, welche vom civilisirten Leben zu einem wilden übergingen, verübten jedoch meist die schändlichsten Ausschweifungen, verführten die Indianer zu gleicher Lebensweise und vereitelten die Bemühungen der französischen Missionäre, die zu jener Zeit ihre frommen Arbeiten den Weißen von Canada zugewendet hatten.

Um diesen Unordnungen Einhalt zu thun, nahm man seine Zuflucht zu zwei Mitteln. Zuerst ward bei Todesstrafe verboten, ohne Erlaubniß im Innern Handel zu treiben, und dann wurden an den Zusammenflüssen der Ströme und Seen befestigte Posten errichtet. Der bedeutendste unter denselben war der von Michilimackinac, an dem gleichnamigen Kanal gelegen, der die Seen Huron und Michigan mit einander verbindet. Er diente den Waldläufern zum Sammelplatz, und die angesehensten Kaufleute von Montreal errichteten Komptoirs daselbst.

Gleich Anfangs fanden die Kaufleute von Canada sehr thätige Mitbewerber an den Engländern in New-York, welche die indianischen Jäger und die Waldläufer dadurch zu ihren Posten lockten, daß sie ihnen Pelzwerk zu bessern Preisen abnahmen. Bald aber stellte sich ein noch furchtbarerer Rival als alle bisherigen ein, und dieser war die Hudsonsbaikompagnie, privilegirt von Karl II im Jahre 1670. Von diesem Augenblick an gab der Pelzhandel Anlaß zu erbitterten

*) Auszug aus dem so eben unter dem Titel Astoria erschienenen neuen Werke Washington Irvings, die Geschichte einer Expedition enthaltend, die von New-York ausging, um an der Mündung des Columbia, an den nordwestlichen Küsten Amerika's, eine Niederlassung zum Behuf des Pelzhandels zu gründen.

Kriegen, deren blutige Gräuel in den Thälern und Wäldern dieser hyperboreischen Gegenden in Vergessenheit modern.

Im Jahre 1762 verloren die Franzosen Canada, durch welches Ereigniß der Pelzhandel auf mehrere Jahre unterbrochen wurde. Als er wieder in den gewohnten Gang kam, wurden viele Expeditionen von Privaten unternommen, die sich gegenseitig Hindernisse in den Weg legten, wodurch natürlich kein befriedigendes Resultat erlangt ward. Um diesen verderblichen Kämpfen ein Ziel zu setzen, traten mehrere der bedeutendsten Kaufleute von Montreal zusammen und bildeten die berühmte Nordwestkompagnie, die lange Zeit eine unumschränkte Herrschaft über die eisbedeckten Seen und in den unermeßlichen Wäldern Canada's führte. Diese Gesellschaft bestand aus 23 Theilhabern oder Aktionären, die mehr als 2000 Menschen auf verschiedene Weise beschäftigten. Diese Leute waren auf verschiedene weit von einander entfernte Handelsposten an den Seen und Flüssen im Innern des Landes, mitten in den wildesten Gegenden und unter Indianerstämmen, vertheilt. An der Spitze solcher Posten standen Agenten, sehr wichtige Personen, die man Wintertheilhaber nannte, um sie von den in Montreal und Quebek wohnenden Geschäftsführern der Kompagnie zu unterscheiden.

Einmal regelmäßig organisirt, zeigte die Nordwestkompagnie sich sehr schwierig bei Aufnahme neuer Mitglieder. Die Kandidaten mußten eine Art Lehrzeit oder Noviziat bestehen, und stiegen nur langsam durch Verdienst und geleistete Dienste empor. Noch sehr jung verpflichteten sie sich für eine Summe von 100 Pfd. St. — Kleidung und Unterhalt nicht mitbegriffen — als Kommis zu dienen. Diese ganze Probezeit wurde gewöhnlich auf Posten im Innern, fern von civilisirter Gesellschaft, mitten unter wilden Stämmen, und, wie diese, allen nur möglichen Entbehrungen und den Unbilden dieses rauhen Klima's ausgesetzt, zugebracht. Nach Verlauf des Noviziats erhielten die Kommis fixe Anstellungen von 80 bis 160 Pfd. St., und zugleich die Fähigkeit, zu Theilhabern gewählt zu werden. Die meisten dieser Kommis waren junge Schotten von guter Familie, denen jedoch, obschon selbst in einem Gebirgslande geboren, dennoch das Leben in der Wüste sehr beschwerlich fiel, und von denen mehrere von Zeit zu Zeit Erlaubniß erhielten nach Montreal zu kommen, um ihre Gesundheit wieder herzustellen. Die zu Montreal und Quebek wohnenden Haupttheilhaber aber bildeten eine Art Handelsaristokratie, lebten wie große Herren und waren sehr gastfrei. Besonders bei den jährlichen Versammlungen zu Fort William, unweit der großen Landfahrt am See Superior, stellte die Nordwestkompagnie all ihre Pracht und ihren ganzen Luxus zur Schau. Dorthin begaben sich zwei oder drei der bedeutendsten Theilhaber, um die Wintertheilhaber zu empfangen, die Geschäfte der Kompagnie während des abgelaufenen Jahres zu untersuchen und Plane für die nächsten Jagdzüge zu entwerfen. Die Wintertheilhaber spielten bei solchen Gelegenheiten die Rollen von Klanhäuptlingen; sie erschienen mit zahlreichem Gefolge, wie vormals die Lehenträger der Krone bei einer Parlamentsversammlung, und wurden von ihren Oberherren mit allem Pomp und aller Würde regierender Fürsten empfangen. Die Haupttheilhaber hatten Bäcker und Köche mitgebracht, Barken mit Lebensmitteln aller Art und den besten Weinen beladen folgten ihnen, und nun wurde, so lange die Versammlung dauerte, herrlich geschmaust und getrunken. Im Festsaal hallten schottische Balladen wider, von Stimmen gesungen, die der Nordwind rauh gemacht hatte, während außerhalb ein großer Troß canadischer Reisenden von gemischtem Blut, indianische Jäger und umherziehende Schmarotzer sich gelagert hatten, um die Brosamen aufzufangen, die von der Herren Tische fielen, und bei der schneidenden Musik der Indianer alte französische Vaudevilles sangen. So war die Nordwestkompagnie zur Zeit ihrer Blüthe, aber ach, wie ist sie seitdem gesunken!

Der Erfolg, von dem ihre Unternehmungen begleitet waren, reizte den Unternehmungsgeist anderer Spekulanten, und bald erhob sich ein Rival unter dem Namen der Mackinaw-Kompagnie. Die Regierung der Vereinigten Staaten betrachtete den zunehmenden Einfluß dieser fremden Verbindungen auf die eingebornen Indianerstämme ihres Gebiets mit Mißgunst, und bemühte sich ihn zu schwächen. Demzufolge schickte sie im Jahre 1796 Agenten ab, um Komptoirs an der Gränze zu errichten, den Indianern die benöthigten Waaren zu liefern und so wo möglich diesen wichtigen Handelszweig in die Hände der Amerikaner zu spielen. Diese Versuche blieben jedoch erfolglos. Einem einfachen Privatmann war es vorbehalten auszuführen, was die Regierung der Union nicht vermocht hatte. Dieser betriebsame, unermüdliche und unbezwingsam beharrliche Mann ist es, von dem wir hier sprechen wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

In der Gegend von Angers fand ein Feldarbeiter einen hölzernen Koffer, der, als er ihn herausziehen wollte, in Staub zerfiel; sein Inhalt aber wurde völlig erhalten, und besteht in 40 Stücken heiliger und anderer Gefäße von der schönsten Form, die innerhalb mit religiösen und symbolischen Bildern und einem Rahmen von Spiegeln aus demselben Metall verziert sind; ferner aus zwei Gesichtsbildern (masques) heidnischer Götter, gleichfalls vom reinsten und schönsten Silber, und einem mit herrlichen Skulpturen von Bronze versehenen Schlüssel. Der Bibliothekar von Angers, ein Herr Grille, brachte den gefundenen Schatz an sich; er glaubt, alle diese Gegenstände hätten zu einem Sacellum oder kleinen römischen Tempel gehört, den der Schlüssel geöffnet hätte. Die Zartheit und Vollendung der Formen aller dieser Gegenstände beweisen augenscheinlich, daß sie aus der schönsten Zeit der Kunst bei den Römern herstammen, und sie sind auch noch so glänzend und wohl erhalten, daß man glauben sollte, sie kämen erst vom Silberarbeiter.

*

Den Nachrichten zufolge, welche Herr Schomburg über Guiana mittheilte, ist unter den dortigen eingebornen Stämmen die Sage von einer Fluth sehr allgemein; nur ein einziger Mann habe sich in einem Kahne gerettet und die Erde wieder bevölkert, indem er Steine zerbrach, von denen jedes Stück ein Mensch wurde. Die Macusis, ein sehr bedeutender Stamm im Innern, zeigen auf einem Berg eine sehr seltsame Steinreihe, welche ihrer Angabe nach früher Menschen waren, die durch den Regen überfallen und in Stein verwandelt wurden; sie glauben, wenn man ihre Namen ausspreche, so sey dieß eine Anrufung des Regens, welcher dann gewiß eintrete.

*

Einige Stunden von Pfalzburg findet sich eine Quelle, welche die Eigenthümlichkeit hat, während etwa einer Viertelstunde sehr stark zu fließen und dann plötzlich aufzuhören. Eine Stunde später hört man im Berge ein dumpfes Geräusch, und einige Sekunden darauf erscheint die Quelle wieder, und so geht es abwechselnd fort mit einer Genauigkeit, als ob ein Mensch einen Hahnen zöge. Die Erscheinung blieb lange unbeachtet wegen der Entfernung von allen Wohnungen, und nur erst vor einiger Zeit hat ein Hirte sie entdeckt.

*

In der Villa Panfili Doria bei Rom hat man das Grab der römischen Familie Rossia-Valentina entdeckt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

(Beilage: Abbildung der Majotracht.).

Nr. 2.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 Januar 1837.

Meerfahrt von Griechenland nach Italien,
mit Hinblicken auf die griechische Küste, die jonischen Inseln und die Westküste Italiens.

(Mitgetheilt von Tietz.)

Der Mai des Jahres 1834 war über Griechenlands klassische und romantische Fluren heraufgezogen, aber nicht der liebe, freundliche, deutsche Mai, sondern ein sengender und brennender. Es war, als ob zwischen Sonne und Erde ein kolossales Brennglas schwebe, um Griechenland entweder zu schmelzen oder zu pulverisiren. Weniger wäre freilich das erstere zu befürchten gewesen, da damals an Metallen in Hellas eben so wenig ein Ueberfluß vorhanden war, wie leider auch jetzt noch ist. Der versumpfte Hafen von Nauplia athmete pestilenzialische Düfte, über seine grüne Oberfläche summten Wolken von Muskito's, blutgieriger wurden die Wanzen und die Unzahl leichtfüßiger Flöhe verfolgten den Schlafsuchenden, wohin im Zimmer er auch mit seiner Lagerstätte retiriren mochte. So ging es auch mir. Selbst als ich auf dem Balkon meines Zimmers, der gerade so groß war, wie meine mühsam errungene und mit schwerem Gelde erkaufte Strohmatratze, mein Lager aufschlug, fanden sich Gäste oben genannter Art in Menge bei mir ein, die ich gerne dem Herrn Divisionsauditeur Nicolai für seine Klagelieder über Italien zur Strafe gegönnt hätte. Dazu kam für den, der gleich mir im Freien schlief, die empfindliche Kühle, die sich auch in der heißesten Jahreszeit um Sonnenaufgang einzustellen und dem Sorglosen recht derbe Gichtschmerzen zu bringen pflegt, unangenehme Vergißmeinnicht, die mir noch jetzt im linken Oberarme sitzen und mich nicht selten auf unsanfte Weise an Griechenland erinnern. Unter solchen Umständen wurde die Sehnsucht nach wirthlichern und bequemern Ländern nicht nur von Tag zu Tag, sondern von Stunde zu Stunde reger, und seufzend sah ich mich nach einer Schiffsgelegenheit um, die mich hinüber nach Italiens freundlicher Küste tragen sollte. Eines von den Paketbooten des Kaufmanns und königl. sächsischen Generalkonsuls Feraldi dazu zu benutzen, wäre zu viel verlangt gewesen von einem, den schon Sonnenbrand, blutdürstige Insekten und Unbequemlichkeiten jeder Art zu einer übermäßig schlanken Figur heruntergebracht hatten, wie mich. Ich kannte jene Paketboote und wußte, daß in ihrem beweglichen Raume Schmutz, Ungeziefer, schlechte Kost u. s. w. eben so heimisch waren, wie auf dem Festlande Griechenlands. Höchst erfreut war ich daher über die Nachricht, daß Prinz E. v. A. in wenigen Tagen nach Deutschland auf der ihm zur Disposition gestellten königl. griechischen Kriegsbrick Nelson nach Italien und von da nach Deutschland zurückkehren würde; meine Bitte, ihn auf dieser Seereise begleiten zu dürfen, fand geneigtes Gehör.

Jede Trennung von einem Orte, wo wir einige Zeit gelebt haben, und knüpften sich an ihn auch gerade keine angenehmen Erinnerungen, fällt dem Scheidenden schwer. Das ist die uralte Macht der Gewohnheit, die den Menschen verwachsen läßt mit dem, was ihn umgibt. Da war denn in den letzten Tagen noch so viel Wichtigscheinendes zu besehen, was früher als unwichtig und unbedeutend von Tag zu Tag aufgeschoben worden war. Die felsenfesten Itschkale und Palamides hatten mir nun fast vier Monate auf der Nase gesessen, oder vielmehr drohend über meinem Haupte gehangen, und noch hatte ich ihnen nicht meinen pflichtschuldigen Besuch abgestattet. Diese Säumniß wurde durch Ströme von Schweiß bezahlt, die mich in dieser heißen Jahreszeit das Treppensteigen des fast senkrechten Felsen des Palamides kostete. Es ist ein gar beschwerlicher Weg, den die Venetianer zu der von ihnen erbauten Festung sich gebahnt hatten; das Eindringen eines Feindes von dieser Seite ist fast unmöglich. Die von der Stadtkommandantschaft ertheilte Eintrittskarte öffnete uns das in den Felsen gehauene Thor, durch welches wir in den ersten Hof der Festung gelangten, auf dem die hauptsächlichsten, wenn auch nur winzigen Gebäude liegen. Ein kleiner Pavillon, zu dessen obern Stockwerke nur aus einem Zimmer bestehend, von Außen her eine Art von Hühnersteige führt, ist die Wohnung der beiden hier oben kommandirenden Lieutenants, die wir in schlechter Laune, bei schlechtem, aus pechigen Bockshäuten gezapften Wein, auf hölzerner Pritsche antrafen, umbraust von dem hier oben ununterbrochen wehenden Winde, der ungehindert durch die zertrümmerten Fensterscheiben bei den Einwohnern unwillkommene Besuche abstattete.

Für manche Entbehrungen, die die beiden Herren hier oben auf der Felsenspitze zu ertragen hatten, konnte sie einigermaßen die herrliche Aussicht schadlos halten, die sie weit über Meer und Land und Inseln hatten. Beim ersten Anblick war das Panorama entzückend, was mir auch die Offiziere gern zugestanden, für die Länge aber wandten sie mir das „toujours perdrix" ein, was ich ihnen ebenfalls gern zugestand, einen Blick auf ihre unbequeme Lage werfend.

Der Palamides ist in strategischer Hinsicht ein gewichtiger Punkt. Nur auf Einer Seite, von Korinth her, ist die Feste leichter, d. h. aber noch immer sehr schwer zugänglich, und besteht aus sieben einzelnen Werken, die sämmtlich aber wieder zusammenhängen. Venetianisches und türkisches Geschütz schützt und schmückt die kolossalen Felsenmauern; sehr große Quantitäten, meist aber durch Nachlässigkeit verdorbenes Pulver, sogar auch noch aus der venetianischen Herrschaft stammend, lagert in den Magazinen. Mit den zerstreut umherliegenden Kanonenkugeln schob die Besatzung in den Erholungsstunden Kegel. In den Kasematten hausten Militärsträflinge nebst einem griechischen Geistlichen, der für die Gefangenen, Griechen, Katholiken und Protestanten den Gottesdienst hielt. In einer einsamen Mauerecke beschattet eine halb verdorrte Platane das Grab eines deutschen Philhellenen, den der Tod fern vom lieben Vaterlande in fremder Erde zur ewigen Ruhe bettete. Bedeckte Gänge, mitten durch die Felsen gearbeitet, zeigen, daß sich die Venetianer bei ihren Festungsbauten eben keine Mühe verdrießen ließen. Große Cisternen bieten, wenn auch kein Lethewasser, was für den Fremden in Griechenland manchmal sehr gut zu brauchen wäre, so doch den besten erfrischenden Trunk weit und breit. Man zeigte uns eine Kanone, die Grivas, als er während der Revolutionszeit hier oben despotisch herrschte, dazu brauchte, um auf die armen Bewohner der Vorstadt Pronia den Tod hinabzuschleudern, wenn sie nicht gleich seinem Verlangen willfahrten und ihm Proviant, oder auch zu seinem Amüsement ihre schönen Weiber und Töchter hinaufschickten. Da ich nicht genug Kriegsverständiger bin, so kann ich von den ehrenwerthen Eigenthümlichkeiten und militärischen Einzelnheiten des Palamides nicht viel verrathen und verließ die Feste weniger befriedigt, als ich es mir als Lohn für mein mühsames Hinaufsteigen erwartet hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen über Spanien.

(Schluß.)

Jede schlecht organisirte kraftlose Regierung gibt Veranlassung zur Bildung geheimer Gesellschaften: je kraftloser die Regierung Spaniens wurde, um so mehr stieg die Zahl und Kühnheit dieser Verbindungen. Gesellschaften dieser Art scheinen überhaupt für den Südländer ungemein viel Reiz zu haben, und je weniger der Staat seinen Genossen, namentlich zur Zeit bürgerlicher Unruhen, Schutz und Sicherheit gewähren konnte, um so üppiger schoßen diese geheimen Gesellschaften empor. Was die Guerillas für das Landvolk sind, das werden die geheimen Gesellschaften für die Städte. Ihr Thun besteht weniger in äußerer Gewaltthat, als in geheimen Machinationen, und gewiß ist der nicht ganz furchtsame Theil der Städtebevölkerung mit Ausnahme derjenigen, welche entschiedene Carlisten sind, in solchen Geheimbunden affiliirt.

Für die jetzige Regierung scheinen weder die Guerillas noch die geheimen Gesellschaften sehr günstig gesinnt zu seyn, eher noch die letztern, in so weit nämlich das Verfahren der Regierung ihren Zwecken gemäß ist; aber der kecke, kräftigere Theil des Landvolks ist gewiß in der Hauptsache royalistisch und carlistisch gesinnt, was hier zusammenfällt. Berathende Versammlungen mögen im Frieden ihr Gutes haben, im Drange der Noth und des Kriegs taugen sie wenig: der französische Konvent läßt sich nicht dagegen anführen, weil auch hier die Mehrzahl entschieden durch einige kühne Leute beherrscht war, welche die andern am Schlepptau nach sich zogen. Solche Leute haben sich bis jetzt in Spanien nicht gefunden, denn niemand wird den jetzigen Madrider Machthabern zugestehen, daß sie das rechte Mittel gefunden haben, den Bürgerkrieg wirksam zu bekämpfen, und, wenn auch mit Gewalt, ihren Ansichten ein sicheres Uebergewicht zu verschaffen. Im Bürgerkrieg aber ist der Erfolg Alles, und die besten Absichten, die schlauesten Plane und die schönsten Reden bedeuten durchaus nichts, erwecken vielmehr in dem thätigen, rüstigen Theil der Bevölkerung Verachtung und Haß. So ist Martinez de la Rosa, so ist Toreno gefallen, so wird Mendizabal fallen, und der göttliche Arguelles und Calatrava sein Schicksal theilen. Niemand wird Herrn Martinez de la Rosa Redlichkeit der Gesinnung, Hrn. Toreno und Mendizabal Schlauheit, und den Herren Arguelles und Calatrava Beredsamkeit absprechen; ihr Erfolg war und ist aber Null.

Ein Hauptgrund lag wohl darin, daß sie, mit französischen Verwaltungs- und Verfassungsideen gesäugt, das Joch eines bureaukratischen Systems einem Lande aufdringen wollten, welches durch die frühere Ungebundenheit verwöhnt, demselben unmöglich freundlich gesinnt seyn konnte. Ein gerechter Sultan ist für minder gebildete und namentlich für südliche Völker das Ideal einer Regierung: sie wollen Thaten, nicht Worte, die Sache und nicht eine Form. Bis jetzt war das konstitutionelle System in Spanien, zum Mindesten gesagt, eine bloße Form, viel Worte und wenig That, somit konnte ein so charakterstarkes Volk nur gleichgültig dabei bleiben, und diese Gleichgültigkeit ging bei der leichtesten Veranlassung in Widerwillen und Haß über. Die Gesinnung der gebildeten Klassen konnte dagegen nichts ausrichten, und man möchte in der That sagen, daß sich die höhern Stände in der Politik, wie hinsichtlich der Religion, den niedern Ständen fügen mußten. Die Frage würde sich also ungefähr so ausdrücken lassen: entwickelt das konstitutionelle System in den höhern Klassen eine hinreichende moralische Kraft, um den untern Ständen genugsam imponiren, und ihnen dasselbe auch gegen ihre Neigung aufdringen und sie allmählich daran gewöhnen zu können? Bei der Erbärmlichkeit der bisherigen konstitutionellen Leiter möchte man geneigt seyn, diese Frage geradezu zu verneinen.

Erwägt man die Macht, welche die niedern Stände in Spanien seit einigen Jahrhunderten, wenn auch sich selbst unbewußt, über die höhern ausübten, die moralische Nichtswürdigkeit und Erschlaffung eines großen Theils der letztern, die Macht, welche ein deutlich ausgesprochener Zweck stets auf die Mehrzahl der Menschen ausübt, und die Schwäche, welche immer aus der Ungewißheit des Ziels entspringt, so darf ein solches Resultat eben nicht in Verwunderung setzen. Der Name des Königs übt in Spanien eine ungeheure Gewalt aus; Ferdinand schadete sich und seiner Sache in der Meinung des Volkes ungemein, daß er sich, wenn auch nur aus Verstellung, dem konstitutionellen System unterwarf, und die Cortes wußten recht gut, was sie thaten, als sie seine Person genau bewachten, daß er ihnen nicht entschlüpfe; mit seinem Namen, wenn auch wider seinen Willen ausgerüstet, schlugen sie jeden Widerstand im Innern nieder, und ohne den Einmarsch der Franzosen hätte das konstitutionelle System sich wahrscheinlich lange genug gehalten, um allmählich Boden zu gewinnen. Jetzt aber stehen die Sachen anders. Don Carlos, der, wenn auch kein ausgezeichneter Kopf, doch den spanischen Nationalcharakter recht gut zu kennen scheint, setzte sich getrost allen Mühseligkeiten und Gefahren aus, um selbst da aufzutreten, wo nur seine persönliche Gegenwart wirken konnte. Wie viel oder wie wenig er selbst zur Organisation seiner Streitkräfte in Navarra beitrug, kommt hier nicht in Betracht: seine eigene Anwesenheit dient zur Fahne, um welche sich seine persönlichen Anhänger, die Feinde der Konstitution, und alle mit der Madrider Regierung Unzufriedenen nach und nach sammeln können. Daß er richtig gerechnet, hat der Erfolg gezeigt.

Republikanische Bestrebungen, auch solche, welche nicht französischer Art sind, haben sich in Spanien allerdings ergeben, sie beruhen aber auf dem Lokalgeist der großen Städte und der einzelnen Provinzen. So sind bekanntlich die Basken ganz republikanisch organisirt, aber dieser Republikanismus verträgt sich mit dem französischen Verwaltungssystem, welches durchaus in den Köpfen der liberalen Leiter spukt, — wenn man Leute, wie Toreno u. dgl. überhaupt so nennen kann — viel weniger, als mit einer königlichen Herrschaft, wie sie in vielen Provinzen Spaniens seit Jahrhunderten ausgeübt wurde. Die Basken hat sich das konstitutionelle System bereits zu unversöhnlichen Feinden gemacht; es wäre ein möglicher Ausweg gewesen, die andern Provinzen, welche weniger ausgedehnte Freiheit genossen hatten, durch Ertheilung ähnlicher Freiheiten an sich zu ketten, dadurch den Kampf in Navarra zu isoliren, und endlich in sich ersterben zu lassen, aber dieß vertrug sich nicht mit der Systemsucht und der Willkür der Machthaber in Madrid, und das jetzige Ministerium hat sich sein Urtheil schon in dem Programm gesprochen, worin es sich entschieden gegen alle föderalistischen Bestrebungen aussprach.

Der Föderalismus wird so ziemlich als das einzige Dauer versprechende System in Spanien anerkannt, und es ist gewiß auch der einzige mögliche Uebergang aus der früher bestandenen großen Einzelfreiheit in eine strengere Staatsform. Die Spanier sind ein zu südliches lebendiges Volk, um sich so leicht dem ihnen gänzlich unbekannten Menschen, der aus der Hauptstadt hergesendet wird, gutwillig zu unterwerfen: einer Lokalaristokratie aber und Lokalbeamten unterwerfen sich die Spanier sehr leicht, viel leichter als die Franzosen, welche in dieser Beziehung oft einen hämischen Neid zeigen, und lieber einem ganz unbekannten Menschen, als ihrem Nachbarn Gehorsam erweisen. Nur mit ausgedehnter Vollmacht versehenen Provinzialverwaltungen kann es gelingen, die früher durch den Krieg gegen Frankreich, später durch den fortdauernden, bald offenen, bald geheimen Bürgerkrieg unstät gewordenen Gemüther zu beruhigen und den durch die geheimen Gesellschaften aufgelockerten Staatsverband zu befestigen, die an Krieg und ein herumstreifendes Leben gewöhnten Menschen wieder zurückzuführen, und einen Ruhe versprechenden Zustand zu begründen. Daß dieß die Madrider Regierung nicht im Stande ist, hat sich genugsam erwiesen, ob Don Carlos es zu thun vermag, muß sich erst zeigen, wenn es aber nicht in Bälde geschieht, so ist zu fürchten, daß der bis jetzt noch allein kraftvolle Zügel, die Gewalt der Religion oder vielmehr der religiösen Gebräuche und Gewohnheiten — denn die Moralität hat häufig mit dieser Religion sehr wenig zu thun — immer mehr im gemeinen Volk erschlaffe, und dann wird die wirklich in Spanien liegende Charakterstärke mehr und mehr in Wildheit ausarten, und eine Mordlust entwickeln, gegen welche alle Gräuel der französischen Revolution Kinderspiel seyn werden.

Aus dieser furchtbaren Lage gibt es für Spanien nur zwei mögliche Auswege: einen baldigen Sieg des Don Carlos, oder die Erhebung eines Mannes, welcher dem Nationalgeist Worte leiht, und seine Kraft vereint gegen die Fremden, namentlich gegen die Engländer, deren Spiel Spanien schon so lange gewesen ist. Nur die Vereinigung unter dem Panier des Königs oder die Verbindung zu einer Kraftentwicklung gegen Außen kann dem jetzigen kläglichen Zustand ein Ziel setzen.

Papyrusrollen in Götzenbildern verborgen.

Herr Anastasi, nicht Athanasi, wie wir in Nr. 341 im v. J. angegeben, hat einen „kurzen Bericht seiner Forschungen und Entdeckungen in Ober-Aegypten" bekannt gemacht, wohin ihn der bekannte englische Konsul, Herr Salt, zur Sammlung von Alterthümern gesendet hatte. Er erzählt in diesem Bericht folgenden merkwürdigen Umstand: „Im Jahre 1817 kamen drei Araber zu uns, um bei unsern Nachgrabungen Beschäftigung zu finden; da sie aber schon ziemlich bejahrt waren, so wurden sie abgewiesen, und beschlossen nun, auf eigene Rechnung zu arbeiten. An demselben Tage noch fanden sie zwei Götzenbilder, auf die sie jedoch keinen Werth legten, obwohl sie schwarz und von der gewöhnlichen Art der altägyptischen Denkmale waren. Gegen Abend gaben sie, verdrießlich darüber, nichts von Werthe gefunden zu haben, die Arbeit auf, und beklagten sich über ihr Mißgeschick, das sie, ihrem Ausdrucke nach, nicht einmal ein Stück Brod für den Tag gewinnen ließ. Plötzlich indeß sprang einer von ihnen auf, nahm die beiden Götzenbilder und ging nach dem Flusse, wo sich damals Lord Belmore, Herr Salt und Herr Drovetti befanden. Der Araber wandte sich an den letztern, der ihm 80 Paras für die beiden

Götzenbilder bot; der Araber verlangte 70, was etwa anderthalb Piaster des Landes ausmacht, und wie er sagte, genügend war, um für ihn und seine beiden Gefährten Nahrung zu kaufen. Da aber Herr Drovetti ihm nicht weiter als 50 Paras geben wollte, so warf er voll Zorn eines der Götzenbilder auf die Erde, wo es zerbrach, und zum großen Erstaunen der Anwesenden eine Papyrusrolle zum Vorschein kam. Herr Drovetti, der nie daran gedacht hatte, daß diese Art von Götzenbildern Papyrusrollen enthalten könnten, war entzückt, der Araber benutzte den Umstand, und Herr Drovetti mußte nun die Papyrusrolle und das andere Götzenbild viel theurer bezahlen, als der Araber anfangs begehrt hatte. Auf solche Weise kam das Geheimniß der alten Aegyptier, oder vielmehr ihrer Priester, an den Tag.

Johann Jakob Astor.

(Fortsetzung.)

Johann Jakob Astor wurde in dem Dorfe Waldorf unweit Heidelberg an den Ufern des Rheins geboren. Obschon in der ganzen Einfachheit des Landlebens aufgezogen, hatte er doch von seiner frühesten Jugend an ein Vorgefühl, daß er einst zu großem Reichthum gelangen werde. Kaum den Kinderschuhen entwachsen, verließ er die bescheidene Wohnung seiner Eltern und ging nach London. Er befand sich zu Ende der amerikanischen Revolution noch daselbst; da aber einer seiner Brüder seit einigen Jahren schon in den Vereinigten Staaten seinen Aufenthalt genommen hatte, so beschloß Astor sich zu diesem zu begeben. Das Schiff, auf dem er die Ueberfahrt machte, wurde durch das Eis fast drei Monate lang in der Chesapeake-Bai aufgehalten, und hier machte er die Bekanntschaft eines Pelzhändlers, den er später nach New-York begleitete, und der ihm rieth, für das kleine Paket mit Waaren, das er mit sich führte, Pelzwerk einzuhandeln. Er befolgte diesen Rath, ging mit diesem Artikel nach London zurück, setzte ihn dort mit Gewinn ab und reiste nun wieder nach New-York zurück, entschlossen, sich für immer in den Vereinigten Staaten niederzulassen, wo er sich ganz dem Handelszweig widmete, den er durch Zufall kennen gelernt hatte. Seines Unternehmungsgeistes ungeachtet, sah er doch bald ein, daß die Mackinaw-Kompagnie allen seinen Versuchen, direkte Verbindungen zwischen den Amerikanern und Indianern herzustellen, große Hindernisse in den Weg lege. Von dem Werth unterrichtet, den die Regierung der Vereinigten Staaten darauf legte, den englischen Gesellschaften mit Erfolg entgegen zu arbeiten, dachte er lange darüber nach, wie er sich hier zu benehmen habe, und fand einen Plan heraus, dessen Gelingen ihm unfehlbar schien. Dieser Plan wurde der Regierung vorgelegt, die ihn genehmigte, und im Jahre 1809 erhielt er von der Legislatur des Staats New-York das Privilegium, eine amerikanische Gesellschaft für den Pelzhandel zu bilden, deren Einlagekapital aus einer Million Dollars bestehen sollte, mit der Befugniß, es bis auf zwei Millionen zu vermehren. Er allein bildete die Gesellschaft und gab das Geld her, weil er glaubte, seinem Unternehmen mehr Festigkeit zu geben, wenn er ihm den Sammelnamen einer Gesellschaft gäbe. Zwei Jahre später kaufte er, nachdem er sich mit einigen Aktionären der Nordwestkompagnie in Einverständniß gesetzt, alle Aktien der Mackinaw-Kompagnie, verschmolz diese mit der seinigen und gab ihr den Namen der Südwestkompagnie. Unglücklicherweise suspendirte der Krieg von 1812 diesen Verein, und nach dem Frieden wurde er gänzlich aufgelöst. Sehen wir nun, auf welchen Grundlagen der Erfolg dieses Unternehmens beruhte.

Durch Cook's letzte Reise war es bekannt geworden, welch ungeheure Menge von See-Ottern die nordwestlichen Küsten von Amerika bewohne, und zu welch hohen Preisen ihre Felle nach China abgesetzt würden. Sogleich warf sich eine Menge von Spekulanten auf diesen Handel, der im Jahre 1792 schon 21 Schiffe verschiedener Nationen, meist aber Amerikaner, beschäftigte. Unter diesen befand sich auch die Columbia, Kapitän Gray aus Boston. Im Verfolg seiner Reisen hatte dieser Kapitän die Mündung eines großen Flusses unter 46° 19' N. B. entdeckt, dem er den Namen seines Schiffes gab. Sir Alexander Mackenzie, der einige Jahre nachher die Beschreibung einer Landreise bis zum stillen Ocean herausgegeben hatte, machte darauf aufmerksam, daß es wohl möglich sey, beide Meere durch eine Kette von Handelsniederlassungen in Verbindung zu setzen, welche die Nation, die sich in deren Besitz befände, zur Herrin des gesammten Pelzhandels machen würde, den Theil allein ausgenommen, den die Russen besäßen. Diese Idee fesselte die Aufmerksamkeit der amerikanischen Regierung, die im Jahre 1804 die Herren Lewis und Clarke mit Untersuchung der Sache beauftragte. Diese Herren fuhren den Missouri hinauf, gingen über die Schluchten der Rocky-Mountains, untersuchten die obern Theile des Columbia, und fuhren auf diesem letztern Flusse bis zu seiner Mündung herab, wo ihr Landsmann Gray zwölf Jahre früher vor Anker gelegen. Hier brachten sie den Winter zu, kehrten im Frühjahr über die Gebirge zurück, und bewiesen die Möglichkeit einer Verbindung beider Meere auf die angegebene Weise.

Die Berichte dieser beiden Reisenden hatten bei Astor Wurzel gefaßt, und er beschloß, sie zu seinem Vortheil zu benützen. Folgendes war sein Plan: Er wollte ein Hauptkomptoir an der Mündung des Columbia, einige Posten längs dieses Flusses und des Missouri, und dann minder bedeutende Stationen an den Flüssen im Innern errichten. Ueberdieß war es seine Absicht, Küstenfahrer zum Behuf des Handels längs der Nordwestküste zu seiner Verfügung zu haben, um dem Hauptetablissement das Pelzwerk zuzuführen, von wo aus dasselbe alljährlich auf einem großen Schiffe nach Canton verladen und als Rückfracht indische Waaren nach New-York eingenommen werden sollten. Astor verlor hiebei den Umstand nicht aus den Augen, daß die Ausdehnung des amerikanischen Handels längs den Nordwestküsten eine feindselige Rivalität bei der russischen Pelzhandelkompagnie hervorrufen müßte, und um sich die Freundschaft dieser gefährlichen Nachbarschaft zu sichern, machte er sich anheischig, ihren verschiedenen Posten die nöthigen Lebensmittel zu liefern, die sie bisher nur auf sehr unsichern Umwegen erhalten hatten. Astor betrachtete die Anstalt, welche er an der Mündung des Columbia gründen wollte, als den Grundstein zum Mittelpunkt eines ausgebreiteten Handels und zu einem Herd der Civilisation für die Bewohner dieses Theils des Kontinents. Die amerikanische Regierung billigte seinen Plan und versprach ihm allen Schutz, der sich mit einer allgemeinen Politik vertragen würde. Astor machte sich nun daran sein Vorhaben auszuführen. Um die Konkurrenz der englischen Nordwestkompagnie zu neutralisiren, machte er ihr den Vorschlag, sie mit einem Drittheil bei seiner Unternehmung zu interessiren, was jedoch verworfen, und ihm dadurch die Ueberzeugung aufgenöthigt wurde, daß er an dieser Kompagnie einen furchtbaren und feindlichen Rivalen haben werde. Sie beeilte sich auch wirklich Agenten nach der Mündung des Columbia zu senden, um daselbst einen Posten zu begründen, ehe noch die Expedition Astors dort eintreffen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 3.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 Januar 1837.

Der Missionär Car:y.

Ueber das Leben des bekannten Dr. Carey ist endlich in London ein authentischer Bericht von einem seiner Verwandten erschienen, aus welchem wir nachstehend das Wichtigste entnehmen wollen.

Carey wurde geboren zu Paulerspury in Nordhamptonshire am 17ten August 1761. Sein Vater, ein Schulmeister, war in sehr dürftigen Umständen, doch scheint er seinen Sohn, welcher frühzeitig eine ungemeine Wißbegierde, namentlich auch für naturhistorische Gegenstände zeigte, so viel an ihm war, unterrichtet zu haben, und der Knabe zog schon frühzeitig geschichtliche Schriften und Reisebeschreibungen jeder andern Lektüre vor, im 14ten Jahre aber wurde er bei einem Schuhmacher in die Lehre gegeben. Dieser Mann scheint zur baptistischen Sekte gehört zu haben, und obwohl in der anglikanischen Kirche geboren und erzogen, wurde Carey doch bei dieser Sekte mit wenig oder gar keiner Vorbereitung Prediger, und heurathete, ehe er noch zwanzig Jahr alt war, gerieth aber, da er sein Schuhmacherhandwerk nicht sonderlich verstanden zu haben scheint, in sehr dürftige Umstände.

Zu Moulton kam er mit mehrern ausgezeichneten Predigern der baptistischen Sekte in Berührung, namentlich mit einem Herrn Fuller, dessen Bekanntschaft später seine Laufbahn als Missionär in Indien sehr erleichterte. Im Jahre 1789 ging er von Moulton, wo er eine kleine Schule geleitet hatte, nach Leicester, wo er mehr Gelegenheit fand, Kenntnisse zu sammeln, und auch seine ökonomischen Umstände verbesserte. Mehr und mehr richtete sich sein Sinn auf Missionsangelegenheiten, und allmählich brachte er auch seine geistlichen Brüder dahin, seine Ansichten zu befördern. Im Oktober 1792 wurde ein Plan entworfen, ein Committee gebildet, und der erste Stamm eines Fonds zusammengeschossen, welcher 12 Pfd. 2½ Sch. betrug; Carey bot sich an, der erste Missionär zu werden, das Anerbieten wurde angenommen, und er nach Bengalen geschickt. In einer spätern Zeit seines Lebens sagte er jedoch zu einem Freunde: „Ich wurde Missionär, weil ich nicht Nein sagen konnte.“

Als die Sache einmal im Gange war, strömten die Beiträge herzu, und Carey ging mit seiner Familie auf einem dänischen Schiffe *) nach Calcutta ab, wo er am 11ten Nov. 1793 ankam. Die ersten Aussichten waren indessen nichts weniger als glänzend: viele Mitglieder der Baptistengemeinde hielten es für abgeschmackt, ihre Hülfsmittel in fernen Ländern zu erschöpfen, während noch so viel zu Hause zu thun sey, und die baptistischen Geistlichen in London wollten an der ganzen Sache keinen Antheil nehmen, wie es scheint, aus Eifersucht gegen die Provinzialgeistlichen, bei denen der Gedanke entstanden war. So flossen die Unterstützungen spärlich, und Careys Begleiter, Thomas, dem die Besorgung der Geldgeschäfte anvertraut war, ließ ihn fast im Elend verschmachten; seine Umstände verbesserten sich erst, als ein Hr. Udney ihn zum Aufseher einer Indigo-Faktorei zu Malda mit einem Gehalt von 200 Rupien machte. Wie sparsam er lebte, mag man daraus abnehmen, daß er von diesem kärglichen Gehalt noch ein gutes Viertheil für Missionszwecke erübrigte. Dabei setzte er sein Studium der Sprachen fort, erlangte eine gründliche Kenntniß des Sanskrits, und erlernte den Dialekt der Provinz, in welcher er sich befand, durch den täglichen Verkehr mit den Eingebornen.

Obwohl die Gesellschaft in England mit großem Unwillen vernahm, daß die hingesandten Missionäre sich mit weltlichen Dingen beschäftigten — sein Begleiter hatte zu praktiziren angefangen, — so setzte er doch seine Missionsarbeiten so eifrig fort, als ihm bei seinem neuen Geschäfte möglich war, fand aber nach dreijähriger Arbeit, daß „statt Erfolgs die Aussichten immer ungünstiger wurden.“ Nichts desto weniger verlangte er die Zusendung von neuen Missionären, und verfiel auch bereits auf den Gedanken einer Vereinigung, wie die der Mission zu Serampur, denn in einem Brief an Hrn. Fuller vom 16ten Nov. 1796 schlägt er vor, daß sieben oder acht Missionsfamilien hingeschickt werden sollten: „Ich schlage vor, daß alle in kleinen Strohhäusern bei einander wohnen, und Alles gemeinsam haben sollen;“ er setzte dann die Vortheile der Gütergemeinschaft im

*) Er erhielt nämlich keine Erlaubniß von den Direktoren, in einem Schiff der Kompagnie abzugehen, weil er von einem Mann, Namens Thomas, begleitet war, welcher, früher Arzt, sich in Indien in Handelsspekulationen eingelassen, und in Schulden gestürzt hatte.

Anfang einer evangelischen Kirche hinsichtlich der Sparsamkeit, der Kindererziehung, des Beispiels und des Fleißes aus einander, denn er schlug vor, daß sie 100 oder 200 Bigas Land anbauen sollten.

Indessen war seine Uebersetzung der Bibel in der Bengalisprache nahe zu vollendet, und Carey schrieb an die Gesellschaft in England, um die Mittel zum Druck zu erhalten; „da der Text von einem gelehrten Eingebornen korrigirt ist," sagt er, „so können Styl und Syntax nicht ganz schlecht seyn."

Im Anfang des Jahres 1797 machten sie eine Missionsreise nach Butan, wo sie gut aufgenommen wurden, und er scheint eine Zeit lang den Gedanken genährt zu haben, sich hier nieder zu lassen, denn die Indigo-Faktorei, von der er 200 Rupien bezog, fallirte, und hörte mit Ende des Jahres auf. Carey begab sich nach Kidderpur, wo er selbst das Geschäft begann, und in Erwartung anderer Missionäre Gebäude errichtete. Die Missionäre kamen, vier an der Zahl, am Ende des Jahres 1799, und begaben sich, da sie im englischen Gebiete sich nicht niederlassen durften, nach der kleinern dänischen Niederlassung zu Serampur, auf dem westlichen Ufer des Hughley, wo der Gouverneur, Oberst Bie, sie freundlich aufnahm. Carey vereinigte sich mit den neuen Missionären, und gab sein Geschäft zu Kidderpur mit einem bedeutenden Verluste auf. Hier kauften sie ein großes Haus nebst zwei Akres Land für 6000 Rupien, was aber ihren Fonds beinahe erschöpfte. Sie schrieben nach Hause, daß sie mit Einschluß des Drucks der Bibel noch für 13,000 Rupien andere Ausgaben hätten, außer ihrem Unterhalt, welcher 250 Pfd. des Jahres betrage: sie verlangten deßhalb „eine ziemlich starke und augenblickliche Beihülfe," und riethen, den ganzen Fonds der Gesellschaft, der aus 5000 Pfd. bestand, nach Indien zu schicken, da das Interesse davon zu ihrem Unterhalt hinreichen würde.

So wurde der Grund zu dem Institut von Serampur gelegt, welches später unter der klugen Leitung der Missionäre zu unerwarteter Wichtigkeit gelangte.

Careys fernere Thätigkeit haben wir früher schon (s. Jahrg. 1834, Nr. 357) geschildert. Seine Arbeiten als Philolog waren namentlich zu jener Zeit, wo die Mittel zur Erlernung der indischen Sprachen noch so gering waren, von großem Werthe. Hinsichtlich des Bengali sagt Professor Wilson, in Uebereinstimmung mit den Eingebornen selbst, daß Dr. Carey das Verdienst habe, „diesen rohen und unsichern Dialekt zu einer regelmäßigen und bleibenden Redeform ausgebildet und fähig gemacht zu haben durch die innige Verwandtschaft mit dem Sanskrit ein tüchtiges Hülfsmittel zur Verbreitung gesunder Kenntnisse und religiöser Wahrheiten zu werden."

Im J. 1823 stürzte er beim Anlanden aus dem Boot ins Wasser, ein heftiges Fieber und spätere Kränklichkeit, von der er nie ganz genas, war die Folge. Im Julius 1833 verspürte er mit Einemmale eine solche Veränderung, daß er seinen Tod für nahe hielt. Gegen Ende des Jahres zwar erholte er sich in so weit wieder, daß er im seinem Bett aufsitzen und einige literarische Arbeiten fortsetzen konnte, aber am 9ten Junius des Jahres 1834 starb er.

Meerfahrt von Griechenland nach Italien,

mit Hinblicken auf die griechische Küste, die ionischen Inseln und die Westküste Italiens.

(Fortsetzung.)

Der Weg nach der Zwillingsfeste Itschkale, die sich nicht halb so hoch erhebt, ist bequemer und man besteigt sie auf einer, hinter dem damaligen preußischen Gesandtschaftshotel belegenen, breiten Steintreppe ohne große Mühe. Ich besah sie in zufälliger Gesellschaft des Regentschaftsmitgliedes, General Heidek, der bei seiner langen Anwesenheit in Griechenland viel für die Ausbesserung und Wiederinstandsetzung des Itschkale gethan haben soll. Doch hat er das dulce mit dem utile vereinigt, indem er mir, oder vielmehr meinem hochstehenden Begleiter, die Schießscharten einmal als treffliche Punkte, um aus denselben die belagernden Feinde ernstlich zurückzuweisen, pries, dann aber auch die herrliche Aussicht anempfahl, die man aus diesen Mauerdurchschnitten habe. Das letztere hat sich bewährt, denn manches treffliche Landschaftsbild des General Heidek ist hier oben aus diesen Schießscharten aufgenommen worden. Der Blick von dieser Höhe über die Ebene von Argos, mit den sie begränzenden Bergreihen, ist wirklich reizend. Die einzelnen Felsenhügel, die in der Ebene ganz isolirt auftauchen, bezeichnete der General als kleine Inseln, indem er annahm, daß früher das Meer bis zu den entfernten Bergen seine Wogen gewälzt habe, eine Ansicht, der man, wenn man das Terrain genau betrachtet, wohl beipflichten möchte.

Die Grundmauern der Feste Itschkale sind noch sogenannte cyklopische, aus kolossalen Felsstücken ohne sichtbares Bindemittel zusammengefügte. Unter den in ihrem Umfange belegenen Gebäuden sind mir nur wenige interessant erschienen. Zuerst das Militärlazareth, so vortrefflich eingerichtet, daß, wäre nicht das Krankseyn dabei unerläßlich, jedermann gewiß gewünscht hätte, hineinzukommen, da man schwerlich irgendwo in Nauplia ein besseres Quartier finden konnte. Dann befindet sich hier oben das Gefängniß, in welchem der arme Kolokotroni ein Jahr in Haft gehalten wurde.

Ich stieg herab von der Feste und die Erinnerung, die ich mit hinabnahm, war keine wohlthuende. Der Abend senkte sich erquickend nach des Tages sengender Hitze nieder. An der südwestlichsten Spitze wird die Stadt von der sogenannten Vierbrüderbastion beschützt. Das ist ein anmuthiges Plätzchen, wo ich manchmal gesessen und aus langem Tschimbuki in die Abendluft hinausgedampft. Auch jetzt besuchte ich es noch einmal und über die Mauerbrüstung hinabgebeugt, schweifte mein Blick weit über das Meer, das leise den Fuß der Bastion umrauschte, bis zur gegenüberliegenden Küste des Golfs, wo das grünbelaubte Astros seine niedern Ufer herabsenkt. Eine heitere Ruhe glänzte über Meer, Himmel und Land. Mitten im Hafen lagen unbeweglich die sieben, die brittische Flottille bildenden Kolosse, unsern von ihnen eine französische Fregatte, eine russische und eine östreichische Kriegsbrick. Auf Booten schwammen Neugierige um die hölzernen Meerpaläste. Immer längere Schatten warfen die lakonischen Felsgebirge, nun glühten nur noch ihre Häupter.

Da donnert von Palamides und von den Kriegsschiffen der Abendschuß. Unter Trommelwirbel senken sich die Flaggen, mit den Farben ihrer Herrscher herab, und die Musikchöre der Linienschiffe senden den tönenden Abendgruß über die Wogen hinaus. In die Stadt zurückgekehrt, kam ich noch zu rechter Zeit, um die Nachtmusik zu hören, die die Garnison dem bisherigen Kommandanten von Nauplia, dem Prinzen Eduard von Altenburg zum Abschiede brachte. Am folgenden Morgen kam dann endlich von der Station Poros unsere Brick Nelson in dem Hafen an, und nun ließen mir die Geschäfte, die eine Einschiffung in Menge mit sich bringt, nur noch Zeit von denjenigen Abschied zu nehmen, die allein mir das Scheiden von Hellas schwer machten. Mit Sonnenuntergang, wenn der Landwind sich erhebt, sollten die Anker gelichtet werden.

Es war gegen sieben Uhr Abends, als ich, nach Vorausschickung meines Gepäcks, wobei natürlich einige dreißig Pfund guten, griechischen Tabaks nicht fehlten, zum Letztenmale über den Platanenplatz wandelte, und der „bella Italia," Nauplia's berühmtestem Kaffeehause, einen freudigen Scheidebilck zuwarf, da ich hoffen durfte, ihre schönere Namensschwester in natura nach wenigen Tagen zu begrüßen, d. h. wenn es Neptun beliebte. Durch die Meervorstadt, dem Bazar Nauplia's, führte mich jetzt mein Weg; in der von einem Paar jungen Würtembergern dort eröffneten Bierbude tranken einige bayerisch-griechische Offiziere, als Surrogat des vaterländischen, Triestiner-Bier, das man theuer genug die Flasche etwa mit 8 Groschen Courant bezahlen mußte. Durch griechische Hausirer und den sie umgebenden Gestank gelangte ich endlich zum Quai, wo mich Kostaki, ein rothkäppiger Griechenbursche, den ich seit Monaten zum Lenker meiner Meerspazierfahrten erwählt, heute zum Letztenmale in sein Boot aufnehmen sollte. Mit einem frohen Sprunge in das kleine Fahrzeug verließ ich den hellenischen Boden und bald schmiegte sich das Boot an den dicken, getheerten Bauch des Nelson, dessen Rücken ich auf der schwankenden Schiffsleiter bestieg. Dort fand ich schon die übrigen Passagiere, bestehend aus mehreren Offizieren, Herrn W., dem bisherigen Beichtvater des Königs Otto, nebst einigen Domestiken und einem preußischen Jagdbeflissenen und Forstmann, der aufrichtig gestand, daß er einen tüchtigen Bock geschossen, indem er sich nach Griechenland übergesiedelt habe. Der vornehmste Reisende, Prinz E. fehlte noch.

Die Lagerstätten in den beiden Kajüten waren bereits von den Frühergekommenen besetzt; ich placirte demnach meine Matratze auf dem Verdecke unter der schützenden Hinterschanze neben dem Steuerruder, eine angenehmere Stelle als die unter dem Verdecke, wo Insekten und griechischer Gestank die nächtliche Ruhe zu stören drohten. Dann begann ich eine Okularinspektion des hölzernen Gebäudes, das uns vielleicht auf ein Paar Wochen beherbergen sollte, und fand freilich zwischen der königl. griechischen Brick Nelson und der Brick irgend einer andern Marine einen großen Unterschied. Gewöhnlich besteht die Besatzung eines Kriegsfahrzeuges dieses Ranges aus 150 Mann, unser Nelson dagegen hatte nur 50 Leute, einen Kapitän, zwei Offiziere und einen Schiffsschreiber. Von den 20 Kanonenlucken waren nur sechs montirt, obgleich große Vorräthe von Geschütz im Zeughause zu Nauplia rosteten. Außerdem bestand die Bewaffnung aus neun Gewehren und Karabinern! Die Kartensammlung war auch nicht splendid zu nennen, da sich nur eine einzige vorfand, und diese rührte, wie die Jahreszahl anzeigte, aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts her. Ein Kompaß, ein alter eiserner Zirkel, an dem eine Spitze fehlte, und den man auch zuweilen als Pfeifenräumer gebrauchte, und ein, ohne Scherz sehr gutes Fernrohr, machten die nautische Instrumentensammlung aus. Ich glaube, daß dieß im J. 1834 ausgerüstete griechische Schiff mit jedem aus der Flotte der Troja belagernden Griechen wetteifern konnte. Die Besatzung des Schiffes war heute in großer Galla, einmal des bedeutenden Passagiers wegen, und dann, weil man noch den Besuch des Königs erwartete. Die Offiziere in blauen Oberröcken mit rothem Kragen und Aufschlägen, die Mannschaft in eben solchen Jacken und gelben Strohhüten, um welche sich ein schwarzes Band schlang.

Um halb zehn Uhr rauschte durch die sternbeleuchteten Wogen ein großes Boot heran; in ihm befand sich der König, der seinen Oheim noch bis zum Schiffe begleitete. Auf dem Verdecke angekommen, wo er mit einem herzlichen: „Zito o Basilevs," begrüßt wurde, unterhielt er sich kurze Zeit mit dem Kapitän und einigen andern Anwesenden, und stieg dann mit dem Prinzen in die Kajüte hinab, wo die beiden hohen Herren ungefähr eine Stunde lang ohne Zeugen verweilten. Es war ein schmerzlicher Abschied, den der König von seinem besten Freunde nahm. Das königliche Boot mit dem jugendlichen Herrscher, dem wir recht aufrichtig gemeinte Segenswünsche nachsandten, verschwand in der Nacht.

(Fortsetzung folgt.)

Johann Jakob Astor.

(Fortsetzung.)

Unter den Kommis der Nordwestkompagnie befanden sich mehrere fähige und erfahrne Männer, die jedoch, entweder weil es eben keine erledigten Stellen gab, oder weil sie nicht gehörig unterstützt wurden, noch nicht befördert worden waren. Astor machte ihnen Anträge, und es gelang ihm, drei von ihnen zu gewinnen, nämlich die Herren Alexander Mackay, Duncan Macdougal und Donald Mackenzie, denen später Herr Wilson-Price Hount noch beitrat. Dieser letztere, Bürger der Vereinigten Staaten und ein Mann von hoher Rechtschaffenheit, ward von Astor zum Hauptagenten und Vertreter seiner Person gemacht. Am 23sten Junius 1810 wurde zwischen Astor und den genannten Herren ein Vertrag unterzeichnet, und die Gesellschaft unter der Firma: Kompagnie des Pelzhandels des stillen Oceans, organisirt. Diesem Vertrag zufolge sollte Astor Chef der Kompagnie seyn und zu New-York wohnen; er verpflichtete sich, die Waaren zum Tausch, Lebensmittel, Waffen und Schießbedarf zum Kostenpreis und bis zum Betrag von 400 000 Dollars zu liefern. Die Fonds der Kompagnie sollten in hundert Aktien getheilt werden, von denen Astor fünfzig behielt und die übrigen unter die Aktionärs vertheilte.

Zu Ausführung dieses umfassenden Planes organisirte Astor zwei Expeditionen, die eine zur See, die andere zu Lande. Die erstere sollte die Kommis nebst sämmtlichen Vorräthen, den Schießbedarf und die nöthigen Handelsartikel an Bord nehmen, und sie an die Mündung des Columbia bringen, um dort einen befestigten Posten zu errichten. Die zweite, von Herrn Hunt geführt, sollte den Missouri hinauffahren, dann über die Rocky-Mountains gehen, zur See-Expedition stoßen, die Kommunikationslinie auf dem Kontinent untersuchen, und die Stellen bezeichnen, wo es zweckmäßig seyn würde, Handelsposten anzulegen.

Die See-Expedition bestand aus dem Tonquin von 290 Tonnen, mit 10 Kanonen und 20 Matrosen. Außer den nöthigen Handelsartikeln hatte man auch noch das Gerippe eines Schooners an Bord, das an seinem Bestimmungsort ausgerüstet und als Küstenfahrer verwendet werden sollte. Das Kommando über dieses Fahrzeug ward dem mit unbestimmtem Urlaub entlassenen Lieutenant der Nationalmarine, Jonathan Thorn, übertragen, einem Mann voller Muth und Entschlossenheit, der sich im Kriege gegen Tripoli ausgezeichnet hatte. Vier von den Theilhabern sollten sich auf dem Tonquin einschiffen, nämlich die Herren Macdougal (Vertreter Astors in Abwesenheit Herrn Hunts, der die Landexpedition leitete), Mackay, David Stuart und dessen Neffe, Robert Stuart. Außer diesen Theilhabern befanden sich noch ein Dutzend Kommis, mehrere Handwerker und dreizehn canadische Reisende (voyageurs) an Bord. Da diese letztern eine bedeutende Rolle in dieser Geschichte spielen, so wollen wir hören, wie Washington Irving sie schildert:

„Die canadischen Reisenden, sagt er, bilden eine Art Brüderschaft, gleich den Arrieros in Spanien, und werden wie diese zu langen Binnenreisen oder Handelsexpeditionen verwendet, jedoch mit dem Unterschiede, daß die Arrieros zu Lande, die Reisenden aber zu Wasser gehen; jene mit Pferden und Maulthieren, diese mit Barken und Kanots. Die Reisenden danken ihren Ursprung dem Pelzhandel, denn die französischen Pelzhändler waren die ersten, welche sie auf ihren abenteuerlichen Expeditionen auf den labyrinthischen Seen und Flüssen des unermeßlichen Binnenlandes verwendeten. Sie entstanden mit den bereits erwähnten Waldläufern zu gleicher Zeit, und pflegten wie diese die Zwischenzeit von einer Expedition zur andern im Müßiggange und unter rauschenden Vergnügungen hinzubringen; binnen Kurzem vergeudeten sie auf solche Weise die Früchte langer Anstrengungen, und thaten es in Sorglosigkeit ihren Nachbarn, den Indianern, gleich.

„Als Canada in die Hände der Engländer fiel und die französischen Handelshäuser sich auflösten, ging es den Reisenden und den Waldläufern lange Zeit sehr schlecht. Es kostete ihnen viele Mühe sich in den Dienst der in Sitten, Gebräuchen und Sprache von ihren vormaligen Herren so verschiedenen neuen Ankömmlinge einzugewöhnen. Nach und nach fügten sie sich indeß in die Veränderung, und betrachteten endlich die englischen Pelzhändler, und besonders die Mitglieder der Nordwestkompagnie, als die legitimen Herren der Schöpfung. Die Tracht dieser Reisenden gleicht weder ganz der der Indianer, noch der der europäischen Kolonisten; sie hat vielmehr von beiden etwas. Sie tragen einen Oberrock aus einer wollenen Decke gemacht, ein Hemd von gestreiftem Baumwollenzeug, weite Pantalons von Tuch oder Leder, Mocassinen von Damhirschfellen und einen Gürtel von buntscheckig gefärbter Wolle, an dem das Messer, der Tabaksbeutel und anderes Geräthe hängen. Ihre Sprache ist eben so bizarr als ihre Tracht; es ist ein französisches mit indianischen und englischen Flicklein und Redensarten ausgestattetes Patois.

„Das Leben der Reisenden verstreicht unter mühseligen und weiten Pilgerfahrten für jeden, der sie in Sold nehmen will, hauptsächlich aber für die Pelzhändler. Die meisten sind von französischer Abkunft, und haben alle die Munterkeit und Sorglosigkeit ihrer Voreltern geerbt. Ein unerschöpflicher Vorrath von Anekdoten und Gesängen steht ihnen zu Gebote, und stets sind sie bereit zu tanzen. Außerdem zeichnen sie sich noch durch Höflichkeit und Gefälligkeit aus; statt jener Rohheit und Grobheit, welche Leuten, die sich mit schwerer, mühsamer Arbeit beschäftigen, gewöhnlich anzuhängen pflegen, sind sie vielmehr stets voller Gefälligkeit. Bei jeder Gelegenheit leisten sie sich gegenseitig kleine Dienste, trösten sich in ihren Mühsalen, und nennen sich, auch wenn keine Bande der Verwandtschaft besteht, dennoch gegenseitig Bruder und Vetter.

„Es kann in der ganzen Welt keine ihren Obern ergebenern, mehr zu Ertragung von Beschwerden fähigen und bei allen Entbehrungen fröhlichern Leute geben als diese Reisenden. Nie fühlen sie sich glücklicher, als wenn sie mit großer Anstrengung einen Fluß aufwärts steuern, und die Nacht schwatzend, um ein Feuer gelagert, an dem unwirthbaren Ufer unter freiem Himmel hinbringen. Sie sind sehr geschickte Schiffleute, die das Ruder gut zu handhaben wissen, und im Stande sind von Morgen bis Abend zu arbeiten, ohne daß ihnen auch nur ein unwilliges Wort entfährt. Während des Ruderns singt der, der am Steuer steht, irgend ein altes Vaudeville, die Ruderschläge geben den Takt und der Schlußvers wird vom Chor wiederholt. Fühlen sie sich zufällig abgespannt oder verdrießlich, so genügt es, eines dieser Lieder anzustimmen, um sie sogleich wieder in Gang zu bringen. Wie oft haben die Echos der canadischen Flüsse diese alten französischen Lieder wiederholt, die seit den ersten Tagen der Kolonie vom Vater auf den Sohn übergegangen sind. Welch angenehmen Eindruck macht es nicht, wenn man beim Sinken eines schönen Tages eine Barke die klaren Gewässer der Seen durchschneiden und die Ruder nach dem Takt eines jener alten Gesänge bewegen sieht, oder wenn unter fröhlichen Melodien, der aufgehenden Sonne entgegengesungen, ein Chor solcher Reisender von der mächtigen Strömung einen der majestätischen Flüsse Canada's hinabgetrieben wird.

„Doch ach, wir sprechen da von Dingen, die raschen Schrittes ihrem Ende entgegen eilen. Die sinnreichen Erfindungen der Mechanik verscheuchen alle Poesie; die Dampfschifffahrt entkleidet unsere Flüsse und Seen, alles Wilden und Romantischen; die Steamers haben sich den canadischen Reisenden eben so unheilbringend erwiesen, als den Schiffleuten des Mississippi. Der Ruhm dieser Reisenden ist erloschen; sie sind nicht mehr die Herren unserer Binnenseen und die großen Schiffer der Wüste. Noch begegnet man hie und da leichten Fahrzeugen, deren Mannschaft Zelte am Ufer aufschlägt und Feuer anzündet, allein sie besuchen jetzt nur noch die seichten Flüsse, wohin die Dampfboote nicht dringen können. Noch einige Jahre und die Reisenden werden ganz verschwunden seyn; ihre Gesänge sterben mit den Echos dahin, die sie unlängst noch zurückgaben; sie werden vergessen werden, und gleich ihren Gefährten, den Indianern, nur in dichterischen Träumen vergangener Zeiten wieder aufleben.“

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 4.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 Januar 1837.

Besteigung des Vulkans Gunong-Api.

(Aus den Erinnerungen einer Reise nach Ostindien von Kapitän Verhuell.)

Nachdem ich meine nöthigsten Geschäfte abgemacht, beschloß ich, mein lange gehegtes Vorhaben, den Vulkan Gunong-Api zu besteigen, endlich zur Ausführung zu bringen. Mehrere meiner jungen Offiziere wollten an dem mühseligen und gefahrvollen Zuge Theil nehmen, und so machten wir uns nach der Wohnung eines Freundes auf den Weg, die am Fuße des Berges lag. Nachts um 2 Uhr brachen wir von dort auf, nachdem jeder die überflüssigen Kleidungsstücke abgelegt und sich mit einem tüchtigen Bambusstock versehen hatte. Die Nacht war schön, hell glänzte der Mond, aber der dicht mit Pflanzen aller Art durchwachsene Wald hüllte uns oft in die dichteste Finsterniß, und wir mußten mit Mühe und Gefahr, von Klippe zu Klippe kletternd, uns einen Pfad bahnen, wobei uns jedoch die mit Klewangs oder Hackmessern ausgerüsteten Indianer gute Dienste leisteten, indem sie nicht nur das dichte Gestrüpp vor uns niederhieben, sondern uns auch auf die durch Erdbeben entstandenen Felsenspalten aufmerksam machten, an deren schwarzem Saum wir hinklimmten. Als wir uns aus dem Walde heraus gearbeitet hatten, eröffnete sich vor uns ein wilder, entsetzlicher Anblick: der ganze Kegel, welcher, von unten gesehen, glatt und eben schien, bestand aus einer Masse lose über einander gestapelter Lavafelsen, welche wüst und nackt gegen den dunkelblauen, vom Mond erhellten Himmel abstachen; die Krone des Berges war von Schwefeldämpfen umhüllt, und hie und da schienen aus dem Krater Feuerstrahlen zu schießen.

Hier ruhten wir ein wenig aus, und begannen dann das gefahrvolle Unternehmen, den steilen Abhang hinaufzuklettern; viele stürzten bei dem mindesten Ausrutschen nieder, und rissen andere im Falle mit sich fort, so daß wir endlich genöthigt waren, in einer Reihe neben einander aufwärts zu klimmen, um nicht durch die herabrollenden Felsenstücke verwundet zu werden. Endlich brach der Tag an, und es eröffnete sich vor uns ein Schauspiel, so erhaben und furchtbar, daß mir die Worte, es auszudrücken fehlen: hier der innerhalb der Tropen so prachtvolle Sonnenaufgang, dort die riesenhaften schwarzen Lavamassen. Wir setzten uns in stiller Bewunderung nieder, um das großartige Schauspirl zu betrachten.

Als wir weiter aufwärts stiegen, begann uns der Schwefeldampf allmählich hinderlich zu werden, die niederfallenden Felsenstücke machten ein hohles Gerumpel, die Kegel wurden steiler, und aus einigen Spalten stiegen Schwefeldämpfe auf; wir hörten jetzt hie und da ein dumpfes Geräusch im Innern des Berges, und endlich erreichten wir den Rand des Kraters. Wild war der Anblick der trichterförmig zulaufenden Oeffnung, welche ganz mit glänzendem Schwefel überzogen war, der aus einer Menge Rinnen sich krystallisirte, und hie und da unter einem dampfen Geräusch in blauen Rauchsäulen aufbrauste. Der Krater schien ungefähr einen Durchmesser von 400 Fuß zu haben, und theilte sich am Boden in zwei Theile. Von der nördlichen Hälfte war kein Grund sichtbar, indem unaufhörlich ein dicker Schwefeldampf daraus emporqualmte; die Seiten des Kraters liefen sowohl nach Innen als nach Außen steil abwärts, so daß der Rand nur 4 bis 5 Fuß breit war, und an einigen Stellen noch viel schmäler.

Der letzte Ausbruch hatte an der südlichen Seite eine Menge Felsklumpen über einander gethürmt und einen tiefen Riß längs den Seiten des Berges gemacht; nördlich erhebt sich ein Pik von etwa 300 Fuß Höhe, der höchste Punkt des Vulkans, welchen wir erstiegen und dort die niederländische Flagge aufpflanzten. Es kam uns die Lust an, die Tiefe des Kraters näher zu besehen, wir banden deßhalb unsere Sacktücher vor Nase und Mund, und stiegen in den Krater hinab. Der Schwefel, über welchen wir gingen, machte ein krachendes Geräusch wie gefrorener Schnee, die Hitze des Bodens nöthigte uns in steter Bewegung zu bleiben, und hie und da dröhnte es unter unsern Füßen. Der Rauch, welcher fortwährend aufstieg, kam aus schönen, wie Krystall glänzenden Schwefelrinnen, welche sich nach und nach durch den Rauch bildeten, und endlich einstürzten, worauf eine ganze Säule aufstieg. Der Glanz der Sonne verlieh dem Schwefel einen hellen Schimmer. Als wir an den Rand des zweiten Kraters gekommen waren, sahen wir nichts als einen heißen und schwarzen Dampf aufsteigen;

ich sammelte einige schöne Lavastücke und Schwefelkrystalle, aber die Luft begann uns eng zu werden, und bei dem geringsten Umspringen des Windes wäre der Schwefeldampf über uns hingeweht und erstickend geworden. Auch hätte unsere Neugierde uns theuer zu stehen kommen können, denn einige Monate später stürzte der ganze Felsenhaufen und ein Theil von dem Rande des Kraters, gerade an der Stelle, wo wir gestanden hatten, in die Tiefe.

Nun mußten wir ans Hinabsteigen denken, welches noch viel schwerer war, als das Hinaufsteigen: Straucheln und Fallen war sicherer Tod, einer unserer Begleiter wurde bei dem Anblick einer steilen Höhe von 4000 Fuß so schwindlich, daß er unmöglich selbst herabgehen konnte, sondern sich von den Indianern fast tragen lassen mußte. Gegen Mittag gelangten wir endlich, abgemattet, mit zerrissenen Kleidern, beinahe ohne Schuhe und überall verwundet, nach Neira und in die Behausung unseres Freundes, wo man uns mit Ferngläsern beobachtet hatte.

Der Vulkan hat in einzelnen Zwischenräumen furchtbar gewüthet; in den Jahren 1586, 1598, 1608 und 1615 schleuderte er Asche und Lavastücke bis Neira, so daß der Boden dort dick bedeckt war. Hierauf blieb er einige Zeit ruhig, brach aber im Jahre 1712 wieder furchtbar aus, wie auch jetzt vor wenigen Jahren wieder der Fall war.

Meerfahrt von Griechenland nach Italien,
mit Hinblicken auf die griechische Küste, die jonischen Inseln und die Westküste Italiens.

(Fortsetzung.)

Es erhob sich allmählich der regelmäßig in jenen Gegenden eintretende Nachtwind. Die Mannschaft trat an die Ankerwinde und begann, unter der sehr einfachen Begleitung einer Piccoloflöte, die das ganze Musikchor des Nelson bildete, den zum Heben des Ankers nöthigen Rundmarsch. Unterdessen bereitete auf Befehl des Prinzen der Koch heißes Wasser, und als der Anker über den Wellen schwebte und von dem frischen Landwinde sich die Segel blähten, tranken wir aus vollen Punschgläsern dem armen Hellas ein herzliches Lebewohl zu! Nur wenige von uns suchten das Lager, die meisten, worunter auch ich, blieben in der sternenhellen Nacht im freundlichen Gespräch auf dem Verdeck, und erfreuten uns an den rasch vorüberweichenden, vom Monde magisch beleuchteten Felsgestaden.

Zu dem angenehmen Theil unserer Fahrt gehörte, was vielleicht besonnenere und dabei unerschrockene Schiffer nicht gethan haben würden, daß unser, allem Anscheine nach nicht sehr erfahrene Kapitän sich immer unfern der Küste hielt, und uns so sehr deutliche Hinblicke auf die interessanten Punkte der hellenischen Ufer gewähret wurden. Am folgenden Vormittage hob sich, kaum eine Viertelmeile von uns entfernt, der pittoreske Felsenkoloß aus den Wogen, auf dem Monembasia liegt. Ich schalte hier ein, daß ich die meisten beachtungswerthen Punkte der griechischen Küste aus früherer eigener Ansicht kannte, und darf daher hin und wieder mit bestimmteren Farben die skizzenartigen Andeutungen ergänzen. Vom Festlande getrennt, steigt der etwa eine halbe Meile im Umfange messende Felsen, der die Stadt und Citadelle trägt, anfangs allmählich aus dem Meere auf, thürmt sich aber dann, etwa in der Mitte seiner Höhe, fast senkrecht empor, so daß man von der Ferne einen gigantischen Turban auf dem Meere schwimmen zu sehen wähnt, dessen Spitze mit einer alten zusammengefallenen Kirche, wie mit einem, in gleichem Maßstabe gehaltenen Knopfe geschmückt ist. Auf der höchsten ebenen Fläche des Felsens befindet sich die Citadelle, wie fast alle ihre moreotischen Schwestern von den baubeflissenen Venetianern herstammend. Die innerhalb ihrer Mauern gelegenen Gebäude sind jetzt nichts weiter als Trümmerhaufen, inmitten riesiger Cactusstauden und Feigengesträuche, die auf dem wenig fruchtbaren Erdreich dennoch lustig fortwuchern. So wie unser Nelson auf seiner Fahrt weiter fortrückte, trat die am Fuße des Felsens auf seiner Südseite liegende Stadt hervor, ein von starken Mauern umgebenes Wirrwarr von Häusern, über welche einige Kirchen hervorragen. Auf der Westseite der Insel endigt die Stadt mit einem Thurmthore, das auf eine hölzerne Brücke von zwölf Bogen hinausführt, die Insel und Festland verbindet. Dieses letztere zeigt sich, so weit es sich, aus dem Meere allmählich aufsteigend, dem Auge darbietet, dürr und rauh, doch mit einzelnen frischen, grünen Stellen. Da sprossen Mandel-, Oliven- und Orangenbäume, der Oleander und die Myrthe. Und welchen Weinkenner kitzelt es nicht auf der lüsternen Zunge, wenn er bedenkt, daß Monembasia außer seinem türkischen Namen: „Mengesche," auch den von „Napoli di Malvasia" führt? An dem Fuße dieses anscheinend dürren Inselfelsens rankt sich die Rebe, die die bekannte köstliche Traube trägt.

Der Prinz berief uns an diesem Morgen zu einer Generalversammlung, in welcher berathen oder beschlossen werden sollte, wie und auf welche Art wir während der Reise unsere Körper bewirthen möchten. Uebrigens war höhern Orts unser Schiff so reichlich mit Vorräthen versehen, daß an ein Geizen hinsichtlich der Tafel nicht gedacht werden durfte. Es wurde daher bestimmt, daß jeder um acht Uhr früh sich in der Kapitänkajüte zum Frühstück einfinden sollte, das aus Kaffee, Brod, Butter, kalten Fleischspeisen und gesottenen Eiern, nach englischem Gebrauche, bestand. Um zwölf Uhr erschien ein dejeuner à la fourchette: drei warme Speisen nebst Südfrüchten. Um fünf Uhr folgte dann die Hauptmahlzeit, aus Suppe, vier Speisen und Dessert bestehend. Wein wurde nach Verlangen in reichlichem Maße servirt. Den Beschluß der leiblichen Genüsse machte Abends halb neun Uhr eine Bowle Punsch. So war denn also für die Sättigung hinlänglich gesorgt. Der Schiffsschreiber, der zugleich das Amt eines Proviantmeisters versah, und die andern Griechen vom Kapitän bis hinab zum Koch mußten sich freilich vor Verwunderung über solch' sybaritisches Schlemmen kaum zu lassen, da bekanntlich ein griechischer Magen leichter zu befriedigen ist, als ein deutscher.

Es begann in den Nachmittagsstunden etwas stärker aus Südost zu wehen, wodurch wir belehrt wurden, daß wir uns dem Kap St. Angelo (Malea) näherten, wo es, wie bei der

zweiten moreotischen Spitze, dem Kap Matapan selten windstill zu seyn pflegt. In kurzer Zeit hatten wir auch das erst genannte Vorgebirge, das sich ganz flach in die See hinabsenkt, erreicht. Um die Zeit des Mittagessens flog unser Schiff, mit seiner rechten Seite tief in den Wellen liegend, lustig dahin, und wir versprachen uns von dem schiefen Diner manchen Spaß. Als wir uns nun zu Tische setzten und die Häupter unserer Lieben zählten, fehlten freilich nicht sieben, aber doch zwei, nämlich der geistliche Herr und ein vor wenig Stunden noch sehr eßlustiger Generaladjudant. Bei der angestellten Nachsuchung entdeckten wir beide in beklagenswerthem Zustande, jeder das Haupt zu einer unbesetzten Kanonenlucke hinausgesteckt und qualvolle Opfer dem Gotte Neptun darbringend, was besonders dem Herrn Pfarrer bei seiner Abneigung gegen die heidnischen Götter schwer anzukommen schien.

Es war damals gerade die Zeit der Unruhen in der Maina, bei welchen sich die Regierung eben nicht mit Lorbeeren bedeckte und viel unnützes Menschenblut opferte, um ein Paar feste Thürme zusammenzuschießen und sich hienach gezwungen zu sehen, die Sache beim Alten zu lassen. So unsicher wie in jenen unzugänglichen Gebirgen des alten ungebeugten Sparta's war auch die Meergegend, wo die mainotischen Piraten von jeher ihr Unwesen zu treiben pflegten. Einige verdächtige Barken, die vom Lande her auf uns zuschwammen, hielten sich in respektvoller Ferne, vermuthlich weil sie in dem Irrwahn schwebten, daß unsere sechs eisernen Kanonen geladen wären. Links hatten wir nun die letzte, oder für uns die erste jonische Insel, doch schon außer dem jonischen Meere liegend, Cerigo mit ihren steilen, kahlen Felsenufern, nahe genug, daß wir ihre Nordspitze mit dem kleinen Porto Tino und dem dabei liegenden Flecken Potamo deutlich sehen konnten, Cerigo, das alte Cythera, an dessen Gestaden Aphrodite dem Schaum des Meeres entstieg, dann sich aber nach den reizendern Gefilden von Paphos begab, die freilich eine freundlichere Stätte zum Dienste der Liebe darboten, als Cythera's nackte Felsen. Es ist bekannt, daß auf diesem kleinen Eiland die Verehrung der reizendsten Göttin durch die Phönizier eingeführt wurde und hier einst ihr ältester Tempel stand, von dem aber schon Reisende vor zweihundert Jahren nur noch unbedeutende Ueberbleibsel sahen. Die alte Stadt Cythera, der Palast des Menelaus, die Bäder, deren Fluth um die holden Glieder der schönen, verderbenbringenden Helena sich schmiegte, Alles das ist jetzt verschwunden. Wo sonst süße Hymnen der Göttin ertönten, rasseln jetzt brittische Trommeln. Aber in den friedlichen griechischen Bewohnern, in ihren sanften Sitten und Gebräuchen scheint sich noch die Erinnerung an die entfernte Vergangenheit erhalten zu haben. Daß der Dienst der paphischen Göttin nicht verschwinde, dafür wird die englische Garnison wohl sorgen, die hier ihr Wesen treibt und Alles anwendet, um Cerigo zu einem zweiten Gibraltar zu machen. Das älteste Schachervolk der Welt, die Phönizier, waren die ersten Herrn der Insel, jetzt sind es die Engländer. So kehrt Alles im Kreislaufe der Zeit wieder.

(Fortsetzung folgt.)

Versteigerung der Niagarafälle.

Der Spekulationsgeist hat sich an die tausendjährige Einsamkeit des Niagara gewagt; die Nützlichkeitsmänner werden bald keinen Grund mehr haben, über Verschwendung von Wasserkraft hinsichtlich der Wasserfälle zu klagen. Der Flecken in der Nähe dieses Wunders der Welt ist eben jetzt unter dem Hammer, und die Gasthäuser gedrängt voll hungriger Spekulanten, deren Gespräch sich um den Preis des Fußes für Haus-, Laden-, Wasser- und Mühlplätze dreht. Die Fälle kommen als Naturmerkwürdigkeit hier nicht mehr in Betracht, ihr Hauptwerth wird durch die Wichtigkeit der Kanäle und Durchstiche bestimmt, die an dem Flusse projektirt werden zur Anlage hydraulischer Werke jeder Art.

Die meisten Plätze im Flecken Niagara wurden vor mehr als 30 Jahren von den Herren Porter gekauft, als das ganze Land eine Wildniß war. Mit wenigen unbedeutenden Ausnahmen blieb das Eigenthum bis vor Kurzem in ihrer Hand. Neulich haben sie jedoch einen Theil an Rathbun von Buffalo verkauft, und nehmen nun in Gemeinschaft mit diesem großen Spekulanten die Versteigerung vor. Sie behaupten mit großer Zuversicht — und schwerlich dürfte man widersprechen, daß die Lage vor allen in den Vereinigten Staaten die wesentlichsten Erfordernisse zu einem „profitablen“ Geschäftsplatz besitzt. Der Himmel vergeb ihnen, daß sie das ausgefunden haben — daß sie die Ufer des Niagara mit häßlichen Mauern von Stein und Mörtel entstellen, und das Schnurren der Spindel und das Getöse des Räderwerks mit den ewigen Harmonien der Natur vermischen wollen. Doch das ist dichterische Faselei; — es kümmert wenig die gemeine praktische Welt, und die Geldwechsler werden nicht wie im Tempel zu Jerusalem aus diesem Tempel der Natur ausgetrieben werden. (Bostoner Atlas.)

Johann Jakob Astor.

(Fortsetzung.)

Kehren wir jetzt zur Reise des Tonquin zurück. Vor der Einschiffung richtete Astor ein Schreiben an die vier Theilhaber, welche mit diesem Schiff abgehen sollten, das ihre Instruktionen enthielt. Auf das dringendste ermahnte er sie, einig unter sich zu seyn und sich gleich bei ihrer Ankunft vorsichtig zu benehmen, um bei den Wilden eines günstigen Eindrucks gewiß zu seyn. „Findet Ihr sie Euch geneigt, sagte er unter Anderem, so zeigt Euch eben so wohlwollend gegen sie; ist dieß aber der Fall nicht, so zeigt Euch kaltblütig und gemessen, und sucht sie zu überzeugen, daß Euch daran gelegen sey ihre Freundschaft zu gewinnen.“ Aehnliche Instruktionen erhielt Kapitän Thorn, den er überdieß noch warnte, den Freundschaftsbezeugungen der Indianer nicht zu sehr zu trauen und stets gegen eine Sinnesänderung von ihrer Seite auf der Hut zu seyn.

Der Tonquin segelte am 8ten September 1810 ab. Die Ueberfahrt selbst wollen wir nur kurz berühren. Gleich vom ersten Augenblick an wurde die Eintracht durch ernste Mißverständnisse getrübt, die sich zwischen dem Kapitän und den Theilhabern erhoben. Der erstere, ein unbeugsamer Seemann, kannte nichts als Disciplin und seine Instruktionen. Er behauptete, daß die Macht der Theilhaber während der Reise aufgehoben sey und nur erst nach der Ausschiffung beginne. Diese dagegen sagten, daß sie, als Astors Vertreter, auch auf dem Schiff zu befehlen hätten. Hieraus entstanden natürlich endlose Zwistigkeiten und Zänkereien, die so weit gingen, daß als die Herren Mac-

dougal und David Stuart bei einem Aufenthalt an den malouinischen Inseln auf die Jagd gegangen waren und nicht zur bestimmten Zeit wieder an Bord eintrafen, der Kapitän die Segel aufziehen ließ, ohne ihre Rückkunft abzuwarten, so daß beide, wäre der Wind nicht zufällig schwächer geworden, auf einer wüsten Insel zurückgeblieben wären. Der Tonquin umschiffte das Kap Horn am 25sten December und bekam am 11ten Februar 1811 Owyhee oder Hawaii zu Gesicht. Nachdem man auf den Sandwichs-Inseln die nöthigen Lebensmittel und einige Insulaner an Bord genommen hatte, segelte Kapitän Thoen am 28sten Februar weiter und kam am 22sten März an der Mündung des Oregon oder Columbia an.

Die Mündung dieses Flusses bot einen sehr wilden und gefahrdrohenden Anblick. Im Innern des Landes stiegen hohe mit Schnee bedeckte Berge terrassenförmig empor, und von allen Seiten sah man sich von Sandbänken und Brandungen umgeben. Eine Schaluppe ward ausgeschickt, um das Fahrwasser zu untersuchen. Der Hochbootsmann Fox, ein alter Matrose, Namens John Martin, und drei Canadier erhielten diesen gefährlichen Auftrag und verloren sämmtlich das Leben. Zwei Tage später wurde eine andere Schaluppe zu demselben Zweck ausgesetzt, deren Kommando man Herrn Aiken, einem geschickten Seemann, anvertraute, der bestimmt war den Schooner zu befehligen, der die Küstenfahrt versuchen sollte; als Begleitung erhielt er Coles, den Segelmeister, Weekes, den Waffenschmied, und zwei von den Sandwichs-Insulanern, die man in Owyhee an Bord genommen hatte. Das Schicksal dieser Schaluppe war um nichts besser als das der erstern: sie schlug um, der Kommandant und der Segelmeister ertranken, und die Uebrigen retteten sich schwimmend ans Land. Einer der beiden Insulaner starb noch an den Folgen dieses Unglücks, und nur der andere und der Waffenschmied kamen mit dem Leben davon. Dieser Anfang schien von trauriger Vorbedeutung für das Unternehmen, doch gelang es dem Tonquin inzwischen in einer kleinen Bucht vor Anker zu gehen.

Mit Einbruch der Nacht gingen die Sandwichs-Insulaner an das Land, um ihrem verunglückten Landsmann die letzte Ehre zu erweisen. Sie gruben ein Loch in den Sand, legten den Leichnam darein, und gaben ihm einen Zwieback unter den einen Arm und etwas Speck und Tabak unter das Kinn, als Lebensmittel auf seiner Reise in das Land der Geister. Als das Grab mit Sand und Kieselsteinen ausgefüllt war, knieten sie, das Gesicht gegen Osten gewendet, zu beiden Seiten desselben nieder, und einer von ihnen, der das Priesteramt verwaltete, goß Wasser, das er mit seinem Hut schöpfte, über den Hügel, indem er eine Art Gebet dazu sprach, in das die Uebrigen abwechselnd einfielen. Als die Ceremonie vorüber war, standen Alle auf, und kehrten schweigend, ohne einen Blick hinter sich zu werfen, an Bord des Schiffes zurück.

Die erste Sorge der Theilhaber nach der Ausschiffung war, einen günstigen Platz zu einem Centralposten für ihr Unternehmen zu suchen. Nach langem Bedenken entschieden sie sich für eine Landzunge, die Georgspitze genannt, mit einem guten Hafen, wo Schiffe bis zu 200 Tonnen bis auf 25 Toisen vom Lande vor Anker gehen konnten. Hier legten sie ihren Hauptposten an, der, dem unternehmenden Chef zu Ehren, den Namen Astoria erhielt.

Während dieser Zeit besuchten sie ein Dorf der Chinouques-Indianer, wo sie von dem alten, verschlagenen, einäugigen Häuptling Comcomly gastfreundlich aufgenommen wurden. Jedes Dorf bildet ein kleines souveränes Gebiet, von einem eigenen Häuptling beherrscht, der jedoch, wenn er nicht reich ist — d. h. wenn er nicht viele Kanots, Sklaven und Weiber besitzt — nur wenig Gewalt über seine Unterthanen hat; die Zahl der Weiber besonders ist der Maßstab seiner Macht. Da von Sklaven die Rede war, so muß bemerkt werden, daß die Sklaverei bei mehrern Stämmen jenseits der Rocky-Mountains gebräuchlich ist. Die Sklaven werden, so lange sie gesund sind, gut behandelt; werden sie aber in Folge von Krankheit oder Alter unbrauchbar, so vernachlässigt man sie gänzlich, läßt sie umkommen und erweist dann dem Leichnam nicht einmal die letzte Ehre. Nicht nur die Chinouques, sondern alle Stämme an diesem Theil der Küste haben die Gewohnheit, ihren Kindern die Stirn platt zu drücken. Sie werden zu diesem Ende in einen hölzernen Trog gelegt, dessen oberes Ende, wo der Kopf des Kindes liegt, höher ist als die übrigen Theile. Auf die Stirn des Kindes wird nun ein Stück ausgefütterte Leinwand und auf diese ein Stück Rinde gelegt, und durch Schnüre stark angezogen, die durch Löcher gehen, welche man zu beiden Seiten in den Trog gebohrt hat. Da der Druck nach und nach verstärkt wird, so soll die Operation nicht schmerzhaft seyn; der Anblick eines solchen Kindes während derselben ist jedoch abscheulich, da es ganz wie eine in der Falle gefangene Maus aussieht. Dieser Druck, ein ganzes Jahr lang fortgesetzt, hat den gewünschten Erfolg, denn nach Verlauf dieser Zeit kommt das Kind mit einem ganz platten Kopf aus dem Trog heraus und behält diese Verunstaltung für seine ganze Lebenszeit. Diese Operation ist jedoch ein Vorrecht der Aristokratie, denn den Sklaven ist es durchaus verboten, ihre Kinder auf solche Weise zu entstellen.

Der Tonquin sollte, wie bereits erwähnt, den von Astor dem Kapitän zugestellten Instruktionen zufolge, nach der Ausschiffung an der Mündung des Columbia seine Fahrt an der Küste nach Norden fortsetzen, in den verschiedenen Häfen Pelzwerk einhandeln und auf dem Rückwege im Herbst wieder nach Astoria kommen. Es ward demzufolge einstimmig beschlossen, daß Herr Mackay als Superkargo und Herr Lewis als Kommis die Fahrt mitmachen sollten. Der Tonquin lichtete nach einem Aufenthalt von vier Tagen durch widrigen Wind am 1sten Junius die Anker, und stach am 5ten Morgens mit gutem Wind in See. Ehe wir aber dieser Expedition folgen, wollen wir zuvörderst sehen, was während dieser Zeit in Astoria geschah.

(Fortsetzung folgt.)

Die Grand Jury der Stadt New-York hat eine Anklage auf Todtschlag gegen den Kapitän und Steuermann des „Boston" gefunden. Einige solche Anklagen gegen Offiziere von Dampfbooten, durch welche Schaden verursacht wird, dürften dergleichen Vorfälle gewiß seltner machen, da man in der Dampfmaschinen-Baukunst so weit gekommen ist, daß bei gehöriger Vorsicht nicht leicht ein Unglück vorfallen kann.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 1** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Charos und das Mädchen; der Gang um Mitternacht. — Lord Byron. Erster Artikel.

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 5.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 Januar 1837.

Ueber den jetzigen und frühern Zustand der Gletscher im Kanton Wallis.

(Aus dem Edinburgh New Philosophical Journal.)

Herr Venetz, Ingenieur der Brücken und Straßen im Kanton Wallis, beschäftigte sich mehrere Jahre lang mit dem Studium der Gletscher und der dabei vorkommenden Phänomene, und seine Aufmerksamkeit war hauptsächlich auf die einzelnen Felsblöcke gerichtet, welche von der Kette der Alpen bis zum Jura, und vom Südabhang der erstern bis zu den Ebenen Ober-Italiens, so wie überhaupt in den Thälern und am Fuße aller hohen Bergketten vorkommen, mit Ausnahme derjenigen, welche zwischen den Wendekreisen liegen, wo die Massen von ewigem Schnee nicht in Gletscher umgewandelt werden können. Die ausgezeichnetsten Geologen haben bisher die Fortschaffung dieser Blöcke an die Orte, wo wir sie jetzt finden, der Kraft des Wassers zugeschrieben, Venetz aber schreibt sie der Thätigkeit der Gletscher zu, und glaubt, sie seyen nichts Anderes als sogenannte Gletscherwälle oder Firnstöße. Auf den ersten Anblick muß eine solche Meinung höchst unwahrscheinlich erscheinen. Wie ist zu glauben, daß alle die großen Thäler von ungeheuren Gletschern bedeckt waren, welche sich fast über das ganze Land zwischen den Alpen und dem Jura, ja an einigen Stellen noch über diesen hinaus erstreckt haben müßten? Wie läßt sich dieß mit den zahlreichen Thatsachen zusammenreimen, welche beweisen, daß früher die Temperatur dieser Landstriche viel höher war als jetzt, und Palmen erzeugte.

Bei näherer Betrachtung überzeugt man sich indeß bald, welche große Wahrscheinlichkeit diese Ansicht für sich hat. Wo Gletscher Steine ablagern, sind sie ohne Ordnung, ohne Rücksicht auf Größe über einander aufgehäuft, die größten Blöcke sind mit Kies und Sand gemischt, und alle gleichweit fortgeschafft, während bei dem Fortschaffen durch Wasser das schwerste natürlicherweise zuerst sinkt. Indessen wird auch manchmal das Abfließen des Wassers durch Gletscher und Gletscherwälle gehindert, so daß sich kleine Seen an deren Seiten bilden, wo Steine, Sand und Lehm durch die Strömung niedergeschlagen werden; man darf sich deßhalb nicht verwundern, wenn augenscheinlich im Wasser vorgegangene Niederschläge sich in der Nähe der Gletscherwälle finden; obwohl die meisten durch die Gletscher fortgeschafften Steine abgerundet sind, oder wenigstens ihre scharfen Ecken verloren haben, so finden sich doch manchmal auf dem Rücken der Gletscherwälle große Felsblöcke, welche in keiner Art abgerieben sind.

Gletscherwälle haben einen oder mehrere Kämme, manchmal ist ihre Form konisch, oder sie bieten eine Reihe konischer Hügel dar; hat ein Gletscher, wie gewöhnlich, mehrere Wälle, so sind diese parallel, und die Oberfläche der Zwischenräume ist nackter Fels oder nur schwach mit Erde und losen Steinen bedeckt, niemals aber haben Gletscherwälle die Form flacher Alluvialmassen, wie strömende Wasser sie ablagern, denn die Gletscher dringen bis auf den festen Fels durch, und schieben alle Erde, Steine und Felsentrümmer vor sich her. Die innere Masse der Gletscher besteht aus Eis, oder vielmehr gefrorenem Schnee ohne Mischung von Erde und Steinen; fallen Blöcke durch eine Spalte auf den Boden des Gletschers, so werden sie gerollt oder vorwärts gestoßen, werden sie zwischen den Wänden eingeklemmt, so erscheinen sie nach Ablauf einer gewissen Zeit wieder auf der Oberfläche des Gletschers, aber viel weiter unten im Thal. Fällt ein Block ganz am Ende eines Gletschers durch eine Spalte auf den Boden zu einer Zeit, wo der Gletscher sich zurückzieht, so bleibt er auf derselben Stelle liegen, wo er fiel. Dieß erklärt, warum so wenig Blöcke in der Tiefe der Thäler oder am Fuße der Alpen sich finden, mit andern Worten, in allen denjenigen Ebenen, welche früher den Grund der alten großen Gletscher bildeten.

Es ist seit Sauffure's Zeit wohlbekannt, daß die Wälle zweier Gletscher, welche unter spitzigen Winkeln aneinanderstoßen, sich nicht vermischen, woraus es sich erklären läßt, warum die Blöcke aus dem einen großen Thale sich nicht mit denen, welche in einem andern Thale ihren Ursprung haben, vermischten, ein Umstand, welcher sich gar nicht erklären ließe, wenn strömende Gewässer die Felsen fortgeschafft hätten. Da die Gletscher von den Höhen der Alpen abwärts stiegen, so muß ihre zerstörende Wirkung höher hinauf länger gedauert haben, als in den Thälern und am Fuße der Berge; es ist deßhalb nicht zu verwun-

dern, daß das Abreiben und Glätten der Steine in den höhern Thälern und den Hochpässen der Alpen viel länger dauerte, als in dem tiefern Theile der Thäler. Wäre das Abtreiben durch das Wasser geschehen, so würde der Fall gerade umgekehrt seyn.

Das Vorkommen der Alpenblöcke auf den Abhängen des Jura macht durchaus nicht nothwendig, daß die alten Gletscher mit ihren Massen den ganzen Raum zwischen den Alpen und dem Jura ausgefüllt haben müssen; eben so wenig rechtfertigt das Vorkommen von Alpenblöcken in größerer Ferne von der Schweiz die Vermuthung, als hätten sich die alten Gletscher so weit ausgedehnt, im Gegentheil, diese letztern Blöcke wurden augenscheinlich durch Wasser fortgeschafft, was sich auch daraus ergibt, daß sie immer kleiner werden, je weiter sie sich von den Alpen entfernen. Blöcke von 5 bis 6 Fuß im Durchmesser kommen in der Nähe von Lyon 200 Fuß über der Rhone vor, während sie in der Ebene von Crau nicht mehr als 5 bis 6 Zoll Durchmesser haben. Um 5 Fuß dicke Blöcke so weit zu führen, mußte das Wasser in der Rhone damals viel bedeutender seyn, als dieß jetzt der Fall ist, eine Annahme, welche sich nur durch viel größere Gletscher erklären läßt, als jetzt vorhanden sind.

Es bleibt nur noch übrig, die Annahme solcher ungeheuren Gletscher mit den Thatsachen in Uebereinstimmung zu bringen, welche eine frühere höhere Temperatur dieses Landstrichs beweisen. Zur Zeit, als die flachen Distrikte der Schweiz ein Klima hatten, welches hinreichend warm war, um Palmen zu erzeugen, bestanden die Alpen noch nicht; der Jura allein bildete ein Hochland, welches von der See im Süden durch ein niederes Land, eine Art flacher Küste, getrennt war. Weder die Jurakette selbst noch das Küstenland an ihrem Fuße lagen so hoch, wie jetzt. In einiger Entfernung von dem Küstenlande standen einige über die See wenig hervorragende Inseln, deren Vegetation hauptsächlich aus Farren, schafthenähnlichen Gewächsen und einigen Monokotyledonen bestand, wie die Abdrücke in den Schiefern von Erbignon, Salvan, Getroz, dem Col de Balme und andern Orten zu beweisen scheinen. Während dieses Zustands der Dinge fand eine große und wahrscheinlich die letzte Erhebung der Alpen statt, ein Ereigniß, welches nach Buch und Beaumont eine der sichersten Thatsachen in der Geologie ist. Die Wirkung dieses Ereignisses dehnte sich nicht bloß auf die Alpen aus, sondern auch, obwohl in geringerem Grade, auf das Juragebiet und das Küstenland an seinem Fuße, welche sämmtlich zu einer viel größern Höhe erhoben wurden, als sie vorher hatten.

Alles führt auf den Schluß, daß die Alpen einst viel höher waren, als jetzt: ein Ereigniß, wie die Erhebung eines solchen Gebirgs, mußte eine Menge Ortsveränderungen, Risse, Brüche und die Bildung hohler Räume veranlassen; die erhobenen Massen stürzten zusammen und sanken, bis der ununterstützte Theil abermals eine feste Lage annahm und die ganze Masse ihre jetzige Festigkeit erhielt. Eine so große Erhebung über das Meer mußte ferner in Vereinigung mit einer Verminderung der Temperatur der Erde selbst eine große Veränderung im Klima dieser Distrikte herbeiführen: die Atmosphäre wurde abgekühlt, die Alpen bedeckten sich mit Schnee, welcher, indem er fortwährend in die Thäler fiel, diese ungeheuren Gletscher bildete, welche allmählich die ganze niedere Schweiz bedeckten und die ihre Gletscher zuweilen bis an den Jura vorschoben. Diese Gletscher verminderten sich wieder, und zogen sich zurück, als das oben erwähnte Sinken eintrat, und da die Höhe der Alpen, des Jura und der dazwischen liegenden flachen Ländereien allmählich etwas abnahm, so wurde auch das Klima wieder milder, bis es seine jetzige Temperatur erhielt.

Meerfahrt von Griechenland nach Italien,

mit Hinblicken auf die griechische Küste, die jonischen Inseln und die Westküste Italiens.

(Fortsetzung.)

Vom Monde gespenstisch beleuchtet zeigte sich das Kap Matapan, an dem uns der noch immer anhaltende Wind am späten Abend vorbeitrieb. Ein heißer Hauch wehte von Afrika herüber, so daß er selbst die Kühle der Nacht, und mit ihr den Schlaf verscheuchte. Darum raffte auch ich mich vom harten Lager auf und lehnte mich über Bord. Vor meinem Blicke flog, wie in einem Diorama, die gezackte Küste Morea's vorüber. Nach Mitternacht verschwand der Mond und die Nacht wurde finsterer. Um so deutlicher zeigte sich nun das elektrische Leuchten der südlichen Meere, Funken umsprühten die Seiten des Schiffes und eine glitzernde Bahn blieb weit hinter dem Steuerruder zurück. Auf dem Verdeck war Alles todt und still, nicht das geräuschlose Leben wie auf andern Schiffen, wo die Hälfte der Mannschaft wachsam auf ihrem Posten, auch während der Nacht steht, jedes Winks des Kapitäns oder des Windes gewärtig. Auf dem Nelson lag der größte Theil der Leute unten, einige auf dem Deck in tiefem Schlafe versunken. Am unbeholfenen, von keinem Rad bewegten Steuerruder saß auf hölzernem Schemel der 60jährige, riesengroße Steuermann, in dessen Hand für jetzt unser Schicksal lag. Zu dem Alten gesellte ich mich, da die laxe Disciplin unsers Schiffes es nicht untersagte, mit dem Steuermann zu plaudern. Von seinem zehnten Jahre schwamm er schon in diesem Meere umher und konnte also mit den Fluthen, so gut wie ein ci-devant venetianischer Doge, seine goldene Hochzeit feiern. Weiter als bis Corfu war er westlich nicht gedrungen. Früher hatte der alte Kostaki (Konstantinchen, wie man seltsam genug den alten vierschrötigen Mann mit dem Diminutivnamen benannte), auf einem Piratenschiffe gedient, geraubt und auch wohl gemordet, dann trieb er dasselbe Handwerk, nur mit einer Art von Privilegium auf einem hydriotischen Schiffe in dem griechischen Befreiungskriege gegen die Türken, bis er endlich bei der neuen Ordnung der Dinge seinen jetzigen Platz erhielt, eigentlich ein Ruheplätzchen, so lange die Regierung nicht mehr Geld auf die Marine verwendet, durch die Griechenland doch nur einzig und allein aus seinem politisch-schwindsüchtigen Zustand errettet werden kann. Kostaki war ein guter Bursche, Tag und Nacht auf den Beinen, so daß ich gar nicht begriff, wann der Alte eigentlich schlief. Machte Windstille seine Gegenwart am Steuer nicht nothwen-

dig, so half er kochen. Abends schlug er den Zapfenstreich und honorirte die zur Nacht herabsinkende Flagge mit drei Flintenschüssen. Zur Erholung dressirte er einen Affen, der die Reise mitmachte, und zeigte sich dabei als trefflicher Philologe. Er war Alles in Allem, und wenn auch nicht dem Namen nach, so doch in der That eigentlich der Kapitän unsers Schiffes, wogegen der, der diesen Titel führte, sich als ein unwissender, roher und in der Gefahr verzagter Mann dokumentirte, der Tag und Nacht schlief, und auf ächt griechische Manier an einen derben Schiffsjungen Liebkosungen, wie an eine Geliebte verschwendete.

Am Morgen kamen wir in die Nähe der dritten südlichen Spitze des sterngeformten Peloponnes, zum Kap Gallo mit den in seiner Nähe liegenden Inseln Venetico, Kabrera u. s. w. Der Wind war mehr nach West gegangen, so daß wir nicht mehr mit der Schnelligkeit fortflogen, wie bisher. So trieben wir ganz nahe an das schmal dahin gestreckte kleine Eiland Sapienza heran, das den Eingang zum Hafen von dem nahen Modon vertheidigen hilft. Die unbedeutende Felseninsel mag früher manchem venetianischen Handelsschiffe doch wohl bedeutend vorgekommen seyn, da in ihren Buchten und denen des nahe gelegenen messenischen Ufers damals häufig Raubschiffe der Barbaresken auf Beute lauerten. Später haben griechische Piraten Sapienza als eine ihrer Hauptstationen betrachtet, sind aber jetzt ruhiger geworden, seit englische, französische und russische Kriegsschiffe häufiger diese Gewässer besuchen. Merkwürdig würde die Insel geworden seyn, wenn die in neuerer Zeit gefaßte Idee ins Leben getreten wäre, dem Johanniter-Orden Sapienza als vorläufigen Ersatz für Malta zu geben. Gegenüber der Nordspitze der Insel und vielleicht nur eine halbe Meile entfernt, liegt Modon, auf dem steilen Felsufer sich amphitheatralisch bis zu einer hohen Ebene erhebend, wo die Akropolis über die niedrigen Häuser der Stadt drohend nach dem Hafen hinabsieht, aus welchem im Herbste 1828 Ibrahim mit dem Reste seines Heeres und seiner Flotte, als Besiegter zu seinem Vater, dem alten ägyptischen Fuchse zurückkehrte. Kahl und dürr zeigt sich jetzt die Umgegend, nur von wenigen Oelbäumen durchgrünt.

Noch ist Modon nicht dem Blicke entschwunden, als sich auch schon das in neuerer Zeit weltberühmt gewordene Navarin, von dem erstern etwa anderthalb Meilen entfernt, repräsentirt. Der Hafen, bekannt durch seine Größe, da im J. 1827 in ihm die drei christlichen Flotten gegen die türkische kämpften und diese vernichteten, wird vom Meere durch die von Nord nach Süd sich hinziehende schmale Insel Sphagia geschieden. An der Südspitze dieses kahlen, felsigen Eilandes öffnet sich die für größere Schiffe praktikable Einfahrt, die aber bestrichen durch das Geschütz der dabei liegenden Citadelle Navarin (Neokastron) wohl auch zu einer Hinabfahrt auf den Meeresgrund werden kann, auf welchem die Kanonen der in jener Schlacht versenkten türkischen Flotte ruhig auf ihre Auferstehung warten. Aus jenen Flammen schwang sich, wie enthusiasmirte Griechenfreunde meinten, damals phönixgleich die griechische Freiheit auf. Aber, darf man hinzufügen, sie beleuchteten so viel hellenische Schmutzflecken, daß es beinahe besser gewesen, wenn die ganze Illumination unterblieben wäre. Als Stadt ist Navarin, ähnlich allen griechischen Städten, ein unsauberes Gewirr von halbverfallenen Hütten und Hüttchen, in welchen ungefähr 1200 Menschen leben. Wie? kann man sich erklären, da die Bewohner Griechen sind, unter welche sich in neuerer Zeit noch einiger dalmatinische und italienische Ausschuß gemischt hat. In der Mitte der Stadt bilden einige kleine Buden den Bazar, auf welchem neben guten Südfrüchten, schlechtem Wein und ranziger Ziegenmilch, rothe Fez, langhaarige griechische Schiffermäntel, wohlfeile Teppiche und alte Kleider zu haben sind. Das Ufer des Hafens hebt sich mit Gesträuch bewachsen hügelartig bis zu den dahinterliegenden Felsenbergen empor, über welche am höchsten der St. Nicolo-Felsen emporragt und den vorüber segelnden Schiffer aus weiter Ferne grüßt.

(Fortsetzung folgt.)

Fortschritte der Mäßigkeits-Gesellschaften in den Vereinigten Staaten.

Ein deutsch-amerikanisches Blatt enthält Folgendes: Die Heuchelei und der Unsinn der Mäßigkeits-Gesellschaften bezieht sich nicht bloß auf die Getränke, wir finden vielmehr in östlichen Blättern, daß auch über Speisen gehörige Polizei geführt werden soll. Dreimal den Tag überdarfst du essen, dabei sind flüssige Speisen, z. B. Suppe von Dr. Graham, streng verboten, weil sie an kräftige Getränke erinnern; Aepfel und Nüsse zwischen den Mahlzeiten zu essen, bringt die Schwindsucht. Bier und Aepfelwein rechnet derselbe Herr zu den Stimulantien, und Pfeffer, Senf, Oel und Würzen läßt der liebe Gott nach des Doktors Vorschrift ganz umsonst wachsen.

Johann Jakob Astor.

(Fortsetzung.)

Der Bau des Forts war noch nicht vollendet, als man von zwei Indianern erfuhr, daß die englische Nordwestkompagnie am Fluß Spokan, der sich in den nördlichen Arm des Columbia ergießt, einen Handelsposten errichtet habe. Um diesem Unternehmen entgegenzuarbeiten, beschloß man Herrn David Stuart abzuschicken, um an demselben Fluß, an einer Stelle, welche die beiden Indianer zu bezeichnen sich erboten, und wo die Biber sehr häufig seyn sollten, ebenfalls einen Posten zu begründen. Er reiste am 20sten Julius mit vier Kommis, zwei canadischen Reisenden und zwei Sandwichs-Insulanern ab. Diese Expedition hatte drei Kanots mit Lebensmitteln, Waaren und allen zu Anlage eines Handelsposten nöthigen Gegenständen beladen bei sich. Als man sich auf den Weg machte, erschien ein Kanot mit neun Weißen vor dem Fort; es war Herr Thompson, Astronom und Theilhaber der Nordwestkompagnie. Die Mannschaft im Kanot war der Rest der Expedition, welche diese Kompagnie in der Hoffnung ausgesendet hatte, dem Unternehmen Astors zuvorzukommen; das Entweichen des größten Theils der Mannschaft und verschiedene andere Unfälle hatten indeß den Plan vereitelt.

Hundert Meilen von Astoria erkannte Herr Stuart die Stelle,

welche von Broughton die Spitze Vancouver genannt worden ist. Bis hieher können Schiffe von zwei- bis dreihundert Tonnen den Fluß aufwärts befahren. Oberhalb dieses Punktes wendet sich der Columbia gegen Nordost, und wird schmäler und reißender, bis man endlich auf viele Strudel und Wasserfälle stößt, welche die Fahrt höchst gefährlich machen. Einige Meilen weiter ist das Fahrwasser nur noch zwischen 50 und 100 Fuß breit, und hier wird der große Fischfang auf dem Columbia betrieben.

„Die Menge von Lachsen, sagt Herr Stuart in seinem Bericht, welche im Frühjahr den Fluß herauf kommen, geht ins Unglaubliche. Wenn sie nun an diese enge Stelle kommen, stellen sich die Indianer auf die Felsen oder hölzerne Gerüste an beiden Seiten des Ufers, und fangen sie mit Netzen über einen Reif gespannt und an einen langen Stiel befestigt heraus. Die gefangenen Fische werden dann ausgeweidet und in die Sonne gelegt; sind sie trocken genug, so zerquetscht man sie zwischen zwei Steinen, preßt sie dann und packt sie in zwei Fuß lange und einen Fuß im Durchmesser haltende und mit der Haut des Lachses gefütterte Körbe aus geflochtenem Gras. Oben auf den Korb wird ebenfalls Lachshaut gelegt, und mit Schnüren befestigt, die durch Löcher im Rande des Korbes gezogen sind. Aus diesen Körben werden dann Ballen gebildet, von denen jeder ein Dutzend enthält, sieben unten und fünf oben, die sehr dicht beisammenliegen, in Matten eingepackt und mit Stricken zusammengeschnürt sind. Diese Ballen werden dann an trockenen Orten aufbewahrt und Strohdecken darüber gebreitet; jeder enthält ungefähr hundert Pfund trockne Fische, die sich mehrere Jahre lang aufbewahren lassen.

„Ich habe, sagt Herr Stuart, diesen Umstand nur deßhalb so ausführlich berührt, weil er ein ziemlich seltenes Beispiel von der Betriebsamkeit und Voraussicht der Indianer liefert. Aus derselben Ursache muß ich auch noch des Dorfes Wishram gedenken, das an dieser Stromenge liegt, weil man hier das einzige Beispiel eines indianischen Marktes findet. Hier wird aller in der Nähe gefangene Lachs eingelagert, und hieher begeben sich nun die Stämme von der Mündung des Columbia mit Seefischen, Wurzeln, Beeren und besonders mit dem Wappaton, der in den untern Theilen des Flusses gesammelt wird, und mit den Waaren und Spielereien, die sie von den europäischen Schiffen erhalten, welche die Küste besuchen. Hieher bringen auch die Stämme von den Rocky-Mountains ihre Pferde und Produkte aus dem Innern des Landes. Die Lachsfischer vertreten bei den Geschäften, die hier gemacht werden, gewissermaßen die Stelle von Mäklern, und verkaufen zugleich ihre Ballen mit getrockneten Fischen, die auf diese Weise bis in die fernsten Gegenden des Kontinents kommen."

Herr Stuart machte 140 Meilen vom Spetau Halt, und begründete seinen Posten auf einer Landspitze, die durch den Zusammenfluß des Oakinagan mit dem Columbia gebildet wird. Doch wir kehren jetzt zum Tonquin zurück. Dieses Schiff hatte im Ganzen 23 Personen an Bord. An einer der äußern Baien nahm man einen Indianer, Namens Lamazi, mit seinem Fischerkanot an Bord, der schon zwei Reisen längs der Küste gemacht hatte, und die Sprachen der verschiedenen Stämme kannte. Man wurde einig mit ihm, und er verpflichtete sich, als Dolmetscher an Bord zu bleiben. Folgendes ist der Bericht über diese Expedition:

„Gegen Norden segelnd, kam Kapitän Thorn nach wenig Tagen nach der Insel Vancouver und ging im Hafen von Newiti vor Anker; ganz gegen den Rath des indianischen Dolmetschers, der ihn vor dem treulosen Charakter der Eingebornen dieses Theils der Küste warnte. Das Schiff wurde bald von einer Menge von Kanots umringt, aus denen man See-Otterfelle zum Kauf anbot. Da es schon zu spät am Tage war, um Geschäfte anzuknüpfen, so stieg Herr Mackay ans Land, und begab sich, von einigen Matrosen begleitet, in ein großes Dorf, um dem Häuptling des umliegenden Landes, Wicananish, einen Besuch abzustatten. Während dieser Zusammenkunft blieben sechs Indianer als Geiseln an Bord des Schiffes zurück. Herr Mackay wurde mit großen Freundschaftsbezeugungen aufgenommen, gastfreundlich behandelt, und im Hause des Häuptlings, wo man ihn die Nacht zu bleiben einlud, ein Lager von See-Otterfellen für ihn bereitet.

„Am Morgen, ehe Herr Mackay noch an Bord zurück war, fanden sich eine große Menge Indianer in ihren Kanots am Schiff ein, um zu handeln; zwei Söhne Wicananish's befanden sich an ihrer Spitze. Da sie eine große Menge See-Otterfelle bei sich hatten, so glaubte der Kapitän, die Rückkehr Herrn Mackay's nicht abwarten zu dürfen; er stellte deßhalb seine Waaren auf dem Verdeck aus, in der Hoffnung, die Indianer durch seine Decken, Tücher, Messer, Glaswaaren und Angeln in Versuchung zu führen, und schnell und vortheilhaft einzukaufen. Allein die Indianer zeigten sich weder so begierig noch so einfältig, als er erwartet hatte; sie hatten die Kunst zu handeln gelernt und ließen sich nicht verführen. Ueberdieß wurden sie von einem alten verschlagenen Häuptling, Namens Nukamis, geleitet, der im Handel mit den Indianern von Neu-England grau geworden war, und sich viel auf seinen Scharfsinn zu Gute that, und nach dem Willen dieses Mannes ordnete sich der Markt. Wenn der Kapitän auf ein Otterfell ein Gebot that, das ihm annehmbar schien, so verwarf es der listige Alte mit Verachtung, und forderte mehr als das Doppelte. Seine Kameraden thaten ein Gleiches, und es war nicht möglich, auch nur ein einziges Fell zu billigem Preise zu bekommen.

„Der alte Nukamis wußte indeß nicht mit wem er zu thun hatte. Thorn war ein gerader Seemann, der weder zweierlei Preise, noch zweierlei Redensarten kannte; zudem fehlte es ihm an Geduld, und er verstand weder etwas von Handelskniffen, noch mochte er sich ihnen fügen. Er war stolz und verachtete die Wilden; da er sich also nicht mit ihnen verständigen konnte, so steckte er die Hände in die Tasche, und ging schweigend auf dem Verdeck auf und ab. Der verschlagene alte Indianer folgte ihm Schritt vor Schritt, und hielt ihm, so oft er bei seinem Spaziergang umkehrte, jedesmal ein Otterfell vor, indem er in ihn drang es zu kaufen. Da ihm, dem Wilden, auch dieß nicht glückte, so änderte er den Ton und fing an den Kapitän zu spotten, indem er ihm vorwarf, er verstünde nichts vom Handel, da er Preise zu schlagen sich unterstünde, die so weit unter dem Werth der Waare seyen. Dieß war zu viel für Thorns Geduld, der zudem den Spott gar nicht vertragen konnte; er drehte sich rasch um, ergriff das Otterfell, rieb dem Alten das Gesicht damit und wies ihn mit einer sehr unhöflichen Gebärde vom Schiffe. Dann stieß er alle ausgebreiteten Pelzwaaren mit dem Fuße fort und brach allen Verkehr auf die schimpflichste Weise ab. Der alte Nukamis ruderte zornentbrannt mit seinem Kanot nach dem Lande; Shewish, einer von Wicananish's Söhnen, folgte ihm sogleich nebst den Uebrigen, und bald war das Schiff von allen Indianern verlassen.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 6.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 Januar 1837.

Odessa.

(Aus einer Reise nach Bessarabien in Briefen.)

Wie viel habe ich schon über Odessa gelesen und gehört, aber alle Beschreibungen sind nur eine schwache Skizze von dem, was ich sah. Nachdem wir auf dem Weg von Balta her sieben Werste zurückgelegt hatten, stellte sich unsern Augen das prächtige Panorama Odessa's und seiner reizenden Umgebungen dar. Auf der linken Seite der Stadt ist der dicht mit Schiffen angefüllte Hafen, die Stadt selbst liegt auf einem fast senkrecht ansteigenden Kalkfelsen und thront gleichsam über dem Hafen und dem Meere, dessen ergrimmte Wogen an dem unzerstörbaren Kalkriesen anschlagen, als wollten sie denselben wegwaschen oder zertrümmern. Die Pracht der von der Regierung sowohl als von Privatpersonen aufgeführten Gebäude fesselt unfreiwillig den Blick und setzt den Wanderer in Erstaunen. Die mannichfaltige Architektur reizt das Auge, denn hier ist die Einförmigkeit, welche so leicht Langeweile macht, verbannt. Die Wohnungen mancher Kaufleute, die Börse, das Theater und andere Gebäude sowohl auf dem Kay als im Innern der Stadt könnten jeder Hauptstadt zur Zierde dienen. Das Boulevard ist über dem Hafen angelegt, zum mindesten in einer Höhe von zehn Klaftern über dem Meeresspiegel, und dient den höhern Klassen in Odessa als Spaziergang. Von hier schaut man hinaus auf die blaue Ferne des Meeres, wo unaufhörlich Schiffe ankommen und abgehen. Hier hört man bei jedem Schritte fast alle europäischen und asiatischen Sprachen: Leute nach der neuesten Mode von Wien, Paris, London und Petersburg gekleidet und daneben eine Unzahl asiatischer Trachten, neben Franzosen, Deutschen, Engländern, Italienern und Portugiesen, bemerkt man Türken, Perser, Griechen, Armenier, Moldauer, Tataren, Bulgaren, und auch der schlaue Hebräer fehlt nicht, der das ganze hiesige Land überschwemmt.

Ich logirte mich in einem der besten Gasthöfe ein, und war sehr zufrieden, denn sie wetteifern unter einander, um durch guten Tisch, Dienstfertigkeit und innere Verzierungen die Reisenden anzulocken. Man findet hier die leckersten Tafeln und in was immer für einem Geschmacke man will; übrigens ist die Bewirthung nicht theuer, beinahe viermal wohlfeiler als in Petersburg. Was das Dessert betrifft, so bietet in ganz Rußland nur Odessa einen solchen Ueberfluß von Früchten dar. Die italientsche Oper ist vortrefflich: Sgra Tassistra entzückt hier das Publikum, und die Musik besteht aus geschickten Künstlern, zum Theil aus Virtuosen, welche Konzerte geben. Jeder Fremde betrachtet mit Wohlgefallen den Kaufhof, und wer zum Erstenmal in Odessa war, dem scheint fast jede Straße ein solcher zu seyn, denn hier ist eine Unzahl von Buden und Magazinen allenthalben zerstreut, alle sind schön und prächtig gebaut, europäische und asiatische Luxuswaaren entfalten sich hier vor den Augen, und Alles, was den Geschmack und die erfinderische Lust reizen kann, findet sich hier. Freilich darf man nicht vergessen, daß Odessa ein Freihafen ist.

Die Umgegend von Odessa hat durch Kunst einen hohen Reiz erlangt: Gartenhäuser, Weingärten, Obstgärten, landwirthschaftliche Gebäude erfüllen die Nachbarschaft, nimmt man aber die durch Kunst geschaffenen Annehmlichkeiten weg, so bietet das Uebrige ein trauriges, ödes Gemälde, und nur der Reichthum und der Geschmack der fremden Kaufleute und anderer Personen, welche mit ihnen wetteifern, haben aus dem öden Landstrich ein zweites Italien erschaffen.

Odessa wächst riesenhaft, scheint aber doch noch in der Kindheit; was wird dieses Kind einst werden, wenn es zur Volljährigkeit gelangt? Die Namen des Kaisers Alexander und des Herzogs von Richelieu verewigten sich hier, aber was war es noch vor fünfzehn Jahren und was ist es jetzt? Man hat dem Herzog ein Denkmal errichtet, für den Grafen Woronzow aber wird ganz Odessa ein ewiges Denkmal bleiben. Man rechnet in der Stadt jetzt 55,000 Einwohner: wie viele russische Städte können sich einer solchen Menschenzahl rühmen! dennoch sah ich während meines Hierseyns nicht einen einzigen Armen.

Die Natur, welche den Bewohnern des südlichen Landes ihre Reichthümer so verschwenderisch mittheilte, hat Odessa zwei wichtige Bedürfnisse, Holz und süßes Wasser versagt; man sammelt sehr sorgfältig das Regenwasser in Reservoirs, und gereinigt gibt es ein sehr gutes Trinkwasser, welches schmackhafter ist, als manches Brunnenwasser; das beste wird 7 Werste weit

herbeigeführt aus dem sogenannten kleinen Brunnen. Brenn- und Bauholz kommt großentheils zu Wasser aus Cherson, viele Leute aus den mittlern und ärmern Klassen aber nehmen statt Holz Reisig, Stroh, Steppengras (burjan) und getrockneten Kuhmist.

Um 4 Uhr Nachmittags setzte ich mich auf dem Boulevard nieder, ein Südwind wehte balsamische Düfte herbei, und doch war es schon der 2te Oktober; ich ergötzte mich an dem bunten Publikum, und wandte dann die Augen auf das wogende Meer, auf welchem eben ein Dampfschiff daherschwamm. Die Neugierde veranlaßte mich zu fragen: woher es komme? Aus Konstantinopel. Wann ging es ab? Gestern. Wie nahe ist man doch der Hauptstadt eines Landes, in welchem so ganz verschiedene Sitten, Gewohnheiten und Lebensansichten herrschen.

Ich machte einen Ausflug in die Umgebungen, um in Kürze alles Merkwürdige zu sehen, und werde dann nach Bessarabien abgehen. Ovidiopol, den Dniestr und seinen Liman, die alte, von den Genuesen erbaute, und von den Türken erweiterte Veste Ackerman, so wie auf dem Wege die schönen Kolonien besuchen. Hier blieb ich nur drei Tage; sey darum gegen die Unvollständigkeit meiner Beschreibung nicht allzu strenge. Du fragst mich vielleicht, warum ich nicht einen raschen Ueberblick über den Handel, den Reichthum der Stadt und die für die russische Industrie daraus hervorgehenden Vortheile geworfen habe, warum ich nicht die Lebensart der aus so mannichfachen Stämmen bestehenden Bevölkerung beschrieb, warum ich nicht nach den Denkmälern der alten Einwohner des Landes, der Mongolen, Polowzen u. dgl. forschte? Dazu hätte ich mehr Zeit gebraucht, als mir jetzt vergönnt war.

Meerfahrt von Griechenland nach Italien,

mit Hinblicken auf die griechische Küste, die jonischen Inseln und die Westküste Italiens.

(Fortsetzung.)

Drei Wochen früher hatte ich auf einer Reise durch den Peloponnes auch Navarin berührt und dort einen, wahrhaft gräßlichen Skandal mit angesehen. Sechs Seeräuber, die sich nicht überzeugen konnten, daß mit der neuen Regierung doch auch eine neue Ordnung der Dinge beginnen müßte, hatten unbesorgt ihr früheres Handwerk, Raub und Mord, fortgetrieben, waren aber so dumm gewesen, sich fangen zu lassen. Alle sechs wurden zur Guillotine, die in Griechenland als neues Beförderungsmittel in die Ewigkeit vor Kurzem erst eingeführt war, verurtheilt. Der königlich griechische Scharfrichter von Nauplia, ein zum Christenthum übergetretener Araber, von seiner frühern Dienstcarriere unter Ibrahim Pascha mit dem Kopfabschneiden vertraut, war in Navarin zur Vollstreckung des Urtheils erschienen. Noch schwebt mir der Kerl in seiner blauen Uniformjacke mit rothem Kragen und Aufschlägen und dem betroddelten rothen Fez vor Augen. Die kleine gedrungene Gestalt bewegte sich mit der Gewandtheit einer wilden Katze, von der er auch sein Gesicht und vornehmlich die Spitzbubenaugen entlehnt zu haben schien, auf dem Schaffot, um die Vorbereitungen zur Hinrichtung zu treffen. Um 10 Uhr Morgens erschienen die Verurtheilten mit auf den Rücken gebundenen Händen, eskortirt von griechischen Gendarmen auf dem Richtplatze, der mit einer ungeheuren Menge Volk besetzt war. Um das Schaffot hatten bayerische Truppen ein Carré gebildet. Eine griechische Gerichtsperson las den armen Sündern mit vielem Pathos das sehr weitschweifig abgefaßte Urtheil vor, so daß darüber beinahe eine Stunde verging. Nun sollte der erste Verurtheilte das Gerüst besteigen, wozu er aber, was ihm gar nicht zu verdenken war, auch nicht die mindeste Lust bezeugte. Die Gendarmen wurden aufgefordert, hülfreiche Hand zu leisten, aber, siehe da! sie verweigerten es, was eben auch nicht auffallend ist, da diese Truppe aus frühern alten Wegelagerern, Räubern und Gurgelabschneidern besteht, und das Mitgefühl mit ihres Gleichen also noch nicht ganz erloschen seyn konnte. Zwischen dem Richter und dem Henker einerseits und dem Verurtheilten und den Gendarmen andererseits entstand nun ein großes Disput. Die beiden Erstern priesen die Zweckmäßigkeit der Guillotine, wogegen der Verurtheilte verlangte, daß man ihn erschießen solle, welches Gesuch auch von den Gendarmen unterstützt wurde. Nun nahm auch das Volk an den Debatten Theil, drängte sich immer näher heran, und es fehlte nicht viel, daß sämmtliche Verurtheilte in dem entstandenen Tumult entwischt wären. Als der kommandirende bayerische Offizier sah, daß die an und für sich schon ernste Sache eine noch viel ernstere Wendung nehmen konnte, ließ er das zweite Glied seiner Mannschaft mit gefälltem Bajonnett Front gegen das außer dem Kreise stehende Volk machen, während mehrere Soldaten des vordern Gliedes den Verbrecher dem Henker bis aufs Brett der Guillotine lieferten, der bis zum letzten Athemzuge die Menge anrief, ihn zu befreien. Diese Scene wiederholte sich mit jedem der Verurtheilten, so daß erst um vier Uhr dem Letzten der Kopf abgeschlagen wurde. So hatte die eckle Metzelei also volle sechs Stunden gedauert. Mehrere der Soldaten, die sich bei der gefährlichen Sache mit der lobenswerthesten Ruhe benahmen, waren durch Steinwürfe aus dem Volke verwundet worden. Dem arabischen Henker schwur man laut den Tod, und nur eine starke militärische Eskorte konnte ihn gegen den Angriff der Menge schützen. So „bin auch ich in Arkadien gewesen," zu welchem Departement Navarin bekanntlich gehört, kann aber gestehen, daß ich mich dort eben nicht sonderlich erbaut habe. Man muß einen idealen, poetischen, arkadischen Schäfer neben einen wirklich existirenden hinstellen, und die arkadische Poesie könnte einem bei dem Anblicke eines solchen in Lumpen oder Schaffelle gehüllten und mit Ungeziefer bedeckten Individuums auf immer verleidet werden. Die arkadischen Fluren sind übrigens auch um nichts anmuthiger, als die andern griechischen. Baumlose Ebenen mit versengtem Grün, kahle Felsenberge, verfallene Hütten und als Staffage, jetzige Hellenen! Wer damit zufrieden ist, wandere hin und schwärme, bis ihn bald eine unbezwingliche Sehnsucht nach Deutschland anwandeln wird.

Wir segelten nach unseres ängstlichen Kapitäns Anordnung wohlgemuth längs der Küste fort, warfen an der Nordspitze der Insel Sphagia noch einen Blick auf das, an der Spitze des Festlandes gegenüberliegende Alt-Navarin, wo die Einfahrt in den Hafen nur kleinen Booten möglich ist, und gelangten so bis auf die Höhe des Busens von Arkadia, wo unseren Schiffsbefehlshaber plötzlich der Geist der Courage zu überkommen schien, und er, nicht zwischen Zante und der griechischen Küste hindurch, sondern aufs hohe Meer hinaus zu steuern befahl, so daß Zante, „fiore di Levante," mit seinen Orangendüften uns rechts liegen blieb. Diesen Blumennamen scheint die Insel eben so wenig zu verdienen, wie den, den ihr Virgil beilegt: „nemorosa Zakynthos," wenn man ihre Westseite zuerst erblickt, die eine kahle, felsige Ansicht gewährt und von Vegetation nur spärliche Spuren darbietet. Nähert man sich aber in kleinem Trabaculo vom moreotischen Ufer der Insel, so glaubt man einen Zaubergarten aus den sonnenbeglänzten Fluthen aufsteigen zu sehen, denn in der üppigsten Vegetation prangt die Ostküste des Eilands. Da grünt der Oelbaum, Citronen und Pomeranzen schimmern aus der dunkeln Umgebung, und auf niederer Rebe wiegt sich in vollen, langen Trauben die purpurrothe Korinthe, die, verpflanzt von Morea hier in diesem Boden erst ihre rechte Heimath gefunden zu haben scheint, und deren gesegnete Ernte den Hauptreichthum Zante's ausmacht. Aber im Schoße dieses blühenden Eilandes schlummert das Verderben. Zante scheint ein einziger Vulkan zu seyn, der durch die häufigen Erdbeben sein immer waches Daseyn verkündet und Tod und Zerstörung über die Insel ausbreitet. Kein Reisender, der Zante besucht, versäumt wohl einen Ritt nach der, auf der Südküste beim Dorfe Chieri belegenen Ebene zu machen, wo sich die deutlichsten vulkanischen Spuren in den Erdpechquellen zeigen, die dort vorhanden sind, und sich weit unter dem Boden hin zu verbreiten scheinen, der unter dem starken Fußtritte des Wanderers bebt und zittert. Es zeigen sich diese Quellen als Lachen, auf welchen ein bräunliches, wunderbar genug stets frisches Wasser, nicht viel über Hand hoch die Oberfläche bildet, unter welcher man deutlich das flüssige Erdharz emporsieden sieht. Die Zantioten gebrauchen es bei ihren Bauten als Bindemittel statt des Mörtels, da es, an der Sonne verhärtet, beinahe nicht mehr zu zerbrechen ist. Genauere Untersuchungen sollen ergeben haben, daß diese Quellen durch unterirdische Kanäle mit dem Meere in Verbindung stehen und in dieses ihren Ueberfluß entladen, wofür die ölichte Substanz spricht, die sich bisweilen in der Bucht von Chieri auf dem Meere zu zeigen pflegt. Ein Freund aus Zephalonia, Arzt, mit dem ich früher Zante und auch diese Quellen besuchte, theilte mir mit, daß die Bewohner der Insel das Pech als Arznei gegen das Fieber und auch gegen den Skorbut mit dem besten Erfolg benutzen. Die Stadt Zante, die größte nach Corfu, umgibt in einem Halbzirkel auf der Ostküste die Meeresbucht, und grüßt durch die Bauart ihrer Häuser den aus dem Orient rückkehrenden Abendländer schon recht bekannt und vertraulich. Die niedern Gebäude — die Erdbeben verbieten die Höhe derselben — mit ihren Giebeldächern mahnen eher an eine deutsche, als an eine italienische Stadt, Gottlob aber nicht mehr an eine griechische. Die grüne, blühende Umgebung zeigt uns aber, daß wir uns noch im Süden befinden. Die Citadelle, in trefflichen Zustand von den Engländern versetzt, erhebt sich auf steilem, nur von der Seite der Stadt zugänglichem Berge, dicht über diese, so daß sich die Häuser derselben vom Ufer bis zu der Festung emporziehen. Von allen diesen Herrlichkeiten Zante's sahen wir auf unserer dießmaligen Fahrt nichts, als die kahle Westküste mit ihren durch Felsklippen unsicher gemachten Buchten, ein um so langweiligerer Anblick, da wir Windstille hatten und unser Nelson bei fürchterlicher Hitze wie angenagelt auf dem spiegelglatten Meere dalag. Es wurde über dem Verdeck durch das Ausspannen von Segeln ein großes Zelt gebildet, unter welchem jeder nach Belieben seinen Zeitvertreib suchte. Der seekranke Geistliche und der dito Generaladjutant krochen auch von ihren Schmerzenslagern heraus und segneten den Stillstand, der ihrem Zustande Linderung brachte, wie wir Gesunden ihn verwünschten. Unser Pomeranzenvorrath mußte jetzt herhalten und zwar zum großen Verdruß des Herrn Kapitäns. Obgleich ihm natürlich die Früchte nichts gekostet, verfolgte er jede Pomeranze, die wir zu uns nahmen, dennoch mit neidischem Blicke, denn Mißgunst ist ebenfalls eine Untugend der Griechen. Daß übrigens ein Grieche irgend etwas geschenkt hat, davon ist mir noch kein Beispiel vorgekommen. Man wende mir nicht ihre „patriotischen" Gaben ein, die sie während der Revolution auf den „Altar des Vaterlandes" opferten; das waren Spekulationskapitale, von denen sie für spätere Zeit auf eine oder die andere Art reichliche Zinsen erwarteten. Hinsichtlich seiner Politik ist der Grieche der Affe des Engländers. Auch bei ihm heißt der nervus rerum: „Geld," für das er Fürst und Vaterland, vornehmlich aber sich selbst zu verkaufen pflegt. „Wer am meisten bietet, hat mich!" ist sein Wahlspruch, und Belege dafür gibt es hunderte.

(Fortsetzung folgt.)

Johann Jakob Astor.

(Fortsetzung.)

„Als Herr Mackay an Bord zurückkam, erzählte ihm der Dolmetscher was vorgegangen, und beschwur ihn den Kapitän zu veranlassen, daß er unverweilt unter Segel gehe, da er den rachsüchtigen Charakter dieser Wilden kenne, und wisse, daß sie niemals einen ihrem Häuptling widerfahrnen Schimpf ungerochen ließen. Herr Mackay, der den Charakter der Indianer aus eigener Erfahrung kennen gelernt, ging zu dem Kapitän, der noch immer mit zusammengezogenen Augenbraunen auf dem Verdeck hin und her ging, stellte ihm die Gefahr vor, und beschwur ihn die Anker lichten zu lassen. Thorn verwarf diese Warnung mit Verachtung, deutete auf seine Kanonen und Flinten, und sagte, er habe von diesen Elenden nichts zu fürchten. Der Tag verging in der That auch ohne alle Feindseligkeit, und am Abend zog sich der Kapitän in seine Kajüte zurück, ohne mehr als gewöhnliche Vorsichtsmaßregeln zu treffen.

„Am folgenden Morgen mit Tagesanbruch, als der Kapitän und

Herr Mackay noch schliefen, legte sich ein mit zwanzig von dem jungen Shewish befehligten Indianern bemanntes Kanot an das Schiff. Sie waren unbewaffnet; ihr Aussehen und ihre Haltung schienen friedlich. Sie zeigten Otterfelle vor, und gaben den Wunsch zu erkennen, Handel zu treiben. Die von Astor so nachdrücklich empfohlne Vorsicht, hinsichtlich der Zulassung der Indianer an Bord des Schiffes, war seit einiger Zeit sehr vernachlässigt worden, und da der Offizier von der Wache sah, daß die Indianer unbewaffnet waren, so machte er, da er keine Gegenbefehle erhalten, um so weniger Schwierigkeit sie auf das Verdeck zu lassen. Bald aber kam ein zweites Kanot, dessen Mannschaft ebenfalls an Bord genommen ward, und diesem folgten immer mehrere, deren Indianer von allen Seiten am Schiff emporkletterten.

„Dem wachthabenden Offizier begann indeß bei dieser Vermehrung des Besuchs nicht wohl zu werden; er weckte daher Herrn Mackay und den Kapitän, die, als sie auf das Verdeck kamen, dieses gedrängt voll Indianer fanden. Der Dolmetscher machte Herrn Mackay darauf aufmerksam, daß viele Indianer Mäntel von Fellen trügen, unter denen sie recht wohl Waffen verborgen haben könnten. Herr Mackay drang sofort in den Kapitän, das Verdeck räumen zu lassen und abzusegeln, der hartnäckige Thorn aber verwarf diesen Rath noch immer. Die Zahl der Kanots um das Schiff ward inzwischen immer größer; von allen Seiten kamen sie herbei, und sogar Weiber und Kinder verließen das Ufer und eilten dem Tonquin zu. Jetzt erst begann der Kapitän die kritische Lage einzusehen, in der er sich befand, und befahl einem Theil der Mannschaft den Anker aufzuwinden, während andere die Masten hinankletterten, um die Segel loszubinden.

„Die Indianer entwickelten bei dieser Gelegenheit eine bewundernswerthe Taktik; indem sie sich stellten, als sähen sie diese Vorbereitungen zur Abreise mit Bedauern, erboten sie sich, ihre Waaren um den Preis abzulassen, den man ihnen bieten würde. Sogleich fing man an die Waaren auszulegen, und der Handel begann. Ein seltsamer und zu wenig beachteter Umstand war es, daß die Indianer hauptsächlich Messer einhandelten. Sobald ein Theil von ihnen mit denselben versehen war, entfernte er sich, um andern Platz zu machen. Nach und nach waren Alle auf dem Verdeck vertheilt und bewaffnet.

„Der Anker war fast aufgehoben, die Segel losgebunden, als der Kapitän mit barscher Stimme befahl, das Schiff zu räumen. In demselben Augenblick stieß einer der Wilden einen furchtbaren Schrei aus; dieß war das Signal zum Kampf oder vielmehr zur Rache. Der Schrei ward von allen Seiten wiederholt, die Keulen wurden geschwungen und die Wilden stürzten sich auf ihre Opfer. Der Erste, welcher fiel, war Herr Lewis, der Kommis; er lehnte mit verschränkten Armen an einem Ballen mit Decken, als er einen Dolchstich in den Rücken erhielt. Herr Mackay, der auf der Brüstung des Hintertheils saß, erhob sich, um ihm beizuspringen, wurde aber durch einen Keulenschlag rücklings ins Meer gestürzt und von den Weibern in den Kanots vollends getödtet. Der Kapitän bestand indeß einen furchtbaren Kampf; er war ein eben so starker als beherzter Mann, aber leider ohne Waffen aufs Verdeck gekommen. Shewish, der junge Häuptling, hatte sich ihn zur Beute ausersehen, und ihn gleich beim Beginn des Kampfes angegriffen. Der Kapitän hatte gerade noch Zeit sein Taschenmesser zu ziehen, mit dem er den jungen Wilden todt zu seinen Füßen streckte; mehrere seiner rüstigen Gefährten stürzten sich alsbald auf den Kapitän, der sich nichts desto weniger kräftig vertheidigte, rechts und links Stöße austheilte, und das Verdeck mit Todten und Verwundeten anfüllte. Er wollte sich einen Weg zur Kajüte bahnen, wo sich Feuergewehre befanden; aber von Feinden umringt, von Wunden und Blutverlust geschwächt, mußte er sich einen Augenblick auf das Rad des Steuerruders stützen, und hier erhielt er einen Keulenschlag, der ihn zu Boden stürzte; mit Messerstichen wurde er vollends umgebracht und dann über Bord geworfen.

„Während dieß auf dem Zwischendeck vorging, war der Kampf in den übrigen Theilen des Schiffs nicht minder hitzig. Die Mannschaft schlug sich wie verzweifelt mit Messern, Eisenstangen, Zangen und Allem, was ihnen in die Hände fiel, allein die Wilden waren stärker an Zahl und gaben keinen Pardon. Die sieben Matrosen, welche sich in der Höhe der Tauwände befanden, eilten schnell herab, um ihren Kameraden beizustehen. Einer von ihnen fiel und wurde sogleich getödtet; ein anderer erhielt einen tödtlichen Stich in den Rücken, und Weekes, der Waffenschmied, wurde auf den Tod verwundet. Die vier letzten fanden Mittel, bis in die Kajüte des Kapitäns zu dringen, wo sie Herrn Lewis noch am Leben fanden. Sie verrammelten die Thüre, schlugen Löcher statt der Schießscharten in die Treppenverkleidung, und eröffneten ein Musketenfeuer, welches das Verdeck in wenig Augenblicken säuberte.

„Der indianische Dolmetscher hielt sich ganz neutral und war von den Indianern verschont worden; in der Verwirrung flüchtete er mit ihnen in ihre Kanots. Als die Wilden das Schiff verlassen hatten, eilten die vier Matrosen, die den Tod ihrer Kameraden so tapfer gerächt hatten, auf das Verdeck, und schickten den Fliehenden noch eine Lage aus dem groben Geschütz nach, durch die eine Menge von ihnen getödtet, die Uebrigen aber eilends ans Land getrieben wurden, das sie nicht mehr zu verlassen wagten, so sehr fürchteten sie sich vor den Feuerwaffen. Die Nacht verfloß ruhig, und am folgenden Morgen lag der Tonquin noch immer in der Bucht vor Anker. Bald nach Tagesanbruch sah man einige Kanots mit Indianern, den Dolmetscher unter ihnen, vom Lande abstoßen und in gemessener Entfernung vom Schiffe eine Rekognoscirung wagen. Da sie kein Lebenszeichen an Bord bemerkten, so wagten sie sich furchtsam näher. Endlich zeigt sich ein bleicher, von Blutverlust erschöpfter Mann — der Dolmetscher erkennt Herrn Lewis in ihm — der mit dem Schnupftuch winkt, und den Wilden Zeichen gibt an Bord des Schiffes zu kommen. Lange stand es an, ehe sie sich dazu entschlossen, endlich steigen sie die Leiter hinan, ohne auf irgend ein Hinderniß zu stoßen; Herr Lewis war verschwunden. Der Kanots wurden immer mehrere, und in einem Augenblick war das Verdeck von Indianern bedeckt, die das Eisenwerk losrissen, die Kisten ausleerten, die Ballen öffneten, die Leichname der Weißen beschimpften, sich dann in Rum berauschten, und unter Gesang und Tanz ein Siegesfest feierten. Plötzlich geschieht mitten unter dieser wilden Freude ein ungeheurer Schlag und das Schiff fliegt in die Luft. Arme, Beine und verstümmelte Leichname fliegen umher; der Tonquin war verschwunden, aber seine Trümmer bedeckten das Meer. Mehrere Indianer suchten sich durch Schwimmen zu retten, während andere in den Wellen ihr Grab fanden. Mehr als hundert Wilde waren durch die Explosion umgekommen, eine noch größere Anzahl grausam verstümmelt worden, und noch mehrere Tage hindurch warf das Meer Leichname und menschliche Gliedmaßen ans Land.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 7.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 Januar 1837.

Costarrica.

Der Staat Costarrica ist einer von den fünfen, aus denen die Konföderation von Centralamerika besteht. Er stößt nördlich an Nicaragua, südlich an Neu-Grenada, östlich an das caraibische Meer, westlich an den stillen Ocean. Der Boden ist sehr uneben, und die Temperatur so wie die Produkte, je nach der verschiedenen Höhe über dem Meere, auch sehr verschieden; dieser Staat enthält zwei große Wälder: der von Aguacate ist bekannt durch seine reichen Goldminen, welche seit dem J. 1821 bekant werden, und die Aufmerksamkeit der Fremden so wie der Einwohner anderer Provinzen von Centralamerika auf sich zogen, deren Einwanderung und Niederlassung hier von großem Vortheil war. Der zweite ist der sehr ausgedehnte Wald von Dota, durch welchen die Straße von San Jose nach den Städten Terrava und Boruca und von da nach der Republik Neu-Grenada führt. Die Vulkane von Costarrica sind: der Irasu oder Carthago, Turrialva und Chirripo in der östlichen Hälfte, Barba, Votos, Ceradura und Miravalles auf der westlichen. Nahe bei dem Vulkan von Chirripo fiel am 7ten Mai 1822 ein merkwürdiges Erdbeben vor, wobei undulirende und vertikale Bewegungen wechselten. Der Vulkan Irasu ist in der Geschichte von Costarrica berühmt durch die furchtbaren Phänomene bei seinem ersten Ausbruch im J. 1723: derselbe war von starken und heftigen Stößen und einem dunkeln Nebel begleitet, welcher drei Tage lang anhielt, und wobei die Finsterniß noch schreckenvoller wurde durch große Feuermassen, welche zu gleicher Zeit über der Stadt Carthago schwebten und in beträchtlicher Entfernung jenseits niederfielen.

Um sich einen richtigen Begriff von den Hauptflüssen dieses Staats zu machen, ist zu bemerken, daß ein Punkt, Alto de Ochomogo genannt, nahe bei dem Berge von Quircot, hart bei Carthago liegt, wo die Wasser sich scheiden, und theils nach dem stillen Ocean, theils nach dem caraibischen Meere fließen, so daß Costarrica in zwei Theile, einen nordwestlichen und einen südwestlichen zerfällt. Dieser Punkt ist nicht nur durch die Scheidung der Gewässer bemerkenswerth, sondern er kündet auch den Reisenden durch seine Temperatur an, daß er sich auf der Scheidelinie des Landes befindet: der südöstliche Abhang ist leicht zugänglich, flacht sich allmählich ab, und eben so allmählich ist auch der Uebergang von der für die Vegetation und die Arbeit des Menschen günstigen Temperatur zu der unerträglichsten Hitze und Dürre; auf der Nordostseite dagegen ist der Anblick zerrissen, und die Natur schien hier Gefallen daran zu finden, überall Schwierigkeiten, Wunder und Trümmer aufzuhäufen. Alles ist hier großartig: die Zahl, die Verschlingung und die Höhe der Berge, die großen und selbst die kleinern Flüsse erwecken die Furcht und Aufmerksamkeit des Reisenden, der das geräumige Bette betrachtet, welches sie im Winter ausfüllen, und im wilden Laufe ungeheure Felstrümmer, so wie die größten Bäume, zerbrochen und zerschmettert, nebst Massen von Erde mit sich fortreißen. Unzugängliche Höhen, tiefe Abgründe, reizende Ebenen wechseln mit einander ab, aber allenthalben ist Fülle und Fruchtbarkeit von dem höchsten Pik bis zu den Ufern des Meeres.

Einer der bedeutendsten und wichtigsten Flüsse für dieses Land ist die Matina, welche durch die Vereinigung des Chirripo und Barbilla gebildet wird; von hier an beginnt das Gebiet, welches man Plano oder Seccion de Bonilla nennt. Schon der Chirripo und Barbilla sind schiffbar vor ihrer Vereinigung, der erstere aber ist gewöhnlich breiter und reißender, der letztere in der Regenzeit wasserreicher. Das unter dem Namen des Matinathals bekannte Gebiet ist nicht genau bestimmt, doch kann man sagen, daß es sich von dem Flusse Madre de Dios bis zur Mündung der Matina erstreckt, und in drei Theile, den Plano de Bonilla, Bejuco und Aepe zerfällt. Die Matina ist ein ruhiger Strom, welcher nirgends Felsen hat; seine periodischen Ueberschwemmungen lassen einen Niederschlag von fruchtbarem Alluvialboden zurück, und treten gewöhnlich in den Monaten December und Januar ein, manchmal auch in den Monaten November, Februar und selbst März. Die Ursache dieser Erscheinung scheint die ziemlich bedeutende Erhebung des mittlern Theils von Costarrica zu seyn, indem derselbe dadurch bis zu einem gewissen Grade den Winter der nördlichen gemäßigten Zone hat, so daß in dieser Jahreszeit, welche gewöhnlich im nordöstlichen Theile im December sich fühlbar macht, Kälte bis zu mehrern Graden unter dem Gefrierpunkt, Stürme

und Regen eintreten. Daraus folgt dann, daß die in den Bergen entspringenden Flüsse im Verhältniß zu dem fallenden Regen und dem feühern oder spätern Eintritt dieser Regenzeit anschwellen. Hinsichtlich der Anschwellung der Flüsse ist zu bemerken, daß da, wo die Barbilla und der Chirripo sich vereinigen, die erstere sich nicht leicht in den letztern ausmünden kann, und darum in den niedern Theil des Thales überströmt, woher die theilweise Ueberschwemmung auf der einen Seite der Matina kommt. Ist das Steigen bedeutend, und dauert es einige Zeit fort, so muß endlich auch der Chirripo austreten, wo dann die allgemeine Ueberschwemmung auf beiden Seiten der Matina erfolgt, und gewöhnlich 24, manchmal auch, doch nicht oft, 36 Stunden und darüber dauert; gewöhnlich tritt sie zur Nachtzeit ein, indem der Regen, welcher sie veranlaßt, schon am Nachmittag beginnt. Nach den ältesten Ueberlieferungen teitt diese Ueberschwemmung, sie mag nun ganz oder theilweise seyn, nur Einmal des Jahrs ein. An einem Morgen ist die Atmosphäre allenthalben dicht umzogen, und häufige Regenstürme ziehen über das Thal hin: diese kündigen das Nahen der Ueberschwemmung an, und warnen die Einwohner, sich darauf vorzubereiten. Ihre Höhe übersteigt in den höhern Theilen der Seccion de Bonilla niemals 9 Fuß und ihre Ausdehnung erstreckt sich höchstens auf eine Tagreise von der Mitte der Ebene der Bonilla. An der Spitze, wo der Chirripo und die Bacbilla sich vereinigen, ist eine hohe Stelle, wohin die Ueberschwemmung niemals dringt: es ist dieß ein Mittelpunkt zwischen den Ebenen von Bonilla, Bejuco und Aepe, und am obern Ende des zur Viehzucht tauglichen Landes gelegen; man hat vorgeschlagen, auf dieser hohen Stelle eine Stadt zu gründen, welche für die Erzeugnisse des Ackerbaues und der Viehzucht in dem umliegenden Lande ein Centralpunkt seyn könnte. Die Ueberschwemmung läßt gewöhnlich einen 3 bis 4 Zoll dicken Niederschlag zurück, so daß die Oberfläche des Thals jetzt höher ist, als früher, und vielleicht ist dieß die Ursache der von den Einwohnern mit Vergnügen beobachteten Erscheinung, daß seit vielen Jahren die Ueberschwemmungen nicht mehr so stark sind, als ihre Väter erzählen, und Alle stimmen darin überein, daß sie mit jedem Jahre geringer werde; sie ist für die Vegetation von unendlichem Vortheil und fördert auch die Zerstörung der Maulwürfe, ein für alle Pflanzungen, namentlich die Cacaopflanzungen ungemein schädliches Thier; auch sollen die Ueberschwemmungen keinen ungesunden Zustand der Luft erzeugen.

Das Mineralreich war bis vor Kurzem noch sehr wenig erforscht; erst jetzt weiß man, daß es Zink, Nickel, Antimonium nebst Gold, Silber, Kupfer, Eisen und Blei enthält, obwohl auf die beiden letztern bis jetzt noch nicht gearbeitet wird. Die Minen von Agnacate haben seit ihrer Entdeckung viel Gold und Silber geliefert, auch findet man diese Metalle in allen Gebirgen, welche bis jetzt noch untersucht worden, namentlich in dem von Tisingal, nahe bei den Ruinen der alten Stadt Estrella. Die ungeheuren Reichthümer dieser Mine und der Umstand, daß sie an der Küste des caraibischen Meeres liegt, gaben dem Land seinen gegenwärtigen Namen.

Die indianischen Stämme im Gebiet von Costarrica, welche man mit dem Namen parcialidades bezeichnet, sind die Valientes gegen Osten, die Tiribis an der Küste von Bocatoro bis zu der Banana, die Talamancas und Blancos, welche im Innern wohnen, aber häufig an die Küste kommen, die Montaños und Cabecares, welche in der Nachbarschaft des Hochlandes um Veragua angesiedelt sind, und die Guatusos, welche die Berge und Wälder zwischen Esparsa und Bagases bewohnen. Die Blancos sind in stetem Verkehr mit den Landleuten der Matina; sie sind friedlich, gut gebaut, und etwas weißer, als die gewöhnliche Kupferfarbe der amerikanischen Ureinwohner, woher auch ihr Name kommt; auf ihre Redlichkeit kann man sich verlassen. Der frühere Haß aller dieser Stämme gegen die Spanier nimmt jetzt bei dem milden Benehmen, welches man nicht nur in Costarrica, sondern auch in allen andern Theilen von Centralamerika gegen sie beobachtet, rasch ab. Die ganze Bevölkerung beträgt 150,000 Seelen und ist in raschem Zunehmen. Völlige Toleranz ist Staatsgesetz; die Einwohner sind größtentheils Katholiken, im Distrikt Morasan herrschen die Protestanten vor, und unter den Eingebornen der Parcialidades das Heidenthum.

Meerfahrt von Griechenland nach Italien,

mit Hinblicken auf die griechische Küste, die jonischen Inseln und die Westküste Italiens.

(Fortsetzung.)

Verdrüßliche und griesgramige Gesichter sind mir unausstehlich; um das unseres Herrn Schiffskapitäns etwas leidlicher zu formiren, versuchte ich seine Mannschaft durch Verbesserung ihrer Uniformirung etwas zu reformiren. Die Leute trugen nämlich Strohhüte mit einem schwarzen breiten Bande. Auf dieses malte ich mit vieler Sorgfalt in gelber Farbe für sämmtliche 50 Mann den Namen des Schiffs *NEAZON*, um sie in dieser Hinsicht wenigstens den Seeleuten anderer Marinen ähnlich zu machen. Außerdem, daß ich mir so mehrere Tage lang die Langeweile vertrieb, machte mir die Freude der Leute vielen Spaß, die auf mein Malertalent komplett Sturm liefen, da jeder der erste seyn wollte, der mit seinem „Nelson“ am Hute paradirte. Natürlich, daß ich sie nach Rang und Würden, und darum zuerst unsern alten Steuermann befriedigte. Dafür zeigte sich dieser aber auch dankbar, indem er mir aus seinem Kasten ein deutsches Buch holte, und mir dasselbe zum Präsent machte. Woher er es habe, wisse er nicht. „Er könne es nicht lesen, es wäre aber kalo, gut und schön, und würde mir viel Vergnügen machen!“ Das war auch der Fall, denn einen größern Unsinn habe ich selten zu Gesicht bekommen; ich bewahre es deßhalb und zum Andenken an den guten Willen des Seemannes noch auf, und glaube dem Leser einen Spaß zu machen, wenn ich ihm, während er wegen der Windstille, die uns nicht vom Fleck bringt, ungeduldig ist, etwas aus diesem Werke mittheile. Es ist nämlich beitelt: „Lustig-
„Und Nutzlicher Zeit-Vertreiber. Zum Lust und Nutzen eines
„Melancholischen und langweiligen Gemüts. Zusammb getra-
„gen von R. P. Odilo Schreger, Benediktiner in dem befreiten

„Kloster Ensdorff in der obern Pfalz. Regenspurg, 1753." Da in neuester Zeit die Herschelschen Entdeckungen im Monde Aufsehen erregt haben, so hören wir, was der Pater Schreger über diesen Himmelskörper sagt. Er fragt nämlich: „Was ist im Mond darin?" und antwortet: „Es gibt darin Berg, Thäler und Höhlen, Meer und Flüß. Die Erde darin ist Kreidenweiß und so hart als Ertz. Die Wasser seynd subtil, zart und durchsichtig, und so einer darvon trinkete, würde er am ganzen Leib aufschwellen." Die Frage: „Gibt es auch Leut' im Mond?" beantwortet der Herr Verfasser: „Dieses war eine plumpe Einbildung der Heyden, denn wo Leut seynd, da muß auch Speiß und Trank seyn. In dem Mond aber ist kein Speyß und das Wasser kann man nicht trinken." Die Ansichten des Benediktiners über Himmel und Hölle mögen hier noch Platz finden. „Was für eine Mateey," meint er, „der Himmel sey, kann man nicht recht wissen. Aber sie ist von innen und außen so glänzend und hell, daß Sonne, Mond und Sterne dagegen nur eine Finsterniß ist. Daß wir aber den auswendigen Glanz des Himmels nicht sehen können, das geschieht wegen des großen Gewässers, so zwischen dem Himmel und Sternen ist." Auch über die Himmelssprache läßt sich Herr Schreger vernehmen: „Einige sagen, man rede allda das lateinische, andere aber, die hebräische Sprache. Ich meine aber, daß die Auserwählten die Vollkommenheit haben, alle Sprachen zu reden und zu verstehen." Worauf er höchst naiv und bescheiden zusetzt: „Und diese Meinung gefällt mir am besten!" Wer noch nicht weiß, was die Hölle ist, höre und staune: „Die Hölle liegt 900 deutsche Meilen unter unsern Füßen und ist ein großes Loch oder Gruben, 3 Meilen rund und eine Meile hoch, ringsum mit Seitenwänden umgeben, mit Feuer, Schwefel und Pech ganz ausgefüllt. Es ist kein einziges Löchlein darin, wodurch der Rauch und Gestank könnte hinausgehen, oder die Sonne oder der Mond könnte hineinscheinen; denn das Gewölb der Höllen ist rund um mit so festen und dicken Felsen umgeben, daß kein Mensch durchgraben kann."

Die Vorlesungen aus diesem geistreichen Werke ergötzten unsere Reisegesellschaft gebührendermaßen. Nur einer machte ein sehr ernstes Gesicht und wollte unsern Unglauben gar nicht recht billigen. Auf wen das: „Windbeutel!" ging, das er zwischen den Zähnen murmelte, will ich nicht verrathen; vielleicht war es eine Beschwörung an den Gott Aeolus, denn von Südwest her zog ein frischer Luftzug über die gekräuselte Meeresfläche und fing sich in den Segeln. Von Norden her — wie stets dem Winde entgegen — kamen Schaaren von Delphinen, die theils dunkel unter der grünen Oberfläche des Meeres hervorschimmerten, theils sich mit gewaltigen Bogensätzen über die Wellen erhoben. Es war gegen Abend und der Wind wurde stärker. Unseren beiden Patienten wurde es schon wieder gar jämmerlich zu Muth. Der geistliche Herr rang mit der Krankheit in seinem Kämmerlein, indeß der Krieger — ein Jammerbild — am Fuße des großen Mittelmastes Platz genommen hatte, wo die Bewegung des Schiffes am geringsten ist. Wir andern suchten den rebellirenden Magen durch ein gutes Diner zufrieden zu stellen, was auch gelang. Ein Spaziergang auf dem schiefen Deck und der Hinblick über die schäumenden Wogen war so interessant, daß wir nicht daran dachten, krank zu werden. Uebrigens wurde dieser Tag noch mit einer Exekution beschlossen. Als der Prinz C. vor einigen Monaten auf der englischen Fregatte Madagaskar, Kapitän Lions, eine Fahrt nach Smyrna machte, hatte ein auf dem Schiffe befindlicher Affe den Geldbeutel eines englischen Lieutenants mit 20 Louisd'or gestohlen und in das Meer geworfen. Da dieß nicht der erste Streich des Verbrechers war, so wurde er zum Tode, nach englischer Sitte durch den Strang, verurtheilt, auf Bitten des Prinzen aber pardonirt und diesem zum Geschenk gemacht. In Nauplia hatte der Affe sein liederliches Leben fortgesetzt und zu vielen Klagen Anlaß gegeben. Jetzt befand er sich auf unserm Nelson und während niemand an jenem Abende auf ihn achtete, suchte er mit großer Schnelligkeit aus der Kajüte eines unserer Reisegefährten ein Prachtstück von rothem Fez hervor, mit der üppigsten blauen Troddel, die man sich nur denken kann, und warf ihn über Bord. An eine Rettung dieser herrlichen Kopfzierde war bei dem raschen Laufe des Schiffes nicht zu denken. Joko wurde für seinen Frevel zu zehn Hieben mit dem Tauende verurtheilt, die er auch ohne Erbarmen erhielt. Da der Delinquent nichtsdestoweniger seine Streiche nicht ließ, so wurde er mittelst eines Stricks unter strenge polizeiliche Aufsicht gestellt.

(Fortsetzung folgt.)

Etwas aus Island.

Ein Herr Robert bereiste diesen Sommer nebst einigen andern Naturforschern die Insel Island; sie bestiegen am 29sten Julius den Hekla, welcher ganz mit Schnee bedeckt war, aber keine Gletscher hatte, und stießen hier auf einige Birken, welche in vulkanischer Asche wurzelten und 30 Fuß hoch waren. Die Reisenden sammelten viele Mollusken, worunter drei neue Arten, namentlich eine merkwürdige Helix. Sehr häufig beobachteten sie die Luftspiegelung, welche hier jedoch nicht, wie in Afrika, die Gegenstände sehr über den Horizont erhebt. Auch über den Lignit Surturbrand machten sie neue Beobachtungen, welche das Daseyn der alten Wälder beweisen, von denen die Sagas sprechen. Nahe bei den Schwefelquellen von Krabla fand Herr Robert prächtige Blöcke von Obsidian; er maß die Höhe der Seen von Myvatn und Singvallum, wies die Analogie zwischen den nördlichen und südlichen Geysern nach, und machte manche interessante geologische Bemerkungen. Die botanischen Forschungen führten die Reisenden auf die Vermuthung, daß das Verschwinden der Wälder in Island mehr der Trägheit der Eingebornen, als einer Veränderung der Temperatur zuzuschreiben sey.

Johann Jakob Astor.

(Schluß.)

„Die Bewohner von Newitti waren tödtlich erschrocken über den furchtbaren und unerwarteten Schlag, der im Augenblick des Triumphs selbst über sie hereinbrach. Die Krieger irrten in düsteres Schweigen versenkt umher, während die Weiber die Luft mit Klagen und Geschrei erfüllten. Ihre Klagen verwandelten sich aber bald in Wuthgeheul, als sie die vier Matrosen erblickten, die man gefangen ins Dorf führte. Sie waren mit einer der Schaluppen des Schiffes, in der sie sich zu

retten versucht hatten, ans Ufer geworfen worden. Der Dolmetscher erhielt Erlaubniß mit ihnen zu sprechen; es waren jene vier Tapfern, die sich in der Kajüte so wacker vertheidigt hatten; sie erzählten ihm, was wir eben mitgetheilt, und sagten überdieß noch, daß ihnen Lewis, nachdem sie die Feinde vom Schiffe gejagt, gerathen habe, das Kabeltau zu kappen und in die hohe See hinauszustechen. Sie wollten diesem Rathe nicht folgen, weil der Wind widrig war, und sie fürchten mußten, an die Küste geworfen zu werden. Sie beschlossen also, sich mit Einbruch der Nacht in aller Stille in der großen Schaluppe einzuschiffen und längs der Küste nach Astoria zurückzukehren. Lewis weigerte sich sie zu begleiten, weil er nur noch kurze Zeit zu leben habe, und entschlossen sey, an den Indianern eine furchtbare Rache zu üben. Seit seiner Abreise von New-York sagte er oft, daß er ein Vorgefühl habe, er werde von seinen eigenen Händen sterben; gewiß ist, daß er entschlossen war, sich in dem sehr wahrscheinlichen Fall eines Kampfes mit den Wilden lieber selbst zu tödten, als sich gefangen nehmen zu lassen. Er erklärte demnach seine Absicht, bis zum Anbruch des Tages auf dem Schiffe bleiben zu wollen, so viel Indianer als möglich auf dasselbe zu locken und dann Feuer an die Pulverkammer zu legen. Seine Kameraden sagten ihm ein trauriges Lebewohl und traten ihre abenteuerliche Fahrt an. Sie strengten alle Kräfte an, um aus der Bai auszulaufen, hatten aber ein Kap vor sich, das sie nicht zu umschiffen vermochten, und sahen sich deßhalb genöthigt, in einen kleinen Krikh einzulaufen, wo sie, wie sie hofften, verborgen bleiben könnten, bis sich der Wind ändern würde. Von Arbeit und Nachtwache erschöpft, fielen sie in einen tiefen Schlaf, während dessen sie von den Wilden überfallen wurden. Besser wäre es für diese Unglücklichen gewesen, sie hätten bei Lewis ausgeharrt und sein Schicksal getheilt, denn ihr Tod war langsam und schmerzhaft. Die Indianer opferten sie unter den grausamsten Qualen den Manen ihrer Freunde. Einige Zeit nach ihrem Tode fand der Dolmetscher Mittel zu entkommen, und er war es, durch den die Nachricht von dem traurigen Ereigniß nach Astoria gelangte.“

Die Nachricht von dem Verlust des Tonquin und der Ermordung der Mannschaft erfüllte die Bewohner von Astoria mit Entsetzen. Eine Handvoll Menschen sah sich hier auf einer öden Landspitze ausgesetzt und von feindseligen Stämmen umringt, die, sobald sie von dem Unfall Kunde erhielten, leicht zu Gewaltthätigkeiten hingerissen werden konnten. Um die Leichtgläubigkeit der Wilden zu hintergehen, nahm Herr Macdougal bei dieser Gelegenheit zu einer List seine Zuflucht, die seiner Erfindungsgabe Ehre macht. Die Bewohner dieser Küste fürchten, so wie alle Indianer westlich von den Gebirgen, die Pocken außerordentlich, die wenige Jahre zuvor furchtbare Verwüstungen unter ihnen angerichtet und mehrere Stämme gänzlich ausgerieben hatten. Ursprung und Natur der Krankheit blieben für sie ein Geheimniß, und sie waren fest überzeugt, daß der große Geist ihnen dieselbe gesandt habe, oder daß die Weißen sie ihnen mitgebracht hätten. Herr Macdougal benützte diese Meinung, und versammelte mehrere Häuptlinge um sich, die er im Verdacht einer Verschwörung gegen ihn hatte. Als sie im Kreis um ihn her saßen, eröffnete er ihnen, daß er Kunde von dem Verrath erhalten habe, dessen einige ihrer Brüder sich gegen den Tonquin schuldig gemacht, und daß er entschlossen sey, Rache zu nehmen. „Die Weißen, welche unter euch wohnen, sagte er, sind zwar klein an Zahl, aber mächtig durch ihre Kenntnisse. Seht, fuhr er fort, indem er ein kleines Fläschchen aus der Tasche zog, in diesem Gefäß halte ich die Pocken verschlossen; es ist sorgfältig verwahrt, aber ich darf es nur öffnen, und alsbald entweicht das Gift, und wird Männer, Weiber und Kinder von der Erde vertilgen.“ Die Häuptlinge sprangen entsetzt auf, beschwuren ihn, das Fläschchen nicht zu öffnen, und versprachen stets die treuen Freunde der Weißen zu bleiben. Von diesem Augenblick an hatten die Wilden die größte Ehrfurcht vor Herrn Macdougal, und nannten ihn nicht anders als den großen Häuptling der Pocken.

Am 5ten Oktober Abends wurde die kleine Stadt Astoria durch die Ankunft einer Abtheilung des Postens des Herrn David Stuart am Okinagan angenehm überrascht, welche die günstigsten Nachrichten brachte. Unter dieser Abtheilung befand sich ein Kreole aus Canada, Namen Regis Brugière, dessen Schilderung wir zum Schlusse hier beifügen wollen.

„Brugière gehörte zu den Biberjägern, die von den Kaufleuten mit dem technischen Ausdruck freie Männer bezeichnet werden. Sie sind meist geborne Canadier von französischer Abstammung. Nachdem sie, einige Jahre von den Pelzkompagnien gemiethet, ihre Dienstzeit überstanden haben, fahren sie fort für eigene Rechnung zu jagen und Schlingen zu stellen, indem sie dann mit den Kompagnien auf dieselbe Weise Handel treiben als die Indianer. Daher kommt die Benennung freie Männer, die man ihnen beilegt, um sie von den Treibern zu unterscheiden, die auf feste Zeit verpflichtet sind, und bestimmten Lohn oder einen Antheil von der Beute erhalten. Da sie Jahre lang in der Wildniß fern von civilisirter Gesellschaft leben und fast mit niemand Umgang haben als mit den Indianern, so nehmen sie bald alle Gewohnheiten des Lebens der Wilden an, und bleiben freiwillig in der Wildniß und auf den Prairien, wo ihnen das freie ungebundene Leben so wohl gefällt, daß sie nur mit Widerwillen des Zwangs gedenken, den die Civilisation auflegt. Die meisten von ihnen nehmen Weiber unter den Eingebornen des Landes, und oft, um der Sitte des Landes zu folgen, auch wohl mehr als eine. Von Zeit zu Zeit bringen sie die erbeuteten Felle dem Posten der Kompagnie, bei der sie ihre Lehrjahre bestanden, und tauschen dagegen ein, was sie bedürfen. Zur Zeit, wo Montreal der Mittelpunkt des Pelzhandels war, kamen diese freien Männer der Wildniß nach einer Abwesenheit von mehrern Jahren oft unvermuthet wieder zu ihren alten Freunden und Kameraden zurück, von denen sie gleich aus dem Grabe Auferstandenen aufgenommen wurden. Nach einigen verschwelgten Tagen kehrten sie jedoch mit erhöhtem Geschmack an ihrer Freiheit in die Wälder zurück. Eine Menge solcher Leute lebten auf dem nordwestlichen Gebiet zerstreut, unter denen mehrere sich der Sparsamkeit beflissen und große Reichthümer sammelten. Regis Brugière hatte diesen Weg nicht eingeschlagen; er war ein freier Mann, ein Bewohner der Wildniß im vollsten Sinne des Wortes, dessen Unbesonnenheit und Sorglosigkeit kaum von der der Rothhäute übertroffen wurde. Im Dienst der Nordwestkompagnie aufgezogen, hatte er eine ihrer Expeditionen jenseits der Rocky-Mountains begleitet und sich des Biberfangs für einen der Posten am Spokan unterzogen. Im Verfolg seiner Jagdzüge war er zufällig oder absichtlich auf den Posten des Herrn Stuart gestoßen, der ihm den Vorschlag machte, mit ihm den Columbia hinabzufahren und sein Glück in Astoria zu versuchen.“

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 2** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Vincenzo Monti. — Lord Byron. Erster Artikel. (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 4-5 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 8.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 Januar 1837.

Einiges über Lasistan. *)

Ich schiffte mich am 19ten Mai zu Trapezunt ein, und hielt mich bis an die russische Gränze, — eine Entfernung von 60 Stunden, — fortwährend am Ufer, wobei ich nach und nach an den Distrikten Jomarah, Sirmenah, Of, Rizah und Lasistan vorüber kam; alle diese mit Ausnahme von Of sind unter dem allgemeinen Namen von Lasistan bekannt, und das Volk heißt Las. Die Ofliß haben eigenthümliche Gewohnheiten und Sitten, welche sich von denen der Lasen unterscheiden.

Die malerische Schönheit der Küste ist ausnehmend anziehend, die Berge erheben sich unmittelbar von der See an auf 4 bis 5000 Fuß und sind mit dichten Wäldern bekleidet, welche hauptsächlich aus Kastanienbäumen, Buchen, Wallnußbäumen, Erlen, Pappeln, Weiden, hie und da auch aus kleinen Eichen, Ulmen, Eschen, Ahorn und Buchsbaum bestehen; die höhern Theile sind mit Föhren bedeckt. An diesem Theil der Küste werden keine Schiffe gebaut, auch wird kein Holz ausgeführt, was in der Türkei überhaupt verboten ist, so daß die Wälder nur Kohlen, Brennholz und Zimmerholz für den Bau der Häuser und der Boote liefern, welche zum Küstenhandel und den Fischereien gebraucht werden. Das Land ist sehr bewaldet und bergig, so daß es nicht hinreichend Korn für den Verbrauch der Bevölkerung erzeugt, und doch findet man keinen anbaufähigen Fleck unbebaut. Man sieht Kornfelder an den schroffen Seiten der Berge hängen, wohin kein Pflug gelangen kann; der Boden wird mit einer zweizackigen, dem Lande eigenthümlichen Gabel umgegraben. Mais ist die gewöhnliche Frucht, und selten nimmt das Volk ein anderes zum Backen. Was das Land selbst nicht liefert, verschafft man sich aus Guriel und Mingrelien. Das Volk hier ist arbeitsam, abgehärtet und kühn, sehr gewandt im Gebrauch einer kurzen Büchse, welche jeder auf dem Rücken geschlungen trägt, wo er auch hingehen mag; sie haben einen guten Ruf als Soldaten, und die Pforte verlangt von diesem Lande stets eine gewisse Anzahl Leute für das Arsenal von Konstantinopel. Ein allgemeiner Census der erwachsenen und waffenfähigen Männer im Reich wurde kürzlich aufgenommen, und ergab für Of 24,000, für Lasistan 18,000 Mann. Of hat nur einen sehr kleinen Küstenstrich, landeinwärts aber erstreckt es sich sehr weit, zum Theil bis zum Tschorok, welcher es nebst Lasistan begränzt. Die Ofliß gleichen in vielen ihrer Gewohnheiten den Einwohnern der Maina in Morea; sehr viele Blutfehden gehen vom Vater auf den Sohn fort, außerhalb ihres Landes aber sind sie friedliche Leute und treiben Handel. Sie gelten für reich, haben gute Städte, und besser gebaute Häuser, als man sonst in diesen Gegenden findet. Ihr Land ist sehr gebirgig und unzugänglich, namentlich im Winter. Ihres Charakters wegen wagen sich Fremde selten unter sie, und man weiß daher wenig von ihnen, als daß sie ein wilder, unabhängiger Stamm sind.

In Lasistan gibt es keine Städte; in Sirmenah, Rizah, Atenah, Khopah und Batum, lauter Küstenorten, sind Bazars, welche aus einer Reihe Buden bestehen, nebst einigen Kaffeehäusern und einem oder zwei Khans. In diesen Bazars wird wöchentlich ein Markt gehalten. Die Einwohner leben in Hütten, welche einzeln im Lande zerstreut sind. Sirmenah und Jomarah, welche an Trapezunt stoßen, kann man ganz zu dieser Stadt rechnen; ihre Bewohner sind in steter Berührung mit den Städtern, und etwas civilisirter, als die Lasen sonst gewöhnlich sind. Rizah ist ein wichtiger und fruchtbarer Distrikt mit einem bedeutenden Bazar an der Küste; das Klima ist milder, als in andern Strichen, denn Limonen und Orangen gedeihen in freier Luft, und man braucht nicht wie in Trapezunt die Bäume im Winter zu bedecken. Rizah ist berühmt wegen seiner Hanfleinwand, welche in der ganzen Türkei zu Hemden genommen wird. Atenah ist ein sehr unbedeutender Platz mit einem kleinen Bazar. Zwischen Khopah und Trapezunt sind keine Orte, welche von der Küste aus mit dem Innern verkehren. Von Sirmenah, Of und Rizah gibt es Pässe ins Innere, welche jedoch nur im Sommer gangbar sind, aber auch dann werden wohl schwerlich Waaren auf denselben transportirt. Khopah ist eine offene Rhede, wo Waaren gelandet werden,

*) Aus einer von dem englischen Konsul zu Erzerum J. Brant im Jahre 1835 gemachten Reise.

welche nach Atvin *) bestimmt sind, einer kleinen Manufakturstadt, drei Tagreisen von der Küste entfernt. Manchmal werden auch Waaren für Akiskhah zu Khopah gelandet, und durch Atvin hindurch geführt; gewöhnlicher aber werden diese zu Batum gelandet. Längs der Küste von Trapezunt an sind zahlreiche Sommerankerplätze, von denen einige auch im Winter für sicher gelten, ein eigentlicher Hafen findet sich aber nur zu Batum.

Die Bai an dieser Stadt kann eine große Anzahl Schiffe aufnehmen, ist aber ungesund, und wer vom Julius bis Oktober sich dort aufhält, setzt sich Fieberanfällen aus. Der Hafen dankt sein Daseyn dem Flusse Tschorok, welcher etwas über eine Stunde westlich von Batum ins Meer fällt, und zwischen seinem jetzigen Bett und der Stadt einen breiten Streich Alluvialboden angesetzt hat, welcher den westlichen Theil der Bai bildet. Auch die See hat eine Bank aufgeworfen, welche den Rand dieser Halbinsel bildet, so daß das Land innerhalb etwas über dem Meeresspiegel liegt, aber sumpfig und mit Gestrüpp bedeckt ist. Diese Sümpfe machen den Platz ungesund. Der Bazar liegt an der Westseite der Bai hart an der See, enthält etwa 60 Buden, mehrere Kaffeehäuser und Khans und eine Moschee, Alles von Holz erbaut. Viele Gebäude werden aufgeführt, und der Platz hat das Ansehen einer neu angesiedelten Kolonie. In dem Gestrüpp hinter dem Bazar sind einige kleine Häuser aufgeführt und Gärten angelegt. Die Ostseite der Bai, dem Bazar gegenüber, ist gesund, und würde eine Stadt hier auf dem ansteigenden Boden erbaut, so könnte sie zu allen Jahreszeiten sicher bewohnt werden, da die Breite der Bai hier über eine Stunde beträgt, und man deßhalb vor dem Einfluß der Sümpfe geschützt wäre; jetzt ist jedermann genöthigt, während der ungesunden Jahreszeit seinen Laden zu schließen und den Ort zu verlassen.

Meerfahrt von Griechenland nach Italien,
mit Hinblicken auf die griechische Küste, die jonischen Inseln und die Westküste Italiens.

(Fortsetzung.)

Auf meinen frühern Seefahrten, im Süden wie im Norden, wurde bei stark wehendem Winde oder Sturme stets versucht, die hohe See als sicheres Terrain zu gewinnen. Unser Kapitän aber zeichnete sich, wie schon oben gesagt, auch in dieser Hinsicht wieder als Antipode alles Vernünftigen aus, indem er mit gewaltigem Geschrei befahl, östlich zwischen Zante und Zephalonia hinein zu steuern, so daß wir die Bucht von Argostoli, an der die gleichnamige Hauptstadt Zephalonia's liegt, links ließen. Der erste Lieutenant unsers Schiffs, ein trefflicher, gerader Mann und darum eine wahre griechische Ausnahme, versuchte diesem Unsinne, beim Sturm zwischen Inseln und Klippen herumzukreuzen, zu opponiren, aber ohne Erfolg, da der Dummkopf von Kapitän drohte, ihn beim Seeminister als Rebellen u. s. w. zu verklagen. Da mußte sich denn der brave Lieutenant fügen, indem er uns erzählte, daß er schon einmal für ähnliche gute Absicht zwei Monate im Hafenkastell Burdzia bei Nauplia eingekerkert gewesen sey und nicht Lust hätte, jenes Quartier noch einmal zu beziehen. Der Kapitän, setzte er hinzu, wäre eine Kreatur von Maurokordato, der damals dem Seeministerium vorstand, und hätte seiner Kriecherei gegen diesen Fanarioten, nicht aber seinen Verdiensten und Kenntnissen, wovon wir uns zur Genüge überzeugten, seine Kapitänscharge zu verdanken.

Zephalonia habe ich selbst nie besucht, und das Wenige, was ich hier über die Insel sagen dürfte, habe ich von einem Reisegefährten, dem Baron v. R., der Monate lang unter Beschwerden jeder Art Griechenland und die Inseln bereiste. Es ist schade, daß er sein Tagebuch nicht der Veröffentlichung bestimmt hat. Beleuchtet vom letzten Tageslichte sahen wir noch in weiter Ferne Argostoli, die erste, bedeutendste Stadt, so wie gegenüber auf der andern Seite der Bai die zweite, mit einem besseren, besonders gegen die Nordwinde geschützten Hafen versehene, Lixuri in undeutlichen Umrissen herüberschimmern. Als Hauptstadt wird das weiter nach Norden an der Ostküste gelegene Asso betrachtet, in welchem neben den weltlichen Behörden auch der Erzbischof, das Oberhaupt der griechischen Kirche auf den jonischen Inseln, seinen Sitz hat. Die reichsten Kaufleute bewohnen Argostoli, den Haupthafen der zephalonischen Handelsflotte, und hieher hat sich auch der Adel gezogen, der bedeutendste und auch wohl gebildetste des ganzen Inselstaats. Ich spreche dieses Urtheil nicht nach Hörensagen, sondern nach eigener Erfahrung aus, da ich Gelegenheit gehabt, viel mit Zephaloniern aus den höhern Ständen umzugehen und ihre geistigen Fähigkeiten kennen zu lernen. Auch der Vater des jetzigen preußischen Gesandten am griechischen Hof, Graf Lusi, war ein geborner Zephalonier und trat dann durch eigene Fügungen unter Friederich dem Großen in den preußischen Staatsdienst, in welchem er sich namentlich als nachmaliger Gesandter in Petersburg unter den schwierigsten Verhältnissen als einen Diplomaten von ausgezeichnetem Geiste bekundet hat. Argostoli liegt auf der Landseite von einem Hügelkranze umgeben, auf denen ein kostbarer, weit berühmter Muskateller gebaut wird. Neben diesem Gewächse behauptet eine Art Melonen großes Renommé, und wenn auf der Speisekarte unseres französischen Restaurateurs in Nauplia, „Bachieri“ (diesen Namen führt jene Frucht) angekündigt waren, so herrschte großer Jubel bei unsern Gourmands. Argostoli treibt großen, ausgebreiteten Handel mit dem Westen Europa's, woher es auch wohl kommen mag, daß keine der jonischen Inseln, selbst Corfu nicht ausgenommen, mehr die abendländischen Sitten angenommen, und dagegen die Gebräuche des Orients aufgegeben hat, als Zephalonia.

Die Nacht war schon tief hinabgesunken, der Südwest wehte in gleicher Frische fort und unser Nelson segelte ganz lustig mit dem Winde, als wenn es unserm Kapitän daran gelegen gewesen wäre, nicht nach Ankona, sondern nach Patras zu gelangen. Das war vielleicht die süße Heimathsehnsucht. Endlich waren wir zur südlichsten Spitze Zephalonia's, dem Kap

*) Wahrscheinlich Artvani auf Lapie's, und Arvani auf der russischen Karte an einem Nebenflusse des Tschorok.

Skala gekommen, wo wieder die Richtung nach Nordwest gehalten wurde, so daß wir in paralleler Richtung mit der Ostküste der Insel blieben, die mit ihren vielen Buchten und Einschnitten beim anbrechenden Morgen unfern vor uns lag. Hinter den, von grünem Schmucke fast ganz entblößten Küsten steigt das mächtigste Inselgebirge des jonischen Meers, der Monte-nero hoch und stolz empor. Die kostbare Perle aber, die der Gipfel dieses Gebirges einst trug, der hochberühmte Tempel des Zeus Enetos, ist spurlos verschwunden, wie der alte Donnergott selbst. Gelangt man weiter nördlich in den Kanal von Viscardo, der von Zephalonia und dem östlich gegenüberliegenden Thiaki-Ithaka zusammengedrängt, fast nur einem mächtigen Strome gleicht, so steigt das hehre Alterthum mit allen seinen Herrlichkeiten und Wundern aus dem tiefen Grabe der Zeit wieder empor, da tönen Namen herauf mit mächtigem, vielbedeutendem Klange. Dort — der Alterthumskundige deutet auf Zephalonia's Küste — lagen Pronos und Nesos, dort weiter nördlich, unfern dem Kap Viscardo, die Römerkolonie Petulia. Dort aber an der äußersten Spitze der Bucht, wo jetzt niedere Hütten ein kleines Dorf bilden,

„stand er auf seines Hauses Zinnen
und schaute mit entzückten Sinnen
auf das beherrschte Samos hin."

Jetzt deutet nichts mehr auf das Daseyn dieser Prunk- und Prachtstadt hin, als einige Ueberbleibsel cyklopischer Mauern und beraubte Grabhöhlen. Denn hier hat sich der großbritannische Vandalismus wieder im glänzendsten Lichte gezeigt. Eines der ersten Geschäfte der hochherzigen Schutzherren der jonischen Republik bei ihrer Ankunft auf dieser Insel war, daß sie die Ruinen und Gräber von Samos *) aufwühlten und eine Menge dort vorgefundener antiker Vasen, Schalen, Spangen, Ringe von Gold, Silber und Bronze, für gute Beute erklärten. Wären diese Gegenstände, wie ähnlicher Raub des Räuberhauptmanns Lord Elgin in Griechenland, vielleicht in das Museum nach London gekommen, so hätte man den Diebstahl durch Vorschiebung begeisterter Kunstliebe allenfalls entschuldigen können. Allein jene kostbaren Antiken wurden von den brittischen, dabei beschäftigten Beamten brüderlich unter sich vertheilt, und — horribile dictu! — eingeschmolzen und dann zu Messerbestecken, Löffeln, Theekannen u. dgl. m. verarbeitet. Ja der großbritannische Kunstsinn geht so weit, daß ein auf einer der jonischen Inseln als Polizeichef lebender Britte, der damals mit Diebstähle dieser Art verüben half, noch jetzt, ein kleines, bronzenes antikes Gefäß — salva venia! — als Nachtgeschirr benutzt. Es sind doch scharmante Leute, die lieben Engländer!

Der Wind hatte bedeutend nachgelassen, so daß wir nur sehr langsam durch den Kanal Viscardo hinsegelten. Das kleine Ithaka mit unwirthlichen Felsenküsten hielt uns den ganzen Tag auf dem Deck und wechselsweise an dem einzigen Fernrohr, das unser Schiff besaß. Da stieg das Leben des göttergleichen Helden Odysseus, seine Kämpfe und Irrfahrten, seine Rückkehr zu der kleinen, und doch über alles geliebten Heimath, die treue Liebe Penelope's, die List und Beharrlichkeit wieder vor uns empor, wie alles dieß schon den Knaben und Jüngling entzückt hatte, wenn sich ihm in den Gesängen des blinden Barden eine neue Welt erschloß. Aber es sind auch nur jene geistigen Erinnerungen, die das einst so hochberühmte Eiland jetzt noch interessant machen können, denn sichtbare Ueberbleibsel jener Heroenzeit gibt es nur noch wenige und unbedeutende, und um die alte Wichtigkeit derselben wieder zu ergänzen, muß man die rege Phantasie eine Hauptrolle spielen lassen. Da, wo im Nordwesten der Insel der Busen von Aitos in die Küste schneidet, liegen am Westende desselben auf einer Anhöhe, die sich allmählich bis zum kühnen Gipfel eines Felsenrückens erhebt, die Ueberbleibsel der Residenz des Königsgeschlechts der Laertiaden, die von den so gern heiligsprechenden Griechen jetzt als das „Schloß der heiligen Penelope" bezeichnet werden. Und wahrlich die Heiligsprechung jenes hochherrlichen Weibes ist eine wahrere und verdientere, als so manche andere. Das war die Stadt des Odysseus! Höher nach dem Gipfel mehren sich die Trümmer und künstlich behauene cyklopische Steine bilden noch Rudera von Mauern oder liegen in wilder Unordnung durch einander geworfen. Uebrigens ist hier auch noch die Grundlage sichtbar und zeigt in ihrer dreieckigen Gestalt, daß jene Veste zu den ältesten Griechenlands gehört, bei denen man stets diese Form des Dreiecks wahrnimmt. Aeltere Schriftsteller, die nach eigener Anschauung über diese Trümmer berichten, erzählen von einem wohl erhaltenen, die ganze Stätte beherrschenden Thurm auf der Spitze des Felsens, der die Stelle bezeichnet haben soll, wo der Palast des Odysseus stand. Von diesem Thurme ist jetzt aber nichts mehr vorhanden. Es mögen ungefähr 30 Jahre her seyn, daß man unfern dieser Ruinen in dort vorhandenen griechischen Gräbern Nachforschungen anstellte und eine befriedigende Ausbeute an goldenen, silbernen und bronzenen Sachen erhielt, die in ihrer schönen Arbeit zeigten, daß sie in der blühendsten Zeit der griechischen Kunst entstanden seyn müssen. Größtentheils sind diese Gegenstände, die eine merkwürdige Zier jedes Museums gewesen wären, in die Hände von Privatpersonen übergegangen, so daß ihre Spur jetzt ganz verschwunden ist. Ein älterer englischer Reisender will einige kleine Schalen dieser Art in Rom in der Sammlung eines dort angesessenen deutschen Kunstliebhabers gesehen haben. Man macht mir den Vorwurf, daß ich in meinen Reisedarstellungen einen zu auffallenden Haß gegen Engländer und ihr Treiben ausgesprochen habe. So gern ich diesem Vorwurf nicht neue Nahrung geben möchte, so bin ich doch gezwungen, noch einmal etwas hierauf Bezug habendes und ähnliches wie oben bei Zephalonia zu berühren. Obgleich schon früher von Antiken auf Ithaka vieles ausgegraben war, so hielten die Britten, als sie hieher kamen, doch noch eine ziemlich reiche Nachlese. So fanden sie auch die vielbesprochene, goldene, sogenannte Krone des Odysseus, die von den englischen Beamten „zerbrochen und stückweise unter sich vertheilt wurde." Wenn ich nicht irre, hat Müller in seinem interessanten Werke über die jonischen Inseln diese Thatsache mit gebührender Indignation erwähnt. Mir

*) So hieß eine alte Stadt auf der Insel und bekanntlich auch die Insel selbst.

wurde sie von einem Edelmanne aus Zephalonia, Herrn Tipaldi, dem Müllers Werk ganz unbekannt war, bekräftigt und die Wahrheit, unter Benennung mehrerer glaubhaften Zeugen aufs entschiedenste verbürgt.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Schreiben des Reisenden John Davidson in Afrika an Sir John Barrow, Präsidenten der geographischen Gesellschaft zu London, aus Wady-nun vom [illegible]sten Mai, auf seinem Wege nach Timbuctu.

Es ist mir zwar bis jetzt in geographischer Hinsicht nichts aufgestoßen, was merkwürdig genug wäre, um ein Schreiben an Sie zu rechtfertigen; ich kann mich indeß doch nicht nach Sudan auf den Weg machen, ohne Ihnen vorher einige flüchtige Bemerkungen mitgetheilt zu haben. Nach großen Schwierigkeiten, vielen Kosten und mannichfacher Gefahr gelang es mir durch Nieder-Susa zu kommen. Nachdem ich alle mir von der maurischen Regierung in den Weg gelegten Hindernisse überwunden und ihre Wachsamkeit umgangen hatte, erreichte ich den Ort, von wo ich Ihnen schreibe (Wady-nun), am 22sten April. Seitdem habe ich Exkursionen nach allen Richtungen, nach Norden ausgenommen, gemacht; zweimal war ich in dem arabischen Lager in der Sahara, in der Hoffnung, dort einige Unterhandlungen zu Förderung meiner Zwecke anknüpfen zu können, jedoch vergebens, und so schien mir fast nichts übrig zu bleiben, als die Abreise der Cafila von hier zu erwarten, die jedoch nicht eher als Anfangs Septembers aufbrechen wird. Dieser Umstand machte mich sehr niedergeschlagen, und ließ mich, wenn ich alle bereits erfahrnen Widerwärtigkeiten überdachte, beinahe am Erfolg meines Unternehmens verzweifeln. Ein Theil der großen Cafila — die in drei Tagen eintreffen soll — kam am 19ten hier an, und ich verlor nun keinen Augenblick, um zu versuchen, was durch Geld und Ueberredung bei den fünf Dummany-Führern auszurichten sey, um sie zu vermögen, gleich nach Ende der Messe, und sobald ihre Kamele gehörig ausgeruht und ausgefüttert wären, nach dem Sudan zurückzukehren. Scheik Beyruk, bei dem ich Gastfreundschaft genieße, und unter dessen Schutz ich reise, unterstützte mein Gesuch, indem er vorgab, daß er Befehl habe mich nach Timbuctu zu befördern, wo ich zu dem Sultan entboten sey. Die Dummanies verlangten zwei Tage Bedenkzeit, nach deren Verlauf sie zu meiner großen Freude eine bejahende Antwort brachten. In der Zwischenzeit wendete man Alles an, um mich von meinem Vorsatz, die Reise in dieser Jahreszeit zu unternehmen, zurückzubringen. Man zweifelte sehr, daß selbst die Kinder der Wüste den Versuch wagen könnten; die Hitze sey zu groß, als daß ich sie ertragen könnte, und aller Wahrscheinlichkeit nach würde ich alle Brunnen vertrocknet finden. Die Deleim, der furchtbarste Stamm der Wüste, werde ohne Zweifel auf den Beinen seyn, da es jetzt die Zeit sey, den Vogel Strauß zu jagen, und zu allem diesem komme noch die Gefahr, der eine so kleine Reisegesellschaft sich aussetze, der Verdacht, den ihr Erscheinen zu so ungewöhnlicher Zeit erregen müsse, nebst noch vielem Andern. Die Cafila brachte außerdem noch folgende Nachrichten mit: Die Fulanis hätten durch die Bambaras eine schwere Niederlage erlitten, und ihr Verlust an Todten und Verwundeten sey ungeheuer; die Ernten im Norden des Sudan seyen gänzlich fehlgeschlagen; die Tuariks, welche aus der Nachbarschaft von Timbuctu vertrieben worden wären, hätten eine feste Stellung an beiden Ufern des Flusses, drei Tagereisen östlich von der Stadt, eingenommen, und drohten mit einem Einfall, und endlich hätte mehr als die Hälfte der Bevölkerung Timbuctu theils aus Furcht, theils aus Mangel an Unterhalt verlassen.

Diese Nachrichten lauteten freilich sehr entmuthigend; indeß bin ich dennoch fest entschlossen, die Reise anzutreten. Wir haben ausgemacht, die gewöhnliche Karawanenstraße durchaus zu vermeiden. Meine Dummanies zeigten sich sehr achtungsvoll gegen mich, als ich ihnen diesen Morgen erklärte, ich sey im festen Vertrauen auf die Vorsehung und als treuer Unterthan meines Herrn des Königs, dessen Befehlen ich gehorche, fest entschlossen, allen Gefahren zu trotzen. Der Scheik Khursi, dessen Freundschaft ich erkauft habe, trägt auf Befehl seines obersten Scheiks, Beyruk, Sorge für mich. Dieser schon ziemlich alte Mann hat die Reise zwanzigmal gemacht, und zwar viermal in gerader Linie von Wady-nun aus in 25 Tagen. Er hat mir gesagt, er wolle mich, wenn ich es aushalten könne, in 35 Tagen führen, weil er mir ein paar Plätze zu zeigen wünsche, wo wir uns einen oder zwei Tage aufhalten müßten. Es befinden sich, wie er mir sagt, nur zwei Brunnen auf dem ganzen Wege, und diese werden wir wahrscheinlich vertrocknet finden. Wir nehmen Wasser auf 40 Tage mit, und das Kamel, auf dem ich reite, gibt mir Milch. An die Beschwerden einer solchen Reise bin ich gewöhnt; ich esse gewöhnlich nur jeden zweiten Tag etwas wenig Fleisch, kein Brod, und wenig Thee, und an den Tagen, wo kein Fleisch gegessen wird, Milch. Dabei kann ich auch sagen, daß ich fest gegen die Sonnenstrahlen bin, denn mein Gesicht, Hände, Arme und Füße sind schon dreimal wenigstens geröstet worden. Ich trage vollständige arabische Kleidung, und bin fast so braun, als ein Mann von der Kaste der Parias.

Wir werden am 6ten Junius aufbrechen; ein Tag, der hier zu Lande für einen glücklichen gilt, so daß ich, wenn Sie diesen Brief erhalten, in Timbuctu oder nicht weit davon zu seyn hoffe. Mit meinem Freund, Herrn Willshire, dem Konsul zu Mogador, dessen Güte ich nicht genug rühmen kann, und ohne dessen Beistand ich gar nicht hieher gekommen wäre, unterhalte ich eine fortwährende Verbindung. Ich werde der geographischen Gesellschaft viel von ihm zu berichten haben, und habe ihn gebeten, derselben mitzutheilen, was er etwa von mir hören möchte. Von Timbuctu schreibe ich gleich nach meiner Ankunft. Da das Briefschreiben hier zu Lande eben so schwer als gefährlich ist, so bitte ich Sie zur Beruhigung meiner zahlreichen Freunde ein paar Zeilen in irgend ein öffentliches Blatt einrücken zu lassen.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Einige Arbeiter, welche bei Tulle le Chatre einen Weg ausbesserten, fanden in einer Tiefe von 5 Fuß unter dem Boden zwei runde Steine, welche so zusammengefügt waren, daß sie eine Urne bildeten; sie enthielten verbrannte menschliche Gebeine. Ein wohlerhaltenes Fingergelenk, welches dem Zeigefinger angehört hatte, scheint auf einen riesenhaften Wuchs des Mannes zu deuten, dessen verbrannte Gebeine hier aufbewahrt wurden.

•

Die ungarischen Naturforscher Stinke und Monolesko befinden sich seit einiger Zeit in der Türkei, und haben im verflossenen Jahre ihr Hauptquartier in Salonichi aufgeschlagen, wo sie namentlich geologische und botanische Gegenstände aus der alten Halbinsel Chalcis sammeln.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 9.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 Januar 1837.

Neuestes der osmanischen Literatur.

Das erste Blatt des fünften Jahrgangs der osmanischen Staatszeitung, deren türkisches Original, wie bekannt, den Titel: Takwimi Wekaaii d. i. Begebenheitstafeln führt (Nr. 134) vom 11ten Dschemasiulewwel 1252 (23 August 1836), gibt Kunde von dem Tode und Begräbnisse eines der größten, jüngst lebenden, osmanischen Gelehrten, des ersten Imams an der Moschee Ejub, welcher zugleich Prediger an der Moschee Sultan Ahmeds gewesen, Scheich Abdallah Efendi, gestorben am 12ten Rebiulachir (26sten Julius). Er war der Verfasser zahlreicher Werke in verschiedenen Fächern, von denen die Staatszeitung die Titel der folgenden zwanzig angibt: zwei arabische, nämlich Lewamied-dürr d. i. die glänzenden Perlen und Aßarn Chailidijet d. i. die Denkmale Chalids, dann die folgenden achtzehn türkischen: 1) Afliamul-musafirin d. i. die Gebote der Reisenden; 2) eine Abhandlung über die in der Nähe der Moschee Ejub Begrabenen; 3) Ikasul-kira d. i. die Entzündung der Koransleser; 4) Naßaihul-muluk d. i. Rathschläge für Könige, ethischen Inhalts; 5) Fasail-remis-seham d. i. die Trefflichkeiten des Pfeilschießens; 6) Tohfetul-Imam d. i. das Geschenk des Imams; 7) Hedijetul-hudschadsch fil-menasik d. i. Geschenk für Pilger zur Erfüllung der Wallfahrtsberichte; 8) Ahwali-Medinet el-munewweret) d. i. Zustand der Stadt der erleuchteten (Medina's); 9) die Uebersetzung des Aßari-Nakschbendije d. i. der Denkmale der Derwische Nakschbendi vom Scheich Murad und Ahmed aus Trapezunt; 10) die Uebersetzung des Werkes Chadißul-kudsijet d. i. der h. Ueberlieferungen; 11) Haschijetul-Chijali d. i. Randglossen zu dem Werke Chijali's; 12) Terdschümet-ahwal-esch-Scheich Schesell (gewöhnlich Schebeli ausgesprochen) des Entdeckers des Kaffee; 13) Misanul-wudschuhat d. i. die Waage der Ansichten; 14) Mireetun-nasirin we fachurul-muteeili d. i. Spiegel der Betrachtenden und Vorrath der Angesiedelten; 15) Manahatul-Bari d. i. Geschenk des Schöpfers (das erste Wort mit dem Artikel Al ist als Almanach in alle europäische Sprachen übergegangen); 16) Scherhul-ischar d. i. Commentar des Ischar (des grammatischen, zu Konstantinopel gedruckten Werkes Birgilis; 17) Tekemmület-haschijetil Dschami d. i. Vollendung der Randglossen Dschamis (zur Syntax Kjafijet, dem berühmten Werke Ibn Hadschib's); 18) Syntaktische Abhandlungen. Die europäische Litterargeschichte hat bisher von diesen zwanzig Werken und ihrem Verfasser nicht die geringste Kunde gehabt; das interessanteste derselben für einen künftigen Topographen Konstantinopels dürfte leicht die Abhandlung über die Grabmale in der Nähe der Moschee Ejub seyn; überhaupt enthält die osmanische Staatszeitung einen Schatz topographischer und geographischer Notizen, indem in jedem Blatte Viertel, Gassen und Moscheen der Hauptstadt oder Dörfer, Flecken und Gegenden der Provinzen erwähnt werden, von denen bisher keine Karte und keine Geographie des osmanischen Reiches Kunde hat. Ein, für den Europäer gewiß weit wichtigeres Werk als alle obigen zwanzig zusammengenommen, welche bisher nur alle handschriftlich vorhanden, ist der so eben im Druk erschienene erste Band der Universalgeschichte Feraifsade Said Efendi's von Brusa, worüber das folgende Blatt der osmanischen Staatszeitung (No. 136) unter der Rubrik: Funun und Wissenschaftliches, Bericht erstattet. Der unlängst verstorbene Verfasser trug sein Werk, wie Freiherr Hammer-Purgstall seine Geschichte der osmanischen Dichtkunst, aus vierzig Quellen zusammen, und verwandte wie dieser zur Schreibung seiner Geschichte des osmanischen Reiches, zehn Jahre darauf; laut des Zeitungsartikels verbreitet sich der erste Band dieser Universalgeschichte vorzüglich über die Lebensgeschichte Mohammeds, der vier ersten Chalifen, der Imame und Heiligen des Islams. Ueber die Propheten-Biographie ist zwar zu Konstantinopel bisher noch kein Werk erschienen, aber desto mehr hat darüber die Druckerei zu Kairo geliefert, wo außer der großen Biographie Ibrahims von Haleb (Kairo 1833. Großquart, 405 Seiten) auch die Biographie Mohammeds von Weisi (1830, zwei dünne Quartbände, der eine von 126, der andere von 114 Seiten) und die Fortsetzung derselben von Nabi (1833, ein Quartband, 268 Seiten) erschienen ist. Da aber auch Nabi vor der Vollendung seiner Fortsetzung vom Tode überrascht worden, so fehlt noch zur Vollendung der ganzen

Trias türkischer Propheten-Biographie der Druk des Fortsetzers Nabi's, nämlich Nasmisade's, des bekannten Verfassers der zu Konstantinopel schon vor hundert Jahren gedrukten Geschichte der Chalifen (Gülscheni Chulefa), d. i. das Rosenbeet der Chalifen; der Titel des letzten veranlaßte vermuthlich den der obenerwähnten Universalgeschichte, welche Gülscheni maarif, d. i. Rosenbeet der Kenntnisse, betitelt ist, und zu deren Empfehlung der Zeitungsartikel das zum Geschichtsstudium überhaupt ermunthigende folgende arabische Distichon anführt:

Wenn Zukunft Dir verbirgt Begebenheiten,
Schließ' vom Vergangenen auf künft'ge Zeiten.

Da auch der zweite Band nächstens im Druke vollendet seyn soll, so wird das ganze Werk allen Käufern zugänglich seyn, was nicht der Fall ist mit den bloß zum Gebrauche der Offiziere gedruckten militärischen Reglements, und auch mit einem andern sehr schätzbaren, bloß auf Kosten des Mufti Mekisade gedruckten, und von ihm unter seine Freunde vertheilten Commentars der Burdet (Borde) Busiri's; Verfasser des Commentars ist der Vater des Herausgebers, der Mufti Meki Efendi, dessen Lebensbeschreibung so wie die seines Sohnes dem Werke vorgedruckt ist; die erste aus der Fortsetzung Munib's der Biographien der Mufti, die zweite aus der Feder Mohammed Esaad Efendi's, des Direktors der Buchdruckerei und Staatszeitung, dermaligen Botschafters in Persien; das Werk selbst ein Quartant von 561 Seiten, auf gutem weißem Papier.

Meerfahrt von Griechenland nach Italien,
mit Hinblicken auf die griechische Küste, die jonischen Inseln und die Westküste Italiens.

(Fortsetzung.)

Die ganze Westseite der Insel, die wir vor Augen hatten, ist kahl und zeigt weder menschliche Wohnungen noch Bäume, so daß man in diesem unfruchtbaren Eilande schwerlich das waldreiche Ithaka Homers wieder erkennen möchte, der seine Haine besonders auf den von Nord nach Süd laufenden Gebirgskamm des Neritos gepflanzt hat, wo jetzt aber ebenfalls ein kahler, nur hin und wieder mit niederem Gestrüpp bedeckter Felsrücken sich zeigt. Die Ostküste, eben so reichlich versehen mit Buchten wie die westliche, ist der Sammelplatz der Bevölkerung der Insel. Von Osten nach Westen beinahe die ganze Insel durchschneidend, tritt die Bucht von Vathi tief ins Land, einen der geräumigsten Häfen bildend, so daß man von ihrer äußersten Spitze, wo die Hauptstadt Vathi liegt, kaum die Ausmündung ins Meer erschauen und die Bucht von dort aus für einen großen Landsee halten kann. Die Stadt ist freilich nicht groß, da sie von den 9 bis 10,000 Einwohnern der Insel nur 2000 in sich faßt, aber schon in ihrer Bauart, — keine englische Zwingburg schaut drohend auf sie hinab, — freundlich und nicht minder in ihrer Umgebung. Zwischen der Stadt und den weiter landeinwärts entfernten Felsenbergen, breitet sich eine fruchtbare, mit Weinreben, Oel- und Pomeranzenbäumen bepflanzte Ebene aus, und umgibt so mit einem grünen Kranz das Städtchen, das auf der andern Seite sich wie eine niedliche Kokette in dem blauen Spiegel des Meeres beschaut. Da die Stadt beträchtlichen Handel nicht nur mit den Schwesterinseln, sondern auch nach dem griechischen Festlande und bis nach Italien treibt, wohin besonders eine Menge der auf der Insel wachsenden trefflichen Corinthen ausgeführt wird, so ist der Hafen stets belebt und macht Stadt und Insel sehr besucht. Der bereits oben erwähnte Reisegefährte hatte auch Ithaka besucht, und von ihm sind die folgenden Notizen, die ich hier so viel als möglich benutze.

Zufällig traf ich in Vathi, wohin ich von Patras in einem Trabacolo hinübergeschifft, den Baron R. aus Berlin, der auf dem Wege von Nauplia nach Neapel mit spree-athenienſischer Kunstbegierde Jagd machte nach alten, auf den jonischen Inseln vorhandenen Merkwürdigkeiten. R. ist ein guter Gesellschafter und daher war sein Vorschlag zu gemeinsamen Exkursionen in das Innere der Insel ein annehmbarer. Pferde befinden sich hier nur ungefähr drei bis vier im Besitze von Engländern; wir griffen daher zu Maulthieren, die geeigneter zu Reisen auf dem steinigten Boden sind, und so trabten wir denn zur Stadt hinaus in Begleitung eines alten zerlumpten Cicerone, der uns in seinem Aeußern unwillkürlich an den göttlichen Sauhirten erinnerte, denn vor unsrer Phantasie schwebten nichts als homerische Helden. Da wir bald für immer dem schönen Oriente den Rücken kehren sollten, so suchten wir ihm noch so lange wie möglich ins Gesicht zu schauen, und lenkten daher unsre Thiere nach Osten, dem Ufer des Hafens entlang. Bald hielten wir vor einem Haufen durch einander geworfener Steine, die unser Cicerone als Trümmer eines Dianentempels bezeichnete, was schwer zu glauben, da Ithaca von jeher nicht mit Wild gesegnet war. Unser Berliner deutete, den Dianentempel gar nicht bezweifelnd, so, als hätten die Ithacienſischen Bauern der Göttin den Tempel aus Dankbarkeit dafür errichtet, daß sie auf ihrer Insel ihre Herrschaft nicht aufgeschlagen und die armen Bauern dadurch vor Wildschaden bewahrt habe. Die Erklärung läßt sich hören. Von dem Tempel ungefähr eine Stunde entfernt, kamen wir an die Schule, und zwar an die homerische, wie ein Felsen benannt wird, von dem die Ithacienser steif und fest behaupten, daß der Sänger darauf gesessen, als er von Smyrna (einer seiner vielen Vaterstädte) hieher kam, um an Ort und Stelle den Stoff zu seinen unsterblichen Gesängen zu sammeln. Der Cicerone war unerschöpflich, uns alle zehn Schritt lang Stellen zu bezeichnen, die durch Odysseus und die Seinen berühmt seyn sollten, und wenn seine Notizen auch sehr fabelhaft klangen, so waren sie doch manchmal recht amüsant. Christen- und Heidenthum warf er durch einander, und keiner der griechischen Gottheiten, die Dutzendweise seinen Lippen entquollen, vergaß er ein „heilig" beizufügen und dazu dann allenfalls auch noch ein frommes, neugriechisches Kreuz von der rechten zur linken, über Kopf, Brust und Magen zu schlagen. So gelangten wir zwischen und über Felsen, die das Ufer des Meeres umsäumen und ihre graue Oberfläche durch frisch-grünes Gesträuch verstecken, dann, wo etwas mehr fruchtbares Erdreich sich festgesetzt, über duftende Grasteppiche zu der am südlichen Inselufer gelegenen

heiligen Quelle der Arethusa, die Drillingsschwester der in Böotien und Sicilien existirenden. In nicht bedeutenden, aber vielfältigen Strahlen sprudelt das klare, helle Wasser aus einem moosigen Felsen und bildet ein mit einer Mauer umgebenes Becken, das aber seinen Ueberfluß wieder in einen danebenstehenden Viehtrog spendet und so Poetisches und sehr Prosaisches vereinigt. Der Felsen, der die Quelle steil überragt, führt noch jetzt den Namen Koraka, sagt also deutlich, daß er der alte homerische Korax ist. Während wir an dieser klassischen Stelle ein frugales Mahl zu uns nahmen, und dazu eine Flasche des hochgeschätzten „herrlichen Weins von Ithaka auf die jenseitige paradiesische Gesundheit Homers, des Odysseus und seiner braven treuen Penelope leerten, hob unser Ithaciensischer Begleiter mit großem Redeaufwand die Berühmtheit der Quelle hervor, indem er uns mit vielen griechischen Schwüren versicherte, daß Penelope durch das tägliche Waschen mit diesem Wasser ihre Schönheit wunderbar bis ins späteste Alter erhalten habe; als Beweis fügte er hinzu, daß bekanntlich Penelope nicht mehr ganz jung gewesen, als hundert Freier von ihrer Schönheit noch herbeigezogen, ihr sehr dringend den Hof machten. Eine große Masse dieses Wassers, betheuerte er, werde alljährlich nach London und Paris verführt und dort an die Damen stark abgesetzt, wie er selbst in einer englischen Zeitung gelesen habe. Wir glaubten ihm aufs Wort, riethen ihm aber, da er es so bequem habe, selbst von diesem Mittel Gebrauch zu machen, da er Häßlichkeit und griechischen Schmutz genug besäße, und ein Deficit an beiden ihm nur Vortheil bringen könne.

Ein neuer Anblick, der sich uns beim Scheiden des Tages darbot, machte den weitern Mittheilungen des Erzählers ein Ende. Wir verließen mit kaum fühlbarem Winde den nördlichen Ausgang des Kanals von Viscardo und vor uns lag, von den letzten Sonnenstrahlen beleuchtet, die südlichste Spitze der Insel Santa Maura, das alte Leukadia, in der Entfernung von ungefähr vier Miglien vor uns. So deutlich zeigte uns das Fernrohr den hochberühmten leukadischen Felsen, Sapphos poetische Todesstätte, daß wir das aus den Spalten des hellen Marmorfelsen hervorwuchernde sparsame Grün wahrnehmen konnten. Schroff und steil fällt das Kap Ducato — so heißt jetzt der klassische Felsen, 250 Fuß hoch in die Wellen ab, und es gehört der Muth des Schiller'schen Tauchers dazu, um einen solchen Sprung zu wagen und dann noch auf eine Wiederkehr ins Leben zu hoffen, oder die hoffnungslose Verzweiflung sapphischer Liebe, um sich von da herab in die mitleidigen, allen Schmerz auslöschenden Wellen zu stürzen. Und doch erzählt uns die Sage, daß Männer von gleichem Herzensschmerz getrieben, Heilung ihres Wehs durch sothanen Sprung versuchten, fanden und lebten. Makes von Buthrotum liefert unter Andern davon ein Beispiel, der, in ungebändigter Liebe entbrannt, viermal dieses Mittel ohne den Tod zu finden unternahm, dagegen aber dann auch radikal durch die mitleidigen Wogen abgekühlt und geheilt war. Obgleich allerlei frivole Gedanken mir durch den Kopf fuhren, begeisterte mich doch zu poetischer Stimmung der himmlische Abend, der seinen süßen violetten Duft auf Himmel, Meer und Felsen ausstreute und den glänzenden Fels überglühte, und die klassische Erinnerung, die jene Stelle heiligt. Und wie nun Auge und Seele sich losriß von allen flachen Nebendingen und fest hing an Meer und Fels, wie ich mir Flügel wünschte, die mich hinübertragen sollten zu dem schimmernden Todesgipfel, und ich die Wogen lockend heraufrauschen zu hören wähnte, da mußte ein schadenfroher Dämon mich hinziehen zu dem Fernglase, das mich, wenn auch nur durch Täuschung, näher bringen sollte der geweihten Stelle, und auf des Felsens höchster Spitze erblickte das wonnetrunkene Auge nicht die hohe Dichterin, sondern einen rothen, englischen Lieutenant, wenn ich nicht irrte, mit langer türkischer Tabakspfeife im Munde, und meine poetische Begeisterung ging unter in unwillkürlichem Gelächter. Immer tiefer sank die Sonne am Horizont hinab und verschwand endlich ganz; immer dunkler färbte sich die Klippe und immer undeutlicher schimmerte der Engländer in seiner Uniform, wie ein riesiger Glühwurm herüber. Endlich verschwand Alles in Nacht und Dunkel. Der Wind rumorte in dem Tackelwerk, die Mannschaft setzte unter herkömmlichem wirrem Geschrei noch mehr Segel bei und unser Nelson galoppirte nordwärts die Insel entlang auf den unruhiger werdenden Wogen dahin. Dießmal mußte unser Kapitän schon auf offenem Meere halten, da an eine Fahrt zwischen Santa Maura und dem festen Lande von Akarnanien mit größern Schiffen bekanntlich nicht zu denken ist, wo eine Menge Klippen dort schon kleinen Fahrzeugen gefahrbringend droht und an der Nordspitze der Insel eine nur wenige Fuß unter dem Wasser liegende Sandbank andeutet, wie Santa Maura früher mit dem gegen über liegenden griechischen Ufer zusammenhing. Zudem existirt noch zwischen Insel und Festland der von Bajazeth angelegte, jetzt seinen Zweck nicht mehr erfüllende und unbrauchbare Aquädukt, der mit seinen 370 über dem Meeresspiegel hervorragenden Bögen eine Brücke bildet, auf welcher man von Amaluki, der Hauptstadt Santa Mauras zu der Festung, die ebenfalls den Inselnamen führt, und auf der Akarnanischen Landspitze liegt, trocknen Fußes gelangen kann. Außerdem haben die Engländer noch eine gleiche Verbindung durch den Bau eines Hafendamms hergestellt; der aber noch nicht ganz vollendet ist. Von der Hauptstadt der Insel läßt sich nicht viel Rühmliches sagen; sie ist unansehnlich und zudem noch in der warmen Jahreszeit von der aëra cattiva heimgesucht, die ihr der stagnirende, seichte Kanal und der nahe sumpfige Busen von Arta zusendet.

(Fortsetzung folgt.)

Kars.

(Aus einer im Jahre 1835 gemachten Reise.)

Kars war früher eine große Stadt und mochte 6 bis 8000 Familien zählen; ein Theil davon ist ummauert und hat eine von Amurat III erbaute Citadelle, welche aber auf Musketenschußweite von Höhen beherrscht ist, die auf der andern Seite einer tiefen Schlucht liegen, in welcher der Arpatschai strömt; dieser umgibt den ummauerten Theil der Stadt auf drei Seiten. Zwei steinerne Brücken verbinden die durch den Strom getrennten Theile der Stadt, die jetzt wenig mehr als ein Trümmerhaufen ist, welcher nicht über 1500 bis 2000 Familien enthält.

Ein großer Theil der türkischen Bevölkerung verließ sie während der russischen Besetzung, und beim Rückzug der Russen wanderten alle Armenier aus, wodurch auch viele Dörfer öde und verlassen stehen blieben. Die Türken von Kars galten immer für ein unruhiges Volk, aber es gelang endlich dem Pascha, ein Uebergewicht über sie zu erhalten, und sie wagen es nicht mehr, ihren aufrührerischen Geist zu zeigen. Die Stadt ist der Wohnsitz eines Paschas von zwei Roßschweifen. Das Klima ist sehr streng, aber die fruchtbaren Ebenen erzeugen vortrefflichen Weizen und andere Kornarten, wovon man das, was nicht im Lande gebraucht wird, nach Georgien ausführt; der Weizen trägt 6 bis 8, Gerste 8 bis 10fach.

Chronik der Reisen.

Schreiben des Reisenden John Davidson in Afrika an Sir John Barrow, Präsidenten der geographischen Gesellschaft zu London, aus Wady-nun vom 28sten Mai, auf seinem Wege nach Timbuctu.

(Schluß.)

Was die Karte betrifft, so sind auf derselben alle Orte in Susa viel zu weit gegen Westen gerückt, mit Ausnahme von Terodant, das zu weit östlich angegeben ist. Es liegt am Fluß Susa, der fast 15 Meilen von seiner Mündung an trocken ist. Der Lauf des Massa ist fast südlich, oder S. ¼ O. Wady-nun liegt nicht am Fluß Akassa, sondern Assaka, und 20 Meilen gegen Süden. Der Lauf des jetzt trocknen Flusses, an dem Wady-nun liegt, ist ostsüdöstlich. Er entspringt in den Gebirgen bei Terzerert, und sein Wasser verliert sich zu Asserir, ungefähr sieben Meilen ostsüdöstlich von Wady-nun. Eck Assa ist von Wady-nun nur 22 Meilen in gerader östlicher Richtung entfernt, und Adrar liegt wenigstens 50 Meilen südlich von der auf den Karten angegebenen Stelle. Ich bin bis über den bemerkten Punkt hinaus, in einem großen Duar gewesen, und dort sagte man mir, daß es noch mehr als zwei Tagereisen gegen Süden von dem Punkt entfernt sey, auf dem ich mich befände. Von Dschebel Khal kann ich nichts in Erfahrung bringen, obschon mehrere der hier befindlichen Abusitabs von Waban sind. Ich berühre diese Punkte nur flüchtig, hoffe Ihnen aber nach meiner Zurückkunft die Stellen genau bezeichnen zu können, wo sie angegeben seyn sollten. Ich schreibe diesen Brief auf dem Boden in einem arabischen Zelt, wo es von Ungeziefer wimmelt, und bin oft genöthigt mitten in einem Wort abzubrechen, wenn Personen eintreten, denen Papier und Feder fürchterliche Dinge sind. Eines interessanten Umstandes, die hiesige Witterung betreffend, muß ich noch gedenken. Die Kälte ist selbst jetzt sehr streng, und hält gewöhnlich so an, bis die Ernte vorüber ist. Wir hüllen uns oft in zwei Mäntel, obschon vor einem Monat noch die drückendste Hitze herrschte. Die Kinderpocken richten hier und in den Städten große Verheerungen an. Ich habe mehr als 100 Patienten und fast die ganze Bevölkerung wird geimpft. Heute Morgen beaufsichtigte ich die Impfung der Sclaven, die während der letzten drei Tage eingetroffen waren. Die Operation wird hier am linken Fußknöchel vorgenommen.

Seit das Obige geschrieben wurde, sind Privatschreiben von Herrn Davidson vom 14ten Julius eingelaufen, datirt von Tekencou und Wady-nun, die folgendes Wesentliche enthalten:

„Am 5ten Junius kam die große Cafila an; sie war einen Monat länger als gewöhnlich ausgeblieben. Sie hatte einen Angriff auszuhalten gehabt; dreizehn Personen waren getödtet worden, viele Waaren zu Grunde gegangen und mehrere Sklaven waren in Freiheit gesetzt worden. Sie brachte Nachrichten von einer Hungersnoth im Sudan, von Krieg in Bambara und andere Hiobsposten mit. Auf mich machte nichts Eindruck, leider aber auf meine Leute, die durch keine Ueberredungen zum Aufbruch zu bewegen waren. Ich beschloß jetzt zu den Zelten der Dummanies zu gehen und zu versuchen, was bei diesen oder den Leuten von Akka auszurichten sey, aber leider war auch hier Alles vergebens. Es ist nun am besten noch zwei Monate hier zu bleiben, da der Krieg, der durch den Angriff auf die Cafila entzündet worden, alle Stämme unter sich uneinig gemacht hat. Kein Tag ist seit den letzten 14 Tagen ohne Gefecht vergangen, und allenthalben sieht man Verwundete. Ich habe alle zu behandeln, und hoffe, so mir wenigstens Freunde genug zu erwerben, die meine Zwecke fördern helfen. Bis zum 1sten Oktober hoffe ich meine Reise wieder antreten zu können.

Ein weiter eingelaufenes Privatschreiben des Reisenden, datirt aus Wady-nun vom 20sten September, ward der geographischen Gesellschaft ebenfalls mitgetheilt. In demselben bestätigt er die Ankunft der ihm von England aus gesendeten, zu einem Geschenk für Hamed Libbu bestimmten Pistolen. An dem Tag, an welchem der Brief geschrieben worden, war, durch gegenseitiges Einverständniß der Stämme, ein Waffenstillstand geschlossen worden, um dem großen Socco von El Schig beiwohnen zu können, der zehn Stunden von Wady-nun gehalten wird, und wo die Araber nicht nur ihre Produkte verschleißen, sondern auch ihre Bedürfnisse für das ganze Jahr einhandeln. Der Waffenstillstand war auf sechs Tage abgeschlossen worden, um die nöthige Zeit zur Hin- und Herreise zu gewinnen; der Markt selbst wird am 28sten und 29sten September gehalten. Der Reisende berichtet ferner noch von einem Ausflug nach dem Fluß Draka, den er, von dem Scheik, einigen Freunden und Sklaven begleitet, unternommen hatte. Die Gegend war schön, aber ohne trinkbares Wasser; man kam bis zum Meer, in das der Fluß sich ergießt. Nach einem Ritt von acht oder zehn Stunden machte man an einer großen Quelle Halt, aus der jedoch so salziges Wasser sprudelte, daß weder Herr Davidson noch sein Pferd davon trinken konnten, und doch ist es dort zu Lande eine Art Gesetz, den Pferden zwölf Stunden zuvor, ehe man die Reise antritt, weder Futter noch zu trinken zu geben. Vier kleine Laib Brod wurden unter die Reisenden vertheilt, und wer es über sich gewinnen konnte, trank etwas Wasser aus der Quelle. Man blieb eine halbe Stunde und zog dann über eine schöne Hügelkette, wo viele Gazellenheerden aufstanden, weiter. Nach zwei Stunden kam man zu einem großen Lager, wo die Reisenden über Nacht blieben. Thee wurde gekocht, doch ebenfalls mit Salzwasser. Man kam über die Gebirge von Abel Assel, an deren Fuß die Reisenden einen von Scheik Beyruk's Schwiegersöhnen trafen, der gegen tausend Kamele bei sich hatte. Herr Davidson schließt mit der Versicherung, daß er sich, bevor dieses Schreiben England erreichen werde, auf dem Weg nach Timbuctu zu befinden hoffe.

Ein Künstler zu Rochefort arbeitet schon seit drei Jahren an einem Instrument, um den Lauf der Schiffe zu berechnen, und dadurch den unvollkommenen Log entbehren zu können. Das Instrument, welches er verfertigte, erhielt den Namen Montre à sillage, und ist zwar bis jetzt noch nicht ganz vollständig, doch haben bereits einige Proben ergeben, daß sein Gang sehr regelmäßig seyn wird.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 10.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 Januar 1837.

Die Barabras.

(Nach Cadalvène und Breuvery.)

Sobald man über die Insel Philä hinaus ist, befindet man sich im Lande der Barabras, eines Volksstammes, in dessen Adern das Blut aller Eroberer fließt, die in diesen Ländern nach und nach geherrscht haben. Die Barabras oder Kenuhs, die man zuerst auf der Insel Elephantine antrifft, machen einen eigenen Volksstamm aus; Sitten, Gesichtszüge und Sprache unterscheiden sie von den Arabern der Wüste, wie von den Fellahs, mit denen sie zu Assuan in Verbindung stehen, und von den Nubas, unter denen sie von Ibrim bis Wady Halfa leben, ohne sich mit ihnen zu vermischen. Sie bewohnen den größten Theil des Landes an den Ufern des Flusses zwischen dem ersten und zweiten Cataract, und einen bedeutenden Landstrich in der östlichen Wüste, der Dar el Kurkur (Land der Turteltauben) heißt, und sich von Assuan bis über el Kaladsche hinaus erstreckt. In einigen Theilen vom untern Nubien besteht die Bevölkerung hauptsächlich aus Arabern, die sich mit den Barabras nicht vermischen und sie zu verachten vorgeben; und obwohl sie Jahrhunderte hindurch dieselben Gegenden zusammen bewohnen, sind doch ihre Sitten und Nahrungsmittel sehr verschieden. Obgleich die Barabras fast ganz schwarz sind, machen ihre kleinen Lippen, ihre feingebildete Nase, ihre langen und leicht gekräuselten, aber nicht wolligen Haare, mit einem Worte, ihr ganzer Körperbau sie mehr den Arabern als den Negern ähnlich. Die Barabras essen ohne Umstände Eidechsen, Schlangen, Heuschrecken, Crocodileier und Fleisch, was die Araber Alles verabscheuen. Auch die Hochzeitgebräuche sind durchaus verschieden. Bei den Barabras kauft der Mann die Braut vom Vater, und dieser überläßt der Tochter einen Theil des Kaufpreises als eine Art Mitgift, die ihr Eigenthum ist. Im Falle der Scheidung gibt der Vater dem Manne die Hälfte der zurückbehaltenen Summe wieder, aber die Frau behält ihre Mitgift ganz. — Die Kinder beiderlei Geschlechts gehen bis zum Alter der Mannbarkeit nackt; den Mädchen läßt man die Haare meistentheils wachsen, den Knaben werden sie abgeschoren bis auf einen zwei Finger breiten Streif über der Stirn und einen Büschel auf dem Kopfe. Die erwachsenen Männer tragen, wie die Fellahs, ein blaues Hemd. Die Frauen schlagen außerdem noch ein großes Stük gewöhnlich blauen Zeuges um sich, und gegen mahomedanische Sitte bedeken sie ihr Gesicht nicht und lassen die Haare sehen. — Die Zahl der Barabras kann auf 35—40,000 Seelen angeschlagen werden; über den zweiten Cataract hinaus findet man keine mehr, und trifft dann fast bloß Nubier.

Eine große Anzahl Barabras verlassen ihr Vaterland sehr jung, um in Aegypten bei den Türken und vorzüglich bei den Franken, von denen sie wegen ihres alten Rufs der Rechtlichkeit den Arabern vorgezogen, und gewöhnlich als Thürsteher oder Stallknechte benutzt werden, Dienste zu suchen. Wenn sie sich eine kleine Summe erspart haben, kehren sie zu ihrer Familie zurück, verzehren langsam die Früchte ihrer Arbeit und Sparsamkeit, und gehen wieder fort, um neues Geld zu verdienen, so daß sie ihre Reisen wiederholen, bis Alter und Krankheit sie in ihrem Vaterlande zurükhalten. Diejenigen, welche ihr Vaterland nicht verlassen, leben fast nur von dem Bebauen der fruchtbaren Landstrecken am Nilufer. Außerdem holen sie aus Dar el Kurkur Salz, Henneh *) und eine große Quantität Kohlen von Acazienholz, womit sie gegen Lebensmittel nach Cahira handeln. Sie kauen auch zwei Arten von Senesblättern, von denen jedoch seit einigen Jahren weniger ausgeführt wird.

Ihre Sprache ist wohlklingend und ohne die Kehllaute der arabischen. Ihre Literatur ist sehr arm, und besteht nur aus einigen Liedern. Ihre Zahlen reichen nur bis zwanzig; um weiter zu zählen, müssen sie zum Arabischen ihre Zuflucht nehmen. — Die Barabras sind nicht so wild und unbeugsam, wie einige Reisende behauptet haben, und ihre Laster scheinen weniger in ihrem Charakter begründet, als durch die Kriege und die Anarchie, in welcher das Land so lange befangen war, erzeugt worden zu seyn. Diejenigen, welche in Aegypten dienen, sind meist gelehrig und gut zu leiten, und lernen leicht alle Künste. Ihre Treue, Anhänglichkeit, Gewandtheit und Sanftmuth sind

*) Die Blätter der Lawsonia inermis werden, getroknet und pulverisirt, von den Frauen gebraucht, um die Nägel an Händen und Füßen, auch wohl die Haare rothgelb zu färben.

sprüchwörtlich geworden und verrathen das glücklichste Naturell; aber die Sclaverei hat bei der Masse nachtheilig eingewirkt, und die Furcht ist jetzt das einzige Gefühl, dem man es verdankt, ihr Land mit Sicherheit bereisen zu können.

Früher stand das Land unter Kaschefs, deren Würde erblich wurde, und die dem Sultan nur einen Tribut bezahlten. Die Besitznahme desselben durch die Mameluken im Jahre 1812 und bald nachher die Invasion Mehemet Ali's überhäuften die Einwohner mit neuen Lasten, und sie denken mit Schmerz an die Kaschefs zurück, deren Tyrannei ihnen in Vergleich mit den jetzigen systematischen Bedrückungen mild erscheint. Doch genießen sie, besonders in Hinsicht auf die Bezahlung der Abgaben, noch gewisse Vorrechte, die ihnen die immer wachsenden Bedürfnisse des Vicekönigs freilich nicht lange lassen werden. Schon dürfen sie nicht mehr wie sonst in Cahira wohnen, wenn sie nicht einen Dienstherren nachweisen können, und man fängt an, eine persönliche Abgabe von 10 Piasteen von ihnen zu erheben. — Bis jetzt haben sie sich beharrlich geweigert, in die Armee einzutreten, und die Regierung hat noch keine Zwangsmaßregel gegen sie angewendet, was aber nicht lange ausbleiben kann, wenn das Rekrutirungssystem noch ferner mit der gegenwärtigen Strenge ausgeführt wird. Die jährliche Einnahme des Vicekönigs von dem Lande zwischen Assuan und Wady Halfa beläuft sich auf 40,000 Piaster; aber die Kosten der Unterhaltung der Truppen und der Kaschefs verschlingt zwei Dritttheile dieser Summe.

Meerfahrt von Griechenland nach Italien, mit Hinblicken auf die griechische Küste, die jonischen Inseln und die Westküste Italiens.

(Fortsetzung.)

Der allmählich nach Norden herum gegangene Wind, der uns zu laviren zwang, machte die Nacht zu einer unruhigen. Die Schiffsmannschaft schrie bis sie heiser war, Alles kommandirte durcheinander, unser alter Steuermann war der einzige, der zum Glück ruhig und vernünftig blieb. Dazu brauste der Wind höchst unfreundlich, und schleuderte von Zeit zu Zeit eine Welle über das schief auf dem Wasser liegende Schiff. Unsere stereotypen Seekranken, die unten in der Kajüte durch den herrschenden Spektakel auf den Gedanken gebracht waren, als ginge jetzt der Schiffbruch und das Sterben los, waren auf das Verdeck gekrochen und kauerten und lagen hier überall im Wege. Am Himmel, den wir Monate lang in gleicher Bläue schimmern gesehen hatten, jagten einzelne dunkle Wolken über den Mond, der mit geisterhaftem Lichte auf den tobenden Wellen glänzte und uns den letzten Blick auf die allmählich immer mehr verschwindende griechische Küste erlaubte, die an dem Kanal von Prevesa endet. Der Spektakel dauerte die ganze Nacht hindurch, und ließ mich, da ich meine Lagerstätte noch immer auf dem Hinterdeck hatte, wenig ruhen. Die aufgehende Sonne beleuchtete die türkische Küste von Epirus, und wir befanden uns ungefähr auf dem halben Wege zwischen der Festung Prevesa und Parga, jenem in neuerer Zeit durch sein Unglück zu einer poetischen Berühmtheit gelangten Parga. Aus dem Hintergrunde des Festlandes, dem wir uns bei Laviren bald nahten, bald mehr uns davon entfernten, winkten die Gebirge von Suli, jene Schlupfwinkel der mit Recht besungenen, tapfern Sulioten. Die fortwehende Tramontana brachte uns nur langsam vorwärts, und schien uns an der mir wenigstens nicht unlieben, türkischen Küste festhalten zu wollen. Das Ufer derselben ist hier nicht baumleer und allmählich ansteigend, so daß die kleinen Ortschaften, die auf ihr zwischen den beiden genannten Städten liegen, manches recht hübsche Landschaftsbild liefern. Obgleich ein guter Christ, freute ich mich doch recht herzlich, aus dunkelm Grün die schlanken Minarets mit ihren glänzenden Mohammedszeichen, den halben Monden, wieder begrüßen zu können, meine Vorliebe für die Türkei war mir noch gewachsen, seit ich Griechenland gesehen. Nachmittags befanden wir uns zwischen Parga, dessen hellschimmernde Häuser hoch oben auf dem hier steilen Felsenufer in deutlichen Umrissen zu sehen waren, und zwischen der kleinsten der jonischen Inseln, Paros, die aber zu den fettesten gehört, da auf diesem felsigen Eiland, das nicht viel mehr als zwei deutsche Meilen im Umfange hat, jährlich gegen 11,000 (?) Ctr. Oel gewonnen werden soll. Dafür haben aber die Einwohner mit einem andern Mangel, nämlich mit dem an frischem Trinkwasser zu kämpfen, das von dem türkischen Festlande und von Korfu eingeführt werden muß, da sich auf Paro nur Eine Quelle vorfindet, deren Wasser salzig ist und dem Meerwasser ähnelt. Der Kanal zwischen Paro und Korfu ist nicht breit und die Vermuthung eine wahrscheinliche, daß auch diese beiden Fleckchen Erde früher zusammen gehängt haben mögen.

Das nördlichste der jonischen Eilande, Corfu, schimmerte mit untergehender Sonne uns nicht mehr entfernt entgegen. Der Himmel hatte gegen Abend immer mehr von seiner poetischen „ewigen Heiterkeit" verloren, der Wind wehte jetzt aus Westen, und mit Freuden sah ich dicke Regenwolken aufziehen, die mich wieder an den lieben Norden erinnerten. Man lächle nicht mitleidig ob solcher prosaischen Freude, wer aber monatelang von der griechischen Sonnenhitze ausgedörrt wurde, wird mein lechzendes Verlangen nach himmlischen Tropfen nicht mißverstehen. Die Gesellschaft müde von der vergangenen unruhigen Nacht hatte sich heute früher in ihre Schlafstellen zurückgezogen, um dafür am folgenden Morgen um so zeitiger zum Betreten des festen Landes bereit zu seyn, denn obgleich das ersehnte Corfu nur eine Insel ist, so ist der Boden doch eben so fest, wie in Deutschland und Italien. Es konnte ungefähr um Mitternacht seyn, als ich aus sanftem Schlafe durch eine ungewöhnte Kühle aufgeweckt wurde. Ein Platzregen ergoß sich mit der kräftigsten Opulenz aus den dunkeln Wolken und hatte unser Verdeck in wenigen Minuten in eine See en miniature verwandelt. Meine erste Sorge war, meine Strohmatratze in Sicherheit zu bringen, dann in den Mantel gehüllt, eilte ich wieder hinauf, um das lang entbehrte köstliche Naß — war's auch nur Wasser — mit meiner körperlichen Außenseite zu genießen. Es war, wenn einzelne Mondlichter hervor-

blickten, nicht so finster, daß ich nicht in unsichern Umrissen das Kap Bianco erblickt hätte, die südlichste Spitze der sichelförmig gebogenen Insel, die — so erzählt die Mythe — weiter nichts ist, als die versteinerte Sichel, mit welcher Kronos seinen Vater Uranus etwas unsanft zugerichtet und verstümmelt hat. Unter Donner und Blitz segelten wir in die Wasserstraße hinein, die Corfu von dem albanischen Festlande trennt. Wie eine Zaubererscheinung zeigte sich, nur von den sekundenlangen Blitzen beleuchtet, die herrliche Insel mit ihren grünen Bergen, den freundlichen Dörfern und den im dunkeln Laub halb versteckten Villen; dann war Alles wieder verschwunden, und nur der weißliche Schaum der das Schiff umbrausenden Wellen blieb dem Auge sichtbar. Beim ungewissem Dämmerschein des Morgens starrten die hohen Zwillingsfelsen der Citadelle von Corfu in die Wolken empor, indeß sich zu ihren Füßen die Stadt weithin ausbreitete. Wir lenkten eben in den mit Fahrzeugen bedeckten Hafen ein, als ein gelbblauer Blitz von einem fürchterlichen Donnerschlage begleitet, auf ein dort vor Anker liegendes Schiff herniederfuhr, doch ohne zu zünden. Seine Wirkung sahen wir am zerrissenen Tauwerke und dem zersplitterten Maste. Für einen Matrosen war jener Blitz der Todespfeil gewesen, der ihn fern von der Heimath ereilte.

Der Anker klirrte nieder und bis der königlich griechisch-bayerische Generalkonsul, Herr Faber, uns durch seine Bemühungen der Quarantäne überhoben und freie Betretung des Bodens von Corfu ausgewirkt haben würde, hatten wir Zeit, uns an dem schönen Rundgemälde zu erfreuen, das uns rings umgab, und gar freundlich gegen das von uns verlassene Griechenland abstach. Vor uns die neuen Gebäude der Sanität und des Zolls, dann die Frucht- und Fleischhalle. Hinter ihnen die, von den Vorstädten Castradis im Süden, Manduchio im Norden umgebene Stadt, aus deren Häuserhaufen, der neue, kolossale Gouvernementspalast hervorragt. Links die beiden alten Felsen, auf denen der Leuchtthurm und das alte Fort thronen, indeß die neuern Festungswerke sich hinunter bis zum Strande ziehen. Rechts schweift der Blick über den nördlichen Theil der Insel und verliert sich in herrliche fruchtbare Thäler und begrünte Berge, bis zum beherrschenden Gipfel des 3000 Fuß hohen Pantokrator, jetzt St. Salvador, von dessen Spitze das Auge bei hellem Wetter die gesegneten Küsten Italiens erblicken soll. Hinter uns in der geräumigen Bucht, zwischen Corfu und dem ungefähr eine halbe Stunde entfernten albanesischen Ufer, die kleine Insel Vido, die, baum- und strauchlos, wie ein Igel, mit Festungswerken und Vertheidigungsanstalten über und unter der Erde bedeckt ist.

Schon nach einer Stunde erschien Herr Faber mit einem Arzte, der uns oberflächlich untersuchte, worauf wir als ganz unverdächtige Leute ans Land gelassen wurden. An den Zollgebäuden stiegen wir aus dem Boote, und drängten uns durch die Menge, die sich bei den nahen Verkaufshallen umhertrieb, eine, im Quadrat gebaute offene, auf zierlichen Säulen ruhende Arkade, in deren Mitte ein plumper, überwölbter Brunnen, unvortheilhaft gegen seine eleganten Umgebungen absticht und in seinen Formen weder orientalisch noch occidentalisch genannt werden dürfte. In dieser architektonischen Unbestimmtheit scheint er die der ganzen Insel zu repräsentiren, da sich hier überall auch orientalische und italienische Sitten und Formen — die orientalischen mehr auf dem Lande, die letzteren in der Hauptstadt — mischen und so dem Ganzen den Charakter der Charakterlosigkeit verliehen haben. Durch enge Gassen, die aber dennoch so breit, wie etwa die breiteste griechische Königsstraße, gelangten wir auf den Corso (wenn ich nicht irre auch strada reale genannt), dessen Name nun schon an das nahe Italien erinnert. Das dort gelegene Haus des Herrn Generalkonsul Faber gibt sich schon von fern durch die beiden ausgesteckten Flaggen Bayerns und Griechenlands zu erkennen, wozu jetzt auch wohl schon die preußische gekommen seyn mag.

Es war uns (um einen klassischen Ausdruck zu gebrauchen) „ganz f . . . . . . wohl," als wir wieder nach langer Entbehrung ein elegantes Haus betraten; Herr Faber ist nämlich sehr comfortable eingerichtet. Obgleich noch früh am Tage, nahmen wir ein treffliches déjeuner à la fourchette ein, und während der Prinz C. mit mehreren unserer Reisegefährten einen Besuch bei dem Lord Oberkommissär Nugent abstattete, setzte ich mich mit unserem Wirthe in einen Wagen, um seine Villa zu sehen und einen Ausflug in die Umgegend zu machen. Wie ist es doch so angenehm, wenn man lange Zeit nur auf unwegsamen Felsenpfaden seinen Hals dem sichern Tritte eines Maulesels anvertrauen mußte, in bequemer Kalesche auf trefflich gebahnten Chausseen dahin zu rollen, die von den Engländern mit jonischem Gelde erbaut, jetzt Corfu nach allen Richtungen durchschneiden. Hiezu kommt, daß, so wie man die Thore der Stadt verläßt, eine wahre paradiesische Gegend uns umgibt. Aus grünen Rasen sproßt der Oelbaum, nicht in einzelnen Gruppen, sondern in ganzen kleinen Waldungen empor; die Zweige der nachbarlichen Bäume verschlingen sich so dicht, daß es einzelne Stellen gibt, wo das in einander verwirrte Laub ein, gegen Regen und Sonne undurchdringliches Dach bildet. Der die Nacht vorher gefallene Regen hatte die Natur ringsum wieder erfrischt und neu gestärkt, zudem hatte der Mai noch nicht mit brennender Sonne der reichen Vegetation geschadet; das längst entwöhnte üppige Grün that dem Auge überaus wohl. Die Erinnerung an den Helden von Ithaca erneute sich, als wir an den Potamo gelangten, an dessen Schilfufer sich der Schiffbrüchige verbarg und dort von der Königstochter Nausikaa, die mit ihren Mägden zum Flusse kam, um die fürstlichen Gewänder zu waschen, gefunden wurde. Wenn keine der kurzgeschürzten Corfiotinnen, mit den nackten üppigen Waden, die wir hier bei ähnlicher Beschäftigung am Wasser vorfanden, auch ein treffendes Bild der lieblichen, zarten Königstochter darbot, und der jetzt so trägschleichende, seichte Fluß auch nicht dem „reichwogenden" homerischen Potamo ähnt, so war unser genügsames Gemüth auch schon mit den Naturschönheiten zufrieden, die sich hier in reicher Fülle dem Auge zeigten. Unfern dieser klassischen Stelle besitzt Herr Faber ein sehr niedliches Landhaus, das mitten in einem von Reben, Orangen- und andern südlichen Fruchtbäumen gebildeten Garten, auf einem Hügel gelegen, nach allen Seiten die überraschendsten Aussichten auf die Insel,

die Stadt mit ihrer erhabenen Burg, auf die Berge, das Meer und die gegenüberliegende albanische Küste darbietet. Alle Forscher sind bis jetzt noch nicht darüber einig, wo sie die hochberühmten Gärten des Alkinous auf Corfu suchen sollen; mögen sie sich zu dieser reizenden Stätte begeben, auf der diese Villa liegt, und sie müßten blind seyn, wenn sie an dieser wunderlieblichen Stelle nicht gefunden zu haben glauben, was sie suchen. Der schmale, sich südlich unterhalb der Stadt Corfu hinabziehende Theil der Insel soll sandig und unfruchtba seyn; die nördliche Umgebung der Stadt, die wir auf einige Meilen weit nach mehrern Richtungen durchfuhren, ist ein wahres Paradies. Die grünen Berge senken sich in üppige Thäler hinab, größtentheils mit Olivenbäumen, die das Hauptprodukt der Insel liefern, bepflanzt. Das bleiche Grün dieses Baumes gibt aber der Landschaft keineswegs den Charakter der Einförmigkeit, da in den mannichfaltigsten Schattirungen Orangen-, Citronen-, Mandel- und Feigenbäume in üppiger Fruchtbarkeit jene Einförmigkeit unterbrechen. Rebenguirlanden mit der schwellenden, dunkeln Traube schwingen sich von Baum zu Baum; Myrthe, Lorbeer und Aloe sprossen aus dem von Kräutern durchdufteten Boden. Und dieß Alles in dem herrlichen, von der frischen Seeluft durchwehten Klima. Man möchte dort auf immer Hütten bauen, wenn inmitten dieser Naturschönheiten nicht auch viel moralisches Unkraut wucherte.

(Fortsetzung folgt.)

Schifffahrt auf dem Indus.

Die Annales Maritimes enthalten eine Reihe von Bemerkungen über diesen Gegenstand von dem bekannten Reisenden Burnes, der sich gegenwärtig als Bevollmächtigter der ostindischen Kompagnie in Sind bei den Amirs aufhält. Es ist endlich gelungen, denselben einen Vertrag abzunöthigen, demzufolge jedes Schiff der Kompagnie einen bestimmten, keineswegs je nach der Art der Waaren von den Amirs abhängigen Zoll zu bezahlen hat. Die Einkünfte der Amirs werden, hauptsächlich wenn man erwägt, welchen ungeheuren Zoll sie bisher von dem zu Lande durch ihr Gebiet transportirten Opium erhoben, einen Ausfall erleiden, indeß wird ihnen, so wenig wie den andern Fürsten Indiens, ein anderer Ausgang bleiben, als der, sich der Uebermacht der Engländer zu unterwerfen.

1) Im Jahre 1833 wurden Handelsbeziehungen auf dem Indus angeknüpft. Dem Vertrag gemäß sind bereits Fahrzeuge stromauf- und abwärts gegangen. Es ist also am Platz, einige bereits gewonnene Einsichten über Schifffahrt und Handel auf dem Indus von bedeutender praktischer Wichtigkeit ins Gedächtniß zurückzurufen.

2) Man muß durchaus bei den bis jetzt auf dem Indus gebräuchlichen Schiffen stehen bleiben. Die Wissenschaft wird ohne Zweifel in der Folge Verbesserungen anbringen; so lange aber letztere nicht von der Erfahrung bestätigt sind, wird jede Neuerung scheitern. Die Fahrzeuge mit Kielen sind für diese Schifffahrt nicht tauglich.

3) Wenn gleich der Indus nach den Monat November schiffbar ist, so ist doch die Schwierigkeit, zu dieser Zeit stromaufwärts zu fahren, für sehr bedeutend zu rechnen. Während dieses und der beiden folgenden Monate ist der Wasserstand so niedrig, daß die Schiffe sich nicht außerhalb des eigentlichen Stroms halten können, und gezwungen sind, gerade an den reißendsten Stellen zu fahren. Die Nordwinde, die bis in die Mitte des Februars wehen, vermehren noch die Schwierigkeit, und man ist genöthigt durch Zugpferde nachzuhelfen. Da überdieß nach dem Vertrag der Zoll ohne Rücksicht auf Tonnenlast erhoben wird, so zieht man in der Regel große Schiffe vor, die aber, weil sie schwer zu lenken sind, die Zahl der benöthigten Arme und somit auch die Kosten vergrößern.

4) Nach dem Februar kann man die Fahrt von der Mündung bis Heiderabad, zu der man vor dieser Zeit einen vollen Monat gebraucht haben würde, in fünf Tagen machen; man vermeidet dabei die Kosten des Schiffziehens, die Reise bietet weniger Gefahren dar, und der Kaufmann erspart Geld und Zeit. Das Wachsen des Wassers hindert die Schiffe nicht, bis zum Pendschab hinaufzufahren, weil die Fahrt von dem Südwind unterstützt ist.

5) Die Südwinde sind es auch, welche der Schifffahrt auf dem Indus den Vorzug vor der auf dem Ganges geben. Der letztere läuft von West nach Ost, der erstere von Nord nach Süd. Dieser natürliche Vorzug macht die Waarenversendungen auf dem Indus sehr einträglich.

6) Die Schwierigkeiten der Schifffahrt auf dem Indus sind bei seinem Ausfluß ins Meer bedeutend; man hat sie jedoch sehr übertrieben. Unterhalb Calcutta ist das Wasser in dem Bagherati und Dschellingi, den Verbindungsarmen zwischen dem Hugli und Ganges, einen großen Theil des Jahres hindurch nicht über 2 bis 3 Fuß tief. In dem Indus dagegen wird man immer einige tiefere Stellen finden, welche die Einfahrt vom Meer in den Fluß möglich machen. Dieß ist ein großer Vortheil für die Binnenschifffahrt, obgleich die Mündung des Indus nicht wie die des Ganges für größere Schiffe zugänglich ist. Man wird aus diesem Grunde nie zu Landtransporten oder zum Graben von Kanälen seine Zuflucht zu nehmen genöthigt seyn, denn die Indusschiffe gehen, selbst wenn sie noch so schwer beladen sind, nicht über 4 Fuß tief im Wasser.

7) Man hat vielfach die Nothwendigkeit behauptet, einen festen Punkt zu bestimmen, welcher dem Umpacken der Waaren aus den Meerschiffen in die Flußschiffe günstig wäre. Es ist aber ganz nutzlos, hierüber zum Voraus Bestimmungen machen zu wollen, denn dieser Punkt wechselt alle 2 bis 3 Jahre, und man kann sich darüber mit den Betheiligten verständigen. Im Jahre 1831 hatte die Mündung bis Vikker 4 Klafter Tiefe; im Jahre 1833 betrug die Tiefe an vielen Stellen nur 1½ Klafter, und an einem Punkt war eine Untiefe von bloß 6 Fuß. Zu gleicher Zeit hatte das Fahrwasser seine Richtung geändert. Die Fahrzeuge, welche von dem Meere kommen, können immer in eine der Indusmündungen einlaufen, deren Auffindung den Schiffern keine Mühe macht.

8) 4 bis 500 Schiffe sind im Jahre 1834 allein vom Hafen von Vikker aus abwärts gefahren. Die gewöhnliche Schifffahrt in diesen Gewässern geschieht durch Fahrzeuge, die 9 bis 12 Fuß tief im Wasser gehen; diese Schiffe werden ausschließlich zu dem so einträglichen Küstenhandel verwendet. Vertraut sich der Handel diesen Fahrzeugen nicht an, so muß er sich auf eigene Gefahr zu Versuchen mit andern entschließen.

(Schluß folgt.)

In Mexico will man in einer Mine in der Nähe von Queretaro Quecksilber entdeckt haben. Wenn sich diese Nachricht bestätigt, so ist sie für den Bergbau von Mexico von unberechenbarem Vortheil.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 11.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 Januar 1837.

Bilder aus Paris. Nr. 1.

Gusikow und seine Stroh-Harmonika.

An dem nämlichen Tage, an welchem der König Louis Philipp einem neuen Mordversuche ausgesetzt war, gab Gusikow sein erstes Concert in der Wohnung des Herrn Pleyel. Was liegt in dieser Stadt daran, daß am einen Ende die Waffen klirren und Blut fließt? das darf der Lustbarkeit an einem andern keinen Eintrag thun. Nicht offizielle Trauer, nicht Schnee und Kälte, die eher an Sibirien als an den gewöhnlich so milden Winter in Paris erinnern, können das Publikum zurückhalten, wenn etwas Neues, etwas recht sonderbarlich Apartes zu sehen ist. Eine Stroh-Harmonika, ein Instrument von Stroh und Holzrollen, ein langer, schmaler, olivengrüner junger Mann mit einem schwarzen Bocksbart und einer runden Sammtkappe von gleicher Farbe, ein polnischer Russe, ein russischer Pole, umgeben von einem halben Dutzend schwärzlicher, schmutziger Bursche, die einer ehrbaren Familie fahrender polnischer Bänkelgeiger aus dem Stamm Juda so ähnlich sehen als etwas in der Welt, — was kann, was wird das seyn? wenn Gusikow sein Instrument trägt, so gleicht er halb einem an sein Geschäft gehenden Roßkamm, der die zubereiteten Strohbündel, Zeichen der Feilheit seiner Waare, in der Hand hält, nur sind die Strohrollen zierlicher und dünner; halb einem Bäcker der, eine Menge Kerbhölzer in der Schnur eingefädelt, zu seinen Kunden geht. Diese Beschreibung gibt Ihnen noch keine hinreichende Vorstellung des Instrumentes, das sich neben den ersten Künstlern der Welt zu zeigen wagt. Ein Küchentisch von vier Füßen mit einer wagerecht liegenden Deckplatte, ich denke von Tannenholz, darauf eine gewisse Zahl von zolldicken Strohbündeln, deren jedes am obern und untern Ende und in der Mitte mit einem schwarzen Bande umwickelt ist, um ihnen Halt und Festigkeit zu geben. Der Künstler steht vor dem Tisch und die Strohbündel liegen vor ihm gerade so wie die Claves des Claviers; auf diesen Strohbündelchen, die eine elastische bewegliche Unterlage bilden, ruhen im Querstriche fünfzehn Reihen von Holzstücken, die ich nicht besser, als mit den halbschuhlangen Bruchstücken eines langen Fegbesenstieles vergleichen kann, rund, an dem Ende wie mit einem Meisel etwas schräg abgestumpft, im Ganzen achtundzwanzig an der Zahl und, wie man sagt, fünf Tonleitern enthaltend. Die Gestalt, welche diese Materialien in ihrer endlichen Lage darbieten, ist pyramidenförmig, der breitere Theil unmittelbar vor dem Künstler, der spitzere, aus einem einzigen Holze bestehend, an der entgegengesetzten Seite des Tisches, die Nebenwände dieser Pyramide sind nicht glatt, sondern wie eine wirkliche Mauer, aus welcher hie und da Schlußsteine ausgebrochen sind. Auch diese Holzrollen, die eigentlichen Claves des Instrumentes, liegen unfest auf dem platten Stroh und verschieben sich sehr leicht unter dem raschen Spiel des Künstlers. Dieses Spiel geschieht mittelst eines kleinen Hammers von einem halben Schuh Länge von Ebenholz. Die Gestalt dieses Hämmerchens ist ziemlich die eines durch die Wasserräder in den Eisenwerken in Bewegung gesetzten Schmiedehammers im verjüngtesten Maßstabe.

Was nun an diesem sonderbaren, fremdartigen Instrumente und dem Spiele Gusikow's wirklich wunderbar genannt werden muß, ist die Erfindung, die Zusammensetzung, die wagerechte Ordnung des Einen, die unbegreifliche Raschheit, Fertigkeit und Sicherheit des Andern. Da die 28 Holzstücke fünf Tonleitern, also fünf Oktaven enthalten, so muß nothwendig ein und das andere der Hölzer mehr als einen Ton geben. Diese Verschiedenheit kann nur durch das Spiel, durch eine mehr oder minder starke Berührung, durch eine genaue und beinahe unmöglich scheinende Berechnung erreicht werden. Die Reinheit des Tones, die Genauigkeit desselben scheint durch die scharf abgemessene Lage des Clavis bedingt zu seyn, denn nur unter dieser Voraussetzung läßt sich denken, daß die Hand sich an die regelmäßige Ferne und die unfehlbare reine Berührung gewöhne. Hier aber hat kein Clavis eine rein absolut feste Stellung, bald hier bald dort verschiebt sich einer und der Künstler, indem er sein rasches Spiel unausgesetzt fortspielt, muß zugleich die Claves rücken und ordnen. Während Gusikow spielte, bemerkte ich ihm gegenüber einige der stärksten Klavierspieler von Paris, unter andern List, Chopin und Kalkbrenner. Sie sahen mit Aufmerksamkeit der konvulsivisch schnellen Beweglichkeit der Hände zu; keinem von ihnen wäre es möglich diese Schnelligkeit zu

erreichen, die nur in dem Schlag der Trommel und dem Wirbein der Tamburine einer Aehnlichkeit begegnet. Ist diese Erfindung, so eigenthümlich sich darstellend, geeignet, einen ausgezeichneten Rang in der Geschichte der Musik einzunehmen? Gewährt sie einen größern Genuß für das Ohr und das musikalische Gefühl? Weder das Eine oder das Andere. Der Ton des Instrumentes ist zwar rein und sanft, aber er ist trocken, etwas hölzern, stumpf und ohne Nachhall, so daß er bei dem Schlage wie mühsam durch die Holzrinde hervorfährt und im nämlichen Augenblicke wieder verschwindet. An Gesangmusik, an Melodie, an langsames Spiel ist daher nicht zu denken. Wirbel, Läufe, Triller und Tonsprünge sind das Feld, auf welchem sich der Künstler wie ein gewandter Tänzer bewegen muß. Gusikow hatte Unrecht, neben sich einige Künstler, wie Kalkbrenner auf dem Klavier hören zu lassen. Diese Vergleichung war ihm nachtheilig. Denn, Alles wohl erwogen, ist seine Kunst gegen jene Kalkbrenner's, wie die Kindheit gegen das reife Mannsalter, und unsre Zeit ist wenig geneigt von der völlig entwickelten Kunst zu ihren Anfängen zurückzuschreiten, wäre der Weg dahin auch eine zweite Entdeckung, zu welcher eben so viel Genie erfordert würde, als zum Gipfel der Vollkommenheit.

Meerfahrt von Griechenland nach Italien,

mit Hinblicken auf die griechische Küste, die jonischen Inseln und die Westküste Italiens.

(Fortsetzung.)

Es gibt auf der Insel so viele Stellen, die durch Homer berühmt geworden, daß man mehrere Tage, die uns zuweilen nicht verstattet waren, braucht, um alle diese Plätze mit gläubigem Gemüth und reger Phantasie zu besuchen. Auf dem Rückwege nach der Stadt hielten wir bei einer kleinen, zwischen jener und dem Vorstadtsflecken Manduchio, dessen Bewohner nicht im besten Ruf der Redlichkeit stehen, gelegenen Kirche. Dort liest man auf einem weißen Marmor die Worte: „J. A. Capodistrias, Gouverneur von Griechenland." Die Platte deckt den Leib eines Märtyrers seines Volks, an dessen Ruf wie an seinem Gebein, manch ekles Gewürm nagte und jetzt noch nagt. Capodistrias war ein Grieche, der es mit seinem Volke gut meinte, der für Griechenland mit den beschränktesten Mitteln sehr viel that. Der Lohn für all sein Ringen und Streben war der, von der Hand eines mainotischen Räubers zu fallen, dessen Familienglieder für diese Banditenthat später zu hohen Ehren befördert worden sind. Kein Mackel lastet auf Capodistrias, der frei von jeder Nebenabsicht nach Hellas kam, um zu helfen, Rettung zu bringen dem durch Zwietracht mehr als durch das Schwert des Feindes verwüsteten Vaterlande. Sein Tod, so wie die Art desselben, wirft um so mehr einen düstern Schatten auf Griechenland, als der wahrhaft Edle von eines Griechen Hand an der Pforte derselben Kirche fiel, in der bei seinem Empfang das Volk ein feierliches Te Deum gesungen und den Ersehnten mit Lorbeer- und Oelzweigen bekränzt hatte. Es ist zu verwundern, daß die Britten, deren Ränke jenen Mann dem Tode weihten, so viel Großmuth bewiesen, und dem Entseelten ein Ruheplätzchen an seiner Geburtsstätte Corfu vergönnen.

Nach einem um 4 Uhr sehr heiter eingenommenen Diner durchstrich unsere Reisegesellschaft bei sich neigendem Tage die Stadt. An den Ecken klebten Theaterzettel. Es spielte eine italienische Truppe, die, merkwürdig genug, aus lauter revolutionären Flüchtlingen bestanden haben soll, aus jenen Maulhelden, die sich so gränzenlos lächerlich mit ihrer Giovine Italia gemacht und davon liefen, ehe sich noch der Feind zeigte. Wir gingen in das von Außen und Innen unansehnliche Schauspielhaus, das, wenn man die Strada reale hinab nach der Esplanade geht, auf der rechten Seite der Straße unter andern Häusern verbaut, dasteht. Was wir da zu sehen und zu hören bekamen, war ein mixtum compositum. Ein halber Akt aus der gazza ladra, dann ein kleines italienisches Lustspiel, dazu ein pas de deux und eins de trois, Alles unter der Kritik, lächerlich miserabel, wie die Heldenlaufbahn der Darsteller. Ein Paar hübsche Theaterdamen konnten wenigstens noch auf kurze Zeit das Auge fesseln; wer nachher noch später in ihrer Nähe weilen wollte, konnte es thun, da die Damen neben Thalia, Melpomene und Terpsichore auch noch der cyprischen Göttin huldigten.

Um Italien schon zum Voraus zu genießen, schlenderten wir nach dem Theater noch in eines von den Kaffeehäusern, deren mehrere unter den dem Schauspielhaus gegenüber liegenden Arkaden sich befinden. So wie auf dem höchsten Berge der Insel das Auge zugleich Italien und die Türkei erblickt, so zeigt sich auch hier in den Kaffeehäusern, daß man jetzt auf der Gränze zwischen dem Orient und Occident weile. Französisch kostumirte Italiener und rothe Engländer bei Gefrorenem und Grog, der schnatternde Grieche und der wortkarge ernste Türke, beide in ihrer malerischen Tracht, bei Kaffee und Pfeife, bilden ein seltsames, aus beiden Himmelsgegenden zusammen gewebtes Gemisch. — Damit man wieder mit den politischen Angelegenheiten der Welt bekannt werde, darf man nur zu den Zeitungen auf dem Tische greifen; da liegen der türkische in Konstantinopel erscheinende Moniteur und der griechische Satir (der manchmal sich in einen witzigen Satyr verwandelt), die Times und die Gazette de France, das Diario di Roma und die Augsburger Allgemeine Zeitung in Ruhe neben einander. Sehnsucht nach einem feststehenden Bette trieb uns nach Hause, wo die seltene Gastfreundschaft des Herrn Faber für Aufnahme der gesammten Reisegesellschaft gesorgt hatte, wofür wir ihm um so mehr dankbar seyn mußten, da die hiesigen Gasthäuser neben enormer, nach London geregelter Theurung schlechter als schlecht sind. Alle Reisende bestätigen dieß einstimmig. Mit dem schwankenden Nachgefühl, das jeden Seereisenden die erste Nacht auf dem Lande zu begleiten pflegt, ruhten wir dennoch mit großem Wohlbehagen unter der Tatze des brittischen, die Insel beherrschenden Leoparden, die weniger fühlbar ist, wenn man sich unter dem Dache eines fremdländischen Agenten befindet.

Der erste Gang am folgenden Morgen war nach der Esplanade, einem großen, mit schattigen Akazienalleen umgebenen

und durchschnittenen Platz, auf dem sich das, was Corfu an schönen Bauwerken aufzuweisen hat, vereinigt. Tritt man aus den beengten Straßen hinaus auf die Esplanade, so fühlt man sich von der Großartigkeit überrascht, die hier den Beschauenden umgibt, um so mehr, wenn man aus einem Lande kommt, wo neuere, bedeutende Bauwerke gar nicht vorhanden, und Ruinen, aufrichtig gesagt, das Gemüth mehr herabstimmen, als erheben. Zwei Seiten des viereckigen Platzes werden von schönen Privathäusern, die wohl jede Residenz zieren möchten, gebildet, von denen die meisten im Erdgeschoße offene Arkaden haben, aus welchen Portiken, Kaffeehäuser und elegante Kaufläden gar einladend winken. Auf der dritten Seite thront der imposante Palast des Lordoberkommissärs, eines der großartigsten Bauwerke, die man sich nur denken kann, wenn auch der streng richtende Architekt Manches in den einzelnen Verhältnissen des Gebäudes zu tadeln hätte. Die englische Regierung ist bei der Erbauung dieses Palastes mit um so größerer Verschwendung zu Werke gegangen, da die immensen Kosten von ungefähr 110,000 Pfund Sterling dazu von den Inseln erpreßt worden sind. Eine barocke, ächt englische Idee ist die, daß man zum Material den leicht bröckelnden maltesischen Sandstein genommen hat, während man auf den Inseln selbst einen schönen, der Zeit trotzenden Marmor findet. Doch abgesehen von dem Allem ist der Palast, wie er sich mit seinen Säulen, Bogen und Kuppeln dem Auge beim ersten Anblick darstellt, ein überraschend schönes Bauwerk. Außer einigen Kanzleien in dem Nebenflügel wird der Palast nur allein von dem Gouverneur bewohnt, der von hier aus seinen eisernen Arm über die Inseln der Schattenrepublik ausstreckt. Mitten unter den grünen Akazien des Platzes erhebt sich die Marmorstatue des heldenmüthigen Vertheidigers von Corfu, nämlich das einem preußischen Geschlecht entstammten Grafen Johann Matthias von Schulenburg, der im Anfange des vorigen Jahrhunderts der Republik Venedig diese herrliche Besitzung gegen den Andrang der Türken durch seine Tapferkeit erhielt. Die Inschrift, die das trophäengezierte Piedestal führt, lautet: „Matthiae Iohanni Comiti a Sculemburgio, Summo terrestrium copiarum praefecto Christianae Reipublicae in Corcyra obsidione fortissimo assertori adhuc viventi, Senatus anno MDCCXVII.“ Der Feldherr in römischer Kleidung, das Haupt mit dem wohlverdienten Lorbeer geschmückt, den Marschallstab in der Rechten, steht in vorschreitender Stellung ernst und siegesmuthig da. Ob die am Piedestal eingekritzelten englischen, mitunter sehr schlechten Witze den Schreibern zur Ehre gereichen, überlasse ich dem billigen Urtheil des Lesers. Als ich die Statue beschaute, stand unfern von uns ein armer Corfiote, der in der Entzifferung der Inschrift vermuthlich seine unschuldige Neugierde befriedigen wollte, als in dem Augenblick ein englischer Fähndrich vorbei ging, und dem Landesbewohner, von dessen Mark er sich doch auch theilweise mästete, mit der Reitgerte, wie im Scherz, einen sehr derben Hieb über den Kopf applicirte. Mit selbst gefälligem Gelächter über diese großartige Heldenthat schritt dann Albions hochherziger Sohn fürbaß. Ich muß gestehen, daß mich diese Scene, die wie mich Herr Faber versicherte, noch u den gelindesten gehört und sich hundertfältig in ähnlicher Weise zuträgt, bis ins tiefste Innere empörte, und daß ich, wenn die Klugheit mich nicht davon abgehalten, gern meinen Rohrstock in Berührung mit dem Rücken des rothröckigen Jungen gebracht hätte. In Nauplia, wo brittische Midshipmen ähnliche ionische Inselscherze an einem Gastwirthe versuchen wollten, bekamen sie Ohrfeigen und wurden solenniter zur Thüre hinausgeworfen, und das von Rechts wegen.

Aus den duftigen Laubgängen der Esplanade gelangt man über einen Kanal in die Citadelle. Ist man durch das gewölbte hallende Thor geschritten, so erblickt man die beiden bedeutendsten Bauwerke aus venetianischer Zeit, das Zeughaus und den Palast, den sonst der Proveditore von Venedig bewohnte. Es sind unansehnliche, düstere Gebäude, ohne allen architektonischen Schmuck, den die Venetianer lieber daheim an den Bauwerken ihrer vaterländischen Lagunenstadt verschwendeten, als an ihren Kolonien in Griechenland. Durch enge Mauergänge steigt man zu den beiden im Umkreis der Citadelle gelegenen Felsenforts hinauf, zur „lustigen Burg der Phäaken.“ Hier eben, wo jetzt das Feuer des Leuchtthurms den Schiffenden lockend entgegenschimmert, und die aufgepflanzte englische Flagge in unruhiger, peitschender Bewegung über die Insel hinabdroht, dürfte wohl der Platz zu suchen seyn, wo die alten Korinther sich auf fremdem Territorium einnisteten und den Grund zu Burg und Stadt Corcyra legten. Eine bezaubernde Aussicht bietet sich von diesem Felsengipfel dem Auge über die blühende Insel, das schimmernde Meer und das pittoreske türkische Küstenland dar, und man möge nicht ungläubig lächeln, wenn ich diesen Anblick dreist dem zur Seite stelle, den man von den Camaldulensern in Neapel über die göttliche Parthenope und ihre Umgebungen hat.

Zur Stadt zurück gekehrt, fanden wir uns wieder inmitten italienischer Sitte. Alles lebt dort mehr auf der Straße wie in den Häusern. Der Handwerker arbeitet vor der Hausthür oder wenigstens auf der offenen Flur; auf langen Stuhlreihen vor den Kaffeehäusern Herren und Damen in süßem Nichtsthun, das hier eben so gut bekannt, wie drüben in Italien. Langsam die Straße auf und ab rollen Karossen, hinten drauf zwei Bediente, deren altmodische und auch wohl zerlumpte Livree auf die geschwundene Größe ihrer Herren hindeutet. Der Fremde muß hier auf häusliche Geselligkeit Verzicht leisten, denn der Eintritt in die Familien wird ihm sehr erschwert. Die hier lebenden Engländer bilden wohl Cirkel, aber nur unter sich, denn mit welcher chinesischen Mauer in dieser Hinsicht sich Britten umgeben, ist bekannt. Einige corfiotische Familien machen wohl ein Haus, wo man die Form guter Gesellschaft und auch wohl ausgezeichnete Bildung antrifft. Ich habe Engländer klagen gehört, daß sie so schwer Zutritt in diese Cirkel des eingebornen Adels finden, habe aber auch von Corfioten gehört, daß dieß einzig und allein die Schuld der Britten selbst sey, deren schroffes und widerliches Benehmen dieß Zurückziehen von ihnen nothwendig mache. Dieß sey z. B. früher nie der Fall mit Franzosen und Russen gewesen, deren Betragen noch jetzt in gutem Andenken stehe. Die Abneigung gegen die Britten ist aber auch wohl zu entschuldigen und genugsam motivirt

durch ihre krasse Willkür, die sie Protektorat zu nennen belieben. Der Despotismus der jetzigen Herrscher lastet mit gewichtiger eiserner Faust auf der Nominal-Republik, wie selbst kaum während der Regierung Venedigs; ja man hört sogar den Wunsch, lieber sich dem türkischen, als dem englischen Joche zu beugen. Die Benennung: „unabhängige Republik der jonischen Inseln,“ klingt wahrlich wie schneidender Hohn, wenn man sich diese Freiheit und Unabhängigkeit bei Lichte betrachtet.

(Fortsetzung folgt.)

Der weiße Quinoa.

Seit langer Zeit hat man sich bemüht, in Frankreich den Anbau dieser Pflanze an die Stelle des Reißes zu setzen, dessen Anbau wegen der mörderischen Krankheiten, die er verursacht, verboten worden war. Schon im Jahre 1779 machte der berühmte Naturforscher Dombey nach seiner Rückkehr aus Peru fortdauernde Versuche, diese Pflanze zu akklimatisiren, aber umsonst. Später versuchte man es wiederholt, namentlich mit dem von Humboldt nach Frankreich gebrachten Samen, aber auch diese Versuche schlugen fehl, indem die Körner nicht keimen wollten. Jetzt soll es endlich den Bemühungen eines Herrn Vilmorin gelungen seyn, die Pflanze völlig zu naturalisiren. — In Mexico, Peru und in fast allen Provinzen Südamerika's gilt der Quinoa für eben so nützlich als der Weizen, der Mais und die Karteffel: die Blätter werden als grünes Gemüse verwendet, eben so wie bei uns der Spinat und der Sauerampfer; der Same dagegen dient zur Hauptnahrung der Einwohner, und ist so gewöhnlich, wie der Reiß in Hindustan, Persien und China. Zu Lima, wo die Luft, durch den auf der Straße faulenden Unrath verpestet, Faulfieber erzeugt, scheinen die Einwohner diese vegetabilische Nahrung ganz besonders nöthig zu haben.

Schifffahrt auf dem Indus.

(Schluß.)

9) Ist der Kaufmann einmal in den Fluß eingefahren, so wird er nur wenig Schwierigkeiten finden, sich der Fahrzeuge des Landes zu bedienen. Er muß sich mit dem Eigenthümer eines Schiffes verständigen, und sich wo möglich hüten, Schiffe zu befrachten, die den Amirs gehören (es gibt deren ungefähr vierzig), und die gewöhnlich Miethschiffe zu seyn scheinen. Geht er auf diese Art zu Werk, so wird er ein weit vortheilhafteres Abkommen treffen, denn in Sind wie in Aegypten bringt der Handel wenig Vortheil, wenn die Regierung daran Theil nimmt. Sollten die Amirs in diesem Punkt je zu weit gehen, so muß man Einsprache dagegen thun; für jetzt ist die Zahl der Schiffe zu gering, als daß man etwas besorgen dürfte.

10) Daß die Tiefe des Flusses sehr bedeutend wechselt, kann nicht widersprochen werden. Hier ist sie größer oder geringer. Dieß hat aber für flache Fahrzeuge nichts zu sagen. Die Sandbänke sind zahlreich und würden einem europäischen Schiffe bedeutend zu schaffen machen. Die einheimischen Steuerleute jedoch kennen sie wohl und weichen aus. Auch auf dem Delta des Indus sind Sandbänke, aber die Kanäle, die dasselbe durchschneiden, werden dadurch schmäler und graben sich ein um so tieferes Bett. Im Allgemeinen sind diese durch Sand hervorgebrachten Untiefen eine der Haupteigenschaften des Indus; sie zeigen sich nicht regelmäßig, aber immer bilden sich zwischen ihnen tiefere Fahrwasser, die jedoch häufig etwas schwierig zu durchfahren sind.

11) Ich bin im December von Heiderabad an abwärts gefahren, und obwohl dieß die Zeit ist, wo das Wasser am niedrigsten steht, so zeigte doch das Senkblei in dem Hauptarm nie weniger als 2 Klafter oder 12 Fuß, und gleichwohl hielten wir uns nicht immer in der Mitte des Stroms. Während der Fahrt stießen wir kein einziges Mal auf den Grund. Das Senkblei zeigte häufig 5 bis 8 Klafter, noch öfter 2 oder 2½. Im Winter zieht sich der Indus am Delta zu einem schmalen, aber tiefen Fahrwasser zusammen, worüber die Fremden, die sich den Indus als großen Strom vorgestellt haben, sehr erstaunt sind. Mehrere der untern Arme liegen sogar trocken.

Die Einwohner des Landes schreiben dieß der Kälte zu. Die Ausdünstung ist sehr beträchtlich. Der Arm „Sata,“ der vielen Verzweigungen des Delta ihren Ursprung gibt, hatte nach meiner letzten Untersuchung in diesem Jahre 6 Klafter Tiefe, also ungefähr die Hälfte der gewöhnlichen; der Fluß war daselbst ungefähr zweihundert Toisen breit. Dieß ist für die Schifffahrt gewiß sehr günstig. Doch mußte man in diesem Arm ein sehr geschlängeltes Fahrwasser durchschiffen, und die Fahrzeuge, die von dem Meere herkamen, drangen erst am Ende des Septembers ein. Das Wasser hatte noch 7 bis 12 Fuß Tiefe, und ein Schiff von Kutsch nahm damals seine Vorräthe ein.

12) Ueber den Indushandel sind zahlreiche Irrthümer verbreitet. Die Erfahrung wird ohne Zweifel viel zu seiner Ausdehnung beitragen. Bis jetzt ist es mehr bloß ein Handel vermittelst des Indus als auf dem Indus. Er ist allerdings eine Verbindungsstraße mit West- und Mittelasien, welche derjenigen von Somiani nach Candahar und von Bannagor nach Pally und gegen das obere Indien vorzuziehen ist. Glaubt man aber in Sind selbst für die englischen Waaren einen guten Absatz zu finden, so täuscht man sich; es mag wohl in Zukunft möglich seyn; für jetzt aber ist die Masse des Volks arm und es finden sich keine Käufer.

13) Die Höfe von Heiderabad und Kheirpur werden übrigens eine ziemliche Zahl von Gegenständen, die zur Kleidung gehören, kaufen. Die beiden Fürsten und ihre Familien haben bereits von dem Augenblick an, wo sie die nach Sind gebrachten Waaren ansichtig wurden, Ansprüche darauf blicken lassen. Dagegen müßte zu jeder andern Zeit und unter andern Umständen durchaus Einsprache gethan werden. Aber der Vertrag schützt die Handelsleute, und keiner hat Beraubung oder Unterdrückung zu fürchten. Einige Häuptlinge von Beludschistan haben sich sogar geneigt gezeigt Ankäufe zu machen, kurz die ganze Sache ist im Fortschreiten.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 3** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Neugriechisches: Palikarenlieder. — Vincenzo Monti. (Fortsetzung.) — Lord Byron. (Fortsetzung.)**

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 12.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 Januar 1837.

Die Insel Gothland.

Diese Insel scheint eine Art Anhaltspunkt der europäischen Vögel in dem großen allgemeinen Zuge von Süden nach Norden zu seyn: die Zahl der Regenvögel (Charadrii), der Schwanen, Strandläufer, Schnepfen, Gänse, Greben (Podicipes), Taucher, Enten, Meerschwalben, Gluttvögel (Totani), Krummschnäbel und Sturmvögel ist ungeheuer, und nähert man sich von den Sümpfen des Innern her dem Meersstrande, so findet man eine bewundernswerthe Mannichfaltigkeit von Eidergänsen.

Vom 58° der Breite bis zum Polareis erstreckt sich dem ganzen Ostufer der skandinavischen Halbinsel entlang ein Archipel von Felsen, Inselchen und wirklichen Inseln, daß man beim ersten Anblick einer genauen Seekarte glauben sollte, ein Flug Wasservögel habe sich darauf niedergelassen. Diese ganze Inselwelt, aus Urgestein bestehend, scheint früher durch Erderschütterungen von Skandinavien losgetrennt worden zu seyn. Seit Jahrhunderten von allen Vortheilen des festen Landes entblößt, konnten diese Bruchstücke des alten Kontinents ihren Bewohnern nur die abenteuerlichen Gewohnheiten der Seeleute, Jäger und früher wahrscheinlich auch der Seeräuber geben. Die Insel Gothland gehört nicht mehr zu dieser Klasse: ihr Emporsteigen über die Fluthen des baltischen Meeres ist nur das Werk einer Kalkerhebung: jeder Baum, jede Pflanze auf der Insel ist an den Wurzeln von Kalk umgeben; es ist eine wahre Oase des Meers. Das Vorhandenseyn von Kalk, selbst im Grunde der Sümpfe, macht das Gras schöner, das Gebüsch dichter, die Moose weicher und wärmer, und eben dadurch auch die Insekten zahlreicher: Gothland wurde vielleicht dadurch die eigentliche Officina avium von Europa. Linné erforschte im Laufe des Sommers 1741 auf Kosten der Stände des Königreichs Schweden diese bisher für die Wissenschaft so gut wie völlig unbekannte Insel, und sein Reisejournal ist ein wahres Register aller der mineralogischen, botanischen und ornithologischen Schätze, welche in diesem kleinen Raume der Erde wunderbar zusammengehäuft sind. Nach einer alten Sage des Landes entstand die Insel Gothland, als Gott bei der Erschaffung der Welt einen Ueberrest von Schlamm aus der Hand fallen ließ: daher kommt es, daß Berge, Flüsse, Wälder, Meer, Felsen, Sümpfe und Seen, kurz alle verschiedene Formen der Erdoberfläche sich hier zusammenfinden.

Aber die Reichthümer der Natur werden vielleicht noch von den zahlreichen Wundern der Kunst übertroffen, welche das Mittelalter hier zusammengehäuft hat: die Schätze der Natur und der Menschengeschichte scheinen sich hier um den Vorrang zu streiten. Die Insel Gothland glänzte einst in der Geschichte wie Venedig und zwar aus denselben Gründen, nämlich durch seine politische und kommerzielle Wichtigkeit. Wie Venedig durch den Isthmus von Suez, so war Gothland durch die Wolga Vermittlerin des Handels zwischen Indien und Europa: seine Kaufleute rüsteten Flotten aus, befestigten ihre Hauptstadt, und gaben der Welt das Seegesetzbuch von Wisby, welches für das Seerecht Europa's dasselbe geworden ist, was die römischen Pandekten für sein bürgerliches Recht sind. Stets den Angriffen der Bewohner des innern Landes ausgesetzt, welche sie nicht an ihrem ungeheuren Handelsgewinn Theil nehmen ließen, fühlten die reichen Kaufleute von Wisby die Nothwendigkeit, sich von der Land-, wie von der Seeseite zu befestigen, und als gegen Ende des 16ten Jahrhunderts das Uebergewicht des venetianischen Handels und der neue Handelsweg nach Ostindien den Handel von Wisby über Rußland schnell zu Grunde richteten, und die Kaufleute aller Nationen, welche hier Reichthümer gesammelt hatten, verjagten, konnten sie wenigstens die aufgeführten Bauten und Festungswerke nicht mit sich fortnehmen, wie ihre errungenen Schätze: Wisby, durch eine plötzliche Handelsstockung vernichtet, wie einst Herkulanum durch die Asche des Vesuvs, bietet dem erstaunten Auge jetzt noch das interessante Schauspiel einer ganz wohlerhaltenen Stadt des Mittelalters dar.

Vierzehn Kirchen datiren von der Zeit der Einführung des Christenthums in Skandinavien; sie entfalten mitten in ihrem Verfall die Pracht ihrer alten Schiffe, und obwohl einem jetzt untergegangenen Kultus gewidmet, erdrücken sie durch ihre Größe die einzige jetzt in dieser Stadt dem siegreichen reformirten Dogma geweihte Kirche. Auch das umherliegende Land hat viele Kirchen mit den reinsten und elegantesten Formen der

gothischen Baukunst; in der ganzen Christenheit gibt es vielleicht keine Diöcese, welche so viele prachtvolle Dorfkirchen enthielte, als diejenige, welche der geistlichen Leitung des Bischofs von Wisby anvertraut ist. Das Kloster Roma, dessen Ruinen noch in der Mitte der Insel im reichsten Theil derselben vorhanden sind, beweist die fromme Verehrung, welche die alten Bewohner des Landes für die Nachfolger des heiligen Petrus hegten. Jetzt freilich ist nur noch der Name Roma übrig, und mit Bedauern sieht man zahlreiche Schafheerden in den langen Gängen eingepfercht, welche so viele Jahrhunderte hindurch dem Gottesdienste gewidmet gewesen waren.

Meerfahrt von Griechenland nach Italien,

mit Hinblicken auf die griechische Küste, die jonischen Inseln und die Westküste Italiens.

(Fortsetzung.)

Die sogenannte Verfassung der Republik bestimmt freilich einen aus sechs Mitgliedern bestehenden Senat. Die Wahl zu diesen Stellen und die Dauer ihrer Würde hängt aber einzig und allein von dem Protektor ab. Auch gibt es eine „gesetzgebende Versammlung“ von vierzig Mitgliedern, deren ganze Wirksamkeit aber auf ein beistimmendes Kopfnicken zu den Gesetzvorschlägen besteht, die der brittische Lord-Oberkommissär macht. Um das Volk noch mehr zu täuschen und zu verblüffen, befindet sich sogar auf jeder einzelnen Insel ein aus den Eingebornen genommener „Regent,“ neben ihm aber ein „brittischer Resident,“ der den Regenten wie eine Drathpuppe regiert, so daß auch hier wie auf Corfu, dem Centralpunkt ausländischer Willkür, der Britte befiehlt und das Landeskind gehorsam mit dem Kopfe winkt. Will die öffentliche Meinung in Schriften laut werden, so kann dieß nur durch die Presse laut werden, die ein englisches Monopol ist, nämlich durch die Druckerei des Lord-Oberkommissärs. Hat irgend jemand den Einfall, etwas Freisinniges im Auslande drucken zu lassen, so kann er sicher seyn, daß die englischen Geistesdouaniers dafür sorgen, daß dergleichen Bücher nicht das Gebiet der freien Republik betreten. Wehe übrigens dem Autor, der wird gepeinigt, bis er seinem „unabhängigen Vaterlande“ den Rücken kehrt, nachdem er gewöhnlich vorher noch die Bekanntschaft mit den festen Gemächern der Citadelle gemacht hat. Und wenn doch einzelne es sich nur nicht einfallen ließen, von dem großen Nutzen zu schreien, den die englische Verwaltung den Inseln gebracht haben soll! Freilich sind auf Corfu Chausseen angelegt und in der Stadt neue prachtvolle Gebäude entstanden, aber auch nur auf Corfu und von dem Gelde aller Inseln, die dazu beisteuern müssen, der Hauptstadt und der Hauptinsel ein glänzendes Ansehen zu leihen. Man führt Steine und Bauleute von Malta ein, das Geld der Einwohner wandert dagegen aus und die Armuth steigt von Tag zu Tage. An eine Verbesserung der ökonomischen Lage der Inseln, dem einzigen Mittel einen gewissen Wohlstand hervorzurufen, ist nicht zu denken. Man haut die schönsten Oelpflanzungen nieder, und baut auf diesen Stellen Festungswerke und Kasematten, um darin die widerspenstigen Jonier, die nicht ihren letzten Groschen gutwillig hergeben wollen, systematisch gutwillig zu machen. Der erste Lord-Oberkommissär, der die Inseln betrat, war jener berüchtigte Sir Thomas Maitland. Man braucht nur an Napoleon und an das unglückliche verschacherte Parga zu denken! Gemein, hart, roh, so zeigte sich dieser Despot, der, an Handhabung der englischen militärischen Katze gewöhnt, hier eine eiserne Ruthe schwang. Sein ewiger Refrain war „Aufknüpfen!“ und was vielleicht seine Offiziere und Soldaten zu viel zur Bevölkerung der Insel beitrugen, wußte er wieder durch Hängen und Todtpeitschen ins rechte Gleichgewicht zu bringen. So ist es eine notorische Thatsache, daß ein Bauer von Cephalonia, der einen englischen Lieutenant zum Hause hinauswarf, weil dieser sein Weib zu nothzüchtigen versuchte, auf Befehl des Sir Thomas Maitland ohne alle weitere Prozedur gehängt wurde, „weil besagter Bauer sich gegen die bestehende Ordnung der Dinge rebellischer Weise aufgelehnt hätte!“ — Maitland hatte ein dickes Fell; beladen mit Ehrlosigkeit, kümmerten ihn wenig die Flüche und Verwünschungen des mit erbärmlicher Lust niedergetretenen Inselvolks. Selbst Engländer sprechen mit Verachtung von ihm, und nur einer seiner Kreaturen, der Oberst Napier, früher Resident auf Cephalonia, hat es im Jahre 1833 unternommen, ein Werkchen zur Vertheidigung des Verfahrens des Sir Maitlands zu schreiben, dem man Geist nicht absprechen kann, das jedoch seinen Zweck: „Weißwaschung des Mohren“ nicht erreicht hat.

Man sagt, Maitland habe eine strenge Oekonomie eingeführt, um die Kosten der Verwaltung zu decken, was aber wieder unwahr ist. Denn um sich die Gemüther einiger adeligen Familien, deren Namen und Ansehn auf das Volk wirken konnten, zu gewinnen, setzte er aus den Häuptern dieser Familien ein überflüssiges Beamtenheer zusammen und bezahlte sie mit dem Gelde des armen Volks. Die Gründung zweier Orden, des h. Georg und des h. Michael, nebst den dazu gehörigen glänzenden Uniformen, womit der schaale Ehrgeiz der jonischen Großen befriedigt wurde, verursachte der englischen Regierung ebenfalls keine Kosten. Man behauptet, England ziehe keinen Nutzen von seiner Kolonie, weil schon die Unterhaltung von vier englischen Regimentern ein schweres Geld koste. Welch ein unberechenbarer Vortheil, wenn auch kein unmittelbarer, ist es aber für England, außer auf Gibraltar und Malta, sich auch noch auf diesen Inseln festgesetzt und so zugleich die Herrschaft über das ganze Mittelmeer erschlichen zu haben. Die jonische Republik braucht nicht jene englischen Regimenter zu ihrem Schutze; ihre verfassungsmäßige bestimmte Nationalmiliz reichte dazu hinlänglich aus, wie die fünfzig Mann starke Armee der Republik San Marino.

Maitland's Nachfolger, Sir Adam, verstand eben so wenig die Republik zweckmäßig zu behandeln. Lord Nugent zeigte viel guten Willen, hatte jedoch nicht die Kraft, das zu verbessern, was seine Vorgänger total verdorben hatten. Indem er ganz im Gegensatz gegen diese dem Liberalismus zu sehr huldigte, gab er den Joniern dadurch eine Kost, die ihr durch den früheren Despotismus verdorbener Magen nicht mehr verdauen

konnte, und sie zu einem moralischen Gebrechen reizte, das sich durch Extravaganzen der Bewohner von Cephalonien und Corfu offenbarte, die dann leider! durch die Gewalt der Waffen wieder beruhigt werden mußten. Durch sein charakterloses Hin- und Herschwanken wurden die Gemüther des Volks, das nicht mehr wußte, woran es sich zu halten hatte, noch mehr verwirrt, und Lord Nugent befand sich in einer wahrhaft verzweifelten Lage, die er ohne Absicht, nur durch den Mangel einer sich auf dem richtigen Mittelwege haltenden Festigkeit verschuldet hatte, denn es ist nicht zu läugnen, daß er ein redlicher Mann war, der mit dem besten Willen und den redlichsten Absichten nach Corfu kam. Seine weitumfassenden Plane in gelehrter und literarischer Hinsicht sind nie zur Ausführung gekommen, oder gleich wieder in der Geburt erstickt. Ueberhaupt ist es mit dergleichen Anstalten auf den jonischen Inseln nicht weit her. Die von dem wackern Grafen Guilford gestiftete Universität auf Corfu ist nur der Schatten einer höhern Lehranstalt, und nicht dazu geeignet, den von der Natur reich begabten, verstandeskräftigen Jonier zur weitern Vollkommenheit auszubilden. Die Wahl der akademischen Lehrer wird durch Nebenrücksichten — Bestechung, anderweitige Begünstigung u. dergl. — mehr bestimmt, als durch das wahre Verdienst, und so kommt es wohl, daß mancher Schüler den Meister übersieht. Die lernbegierige Jugend drängt sich daher auch ins Ausland und besucht italienische, französische und deutsche Universitäten. Von zweckmäßigen Unterrichtsanstalten für die niedere Klasse des Volks auf dem Lande ist nicht die Rede; da streuen nach wie vor die griechischen Priester — diese mit wenigen Ausnahmen ausgeartete Kaste — den Samen des Unsinns in die reizbaren, empfänglichen Gemüther.

Der von uns noch erwartete Reisegefährte, Major von P., der höherm Auftrage gemäß von Nauplia zu Lande über Korinth nach Patras gegangen war, und sich dort auf einem griechischen Trabaculo eingeschifft hatte, war so eben auf Corfu angelangt, und es stand also unserer Abreise nichts mehr im Wege. Als wir nun noch zum Letztenmale die schöne Esplanade besuchten, hatten wir Gelegenheit eine wahrhaft komische Exerciermethode bei den englischen Rekruten angewandt zu sehen, deren Wahrheit ich aufs entschiedenste verbürge. Die Leute wurden nämlich im Marschiren unterrichtet, wobei ein Korporal mit einem kolossalen, hölzernen Zirkel die Gleichmäßigkeit des Schrittes des Rekruten abmaß, und diesem, differirte die Distance etwa einen Zoll, jedesmal mit der Faust eine schlagende Erinnerung in das Genick applicirte. Dieß Pröbchen für diejenigen, die so gewaltig auf den deutschen sogenannten Kamaschendienst zu schmähen pflegen.

Nach geschehenem Einkauf des letzten, ächt griechischen Tabaks — denn der in Deutschland unter diesem Namen verkaufte ist weiter nichts als ungarischer — wanderten wir in langer Reihe nach dem Hafen, um uns an Bord zu begeben. Auf unserm Nelson angekommen, fanden wir bereits einen hiesigen Piloten vor, der uns den Weg nach Italien zeigen sollte, denn weiter, als bis Corfu reichte die Lokalkenntniß unseres königlichen Schiffskapitäns nicht. Es war ein schöner Morgen, der Alles ringsum mit seinem sonnigen Dufte verklärte. Die Anker hoben sich, die Segel wurden entfaltet, ein günstiger Ostwind setzte sich hinein, und majestätisch schwamm unsre Brick dem ersehnten Norden zu. Wir konnten die Blicke von der herrlichen, grünen Insel und von dem gegenüberliegenden pittoresken epirotischen Festlande kaum losreißen. Die Meerstraße zwischen der Insel und dem türkischen Ufer verengt sich immer mehr, wo man sich dem auf dem letzteren liegenden Hafenstädtchen Butrinto nähert. Nun ragt auch ganz deutlich der die Insel beherrschende Berg San Salvador empor. Deutlich sieht man auf der nordöstlichen Küste Corfu's den Flecken Cassopo am Fuße des Berges Cassius liegen; jetzt ein erbärmlicher Ort, sonst das hochberühmte Kassiope mit dem glänzenden Tempel des Zeus Kassios. Von all den Herrlichkeiten jener Stadt ist nichts übrig geblieben. Statt des hehren Tempels steht oben auf dem Berge, noch über dem Flecken Peritea, eine kleine Kirche, in der die heil. Jungfrau von Cassopo von den vorübersegelnden Schiffern mit einem frommen Gebete begrüßt und um Beistand und Schutz für die ihnen bevorstehende Fahrt angefleht wird. Die alten bei dem Flecken belegenen Mauern sind keine aus den Zeiten jener Stadt herrührenden, sondern die Ueberbleibsel von einer festen Burg, die der Kaiser Emanuel Komnenus erbaute. Zwischen diesem Punkte der Insel und der türkischen Küste ist der Kanal kaum tausend Schritt breit, und erlaubt, so wie auf Corfu, auch einen deutlichen Blick auf das sich amphitheatralisch aus dem Meer emporhebende Paschalik Janina. Das Land wetteifert hier an Naturschönheit mit der Insel: aus den grünen Bergen schauen Städtchen, Flecken und Dörfer mit ihren schlanken, einen so freundlichen Anblick gewährenden Minarets hervor, indeß über die letzten grüne Anhöhen in weiter Ferne die schneebedeckten Berge des Pindus emporragen.

Allmählich verschwand die nördlichste Spitze der Insel, ich glaube, sie heißt Kap Apraeci, und die vor ihr liegenden noch zu der jonischen Republik gehörenden kleinen Eilande Merlera und Fano. Die türkische Küste blieb unser naher Begleiter, bis wir uns dem Kap Karaburnu näherten, wo sich in weiter Ferne auch das italienische Festland, das neapolitanische Kap Otranto dem Blicke zeigt. Hier, wo sich Occident und Orient so zuvorkommend, wie ein paar feindselige Hofleute nähern, nimmt man von dem mittelländischen Meere Abschied, und befindet sich auf den bösartigen Wogen des adriatischen. Uns nahm es recht freundlich auf, bald aber sollten wir die Tücken und Nicken der alten vielfachen Wittwe der Dogen kennen lernen. Wir segelten bis zum andern Morgen ruhig und nicht allzu hitzig fort, dann trat bei impertinenter Hitze Windstille ein, und wir lagen auf der spiegelglatten Fluth wieder wie angenagelt. Um die Mittagszeit zeigte einer unserer Gefährten, dessen Passion es war, stundenlang mit dem Kopf über Bord gelegt, nach Neptun hinab zu spähen, ob sich der alte Gott nicht etwa — mit Heine zu reden — in seiner flanellenen Jacke und weißen Schlafmütze zeigen wolle, mit großem Geschrei an, daß sich dicht bei unserm Schiffe eine ungeheure Wasserschlange zeige. Alles stürzte an Bord, und richtig, das Ungeheuer, das einige Schiffer bald da, bald dort gesehen haben wollten, dessen Existenz aber von andern

wieder sehr bezweifelt wird, lag dicht am Schiffe, einige Fuß unter der durchsichtigen Meeresfläche, in den schönsten Regenbogenfarben schillernd, in weiten Kreisen geringelt, so daß man seine Länge auf ungefähr vierzig, den Umfang aber auf drei bis vier Fuß schätzen konnte. Operationsplane, um das Ungethüm in unsre Gewalt zu bekommen, wurden in Menge entworfen. Die griechische Schiffsbesatzung war ebenfalls herzu gekommen, antwortete aber auf alle unsre Fragen und Aeußerungen nur mit den gewöhnlichen, griechischen, lächelnden Pantomimen, die wir nicht zu deuten verstanden, auf weitere Erklärung ließ sich keiner von ihnen ein. Unser seekranker Generaladjutant holte aus der Kajüte seine Pistolen und wallte den Ruhm allein für sich haben, gleich Sankt Georg diesen Meerwurm zu erlegen. Die Schüsse knallten, die Kugeln prallten von der Wasserfläche ab und flogen ins Weite. Die Wasserfläche war in kräuselnde Bewegung gerathen und die Schlange schien allmählich versinken zu wollen; da wurde ein Boot hinabgelassen, die Beherztesten sprangen hinein, bewaffnet mit langen Bootshaken. Man harpunirte troß den gewandtesten Wallfischjägern. Die Schlange riß aus einander, ein Stück von ungefähr einem Fuß Länge wurde ins Boot gezogen, und die grauenerregende Täuschung wurde im strengsten Sinne des Worts zu Wasser. Die ganze Schlange bestand nämlich aus Millionen zusammenhängender kleiner durchsichtiger Meerthierchen, die, als wir mehrere davon auf eine Kanone zur Besichtigung legten, noch deutlich Athem und Leben zeigten, dann aber zerfloß die gallertartige Substanz in Wasser. Jeder von uns, der diese Thiermasse berührt hatte, empfand nachher einen juckenden Schmerz in den Fingern, worauf sich dann ein röthlicher Ausschlag zeigte. Unser Schiffskapitän meinte, er hätte wohl gewußt, was das Ding wäre, doch hätte er es uns nicht gesagt, um uns den Spaß nicht zu verderben. Die ganze Seeschlangengeschichte hatte ungefähr eine Stunde gedauert, gab uns aber Stoff zum Scherzen und Lachen für einen ganzen Tag, was bei einer Seereise schon acceptabel, besonders bei Windstille ist.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Schomburgs Reisen in brittisch Guiana. *)

Der Reisende verließ George Town, Demerara, am 21sten September 1835, und verweilte einige Tage bei dem Posten am Zusammenfluß des Cuyuny mit dem Essequibo, um da indianische Ruderer und andere Begleiter für seine Fahrt anzuwerben. Er benützte die Zwischenzeit den Cuyuny bis auf eine gewisse Entfernung aufwärts zu befahren und sich eine oberflächliche Kenntniß von dessen Beschiffungsfähigkeit zu verschaffen. Er erfuhr, daß dieselbe, bis fast zur Quelle des Flusses, durch nichts unterbrochen werde, wo er dann nur durch eine kurze Landfahrt vom Carony getrennt sey. Die Indianer pflegen diesen Fluß abwärts zu gehen und dann aus ihm in den Orinoco zu laufen und diesen aufwärts zu befahren, wodurch sie eine binnenländische Kommunikation sogar mit Angostura unterhalten.

*) Aus einem in der Sitzung der geographischen Gesellschaft zu London vorgetragenen Bericht.

Nachdem der Reisende den Cuyuny verlassen hatte, fuhr er zunächst den Essequibo hinauf; er gibt in seinem Bericht eine sehr lebendige Schilderung von der üppigen Vegetation an den Ufern dieses Flusses. Die gesammte Reisegesellschaft hatte viel von Krankheit und andern Beschwerden zu leiden, gelangte jedoch am 23sten Oktober glücklich in den Ripanuny. Diesen Fluß aufwärts befahrend, kam man in den Krith Anna-ei, welcher rechter Hand in den Ripanuny fällt, und zwar ungefähr 20 Meilen oberhalb seines Zusammenflusses mit dem Essequibo. Da dieser Punkt als die südwestliche Gränze der brittischen Kolonie angesehen wird, so schlugen die Reisenden hier eine temporäre Wohnung auf, von der aus sie je nach Gelegenheit Ausflüge nach allen Richtungen zu unternehmen gedachten, um sich von dem mineralischen und vegetabilischen Charakter des Landes zu vergewissern. Von hier aus war der erste Bericht des Herrn Schomburg datirt; der zweite gibt Nachricht über seine Entdeckungen bis zum 15ten Januar 1836. Er hatte den Ripanuny so weit aufwärts befahren, als man mit dem leichtesten Kanot nur immer kommen konnte, nämlich bis zu 2° 36' N. B., wonach es scheint, daß seine Quellen weiter südlich liegen, als man bisher geglaubt hatte. Herr Schomburg meint, daß sie sich wenigstens unter 1° oder 1° 30' N. B. befinden, doch hat er sie nicht erreicht. Die Schilderungen, die er von den von ihm durchreisten Gegenden entwirft, sind höchst interessant; ihre Fruchtbarkeit übersteigt alle Begriffe. Der Reisende hat unter Anderem auch den See Amucu besucht, der auf dem höchsten Rücken des Parime-Gebirgs liegt; er untersuchte die geologische Beschaffenheit und die Vegetation der Gebirge, und brachte unter Anderem zwei Exemplare von der Pflanze mit, aus der das Wurali-Gift bereitet wird.

Vermischte Nachrichten.

Das schon so reiche brittische Museum gibt noch alle Jahre große Summen für seine Sammlungen aus. So hat es sich kürzlich an ein Museum im südlichen Frankreich gewendet, dessen Vorstand der bekannte Zoolog Gray ist, um alle werthvollen naturgeschichtlichen Gegenstände aus den Pyrenäen und dem südlichen Frankreich zu erhalten.

Am 1sten December vorigen Jahres besaß die zoologische Gesellschaft von London in ihrer Menagerie 1017 lebendige Thiere, nämlich 295 Säugethiere, 697 Vögel und 25 Reptilien; im November waren 15 gestorben.

Das Echo du Monde Savant gibt Nachricht von den Forschungen eines gewissen Flourens über die Haut der farbigen Menschenracen; er will in diesen allen vier Schichten gefunden haben, während bei der weißen Race die eigentliche Schleimhaut (L'appareil muqeux) fehle.

Ein Antwerpener Blatt bemerkt über den kürzlichen Orkan am 29sten November, daß sechs große Orkane, deren Andenken die Geschichte aufbewahrt hat, und von denen vier die Dämme in Holland sehr bedeutend beschädigten, alle im November vorfielen.

Herr Raoul Rochette gibt in seinen Vorlesungen über Archäologie einen wunderlichen Grund an, warum man die Bildsäule des Perikles stets mit einem Helme finde; der Kopf desselben habe nämlich den Fehler einer zu stark zurückgehenden Stirne gehabt, und der Künstler, dem Gesetz ein Bild ohne Nachtheil für die Aehnlichkeit zu verschönern, getreu, habe ihn deßhalb mit einem Helm versehen.

Kürzlich fand man an der Küste bei Calais eine lebendige Schildkröte von 60 Pfund. Man vermuthet, daß sie aus einem gescheiterten Schiffe kam.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 13.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 Januar 1837.

Krankheiten in der Berberei.

Bei der Erforschung der abweichenden Krankheitsformen unter verschiedenen Völkern und Racen dringt sich vor Allem die Frage auf, in wie weit die Eigenthümlichkeit der Krankheiten eines Volks oder einer Race sich aus den Einwirkungen des betreffenden Klima's, Wohnorts u. s. f. auf den Organismus allein erklären läßt, oder eben die Voraussetzung einer besondern von diesen äußern Verhältnissen unabhängigen Körperbeschaffenheit dieser Race nothwendig macht. Am schlagendsten zeigt sich die Verschiedenheit der Krankheitsverhältnisse verschiedener Racen da, wo mehrere Racen längere Zeit unter einander wohnen, wie dieß z. B. in Amerika der Fall ist. Es ist bekannt, wie verschieden die Weißen und Schwarzen das Klima ertragen; die Schwarzen sind frei von dem gelben Fieber, das dort endemisch ist, überhaupt von den Fiebern, welche aus der Einwirkung der tropischen Sonnenhitze auf Sümpfe und niedere, feuchte Küstengegenden entstehen und den Weißen so gefährlich sind. Auch erreichen die Schwarzen im Allgemeinen ein viel höheres Alter, als die Weißen, und es ist keine Seltenheit, wenn Neger über 100 Jahe alt werden, während die Weißen gewöhnlich in ziemlich jungen Jahren sterben. Daß die Ungewohntheit des Klima's es hauptsächlich ist, was die Europäer hinrafft, ist nicht zu läugnen, und geht schon daraus hervor, daß die neuangekommenen Europäer den verderblichen Einflüssen des Klima's weit leichter unterliegen, als die daselbst eingebornen; dennoch aber erstreckt sich der genannte Unterschied auch auf die Weißen, deren Vorfahren schon längere Zeit daselbst angesiedelt waren: werden sich nun die Europäer überhaupt nie vollständig daselbst akklimatisiren können? oder ist vielleicht eine viel längere Zeit, als bis jetzt die Herrschaft der Europäer gedauert hat, nöthig, wenn die Akklimatisirung vollständig erfolgen soll? Wie man auch diese Fragen beantworten mag, so ist doch so viel gewiß, daß weder aus der ersten Annahme *für*, noch aus der zweiten *gegen* den Satz, daß die Racenunterschiede tiefer, als in bloß äußerlichen klimatischen Einflüssen begründet seyen, irgend etwas mit Strenge gefolgert werden kann, so wahrscheinlich auch dieser Satz aus anderweitigen Gründen ist. Dessen ungeachtet lassen sich bei dem stets steigenden Verkehr der Racen überhaupt manche Aufschlüsse, zum mindesten eine schärfere Stellung der hiebei aufzuwerfenden Fragen erwarten, und wir hielten es für passend, diese allgemeinen Bemerkungen den nachfolgenden Notizen über die Krankheitsverhältnisse eines Landes voranzuschicken, in welchem sich gegenwärtig ein neuer Brennpunkt für den Verkehr verschiedener Racen zu bilden anfängt.

Das Klima der Berberei ist im Allgemeinen gesund. Das Land ist offen und frei von den verpestenden Ausdünstungen, durch welche die Nähe dichter Waldungen und ausgedehnter Sümpfe so verderblich wird. Doch finden sich in der Ebene von Metidschah und andern Orten einige Ansammlungen stagnirenden Wassers; an den Ufern derselben herrschen Wechselfieber, die häufig einen bösartigen Charakter annehmen. Da man die Schädlichkeit dieser Gegenden kennt, so sind sie meist unbewohnt, und werden nur gelegentlich von arabischen Stämmen durchstreift.

Die meisten Krankheiten sind Hautkrankheiten, die hier, wie überhaupt in den heißeren Klimaten, in allen Graden vorkommen bis zur allgemeinen Verschwärung des Körpers. Sehr befördert werden übrigens die Hautübel durch die außerordentliche Unreinlichkeit, die unter Berbern, Arabern und Juden herrscht, während sie bei den Türken und den höhern Ständen der Mauren viel seltener sind, da dieselben häufig Waschungen und warme Bäder gebrauchen. Man trifft viele Araber, die so mit Ausschlägen und Flechten überzogen sind, daß man gar keine Haut mehr sieht. Sie gehen aber ihren Geschäften nach, ohne sich darum zu kümmern, und man sieht sie oft zu Pferde steigen mit großen Geschwüren, die sie gar nicht zu achten scheinen. Fast alle Europäer, besonders die Neuankommenden, sind einer eigenen Hautkrankheit unterworfen, die darin besteht, daß sich nach einem zweitägigen Unwohlseyn der ganze Körper mit großen rothen unregelmäßigen Pusteln bedeckt. Es fängt an mit einem unerträglichen Jucken, das ununterbrochen fortdauert, bis der Ausbruch erfolgt ist. Wenn man aufmerksam ist und sich vor dem Zurückgehen des Ausschlags hütet, so ist es eine leichte Krankheit; sie wird nur gefährlich, wenn der Ausschlag zurückgeht. Das Herauskommen desselben scheint hauptsächlich

durch warme Bäder befördert zu werden; französische Offiziere, welche zum Erstenmal ins Land kamen, fanden besonders die Anwendung von Wasser zuträglich, das mit Chlor geschwängert war; wurde dieß aber bis zum völligen Ausbruch verschoben, so nützte es nichts mehr.

Der Aussatz herrscht in diesem Lande in seinen schwersten Formen, und man schreibt ihm daselbst Erblichkeit zu. Die mit demselben Behafteten werden von der übrigen menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen, und bilden eigene Gemeinden. Nahe bei Marokko ist außerhalb der Mauern ein kleines Quartier oder Dorf, genannt Destira el Dscheddam, die Stadt der Aussätzigen, in welcher nur solche wohnen. Die Aussätzigen müssen einen Strohhut mit einer 9 Zoll breiten Krempe zum Abzeichen tragen, daß man ihnen auf dem Wege ausweicht, überhaupt ihre Berührung meidet. Häufig sieht man sie mit solchen Hüten an den Wegen sitzen, und eine hölzerne Schüssel vor ihnen, in welche man Almosen für sie wirft. Der Aussatz bricht in großen Pusteln über den ganzen Körper aus, so daß Einige ganz mit Geschwüren bedeckt sind, die sich von Zeit zu Zeit schließen, aber immer wieder aufbrechen, und nie vollständig heilen. Sie sind für Wetterveränderungen außerordentlich empfindlich und klagen über Schmerzen in den Beinen, so lange naßkalte Witterung dauert. In einzelnen Provinzen herrscht der Aussatz vorzüglich stark; man mißt dieß dem übermäßigen Beisatz von Arganöl (das sehr reizend seyn soll) zu ihren Speisen bei. Der sogenannte Elephantenfuß ist eine sehr häufige Krankheit und trifft Männer und Weiber. Bei Einigen wird die Geschwulst der Füße so bedeutend, daß sie ganz unfähig zur Bewegung werden; die Mehrzahl jedoch von den mit diesem Uebel behafteten kann noch gehen.

(Schluß folgt.)

Meerfahrt von Griechenland nach Italien,

mit Hinblicken auf die griechische Küste, die jonischen Inseln und die Westküste Italiens.

(Fortsetzung.)

Nachdem die Windstille 24 Stunden angehalten, erhob sich wieder ein günstiger Luftzug, der uns etwas von der Stelle schob. Delphine zeigten sich in Schaaren und deuteten wie gewöhnlich auf böses Wetter. Bis jetzt war die See nur leicht bewegt und auch noch kein sturmkündendes Gewölk am Himmel zu erblicken. Die türkische Küste mit ihren zahlreichen Buchten glänzte noch immer im heitersten Sonnenscheine; es war Nachmittag, als wir uns auf der Höhe von Durazzo befanden, wo das Ufer in steilen Felsabhängen sich in die Fluth hinabsenkt. Alle Segel waren beigesetzt, um vom Winde zu profitiren. Ich stand auf dem Verdeck neben unserm ersten Schiffslieutenant, der es sich bequem gemacht und sich in seinen einfachen griechischen Seemannsanzug geworfen hatte, aus einer braunen Jacke und bis ans Knie reichenden tausendfältigen Hosen bestehend. Strümpfe und Schuhe waren als überflüssig nicht vorhanden. Plötzlich zeigte er nach Westen, wo sich auf dem Meere ein langer schwarzer Streif zeigte, der sich mit unglaublicher Geschwindigkeit der linken Seite unsers Schiffes nahte. „Das ist Sturm!“ sagte der Lieutenant, und der Sturm war auch schon da. Wüthend wühlte er sich in die weiten Beinkleider des Seemanns, als wolle er zuerst an diesem Kaltblütigen seinen Grimm auslassen. Dann lag in einem Nu das Schiff dermaßen auf die Seite geworfen, daß Alles, was auf dem Decke sich befand, wie toll über einander kugelte. Nun erhob sich ein unendlicher Wirrwarr. Alles, vom Kapitän bis hinab zum Schiffsjungen kommandirte und schrie. Welch ein Gegensatz zu der geschäftigen Stille, die sich in solch gefährlichem Moment auf andern Kriegsschiffen zeigt. Dort hört man nur das Kommandowort des Kapitäns und die schrillende Pfeife des Bootsmanns, indeß von der Mannschaft die Befehle mit Ruhe ausgeführt werden. Auf unserm Nelson zeigte sich besonders jetzt, daß die Bemannung des Schiffs unzureichend und nicht genug disciplinirt war. Unerschrocken zwar kletterten die Leute die Masten hinan, um die Segel vor dem überhand nehmenden Sturme einzureffen, allein verwirrt gemacht durch die vielen sich oft widersprechenden Kommandos, wußten sie endlich nicht mehr was sie thun sollten, da bald auf einem Punkte Leute fehlten, indeß sie sich auf dem andern wieder im Wege standen. Der Sturm hatte sich unterdeß dermaßen in die Segel gelegt, daß das Einreffen fast unmöglich schien, obgleich Alles tüchtig Hand anlegte. Besonders zeichnete sich der oben erwähnte Lieutenant aus, der trotz dem niedrigsten Matrosen auf den gefährlichsten Punkten wacker mitarbeitete. Einem Matrosen wurden von einem Taue zwei Finger abgerissen, so daß wir also auch einen Verwundeten an Bord hatten. Alles Arbeiten schien nichts mehr zu helfen; das Steuer gehorchte nicht mehr und immer näher wurden wir gegen die steile, felsige, türkische Küste in der Gegend der kleinen Insel Stephano getrieben. Das Scheitern schien unvermeidlich. Der Kapitän, als er sich heiser geschrien, murmelte einen verzweifelnden Fluch, legte sich dann theilnahmlos in seine Kajüte und rauchte unbekümmert eine Pfeife. Wir Passagiere, ich muß es uns selbst zum Ruhme nachsagen, benahmen uns sehr gefaßt bei der Aussicht auf das unvermeidliche Unglück. Nur der mitreisende junge Forstmann lag unten im Raume, jammernd um sein Leben, wobei ihm die dicken Thränen über die Wangen liefen. Kein Trost wollte bei ihm anschlagen, und das Anerbieten, gleich uns ruhig eine Pfeife zu rauchen, wurde nicht angenommen. Statt dessen packte er sorgsam seinen Koffer und sein Felleisen zusammen, um wo möglich außer seinem Leben auch noch diese Sachen zu retten. Um nicht von dieser Angst angesteckt zu werden, ging ich aufs Verdeck, wo ich mich in einen Winkel legte, da das Stehen nicht gut möglich war. Unser englisch-jonischer Pilot, ein alter Mann, hatte übrigens auch schon so ziemlich alle Hoffnung verloren, was er uns unverhohlen mittheilte, doch verließ er das Steuer nicht, wo er sich zwei starke Matrosen zu Hülfe genommen. Der Himmel hatte sich indeß schwarz überzogen, rechts und links fuhren zackige Blitze herab, der Regen goß in Strömen und die haushohen Wellen spülten ununterbrochen über das Deck. Immer mehr nahm die Dunkelheit zu, und das

fehlte noch, um unsere Lage ganz trostlos zu machen. Der Pilot, ein tüchtiger, schweigsamer Mann, hatte unterdeß weder Kompaß, noch Karte aus dem Auge verloren. Nahe zu unserer Seite sahen wir im ungewissen Dämmerlicht ein von der Brandung umbrausstes Vorgebirge des tückischen Ufers (Kap Rodoni.) Jetzt waren wir mit demselben in gleicher Richtung, und mit gewaltigem Ruck das Steuer herumreißend, hielt unser Lootse gerade auf die Küste, so daß wir mit ganzem Winde segelten. Glücklich umschifften wir das Kap und befanden uns in einer von diesem geschützten Bucht, unter den Mauern der kleinen Feste Scanderbeg. Die Anker rollten herab und faßten in bedeutender Tiefe praktikabeln Grund. Wir waren dem Schiffbruche entgangen. Während der Nacht, die wir ruhig zubrachten, hatte sich der Sturm gelegt und in einen günstigen Wind verwandelt, den wir, um mit den türkischen Bewohnern in keine Berührung zu kommen, schon vor Tagesanbruch benutzten und wieder die weite See suchten. Schon am Nachmittage desselben Tages befanden wir uns auf der Höhe von Budua, im südlichsten Punkte des Littorale belegen und am folgenden Morgen begrüßten wir Ragusa. Hier beginnt der Archipel des österreichischen Küstenufers, Insel reiht sich an Insel, groß und klein, aber alle ohne Ausnahme von seltsamer schmaler und langer Gestalt. Ihr Anblick bot uns übrigens die einzige Unterhaltung dar, da wir auf der ganzen, sechs Tage dauernden Fahrt von Corfu nach Ancona nur ein einziges Schiff zu Gesicht bekommen, nämlich das k. östreichische Paketboot, das regelmäßig seine Fahrt von Venedig und Triest nach Patras macht. So hatten wir uns denn langsam und langweilig am sechsten Tage Mittags der italienischen Küste genähert. Von dem steilen Ufer winkten uns die Thürme des prachtvollen Doms von Loretto begrüßend entgegen. Das Meer wimmelte von Fischerbooten und kleinen Küstenfahrern, ein regeres Leben zeigt sich auch an dem Ufer und Ancona liegt vor uns.

Es war Nachmittag 3 Uhr, als wir um die Spitze des von Trajan erbauten, und von dem Papste Benedikt XIV wieder hergestellten Molo herumsegelten und in dem trefflichen, geräumigen Hafen von Ancona einliefen. Von dem vor Anker liegenden Wachtschiffe wehte uns die Flagge des Friedens, geschmückt mit der päpstlichen Tiara und den Schlüsseln Petri entgegen. Ein Boot von der Sanität ruderte heran, und der Beamte stellte an unsern Kapitän die gewöhnlichen Fragen, jedoch aus geziemender Ferne, von wegen des Pesthauchs, der im Abendland bei jedem aus dem Orient kommenden Schiffe präsumirt wird. Einer unsrer Mitreisenden begab sich, um das langwierige Verfahren abzukürzen, ans Land, von dem er jedoch nur den äußersten Zipfel bis ans Sprachgitter des Sanitätsamtes betreten durfte, und unterhandelte dort wegen unsrer Aufnahme in die Quarantaine und über die Dauer derselben. Frühere, schon von Nauplia abgesandte Briefe an den bayerischen Gesandten in Rom hatten ihre Wirkung bereits gethan, und unser Fegefeuer bis auf die Dauer von sieben Tagen abgekürzt. Unterdessen ließ unser Kapitän dem am Bord befindlichen Prinzen zu Ehren die sächsische Flagge aufziehen, die vielleicht seit den Kreuzzügen zum Erstenmale auf dem adriatischen Meere wehte, und dieselbe mit 21 Kanonenschüssen salutiren, — eine Höflichkeit, die recht traurige Folgen hatte. Ungefähr bei dem zwölften Schusse vergaß ein dabei beschäftigter Matrose das Zündloch des Geschützes mit dem Finger luftdicht zu verschließen, während sein Gefährte sich eben aus der Stückpforte hinausgelegt, um die Ladung in die Kanone zu schieben. Ein vermuthlich im Rohre gebliebener Funke entzündete den Schuß, dieser ging los, verbrannte dem armen Matrosen Körper und Gesicht und zerschmetterte ihm den rechten Arm bis zur Schulter. Hier bot sich wieder Gelegenheit dar, zu bemerken, mit welcher stoischen Gleichgültigkeit Griechen (von Türken sind mir ähnliche Beispiele bekannt) die fürchterlichsten Schmerzen ertragen können. Der Verwundete richtete sich nach dem Schusse auf, ging bis zu einem Wasserfasse, wo er selbst seine brennenden Kleider löschte und sich dann ruhig in einen Winkel des Schiffes niederlegte. Ein Arzt, diese unentbehrliche Person auf einem Kriegsschiffe, war nicht vorhanden; dem Verlangen, uns einen vom Lande zu schicken, wurde nicht gewillfahrt, da das Schiff verpestet sey, und erst nach zwei Stunden erhielten wir die Erlaubniß, den wirklich Bejammernswerthen nach dem Quarantänegebäude bringen zu lassen. Kurze Zeit darauf folgten wir andern ebenfalls dahin, indeß der Kapitän mit seiner Mannschaft auf dem Schiffe die für ihn auf vierzehn Tag bestimmte Kontumaz aushalten mußte. Die Quarantänegebäude liegen auf einer durch eine Brücke mit dem festen Lande verbundenen Insel an der Nordseite des Hafens, und bestehen aus einem Erdgeschoß und einer Etage; sie umschließen einen fünfeckigen Hof und sind außerdem mit festungsartigen, starken Mauern umgeben. In drei Flügeln des Gebäudes befinden sich recht leidliche Zimmer für die Quarantänehaltenden, und geräumige, große Waarenlager. Wir erhielten drei eben nicht schlecht meublirte Zimmer in der obern Etage; für die mitgekommenen Unteroffiziere und die Dienerschaft waren zwei große Räume im Erdgeschoß bestimmt. Aus der Stadt wurde uns ein Arzt und ein Sanitätswächter zugetheilt, beides recht nachsichtige und milde Leute. Da waren wir schon besser daran wie in der Triester Kontumaz, wo die Gesundheitswächter mit ihren drohenden, langen Stäben die Norm der Grobheit genannt werden dürfen. Ich bleibe dabei, daß unter dem Krummstab gut wohnen ist, und fand dieß auch in Ancona und sogar in der dortigen Quarantäne bestätigt. Unsre Dejeuners und Diners bekamen wir aus dem Albergo alla pace, Anconas berühmtestem Hotel, zu sehr civilem Preise und ausgezeichnet gut. Um halb neun Uhr Abends zeigte sich dann auch wieder der vielbeliebte Punsch, zu welchem wir so glücklich waren, den wundervollen italienischen Sonnenuntergang zu genießen. Der ist schon in Italien etwas herrliches, um so mehr aber an der italienischen Küste.

In der Mitte des Quarantänehofes steht eine kleine, runde, recht hübsch ausgeschmückte Kapelle, in welcher jeden Morgen von einem Geistlichen aus der Stadt eine Messe gelesen wurde, die aber die Frommen nur von außen durch die Fenster anhören durften, damit der Priester für seinen guten Willen nicht noch die Pest mit nach Hause nimmt. Sonst ging es recht munter in unserer Krankheits- oder Gesundheitshaft — wie man eine

Quarantaine à deux mains nennen könnte — zu; theils sorgten wir dafür, theils die französische Garnison, von der ein Theil zwei Flügel des Kontumaz-Gebäudes als Kaserne bewohnt, jedoch getrennt durch eiserne Gitterstäbe vor den Fenstern von den Quarantänehaltenden. Das fortwährend schöne Wetter erlaubte uns zudem, den ganzen Tag auf dem Hofe zuzubringen, wo es sich recht anmuthig im Grase lag, und die kleinen, muntern, überall umherschlüpfenden Eidechsen uns mit ihrer Fliegenjagd eine ganz unschuldige Unterhaltung verschafften. — Von unserem Arzt lernte ich in aller Eile wieder das halbvergessene Italienisch, und zwar auf die komische Art, daß er mir im Namen einer Schönen recht ermunternde Brieschen schrieb, die ich dann so zart italienisch wie möglich beantworten mußte. Lieber wären mir sothane Stylübungen mit seiner schönen, jungen, feurigen Gemahlin gewesen, die ihrem alten Gatten täglich einen Besuch am Sprachgitter abstattete. Hier fehlte es überhaupt an Besuchern nicht; um den Prinzen zu begrüßen, erschien der Delegat der Mark Ancona, ein sehr geistreicher und vielbelobter Prälat, dann die Adjutanten des französischen Generals Cubieres — der sich selbst nicht in der Stadt befand, — der österreichische Generalkonsul Graf W. und mehrere andere Personen von Distinktion. Diese Besuche und die Allgemeine Zeitung (die ihre Benennung mit allem Recht führt, da sie beinahe in allen Welttheilen gefunden werden dürfte) setzten uns in Rapport mit der für uns verschlossenen Außenwelt. Das einzige, was noch immer recht betrübend auf uns einwirkte, waren die Leiden des obenerwähnten, verwundeten Matrosen, der vergeblich von unserem Quarantäne-Doktor die Abnahme des Armes verlangte, was dieser aber wegen der zu starken Geschwulst nicht zu unternehmen wagte und ihn schon zu den Todten zählte. Ein griechischer, in Ancona wohnender Papa theilte darum auch unsere Haft, um dem Sterbenden als geistlicher Arzt die letzten Tröstungen seiner Religion zu spenden. Wenn in der Nacht der brave, unermüdliche Priester eine Stunde ruhte, sang der Verwundete das einzige, schöne Lied, das ich von Griechen und in Griechenland gehört habe, nämlich den Schlachtgesang von dem Helden Rhigas. Man konnte sich der tiefsten Wehmuth nicht erwehren, wenn durch die stille Nacht die leisen, ansprechenden Töne des Verwundeten zu uns herüberklangen und man dabei dachte, daß der schon bejahrte Mann, den der Tod während des von ihm mitgefochtenen Insurrektionskampfes verschont hatte, jetzt wegen einer eigentlich überflüssigen Spielerei einem so schmerzhaften Ende entgegensehen mußte. Seine Verwundung war übrigens fürchterlich; bis zur Schulter war der ganze Arm zerschmettert, der ihm, je mehr der Brand um sich griff, stückweise verfault vom Körper fiel. Als er mit uns zusammen die Quarantäne verließ, war der Brand schon bis in die rechte Brust getreten. Man brachte ihn in das französische Militärlazareth, und versuchte es ihn durch die Abnahme des Armes aus dem Schultergelenk noch zu retten, allein vergebens. Wenige Stunden nach der Operation starb er. Für seine Wittwe hat später der Prinz mit hochherziger Freigebigkeit auf Lebenslang gesorgt. —

Wenden wir uns zu einem komischen Vorfall. In einem andern Flügel des Gebäudes befanden sich mehrere, früher als wir in die Quarantäne getretene Personen, die schon am zweiten Tage nach unserer Ankunft entlassen werden sollten. Den Abend vor ihrer Entlassung, als sie sich mit uns aus gehöriger Entfernung unterhielten, riß sich unser schon erwähnter Affe los, flüchtete sich, da wir ihn verfolgten, zu jenen Leuten und sprang auf die Schulter eines von ihnen. Das Schicksal dieses Armen war entschieden; Doktor und Lazarethwächter packten ihn und zogen ihn zu uns herüber, da er nun wieder aufs Neue verpestet und uns gleich geworden war. Auf Kosten des Besitzers des Affen mußte er also noch fünf Tage mit uns aushalten, was ihm übrigens recht angenehm, da er ein armer deutscher Handwerksbursche und fünf kostenfreie Tage nur eine Erleichterung seiner Lage waren.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise zu den Damaras.

Kapitän Alexander, der im vorigen Jahre eine Reise die Delagoa-Bai aufwärts zu gehen beabsichtigte, hat diesen Plan aufgegeben, weil jene Gegend von dem Dr. Andrew Smith bereits untersucht worden war. Dagegen brach er am 10ten September von der Kapstadt auf, um die Damaras der Wallfisch-Bai an der Westküste zu besuchen, von denen man bis jetzt nur sehr wenig weiß. Er schreibt:

„Man hält die Damaras für eine Negernation, in Aussehen, Sitten und Gebräuchen sehr verschieden von den beiden großen Familien, welche wir in Südafrika kennen — von den Betschuanas und den Hottentotten. Die Damaras bauen, wie man sagt, ihre Hütten, indem sie Pfähle kegelförmig zusammenstellen, und sie, gleich den Nordamerikanern, mit Fellen bedecken. Die übrigen südamerikanischen Racen haben aber runde Hütten, mit Matten gedeckt, oder ganz aus denselben bestehend. Die Waffen der Hottentotten und Betschuanas bestehen in Lanzen und Assagayen; die Damaras dagegen sollen einer Waffe mit kurzer breiter Klinge sich bedienen, mit der sie ihrem Feind die Kehle abschneiden. Der unlängst erschienenen Reise des amerikanischen Handelskapitäns Morell zufolge wird ein großer Viehhandel zwischen den Amerikanern und Damaras betrieben. Die letztern treiben ihre Heerden weit aus dem Innern herbei, um den Amerikanern ihre Ochsen und Kühe zu vertauschen. Die Damaras schmücken sich mit Perlen aus Kupfer von eigener Arbeit."

Literarische Notizen.

Auf dem Berg Athos soll ein bis jetzt unbekanntes Manuscript einer Uebersetzung der Bibel in georgischer Sprache, welche im achten Jahrhundert von dem heiligen Euthemius gefertigt wurde, aufgefunden worden seyn.

Die Gesellschaft für französische Geschichte, welche in den letzten zwei Jahren einen Wiederabdruck der Geschichte Gregoire's von Tours und eine Ystoire de li Normant, eine im 14ten Jahrhundert verfertigte Uebersetzung eines um 200 Jahre ältern lateinischen Manuscripts von dem Mönch Aime, so wie die Briefe von Mazarin bekannt gemacht hat, gibt jetzt nach dem Vorbilde des Annuaire du Bureau des Longitudes ein Annuaire historique heraus, welches, wie man hofft, allmählich die andern schlechten Almanache verdrängen soll. Das Annuaire für dieses Jahr theilt unter Anderem eine Reihe von Poesien aus dem 10ten bis 14ten Jahrhundert mit.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 14.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 Januar 1837.

Meerfahrt von Griechenland nach Italien,

mit Hinblicken auf die griechische Küste, die jonischen Inseln und die Westküste Italiens.

Aufenthalt in Italien.

Schon am Beginn des siebenten Tages öffnete sich unsere Haft, die die andern Reisegefährten schnell verließen, um gleich ihre Weiterreise über Bologna nach Deutschland anzutreten, ich aber, um mich noch etwas in Italien umzuschauen. So zog ich denn von der Quarantäne-Insel mit meinem Gepäck in das Thor von Ancona, von keinem Zollbeamten geplagt, da Ancona bekanntlich ein Freihafen und zwar im ausgedehntesten Sinne des Worts ist, nicht wie ein anderer, wo man mir eine bedeutende Quantität Tabak konfiscirte, mit dem Vorgeben, daß Alles, nur Tabak nicht, eingeführt werden dürfe. Es ist wenigstens gut, wenn man so etwas, auch erst nach der Konfiskation, erfährt. — Der päpstliche Douanier in Ancona zog sehr höflich den Hut, nannte mich Signor Inglese und bat dann für diese Höflichkeit oder Grobheit um eine Kleinigkeit „zu Kaffee,“ wie bei uns in Deutschland „zu Bier oder Schnaps.“ Durch reinliche Straßen (gewiß eine Seltenheit einer italienischen Stadt) gelangte ich zu dem auf der Piazza Sta. Maria gelegenen schönen Hotel „alla pace“ bei Madame Valentini, wo man, auch mit großen Ansprüchen, nichts vermissen wird, was zum Wohlleben gehört. Aus den Zimmern des ersten Stocks dieses Gasthauses genießt man eine bezaubernde Aussicht über das Meer und die Küste. Der Tisch ist vortrefflich und verhältnißmäßig um fünf Paul sehr billig, da der gute, rothe, wenn auch sehr ins Blut gehende Wein nach Belieben bei der Tafel servirt wird. An der im ganzen Hause herrschenden Reinlichkeit würde selbst Nicolai nichts auszusetzen haben.

Ancona ist ein Punkt in Italien, den wenige Reisende berühren, und dennoch bietet die Stadt, besonders aber die herrliche Umgegend manches Sehenswerthe dar. Ancona ist alt und schon von den Syracusern gegründet, die unter Dionys dem Aeltern aus ihrer Vaterstadt wanderten und sich hier niederließen. — Der Fremde wird zuerst einen Spaziergang nach dem von Trajan erbauten 2000 Fuß langen Molo machen, der den Hafen umzieht und zur Sicherheit der hier vor Anker gehenden Schiffe beiträgt. Auf das beste erhalten zeigt sich der im edelsten Styl erbaute Triumphbogen des Trajans, an dem nur einige von den Reliefzierrathen verschwunden sind; nur die ehernen Nägel, womit jener Schmuck befestigt war, sieht man noch. Der Bogen steht an der südlichen Seite des Hafens, wo sich auch die Schiffswerften befinden, und ich kam, als ich das alte Römerdenkmal betrachtete, gerade zur rechten Zeit, eine Feierlichkeit mit anzusehen. Es wurde nämlich ein kleineres, zur päpstlichen Flotille gehörendes Kriegsschiff vom Stapel gelassen. Aus den Fenstern und von den Balkons der nahen Häuser flatterten Teppiche und bunte Tücher, alle Schiffe im Hafen hatten geflaggt. Endlich erschien der päpstliche Delegat der Provinz mit sämmtlichen Civil- und Militärbehörden, und ertheilte mit einem Segenswunsche dem Schiffe seinen künftigen Namen. Als sich das Neugetaufte dann in die Fluthen, seine neue Heimath senkte, begrüßten es die Geschützsalven der andern Fahrzeuge und der Jubelruf der Menge. Fast die ganze Bevölkerung Ancona's war bei dieser Festlichkeit versammelt, und so bot sich die Gelegenheit dar, den Reichthum der Stadt an schönen und interessanten Frauen- und Mädchengesichtern zu bewundern.

Es war damals gerade die Saison der großen Oper in Ancona. Primo tenore war David, der so hochgefeierte Sänger, an dem die Zeit fast spurlos vorüber gegangen, seit ich ihn vor länger als einem Decennium bei der Barbajaschen Oper in Wien hörte. Es war noch der süße Zauber der Stimme, die damals den Enthusiasmus der Wiener bis zu einer nie dagewesenen Höhe steigerte, noch dasselbe Feuer im Vortrage, mit dem er jeden Hörer mit sich fortriß, noch dasselbe lebendige gewandte Spiel, das man in dieser Trefflichkeit so selten bei Sängern findet. Sonnette und Kränze regneten bei jeder Vorstellung auf den Sänger herab. Noch bewahre ich mehrere dieser Gedichte, in welchen Giovanni David mit den gewiß überschwänglich ehrenvollen Titeln beehrt wird: „per maestria e valentigia primo nel canto, — principe de' cantori, — d'Italia decoro, — di tutta Europa deligia, meraviglia di Ancona. Der Sänger ist nämlich in Ancona geboren. Nicht minder

Beifall erntete die prima Donna, Madame Meric-Lalande, früher eine Zierde der italienischen Oper in München. Wenn nach der Vorstellung, die nach italienischer Sitte erst um 9 Uhr begann und lange nach Mitternacht endete, dieses Heroenpaar des Gesanges nach seiner Wohnung, in demselben Hotel, in dem ich logirte, zurückkehrte, glich dieß immer einem Triumphzuge. Die Musikenthusiasten umgaben mit Fackeln den Wagen und endlose eh viva! hallten durch die Stille der lauen Sommernacht, wobei dann gewöhnlich eine Serenade den Beschluß machte. Die übrigen Mitglieder der Oper waren nicht ausgezeichnet; stehende Opern der Saison: Chiara di Rosemberg von Ricci und gli Sposi, wenn ich nicht irre von Donizetti. Die Tänzer waren trefflich, besonders die prima ballerina, eine niedliche, höchst interessante Brünette, die mirabile dictu, als das Muster der Tugend und Unbescholtenheit gepriesen wurde. Wunderbar genug muß so etwas von einer Tänzerin lauten, doch habe ich als Gläubiger in dem Lande des Glaubens keinen Augenblick daran zweifeln mögen und mich an den tugendhaften Waden und Lenden, die sich bei kunstreichen Pirouetten dem Beschauer präsentirten, aufs herrlichste erbaut. Das Hauptballet dieser Saison war, außer einigen kleinern Divertissements, Caduta di Missolonghi, das sich durch treffliche Komposition, graciöse Pas, kleidsame Kostüme und schöne Dekorationen vortheilhaft auszeichnete. Ganz charmant arrangirt war die Schlußscene, wo beim Sturm der Türken auf die Feste von den Griechen eine Mine entzündet wird, deren Explosion Freund und Feind unter die Trümmer begräbt. Die kleine tugendhafte Tänzerin hatte den Hauptpart: die Frau eines griechischen Kapitano, die von den Türken gefangen wird, den verliebten Anträgen eines Pascha's widersteht, dann durch die Flucht wieder zu den Ihrigen gelangt, und sich zuletzt mit Mann und Kind und sämmtlichen Hellenen dem Tode weiht. Ueber den mimischen Ausdruck einer Italienerin geht einmal schon nichts.

Das anconitische Schauspielhaus, Teatro delle Muse genannt, erscheint von Außen und Innen recht geschmackvoll. Der Vorhang der Bühne stellt, trefflich gemalt, die Landung des Trajan im hiesigen Hafen, und seinen Einzug durch den nach ihm genannten Triumphbogen vor. Die Dekorationen sind gut und besonders bei den architektonischen treffliche Lichteffekte angebracht. Wie in allen italienischen Theatern werden auch hier die Logen während der Staggione größtentheils von dem Adel abonnirt, und nur bei ausgezeichneten Musikstücken als Hör- und Schauplätze benutzt, während der andern Zeit aber zum Empfangen von Bekannten und zur Konversation. Auf den Sperrsitzen fand man besonders französische Offiziere, die, wenn schon an der Uniform kenntlich, sich durch ununterbrochene Theilnahme an der Darstellung auszeichneten, während die Italiener nach ihrer bekannten Sitte für einen deutschen Zuhörer im Theater durch ihr störendes Geschwätz höchst unangenehme Nachbarn sind. Erschienen David oder die Meric-Lalande, so ging ein Beifallspektakel los, von dem man im deutschen Theater, selbst in Wien, keine Ahnung hat. Hände und Füße genügen nicht, da werden die Stöcke und zuletzt die beweglichen Sperrsitze zur Hülfe genommen und mit diesen geklappert und getobt. Nun beginnt die beliebte Arie, rechts und links summen die Enthusiasten mit; der Sänger läßt einen gewaltigen Triller los, der ganze Körper der Enthusiasten trillert mit und die Brust hebt sich krampfhaft; der Sänger schließt mit einer gewagten Cadenz, bei der sich die Hörer allmählich auf ihren Sitzen emporheben, bis sie, wenn die letzte Note erklingt, mit einem wollüstigen Seufzer und verdrehten oder geschlossenen Augen dann ermattet wieder zurücksinken. Aber nur einen Augenblick dauert diese Abspannung, denn gleich darauf bricht aufs neue die Kunst-rabbia mit fürchterlichem Applaus los. Die Damen lassen aus den Logen ihre Taschentücher wehen. Der abgegangene Sänger wird ein-, zwei-, drei-, viermal gerufen, und die Bewunderung dauert im Zuhörerraume im unauslöschlichen Geschwätz fort, vor dem man von den folgenden nicht eben beliebten Musikstücken keine Note versteht. David wurde an einem solchen rabbiaten Abende dreizehnmal gerufen, Arien und ganze Ensemblestücke da capo verlangt, so daß die Vorstellung erst um halb zwei Uhr des Morgens endete.

(Fortsetzung folgt.)

Krankheiten in der Berberei.

(Schluß.)

Die syphilitischen Krankheiten sind längs der Nordküste von Afrika äußerst häufig. Da der Gebrauch des Quecksilbers unbekannt ist oder mit Mißtrauen angesehen wird, so wird die Krankheit nie von Grund aus vertilgt; so daß die meisten Familien vergiftet sind, und wahrscheinlich ist ein bedeutender Theil der vielen Hautübel aus dieser Quelle herzuleiten. Die Krankheit scheint jedoch in diesen Gegenden, wenigstens bei den Eingebornen, einen trägen und passiven Charakter zu haben, für die Europäer dagegen ist sie gefährlich.

Die Pocken herrschen von Zeit zu Zeit. Die Kuhpockenimpfung scheint nicht bekannt; aber die ächten Pocken werden hie und da künstlich eingeimpft, obwohl man dieses als eine Vermessenheit gegen die göttliche Vorsehung ansieht.

Die Pest ist das ärgste Uebel, das von Zeit zu Zeit in diesen Ländern hauset. Sie wird immer vom Orient aus eingeschleppt, meist durch Schiffe. Tritt die Pest an irgend einem Landestheil auf, so sind die Einwohner überzeugt, daß sie eine vom Himmel ihnen zugeschickte Züchtigung ist, ergeben sich ruhig in ihr Schicksal und machen nicht die mindeste Anstalt, ihrer Weiterverbreitung entgegen zu treten. Sie verkehren frei mit den Kranken, wie wenn dabei keine Gefahr wäre, und daher ist die Zahl ihrer Schlachtopfer immer sehr bedeutend. Selbst als ein europäischer Konsul in Algier mit Erfolg den Dey auf die Gefahr der Ansteckung aufmerksam gemacht und ihm gezeigt hatte, wie leicht die Einschleppung der Krankheit verhindert werden könne, legte dieser zwar einige Jahre lang den Schiffen, die aus angesteckten oder der Ansteckung verdächtigen Häfen kamen, eine Quarantäne auf, aber die Kommunikation zu Land unterbrach er nicht, sondern ließ ohne alle Vorsicht-

maßregeln die Karawanen von Mekka zu, obgleich diese durch angesteckte Landstriche in Asien und Aegypten gekommen waren. In Folge dieser Hartnäckigkeit und Nichtbeachtung der Vorsichtsmaßregeln breitete sich die Pest mit reißender Schnelligkeit an den Küsten der Berberei aus, und ihre Verheerungen waren furchtbar. Bei einer Pest, die in den Jahren 1785 und 1786 wüthete, verlor Tunis ein Drittheil seiner Einwohner; die Insel Tabarka, wo eine französische Station war, wurde zweimal entvölkert; viele Städte wurden ganz verödet; zahlreiche Viehheerden liefen herrenlos auf den Feldern herum, und die Aehren gingen zu Grund, weil niemand da war, der sie geschnitten hätte. Manchmal kommt der Fall bei solchen Pestfällen vor, daß die Kranken eine Geschwulst im Munde bekommen, die zu einer solchen Ausdehnung anwächst, daß die Kranken nicht mehr essen können und Hungers sterben. An verschiedenen Orten ging der Pest eine Viehseuche voran, und die Vögel verließen die Nähe der Menschen gänzlich. Andere Thiere scheinen Nichts von der Pest zu leiden; die Hyänen wurden ganz keck, da sie niemand abwehrte, und plünderten die Begräbnißplätze ungescheut.

Unter den Entzündungskrankheiten sind die Augenentzündungen die häufigsten, was von der Gewohnheit, Nachts unter freiem Himmel zu schlafen und von dem blendenden Eindruck der weiß angestrichenen Häuser herkommen mag. Es gibt sehr viele Blinde, und viele sieht man wegen ihrer leidenden Augen einen schwarzen Flor über denselben tragen. Nicht selten ist auch die Nachtblindheit. Auch auf den englischen Schiffen im Mittelmeer kommt dieß sehr oft vor, so daß der 10te Mann von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang ganz blind ist, und keinen Dienst thun kann.

Wassersucht ist sehr selten, was wohl der großen Mäßigkeit und der durch das warme Klima begünstigten starken Hautausdünstung zugeschrieben werden muß. Der Hodenwasserbruch kommt häufiger vor, und wird von einem englischen Reisenden dem übermäßigen Liebesgenuß und der erschlaffenden Wirkung des häufigen Gebrauchs warmer Bäder zugeschrieben. Die Eingebornen aber geben dem Wasser einiger Orte, besonders dem zu Tanger, Schuld, und behaupten, wenn die Krankheit noch nicht weit gekommen sey, könne sie durch Ortsveränderung noch gehoben werden.

Der Zustand der ärztlichen Kenntnisse unter den Mauren ist äußerst schlecht. Zaubersprüche und Ceremonien sind noch der harmloseste Theil ihrer ärztlichen Praxis. Von allen denen, die an Fiebern, Entzündungen u. s. f. sterben, sterben gewiß drei Viertheile an den gereichten Mitteln. Kindern von drei Monaten geben sie Fett mit Kaffeesatz gekocht gegen Husten, einem Mann, der im Fieber daliegt, geben sie ein Gericht, „Tarshia“ genannt, das aus spanischem Pfeffer, Zwiebeln, Oel und Küchenkräutern besteht, oder ein Gericht mit Namen „Bazin,“ eine Art von steifem Teig, der mit einer bestimmten Menge von Oel angemacht und mit gerösteten Stücken von gedörrtem und eingesalzenem Fleisch versehen ist. Sie sind jedoch im Allgemeinen sehr zur Anwendung äußerer Mittel geneigt, z. B. der Aderlässe, des Glüheisens, Blasenziehens, und ihr Vertrauen auf die innerlichen Mittel ist nur gering, indem sie sagen, sie können nicht begreifen, wie ein Mittel, das in den Magen komme, eine Krankheit soll heilen können, die anderswo, im Kopf, oder in den Gliedern ihren Sitz habe. Bei kalten Fiebern lassen sie Salat von gewöhnlichen Skabiosen essen. Für Stillung der Diarrhöe wenden sie orobenche Mauritanica an. Bei der Behandlung der Blattern beobachten sie eine mäßige Wärme, suchen die Pusteln durch 6 bis 8 Gran Kermes herauszutreiben, die sie mit Honig vermischt nehmen lassen; um die Blattergruben zu verhindern, bedienen sie sich der frischen Butter, und damit die Geschwüre nicht die Augen befallen, erhalten sie die Augenlieder immer mit Alkohol bestrichen oder mit Pulver von Bleierz bestreut. Die Blatternimpfung geschieht durch eine schmale Wunde, auf dem fleischigen Theile der Hand, zwischen dem Daumen und dem Zeigefinger.

Ihre Chirurgie ist äußerst roh. Wenn Blut gelassen werden soll, so fängt der Operateur damit an, dem Patienten einen Strick um den Hals zu binden, so fest, daß er beinahe erstickt. Wenn nun die Adern an dem Vorderkopf dick aufgelaufen sind, so werden mit dem Scheermesser an verschiedenen Stellen 5 bis 6 Einschnitte gemacht, aus denen das Blut über das Gesicht herunterrieselt; sein Fließen wird unterstützt, indem man einen hölzernen Cylinder über den Einschnitt rollt. Ist die Operation zu Ende, so werden die Wunden gewaschen und die Blutung durch einen Brei aus Thonerde und Wasser gestillt. Auf eine frische Wunde gießen sie zerlassene Butter, die sie vorher so heiß als möglich machen, oder berühren die Wundränder mit einem glühenden Messer, so daß die Wunde sich in ein Brandmal verwandelt. Aehnlich ist auch ihr Verfahren bei einer Amputation. Bei dieser geschieht die Abtrennung ganzer Theile gewöhnlich mit einem einzigen Hieb oder Schnitt, alsdann stecken sie den Stumpf in einen Kessel mit kochendem Pech. Dadurch wird nun allerdings der Blutung für den Augenblick ein gewisses Ende gemacht, aber der Kranke ist den stärksten Nachblutungen ausgesetzt, wenn sich der Brandschorf ablöst. Hr. Lempriere behauptet, daß es nur wenige maurische Aerzte gebe, die bei dem Wasserbruch das Wasser durch Stich zu entleeren verstehen. Von einem maurischen Arzt hörte er, daß er einen grauen Staar operirt habe. Als er nun das Instrument untersuchte, war es ein Messingdraht, der nicht einmal fein zugespitzt war.

Die Eingebornen sehen sich ängstlich nach europäischen Aerzten um, und wenn zufällig einer in ihre Gegend kommt, suchen sie begierig seine Hülfe.

Chronik der Reisen.

Untersuchung und Besitznahme der Südwestküste von Neu-Guinea durch die Holländer im Jahre 1828.

(Nach dem Holländischen mitgetheilt von Tietz.)

Da die holländische Regierung beschlossen hatte, die Insel Neu-Guinea untersuchen zu lassen und von ihr Besitz zu ergreifen, erhielt die königlich niederländische Korvette, der Triton, auf der Rhede von Macassar liegend, den Befehl, mit einer Kommission von Naturforschern

nach Amboina zu segeln, und zu dem Ende von dem Gouverneur der Molukken die nöthigen Vorschriften zu dieser Reise zu empfangen.

Diese Kommission bestand aus dem Mineralogen Makiol, den Zeichnern van Raalten und van Oort, dem Anatomen Müller und dem Botaniker Zippelius. Die Offiziere der Korvette waren: der Kapitän-Lieutenant Steenboom, als Kommandant des Triton, der erste Lieutenant Tuning, die zweiten Lieutenants ter Bruggen-Hugenholz, Modera (von dem eine sehr ausführliche Beschreibung dieser Reise erschienen ist), van Hoogenhout-Tulleken und Detlof Tjassens; dann der Oberarzt Ovink, der Chirurgus dritter Klasse van Dura, der Schreiber und Proviantmeister Sluyking und die Midshipmans Arentz, Straatman, van der Moere, Stort und Kleyne.

Den 15ten März 1828 verließ der Kommandant Steenboom die Rhede von Macassar. In der Straße Boeton begaben sich einige Offiziere und Naturforscher auf eine der dort belegenen unbewohnten Inseln ans Land. Ein Inländer, der die Expedition mitmachte, und der die Unsern beredete, Jagd auf Holztauben zu machen, wollte sich des Honigs bemächtigen, den er im Gebüsch zufällig gefunden hatte, als er auf einmal mit dem Geschrei: „Lauft! lauft!“ die Flucht ergriff. Es dauerte auch nicht lange, als man durch eine ungeheure Menge großer Bienen, von einem Zoll Länge, überfallen wurde, die den Inländer fürchterlich zurichteten, indeß die Unsern weiter keinen Schaden nahmen, als daß sie auf der übereilten Flucht eine Jagdtasche, ein Pulverhorn, einen Rock und einen Hut verloren.

Den 29sten März kam der Triton wohlbehalten vor Amboina an, wo man beinahe einen Monat vor Anker blieb und Alles zur weitern Reise vorbereitete. Als der Gouverneur Merkus die Papiere ausgefertigt hatte, begab sich Herr van Delden, als Kommissarius der Expedition, an Bord des Triton, welcher dann, in Begleitung des Kolonie-Schooners, die Iris, befehligt von dem Lieutenant zweiter Klasse, Bastiaanse am Nachmittag des 21sten April die Bai von Amboina verließ. Erst am 25sten kamen wir bei Banda an, wo Reiß und anderer Proviant eingenommen wurde, und dann den 29sten den Kours nach Neu-Guinea hielten; an dieser Küste befanden wir uns am Nachmittag des 18ten Mai. Es zeigte sich hier eine auffallende Veränderung in der Farbe des Wassers, welches man der Ausströmung eines nahen Flusses zuschrieb. Und wirklich erblickten wir am 21sten Mai den Dourga-Strom, und ankerten unfern seiner Mündung, wo sich eine Quelle mit süßem Wasser befand. Die Herren van Delden, Makiol, Beers, Hugenholz und Modera begaben sich mit einer bewaffneten Schaluppe ans Land, wobei sie eine Art kleiner Fische aus dem Wasser springen sahen, und am Ufer eine große Menge Vögel, als Möven, Reiher und Cacadu's, erblickten, wozu aber die Unannehmlichkeit sich gesellte, daß sie von Tausenden von Moskitos gewaltig geplagt wurden. Unsere Botaniker fanden drei unbekannte Baumarten, von denen sie Zweige mit an Bord brachten.

Den 22sten Mai ging der zweite Lieutenant Tulleken zu der ebenerwähnten Quelle, wo er im Schlamm Spuren von Fußstapfen fand. Diese Entdeckung stimmte mit dem Zeugniß des Lieutenants Bastiaanse, Befehlshaber des Schooner Iris, überein, der mit seiner Schaluppe längs dem Norduser des Flusses gefahren war, und dabei Menschenstimmen und Hundegebell gehört hatte. Wirklich entdeckte man dann auch sieben Menschen, weßhalb der Kommissär van Delden und der Dolmetscher mit einer bewaffneten Schaluppe hinausfuhren, um mit ihnen in Berührung zu kommen. Die Eingebornen liefen so weit wie möglich ins Wasser, und machten mit ihren Armen und Beinen allerlei komische Stellungen. Unterdeß rief ihnen der Dolmetscher in halb ceram'scher, halb neu-guinea'scher Sprache zu, daß sie keine Furcht haben sollten, weil wir als Freunde gekommen wären. Sie antworteten darauf anfangs mit Nicken, dann aber wieder mit Kopfschütteln. Endlich warfen sie ihre Bogen, Pfeile und Lanzen weg und man näherte sich einander.

Die Bewohner von Neu-Guinea sind von mittlerer Größe, nicht sehr muskulös und bläulich-schwarz von Farbe, mit dicken Lippen und platter Nase. Ihr Aussehen ist falsch, was dadurch auch noch vermehrt wird, daß sie sich unter der Nase und rund ums Kinn mit einer rothen Farbe beschmieren. Die Ohrlappen sind durchstochen und über einen Zoll lang, weil sie dicke Stäbe und Knochen als Ringe darin tragen. Ihr pechschwarzes Haupthaar ist lang gekräuselt; die meisten tragen es auf dem Scheitel in einen Schopf gebunden, andere am Hinterhaupt geflochten. Der Bart ist kurz und kraus, auch lassen sie den Knebelbart wachsen. Sie gehen ganz nackt und verhüllen nur den Unterleib. Außerdem tragen sie Armbänder von Rohr und Halsbänder von Tauwerk geflochten. Diese Menschenrace machte eben keinen günstigen Eindruck auf uns, da sie absichtlich ihre Haut mit allerlei Unrath beschmieren, wodurch sie stinkend und voll offener Wunden wird. Auch ihr Geschrei kann selbst einem unmusikalischen Ohr nicht behagen. Einige unserer Naturforscher sahen vermittelst ihrer Perspektive in der Ferne die Bäume mit vielen Eingebornen besetzt, die gleich den Affen von Zweig zu Zweig sprangen.

Als sich die Eingebornen zu uns heran begeben hatten, tauchte unser Dolmetscher seine Hände ins Wasser und benetzte den Scheitel ihres Oberhaupts, zum Zeichen unserer friedlichen Gesinnungen. Man bot einem der Eingebornen zwei kleine Spiegel und einige Korallen an, die er mit lautem Geschrei und Lachen annahm. Der Dolmetscher mußte sich dabei eine sehr herzliche Umarmung gefallen lassen und mit seinem neuen Freund lustig im Wasser herumtanzen. Die Geschenke lockten nun noch einige andere aus dem Gebüsch, und sie benahmen sich so zutraulich, daß einige von ihnen sogar in unsere Schaluppe stiegen. Ja! die Freundschaft ging so weit, daß sie mit den sittenlosesten Gebärden und unter dem Rufe: „bibi! bibi!“ die Unsrigen einluden, ans Land zu kommen und ihre Frauen zu besuchen. Auf unsere Weigerung holten sie eine alte Frau und eine von mittlerem Alter, die ebenfalls Alles anwandten, um die Holländer zu einem Besuche einzuladen. Aber eben so war unsere Aufforderung an die Neu-Guineer vergebens, daß sie zu uns an Bord kommen sollten.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 4** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Die Sinnpflanze. I.** Von Shelley. — **Vincenzo Monti.** (Fortsetzung.) — **Lord Byron.** (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 3-4 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 15.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 Januar 1837.

Ueber die Verbesserung der Haiden in Gascayn.

Der traurige Anblick, welchen die Haiden (Landes) darbieten, hat schon viele ausgezeichnete Männer Frankreichs veranlaßt, auf Mittel zu denken, den Zustand dieses Laudstrichs zu verbessern: von Heinrich IV an, welcher dieses Land, in dem er so oft Krieg führte, sehr wohl kannte, und wie man sagt, die Mauren von Grenada, welche Philipp II zur Auswanderung zwang, dahin versetzen wollte, ist wiederholt irgend ein großer Plan zu Tage gefördert worden, um diesen unglücklichen Landstrich gesünder und ankaufsfähiger zu machen. Seine Oberfläche beträgt 750 □Lieues, wovon zwei Drittel zum mindesten unfruchtbar und unbewohnbar sind: dieß ist $^1/_{36}$ der Oberfläche von ganz Frankreich.

Zwischen der Garonne und der Gironde einerseits und dem Adour andererseits gelegen, bildet dieß weite Gebiet ein wahres Delta, dessen Grundlinie sich an die Dünen anlehnt, welche auf einer Strecke von 60 Lieues das Ufer des Meers bilden. Die höchsten Punkte am Anfang des Delta's haben nicht mehr als 150 Metres Höhe über dem Meere; vertheilt über einen so weiten Landstrich, wie derjenige, welcher die Hautes Landes von den Mündungen der Gironde wie von den Teichen am Meeresufer trennen, welche selbst 10, 15, 20 Metres und mehr über dem Meere liegen, geben sie dem Terrain keinen dem Auge merklichen Abhang: daher die unermeßlichen Ebenen, welche keine Gränzen haben, als den Horizont, und deren traurige Einförmigkeit nur von langen Strichen Seetannen unterbrochen wird, daher die großen Hochebenen, wovon einzelne Theile einen der allgemeinen Abdachung des Landes entgegengesetzten Abhang haben, und also leicht überschwemmt werden, weil das Wasser, welches wenig oder gar nicht ablaufen kann, nur durch Verdunstung entweicht.

Es ist allgemein anerkannt, daß die Unfruchtbarkeit dieses Landstrichs nicht von der Natur des Bodens, sondern von der allgemeinen Gestaltung des Landes herkommt; verschafft man dem Wasser, womit dieser Boden geschwängert ist, einen künstlichen Ablauf, so ist das Problem gelöst, und der ganze Landstrich wird so fruchtbar und so bewohnbar werden, als er seiner Natur nach seyn kann. Nie zeigt sich der Geist des Menschen größer, als im Kampf mit der Natur, wenn er mit den Mitteln, welche sie selbst ihm liefert oder andeutet, sie zwingt, sich seinen Gesetzen zu unterwerfen und ihm die Reichthümer zu gewähren, welche sie ihm für alle Zeit rauben zu wollen schien. In dieser Hinsicht sind die Arbeiten der alten Aegyptier, um das Nilthal zu erweitern, und den stets drohenden Einbruch der Wüste zu verhindern, — die der Holländer, um über die Meereswogen den Boden, welchen sie bewohnen, zu erobern, — die der Venetianer, um die Lagunen von Rialto zu befestigen, und hier den Grund ihres Staates zu leg.n, ein merkwürdiges Beispiel dessen, was Geduld und ausharrender Fleiß vermögen. Freilich ist dieser Geist der Ausdauer in so mühseligen Unternehmungen nicht der auszeichnende Charakter der französischen Regierungen gewesen, aber es handelt sich hier um ein wichtiges Ziel, die Hinwegräumung des schimpflichen Schauspiels, welches diese 800 □Lieues Sumpfland darbieten. Achtmalhunderttausend Hektaren Landes, welche jetzt ohne Werth sind, deren Fruchtbarkeit aber unzweifelhaft ist, dem Ackerbau, dem Handel, der Industrie wiedergegeben, werden stets mit Wucher alle Kosten ersetzen, welche die Bewohner der Garonneufer und der öffentliche Schatz darauf verwenden mögen.

Ein ausgezeichneter Ingenieur, Namens Deschamps, hat in einem Memoire Nachfolgendes vorgeschlagen. Zwei Kanäle, welche beide in der Garonne bei Bordeaux ihren Ursprung haben, und mit der Mydouse und dem Adour in Verbindung stehen sollen, würden die doppelte Wirkung haben, leichte Verbindungen mit dem Innern dieses wahrhaft undurchdringlichen Landes zu eröffnen, und dasselbe durch zahlreiche Abzugskanäle von den stagnirenden Wassern zu befreien, welche je t einen großen Theil der Oberfläche decken. Einer der Kanäle würde dem Ufer des Meers folgen und sich bei Dax in den Adour ausmünden; der andere würde mitten durch die Haiden gehen, und sich zwischen Mont de Marsan und Tartas in die Mydouse ergießen. Nach dem Bau dieser Kanäle und der Anlegung vo Abzugsgräben wären aber noch einige andere Maßregeln erforderlich, deren Nützlichkeit und Nothwendigkeit die Erfahrung längst gezeigt hat, nämlich die Befestigung und Besaamung der

Dünen, und zweitens die Anpflanzung von Seetannen und andern Gewächsen, so wie auch mehrerer Arten von Eichen, wie sie jetzt schon hie und da in den Wäldern dieses Landstrichs wachsen. Hier sind freilich nicht bloß die Hindernisse der Natur zu überwinden, sondern auch die üblen Gewohnheiten der schwachen Bevölkerung, namentlich die Sitte, das Vieh überall frei herumlaufen zu lassen, welche jeder Verbesserung des Landes unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen würden, wenn es nicht den Gesetzen und der Gewalt der Obrigkeit gelänge, hier eine Aenderung herbeizuführen.

Am meisten würde wohl nur bei einer solchen Unternehmung Bordeaux gewinnen, da durch eine solche neue Thätigkeit in seiner Nachbarschaft eine Entschädigung für die vielen Verluste finden würde, welche sein Handel seit mehreren Jahren erlitten hat.

Meerfahrt von Griechenland nach Italien,

mit Hinblicken auf die griechische Küste, die jonischen Inseln und die Westküste Italiens.

Aufenthalt in Italien.

(Fortsetzung.)

Man sollte glauben, daß eine solche Beifallsanstrengung die Leute dann wenigstens gleich zu Bette führen müßte. Gott bewahre! Nun strömten die Enthusiasten erst in das Kaffeehaus, das sich dicht neben dem Theater befand. Die Glasthüren sind weit geöffnet, die herrliche Sommernacht haucht erfrischende Kühle in den erleuchteten Salon. Vor der Thüre sind auch alle Tische besetzt; man trinkt Kaffee, Limonade und ißt Gefrorenes, aber Alles mit der gewohnten italienischen Mäßigkeit, wo möglich in halben Portionen. Den Stoff zur Unterhaltung gibt die Oper und nur die Oper; der eine oder der andere wiederholt oft mit recht hübscher Stimme einzelne Lieblingsstellen aus der Musik. Wie überall, so fühlt sich der Deutsche auch bald in diesem Kunst-Enthusiasten-Wirbel heimisch. So gings auch mir, ich war Italiener mit den Italienern, wie ich es mir überhaupt zum Gesetz gemacht habe, mich immer in die Sitten des Landes zu fügen, in welchem ich mich gerade befinde; dabei lebt man am angenehmsten. Mein schlechtes Italienisch, das ich ohne Scheu radebrechte, erregte die Aufmerksamkeit eines neben mir sitzenden päpstlichen Dragoneroffiziers, der mich plötzlich deutsch anredete. Der Klang der Muttersprache im fremden Lande thut wohl, und bald waren wir im eifrigen Gespräche. Mein neuer Bekannter war ein geborner Preuße, unter Mürat in neapolitanische Dienste, und nach der traurigen, diesen ritterlichen Kämpen betreffenden Katastrophe, in päpstliche Dienste getreten. Jetzt kommandirte er die hier in Ancona noch garnisonirenden Truppen des Papstes, nämlich eine Kompagnie Dragoner, deren Rittmeister er war. Ich habe in dem Umgange mit diesem fröhlichen und dabei geistreichen Landsmanne manche angenehme Stunde zugebracht, und verdanke ihm viele mir interessante Mittheilungen. Daß er den nächtlichen Banditeneinbruch der Franzosen in Ancona natürlich recht erbärmlich fand, fand ich, auch wenn er nicht päpstlicher Offizier gewesen wäre, sehr richtig. Auch sehnen sich die Franzosen denn schon recht herzlich, diesen ihnen so unbequemen Aufenthaltsort je eher je lieber verlassen zu dürfen. Der Haß des Volkes sprach sich damals ernst und scheezhaft mit großer Deutlichkeit aus. So durfte kein Franzose es wagen, sich viel über das Weichbild der Stadt zu entfernen, denn schwerlich kehrte er zurück, sondern man fand oft den Leichnam erschossen im Gebüsche. Der General Cubieres, der den Palast der Herzogin von Leuchtenberg, die in der römischen Mark bedeutende Güter besitzt, bewohnte, hatte einen Affen und einen jungen Bären, die gewöhnlich an der Pforte des Palastes angekettet lagen und Nachmittags von einem Diener in der Stadt spazieren geführt wurden. Dann zog der Pöbel in dichten Massen dem seltsamen Pärchen nach und erschöpfte sich in derben Stichelreden. Bald wurde den Thieren als „liebenswürdigen Söhnchen des Herrn Generals" geschmeichelt, bald des Affen „leichte französische Tournüre" bewundert, u. dgl. m. Die Franzosen spielten dabei freilich die Klügern und thaten, als ob sie nichts hörten.

Man schéert gewöhnlich das päpstliche Militär in Summa über einen Kamm und macht sich über sein Aeußeres lustig, aber mit Unrecht. Was die Infanterie betrifft, die ich in andern römischen Städten gesehen, so muß ich gestehen, daß sie sich in ihren schlotternden, weißen Uniformen und ihrer Haltung nichts weniger als imponirend zeigt, wenn ich auch auf ihren Patrontaschen nicht die Inschrift: pax vobiscum! bemerkt habe, die einer meiner Freunde gesehen zu haben behauptete. Die Kavallerie dagegen ist eine der schönsten Truppen, die ich kenne, und ich kenne recht schönes Militär. Die Dragoner tragen geschmackvolle grüne, roth besetzte Uniformen und Helme, die reitenden Gendarmen blaue Röcke nach französischem Schnitte und dreieckige Hüte. Leute und Pferde sind ausgezeichnet, und trügt der Schein nicht, so dürften diese kräftigen Gestalten auch wohl zu schlagen verstehen, wenn man sie nur zum Schlagen führte. Der Römer ist überhaupt ein herrlicher Menschenschlag, schöner und kräftiger wie der Nord-Italiener und der weichliche Neapolitaner. Auf einem Spaziergange begegnete ich eines Tages vier von den hier üblichen zweirädrigen Wagen, auf welchen ungefähr ein Dutzend Banditen von Gendarmen nach Civitá Vecchia auf die Galeere transportirt wurden. Ich hätte gewünscht ein Maler zu seyn, um diese Heroengestalten und diese himmlischen Spitzbubenköpfe, dazu die romantisch zerlumpte Tracht abkonterfeien zu können. Mir sind nie schönere Menschen vorgekommen, wie diese schlechten. Solch eine Erscheinung als Fra Diavolo hätte auch ohne Gesang auf jeder deutschen Bühne furore gemacht.

Vom Meere aus gesehen präsentirt sich die Stadt sehr anmuthig in ihrer den Hafen rund umgebenden amphitheatralischen Lage. Den Gipfel des Berges krönt die Kathedrale San Ciriaco und schaut beherrschend weit über Land und Meer hinaus. Die Zeit ändert so viel, wunderbar hat sie aber bei dieser Kirche metamorphosirt, an deren Stelle früher ein Tempel der Venus stand. Jetzt hat diese liebenswürdige Göttin freilich einem ern-

stern, strengern Gottesdienste Platz machen müssen, allein das alte Sprüchwort: „wo der liebe Gott sich ein Haus baut, baut sich der Teufel eine Kapelle,“ ist hier auch wieder und zwar im Plural in Erfüllung gegangen. In den engen Gäßchen, die den Tempel des h. Cyriacus umgeben, gibt es noch Tempelchen der Venus in Menge, aber der schmutzigsten Art, so daß, wie in der Kathedrale der unverweste Leib des längst verstorbenen Heiligen zu sehen ist, sich in jenen moralischen Kloaken leicht bei lebendigem Leibe verweste Zerrbilder auffinden ließen. Die Kirche besitzt übrigens treffliche Gemälde von Guercino, Pietro della Francesca, Lippi u. m., so wie auch die andern Hauptkirchen zu San Domenico und San Francesco della Scala, in Bildern von Tizian und Guercino rühmliche Kunstschätze aufzuweisen haben.

Der Reisende versäume nicht in italienischen Städten den Ghetto, die Judengasse, zu besuchen; der in Rom hat ja schon in einer Novelle des verstorbenen, genialen Wilhelm Müller eine Rolle gespielt. Der Ghetto in Ancona ist eine lange, schmale Straße, oder vielmehr nur Gang, da man sich aus den gegenüberstehenden Häusern ohne alle Mühe zärtlich die Hand drücken kann. Das Erdgeschoß besteht aus dunkeln, schmutzigen Läden, in denen man Alles, freilich in sehr schlechter Qualität haben kann. Von allen Waaren haben mir am besten die dunkeläugigen, überaus pikanten Judenmädchen gefallen, von denen mir aber gesagt wurde, daß sie mit Allem, nur nicht mit sich selbst handeln. Bei den italienischen Israelitinnen lodert noch ungeschwächt die morgenländische Glut, die sich im Ghetto von Ancona leider nur in kräftigen Händedrücken, womit man zum Kaufe mich in den Laden zu reißen suchte, und in feurigen Redensarten, womit man zum Handel auf leblose Waaren einlud, mir offenbarte. Einige deutsche „Hirsche,“ „Wölfe“ und „Bären“ wohnen auch in der Stadt, und haben sich — wie Heine's Gumpelino — so ihres eigenthümlichen Naturells entäußert, daß man kaum mehr ihre, dem Christenthum opponirende Abkunft entdecken kann.

In den heißen Stunden des Tages flüchtete ich mich gern in die frischen Kirchen, wo man sich in der Kühle auf eine fromme Art durch das Anschauen gemalter und lebendiger Madonnen erbauen kann. Wurde mir dabei aber doch endlich zu warm, so begab ich mich in die kühle Halle der stets geöffneten Börse, die eine geschmacklos-barockes Aeußere darbietet, deren Saal aber imponirend auf den Beschauer einwirkt, und mit vortrefflichen Fresken von Pellegrini Tibaldi geschmückt ist. Des Künstlers Name war für mich von doppelt künstlerischem Klange, da er mich an das ausgezeichnete Sängerpaar Pellegrini in München, und die Tibaldi, deren Ruhm jetzt in den prosaischen Fesseln der Ehe verschlungen ist, erinnerte. Der große Raum des Börsensaals war den ganzen Tag belebt von Leuten aus diversen Nationen, wie das in einer Seestadt nicht anders ist; viele im eifrigen Geschäftsgespräch begriffen, andere dem süßen far niente huldigend, wozu ich denn natürlich auch gehörte.

(Fortsetzung folgt.)

Nachricht von den durch Hrn. Mimaut in Aegypten gesammelten Alterthümern.

Herr Mimaut, Generalkonsul von Frankreich in Alexandrien, ist seit Kurzem nach Frankreich zurückgekehrt mit den kostbaren ägyptischen und griechischen Alterthümern, die er während seines Aufenthalts in Aegypten seit 1829 nach der Anleitung Champollions gesammelt hat. Die wichtigsten Stücke darunter sind folgende: 1) Die vier großen Trauervasen aus Alabaster, welche das Grab Psammetichs II schmückten. 2) Eine Statue über Lebensgröße des Geschichtschreibers Herodot aus parischem Marmor, gefunden in den Ruinen des Panium zu Alexandrien. 3) Eine kleine bronzene Statue des Antinous, gefunden in den Ruinen von Ilstech. 4) Eine verstümmelte Säule von rosenfarbenem Granit, welche die Inschrift der Steinbrüche von Syene hat, und worüber Herr Letronne in seinen Forschungen über die Geschichte Aegyptens sich weitläufig ausläßt. 5) Eine bronzene Vase, welche den Kult des Bacchus darstellt. Wegen der vollendet schönen Ausführung, welche die Hand eines großen Meisters verräth, hält man sie für die Originalarbeit des Lysippus, des privilegirten Gießers Alexanders des Großen. Die Bilder finden sich wieder auf der kolossalen Marmorvase, welche unter dem Namen der Vase von Warwick bekannt ist. Die Beschaffenheit des Orts, wo sie entdeckt wurde, läßt vermuthen, daß man sie am Ende der Dynastie der Lagiden versteckte, und der Sorgfalt, mit der dieß geschah, dankt man ihre wunderbare Erhaltung. 6) Die genealogische und chronologische Tafel von Abydos, welche im Jahre 1818 von Herrn Bankes entdeckt, von Champollion einer genauen Untersuchung unterworfen und erklärt wurde, und allgemein nach dem berühmten Stein von Rosette für das interessanteste und kostbarste Denkmal betrachtet wird, das man aus den Ruinen des alten Aegyptens gerettet hat. Während seiner Reise nach Oberägypten, während der Pest des Jahres 1835, kam Herr Mimaut, welcher Abydos besuchen wollte, an demselben Tage an, wo die Hände von Barbaren diese Tafel ausgegraben hatten, und eben sich anschickten, sie in einzelne Platten zu zerschlagen und ein Bad damit zu pflastern; zwei Tage später wäre die Tafel von Abydos für immer verschwunden gewesen. So wurde durch den glücklichsten Zufall dieses unschätzbare Denkmal vor der Zerstörung gerettet, und befindet sich jetzt in Frankreich. Herr Mimaut benützte diesen Umstand, um tiefer graben zu lassen, als man bisher gethan hatte, und man fand vier königliche Rahmen (cartouches) weiter, und die Zueignung, welche den vollen Beweis liefern, daß die Tafel von Abydos aus den Zeiten Rameses des Großen oder unseres Sesostris ist.

Chronik der Reisen.

Untersuchung und Besitznahme der Südwestküste von Neu-Guinea durch die Holländer im Jahre 1828.

(Fortsetzung.)

Man knüpfte einen Tauschhandel an. Einer von den Eingebornen, der ein buntes Halstuch, eine Weste und eine weiße Nachtmütze von uns bekommen hatte, ließ sich dieß Alles geduldig anlegen, und wurde dann von seinen Landsleuten mit großem Freudengeschrei empfangen. Sie nahmen verschiedene unserer Sachen in die Hand, besahen dieselben, schienen aber keinen Diebssinn zu haben. Einer ergriff das geladene

Pistol des Lieutenants Modera, legte es aber sogleich nieder, als der Dolmetscher das Wort: „tabu“ (heilig) aussprach; eben so machte er es mit einem Säbel. Später begann man aber an den friedlichen Gesinnungen dieser Wilden zu zweifeln, da sie, als sie sich nicht beobachtet glaubten, die Schaluppe ans Land zu ziehen versuchten. Man beschloß daher fort zu gehen. Als eben Herr Boers einen Neu-Guineer mit einer Schnur von Korallen geschmückt hatte, schoß dieser auf ihn einen Pfeil ab und verwundete ihn im linken Beine. Eine Musketensalve jagte die Wilden in die Flucht, wobei sie aber den Herrn Hugenholz und einen Matrosen noch verwundeten. Die Eingebornen hatten mehrere Todte und schwer Verwundete; wenigstens sah man von dem Schooner Iris, daß sie drei der Ihrigen aus dem Wasser ans Land schleppten. Man bedauerte diesen Vorfall, und begab sich zurück an Bord, ehe die Feinde wieder zum Vorschein kamen.

Am 25sten des Morgens kamen einige Bewaffnete an den Strand und tanzten; später erschien eine Menge Frauen und Kinder mit Baumzweigen in den Händen, und luden d'e Unsern mit lautem Geschrei ein, ans Land zu kommen. Gegen Mittag gingen wir unter Segel und lavirten den Strom weiter aufwärts. Den 21sten begab sich die Kommission der Naturforscher auf zwei bewaffneten Schaluppen ans Land und vertheilte sich in zwei Parteien, um die Gegend zu untersuchen. Man entdeckte nichts, als Trümmer von zwei Wohnungen und einige in den Boden gegrabene Löcher mit Ueberbleibseln von gebranntem Holze, Fischgräten und Stücke von Kokosnüssen. Einige Fußstapfen im Sumpfe und einige verfaulte kleine Fahrzeuge deuteten an, daß Eingeborne nicht weit entfernt seyn müßten. Der Boden, obgleich nicht unfruchtbar, aber doch niedrig und sumpfig, schien uns nicht geeignet, an dieser Stelle eine Befestigung anzulegen, um so mehr, da in der Nähe kein süßes Wasser war.

Wir lavirten den Fluß noch höher hinauf, und ließen unter 7° 37' S. B. und 139° 18' 56" O. L. das Anker fallen.

Den 25sten Mai ging dieselbe Kommission, unter hinlänglicher Bedeckung, wieder ans Land, doch ihre Nachforschungen hatten keinen bessern Erfolg, als die vorigen. Da man es nicht für rathsam fand, ein Fort noch höher den Fluß hinauf anzulegen, beschloß man den Dourga-Strom zu verlassen, und weiter nördlich, an der Westküste von Neu-Guinea, einen Platz zu suchen, der dem Dolmetscher bekannt war.

Den 9ten Junius befanden wir uns unter 4° 45' 51" S. B. und 136° 28' 17" O. L., und kamen wieder mit Eingebornen in Berührung, die mit ihren kleinen Fahrzeugen uns folgten. Sie vertauschten an uns ihre Pfeile, Bogen, Lanzen, Keulen und Zierrathen gegen kleine Spiegel, Korallen, Messer, leere Flaschen und andere Kleinigkeiten. Ein Neu-Guineer, Namens Arbauw, ein Freund unseres Dolmetschers, obgleich armselig gekleidet, dennoch das Oberhaupt von seinen Landsleuten, die an der Mündung des Flusses Utanata, westlich von der Stelle, wo wir uns jetzt befanden, wohnen, kam zu unserem Kommandeur an Bord, der sich mit ihm, vermittelst des Dolmetschers, geraume Zeit unterhielt. Die Unterthanen Arbauw's, hierüber unruhig, fingen ein lautes Geschrei an, so daß sich ihr Häuptling genöthigt sah, sich ihnen von Zeit zu Zeit auf dem Decke zu zeigen. Als Arbauw, mit Geschenken beladen, uns verließ, blieben fünf Eingeborne an Bord, um uns den Weg nach dem Utanata-Strom zu zeigen. Man ersuchte sie, mit ihren Pfeilen nach zwei leeren Flaschen zu schießen. Die Pfeile flogen mit bewundernswürdiger Schnelle durch die Luft, doch ohne das Ziel zu treffen. Nun schoß einer unserer Schützen und zerschmetterte beide Flaschen auf einmal, zur großen Verwunderung der Neu-Guineer. Sie hatten nicht den mindesten Begriff von einer Uhr, deren Schlag ihnen einige Furcht einjagte, die noch vermehrt wurde, als sie die Bewegung der Räder sahen.

Den 11ten Junius warf man 1½ Meilen östlich vom Utanata Anker. Den folgenden Morgen begaben sich die Lieutenants Tulleken, van Loon und Modera auf den Fluß, um ihn zu untersuchen, wobei man fand, daß es unmöglich sey, ihn mit unsern Schiffen zu befahren, und sich damit begnügte, Trinkwasser einzunehmen. Die Eingebornen versammelten sich in Menge, und waren dreist genug, Leinwand zum Geschenk zu fordern. Dagegen zeigten sie sich aber auch sehr bereitwillig, uns beim Fällen der Bäume Hülfe zu leisten.

Den 14ten und 15ten Junius wurde das Terrain durch die Herren van Delden und Macklot untersucht, aber zu morastig befunden, um an das Erbauen einer Befestigung zu denken, obgleich Arbauw es sehr begierig wünschte, daß sich die Holländer am Utanata niederlassen sollten.

Den 22sten Junius gingen der Triton und die Iris wieder unter Segel. Ein ungestümes und stürmisches Wetter, das mehrere Tage fortwährte, verhinderte uns die Küste zu untersuchen. Nach verschiedenen fruchtlosen Versuchen zur Auffindung eines Platzes, wo man ein Fort erbauen könne, segelte man weiter.

Den 28sten Junius Nachmittags kamen verschiedene Fahrzeuge auf die Unsern zu, von denen wir vernahmen, daß die Straße, welche wir zwischen der Insel Dramaai und dem festen Lande von Neu-Guinea entdeckten, Sarawerl hieße. Die Eingebornen wetteiferten unter einander, den Niederländern die Plätze anzuweisen, die ihnen am besten anstehen dürften, und selbst einige ihrer Häuptlinge gingen mit uns als Wegweiser. Die Holländer suchten einen fruchtbaren Ort, der zugleich durch seine natürliche Lage, wie durch künstliche Nachhülfe die nöthige Sicherheit und Festigkeit darbieten würde, um sich gegen jeden feindlichen Anfall schützen zu können.

Den 29sten Junius begab man sich mit bewaffneten Schaluppen in die Bai Uru-Langeru, an die Küste des Festlandes von Neu-Guinea, wo man nach den sorgfältigsten Untersuchungen endlich einen großen Golf entdeckte, begränzt von einem hohen Berg, von den Eingebornen Lamantchirie genannt, der seinen Gipfel bis in die Wolken erhob. Dort landete man, fand einen Fluß mit süßem Wasser und einen fruchtbaren Boden, währenddem der schöne Golf einen guten Ankergrund darbot und ringsum gegen alle Winde geschützt war. Mit großer Freude kehrte man an Bord des Triton zurück, um diese glückliche Entdeckung mitzutheilen. Der Kapitän-Lieutenant Steenboom, Kommandant des Triton, wollte bei einem so wichtigen Beschluß nicht übereilt zu Werke gehen, und ließ deßhalb noch zwei andere Plätze aufnehmen, die ihm durch die eingebornen Häuptlinge gezeigt waren; doch man wandte sich zuletzt wieder zu dem erstgenannten.

(Schluß folgt.)

Das elektrische Verfahren des Herrn Becquerel zur Schmelzung der Metalle soll jetzt im Großen in den Minen von Poullauen eingeführt werden, um das Silber aus den silberhaltigen Bleiminen zu gewinnen. Man versichert sogar, eine Gesellschaft habe die Ausbeutung dieses Verfahrens unternommen, und es soll selbst in Mexico angewendet werden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 16.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 Januar 1837.

Ueber die neue Einrichtung der armenischen Kirche.

(Aus dem russischen Journal des Ministerium des Innern.)

Die oberste Leitung der geistlichen Angelegenheiten der armenisch-gregorianischen Kirche vereinigt sich seit ihrer ersten Gründung in der Person des Patriarchen-Katholikos, welcher seinen Sitz fortdauernd am Fuße des Ararat im Kloster Etschmiazin hatte, wo auch die kostbarsten Heiligthümer dieser Kirche aufbewahrt werden. Obwohl in der Folge, namentlich nach der Zerstörung des armenischen Königreichs, Patriarchenstühle in Achtomar, Sis, Jerusalem und Konstantinopel errichtet wurden, so erstreckte sich doch die Wirksamkeit derselben nur auf einen bestimmten Kreis, und diese Patriarchen selbst ließen dem Katholikos von Etschmiazin willig den Vorrang. Nach dem Gesetz der armenisch-gregorianischen Kirche kann der Patriarch von Etschmiazin allein das heilige Oel bereiten und an alle Kirchen seines Glaubens vertheilen; ihm steht das Recht zu, Bischöfe und Erzbischöfe zu weihen, nur er kann geistliche Beamte nach der Türkei, Persien und Indien schicken zur Beaufsichtigung der Kirchen dieser Konfession, und er hat das Recht, überall hin allgemeine Hirtenbriefe zu senden. Diese Vorrechte sind ihm von dem armenischen Volke allenthalben zugestanden, und der Patriarch von Etschmiazin hat sie auch stets unbestritten ausgeübt.

Unter den armenischen Königen wurden die Patriarchen mit einiger Zuziehung des Volks bei der Wahl der Kandidaten von der obersten Regierungsgewalt eingesetzt, seit der Vernichtung des armenischen Reichs aber, als dieses unter das Joch der Ungläubigen fiel, war die Wiederbesetzung des Patriarchenstuhls stets von großen Unordnungen begleitet, da keine feste Regeln über die Wahl eines neuen Patriarchen bestanden. Im J. 1830, als der Patriarchenstuhl durch das Ableben des Patriarchen Ephräm erledigt wurde, befahl der Kaiser, welcher die alte Wahlordnung erneuern wollte, die neue Wahl sämmtlichen Geistlichen und den vornehmsten weltlichen Mitgliedern der armenisch-gregorianischen Kirche, nämlich den Rußland unterworfenen Meliks und Jusbaschen zu überlassen, und in Zukunft zu der Theilnahme an der Wahl auch Armenier aus andern Staaten zuzulassen.

Die Leitung der Geschäfte befand sich seit mehr als tausend Jahre allein in den Händen des Katholikos; als sich aber nach Eroberung Etschmiazin's durch nichtchristliche Völker die Geschäfte des Patriarchen ausnehmend vermehrten, wählte in der Mitte des 15ten Jahrhunderts der Patriarch Giragos zu seiner Beihülfe einen Stellvertreter, welchem hauptsächlich die Besorgung der ökonomischen Geschäfte des Patriarchen oblag. Diese Anordnung blieb in Kraft, bis zum J. 1802, wo der Patriarch Daniel statt eines Stellvertreters einen aus den zwölf vornehmsten geistlichen Würdenträgern der Kirche bestehenden Synodus einsetzte, welcher indeß ohne den Patriarchen keine Gewalt ausüben kann.

Dem Katholikos von Etschmiazin sind vierzig Eparchien unterworfen, von denen jedoch einige von den Patriarchen von Jerusalem, Konstantinopel, Sis und Achtomar direkt abhängen, die andern aber von Metropoliten und Erzbischöfen verwaltet werden. Der größte Theil der armenisch-gregorianischen Eparchien befindet sich in den türkischen und persischen Provinzen, eine in Indien, und sechs, nämlich Nachitschewan, Astrachan, Erivan, Grusien, Karabag und Schirwan innerhalb des russischen Gebiets.

Die armenisch-gregorianische Kirche gleicht in den Hauptgrundlagen ihrer innern Einrichtung und ihrer Aemterbesetzung den übrigen christlichen Kirchen: der Weltgeistlichkeit, d. h. den Unterdiakonen, Archidiakonen, Priestern und Protopopen liegt der Gottesdienst und alle geistlichen Verrichtungen in den Gemeinden ob; diese sind in jeder Hinsicht den Eparchievorstehern, den Konsistorien und geistlichen Behörden unterworfen. Die Klöster folgen der Regel des heil. Basil, und ihre Vorsteher werden von den Eparchen unter der Bestätigung des Patriarchen oder der Synode eingesetzt. Bischöfe, Erzbischöfe und Metropoliten sind gleichmäßig dem Katholikos unterworfen, haben aber im Umfang ihres Sprengels eine ziemlich ausgedehnte Gewalt. Die Verwaltung der ökonomischen Geschäfte der Kirche gehört zur Obliegenheit der Kirchenältesten, und steht unter der Ober-

aufsicht der Erzbischöfe und besonderer von den Kirchspielen dazu bevollmächtigter Personen. Die Bildung der Geistlichkeit beschränkt sich bei dem Mangel an Unterrichtsanstalten auf die Erziehung in den Klöstern, wo die Zöglinge meist nur Lesen und den Kirchengesang lernen. Daher kommt es, daß die alte armenische Sprache, in welcher der Gottesdienst gehalten wird, nicht nur von dem Volk, sondern auch von vielen Gebildeten, und sogar von einigen Geistlichen nicht recht verstanden wird.

Die Armenier haben im Laufe vieler Jahrhunderte ihren Glauben, ihre Sitten und Gewohnheiten und einige ihrer Gesetze bewahrt, konnten aber ihr Vaterland nicht vor den Unordnungen schützen, welche sich bei den mannichfachen Umwälzungen Asiens, wie in die bürgerliche, so auch in die geistliche Verwaltung einschlichen. Früher war Armenien der Schauplatz der Kriege zwischen Persern und Römern; vom J. 428 bis 632 wurde es von den persischen Sassaniden verheert; bis zum Ende des 9ten Jahrhunderts diente es zum Kriegsschauplatz zwischen den Chalifen, den griechischen Kaisern und den seldschukischen Sultanen. Vom 11ten Jahrhundert an, als Kakig, der letzte der Pacratiden, genöthigt wurde, sein Land den Griechen abzutreten, gründete Rupen ein zweites armenisches Königreich zu Sis in den kilikischen Bergen, aber vom J. 1375 an, als Leo IV in Gefangenschaft gerieth, verloren die Armenier den letzten Rest von Unabhängigkeit, und wurden eine Beute der ägyptischen Mameluken. Endlich verwüsteten Mongolen, Türken und Perser abwechselnd Armenien, verfolgten seinen Glauben, und nöthigten durch ihre Grausamkeiten viele Einwohner, ihr Vaterland zu verlassen und ihre Zuflucht in fremden Ländern, selbst in Indien zu suchen. Unter diesen Bedrängnissen richteten sie oft ihren Blick nach Rußland, und machten sogar im J. 1717 Peter dem Großen den Antrag, wenn er mit einem Heer in Asien eindringen wolle, ihn durch einen allgemeinen Aufstand zu unterstützen. Zwar vernichtete der einige Jahre darauf erfolgte Tod Peters diesen Plan, allein die Verbindungen der Armenier mit Rußland wurden immer mannichfacher, und eine Menge armenischer Familien siedelten sich allmählich in Rußland an. Endlich schlug die Stunde der Rettung. Von der Zeit an, wo Etschmiazin und Erivan mit Rußland vereinigt wurden, ging für Armenien eine neue Sonne auf. Im Friedensschlusse mit Persien wurde den Armeniern gestattet, sich aus Aderbeidschan nach Armenien überzusiedeln, und Tausende verließen Häuser und Felder, um sich unter russischen Schutz zu stellen. Nach Beendigung des Kriegs mit der Türkei siedelten sich 7000 armenische Familien aus Erzerum in Achalzik und der Umgegend an, und so wurde es durchaus nöthig, die geistlichen Angelegenheiten dieser großen Volksmasse in Ordnung zu bringen. Zwei Comité's wurden niedergesetzt, eines aus vornehmen Geistlichen und weltlichen Armeniern in Tiflis, ein zweites aus russischen Beamten in Petersburg. Nach den von beiden Comité's aufgestellten Grundlagen wurde von dem Departement geistlicher Angelegenheiten fremder Glaubensbekenntnisse ein Plan entworfen, dem Oberbefehlshaber der transkaukasischen Provinzen zur Begutachtung vorgelegt, und am 11/23 März des vorigen Jahrs vom Kaiser bestätigt.

Diese Anordnung ist in 10 Hauptstücke abgetheilt, wovon uns indeß hier nur die vier ersten interessiren, da sich die übrigen auf die specielle Verwaltung der Eparchien und Klöster beziehen. Nach dem ersten Hauptstücke genießt die armenische Kirche und Geistlichkeit gleiche Rechte mit denen anderer fremder Glaubensbekenntnisse; die Geistlichkeit ist von Abgaben und Körperstrafen frei. Das zweite Hauptstück handelt von den Vorrechten und dem Geschäftskreis des Katholikos von Etschmiazin: zu dieser Würde werden Kandidaten gewählt und dem Kaiser vorgeschlagen, welcher dann den Katholikos ernennt. Dieser hat das Recht, eine Deputation zur Krönung des Kaisers zu senden, und bei seinem Austritt aus dem Palaste wird er von einer Ehrenwache von Armeniern begleitet; er allein darf das heilige Oel bereiten, weihen, und an sämmtliche armenisch-gregorianische Kirchen vertheilen, wo diese auch sich finden mögen; er allein kann Erzbischöfe und Bischöfe weihen und allgemeine Hirtenbriefe an das ganze armenische Volk erlassen. Nach dem dritten Hauptstück bildet die Synode den Rath des Patriarchen, hat aber keine entscheidende Stimme: sie besteht aus einer bestimmten Anzahl der vornehmsten geistlichen Würdenträger, welche auf den Vorschlag des Patriarchen vom Kaiser bestätigt werden. In Etschmiazin ist, wie bei den Oberbehörden aller fremden Glaubensbekenntnisse in Rußland ein kaiserlicher Prokurator aufgestellt. Nach dem vierten Hauptstück werden die Bischöfe vom Kaiser ernannt, und sind für die Verwaltung ihrer Eparchien ihm sowohl als dem Patriarchen verantwortlich.

Dieß sind die Hauptzüge der neuern Einrichtung dieser Kirche, wobei sich, wie man sieht, die russische Regierung einen bedeutenden Einfluß vorbehielt. Erwägt man die Zahl und den Reichthum der Armenier in der Türkei und in Persien, ihre Gewohnheit, den Katholikos von Etschmiazin als ihr Oberhaupt, und nicht allein in geistlichen Angelegenheiten zu betrachten, so erräth man leicht, von welcher großen Bedeutung diese Einrichtung werden kann.

Meerfahrt von Griechenland nach Italien,
mit Hinblicken auf die griechische Küste, die jonischen Inseln und die Westküste Italiens.

Aufenthalt in Italien.

(Fortsetzung.)

Ein schöner, mit allen Reizen der südlichen Natur geschmückter Morgen lud mich zu einer Wallfahrt nach dem ungefähr drei Meilen entfernten Loretto ein. Ein einspänniges Wägelchen war bald gefunden; der Kutscher in seiner Sammtjacke und mit spitzem Strohhute schien in Ermangelung eines andern Gesellschafters auch nicht zu verachten, und so rollten wir denn auf der vortrefflichen über Loretto nach Rom führenden Chaussee fort. Eine halbe Meile von der Stadt trafen wir auf eine Militair-Schildwache, die von Viertelstunde zu Viertelstunde auf dem Wege durch die nahen Appenninen anzutreffen sind, um mit Hülfe der in der Nähe befindlichen größern Wacht-

posten, die Banditen in schuldigem Respekte gegen die Reisenden zu halten. Mein Kutscher, bei dem ich mich erkundigte ob wirklich von Räubern hier umher etwas zu fürchten sey, antwortete nur lächelnd: „Eh! Briganti!“ und wies dabei mit einer sonderbar ironischen Pantomime auf die Schildwache, an der wir eben vorüberrollten. Was der durchtriebene Schelm eigentlich damit sagen wollte, weiß ich nicht; wäre ich aber der Soldat gewesen, ich hätte ihn schon jener Pantomime wegen injuriarum belangt. — Die Gegend zwischen Ancona und Osimo, einer hübschen Stadt von ungefähr 12,000 Einwohnern, die auf dem halben Wege nach Loretto liegt, ist überaus schön. Ringsum die üppige Vegetation, geschmakvolle Villen blicken überall aus dem dunkeln Laub hervor. Schaut man links und rückwärts von der Höhe hinab, so breitet sich bis zur unbegränzten Ferne das silberglänzende Meer vor dem Blicke aus, das sich hier an grüne Ufer schmiegt und deßhalb einen um so reizendern Effekt macht, wenn man die sandigen Gestade des Nordens und die steilen, nackten Klippenufer Griechenlands kennt. — Bald hatten wir Osimo, die alte römische Colonie Auximum vor uns, das auf einem bedeutenden Berge in einem Kranze von Mandeln, Feigen, und Oelbäumen gar stolz und gebieterisch daliegt, und eben dieser anmuthigen Lage wegen in jedem Jahre für einige Zeit zum Wohnsitze von dem zahlreichen, in der Umgegend begüterten Adel gewählt wird, wodurch die Stadt an Wohlhabenheit und Lebhaftigkeit sehr gewinnt. Wegen eines Frühstücks, das ich einzunehmen gesonnen, machten wir hier kurze Rast; aber nicht im Orte selbst, sondern, da die Landstraße außen herumführt, in einer Locanda vor dem Thore. Der große Platz der sich hier am Abhange des Berges hinunterzieht, war mit einer Menge geschmückter Menschen und Vieh belebt. Meine Meinung, daß vielleicht ein Viehmarkt gehalten werde, wurde von meinem Calessario dahin berichtigt, daß heute das Fest des heiligen Antonius von Padua sey, an welchem Tage jeder brave Mann sein Vieh mit Weihwasser besprengen und zum fröhlichen Gedeihen einsegnen lasse. Und so verhielt es sich auch, da bald darauf die Geistlichkeit in Paradeuniform durch die Reihen der Ochsen, Esel, Pferde, Schweine u. s. w. zog und rechts und links Wasser auswedelte und segnete, so daß die erstaunten Geschöpfe nicht wußten was ihnen geschah. Ausgezeichnet ernst benahmen sich dabei die Ochsen, in deren Antlitz schon ohnedem so viel einfältig-ehrwürdiges liegt, was heute noch durch den Blumenschmuck, den die meisten von ihnen zwischen den Hörnern trugen, vermehrt wurde. Unser brauner Wallach wurde von meinem gläubigen Kutscher auch zur Ceremonie geführt; ob diese oder das eingenommene Futter die Ursache war, daß er nachher recht wacker austrabte, will ich nicht entscheiden. In Italien gibt es so viele Kirchen und Antiquitäten zu sehen, daß ich versäumte, die Merkwürdigkeiten Osimos in Augenschein zu nehmen, die in der Kathedrale, in der Abtei von Chiaravalle und in einigen hier gefundenen alten Statuen, die auf dem Rathhause aufbewahrt sind, bestehen. Mir am merkwürdigsten und interessantesten blieb die wunderherrliche Aussicht, die sich rechts auf die in dem eigenthümlichen südlichen Duft schwimmende Appenninkette, links wieder über die reich geschmückte Gegend und die See darbietet. Von hier senkt sich die Straße und führt unfern des adriatischen Meeres durch das reich angebaute Land.

Je mehr man sich der Anhöhe nähert, auf der Loretto liegt, je belebter wird die Straße und zwar mit ekelm Bettiergeschmeiß, das hier inmitten dieser wundervollen reichen Natur auf mich etwa den Eindruck macht, wie Wanzen, die ich auf einem eleganten Bette umherkriechen sehe. Alt und jung von diesen Vagabunden, mit wirklichen und nachgemachten Leibesgebrechen, umringt den Wagen, und trabt denn auch wohl, sich an denselben festklammernd, eine Strecke weit mit. Um diese Harpyen los zu werden, die ihr Geschrei mit allerlei frommen geistlichen Zuthaten würzen, z. B. um des heiligen Kreuzes, der heiligen Jungfrau, der lieben fünf Wunden Christi u. s. w. willen, muß man ihnen schon einige Bajocchi hinwerfen, um die sich dann gewöhnlich unter den Expektanten eine solide Rauferei zu entspinnen pflegt. Der Weg, der dicht vor der Stadt den Berg hinanführt, ist wegen der Steilheit im Zickzack angelegt, und bietet auf diese Art bei jeder Wendung eine neue, überraschende Aussicht auf das gesegnete Land und das tiefblaue, nur eine halbe Meile entfernte Meer dar. Alle Reisende, die ganz Italien durchzogen und auch diese Ostküste besucht haben, stimmen meiner Meinung bei, daß die Gegend zwischen Ancona und Loretto zu den schönsten des Landes gehört.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Untersuchung und Besitznahme der Südwestküste von Neu-Guinea durch die Holländer im Jahre 1828.

(Schluß.)

Den 6ten Julius begann man schon die Bäume zu fällen, um dort (unter 3° 42′ S. B. und 134° 15′ 11″ O. L. von Greenwich) die Verschanzung oder das Fort zu errichten. Die Straße Saraweri wurde vorläufig die Iris-Straße benannt, weil die Iris zuerst hineingesegelt war; die Bai Urn-Langern, durch die Offiziere und Mannschaft des Triton entdeckt, erhielt den Namen Tritons-Bai; die Stelle, wo man die Befestigung anlegen wollte, von den Eingebornen Lobo geheißen, nannte man nach Herrn Merkus, Gouverneur der Molukken, Merkus-Ort, weil von ihm der Entwurf ausgegangen war, sich auf Neu-Guinea festzusetzen. Das erbaute Fort selbst bekam seinen Namen nach Sr. Excellenz dem Generalkommissär von Niederländisch-Indien, Dubus.

Die Eingebornen, mit denen man hier in Berührung kam, waren von dunkelbrauner Farbe. Sie litten zuweilen an einer abscheulichen Hautkrankheit, durch welche sich die Haut abschilferte. Ihr Haupthaar, das sie mit Kämmen von Bambusrohr kämmten, ist schwarz. An den Armen und Beinen trugen sie Bänder und Ringe von wilden Schweinszähnen zusammengesetzt; einige schmücken sich auch um den Hals mit geflochtenen Korallenschnüren. Die Kleidung der meisten besteht nur aus dem Bast von den Bäumen oder der Kokosnüsse, wodurch sie ein weniger unanständiges Ansehen erhalten. Die Vornehmern sind alle mehr oder minder auf malayische Weise gekleidet. Man findet unter

ihnen viele gebrechliche und kleine Menschen, doch haben die Bergbewohner eine größere Figur und frischere Farbe. Den Tabak und Branntwein lieben sie sehr. Ihre Waffen sind Bogen, Pfeile, Lanzen, hübsch geschnitzte Keulen und Beile, die aus einem Stock bestehen, woran sich ein scharfer Stein befindet. Ihre Wohnungen sind aus Bambus und großen Baumblättern gebaut, und auf Pfählen oder großen Steinen vom Boden erhöht. Auch scheinen einige von ihnen ihren Aufenthalt auf ihren Fahrzeugen zu nehmen; man sah wenigstens solche mit einem Dache von Bambus und Baumblättern bedeckt, und im Innern Matten, Töpfe und anderes Hausgeräth. Ihre Fahrzeuge sind vier bis acht Ellen lang und sehr schmal, und haben gegen das Umschlagen auf beiden Seiten Vorrichtungen von Bambus, so wie man sie bei den Bewohnern der Molukken findet.

Es ward fleißig an dem Fort gebaut, so viel es nur der krankhafte Zustand unserer Mannschaft erlaubte. Als man sich mit dem Ebnen des Bodens und mit dem Fällen der Bäume beschäftigte, war fast täglich die Luft dick, kalt und feucht, weßhalb viele unserer Leute vom Sumpffieber überfallen wurden, welches um so länger anhielt, weil man ihnen keine Erfrischungen reichen konnte, und sie sich mit gesalzenem Fleisch begnügen mußten, wodurch dann endlich auch noch der Scharbock und die Wassersucht bei der Mannschaft um sich griff.

Dennoch wandte man alle Kräfte an, um den 24sten August, den Geburtstag unseres geliebten Monarchen, mit der feierlichen Besitznahme der Westküste von Neu-Guinea und mit der Aufpflanzung der niederländischen Flagge auf dem Fort festlich begehen zu können.

Mit dem Anbruch dieses feierlichen Tages wurden die Kriegsschiffe mit einer Menge Flaggen verziert. Am Vormittag um 11 Uhr kündigten 21 Kanonenschüsse von den Schiffen an, daß sich der Kapitän-Lieutenant Steenboom und der Kommissarius van Delden ans Land begeben würden, was mit einer gleichen Anzahl Schüsse vom Fort beantwortet wurde.

Die eingebornen Fürsten und Häuptlinge befanden sich schon im Fort, wo die Mannschaften der Besatzung und einige von den Schiffen schon en parade aufgestellt waren. Nun las der Kommissarius folgende Ankündigung vor:

„Se. Majestät der König der Niederlande haben befohlen, Besitz zu nehmen von der Küste von Neu-Guinea vom 141° L. von Greenwich auf der Südküste, und von da westlich und nördlich bis auf der Nordküste zum Kap der guten Hoffnung.

„Ich Arnold Johann van Delden, als dazu durch den Gouverneur der molukkischen Inseln autorisirt, nehme hier öffentlich und in Gegenwart der Kommandanten von Se. Majestät Korvette, der Triton, der Brick Siwa, des Schooners Iris und der Herren Offiziere dieser Schiffe; dann des Kommandanten und der Offiziere des militärischen Detaschements; der Herren Beamten, die die Kommission der Naturforscher bilden; dann der Equipagen und der Mannschaften der königlichen Fahrzeuge und des ebengenannten Detaschements, — in Gegenwart dieser Aller nehme ich im Namen und von wegen Sr. Majestät feierlichen Besitz von dem Theile Neu-Guinea's und der darinnen liegenden Länder, anfangend von dem 141° L. nach Greenwich, auf der Südküste, und von da westlich, nordwestlich und nördlich bis zum Kap der guten Hoffnung, unbeschadet der Rechte, die der Sultan von Tidor auf die Distrikte von Masary, Karondefer, Ambarpura und Ampeepon zu machen hat.

„Zum Beweis dieser Besitznahme für alle Zeiten soll von mir über diese Feierlichkeit eine Urkunde aufgenommen werden, wie es sich geziemt und gebührt.

„So geschehen den 24sten August 1828.

„Der zur Besitznahme der Westküste von Neu-Guinea beauftragte Kommissarius van Delden.“

Ein lautes „Hurrah!“ erfolgte nach dem Ablesen dieser Verkündigung, worauf die niederländische Flagge aufgezogen und mit 101 Kanonenschüssen begrüßt wurde. Die eingebornen Oberhäupter gelobten Gehorsam und Unterwerfung, wofür ihnen von unserer Seite Schutz und Schirm zugesagt wurde. Kassa, Sendawan und Lutu erhielten jeder eine rothscharlachene Uniform und einen Stock mit einem silbernen Knopf, worauf das niederländische Wappen gravirt war. Dann wurde diese denkwürdige Feierlichkeit mit einer Mahlzeit beschlossen, an der die obengenannten eingebornen Rothröcke Theil nahmen, und so herzlich auf die Toaste Bescheid thaten, daß jeder von uns, der ihnen in die Nähe kam, sich unendliche Umarmungen gefallen lassen mußte.

Den 31sten August verließen der Triton und die Iris die Bucht von Merkus-Ort. Den 5ten September kam man wohlbehalten vor Amboina an, wo man 62 Kranke ins Hospital schickte, die dort mit aller Sorgfalt behandelt wurden. Während man sich hier befand, erkrankte der Kapitän-Lieutenant Steenboom, Befehlshaber dieser wichtigen Expedition; noch denselben Tag starb er, und ward von den Offizieren mit allen militärischen Ehren außerhalb Amboina, auf dem gewöhnlichen Begräbnißplatz, zur Erde bestattet.

Den 7ten Oktober verließ der Triton allein die Bai von Amboina, weil die Iris in Banda eingelaufen war und später nach Merkus-Ort geschickt wurde, um dorthin drei Landesverwiesene, einiges Geld, Vieh, Steine und Kalk zu bringen. Mit Leidwesen sah man sich genöthigt, acht nicht transportable Kranke zurückzulassen. Der Lieutenant erster Klasse Tuning erhielt den Befehl über den Triton bis zum 3ten Januar 1829, dann übernahm ihn nach seiner Zurückreise nach Java der Lieutenant erster Klasse Iwaanhals.

Die Kommission der Naturforscher ward nach Timor-Cupang gebracht, um dort die Kupfer- und Silberminen zu untersuchen. Den 15ten Oktober verließ man diese Rhede und erreichte den 4ten November Sourabaya. Hier empfing man von der niederländischen Regierung ein Schreiben, worin in den günstigsten Ausdrücken die Zufriedenheit über dieser Expedition der Mannschaft des Triton ausgesprochen wurde. Die Korvette, welche viel auf der Reise gelitten hatte, wurde gekielt, ausgebessert und mit einem neuen großen Mast versehen.

Den 5ten März 1829 kehrte man ins Vaterland zurück, welches man, ohne merkwürdige Vorfälle, am 5ten August 1829 glücklich erreichte, und am Morgen dieses Tages halb eilf Uhr auf der Rhede des Texel vor Anker ging.

Wir betrachten die mit so vieler Umsicht ins Werk gesetzte Besitznahme von Neu-Guinea als ein Ereigniß von großen wichtigen Folgen, da es der Schlüssel zu den molukkischen Inseln ist. Wenigstens ist dieß ausgedehnte Land, sowohl durch sein Klima als durch seine Lage, geschickt, um dieselben Erzeugnisse wie Java und Sumatra zu liefern, und verschafft uns vielleicht noch einmal unberechenbare Handelsvortheile, die, wenn wir sie auch nicht mehr, so doch unsere Nachkommen gewiß genießen werden.

München, in der Litterarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 17.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 Januar 1837.

Versuch über die tatarischen Sprachen,

von Dr. Wilhelm Schott.

Abermals eine Bereicherung dieses in unserer Zeit mit so mannichfachem Eifer verfolgten Studiums der Sprachenvergleichung. Der Verfasser hat sich an ein Thema gemacht, das wohl eines der schwierigsten ist, und es mag wunderlich klingen, ist aber doch in diesem Falle nicht unrichtig; wir glauben, daß er Recht gethan hat, in diesem Falle die historischen Erläuterungen bei Seite zu schieben, und sich rein an den Stoff der Sprache zu halten; denn was wissen wir von der Geschichte der Völker zwischen dem Himalaya im Süden und dem Altai und seinen östlichen Fortsetzungen im Norden! Eine Geschichte dieser Stämme in den allgemeinsten Umrissen können wir höchstens seit Dschengis Khan liefern, und auch hier nur mit starken Lücken, die frühere Geschichte Hochasiens aber ist für uns in ein gänzliches Dunkel gehüllt, das durch einige Lichtschimmer nicht erhellt, sondern nur noch schwärzer wird. Daß es im Innern dieses gewaltigen Landstrichs schon in uralter, wie in späterer Zeit fruchtbar gegährt haben muß, das zeigen die einzelnen nach Norden, Nordwesten und Westen versprengten Stämme, deren wenn auch entfernte Verwandtschaft mit den hochasiatischen Völkern sich nicht in Abrede stellen läßt. Man kann hiezu Samojeden, Ostjäken, Lappen, Finnen, Tscheremissen, Wogulen, Wotjäken im Norden und Nordwesten, dann Bolgaren, Kumanen, Petschenegen und Magyaren im Süden rechnen. Wann und unter welchen Umständen diese Stämme verdrängt wurden, davon wissen wir rein nichts, und nur von denen im Süden kann man mit ziemlicher Sicherheit sagen, daß ihre Namen zu verschiedenen Zeiten, aber je weiter rückwärts, in desto östlichern Gegenden genannt werden.

Unser Verfasser rechnet die Sprachen der Finnen und der Magyaren entschieden zu dem Stamme der hochasiatischen, die er mit einem allgemeinen, zwar ursprünglich sehr unrichtigen, doch durch den Gebrauch mit einer bestimmten Bedeutung bekleideten Namen, die tatarischen nennt. Die Entstehung dieses Namens ist bekanntlich wiederholt nachgewiesen worden, und wir brauchen in dieser Beziehung nur auf Ritters Erdkunde Thl. I. S. 274 ff. zu verweisen; er ist indeß jetzt, wenn auch nicht unentbehrlich, doch sehr bequem geworden, um einen Völkercomplex zu bezeichnen, der in der That keinen gemeinsamen Namen hat, noch haben kann. Viele, zum Theil Gelehrte ersten Rangs, wie Abel Remusat und im Grunde auch Klaproth, haben alle Verwandtschaft der Mandschu-, der mongolischen und der Turkisprachen geradezu abgeläugnet, unser Verfasser aber hat es sich zum Ziele gesetzt, diese Verwandtschaft nachzuweisen, und allerdings scheint sie uns auch nach seinen Ausführungen in hohem Grade wahrscheinlich, ja noch augenfälliger, als die Verwandtschaft mancher als indogermanisch oder arisch bezeichneten Sprachen. Mit Recht bemerkt derselbe, daß die Ungleichheit der Wörter für die ersten und nothwendigsten Begriffe gegen die Stammverwandtschaft der Sprache nichts beweise, da es eine ausgemachte Sache ist, daß selbst entschieden sehr nahe mit einander verwandte Sprachen in vielen Worten der Art gänzlich von einander abweichen, indem es sehr häufig der Fall ist, daß der Stamm eines Wortes in der einen auch in der andern, aber nur in einer abgeleiteten Bedeutung erscheint. Solche Beispiele lassen sich wie in allen verwandten Sprachen, so auch in den tatarischen, in Menge nachweisen. Wichtiger als das oft sehr zufällige Zusammentreffen einzelner Wörter ist die sprachliche Analogie, d. h. die Aehnlichkeit der grammatischen Redeformen, welche in den innersten Bau der Sprache und den Gang der Begriffsentwicklung eingreift.

Diese sprachliche Analogie in den tatarischen Sprachen führt der Verfasser namentlich auf folgende Punkte zurück. 1) Die Wurzel duldet von vorn keine Bildungszusätze, und erleidet im Ganzen durch keine grammatische Endung eine Modifikation. Es kann also in den tatarischen Sprachen streng genommen von keinem Abändern (Flektiren) die Rede seyn, obschon es ihnen gar nicht an angehängten Partikeln zum Ausdruck der Verhältnisse der Hauptwörter fehlt, wie denn auch die Verhältnisse der Zeitwörter in einigen mit vieler Bestimmtheit bezeichnet werden. Ueberall ist Adhäsion, keine wahre Cohäsion bemerkbar. 2) Umstände bei einer Handlung, die andere Sprachen durch Beiwörter, durch ein getrenntes, rückwirkendes Fürwort oder durch Hülfszeitwörter bezeichnen, werden zum Theil so

ausgedrückt, daß man bestimmte, solche Umstände charakterisirende Sylben mit der Wurzel in unmittelbare Verbindung bringt. 3) Die meisten dieser Sprachen sind mit eigentlichen Bindewörtern spärlich bedacht, aber reich an Gerundien, und dadurch entstehen sehr langathmige, öfter, namentlich bei den Türken, wunderbar verschlungene Perioden, die ihrer Form nach ganz unübersetzbar sind. Dieser Mangel an Bindewörtern hat auch die Folge, daß man Infinitive und Participien weit mehr in das Gebiet der Hauptwörter hineinzieht, und sie weit häufiger und kühner mit Pronominalsuffixen und Casusendungen in Verbindung bringt, als in irgend einer andern Sprachenklasse. 4) Jeder Redetheil, der einem andern, oder so fern er einem andern zur nähern Bestimmung dient, wird dem letztern ohne Ausnahme vorangestellt, so das Nebenwort dem Hauptwort, das Beiwort dem Zeitwort, der Genitiv dem Regens, das Objekt dem Zeitwort. Der von einem Relativum abhängige Satz steht vor dem Relativ, der von einer Präposition abhängige vor der Präposition, das Pronomen des Besitzes vor dem besessenen Gegenstand. In diesem Prinzipe der Wortstellung sind die mehr in sich erstarrten Sprachen der Mandschu und Mongolen besonders hartnäckig, im osmanisch-türkischen hat der Einfluß des Arabischen und Persischen einige Milderung herbeigeführt. *)

Uebersieht man diese Angaben, so muß man gestehen, daß sich der Verfasser auf ein Gebiet eingelassen hat, das eine sehr mannichfache Kenntniß des behandelten Gegenstandes erfordert, und die Sache ist um so schwieriger, je mehr Mittelglieder uns noch fehlen. Von den vielen Dialekten des weitläufigen Tungusiens ist nur die Mandschusprache näher bekannt, das Mongolische hat der russische Akademiker Schmidt eigentlich erst ans Licht gezogen, und von den zahlreichen Turkidialekten sind nur wenige genau erforscht worden, ja selbst das osmanisch-türkische ist mehr nur wegen der unmittelbaren Anwendung erlernt, und kaum einer genauern philologischen Untersuchung unterworfen worden.

(Schluß folgt.)

Meerfahrt von Griechenland nach Italien,

mit Hinblicken auf die griechische Küste, die jonischen Inseln und die Westküste Italiens.

Aufenthalt in Italien.

(Schluß.)

Auf welchem Grund und Boden man sich befindet, sieht man an dem römischen runden Thurme, bei dem diesseitigen Eingang in die Stadt, der wohl fast zweitausend Jahre den Stürmen der Zeit Trotz geboten und jetzt noch stolz mit seinem bemoosten, altergrauen Haupte nach der prachtvollen neuern Kathedrale hinüberschaut, die sich in imposanter Schönheit dem Nahenden präsentirt. Unter den durchweg schlechten Gasthäusern (die bei dem starken Besuch der Wallfahrer wohl besser seyn könnten) war mir als der leidlichste der Albergo al leon bianco empfohlen, vor dem ich auch vorfuhr und von dem Wirthe freundlich empfangen wurde. Das Mittagsmahl, das ich aus dem triftigen Grunde des Hungers heute früher als gewöhnlich einnahm, bestand, es war gerade einer der vielen Fasttage, aus Kräutersuppe, Fischen in verschiedenen Gestalten, gebraten und gesotten, und bayerischen Dampfnudeln! wie kam diese deutsche, sonst in Italien so unbekannte Speise hieher? lange konnte ich es mir nicht enträthseln, bis ich endlich erfuhr, daß der Wirth Signor Gemelli ein geborner, braver Altbayer sey, vor 18 Jahren als Handwerksbursch nach Italien und in dieses Wirthshaus gekommen wäre. Der Tochter vom Hause gefiel der Deutsche, man heurathete sich und der bayrische Herr Gemmel wurde so mit der Zeit ein Signor Gemelli, Besitzer des Albergo und eines Häufleins Kinder. Es ist ein artiger und zuvorkommender Mann, und welchen Deutschen seine Tour einmal nach Loretto führt, versäume nicht bei dem Landsmanne einzukehren, und sich, ehe er das Heiligthum der Santa Casa besucht, vorher an profanen, aber sehr schmackhaften bayerischen Dampfnudeln zu erquicken.

Von der kleinen Piazza, wo das Wirthshaus liegt, führt die lange, ziemlich hübsche Hauptstraße nach der Kathedrale. Zu beiden Seiten der Straße reihen sich in den Erdgeschossen der Häuser die Läden aneinander, in denen man allerlei heilige Artikel, Kruzifixe, Rosenkränze, Heiligenbilder, Gebetbücher und auch die mit Kupfern verzierte Beschreibung des h. Hauses von Loretto zu kaufen bekömmt. Es mögen sich die Handelsleute dabei recht gut stehen, da der Besuch der Wallfahrer von jeher sehr stark war und in neuerer Zeit wieder zugenommen haben soll. Die Kirche und der daran stoßende bischöfliche Palast umschließen einen bedeutenden viereckigen Platz, um dessen in der Mitte befindlichen Brunnen eine Menge Pilger gelagert waren, in dem Kostüm, wie wir sie in Deutschland auf dem Theater zu sehen gewohnt sind, mit dem wachsleinenen Kragen, worauf große Muscheln befestigt sind und dem breitkrämpigen, aufgeschlagenen Hute. Verlangend, das in der katholischen Welt mit den ersten Rang einnehmende Heiligthum zu sehen, begab ich mich nun in die Kathedrale, in der sich die Santa Casa befindet. Dieses Wunderhaus steht gerade unter der Kuppel der in Kreuzesform gebauten Kirche, und ist mit einem Ueberzug von carrarischem Marmor versehen. Die vier Außenwände zeigen die verschiedenen Hauptmomente aus dem Leben der heil. Jungfrau in ausgezeichneter Bildhauerarbeit von den Meistern Sangallo, Bandinelli und Sansovino. Der Marmorfußboden der Kirche, der sich unmittelbar um das Heiligthum hinzieht, zeigt eine mehrere Zoll tiefe Aushöhlung, die von der Andachtsübung der Gläubigen herrührt, auf den Knien einigemal das heilige Haus zu umwandern. An den beiden Thüren, die ins Innere des Heiligthums führen, wehren päpstliche Soldaten dem zu großen Andrange des Volks. Tritt man nun hinein, so befindet man sich in einem düstern, nur durch die

*) Die angehängten Fürwörter der Türken und Ungarn erklärt der Verfasser für die einzige durchgreifende, und nicht durch fremden Einfluß bedingte Verletzung des Prinzips; auch im Ungarischen, das durch seine Assimilirung mit den europäischen Sprachen die größten Freiheiten in der Wort- und Satzstellung habe, sollen mehrere der obigen Regeln noch ohne Ausnahme gelten.

immerwährend brennenden Kerzen erleuchteten Raume, der ganz seine durch die Tradition bestimmte frühere Gestalt behalten hat, 32 Fuß lang, 13 Fuß breit und 19 Fuß hoch ist. Die Wände bestehen aus rohen Ziegeln, die aber durch den ununterbrochenen Kerzendunst, durch das wohl unbezweifelt bewiesene hohe Alter und durch die Küsse und Handberührungen der frommen Wallfahrer eine Art schwarzen Firniß angenommen haben. An der obern schmalen Seite der Hütte befindet sich über einem Altar das wunderthätige Marienbild, aus schwarzem Cedernholz geschnitzt. Dieses und der Altar prangen in einer Ueberfülle von kostbaren Steinen, goldenen und silbernen Verzierungen, was in dem kerzenerleuchteten Raume Alles um so glänzender erscheint. Ich bin sonst weder Wundergläubiger noch Frömmler, gestehe aber gerne, daß mich hier ein eigenes, ehrfurchtgebietendes Gefühl überschlich.

Die Fronte der Kirche und der daran stoßende bischöfliche Palast, nach der Angabe Michel Angelo Buonarotti's gebaut, sind Meisterwerke, eben so die sitzende Bronzestatue des Papstes Sixtus V auf dem Platze vor der Kirche und die der h. Jungfrau auf der Façade, beide von Lombardi, demselben, von dem auch die trefflichen Basreliefs auf den ehernen Thüren des Heiligthums herrühren. Alle Kapellen der Kirche sind mit ausgezeichnet werthvollen Mosaiken von Zuccari und Barocci geschmückt, so wie die Kuppel mit den vier Evangelisten in gleicher Arbeit von Pomarancio. Sämmtliche Altarblätter sind theils ausgezeichnete Originale, theils sehr gelungene Kopien der ersten italienischen Meister. Ueberhaupt enthält die Kathedrale und der bischöfliche Palast einen reichen Schatz gediegener, italienischer Kunst, und wohl wäre es werth, wenn ein Kenner sich die Mühe nähme, die hier vorhandenen Meisterwerke bekannter zu machen, als sie es bis jetzt sind. Ich komme hier wieder darauf zurück, Reisenden in Italien zu rathen, gerade diesen Theil des Landes mehr zu besuchen, da es wahrlich der Mühe lohnt. Außerdem beachtenswerth sind in der Offizin der Kirche ungefähr dreihundert Gefäße mit trefflichen Gemälden nach Zeichnungen von Raphael und Giulio Romano.

Der Schatz von Loretto ist über alle Beschreibung reich, Edelsteine, Gold und Silber, alles Geschenke frommer Gläubiger, liegen, man könnte sagen, in großen Haufen da, freilich nutzlos, und doch geeignet, viele tausend Arme wohlhabend zu machen. Doch will ich dadurch nicht dem Kirchenplünderungssystem des spanischen Finanzministers, des Juden Mendizabal, das Wort reden, dessen Maitresse bekanntlich jetzt auf den Straßen von Madrid behängt mit dem Diamantenschmuck umherstolzirt, der einst das Bild der Maria in einem christlichen Tempel schmückte.

Mehrere sehr hübsch gearbeitete Rosenkränze, die ich hier kaufte, um in Deutschland fromme Freundinnen damit zu beschenken, ließ ich, um sie recht kräftig zu machen, vor dem Bilde der heiligen Hütte weihen, wofür die Kirche ein Geschenk erhält. Dafür bekam ich aber auch als geistliche Zugabe von dem freundlichen jungen Priester eine Reliquie, nämlich ein Stückchen des Schleiers der heiligen Jungfrau, mit einem gedruckten Certifikat, das folgendermaßen lautet:

„Attesto Jo sottoscritto Custode della S. Casa di Loretto, che il Velo nero sigillato, ed annesso a questa mia sia stato indosso nel Giovedi e Venerdi Santo alla Sacra Statua Lorettana, e poi toccato nelle S. Mura, e nella S. Scodella della Beatissima Vergine, che si conserva in questa sua S. Casa. In fede etc. Loretto dalla Custodia questo di 11 Iiugno 1834.

Gratis.

P. Magrini, Custode.

Mehrere Stunden waren mit der Besichtigung der kirchlichen Merkwürdigkeiten vergangen, die — mögen sie auch noch so merkwürdig seyn — dennoch ermüden. Darum war mir recht wohl, als ich aus den düstern Hallen wieder in Gottes freie Natur trat. Der Cicerone führte mich in einen, am Abhange des Berges liegenden Garten unfern der Kirche, wo sich mein Auge an der paradiesischen, von den Flüssen Musone und Potenza durchzogenen Gegend, an dem blauen Appennin und schönen Meer erlabte, und ich stimme dabei dem deutschen Reisenden bei, der meinte, daß die Engel schon gut zu wählen wußten, als sie das Haus unserer lieben Frau hier niederließen. Uebrigens muß ich bemerken, daß man in der gedrängtvollen Kirche sehr begierig gewesen seyn muß, von mir ein Andenken zurückzubehalten, weil ich, als ich in den Albergo zurückkehrte, ein Beutelchen mit mehreren Dukaten, die ich damals schwer entbehren konnte, aus der Rocktasche vermißte.

Es war schon spät Nachmittag geworden, als ich mich wieder auf dem Rückweg nach Ancona begab. Die Straße war belebt von geputzten Landleuten, die von dem Kirchenfeste aus Osimo heimkehrten. Die kleidsame Tracht der Männer und der hübschen Frauen und Mädchen, die auch hier das bekannte viereckige, mit einem blanken Pfeil befestigte Tuch als Kopfschmuck tragen, die kecken Reiter, die zweirädrigen Wagen, vollgepackt mit anmuthigen Frauen und Mädchen; — alles das bildete so pittoreske Bilder, daß ich gar nicht so schnell nach Ancona zurück verlangte, sondern bei anbrechendem Abende vor einer belebten, ländlichen Locanda anhielt, um dort ein paar Stunden mit den lustigen Landleuten zu trinken und wo möglich mit den hübschen Landmädchen zu schäckern. Unter Weinlauben, die sich an der gewölbten Vorhalle des Hauses herüberrankten, saß es sich gar zu lieblich. Durch die offene Hausthüre sah ich in die von einem großen Feuer beleuchtete Küche, wo der Wirth Maccaroni und Schafsbraten bereitete. Vor der Thüre schwirrten die Saiten der Guitarre originelle Weisen, nach welchen ein Paar Bursche mit ihren Mädchen in anmuthigen Wendungen einen nationalen Tanz — eine Art Tarantella — ausführten. Die Bewegungen der Tanzenden wurden rascher und enthüllten so die wunderherrlichen, weiblichen Formen des schönen Beins und der schwellenden Hüfte. Ein Bursche, den ich mit einigen Bouteillen Wein traktirte, und der Cavaliere von seinem Schätzchen und seiner Schwester war, empfahl mir die Letztere, um diese in Züchten und Ehren zu unterhalten, was ich denn auch nach Kräften that. Schon glühte ein herrlicher Morgen über Meer und Land, als ich wieder in Ancona einfuhr.

Reise von Christiania nach dem Fille Fjeld.

In Christiania brachten wir nur wenige Tage zu. Man lebt dort viel theurer als im übrigen Norwegen. Die Gastwirthe erfinden Taxen und Preise, mit denen sie dem Fremden die Hauptstadt bemerklich machen, denn sie hätte sonst wenig Interessantes aufzuweisen, wenn sie nicht in einer reizenden Gegend läge, und der Versammlungsort des Storthings wäre, eine der originellsten politischen Versammlungen Europa's, wo die ungebundene Freiheit mit einer Ruhe und einem Anstand gehandhabt wird, welche manchem Staat zum Vorbild dienen könnte.

Die nähere Beschreibung von Christiania behalten wir uns vor.

Den 4ten Julius Abends eilten wir aus Christiania auf der großen Chaussee nach Bergen. Wir wollten heute nur die erste Station Jönsrud erreichen, am Morgen früh 10 Uhr auf dem hohen Paß Krogkleven zu seyn, und hier ein Naturschauspiel zu genießen, welches in seiner feenartigen Zauberhaftigkeit fast unübertrefflich ist. Auch nach dieser Seite von Christiania, auf der wir Abschied nahmen von den reizenden Umgebungen, passirten wir viele schöne Landsitze, die theils auf Hügeln, theils in anmuthigen Thälern, theils einsam am Meere liegen, bis wir den dunkeln Tannenwald, das Nationalkleid des norwegischen Grund und Bodens, erreicht hatten. Auf der trefflichen Chaussee flogen wir mit unserer einspännigen Karriole über steile Waldberge hinweg, zwischen denen fruchtbare Wiesenthäler liegen. Wir kamen beim Ort Tanum vorbei. Dahinter breitet sich plötzlich das schöne Thal von Bäeum aus, an dessen Ende wir unsere Station Jönsrud erblickten. Bäeum hat mit seinen brennenden Schmelzöfen eine reizende Lage. Die Aufnahme in Jönsrud war gut. Wir bezahlten andern Morgens 2 Mark (15 Silbergroschen) und waren dafür sehr gut bewirthet.

Von Jönsrud bis zum Paß Krogkleven blieben wir im fortwährenden Steigen über steile dicht bewaldete Berge, eine einförmige unbewohnte große Waldstrecke. Es ist das Gebirge Krogskoven. Mitten im Walde bezeichnet ein Marmorstein die Gränze zwischen Aggerhuus und Ringerige. Ein wenig weiter erscheint ein Brunnen, dessen Wasser aus dem Berge empor springt, und der St. Olav heißt. Seitwärts gewahrten wir eine Felshöhle in Form eines großen Topfs, und wer eine lebhafte Phantasie hat, der sieht in diesen Felsen den Eindruck eines Hufes, daran sich manche Sagen der Vorzeit knüpfen. Alles Außergewöhnliche ist hier dem St. Olav oder Olans, dem großen Schutzpatron, zugeeignet.

Gegen 10 Uhr Morgens langten wir eben beim Paß vor jenem Zauberbild an. Die Ueberraschung ist groß. Wir standen auf dem Hochrande des Gränzgebirgs Krogskoven zwischen dem Stift Aggerhuus und der Provinz Ringerige, welches von hier mit einer steilen Abdachung von 20 bis 50 Grad fast 2000 Fuß hinabstürzt. Die Chaussee drängt sich eben durch eine Felskluft, aus deren schroffen Wänden hie und da eine Tanne oder Birke malerisch emporsprießt. Man sieht durch diese lange Kluft wie durch einen großen dunkeln Tubus in die reizende Provinz Ringerige hinab, wo Wälder, Wiesen, Seen und Berge malerisch mit einander wechseln, hinter denen das Amphitheater der Gebirge von Hallingdalen den herrlichsten Hintergrund zu einem Gemälde darstellt, welches in seiner natürlichen Länge 15 deutsche Meilen beträgt. Um 10 Uhr Morgens steht die Sonne hinter der rechten Kluftwand. Sie erhöht das Dunkel in der Kluft, und indem sie ihre magische Beleuchtung über jene Tieflandschaft schickt, stellt sie dem Beschauer ein Gemälde dar, welches mit seinen bunten Farben und grellen Lichtern ans Feenhafte gränzt. Es ist dieß ein Punkt, den die Bewohner von Christiania eben so gern besuchen, als die Berliner die sächsische Schweiz. Sie schätzen sich glücklich, wenn sie den Moment der günstigen Witterung um die zehnte Morgenstunde abgepaßt haben.

Die große Straße nach Bergen ging sonst mit einem weiten Umweg durch Mittedalen. Die erste Anlage dieses chaussirten Richtwegs, der ohne Unterbrechung mit einer Abdachung von 50 Grad hinabstürzt, muß eine schwierige Arbeit gewesen seyn. Nur die norwegischen zweirädrigen Karriols und die norwegischen Pferde können hier fortkommen. In diesem Hochwalde ergötzten uns die schönen großen Blätter des Napelkrauts und seine hohen Stängel. Diese Pflanze der Hochgebirge vegetirt mit der Birke gleich hoch über dem Meeresniveau. Das Gebirge besteht aus Porphyr, dessen Farben in blau, violett und braunroth wechseln, und der mit rhomboidalischen Krystallen von Feldspath durchsprengt ist. Im Mittelgrunde jener zauberischen Landschaft Ringerige erscheinen die weißen Mauern der Kirche Norderhoug, woselbst das Predigerhaus das Andenken an eine Aktion bewahrt, in welcher der schwedische Obristlieutenant Löwen in den Kriegen Karls XII gefangen wurde. Die Mauern tragen noch die Spuren der Kugeln, welche die norwegischen Truppen hineinschossen. Dieselben wurden durch die List der Predigerfrau zur rechten Zeit herbeigerufen.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Das Medaillenkabinet zu Madrid zählt gegenwärtig 90.227 Stücke, worunter 2672 in Gold, 50.692 in Silber, 41.186 in Kupfer, 366 in Blei, 60 in Holz, 855 in Formen von Wachs und 336 in Gyps. Sie sind eingetheilt in 1159 Kästchen von Nußbaumholz, welche in 58 Armoires von Acajou mit Glasfenstern und vergoldeten Verzierungen von getriebener Arbeit stehen. Die Säle selbst sind mit Gemälden geschmückt.

Man hat zu Metz einen römischen Bau entdeckt, welcher aus Steinblöcken von 25 bis 50 Kubikfuß aufgeführt ist. Mehrere dieser Blöcke sind mit bewundernswerthen Skulpturen verziert. Das Gebäude scheint einen öffentlichen Zweck gehabt zu haben, man kann aber nicht errathen, welcher Art derselbe war.

Berichtigung.

In Nr. 15 ist auf der ersten Seite im Titel Gascayn statt Gascogne stehen geblieben.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 5** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Die Sinnpflanze. 2.** Von Shelley. — **Lord Byron.** (Fortsetzung.) — **Lieder von Beranger. Frühling und Herbst.**

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 18.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 Januar 1837.

Ungrische Nationaltrachten, Sitten und Gebräuche.

(Von F. C.)

Unter allen Ländern Europa's gibt es keines, das vergleichungsweise von so verschiedenen Völkern bewohnt wird, wie Ungarn. Beinahe alle europäischen Völkerstämme findet man auf diesem mäßigen Strich Landes vereinigt. Größere und kleinere, in Hinsicht der Abkunft sowohl, als der Sprache und ihren physischen und moralischen Eigenschaften nach wesentlich von einander unterschiedene Völkerstämme bewohnen es, und ungeachtet der stets sich mehrenden Vermischung, hat jedes derselben seine besondere Lebensart, Sitten, Gebräuche und herkömmliche Erwerbszweige beibehalten. Der Abstammung nach zerfällt jedoch die Hauptmasse der Einwohner in Magyaren, Slaven, Deutsche und Walachen. Die Nebenvölker sind Griechen, Arnauten, Lothringer, Armenier u. s. w. Außer diesen großen Völkerstammen leben hier noch Neugriechen, Böhm , Polen, Serben, Bulgaren, Franzosen, Türken, Italiener, Juden und Zigeuner. Wie sich denken läßt, ist unter so verschiedenen Völkerschaften natürlich auch die Sprachverschiedenheit außerordentlich groß; jedoch sind es vier Hauptsprachen die vorherrschen, nämlich die ungrische, slavische, deutsche und lateinische. Von den erstern beiden, welche die Sprache des Volks ausmachen, ist die slavische die am weitesten verbreitete und am allgemeinsten übliche. Diese ist eigentlich dieselbe, welche in Mähren und Böhmen gesprochen wird, nur in verschiedenen Mundarten, und mit manchen Provinzialismen vermengt, die theils der ungrischen, mehr noch der deutschen Sprache nachgeformt sind. Auch die Magyaren sprechen mehrere Dialekte, und vor etwa 50 Jahren war ihre Sprache noch ganz unbeachtet, aber in neuerer Zeit ist sie durch den wieder erwachten Nationalgeist der Ungarn emporgekommen. Die deutsche Sprache ist die der Gebildeten und in allen ungrischen Ländern Schriftsprache, wie denn überhaupt auch deutsche Sitten und Gebräuche immer bedeutendere Fortschritte machen, und sich in jedes ansehnlichere Haus einbürgern können. Uebrigens ist auch allen Gastwirthen in etwas größern Orten, den meisten herrschaftlichen Beamten und vielen Handwerkern die deutsche Sprache nicht minder geläufig, so daß jeder Reisende in Ungarn in jedem Dorfe im Fall der Noth wenigstens Einen Menschen finden dürfte, durch den er sich in dieser Sprache verständlich machen könnte. Die Geschäftssprache ist durchaus die lateinische, in der Alles, was auf die öffentliche Administration Bezug hat, verhandelt wird, und der sich als lebender Sprache der Adel, die Honoratioren, insbesondere aber die Geistlichkeit sehr häufig bedienen. Diese und die ungrische wird nach allen Regeln auch in den öffentlichen Unterrichts- und Bildungsanstalten gelehrt, und beide sind als ordentliches Studium in den Schulplan aufgenommen. Die gewöhnliche Konversationssprache der Gebildeten und höchsten Familien ist bald die ungrische, bald die deutsche, sehr selten die französische. In physischer Hinsicht sind die Bewohner Ungarns nicht minder verschieden; jedoch bemerkt man zwei hervorstechende, vollkommen ausgebildete Hauptracen, die Magyaren und Slaven.

Die politisch herrschende, obschon nicht die zahlreichste Nation bilden die eigentlichen Ungarn oder Magyaren. Diese, welche um das J. 886 wahrscheinlich von den Steppen der Wolga in Pannoniens Gefilde kamen, und unter ihrem Herzog Arpad sich des Landes bemächtigten, bilden den Hauptstamm, der sich selbst Magyarok nennt. Sie sind der Zahl nach etwa 3¼ Millionen Köpfe stark, beschäftigen sich fast ausschließlich mit der Landwirthschaft und Viehzucht und bewohnen hauptsächlich das flache Land, den schönsten und fruchtbarsten Theil des Reiches, und kaum dürfte man sie anderswo im Gebirge suchen, als im Hewesser-Komitat an der Matra. Gebirge sind daher nicht ihre Heimath. In Hinsicht der Dialekte unterscheidet man vier Klassen der Magyaren, als: Paloczen, welche in der Nähe der Matra in Hewesser, Ungvarer und Honther Komitat wohnen; die Magyaren jenseits der Donau, die Theißer und in Siebenbürgen die Szekler. Außer den Distrikten der Kumaner, Jazygen und Heiducken sind sie jedoch in keinem der 52 Komitate ganz rein und unvermischt anzutreffen, so wie sie überhaupt nur in 10 Komitaten verbreitet sind; denn in den 12 Komitaten Trentschin, Arva, Liptau, Thurocz, Zips, Sarosch, Kraschow, Posega, Agram, Kreuz und Waraedin sind keine magyarischen Ortschaften. Ueberhaupt sollen sie nach geographischen Angaben 4739 Wohnorte, wovon 41 in Kroatien und Slavo-

nien, daher weit mehr als das Drittel der gesammten Niederlassungen inne haben. Aber ungeachtet dieser Zerstreutheit ihrer Wohnungen ragen sie nichtsdestoweniger in der ganzen Bevölkerung überall hervor und behaupten in der Gesellschaft, selbst unter den Bauern, durch ihre physischen und moralischen Eigenschaften eine gewissermaßen gebieterische Stellung; während die Slaven, welche den zweiten, aber bei weitem zahlreichsten Volksstamm bilden, der nahe an fünf Millionen stark, als ursprüngliche Bewohner des Landes, nur einen untergeordneten Theil der Staatsbürger ausmachen. Auch diese bestehen in mehrerlei Stämmen, wovon jeder seinen eigenen Dialekt redet. Zu ihnen gehören die Slawaken, Böhmen, Polen, Kroaten, Vandalen, Ruthenen, Wenden, Slavonier, Serben, Bulgaren u. s. w. Unter diesen sind die Slawaken, Ueberreste der mährischen Nation, die vornehmsten und industriösesten. Sie bewohnen allein in Ungarn und Slavonien 5789 Dörfer und beschäftigen sich auf die mannichfaltigste Weise, sowohl mit Ackerbau und Viehzucht, als wie mit Handel und Gewerben, daher dann gewöhnlich überall, wo sie sich ansiedeln, weder Magyaren noch Deutsche gedeihen. Zu ihnen gehören auch die kolossalen Bewohner der Karpathen, die sog. Kopaniczaren. Die Slaven sind in Ungarn, wie in andern Ländern, dieselben Stumpfnasen; tiefliegende, kleine Augen, starke Backenknochen und selbst der oft unmerklich finstere Zug auf der Stirn findet sich hier wieder; dabei ist ihr Körperbau meist derb und kräftig und gleichwie der des Magyaren in der Regel hoch und wohlgestaltet, ihre Muskeln jedoch sind dick, ja zuweilen herkulisch, während die des Ungarn mehr fest als dick, in schönem Ebenmaß sich runden. Die Gesichtsbildung des Magyaren ist asiatisch, edel, wie aus Marmor gehauen, sein Auge groß, schwarz und feurig, wie das des benachbarten Osmanen; starke buschigte Augenbrauen ziehen sich über dasselbe, ein starker Schnurrbart ziert die Oberlippe und der Mund verdeckt eine Reihe großer, blendend weißer Zähne. Häßlich werden diese Gesichter nur oft durch bleichen, von den Sonnenstrahlen vergelbten Teint, durch außerordentliche Verstärkung der beiden eigenthümlich laufenden Züge, welche sich von den Nasenflügeln zum Munde herabwinden. Noch mehr verunstaltet werden diese Gesichter oft durch einen stark gewichsten, mächtigen Schnurrbart, der häufig an beiden Seiten des Kinns in dünnen Spitzen herabhängt, und durch mit Fett sorgfältig geglättete, pechschwarze Haare.

(Fortsetzung folgt.)

Versuch über die tatarischen Sprachen.

(Schluß.)

Eine große Schwierigkeit für die Vergleichung der hochasiatischen oder tatarischen Sprachen ergibt sich, daß die Einwirkung fremder Sprachen auf diese Idiome auf die allerungleichste Weise erfolgt ist: das Mandschu'sche war erst so zu sagen im Werden, als es durch die gewaltthätige Einwirkung des formlosen, aber an geistigem Gehalte weit überlegenen Chinesischen gleichsam gelähmt wurde. Das Mongolische hat sich viel selbstständiger gestaltet, doch fehlt ihm die Durchbildung, die nur eine gewisse literarische Selbstständigkeit geben kann. Nur das Osmanisch-Türkische und das Ungarische beweisen, zu welcher Vollendung auch Sprachen ohne wahre grammatische Verschmelzung sich erheben können: aber gerade diese beiden sind lexikalisch am ärmsten, denn ihre Verschmelzung mit fremden Völkern, deren Religion und Sitten sie annahmen, machte, daß sie den eigenen Sprachschatz nicht ausbildeten, wie es der Fall seyn könnte.

Indeß ist es, wie der Verfasser ganz richtig bemerkt, nicht der Reichthum an eigenen Worten, der über die Bildsamkeit der Sprache entscheidet, und eine Sprache mag noch so viel Worte einer fremden in sich aufnehmen, so ist darum das Wesen der Sprache, die in dem grammatischen Bau liegt, noch nicht verloren gegangen. Darum sagt auch der Verfasser: „es lehrt alle Sprachengeschichte, daß die mannichfachen Bildungszusätze, welche dem Grundbegriff seine verschiedenen Rollen in der Rede zutheilen, unveräußerliches Eigenthum der Sprache sind, und daß sie weit eher ganz erstirbt und untergeht, als ihre eigenen grammatischen Formen gegen fremde vertauscht.“ So hat der gewaltige Einfluß zweier unter sich heterogener Sprachen, des Arabischen und Persischen, auf das Osmanisch-Türkische sich durchaus nicht auf die Grammatik erstreckt, und dieses letztere liefert ein merkwürdiges Beispiel, daß eine Sprache beinahe lexikalisch untergehen, und doch seine Grammatik rein bewahren kann, ein Beispiel, das sich übrigens auch am Persischen selbst schon ergeben hat, wie es sich bei dem Spanischen ergab, dessen romanische Grammatik durch die Einwirkung der 800jährigen arabischen Herrschaft nicht im Mindesten gelitten hat.

Es ist hier nicht der Ort, sich in mannichfache Anführungen aus der Grammatik der verschiedenen tatarischen Sprachen einzulassen, wir beschränken uns deßhalb nur auf einige Angaben. Sowohl der Plural als die Casusverhältnisse werden in den tatarischen Sprachen durch Beifügung gewisser Partikeln ausgedrückt, die an der Form des Wortes, sey es nun primitiv oder abgeleitet, nichts ändern oder höchstens, wie namentlich im Mongolischen, ein das Wort schließendes n oder r ausfallen lassen. Es entsteht kein Verwachsen mit dem Worte und folglich kann auch von keiner Deklination die Rede seyn. Daher kommt es auch, daß der Hochasiate diese Partikeln im Schreiben bald mit dem Worte verbindet, bald davon trennt: bei den Mongolen ist letzteres die Regel. Außerdem fallen einige Casuszeichen, nämlich die des Genitiv und Accusativ, weil sie am leichtesten sich aus dem bloßen Zusammenhang erklären, oft ganz weg. Die Casuspartikeln sind von den Präpositionen, oder eigentlich Postpositionen gar nicht zu unterscheiden, und so kann man sie alle oder auch gar keine als Casuszeichen ansehen, denn sie bezeichnen jedenfalls nur das Verhältniß des Hauptwortes, bei dem sie stehen, zu einem andern, und waren ursprünglich gewiß selbstständige Wurzeln, die im Lauf der Zeiten, namentlich wegen ihres häufigen Gebrauches verkürzt und verstümmelt wurden. Die Mandschu haben von solchen Wörtern, die sich zu bestimmten Casuspartikeln gebildet haben, Eins, nämlich be, das Zeichen des unmittelbaren Ueberganges einer Handlung, die Mongolen haben zwei solcher Partikeln, eine für den Genitiv und den Accusativ,

die Türken drei, für den Genitiv, Dativ und Accusativ. Die übrigen Casuszeichen der genannten Sprachen haben einen viel umfassendern Gebrauch. In den Sprachlehren wird gewöhnlich als Zeichen des Genitivs aufgeführt: Mandschu ni, i; Türkisch ning, ün; Mongolisch ün, ü, jin. Bei den Türken und Mongolen sind diese Partikeln in ihrem Gebrauche immer dem Genitiv analog, das ni und i der Mandschu aber kann man oft durch aus, mit u. s. w. übersetzen, was vielleicht auf die selbstständige Urbedeutung der Partikeln hinweist.

Wenn wir hinzufügen, daß sich auch die Pluralpartikeln, namentlich einige der mongolischen auf die mandschuischen, und einige andere auf die türkischen zurückführen lassen, so mögen damit diese Einzelnheiten, die hier als eine Probe der Behandlung dienen mögen, beschlossen werden. Will man behaupten, daß der bloße Zusammenhang der Redetheile, diese Bezeichnung der Vielheit, der Allheit, der Sammlung, der Klasse durch besondere Wörter, *) das bloße Anhängen von Partikeln zur Bezeichnung der verschiedenen Verhältnisse, dieser Mangel an Flexion und die Ersetzung derselben durch einzelne Worte den leichtern Austausch zwischen den verschiedenen Nationen Hochasiens erkläre, so ist dieß ein großer Irrthum. Abgesehen davon, daß zu einem grammatischen Austausch mehr als bloße Nachbarschaft, eine stärkere Mischung als das in Hochasien so schlaffe Band zwischen Eroberern und Eroberten erfordert würde, so würde selbst schon ein solcher Austausch in diesem Falle eine Verwandtschaft der grammatischen Formen voraussetzen. Wir haben in Europa schon mehrere Vermischungen von Sprachen gesehen, die sich kaum ferner stehen, als man sonst von den türkischen und der Mandschusprache behauptete, und doch was ist der Erfolg gewesen? deutsche Völker setzten sich im romanischen Lande fest, waren die Herren darin, verbanden sich aufs innigste mit den alten Ureinwohnern, und wenn wir den Einfluß des Deutschen auf die romanischen Sprachen prüfen, so ist vielleicht die Einführung des Artikels die einzige, von der man entschieden behaupten kann, daß sie eine Folge der deutschen Einwirkung war, und selbst diese, obwohl ohne Zweifel bedeutend und folgenreich, scheint so natürlich, daß bereits auch in der Einwirkung des Deutschen auf das Slavische sich ähnliche Spuren zeigen, **) obwohl es eine ganz ausgemachte Sache ist, daß die Slaven so wenig einen Artikel haben, als die Lateiner. Trotz der Jahrhunderte andauernden Herrschaft der Deutschen in romanischen Provinzen, blieb die Sprache der letztern doch in ihren Grundvesten ächt römisch; die Sprache der Mehrzahl überwog, und ging aus dem Kampfe zwar mit manchen Veränderungen, aber mit Beibehaltung ihres wesentlichen Charakters hervor. Ein umgekehrtes Beispiel fand mit England statt, wo die Mehrzahl der Nation einen germanischen Dialekt redete; die französisch redenden Normänner verbreiteten sich über das ganze Land, brachten eine Unzahl französischer Wörter in die Sprache, aber die Grammatik blieb rein germanisch. Wenn wir von solchen auffallenden

*) Das Wort für die Allheit ist in allen diesen drei Hauptstämmen dasselbe, nämlich Mongol: chamuk; türkisch gomug gemu, mandschu gemu.

**) S. Marko's slowenische Sprachlehre p. 9.

Beispielen zurückschließen auf die Sprachen Hochasiens, wo eine solche Verschmelzung der Völker kaum denkbar ist, wenn wir sehen, wie das Türkische, trotz dem daß es von persischen, arabischen und einigen europäischen Zuthaten überschwemmt ist, doch mit eiserner Beharrlichkeit seine Grammatik behauptet, so muß man erkennen, daß hier in diesem Bau eine gewaltige Dauer ist, und daß wenn in demselben Uebereinstimmung mit andern Sprachen sich zeigt, sie wohl aus einer gemeinsamen Quelle geschöpft haben müssen, wenn man auch eine Ableitung der einen Sprache aus der andern durchaus nicht statuiren kann.

Die Bevölkerung Aegyptens.

Lane sagt hierüber in seinem kürzlich erschienenen Werk Folgendes: In einem Lande, wo man weder Geburten noch Sterbfälle aufzeichnet, ist es unmöglich die Bevölkerung mit Genauigkeit zu bestimmen. Unter 2,500,000 Seelen rechnet man 1,200,000 männlichen Geschlechts, worunter 400,000 zum Kriegsdienst taugen. Von dieser Gesammtzahl nimmt der Pascha von Aegypten wenigstens 200,000, d. h. die Hälfte des thätigsten Theils der Bevölkerung für seine Armee und die Marine. Der Verlust der Bevölkerung durch die Entfernung so vieler Männer von ihren Frauen muß sehr bedeutend seyn, und man kann wohl die Bevölkerung jetzt auf nicht mehr als 2 Millionen anschlagen, die sich ungefähr folgendermaßen vertheilen:

Muhammedanische Aegyptier in den Städten und auf dem Lande	1,750,000
Christliche Aegyptier	150,000
Osmanlis	10,000
Syrier	5,000
Griechen	5,000
Armenier	2,000
Juden	5,000
Endlich Araber, Nubier, schwarze und weiße Sklaven und Sklavinnen, Franken u. s. w. ungefähr	70,000
	1,997,000

Die Araber der benachbarten Wüsten sind darunter nicht inbegriffen. Kairo enthält etwa 240,000 Einwohner.

Reise von Christiania nach dem Fille Fjeld.

(Fortsetzung.)

Auf der höchsten Stelle des Passes sieht man gegen Süden über die Gipfel der Bäume die Landschaft jenseits des Christiania-Golfs. Da vor Zeiten nie eine direkte Verbindung zwischen den beiden Provinzen Ringerige und Aggerhuus stattfand, so scheint es, als ob ein Bach, welcher neben der Straße in dieser Kluft hinabstürzt und dieselbe aushöhlte, den ersten Anlaß zur Anlegung dieser Straße gegeben habe.

Am Fuß des Gebirgs liegt der Stationsort Sundvold zur erwünschten Restauration der erschöpften Kräfte. Wir bewunderten den vortrefflichen Zustand der Chaussee auf diesem langen Absturz. Unweit Sundvold stehen die Ruinen einer alten Kirche, die man dem heiligen Olaus erbaute. Es gibt in Norwegen wenig Monumente der Vorzeit, die noch einige Spuren ihrer vormaligen Existenz übrig ließen. Eine Meile von Sundvold liegt der sehenswerthe Wasserfall Hönerfoss, den

der Fluß Buna bildet. Eine Menge Säge- und Kornmühlen sind auf dem sandigen Ufer dieser 60 Fuß hohen Kaskade angelegt, deren breite Wassermassen einige 100 Ellen tief von den sanften Abdachungen der Felsen herabfallen. Wenn Anfang Junius der Gebirgsschnee schmilzt, vergrößert sich die Wassermenge dieses Falles, und seine schäumenden Fluthen stellen ein imposantes Gemälde dar. Recht interessant ist die Fortsetzung der Straße mitten durch den großen See Stensfjord. Man muß die riesenhaften Anstrengungen bewundern, mit denen die Norweger die gerade Direktion der Hauptstraße verfolgten. Auf einem Felsdamm von 2 bis 500 Schritt Länge passirten wir einen Arm dieses Sees. Wir gelangten nach einer flachen grünen Felsinsel, darauf einsam ein kleines Gehöft steht. Eine schwimmende Brücke von 120 Schritt Länge führte uns nach einer zweiten unbewohnten Insel, und von dieser gelangten wir auf einem 250 Schritt langen Felsdamm mitten durch den See nach dem jenseitigen Ufer. Nicht weit von hier liegt die Meierei Stene, wo Halfdan der Schwarze, vormaliger König von Ringerige, residirte, und wonach auch obiger See seinen Namen hat. Harald Häedräde ward dort geboren, und sein Bruder, König Olaus der Heilige, wurde daselbst von seinem Schwiegervater Sigurd Sir erzogen. Leider ist jetzt keine Spur mehr von einer vormaligen Residenz zu entdecken, die wahrscheinlich aus Holz erbaut war.

Der Rückblick von hier unten nach dem Gebirge Krogskoven ist erhaben schön. Man erkennt auf dessen schroffer dunkeln Wand ein langes schmales weißgraues Band, was an derselben perpendikulär herabzuhängen scheint. Es ist unser Weg, auf dem wir herabkamen. Man entdeckt allmählich noch mehrere Rinnen, die durchs Herabgleiten der oben gefällten Baumstämme entstanden sind. Wenn es geregnet hat, oder wenn im Winter die kahle Bergwand glatt gefroren ist, läßt man die Bäume hinabschießen, dadurch bildeten sich allmählich Kanäle aus, in denen man zuletzt vom Gebirge, doch nicht ohne Lebensgefahr, hinabklettern konnte. Diese Kanäle sind theils ganz gerade, theils in mehrere Zweige getheilt. Am Ufer des Stensfjord fiel uns ein grüner Hügel auf. Es war der Grabeshügel Halfdan des Schwarzen, vormaligen König von Ringerige und mehrerer Provinzen. Dieser Urenkel des Olaus Trälälja war der Vater von dem berühmten Harald Harfager (Rothhaar), von dem alle Monarchen Europa's abstammen sollen.

Wir hatten nun eine schnurgerade lange Chaussee vor uns, welche durch die reizende und fruchtbare Landschaft Ringerige führt. Man entdeckt überall eine höhere Kultur, ein höheres Wohlseyn der Bewohner. Das Aeußere und Innere ihrer Häuser trägt das Gepräge norwegischer Wohlhabenheit. Aber die alte Nationaltracht hat sich leider durch die Nähe der Hauptstadt verändert. Hohe Gebirgsreihen umkreisen uns, aber nur in blauer Ferne, und viele schöne Gehöfte zeugen von einer dichtern Bevölkerung, als man sie in Norwegen gewohnt ist. Wir wurden über den Stor Elo gesetzt, bald darauf über einen zweiten Fluß, aber in beiden Flüssen sahen wir Brückenpfeiler von Felsblöcken, entweder die Ruinen einer vormaligen oder der Anfang neuer Brücken.

Wir biegen aus der Hauptstraße links ab, um das Blaufarbenwerk in Fossum zu sehen, das größte Bergwerk Norwegens, was der Bankier von Beneke in Berlin hier gekauft hat. Diese Straße führt uns an dem blumenreichen flachen Ufer des Sees Tyrifjord entlang. Diese Seitenstraßen sind zwar schmal, aber immer in gutem Stande. Die Stationsorte sind nur selten für die Aufnahme der Reisenden eingerichtet. Die Umgebungen des Sees Tyrifjord sind frei und angenehm, weite fruchtbare Fluren, dicht bewohnt, Alles in wohlhabendem Zustande. Wir setzen über einen Arm des Tyrifjord und reisen am Ausfluß desselben entlang auf einem hohen steilen Ufer. Wir hatten ein angebautes Thal voll schwelgerischer Fruchtbarkeit zur Seite. Zuletzt werden die Ufer schroffer und felsig, das Thal enger. Der Fluß schäumt in brausenden Wasserfällen und gewährt von oben einen pittoresken Anblick. Viele Baumstämme schwimmen schnell zu ihrer Bestimmung. Bei Konsangene fuhren wir in den steilen Thalgrund hinab und setzten über den breiten Fluß, wobei wir rechts hinauf den Anblick eines hübschen Wasserfalles hatten, und zugleich links die donnernden Schläge eines mächtigern Wasserfalles heraufstönen hörten, den dieser Strom unterhalb macht, von dem wir aber nur die kreiselnd aufsteigenden Dunstsäulen erblickten. Jenseits hatten wir bald den Ort Fossum erreicht. Der Anblick desselben überrascht in dieser öden Gebirgsgegend. Zwei lange Reihen zusammenhängender Häuser bilden eine gerade Straße, woselbst die Menge Arbeiter wohnen, die an diesem Bergwerk beschäftigt sind. Mehrere elegante Wohnungen der höhern Beamten liegen zerstreut umher, jede mit einem zierlichen Garten umgeben. Die Beschreibung des Werks erfolgt später. Wir fanden dießmal den Direktor nicht zu Hause, und kamen später von der entgegengesetzten Seite wieder her.

Wir folgen wieder der großen Straße nach Bergen. Bei Norderhoug waren wir links ausgebogen. Auf der Station nach Vand hatte ich ein junges sechzehnjähriges Mädchen als Postillon. Sie brachte mir ihre kleine zerbrechliche Karriole, deren Bretter von der Hitze lose waren. Es dauerte nicht lange, so brach der Boden unter uns. Sie sieht mich verzweifelnd an. Ich setze mich vorn auf die Wand des Kastens, die Beine über Bord und fahre weiter. Ein peinlich Gesäß. Wo das arme Mädchen hinter mir blieb, wußte ich nicht. Genug, sie kam mit, und wir nahmen zufrieden Abschied von einander.

Der malerische, fruchtbare Charakter der Provinz Ringerige begleitet uns fortwährend. Nur einmal passiren wir auf eine kurze Strecke einen dichten Tannenwald, aus dem wir zur Station Vand am See Randsfjord hinaufsteigen. Ein angenehmer stiller Abend, doch die schöne Natur ist todt, so daß eine zierliche Dame, die uns vom Berge herab entgegenschwebte, wahrscheinlich die Predigertochter, uns wie eine seltsame Lufterscheinung vorkam. Wir treten nun in die Provinz Hadeland ein. Sie besteht aus den Umgebungen des langen Sees Randsfjord, welche ein weites Thal bilden, dessen Ränder mit mehrern Wiesenterrassen amphitheatralisch zu einer bedeutenden Höhe aufsteigen. Diese Terrassen sind trefflich angebaut und mit vielen einzelnen Gehöften besetzt.

In Station Granevolden fanden wir einen hübschen großen Gasthof. Die Landleute waren in graue Fracks gekleidet, deren Schnitt nach englischer Mode diesem Volk ein komisches Ansehen gibt, was um so lächerlicher aussieht, als das grobe Zeug, was sie selbst weben, mit dem Fortschritt in Form und Mode disharmonirt. Dieß erinnerte uns an die wilden Bewohner einer Insel im atlantischen Ocean, welche von den Engländern moderne Fracks, Westen u. dgl. m. einhandeln, diese aber auf den nackten Leib anziehen, ohne an Beinkleider zu denken. Links erscheint der Sölfsberg oder Silberberg, wo man sonst Silber fand. Der Gipfel erhebt sich 1500 Fuß überm Meere und ist magnetisch. Die positive Höhe der Getreidefelder ist hier 7 bis 800 Fuß. Das Aeußere der Wohnungen, Kleidung, Ackergeräth, kurz Alles hat hier ein dürftigeres Ansehen als in Ringerige.

Die mittlere Temperatur beträgt hier im Sommer, d. h. vom 1sten April bis 1sten November, 8 bis 9 Grad, die Kälte in den fünf Wintermonaten 8 Grad. Da aber der erste Junius gewöhnlich erst den Boden völlig aufgethaut hat, und der erste Oktober ihn schon wieder zufrieren macht, so bleiben nur vier Monate, in welcher Zeit die mittlere Temperatur + 12 Grad ist. Ueber 20 Grad steigt die Hitze nicht.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 19.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 Januar 1837.

Der Holzhandel in England.

Es sind bald zehn Jahre, daß sich die englischen Schiffsrheder über das schlechte canadische Holz beklagen, ohne daß die Regierung bisher diesen Klagen Gehör geschenkt hätte; unmäßige Zölle lasten auf dem Holz aus den baltischen Häfen, und alle Jahre bezahlt nun der englische Holzhandel den nordamerikanischen Kolonien einen Tribut von einer halben Million Pfd. St. Die Anhänger der Beschränkung behaupten, daß im Augenblick, wo England die Zölle auf das baltische Holz verminderte, der Preis desselben bedeutend steigen würde. Dieß ist aber durchaus nicht wahrscheinlich, wenn man die große Konkurrenz erwägt, die sich augenblicklich im Norden Europa's ergeben würde. Der Beweis hievon liegt darin, daß von vierzehn Häfen Norwegens, welche ehemals Holz nach England lieferten, jetzt nur drei das Holz aus dem Innern um einen so mäßigen Preis erhalten, daß sie es mit Vortheil nach England versenden können; verminderte man die Zölle auf dieses Holz, so würden die eilf unbeschäftigten Häfen aufs neue mit den andern in Konkurrenz treten, und jede Erhöhung des Preises verhindern.

Die große Frage bleibt indeß immer, bis zu welchem Grade der Verlust des Holzmonopols auf die Wohlfahrt der nordamerikanischen Kolonien einwirken würde: ist der Bestand dieser Kolonien in gewisser Hinsicht mit diesem Handel verknüpft, oder können sie ihre Kapitalien und ihre Arbeit anderweitig verwenden? Die nordamerikanischen Kolonien sind durch ihren Boden und ihr Klima am meisten für den Ackerbau geeignet, welcher jetzt schon die Hauptbeschäftigung ihrer Einwohner bildet. Der in Canada geerntete Weizen wird in England um 55 Schilling verkauft, nachdem er einen Zoll von 5 Schilling bezahlt hat; seine Qualität ist vorzüglicher als die des englischen Weizens. Hanf und Lein sind gleichfalls sehr bedeutende Erzeugnisse dieser Kolonien. Im J. 1825 schickte der südliche Theil von Obercanada vier Tonnen Tabak nach Montreal; im J. 1835 nahe an 400 Tonnen. Diese Vermehrung der Produkte fand trotz der verführerischen Vortheile statt, welche das Monopol des Holzhandels darbietet; hörte dieses Monopol auf, so würde der Anbau des Tabaks eine bedeutende Ausdehnung erhalten. Trotz der Einführung der nachgemachten Soda in den Handel bietet die Pottasche immer noch einen sehr bedeutenden Ausfuhrgegenstand dar; endlich führen die verschiedenen Distrikte dieser Kolonien Rindfleisch, gesalzenes Schweinefleisch, gedörrte und eingesalzene Fische, Butter, Milch, Häute, Hörner, Seife, Pferde und eine Menge anderer Gegenstände aus. Neuschottland und Neu-Braunschweig müssen eines Tages eines der schönsten Länder der Welt für die Viehzucht werden. Der Gesammtwerth der in den letzten drei Jahren in Canada eingeführten Waaren betrug ungefähr 2,200,000 Pfd. St.; diese Summe wurde bezahlt mit 500,000 Pfd. St. Geld, welches Auswanderer aus Europa mitbrachten, mit Holz zu einem Werthe von 500,000 Pfd., so daß noch eine Summe von 1,200,000 Pfd. übrig bleibt, welche die Kolonie mit andern Waaren als mit Holz bezahlen mußte. Es ist also außer Zweifel, daß Canada mehr als genügende Mittel besitzt, um das zu ersetzen, was es durch die Unterdrückung des Monopols verlieren würde.

Der größte Theil des im Handel von Canada befindlichen Kapitals ist schwebend, die Anlegung von Mühlen und Kais, welche das fixe Kapital bilden, betragen höchstens 200,000 Pfd. Uebrigens ist noch zu bemerken, daß das Zimmerholz in den nahe am Meer gelegenen Theilen der Vereinigten Staaten zu fehlen anfängt, und New-York und Vermont bereits eine bedeutende Menge Holz aus Canada bezogen haben, weßhalb zu vermuthen ist, daß dieser Handel sich bedeutend ausdehnen wird, nicht nur, um die jetzigen Mühlen und Kais zu beschäftigen, sondern auch, um zur Errichtung von neuen zu veranlassen. Man könnte noch weiter gehen, und nachdem erwiesen ist, daß das Monopol des Holzhandels diesen Kolonien keinen so großen Vortheil bringt, als man gewöhnlich glaubt, sogar behaupten, daß dieses Monopol ihnen nachtheilig sey, indem dasselbe die Entwicklung von vortheilhaftern Industriezweigen verhindere, und zu einem Handel aufmuntere, den man wie eine Lotterie betrachten kann. Der Preis des Holzes in Amerika ist nämlich in Vergleich mit dem Verkaufspreis in England sehr gering: weißes Fichtenholz, welches man in Canada für 12 Schilling die Last kauft, verkauft man in England für 70; den Unterschied macht die Fracht, der Einfuhrzoll und andere Spesen aus. Ge-

setzt nun, das Fichtenholz falle zu London, was sehr häufig geschieht, um 3½ Schilling, so macht dieß 5 Prozent des Marktpreises; aber dieses Fallen um 5 Prozent in England macht vom Ankaufspreis 30 Prozent aus, und wird dadurch für den Versender verderblich.

Da die Kolonien bei der Veränderung des Systems nichts verlieren würden, indem sie andere Mittel finden, um ihre Kapitalien anzuwenden, so folgt daraus, daß England, welches fortwährend die gleiche Menge Holz bedarf, dabei gewinnen muß, indem es sich in denjenigen Ländern, von wo es in Zukunft sein Holz beziehen wird, neue Absatzwege eröffnen wird. Diese Länder nehmen jetzt freilich keine englischen Manufakturwaaren, aber bloß darum, weil sie arm sind, und als Austausch nichts zu bieten haben als Holz, welches England jetzt zurückweist; darum müssen sie ihren Bedarf an Manufakturwaaren aus denjenigen Ländern beziehen, wo man ihr Holz annimmt.

Wenn die englischen Manufakturen auch nicht dabei leiden, so verlieren wenigstens dabei, wie man behauptet, die Rheder. Man kann die Zahl der Ladungen von Holz, welche im Durchschnitt jährlich aus den Kolonien nach England geschickt werden, auf 1369 anschlagen, was 407,818 T. ausmacht und 17,414 Matrosen beschäftigt. Aber die zum Transport dieser 1369 Ladungen verwendeten Schiffe machen mehr als eine Fahrt im Jahre, und nimmt man im Durchschnitt auch nur zwei an, so finden nur 684 Schiffe und 8700 Matrosen Beschäftigung dabei. Uebrigens ist zu bemerken, daß der Holzhandel mit den Kolonien durch eine Aufhebung des Monopols nicht völlig vernichtet wäre, denn England wird fortwährend aus Amerika ungefähr 100,000 Lasten weißes Fichtenholz beziehen, die immerhin 220 Ladungen ausmachen, also 110 Fahrzeuge beschäftigen werden; die 574 andern Fahrzeuge würden wohl wahrscheinlich in dem neuen Handelsverkehr, der sich mit den baltischen Ländern eröffnen würde, hinreichende Beschäftigung finden.

Ungrische Nationaltrachten, Sitten und Gebräuche.

(Fortsetzung.)

Die edelsten Gestalten unter den Ungarn findet man im gemeinen Volke, was bei den Slaven gerade mehr umgekehrt der Fall ist, wo sie meist nur unter den höheren Ständen zu Hause sind; doch trifft man in den Mittelklassen nicht selten so anmuthige und sanfte Gesichtsbildungen, daß man sie für das alte Jonien nicht schöner träumen könnte. Namentlich ist dieß im Thuroczer Komitat der Fall, in welchem man das slawakische Cirkassien suchen möchte. Des Ungarn unzertrennlicher Gefährte ist sein Schnurrbart. Ein Ungar, der seinen Schnurrbart abnimmt, ist ein Abtrünniger, ein Auswürfling des Volks. Der Schnurrbart ist der Gegenstand seiner sorgfältigsten Pflege, und mit seinem Nationalstolze so innig verbunden, daß er es für den Untergang der Nation ansähe, würden einmal die Schnurrbärte verschwinden. Der Ungar ist sehr stark und übertrifft darin den Norddeutschen bedeutend; indessen steht der Slave diesen beiden wenig nach. Merkwürdig ist die von dem ungarischen Klima sehr begünstigte schnelle Entwicklung des Menschen. Die Mädchen heurathen nicht selten schon im 14ten Jahre. Das weibliche Geschlecht ist in der Regel in Ungarn mißrathen, und je tiefer man im Volke hinabsteigt, desto häßlicher werden die Weiber. In höhern Ständen trifft man übrigens schöne Edelfrauen, aber sie haben gemeinsames Geschick mit ihren Landsmänninnen, daß sie nämlich früh reifen und früh altern. Die Gesichtszüge markiren sich bei ihnen bald tiefer, die zarte, jungfräuliche Farbe wird gelb und fahl, das sprechend große Auge matt, von dunkeln Rändern umzogen. Indessen sieht der Ungar nicht immer auf Gesichtsbildung, je gerundeter und üppiger ein Mädchen oder eine Frau gebaut, um so reizender erscheint sie seinem Auge. Der Volkscharakter unterscheidet die Slaven, mehr noch aber die Ungarn fast von allen übrigen Völkern des Erdballs. Der Slave hat in seinem Wesen viel Kriechendes und besitzt einen hohen Grad von Religiosität, wenigstens der äußern Form nach, in der gewissenhaften Beobachtung aller vorgeschriebenen Religionsgesetze, obwohl er von dem eigentlichen innern Wesen dieser Himmelstochter sehr wenig oder gar nichts versteht. Er ist übrigens sehr industriös, gutmüthig und dienstfertig, selbst gegen jene, von denen er keine Belohnung zu erwarten hat, selten rachgierig und leicht zur Versöhnung, auch mit seinem bittersten Feinde, zu bewegen. Dabei ist er ein trefflicher Soldat, sobald er nur einigermaßen eingeübt ist. Vor Allem aber hat er großen Hang zum Leichtsinn, entwendet gern kleinere Lebensbedürfnisse, Eisen, Werkzeuge u. dgl., aber äußerst selten Geld oder Sachen von Werth. Wenig empfänglich für edlere und sanftere Gefühle, heurathet er gewöhnlich nur aus Bedürfniß der häuslichen Obsorge, und hat seinen liebsten Verstorbenen schnell vergessen. In der Vertheidigung seines Eigenthums oder seiner Ansprüche ist er überaus hartnäckig, und nimmt durchaus keine Gründe an, sie mögen noch so klar seyn, sobald sie mit seinem Interesse in Widerspruch stehen. Viel offener und wahrhaft loyal ist dagegen der ächte Ungar, der die höchste Gutmüthigkeit mit leicht beweglicher Reizbarkeit im seltsamsten Kontraste verbindet. Edlere, freiere Gesinnungen, nicht das engherzige Haschen nach dem kleinsten Vortheile, zeichnen ihn aus, wozu freilich der glückliche Boden, in dessen Besitz er überall ist, und eine daher kommende Wohlhabenheit nicht wenig beitragen mag. Aeußerst redselig und neuigkeitssüchtig, wird er durch ein freundliches Gespräch gar bald aufgeheitert und wohlwollend. Je wärmer die Unterhaltung wird, in demselben Grade wächst auch seine Offenheit und Zutraulichkeit, so daß er keinen Anstand nimmt, mit seinem Nachbar, sey es auch ein Fremder, ein freundschaftliches Bündniß zu schließen, demselben seine ganze Lebensgeschichte, ja die größten Geheimnisse seines Herzens zu entdecken. Dagegen ist er nicht selten auch aufgeblasen gegen Fremde, großsprecherisch, brüstet sich gern mit seinem Vermögen oder Thaten, und besitzt überhaupt einen übertriebenen Nationalismus und einen Stolz, gleich dem der Spanier, der ihn auch zuweilen verleitet, so grausam zu seyn wie dieser. Seinem Glauben treu ergeben, übt er Alles, was er dafür hält und ihm dieser gebietet, mit der größten Gewissenhaftigkeit. Als

Soldat thut er wohl auch zu Fuß seine Schuldigkeit, aber sein wahres Element ist der Dienst zu Pferde, denn mit diesem Thiere steht er von seinen Kinderjahren an in dem vertrautesten Verhältniß. Eben so wie der Slave, hängt auch der Ungar mit gleicher Beharrlichkeit an dem Alten, und verachtet jede Neuerung, besonders wenn sie vom Ausland kommt; denn sein Vaterland ist ihm der Inbegriff aller Vollkommenheit, und bei einem Glas Wein kennt er nebst seiner Tabakspfeife kein größeres Gut als die Ruhe. Eine der schönsten Eigenschaften der Ungarn ist endlich die, man darf sagen ans Verschwenderische gränzende Gastfreundschaft, worin sie kein Volk übertrifft und womit jeder Reisende, er möge bekannt oder fremd seyn, wenige Ausnahmen abgerechnet, überall aufgenommen wird. Nicht bloß Herrschaften und bemittelte Edelleute, auch Pfarrer und Beamte, ja selbst Ortsrichter und wohlhabende Bauern sind gastfrei, und empfangen auch unvermuthete Gäste, jeder nach seiner Weise, aber stets mit größter Bereitwilligkeit.

Gleich wie der Ungar, eben so besitzt auch der Slave, namentlich der Slawake, eine Menge natürlicher Anlagen, welche leider nicht immer zur Ausbildung gelangen. Thatsache jedoch ist, daß allgemeines, feuriges wissenschaftliches Aufstreben und Fortschreiten seit einigen Decennien herrscht; daher denn auch eine gründliche Gelehrsamkeit unter den gebildeten Klassen im Reiche einheimisch ist. Doch greift dieß noch nicht ins gemeine Volk, welches hartnäckig an seinen Vorurtheilen und herkömmlichen Sitten hängt und jede Neuerung verschmäht.

Die ungarische Nationaltracht ist unstreitig eine der schönsten in Europa. Sie ist verschieden in verschiedenen Gegenden, doch bleibt sie sich im Allgemeinen ziemlich gleich. Die alltägliche Kleidung ist bei den Edelleuten und Bürgern größerer Städte, sowohl bei dem einen als andern Geschlecht theils die französische, mehr noch aber die deutsche; nur bei festlichen Gelegenheiten werden eng anschließende ungrische, mit Schnürwerk verzierte Hosen, eine auf gleiche Weise ausgestattete Weste und Dolmany, oder ein elegant verbrämter ungrischer Pelz, Mente genannt, getragen. Den Kopf deckt eine kostbare, zuweilen mit Federn geschmückte Pelzmütze. Der Dolmany wird von vielen nach alter ungrischer Sitte mit einem Gürtel umbunden. Diese Tracht wählen meistens die Bürger in den Marktflecken und kleinen Städtchen, nur anstatt Dolmanys tragen sie zuweilen auch dunkel- oder hellblaue Radmäntel. Die Fußbekleidung besteht entweder in langen bei den Slaven gewöhnlich mit wollblauem Schnürwerk und ähnlichen Quasten, bei den Ungarn mit Seiden, Gold oder Silberschnüren und Quasten verzierten ungrischen Stiefeln (Zischmen, Csizma), oder in kurzen Stiefeln (Topanken, Topanky). Verschieden davon ist die Tracht des gemeinen Slaven. Er trägt gewöhnlich ein weißes Kamisol von grobem Tuch, blautuchene Beinkleider, und große, bis an die Knie reichende Stiefel, bei seinen Verrichtungen im Sommer dagegen nichts als ein kurzes Hemd, welches manchmal nur bis unter die Rippen reicht und mit einem Gürtel befestigt ist; ein leinenes Unterbeinkleid (Gatj) und einen großen Hut. Die Alltagstracht des ungrischen Landmanns ist von jener des Slaven nicht wesentlich unterschieden, außer daß er statt des bei dem Slaven spitz zulaufenden Hutes, einen breiten mit ungeheurer Krempe, oder ein ganz kleines, rundköpfiges Wünschhütlein auf dem Kopf, ein schwarzflorenes Halstuch mit herabhängenden Enden und eine blaue Weste trägt. Die ungrischen Bauern an der Waag und die sogenannten slawakischen Safranbauern tragen zwar auch einen kleinen, mit einem seidenen Bande eingefaßten Hutkopf, der aber mit einer 8 bis 10 Zoll breiten Krempe versehen ist, die gleich einem Regenschirm ihnen Kopf und Achseln bedeckt, während hinwieder in einigen andern Gegenden noch hohe csakoartige Hüte gebräuchlich sind. Als Fußbekleidung bedient sich der gemeine Slave häufig der Bundschuhe (Krpec), der Gebirgsbewohner dagegen hoher Filzstrümpfe, die theils weiß, theils schwarz gefärbt, mit einer Sohle versehen, die Stelle der Stiefeln ersetzen müssen. Ist es sehr naß oder kalt, so wirft der slavische Bauer ein aus grobem weißem Tuch gefertigtes, mantelartiges Kleid um, welches sie Szurowicza nennen, während der Ungar in ein grobtuchenes braunes Oberkleid (Guba) oder in einen Schafpelz (ungr. Ködmön, slaw. Kozuch) sich hüllt. Uebrigens bedienen sich die Ungarn nicht selten auch der weißen grobtuchenen Röcke, welche die Slaven Szurowicza, die Magyaren Szür nennen. Moden kennt der gemeine Mann nicht, sein ganzer Luxus besteht in elegant gearbeiteten, nicht selten bespornten Zischmen, einer kostbaren Pelzmütze und vor Allem in einem ungeheuren Schafpelz (Juhazbunda), der mit kurzen Ziegenfellen ausgeschlagen und auf der äußern oder glatten Seite mit Blumen von verschiedenfarbigem Leder ausgenäht ist, unter denen in verschiedenen Gegenden auch verschiedene Verzierung, wie z. B. Tulpen, eine Hauptrolle spielen. Die Elegants besetzen überdieß ihren Riemen, womit die Beinkleider auf den Hüften festgehalten werden, und der von einer Länge seyn muß, daß er drei- bis viermal um den Leib geschlungen werden kann, mit Silber oder Messingknöpfen, die hell polirt sind und auch rückwärts gesehen werden können. Eben so tragen diese häufig einen mit vielen Bändern, Federn und Flittergold verzierten Hut, und an den Zischmen fast durchgängig hellblinkende Sporen. Auch wohlhabende Fleischer und Müller besetzen gern ihre Sonntagskleider mit silbernen Knöpfen, deren Schönheit, Zahl und Größe meist mit ihren Vermögensumständen im Verhältniß steht.

(Fortsetzung folgt.)

Folgen der Ermäſsigung des Stempels auf die Cirkulation der Journale in England.

Nach Taits Magazine vermehren sich die Journale in den Provinzen mit jedem Tage in einem viel stärkern Grade, als die Journale von London, weil sie auch von Unbemittelteren leichter zu kaufen sind. Ein Londoner Journal, das immer noch 6½ Pfd. (78 Gulden) jährlich kostet, wird nur von sehr wohlhabenden Lesern, von Lesekabinetten, Klubs und Kaffeehäusern gekauft; auch ist zu bemerken, daß die Zeit, wo die Verminderung des Stempels den Preis der Zeitungen ermäßigte, nämlich Oktober und November, stets für die politische Presse eine sehr dürre Jahreszeit gewesen sind. Nichts desto weniger gewann das Morning Chronicle seit dem Oktober um 14 Pro-

zent, und der True Sun, ein radikales Abendjournal, hat seinen Absatz beinahe verdoppelt, und der Constitutional, ein neu gegründetes Journal derselben Partei, gedeiht fortwährend. Am meisten haben indeß die Londoner Wochenblätter gewonnen: der Weekly-True-Sun setzte im verflossenen Julius nur 1500 ab, jetzt über 15,000. Taits Magazine, welches diese Bemerkungen mittheilt, gehört der liberalen Partei an, und führt darum auch nur die gestiegene Abonnentenzahl der Blätter seiner Partei auf.

Reise von Christiania nach dem Fille Fjeld.

(Fortsetzung.)

Bei Gran standen sonst zwei steinerne Kirchen, welche zwei Schwestern erbauten, die nicht unter einem Dach leben konnten. Beide Kirchen hat der Blitz zerschmettert. Von der einen stehen noch nackte Ruinen. Von Gran aus übersieht man auf einem Berge vier Kirchen auf einmal. Eine seltene Erscheinung in diesem Theil Norwegens. Die Chaussee biegt hart am Fuß des schroffen Brandberges herum, der mit seinen kerzengeraden Birken und Tannen, von denen eine aus der andern herauszuwachsen scheint, einen imposanten Anblick gewährt. Am Brandberg endigen die Kornfelder Hadelands, und wir traten in einen Landstrich, den man uns mit dem Namen „Kirchspiel Lund" bezeichnete.

Die Abdachungen zum See Randsfjord werden nun schon immer steiler, und der See windet sich wie ein breiter Strom hindurch. Sie sind oftmals bis 1000 Fuß hoch über dem Spiegel des Sees angebaut. Man sieht kleine Kornfelder auf Abhängen, deren Bestellung uns ein Räthsel blieb, weil man dort nicht ohne Schwindel stehen kann. Der Randsfjord *) ist nach dem Tyrifjord, in den er abfließt, der niedrigste große See Norwegens. Er hat eine positive Höhe von 290 Fuß. Er liegt ungefähr 10 Fuß höher als der große Wetter-See, der von allen großen Seen Schwedens am höchsten liegt.

Die unermeßliche Menge Holz, die man jährlich in dem obern Theil dieser Gegenden schlägt, wird auf großen Segel- und Ruder-Flößen nach den Schneidemühlen geführt, die an der untern Mündung des Sees liegen. Von hier gehen sie durch den Fluß weiter bis nach Drammen. Die Wälder des südlichen Norwegens geben eine beträchtliche Menge Holz zur Ausfuhr. Man rechnet, daß die norwegischen Seestädte von Mandal südlich herum bis Fredrekshall sonst jährlich 150,000 Lasten, die Last = 62 rheinischen Kubikfuß, an Holzprodukten ausführten. Vor 1807 stieg die Ausfuhr bis zu 200,000 Last. Leider hindern die zahlreichen Wasserfälle den Transport der langen Stämme. Im Allgemeinen erreichen die Bäume in den hohen Regionen Norwegens keine besondere Höhe, aber ihre Fasern sind dichter, fester. Sie haben viel Mark, und daher auch im Ganzen mehr Dichtigkeit als das Holz der Ostsee, welches das norwegische wieder an Länge und Dicke übertrifft.

*) Mit dem Namen Fiord bezeichnet man in Norwegen ausnahmsweise die Seen, welche durch ihre längliche Form Aehnlichkeit mit den Meerbusen Norwegens haben.

Nach Station Hoff und Rodsnoes *) öffnen und verflachen sich die Abdachungen des Randsfjord noch einmal, die hohen Wiesenterrassen werden breiter, 5 bis 600 Schritte, die Gehöfte und Aecker darauf zahlreicher. Hinter Station Thonvold treten die Abdachungen des Sees näher, werden schroffer, unbewohnt, und treten mit grotesken Felsmassen dicht an den See. Doch noch einmal öffnet und flacht sich auf eine kurze Strecke die Umgebung des Sees, aber der See verliert die Hälfte seiner Breite, und flache Wiesen-Inseln zertheilen ihn in schlängelnde Arme, bis er sich wieder in einen Fluß verengt mit breiten Wiesen-Ufern. Nach Station Thumlevold nimmt die Natur einen imposanten Charakter an, obgleich die Gebirge kaum 1500 bis 2000 Fuß hoch sind. Aber es sind breite Massen, zu denen man auf langen stetigen Abdachungen hinaufklimmt; die Thalränder sind zwar steil, aber dennoch angebaut. Nach Station Brufladt wird das Thal enger, die Gehöfte verschwinden, und Alles ist ringsum mit Tannen bewachsen, unter denen der Elv über Felsblöcke wild fortbraust. Das Thal öffnet sich noch einmal, und sogleich fließt der Elv ruhiger. Er umschließt mit seinen Armen schöne grüne Inselchen, darunter eine, deren Oberfläche dicht mit Kies bedeckt ist, aus denen Birken emporsprießen. Die Thalwände steigen zu einer bedeutenden Höhe schroff empor, und große Felsmassen starren aus ihren Tannen. Das Thal verengt sich zum Leztenmal und ist dicht bewaldet. Wir erblicken auf dem einen Rand noch ein klein Gehöft, dessen Acker herabzufallen scheint, und sehen nirgends einen Zugang dorthin. Eben so sehen wir zwei Kapellen: Nordsinden und Ostsinden, so hoch und unersteigbar gestellt, daß es unmöglich scheint, einen Fußweg dort anzutreffen. Sie wurden den dortigen Bewohnern gebaut, weil sie von jähen Abstürzen umgeben sind, die ihnen jeden andern Kirchgang erschweren, und im Winter unmöglich machen. In Thumlevold ist man in einer positiven Höhe von 470 Fuß, in Brufladt 800 Fuß. Es sind in Norwegen nicht die positiven Höhen, sondern die plötzlichen Abstürze der Hochplateaus, welche so imposante Naturscenen darstellen.

Nach Station Bö erklimmen wir erst den Scheitel des Gebirges Tonaasen. Es trennt den Randsfiord von der Provinz Valders. Auf seinem Plateau, was hier eine halbe deutsche Meile breit ist, stehen wir 2880 Fuß überm Meere. Hier wachsen noch kümmerliche Fichten, sie treiben aber nur ästige Stämme, die mehr mit Moos als mit Nadeln besetzt sind. Die Menge vertrockneter Fichtspitzen zeigen, daß sie hier bald die Gränze ihrer Vegetation 2900 Fuß erreicht haben. Die untere Schneelinie ist hier 5400 Fuß. Dessen ungeachtet treffen wir 800 Fuß tiefer große Gehöfte mit Wiesen und Gerstfeldern. Weiterhin sehen wir aber noch höher, auf kahlen Feldern, wo kaum noch die Fichte zu wachsen scheint, üppige Gerste wachsen, aber die Ernten mißrathen oft. Die Gerste reift nur alle 4 bis 5 Jahre. Reiche Ernten erwartet man nur alle 8 bis 9 Jahre. Dessen ungeachtet sahen wir in den Wohnungen gewisse Anzeichen von Wohlhabenheit. An der Wand hängen Schüsseln von Fayence, allerlei Kupfergefäße und Kaffeegeschirre. Der Kaffee wird im südlichen Norwegen fast überall vom Bauer häufig und gern getrunken.

(Fortsetzung folgt.)

*) In Rodsnoes bezahlten wir für Abendbrod, Nachtquartier und Frühstück 1 Mark (6⅔ Silbergroschen).

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 6** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Die Sinnpflanze. 3. Von Shelley. — Vincenzo Monti. (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 20.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 Januar 1837.

Schreiben eines Engländers aus Teheran über die neuesten Ereignisse in Persien.

Teheran den 20sten August 1816.

Da ich vor wenig Tagen Zeuge war von dem Abmarsch der Truppen des Schah und des Schah selbst aus dem Lager von Firuzkoh, etwa 25 Farsang östlich von der Hauptstadt, und die Truppen, wie man glaubt, einen Theil des Heeres bilden sollen, welches Herat anzugreifen bestimmt ist, so werden die nachstehenden Beobachtungen über den jetzigen Zustand dieses Landes nicht uninteressant seyn.

Es ist bekannt, welchen thätigen Antheil England nach dem Tode Feth Ali Schahs an der Erhebung des jetzigen Königs auf den Thron von Persien nahm, als mehrere seiner Oheime, welche Gouverneure von Provinzen waren, ihm die Thronfolge streitig machten, obwohl er der Sohn des verstorbenen Kronprinzen war. Damals schien der König die Verbindlichkeit, welche er gegen England hatte, tief zu fühlen, und man hat seitdem auf diese vermeintlichen guten Gesinnungen für England zu viel Vertrauen gesetzt, denn er erwies sich treulos und undankbar, und seine wichtigsten Handlungen zeigten nicht nur eine völlige Nichtachtung der Wünsche und Interessen Englands, sondern auch einen großen Mangel von Beurtheilungskraft in den Angelegenheiten seines eigenen Landes. Wenn man erwägt, wie völlig desorganisirt das ganze Finanzsystem Persiens ist, wie zerrüttet und unsicher der Zustand der Provinzen, welche meistens im höchsten Grade erschöpft sind, wenn man den Mangel an Disciplin und den aufrührerischen Geist des bewaffneten Gesindels erwägt, welches man hier eine Armee nennt, so ist es einleuchtend, daß der Schah bei auch nur gewöhnlicher Klugheit für eine geraume Zeit den Frieden als die größte Wohlthat seines Reiches hätte bewahren, und durch sein Benehmen die Verbindung mit derjenigen Macht zu verstärken suchen sollen, welcher er seine Erhebung verdankt, und deren Interessen mit denen Persiens übereinstimmen.

Wie ganz anders war die eingeschlagene Bahn! Man unternimmt unter den eitelsten Vorwänden einen Kriegszug gegen einen Staat, welcher wegen seiner Nähe an der indischen Gränze zum Angriff auserlesen zu seyn scheint, und von dem Punkte, von welchem die angreifende Macht ausmarschiren muß, fünfzig Tagmärsche entfernt ist. Um das Heer zusammenzubringen, welches meist aus rohen Bauern besteht, hat man das ganze Reich in Bewegung gesetzt, und um die Lücken zu füllen, mußte man sogar die vor Kurzem noch empörten kurdischen Stämme dazuziehen. Dennoch raffte man höchstens 20,000 Mann zusammen, denn Persien, verwüstet und entvölkert durch Jahrhunderte von Unterdrückung und schlechter Regierung, kann nicht mehr die unregelmäßigen, aber kriegerischen Schaaren aussenden, welche es einst besaß, und selbst die geringe Zahl, welche man zusammenbrachte, kann man bei dem jetzigen System nicht unterhalten. Die Truppen waren noch vor ihrem Abmarsch von Firuzkoh um acht Tage mit ihren Rationen von Lebensmitteln im Rückstande, und doch befanden sie sich nahe an den Kornländern, woher man die Vorräthe zog. Was ist zu erwarten, wenn sie von diesen durch das bergige und wüste Khorasan getrennt sind? Zudem enthielt der vor ihrem Abmarsch schon erschöpfte Schatz nur 1600 Pfd. St.

Es mag in Europa unglaublich scheinen, und doch deutet Alles darauf hin, daß man einen sehr weiten Feldzug zu unternehmen entschlossen ist, denn Maschinen, um den Schnee vor den Kanonen wegzuräumen, machten einen Theil des Materials aus, welches vor dem Marsch in Stand gesetzt und mit dem Heere inmitten eines persischen Sommers abgeführt wurde. Man glaubt, der Schah sey zu dieser unklugen Maßregel durch Hadschi Mirza Agassi verleitet worden, welchen er zu seinem Premierminister ernannt hat, und von dem er allein Rath annimmt. Dieß ist ein den schwankenden Doktrinen der Sufis ergebener Priester, der durch diese Lehren den Schah zu fanatisiren sucht, sich selbst aber dadurch an einem sehr ausschweifenden Leben nicht hindern läßt. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Mirza Masud, ist eine Kreatur aus Aderbeidschan, hielt sich lange in Rußland auf und wurde von dieser Macht zu diplomatischen Sendungen gebraucht: er ist ihr gänzlich ergeben, wie sehr viele der nördlichen Perser, welche Rußland, was nicht sehr zu verwundern ist, als den zukünftigen Beherrscher ihrer Provinzen betrachten.

Diese beiden Minister scheinen sich vor der Ankunft des englischen Gesandten, welchen sie als einen Mann von Talent kennen, der mit den Persern und mit dem Zustande des Landes genau bekannt ist, sehr zu fürchten, für jetzt aber ist keine Aussicht vorhanden, daß irgend ein Engländer einen besondern Einfluß auf den König gewinne, und ihn zu einer Aenderung seines Benehmens vermöge, da sogar der ausgezeichnete Offizier (Sir Henry Bethune), welcher hauptsächlich dazu mitwirkte, den König auf den Thron zu setzen, und ihm sogar das Leben rettete, mit auffallender Nichtachtung behandelt wurde, und weil man ihm die Befehlshaberstelle über ein Truppenkorps nicht wohl verweigern konnte, ihm den nominellen Oberbefehl über das sogenannte disciplinirte Korps übertrug, wo aber der Chef eines Bataillons russischer Deserteure und ein Perser von gleichem Rang ganz ungescheut sich seinen Befehlen widersetzten, ohne daß er Hülfe dagegen bei dem Premierminister gefunden hätte.

Noch schlimmer erging es denjenigen englischen Offizieren, welche aus Indien dahin gesendet wurden, um der Regierung in Bildung eines regelmäßigen Truppenkorps beizustehen. Man hatte sie aus den verschiedenen Dienstzweigen besonders ausgewählt, theils wegen ihrer militärischen Brauchbarkeit, theils weil sie alle gut persisch sprachen, und somit auch vorzügliche Dienste hätten leisten können. Ein Hr. Farrant, ein vortrefflicher Kavallerieoffizier, sollte den Grund zu einem guten Reiterkorps in Persien legen, und kam in diesem Lande kurz vor dem Tode des vorigen Königs an; er bildete zuerst eine Schwadron von 150 leichten Reitern, welche er im Gebrauch der Lanze und anderer Waffen vollständig unterrichtete, sie disciplinirte und ihnen einen Esprit de Korps einflößte, welcher alle diejenigen in Erstaunen setzte, welche persische Truppen nur unter persischen Führern gesehen hatten. Der jetzige König, als er das kleine Korps sah, drückte seine Bewunderung und seinen Entschluß aus, dasselbe bis auf 1000 Mann zu vermehren; statt aber die kleine Schaar beisammen zu halten, entließ man sie mit ihren Pferden in die Heimath, um eine unbedeutende kleine Ausgabe zu ersparen, und als man sie nach drei Monaten wieder berief, war die Hälfte der Pferde unbrauchbar. Verschwendung und unkluge Sparsamkeit wechseln in dieser schlechten Regierung stets mit einander ab. Ein junger Offizier, Namens Wilbraham, kam mit acht Sergeanten nach Persien; diese zogen mit den persischen Truppen weiter ins Land hinein, wurden krank, und hätten ohne die Hülfe der andern englischen Offiziere, welche zu ihrer eigenen großen Unbequemlichkeit ihnen Pferde abgaben, elend in der Wüste umkommen müssen, denn man gab ihnen, troß der Meldung gehörigen Orts, weder Pferde noch Maulthiere, obwohl zu gleicher Zeit vier Sekretäre der russischen Gesandtschaft hundert Pferde und Maulthiere kostenfrei erhielten, nur um ihr Gepäck fortzuschaffen.

Wäre der jetzige Schah, welcher ungefähr 30 Jahre alt ist, ein verständiger Mann, so hätte man hoffen können, Persien aus seiner Erniedrigung zu erheben. Mit Englands Beistand, welches ganz geneigt war, ihn zu schützen gegen Rußland und gegen seine eigenen Unterthanen, hätte man eine reguläre Macht von 40 bis 50,000 Mann bilden können, deren Unterhalt wahrscheinlich nicht mehr gekostet hätte, als das jetzige bewaffnete Gesindel. Dadurch wäre die Regierung stark genug geworden, um die nöthigsten Reformen zu unternehmen, und namentlich die Abgaben auf eine gerechte Weise zu vertheilen, so daß sie doppelt so viel eingebracht und doch nicht so schwer auf dem Volke gelastet hätten. Gegenwärtig senden die Gouverneure der Provinzen kaum eine Rechnung ein, sondern nur hie und da Geschenke, um die schreiendsten Forderungen zu befriedigen. So lange es in dieser Beziehung nicht anders wird, ist Persien, wenn auch nicht dem Namen, doch der Sache nach, der Vasall Rußlands.

Nach authentischen Berichten betrugen die Einkünfte Persiens im J. 1836 nicht mehr als ungefähr 3 Millionen Tomans, welche nach ihrer jetzigen Währung ungefähr 1,500,000 Pfd. St. werth sind. Dagegen betragen die Pensionen 500,000 T., die Nachlässe eben so viel, die Ausgaben für den Schah und die Söhne und Enkel des vorigen Königs 460,000 T., die Erhebungskosten mögen auch eine halbe Million betragen, so daß für alle übrigen Staatsausgaben nur etwas über eine Million Tomans übrig bleiben.

Ungrische Nationaltrachten, Sitten und Gebräuche.

(Fortsetzung.)

Das weibliche Geschlecht kleidet sich fast allgemein in dunkelblau, lichtblau oder grünes Halbtuch, woraus gewöhnlich Rock und Jacke verfertigt sind. Nur bei den gemeinsten slavischen Weibern ist die Kleidung entweder leinen oder aus grobem weißem Halenatuch. Die Röcke sind stets sehr faltenreich und werden entweder von einem farbledernen, oder noch häufiger von einem bunten, netzartig gewirkten, gewöhnlich drei Ellen langen, an den beiden Enden mit verschiedenfarbigen oder silbernen Knöpfen und Franzen versehenen Gürtel, der unter dem Mieder anschließt, festgehalten, und fallen gewöhnlich nur bis auf das halbe Unterbein, wo sie den meist niedlich geformten Fuß blicken lassen. Ein farbiges, meist scharlachrothes, reich mit Schnüren und Bändern verziertes Mieder von Sammt oder Seide, das nach den Vermögensumständen mit einer über dem fein ausgenähten Perkal oder Musselinhemde angebrachten silbernen oder messingenen Schließe (Spinke) geziert ist, schließt fest an den Körper, dem es zugleich eine anmuthige Form gibt, und ist tief ausgeschnitten, damit sich der hochgewölbte Busen, den man bei den ungrischen Schönen im strengsten Winter nur mit einem Tuch bedeckt findet, frei heben und bewegen kann. Ihre Fußbekleidung besteht gewöhnlich in leichten Stiefeln von Kuhhaut, an Sonn- und Festtagen hingegen aus rothen oder gelben korduanledernen mit verschiedenfarbigen Schnüren verzierten Stiefelchen; nur bei den slavischen Mädchen ist die Fußbekleidung hie und da etwas schwerfällig und mit großen hufeisenartigen Absätzen versehen, woran zuweilen das Genie eines spekulativen Schlossers verschiedene Blumen, Figuren und Anspielungen auf die etwa bestehende Liebschaft, wie z. B. brennende

Herzen, in einander verschlungene Hände u. dgl. anzubringen sich bemüht. Der Kopfputz ist ebenfalls sehr verschieden. Nach der allgemein üblichen Weise werden die Kopfhaare namentlich bei Weibern in ein weißes, mitunter auch farbiges Tuch eingehüllt, das an verschiedenen Orten auf verschiedene Weise zusammengelegt und festgemacht wird, so daß manchmal die Gegend darnach bestimmt werden kann, aus welcher eine Person zu Hause ist. Zur Arbeit dient jedoch eine Art kleiner runder Häubchen, die nur den halben Kopf von rückwärts bedecken, während bei andern die Hauben hoch sich aufthürmen. Dieß letzte ist namentlich bei den slavischen Weibern der Fall. Sie nähen nämlich aus starker Leinwand Zirkel wie Würste und füllen sie mit Werg, diese befestigen sie an das Hinterhaupt mit den Haaren in perpendikulärer Lage, und bedecken sie mit zierlichen, gewöhnlich mit Seide ausgenähten Kopfbinden, so daß dadurch die Gestalt eines durchbrochenen Bausches oder Rädchens entsteht. Aehnliche aber seidene, und aus vielen Falten bestehende Zirkel, so wie auch die Kopftücher tragen auch die Jungfrauen mancher Gegenden. Indessen ist bei diesen gewöhnliche Sitte, die Haare, den härtesten Winter ausgenommen, wo sie eines einfachen Schlingtuchs sich bedienen, ganz unbedeckt, glatt gekämmt und in vielfältig geflochtenen Zöpfen mit farbigen Bandschleifen an den Enden herabhängen zu lassen, oder sie in schneckenartige Kränze zu winden, was zumal ein Zeichen ihrer Jungfrauschaft ist, so daß selbst in dem Gesetzbuch und in der Geschäftsterminologie der Ausdruck „in capillis,“ für jungfräulich oder unverehelicht angenommen wird. An hohen Festtagen oder sonstigen feierlichen Gelegenheiten tragen die ungrischen Mädchen eine eigene Art Kopfputz, den sie Parta nennen. Es ist dieß ein gewöhnlich schwarzsammtner, etwa einen Zoll breiter mit Gold durchwirkter oder mit Glasperlen reich geschmückter Streif, der an dem bei solchen Gelegenheiten rückwärts in einen Kranz aufgewundenen Haaren festgemacht wird, woran dann eine Menge Seidenbänder von allen Farben (je mehr desto schöner) über den Rücken bis auf das halbe Unterbein herabhängen. Häufig nennt man diese Kopfzierde auch die slawakischen Vogelnester, weil nämlich die Bänder, ehe sie frei herabfallen, am Schlusse der Parta eine runde, buntfarbige, inwendig hohle, einem Vogelnest nicht ganz unähnliche Gestalt bekommen. Zuweilen vertritt die Stelle der Parta auch nur ein bei drei Finger breites, zusammengelegtes buntseidenes Schlingtuch, dessen beide Enden hinten herabfallen. Ein höchst nothwendiges Kleidungsstück für ein ungrisches Mädchen ist überdieß ein blauer, mit Fuchs ausgeschlagener, bis unter die Knie reichender und mit Lämmerfellen gefütterter Pelz, der reich mit Schnüren verziert ist und gar niedlich kleidet. Diesen muß sich aber jedes Mädchen selbst schaffen, weßhalb nicht selten sogar die Töchter wohlhabender Bauern Dienste nehmen, bis sie das nöthige Geld hiezu erspart haben. Es würde einem Mädchen zur Unehre gereichen, wenn es sich keinen Pelz verdient hätte, und die jungen Bursche erkundigen sich auch gleich darnach, wenn sie auf ein Mädchen Absicht haben. Uebrigens wird dieser Pelz auch von wohlhabenden slawakischen Mädchen getragen, nur die ärmere Klasse bedient sich der Szürowicza oder der Guba, und viele sogar nur eines großen viereckigen, mit breiten, rothen Streifen am Ende besetzten Linnentuchs. Im Allgemeinen halten übrigens die ungrischen Weiber, mehr noch aber die Mädchen, sehr viel auf eine schön geglättete weiße Wäsche, und kleiden sich überhaupt niedlicher und schlanker, mehr an den Körper anpassend, als die Slavinnen. Namentlich suchen sie ihre größte Pracht in schönen, wo möglich seidenen Miedern oder Leibchen, welche mit hellblinkenden Spangen und Schließen versehen und gleich wie die reichfaltigen Röcke mit mehr oder minder breiten Bändern eingefaßt seyn müssen, in fein ausgenähten Oberärmeln von Perkal oder Musselin, und in niedlich gearbeiteten gelben oder rothen korduanledernen Stiefelchen. Aber auch dem geringsten slavischen Mädchen geht nichts über ihr mit schimmernden Knöpfen besetztes Korsettchen und die reichfaltigen Röcke, die förmlich über einander geschichtet, und hinsichtlich der Anzahl gewöhnlich mit den Vermögensumständen eines Mädchens im Verhältniß stehen. Nicht weniger eitel ist die Slavin auf ihre mit hufeisenartigen Absätzen versehenen Stiefel, die sie manchmal, um sie ja schön zu erhalten, Sonntags nur vor der Kirche anzieht, d. h. sie läuft von ihrem Dorf oder Haus barfüßig bis zur Kirche, die Zischmen in der Hand und zieht sie erst an, bevor sie die Kirchschwelle betritt.

Die herrschende Religion in Ungarn ist die römisch-katholische, der man mit ziemlich blindem Eifer anhängt. Doch werden auch andere Religionssekten geduldet, und nur der Jude ist noch ziemlich gedrückt. Der Glaube an Hexen und Hexerei ist noch sehr gewöhnlich, und man sucht durch abergläubische Mittel diesem eingebildeten Nachtheil wenigstens bei Thieren zu begegnen. Insbesondere werden in manchen Gegenden die Kränze, die man gewöhnlich aus dem am St. Markustage geweihten Getreide geflochten, an die Fahnen in der Kirche aufgehangen, und dann dem Vieh zu fressen gegeben, als ein sicheres Mittel gegen das Verhexen. Ueberhaupt steht beinahe jedes alte Weib in der Gefahr, als Hexe verdächtigt zu werden, wo man sie ans nächste Wasser trägt und die Hexenprobe mit ihr anstellt. Diejenige, welche nicht untersinkt, wird allgemein für eine Hexe erklärt und dann ohne alle Gnade todt geprügelt oder ersäuft. Noch 1703 wurde diese Hexenprobe als ein gültiger Beweis vor den Gerichten anerkannt und die Unglückliche verbrannt.

(Fortsetzung folgt.)

Aegyptische Gerechtigkeitspflege.

Lane erzählt in seinen Schilderungen des neuen Aegyptens nachstehendes Beispiel von Gerechtigkeitsverwaltung, welches stark an die Erzählungen in Tausend und Eine Nacht erinnert. Ein Mann lieh an eine Frau gegen Verpfändung einer goldenen Kette 500 türkische Piaster. Als die Frau weggegangen war, besah erst der Mann die angebliche goldene Kette näher, und fand, daß es nichts als Messing war. Voll Verzweiflung ging er zum Polizeiaga und erzählte ihm die Geschichte. Der Aga sagte zu ihm: „Höre was ich dir sage: nimm Alles, was in deinem Laden ist und schließe ihn ab. Morgen früh, wenn du hingehst und die Thüre geöffnet hast, so rufe aus: ach! meine Habe, ach! und die Habe anderer! und wenn dich jemand fragt, was

dir sey, so erzähle, du habest eine goldene Kette als Pfand genommen, und auch diese sey dir gestohlen." Der Mann that, wie ihm geboten war, und bald vernahm auch die betrügerische Frau die Geschichte, ging hin zu ihm und verlangte ihre goldene Kette. Als dieser sie für verloren ausgab, ging sie zum Aga, ihn zu verklagen. Der Aga ließ den Mann rufen, und fragte dann die Anklägerin: „Was hast du ihm übergeben?" — „Eine Kette von rothem venetianischem Gold." — „Frau, sagte der Aga, ich habe eine solche Kette hier, und will sie dir zeigen." — „Zeigt sie mir, erwiderte die Frau, denn ich kenne meine Kette." — Der Aga knüpfte ein Tuch auf, nahm die Kette heraus und sagte: „Siehe!" Die Frau erkannte die Kette und schlug die Augen nieder. „Erhebe dein Haupt, fuhr der Aga fort, und sage, wo sind die 500 Piaster dieses Mannes." — „Sie sind in meinem Hause." — Der Henker wurde, jedoch ohne sein Schwert, mit nach ihrem Hause gesendet, und bald kam sie mit dem Gelde zurück. Dieses nahm der Mann, der es ihr gegeben, zurück, der Henker aber erhielt den Befehl, die Frau nach dem Rumeyleh *) zu führen, und sie dort zu enthaupten, was auch geschah.

*) Ein großer offener Platz vor der Citadelle.

Reise von Christiania nach dem Fille Fjeld.

(Fortsetzung.)

Am entgegengesetzten Hochrande des Tonaasen überblicken wir plötzlich ein weites Thal. Es ist die Provinz Walders. Wälder, Felsen und Seen, Gehöfte, Wiesen und Aecker im buntesten Gemisch. Auf der unabsehbar langen Abdachung jenseits leuchten Gehöfte in zahlloser Menge mit ihren hellgrünen Wiesenfleckchen aus dem dunkeln Tannenwalde, und im Hintergrunde erscheint das Henkfjeld mit seinen Schneefeldern. Der erste Anblick einer so wilden Gegend machte keinen erfreulichen Eindruck. Ist man aber erst unten, so befindet man sich zwischen lachenden Fluren. Man wird von kolossalen Bergen eingeschlossen, und eine brennende Hitze folgt plötzlich auf die empfindliche Kühle des Hochplateau's. Statt der Zwergbirke, die oben den Weg begleitet, ist man hier von einer üppigen Vegetation der mannichfaltigsten Gebüsche und Wiesen umgeben. Die Abdachungen des Tonaasen haben eine Neigung von 20 Grad gegen den Horizont. Sie sind deßhalb nur mit leichten Karriolen zu passiren. Das Thal von Bö nimmt wieder den malerischen Charakter der amphitheatralischen Wiesenterrassen an, darauf hübsche Gehöfte liegen. Die Luft ist häufig neblicht, dann liegen die Wolken auf dem Gipfel der Berge, was sie scheinbar höher macht. Links erscheint der Fluß Staberg aus einer Felsspalte von Urgestein, ein Gebilde, was beinahe im ganzen Thal Walders vorherrscht und die Ursache seiner hohen Fruchtbarkeit ist. Die dunkelblaue Farbe desselben erhöht das Blau, welches die Luft allen Fernobjekten gibt. Betrachtet man die Felsen näher, so erscheint die Oberfläche glänzend und mit den Farben wechselnd.

Die Wohnungen haben in Walders ein gutes Ansehen. Die Schornsteine versieht man mit einem hölzernen Deckel, den man von Außen durch eine lange Stange fallen läßt. Das Land zwischen Hadeland und Walders, was wir eben passirten, heißt nach dem größten Kirchspiel Lund. Dort sieht man Bauern in alter Nationaltracht, welche auf der Westseite des Tonaasen am allgemeinsten ist. In dieser Provinz sahen wir an der Seite der Straßen Tafeln aufgerichtet, darauf der Name des Kirchspiels oder auch der Höfe (Gaards) verzeichnet steht, durch deren Ländereien man fährt, so wie die Seelenzahl in denselben. Der romantische Thalcharakter begleitet uns auch auf der folgenden Station Strand. Diese bildet mehrere Gehöfte in geschlossenen Gruppen auf weiten grünen Auen, so wie das erste ansehnliche ebene Kornfeld in dieser Provinz, indem der rechte Thalrand in einem großen Bogen weit zurücktritt und vor sich eine große kesselförmige Tiefebene stehen läßt. Gleich dahinter folgt eine zweite, darin Svenuis Kirche und viele Gehöfte auf weiten Kornfeldern beisammen liegen. Diese auf einander folgenden unter sich zusammenhängenden Thalkessel sind in Walders so auffallend, daß sie den Lokalcharakter der Provinz bezeichnen. In dem dritten Tiefkessel liegt die Kirche Ullnäs mit vielen Gehöften auf fruchtbaren Kornfeldern. Der Anblick ferner Schneegebirge rückt näher. Man ist hier schon von ihrem bunten Horizont umgeben, darunter die ewigen Schneehaufen der Mugnafjell 6800 Fuß hoch, und noch 10 deutsche Meilen von hier majestätisch über alle emporragen. Beim Anblick dieser Schneemassen fällt freilich die übermäßige Hitze im Thal auf, von der in acht Wochen die Gerste reift, und die Mittagsseite der Häuser glänzend schwarz gefärbt ist. Die verwitternden Urschichten, welche in Walders vorherrschen, geben ihm eine hohe Fruchtbarkeit. Da dieß Lager von großer Ausdehnung ist, so erkennt man ihren Einfluß auf die schönen Gebirgsweiden. Man trifft hier viel wohlhabende Bauern. Ihre Häuser sind groß und wohlgebaut, aber nicht so sauber als in Ringerige. Die Bäuerinnen kleiden sich an Festtagen in Kattun und Seide. Dieß kontrastirt mit ihrer Nationaltracht, und noch mehr mit den schmutzigen ledernen Beinkleidern und schlechten Mützen, in denen die Männer in der Kirche erscheinen. Bei der abgeschlossenen Lage dieser Provinz ward sie selten von Reisenden besucht. Ihre Bewohner standen noch vor 70 Jahren in dem Ruf roher Wildheit. Priester und obrigkeitliche Personen fielen unter ihren meuterischen Händen. Man verabscheute eine Provinz, die so berüchtigt war. Zuletzt wollte kein Prediger mehr hin. Endlich fand sich ein Geistlicher Namens Ruge aus den Lapplanden, wo er Prediger war. Er hatte den Muth, um das Kirchspiel Slidre anzuhalten. Mit Pistolen im Gürtel und den Säbel an der Seite, betrat er die Kanzel, und es gelang ihm durch Entschlossenheit und Festigkeit sich erst Furcht und Ansehen und dann Liebe zu verschaffen, und das rohe Volk umgänglich zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Der französischen Akademie wurde kürzlich eine Karte von Kleinasien vorgelegt, welche Herr Texier überschickt hatte, und worauf seine Reisen in den Jahren 1831 bis 1836 angezeichnet waren; achthundert Lieues davon sind noch nicht von Europäern bereist worden. Geologische Beobachtungen wurden auf allen Straßen gemacht, wie von Tarsus nach Trapezunt, längs dem obern Euphrat und dem Innern von Lydien und Pamphylien. Er hat die verschiedenen Ketten des Taurus dreimal überstiegen, und wird mit Nächstem geologische Proben davon nach Frankreich zurückbringen.

*

Man will in England die Bemerkung gemacht haben, daß bei dem letzten Orkan am 29sten November der Sturm seine Verheerungen auf einem von einer Ellipse oder eigentlich einer parabolischen Kurve beschränkten Raum ausgeübt habe, so zwar, daß die Verheerungen im Fokus selbst am stärksten waren.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 1.)

Nr. 21.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 Januar 1837.

Die Lage der untern Klassen in Irland.

Es ist nicht so leicht, als man gewöhnlich glaubt, den Zustand der untern Volksklassen zu kennen. Das Aussehen der Wohnungen, die Kleidung des Volks, die Kenntniß seiner Gewohnheiten, die Art des Bodens, den es bewohnt, die Industrie desselben und die Einkünfte, welche der Staat bezieht, sind sehr wichtige Elemente, um seine Hülfsmittel und seine Bedürfnisse ungefähr zu beurtheilen; um sie aber genau kennen zu lernen, genügen diese allgemeinen Andeutungen keineswegs. Ueber eine Menge Einzelnheiten bleiben die statistischen Tabellen und die Reisebeschreibungen stumm, und nur durch langen Aufenthalt an Ort und Stelle lernt man sie kennen. In dieser Beziehung sind die nachfolgenden Angaben über den Zustand Irelands merkwürdig, welche aus dem Bericht des Dr. Barrett, eines der Kommissäre, gezogen sind, welche die englische Regierung beauftragte, über den Zustand der Armen in Ireland Nachforschungen anzustellen.

Es ist von allen Aerzten, welche in England und Ireland prakticirten, und namentlich von denjenigen, welche die Spitäler beider Länder zu vergleichen Gelegenheit hatten, anerkannt, daß in Ireland nicht nur die Zahl der Krankheiten bedeutender, sondern daß sie auch weit öfter tödtlich enden, als in England. Für jeden unparteiischen Beobachter ist die Ursache dieses Unterschieds völlig einleuchtend: man kann sie nur in den Entbehrungen jeder Art, welche die Irländer in Betreff ihrer schlechten Nahrung, Kleidung und Wohnung erdulden, und im unmäßigen und andauernden Mißbrauch der geistigen Getränke finden. Wenn man, wie Viele thun, auf eine kleine Anzahl starker, gesunder Leute aufmerksam macht, deren kraftvolle Konstitution der Kampf gegen alle diese schwächenden Ursachen bestand, und diese als Beweis für die gesunde Nahrung anführen will, so heißt dieß die Ausnahme zur Regel machen. Wer in die untersten Klassen dieses Landes in Städten oder auf dem Lande eindringt, weiß, daß man hier weit mehr bleiche, abgemagerte Gesichter, Anzeigen eines vorzeitigen Alters findet, als jene lachenden Mienen, deren Ausdruck schon Zufriedenheit und Gesundheit ankündet. Auf dem Lande leben die armen Irländer meist in Hütten, die aus angefeuchteter Erde oder über einander gelegten Steinen erbaut sind; jede Hütte hat nur ein Gemach, wo man kein anderes Meuble sieht, als einen Topf, um Erdäpfel zu kochen, einen schlechten Strohsack und eine Decke in Lumpen, unter der alle Mitglieder der Familie sich in der Nacht beinahe völlig nackt zusammendrängen, um sich so gegenseitig zu erwärmen. Das Stroh, auf dem sie schlafen, wird kaum alle halbe Jahre erneuert. Manchmal enthält dieses Gemach einen Tisch mit ein Paar Stühlen und sogar einige Stücke Geschirr, meist aber fehlen diese Gegenstände gänzlich. Was man aber immer in diesen elenden Hütten findet, ist das Schwein, das seinen besondern Platz einnimmt, und als der unerläßliche Gast betrachtet wird, da es die Mittel liefert, die Miethe zu bezahlen. Der Misthaufen, den man neben dem Schwein aufschüttet, ist gleichfalls der Gegenstand einer ganz besondern Sorgfalt; er ist gegen das Fenster zu, oder nahe an der Thüre aufgehäuft, und hat als nothwendige Begleitung eine Pfütze von stehendem Wasser. In jeder Hütte wohnen gewöhnlich eine oder auch zwei Familien von 4 bis 6 Personen. Die Straßen sind voll Unrath und Koth und stets steigen daraus schädliche Dünste auf.

Wenn es wirklich Häuser und nicht Hütten sind, worin die armen Leute wohnen, so sind sie hier in so großer Zahl über einander gehäuft, daß, wer es nicht gesehen hat, es kaum glauben kann. Jedes Zimmer ist in mehrere Abtheilungen getheilt, um zwei oder drei Familien aufzunehmen. Der Eigenthümer läßt, so lange nicht Gefahr des Einsturzes da ist, niemals eine Reparatur vornehmen. Die Miethe beträgt gewöhnlich einen Schilling die Woche für eine ganze Stube, oder 8 Pence für die Hälfte, so daß ein kleines Haus von 4 bis 6 Zimmern nicht weniger als 12 bis 15 Pfd. St. jährlich einträgt.

„Als ich diese Hütten besucht," erzählt Dr. Barrett, „fand ich mehrere Menschen, die aus Mangel an Kleidern nicht ausgehen konnten; das Elend hatte sie genöthigt, selbst die Lumpen, womit sie sich bedeckten, zu verkaufen. Die meisten katholischen Priester erzählten mir, daß sehr häufig die Bauern Sonntags nicht in die Kirche kämen, weil es ihnen an angemessener Kleidung fehle. Ich würde ganze Bände füllen, wenn ich alle Beispiele von diesem Zustand des Elends aufzählen

wollte, doch kann ich mich nicht ohne Schmerz an ein junges, doch erwachsenes Mädchen erinnern, das ich eines Tags beim Eintritt in eine dieser Hütten sah, wie sie halb nackt sich in einer Ecke barg, und nicht ausgehen konnte, um Arbeit zu suchen, weil sie keine Kleider hatte, um auch nur ihre Blöße zu decken."

Diesem Mangel an Kleidung, so wie der Einwirkung der Kälte und Feuchtigkeit schreiben die Aerzte die zahlreichen Brustkrankheiten zu, welche in dieser unglücklichen Bevölkerung jedes Jahr so große Verheerungen anrichten, während die gleichfalls sehr zahlreichen Krankheiten des Magens und der Eingeweide eine Folge der Nahrung sind, welche ausschließlich aus Kartoffeln und zwar der schlechtesten Art besteht, welche man im Lande Lump nennt, und die man vorzieht, weil sie größer ist und eine reichlichere Ernte liefert. Man ißt sie nur gesotten, weil sie so schwerer zu verdauen ist, und länger im Magen bleibt, so daß der Hunger sich nicht so bald wieder fühlbar macht. An vielen Orten bilden Erdäpfel die gesammte Nahrung des Armen, der sie, wenn er nämlich drei Mahlzeiten des Tags halten kann, Morgens, Mittags und Abends ißt, höchstens mit ein wenig Milch oder gesalzenem Häring. Weizenbrod, Eier und Speck sind Luxusgegenstände, an die er niemals denken kann. Auch die Nahrung der Kinder ist ihrem Alter nicht angemessen: gesalzene Fische und Erdäpfel machen die Hauptnahrung aus, Gerste, Haber und Reiß sind zu theuer, als daß man sie ihnen geben könnte. Der Zeitpunkt, wo der arme Irländer auf die schlechteste Nahrung reducirt wird, ist derjenige, wo die Erdäpfelvorräthe des vorhergehenden Jahres aufgezehrt und die neue Ernte noch nicht eingeheimst ist. Wenn man die Spitalregister durchblättert, so findet man, daß während dieser Zeit die Krankheiten des Magens und der Eingeweide die gewöhnlichsten sind; auch herrschen in dieser Zeit die Fieber mit der größten Stärke.

Das Elend ist um diese Jahreszeit manchmal so groß, daß die ärmsten Klassen keine andere Nahrung haben, als Kräuter, Muschelthiere, und was sie sonst am Ufer finden. Während der Monate Junius und Julius des verflossenen Jahres wurden die Ackerbauarbeiten so selten und das Elend so allgemein, daß viele Menschen wirklich Hungers starben. Damals kosteten 21 Pfd. Erdäpfel nur 6 Pence, aber diese armen Leute waren durchaus nicht im Stande, sie selbst zu diesem niedern Preis zu kaufen. Viele Taglöhner arbeiteten nur für ihre eigene Existenz, und ihre Weiber und Kinder blieben während dieser Zeit ohne Hülfsmittel. Alle diejenigen, welche auf die nahe Erdäpfelernte rechnen konnten, waren gezwungen, sie zum Voraus zu verkaufen, um einige Tage länger ihr Leben zu fristen, und so dauerte für sie das Elend noch weit über die Ernte hinaus fort.

Ungrische Nationaltrachten, Sitten und Gebräuche.

(Fortsetzung.)

Was die Bauart der Häuser anbetrifft, so ist bei der Verschiedenheit der Einwohner natürlich auch diese sehr verschieden. Die Slaven bauen ihre Häuser theils aus Holz, theils und mehr noch, besonders in den Gegenden, wo Holzmangel herrscht, von ungebrannten, nur an der Sonne getrockneten Ziegeln, meist nur ein Stockwerk hoch und mit Schindeln oder Stroh eingedeckt. Bei wohlhabenden Leuten werden die innern Wandungen der hölzernen Häuser, nachdem das Balkenwerk glatt gehobelt, häufig mit Thon und Kalk belegt, und so wie die aus ungebrannten Ziegeln erbauten, gewöhnlich weiß übertüncht, wodurch sie ein freundliches Ansehen erhalten. Wenn man durch das Thor, das gewöhnlich an der Seite eines solchen Hauses angebracht ist, eintritt, kommt man immer zuerst in die Küche, einerseits aus dieser in die gegen die Gasse gelegene Wohnstube, andrerseits in die Vorrathskammer. Kehrt man da um, und geht auf dem zwei bis vier Schuh breiten Auftritt, der beinahe jedes Haus umgibt, und über dem sich das Dach ausbreitet, weiter, so gelangt man allenfalls zu noch einer Kammer und von hier in den Stall, der an den Garten, das heißt, einen mit Bäumen besetzten Grasplatz stößt, in dessen Mitte die Scheune steht. Die Küche ist zwar häufig gewölbt, aber nicht immer mit einem Kamin versehen, an dessen Statt dann eine Art von Kaminkopf von einigen Schuhen Höhe unter dem Dache die Rauchöffnung bedeckt, wodurch nicht selten der Rauch unter dem ganzen Dach sich verbreitend, seinen Ausgang nimmt, wo er immer kann. Wer dieß zu sehen nicht gewohnt ist, würde glauben, daß ein so von allen Seiten rauchendes Strohdach in vollem Feuer stehe; allein dieß geschieht nur selten. Die Magyaren bauen ihre Häuser zwar so ziemlich auf dieselbe Weise, allein sie zeigen keine solche Industrie wie die Slaven. Sie bauen die Wände gewöhnlich aus unförmlichen hölzernen Balken, die an den Ecken bald mehr, bald minder hervorragen, und verfertigen die Dächer zuweilen nach Art der Zelte, auf eingegrabenen hölzernen Gabeln, an beiden Seiten des Hauses ruhend. Auch sind die Häuser in ungrischen Dörfern meistens sehr weitschichtig auseinander und nur selten mit einer Umzäunung versehen, wie bei den Slaven, daher der Eintritt in das Haus gewöhnlich frei ist. Ueberdieß haben deren Häuser fast immer noch einige kleine Nebenhäuschen, denn der Stall und jede Kammer bildet ein Ganzes für sich, abgesondert von den übrigen. Die Eindachung ihrer Häuser besteht meist aus demselben Material, wie bei den Slaven; nur bei den in der Nähe von Seen oder Sümpfen gelegenen ungrischen Dörfern ist der Gebrauch des Eindeckens mit Rohr allgemein, doch findet man gegenwärtig auch die sogenannten feuerfesten Strohdächer, welche durch Eintretung dieses Materials in Lehm verfertigt sind. Die Gebirgsbewohner bauen ihre Wohnungen immer aus roh gezimmerten Balken, deren Zwischenräume mit Lehm und Moos ausgefüllt werden. Ganz anders und solider ist freilich die Bauart in den Städten. So einfach und unansehnlich das Aeußere eines ungrischen Bauernhauses zuweilen auch erscheint, so herrscht doch in dessen Innern fast überall nur Nettigkeit und Reinlichkeit. Nirgends wohnt der Mensch (wie z. B. in Polen) in dem nämlichen Zimmer mit dem Vieh, und Bänke, Tische, so wie das über letzterem an der Wand aufgehangene Eßgeschirr findet man stets blank gescheuert und das Zimmer jeden Tag

gekehrt. Im Uebrigen besteht die Hauseinrichtung hauptsächlich in recht vielen, bis an die Zimmerdecken aufgeschichteten Federbetten, zahlreichen, über dem Speisetische angebrachten Eßgeschirr, Krügen und Flaschen, und endlich in mehrern Heiligenbildern, die obwohl so schlecht gestochen und mit Farben beklekst, daß man sie gar nicht erkennt, doch eingerahmt und sämmtlich unter Glas sind. Bei dem Vieh wird dieselbe Reinlichkeit beobachtet, wie im übrigen Hause, denn schönes, gut genährtes und mit reinem Bespannungszeug versehenes Vieh machen bei dem ungrischen Landmann einen Hauptgegenstand des Prunkes, da es zumal auch von dem Wohlstande des Besitzers einen vortheilhaften Begriff und daher auch Ansehen unter seinen Mitbürgern gibt. Wer daher nur halbwegs kann, verwendet viel auf sein Vieh, und hält dessen auch wohl eine größere Anzahl, als er unumgänglich nothwendig hätte. Weniger prunksüchtig und auf die Reinlichkeit des Viehs bedacht sind die Slaven, bei welchen selten das Pferd, noch seltener das Melkvieh mit Strohwisch abgerieben und geputzt wird, weßhalb es auch manchen Hautkrankheiten unterworfen ist. Die Nahrung des gemeinen Slaven so wie des Magyaren ist in der Regel sehr einfach, ja schlecht. In manchen Gegenden lebt das gemeine Volk von nichts Anderm, als von Knoblauch, schlechtem Haferbrod, Speck und Wasser. Branntwein gehört bei den Armen schon zu den Festmahlgenüssen. Dagegen sind viele andere, besonders die von Magyaren bewohnten Gegenden mit allen Arten von Lebensmitteln versehen; daher denn auch die ungrische Küche in der wohlhabenden Klasse gewöhnlich sehr kräftig ist, obschon nicht immer delikat. Der Gebrauch des Fleisches ist übrigens erst seit einigen Jahrzehnten so allgemein geworden, daß es fast alle Tage auch auf dem Tische des Bauers erscheinen muß. Außerdem hat der Slave beinahe täglich Erdäpfel, einigemal in der Woche hindurch Sauerkraut, viel Milch und Topfenspeisen, nebst Hülsenfrüchten, worunter Linsen und Hirse die beliebtesten sind. Namentlich wird aus letzterer der Hiesebrei (Kasa), eine Nationalspeise der karpathischen Slaven, bereitet, welche sie trotz der Spötterei des gemeinen Magyaren, welcher gewöhnlich dem Slawaken vorwirft: Tót nem ember, Kasa nem étel; d. i. der Slawak ist kein Mensch, Hirsebrei ist keine Speise (und doch verachtet heutzutage der Magyar auch nicht den Hirsebrei), Allem vorzieht, und nicht selten auch sein Brod daraus bereitet. Eine Nationalspeise der Magyaren ist mit Zwiebeln, Ingwer und Pfeffer gewürztes, nach Hirtenweise gekochtes Fleisch (Gulyas-hus), wozu bei den rohesten Hirten gewöhnlich Pferdefleisch von Fohlen, besonders an der Theiß und in Jazygien und Kumanien genommen wird. Auch Kukurutz (Mais) in verschiedener Form, viel Speck, Schmalz und Fett behagen dem Magyaren, so wie auch Fische, die er ganz in spanischen Pfeffer eingehüllt verzehrt. Wie denn überhaupt erhitzende Gewürze bei allen ihren Gerichten ein stehender Artikel sind, wodurch sie sich indessen vor manchen Krankheiten schützen, denen sie sonst bei den stets fetten Speisen, wo Alles im Fett schwimmt, unausweichlich unterliegen müßten. Ein Stück Speckschwarte auf Brod nebst einem Schluck Branntwein oder Wein ist eine Lieblingsspeise des Magyaren wie des Slaven, und wird selbst von Leuten aus bessern Ständen für eine Delikatesse gehalten. Die Damen theilen hierin nicht selten den Geschmack der Männer, wie denn überhaupt in keinem Lande das Weib so wenig verzärtelt ist, als hier. Das Lieblingsgetränk des Slaven ist der Branntwein, seltener Bier. Der Magyar verachtet das Bier ganz, trinkt zwar auch gerne seinen Schnaps, aber sein Liebling ist immer der Wein, dem er auch fleißig zuspricht. So wie das Tabakrauchen, so ist auch das Tabakkauen, letzteres jedoch mehr in den untern Klassen gebräuchlich, und nicht selten ereignet es sich, wenn man einem Slawaken begegnet, daß man von ihm um den Saft aus der Pfeife zum Genusse angesprochen wird. Ueberhaupt lieben die Ungarn alles Starkriechende, Geistige.

(Fortsetzung folgt.)

Die Karapapachen.

In der Provinz Armenien findet sich ein ziemlich zahlreicher Stamm dieses Namens. Es sind dieß Flüchtlinge aus Grusien und den tatarischen Distanzen, welche zu verschiedenen Zeiten in dem Khanat Eriwan und dem Paschalik Achalzyk sich niederließen. Die in der Provinz Eriwan sind Muhammedaner, welche sich noch nicht lange dahin gezogen haben, dagegen sind die Karapapachen in Achalzyk größtentheils grusischen Ursprungs, und stammen ihrer Angabe nach von denjenigen Grusiern ab, welche zur Zeit der türkischen Herrschaft den Islam annahmen, und in der Folge, als die ottomanische Pforte diese Länder verlor, in den Sandschak von Tschildyr unter dem Schutz der Pforte sich übersiedelten. Die eigentliche Bedeutung des Worts Karapapachen ist unbekannt, wahrscheinlich kommt es aber von den schwarzen spitz zulaufenden Mützen her, wie man sie in Grusien trägt, und die sich von dem türkischen Kopfschmuck völlig unterscheiden.

Reise von Christiania nach dem Fille Fjeld.

(Fortsetzung.)

Hinter Station Hovi verschwindet der anmuthige Thalcharakter. Der See Strandfjord, welcher uns bisher als ein breiter Silberstrom in malerischen Windungen begleitete, verengt sich plötzlich in einen Fluß, der einen prächtigen Wasserfall bildet. Das Thal wird enger. Statt Wohnungen und Felder nichts als Felsen und Wald. Die große Straße ging sonst rechts bei der Meierei Quie vorbei, ehe die furchtbaren Felsdefiléen durchbrochen waren, durch die man nun auf einer Chaussee zum Fillefjeld hinauffährt, und deren Bau unser Staunen erregte. In dieser Meierei wurde Gyda, die Gemahlin des großen norwegischen Königs Harald Harfager, erzogen. Kirche und Meierei liegen 800 Fuß überm See Slidre und 1600 Fuß überm Meere. Obgleich aus Holz, zeigt doch die ganze Gestalt ein hohes Alter an. Bauern besitzen dort Ländereien und Häuser, wo vormals königliche Familien residirten.

Der Beina Elv stürzt schäumend neben der Straße fort, die zwar trefflich chaussirt ist, aber immer dunkler, einsamer und schauriger wird. Wir sind nun in die hohen Gebirgsregionen eingetreten und befinden uns am Fuß der nordischen Alpen. Das enge Thal öffnet sich plötzlich und wir sind in dem vierten Thalkessel beim Nystuen eingekehrt, der

aber von hohen und schroffen Felsmassen eingeschlossen und verdunkelt wird. Rechts erscheinen auf einem niedrigen Abhang einige Gehöfte mit kleinen Aeckern, einsam und abgeschlossen von der Welt. Der Elv stürzt wild durch den Kessel und unterbricht mit seinem Toben die schaurige Stille. Dicht unter den gewaltigen 2800 Fuß hohen Felsmassen des Hugakollen erblicken wir die Station Oploe, ein einzelnes verlassenes Häuschen. Wie können Menschen hier aushalten! Der schroffe 2800 Fuß hohe Absturz des Hugakollen gewährt einen furchtbaren Anblick. Das schwarze Horngestein vermehrt sein düsteres Ansehen. Auf seinen schmalen Terrassen erscheint ein lebhaftes Grün. Fünf Monate lang verhindert dieser Koloß die Sonne ihre erwärmenden Strahlen in diesen kalten Thalkessel zu werfen, und selbst während des Sommers setzt er sich mehrere Stunden täglich ihrem wohlthuenden Einfluß entgegen.

Ein anhaltender Gebirgsregen trieb uns in die dürftige Wohnung des Stationhalters. Wir suchten Schutz zum Trocknen der Kleider und fanden einen Ort des tiefsten Elends. An menschliche Nahrung war nicht zu denken. In einer niedrigen finstern Stube saß in schmutzigen zerlumpten Kleidern ein gespensterartiges Jammerbild von Frau, ein Kind an der verwelkten Brust nährend. Alles, was sie umgab, starrte vom Schmutz. Die Luft war verpestet und von den verschiedensten Gerüchen erfüllt. Ein in der Stube angebrachter Backofen und ein Feuerherd erhöhten die Hitze, und entwickelten Dünste, die uns gewaltsam in die grausige Natur zurückstießen. Unsern gräßlichen Durst wollten wir mit Milch stillen. Es ward uns aus dem Pestloch ein schmutziger Becher mit saurer Milch gereicht, deren ekles Ansehen jeden Hund abgeschreckt hätte. Dieser Ort harmonirt mit der grausigen Gegend, und nur diese Menschen mögen solch ein Daseyn aushalten. Für sie gibt es keine Melancholie mehr.

Der Bauer, welcher mich von Station Bö aus fuhr, bezeigte Lust, mich weiter über alle Stationen des Fillefjeld zu bringen. Ich war nun des Stationswechsels überhoben, und hatte Gelegenheit die Ausdauer eines norwegischen Pferdes und die große Genügsamkeit, Gutmüthigkeit und Dienstfertigkeit eines norwegischen Bauern kennen zu lernen, indem er unter einem unaufhörlichen Regen in den furchtbaren Strapazen einer Gebirgsreise mit seinem Pferde wetteiferte. Völlig durchnäßt und erkältet, lief er neben dem Wagen mit einer Heiterkeit, die mich entzückte, und meine eigene Lage, durchnäßt auf einem offenen Karren, vergessen ließ. Er wollte es seinem Pferde leicht machen, und durch sein schnelles Laufen mich im raschen Fortkommen nicht leiden lassen.

Im Allgemeinen sind die hohen Gebirgsmassen wohl noch bis auf einer Höhe von 1000 Fuß überm Thalgrund mit Wohnungen besetzt, bei denen kleine Gerstfelder reifen. Man erstaunt die Gerste da reifen zu sehen, wo Fichten und Tannen nicht mehr wachsen. Aber dieß verhindert mehr die Strenge des Winters, als der Mangel guter Sommer. Wer die Temperatur auf den Polargegenden bestimmen will, der muß hier genau den Sommer vom Winter scheiden, indem die mittlere Temperatur des g a n z e n Jahres erst ungefähr das Wärmemaß für die Vegetation der wilden Pflanzen gibt, nicht aber d a s der von Menschenhänden gepflegten, die nur den Sommer erleben.

Nach Station Tune glaubten wir die Natur in ihrer größten Wildheit zu sehen. Die Chaussee führt hart am See Lilla Mjösen zwischen ungeheuren Felsblöcken entlang, die theils überhängen, theils chaotisch über einander geworfen die Gewalt einer vulkanischen Eruption zeigen. Die ungeheuren Felsmassen, welche sich vom Gebirge losrissen und einen Theil des Sees anfüllten, dienten als Unterlage dieses riesenhaften Baues, welcher im Jahre 1806 ausgeführt ward. Sonst reiste man hier über schwimmende Brücken, die an den Uferfelsen befestigt waren, wobei man grundlose Wasserschlünde überschritt.

Die Umgebungen dieses Sees stellen ein grauses Bild der wildesten Felsnatur dar. Die ungeheuren Wände verdunkeln den Wasserspiegel, so wie die ganze Kluft. Wir erblicken staunend auf einzelnen schmalen Wiesenterrassen Wohnungen zwischen Felsen. Wir begreifen nicht, wie Menschen hieher kamen, wie sie wieder heraus kommen, denn nirgends entdeckt das spähende Auge einen Ausweg, wenn es auch nur ein gefahrvoller Fußpfad gewesen wäre. Es sind die Felsen des Hugakollen, welche hier noch einmal der Kommunikation entgegentreten. Quamskleven heißt hier der Theil der Straße, welcher entstand, nachdem man die Felsen gesprengt und minirt hatte. Die Chaussee windet sich knapp und steil an dem hohen Felsufer des Sees hinauf. Man bewundert die Möglichkeit ihrer Anlage. Sie ist dabei im trefflichsten Zustande. Schwindelnd sieht man von oben in die bewegten Fluthen des schwarzen Sees hinab. Derselbe liegt 1400 Fuß überm Meere, also mit dem Gipfel des Bogstadaasen bei Christiania gleich hoch. Die Wolken senken sich bis zum Spiegel des Sees hinab. Die hohen Gebirgsmassen, die man hier meist über den Wolken sieht, erscheinen furchtbarer, weil die dünne Luft ihre düstern Farben nicht verbirgt.

Unter den Trachten fiel uns die Kopfbedeckung der Frauen auf. Eine spitze blaue Mütze mit gelben Vorstößen ist gewiß alten Ursprungs, weil sie denen in Lappland und Island gleicht. Vielleicht waren sonst die blauen und gelben Farben die beliebten im Norden, bevor nach den Traditionen von den englischen, dänischen und norwegischen Königen die rothe Farbe in diesen drei Reichen eingeführt wurde. Aus einer alten Tradition der Stadt Hammer, die im Mittelalter in der Provinz Hedemarken existirte, erfuhren wir, daß das Panier der norwegischen Könige blau und gelb war.

In Alveström bei Bergen sehen wir Hafstrider (Seestreiter), ein Name, den sie wegen ihres kriegerischen Charakters von Alters her führten. Sie bewohnen als Fischer die äußersten Inseln der Nordsee vor der Küste, und haben noch heute wenig von den Sitten ihrer Vorfahren abgelegt. Sie erscheinen mit langen Bärten in blauen Röcken, besetzt mit gelben Vorstößen. Die Bauern gehen hier Winter und Sommer mit bloßer Brust. Das Hemde hat einen gestickten Rand, und Halszierrathen von geringem Werth. Ein kurzes grautuchnes Wamms mit Haken und Oese ist die gewöhnliche Kleidung. Sie sprechen einen eigenen Dialekt, der in Schweden besser verstanden wird, als hier in Norwegen. Einige mythologische Worte erinnern sogar an den alten Kultus von Asien. Auch hier sieht man noch die Gestalt der Steingräber, statt der Kreuze, wenn es auch nur Monumente aus Holz von 6 bis 8 Fuß Höhe sind.

(Schluß folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 7** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Neugriechische Volkslieder. — Lord Byron. (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann

Nr. 22.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 Januar 1837.

Briefe über den spanischen Krieg.

Fünfter Brief.

Die Ankunft der algierischen Legion flößte der christinischen Armee neuen Muth ein, und unter den Truppen der verschiedenen Nationen zeigte sich ein lebhafter Wetteifer, sich auf dem Schlachtfelde auszuzeichnen. Dennoch folgte eine Zögerung der andern, bis die Folgen des ausnehmend schlechten Wetters und der Uebereinanderhäufung so vieler Truppen in und um Vittoria sich in ihrer schlimmsten Gestalt zeigten. Man konnte sich die Fourage nicht mehr in hinreichender Menge verschaffen, und Kavalleriedetachements mußten täglich nach den benachbarten Dörfern gesendet werden, wo sie stets mit den carlistischen Außenposten ins Gefecht kamen. Damit dieser Zustand der Dinge nicht länger fortdauere, beschloß der General Evans, mehrere Dörfer an der großen Straße nach Salvatierra zu besetzen, und zu dem Ende wurden Mataucо, Ylarasa und Elloriaga in Vertheidigungsstand gesetzt, Schießscharten in die Mauern geschlagen und auf den Kirchthürmen kleine Kanonen aufgestellt; zwei Brigaden der englischen Legion wurden hinverlegt, und dadurch zwei Leguas weit die Straße nordwärts von Vittoria beherrscht. Eben so wurden alle Dörfer auf der Südseite von den Christinos besetzt, aber die Carlisten ließen dennoch die Außenposten nicht ruhig, in jeder dunkeln Nacht brachen sie in die Dörfer und schossen, geleitet von den Piketfeuern, ihre Gewehre auf die Mannschaft ab, wobei sie indeß selten viel Schaden anrichteten.

Während wir so unthätig in Vittoria und der Umgegend blieben, begingen die Chapelgorris oder Pezeteros, wie man sie nannte, weil sie täglich eine Pezeta Sold erhielten, mehrere Räubereien: nicht zufrieden mit dem Diebstahl von Geflügel, Schafen u. s. w., worin sie notorisch Meister waren, raubten sie eines Tags nicht nur das wenige Silbergeräth, welches sich in der Kirche eines Dorfs befand, sondern prügelten auch den Pfarrer, welcher sie hindern wollte, beinahe zu Tode. General Espartero machte mehrere Versuche, die Schuldigen zu entdecken, aber ohne Erfolg; darauf ließ er eines Morgens das Bataillon außerhalb der Thore von Vittoria in Parade aufmarschiren, und von den übrigen im Carré aufgestellten Truppen umringen, forderte die Mannschaft noch einmal auf, die Schuldigen zu nennen, und als auch dieser Versuch fehlschlug, wählte er nach Gutdünken 10 Mann aus dem Regimente aus und ließ sie unverzüglich erschießen. Neun stürzten sogleich todt nieder, der zehnte, welcher nur verwundet war, flehte um Gnade, welche ihm, da er ein Franzose war, und er feierlich schwor, daß er der Kirche nicht nahe gekommen sey, auch gewährt wurde. Ein strenges Beispiel war allerdings nöthig, ob aber dieses Mittel das rechte war, ist sehr zu bezweifeln: bei sämmtlichen englischen Offizieren verlor Espartero dadurch ungemein an Achtung. Viele der tapfern Chapelgorris traten aus dem Dienste, und wohl die meisten davon gingen zu Don Carlos, denn obwohl während ihrer Dienstzeit unter strenger militärischer Aufsicht, war doch der Dienst selbst freiwillig, und sie konnten sich jeden Augenblick entfernen.

Das Wetter wurde nicht besser, die Zahl der Kranken nicht geringer, Geld und Lebensmittel immer seltener; dennoch blieben wir fortwährend zu Vittoria. Endlich, am 15ten Januar 1836, erließ Cordova eine pomphafte Proklamation, welche allgemein als der Vorläufer einer bedeutenden Unternehmung betrachtet wurde. Zudem hatten die Carlisten die Höhen von Arlaban besetzt, und dadurch ihre Stellung sehr befestigt: ihr rechter Flügel lehnte sich an Salinas, ihr linker an Guevara und Salvatierra. Am Morgen des 16ten Januars bemerkte man eine ungewöhnliche Bewegung in den Straßen von Vittoria, Adjutanten und Ordonnanzen eilten hin und her, und die allgemeine Spannung, welche jedem großen Ereigniß voranzugehen pflegt, war unbeschreiblich.

Der Tag war trübe und neblicht, und ein feiner Regen, welcher in Schnee übergehen zu wollen schien, vermehrte noch das Düstere dieses Januarmorgens; nichts desto weniger waren die Truppen um 8 Uhr unter den Waffen, und bald darauf in Bewegung. Cordova an der Spitze von 12 Bataillonen Fußvolk und 4 Schwadronen Reiterei nebst mehreren Geschützen und der gesammten algierischen Legion, rückte auf der großen Straße gegen Salinas und Mondragon vorwärts. Die englische Legion, bestehend aus 11 schwachen Bataillonen Fußvolk mit 4 Geschützen

und dem ersten Regiment Lanziers, welches nicht mehr als 250 Pferde zählte, eine Schwadron spanischer Linienreiterei, die Chapelgorris und das spanische Regiment Castilien unter El Pastor waren die ganze Truppenmacht, welche General Evans befehligte, und auf der großen Straße über Ylarasa und Matanco gegen Salvatierra marschirte. Die Division Esparteros, gebildet aus etwa acht Bataillonen Fußvolk und einem Regiment Linienreiterei nebst Artillerie, welche außerhalb der Stadt Vittoria in einigen Dörfern auf der Straße nach Villareal einquartiert gewesen war, setzte ihren Marsch gegen letztere Stadt fort, und bildete so den linken Flügel, während Cordova das Centrum und Evans den rechten Flügel einnahm.

(Fortsetzung folgt.)

Ungrische Nationaltrachten, Sitten und Gebräuche.

(Fortsetzung.)

Unter den vielen Gebräuchen sind die Heurathsgebräuche bei den Slaven wie bei den Magyaren zuweilen sehr interessant. Im Allgemeinen pflegt man die Heurathen gewöhnlich zur Herbst- oder Faschingszeit vorzunehmen. Wenn nun der anberaumte Hochzeitstag ist, kommen die geladenen Gäste der Braut und des Bräutigams abgesondert zusammen. Diesen wird Einer unter dem Namen des Aeltesten (staregazy) vorgesetzt, damit Alles in gehöriger Ordnung erhalten und das Nöthige besorgt wird. Dem Bräutigam wird ein Brautführer beigegeben, die Braut sucht unter ihren Freundinnen Brautjungfern aus und ruft sie selbst zusammen. Nach erhaltener Bewilligung begibt sich jetzt der Bräutigam mit seinen Gästen, davon ein großer Theil hie und da beritten ist, unter Musik und Gesang in das Haus der Braut. Die Freundinnen der Braut erwarten denjenigen, den er vorausschickt, vor dem Hause, empfangen bald darauf den Bräutigam selbst, und begrüßen alle mit Gesang und dargereichtem Trank. Hierauf treten sie verbunden und singend unter das Dach der Braut, welche sich aber mit ihren singenden Freundinnen in eine besondere Kammer begibt. Nachdem sich die Gäste gesetzt haben, wird Stillschweigen geboten und es versuchen sich diejenigen im Reden, die dazu den Auftrag haben. In diesen Reden wird die Ursache der Zusammenkunft angezeigt, um die Vollziehung der Ehe gebeten, und die Erscheinung der Braut verlangt. Diese wird aber nicht sogleich eingeführt, sondern es tritt manchmal statt ihrer eine ihrer Freundinnen ein, um den Bräutigam zu necken oder zu täuschen. Während dieses Vorganges läßt an manchen Orten die Braut dem Bräutigam ein Tuch und einen Kranz überreichen, damit ihr Gemahl, der im Schweiße seines Angesichts das Brod essen wird, sich mit ersterem abtrockne. Endlich verehrt sie ihm auch einen Blumenstrauß, zum Zeichen der jungfräulichen Keuschheit, damit ihr künftiger Gemahl erkenne, daß er sich eine tugendsame und treue Gemahlin auserkoren habe. Sobald dieß geschehen ist, wird das Eheverlöbniß unter wechselseitigen Glückwünschen neuerdings bestätigt und die Braut dem Bräutigam übergeben. Nach eingenommenem Frühstück bittet man bei dem Geistlichen um die Kopulation, und nachdem diese vollzogen ist, folgt in manchen Orten die Braut dem Bräutigam in sein Haus, in andern aber kehrt sie zum Vater zurück, von wo sie mit neuen Ceremonien abgeholt werden muß. Gewöhnlich begibt man sich aber gleich nach der Kopulation in Begleitung aller geladenen Gäste und beinahe der gesammten männlichen Dorfjugend in das Wirthshaus, wo eine Gasterei gegeben wird, bei welcher in der Regel der Gemeindeprediger (Pan Tatil) das Präsidium führt. Die Tonkünstler (gewöhnlich ein Primist, ein Sekundist und ein Bassist, zuweilen auch ein Zimbalist) schlagen das Orchester in einem Winkel der Stube, oder wenn diese zu eng ist, auf dem Ofen auf; den noch übrigen Raum füllt im letzten Fall die sog. Batterie, d. h. so viel Knaben, als nur der Ofen fassen kann, aus. Nicht selten bricht unter der Last der Aufsitzer der Ofen ganz ein, und dann bleibt der Besatzung nichts Anderes übrig, als auf den Ruinen neuen Posto zu fassen. Bei den Tafeln wird vor Allem mit Honig gekochter Branntwein (Hrjata Palenka) und Kolatschen (Weißgebäck) herumgegeben. Nach der ersten Speise müssen sich die Gäste bequemen, eine, bisweilen auch zwei Stunden lang zu warten; indessen lärmt die Tafelmusik vom Ofen oder im schlimmsten Fall von dessen Ruinen herab, immer fort. Endlich erscheinen die Brautführer, deren Schuldigkeit ist, die Gäste zu bedienen, einer nach dem andern mit vollen Schüsseln, die sie auf den Köpfen mit beiden Händen haltend hereintragen. Der erste, der eintritt, ruft jetzt der Batterie auf dem Ofen: Chlapci Puh! (Knaben, schießt!) zu, als wenn er sagen wollte: Feuer! worauf diese also gleich ein Mordgeschrei: Puh! Puh! erheben, d. h. kanoniren. Dieser Lärm wird beim Hereintragen einer jeden Speisetracht wiederholt, wozu die Musik stets mit einem gewaltigen Tusch einfällt. Einen Zwischenakt in diesem Lustspiel bilden oftmals auch Dichter, Propheten und andere maskirte Personen, welche spaßhafte Verse recitiren, worunter manche artig gelungen sind, und das Zwerchfell der Gäste von Grund aus erschüttern. Ein andermal stolpert ein Bote herein und übergibt seinen Pack an die Braut oder den Bräutigam, worauf denn einer der Gäste den meist komischen Inhalt laut vorliest; und solche Belustigungen wechseln noch mit manchen andern auf die mannichfaltigste Art ab. Der Hochzeitsschmaus dauert gewöhnlich bis in die späteste Nacht 5 bis 6 Stunden lang, wobei übrigens eine polnische (süß zubereitete) Zunge nie fehlen darf, damit die neuen Eheleute lauter süßer Zungen sich in der Ehe bedienen sollen. Abends beginnt nun der Tanz und dauert die ganze Nacht hindurch. Hier wechseln polnische Tänze mit den Harmatanezen und ähnlichen ab. Den ersten Kolik na pred, kolik na zad (d. h. wie viel Vorwärts- so viel Rückwärtstanz, nämlich den polnischen) eröffnet der geistliche Tafelpräsident oder sonst einer der angesehensten Gäste mit der Braut. Der slavische Tanz ist besonders für die Frauenzimmer sehr ermüdend, und hat etwas ganz Eigenthümliches. Bei einer Musik nämlich, die im dreiviertel Takt rasch fortgeht, dreht sich das Weib auf einem Fleck wohl hundertmal nach einander herum, während der Mann, nach der Melodie des Tanzes eine Strophe singend, und in die Hände klatschend, um sie

in einem weiten Kreise herum hüpft. Ist der Gesang beendigt, so ergreift er sie plötzlich, hebt sie mit kräftigen Armen und wirft sie über seinen Kopf, schlingt dann die Hand um ihren Nacken, während sie ihn eben so umfaßt, und nun drehen sich beide, daß jeden Ungeübten der Schwindel ergreifen muß. Hiermit ist der Tanz beendigt und beginnt wieder von vorn, bis Ermüdung oder die Ungeduld eines andern Paares, das auf Platz wartet, die erstern zur Ruhe bringt. Während dieser Tänze haben die slavischen Mädchen wie bei den meisten ihrer Verrichtungen, so namentlich auch hier die Gewohnheit, aus voller Kehle in lang gezogenen und aushaltenden Tönen zu singen, wodurch das Trommelfell der Umstehenden nicht wenig erschüttert wird. Zur Ergötzlichkeit der Gäste erscheinen auch hier allerhand possirliche Masken und die Schlägereien ausgenommen, verschiedene Späßchen. Unter andern pflegt der durch Getränke erregte Muthwille der Männer sich darin zu äußern, daß diese in der Nacht in das Dorf laufen und einem oder mehreren Gästen etwas vom Hausgeräthe oder Hausvieh entwenden, welches sie dann in das Hochzeithaus bringen, und es vor allen Gästen beschauen lassen. Erkennt nun jemand das Entwendete für sein Eigenthum, so muß es mit etlichen Groschen ausgelöst werden, wo nicht, so wird das Vieh als niemanden gehörig ohne weiteres geschlachtet. In manchen Orten sucht man sich vorzüglich des Pferdgeschirrs habhaft zu machen; aber nicht selten wird bei solchen Gelegenheiten aus dem Scherze Ernst. Derlei Feierlichkeiten und Schmausereien dauern immer mehrere Tage, wobei jeder nach Hause gehende angesehene Gast durch die Musik eine Strecke weit und das junge Ehepaar bis in ihr Haus begleitet werden. Die Uebersiedlung der Braut in das Haus des Bräutigams geschieht gewöhnlich schon am Tage der Kopulation, in einem stattlich gezierten Leiterwagen, der nebst dem Hausgeräthe mit ziemlich großen Tannengipfeln, die mit zahllosen Bändern behangen, geschmückt ist. Im vordern Theile des Wagens sitzt die Braut, rückwärts die Weiber, welche das Geräthe zu bewachen und auf- und abzuladen haben. Diese richten auch das Brautgemach ein, in welches zuerst der Bräutigam, dann die Braut, begleitet von den Brautjungfern, deren jede ein Licht hält, geführt wird. Hierauf nimmt der Brautführer den Kranz mit verschiedenen Ceremonien von dem Kopf der Braut herab, und nachdem sie die Bänder, welche sie bisher auf dem Kopfe trug, unter die gegenwärtigen Freundinnen vertheilt hat, wird sie mit dem Bräutigam allein gelassen. Will die Braut für fleißig und arbeitsam gehalten werden, muß sie nach der Hochzeitsnacht schon am frühen Morgen aufstehen, die Hände an die Arbeit legen, das Haus reinigen und überhaupt Alles in Ordnung bringen.

(Schluß folgt.)

Reise von Christiania nach dem Fille Fjeld.

(Schluß.)

Wir sind nun in den Alpengegenden. Die wilden Regenbäche stürzen in senkrechten Kaskaden von den zahllosen Schneemassen herab. Statt Fichten und Tannen erblicken wir nur noch die Birke mit ihrem zarten Grün. Ihr vorwiegendes Daseyn läßt uns erkennen, daß wir in die höhern Regionen gekommen sind. Sie bilden hier dichte fast undurchdringliche Wälder, und sind der einzige Schmuck dieser wilden Natur. Uebrigens nahm uns hier doch die gänzliche Abwesenheit der Fichten und Tannen Wunder, da wir sie auf dem Olberg, einige Meilen vorher auf einer Höhe sahen, welche 1500 Fuß höher ist als unser jetziger Standort. Wahrscheinlich können sie hier die Nähe der Gletscher und Schneemassen nicht ertragen, so wie die Meeresluft, welche bis hieher durchdringt. Ganz nahe am Paß Quamskleven erscheint das Gebirge Grindadden mit einer positiven Höhe von 4500 Fuß. Ungeachtet dieser Höhe verliert dasselbe Ende August allen Schnee von der aus dem Thal aufsteigenden Hitze, während die entferntern Gebirge den Schnee während des ganzen Sommers behalten.

Eine kurze Strecke hinter dieser Felswüste erheitert sich das Gemüth durch den überraschenden Anblick des fruchtbaren Kesselthals vom Kirchspiel Vang. Es ist der fünfte große Kessel in Valders, darin ansehnliche Kornfelder, schöne Wiesen und viele Gehöfte liegen. Die linke Abdachung tritt, sanft ansteigend, in einen Halbkreis weit zurück, während die rechte noch immer die Fortsetzung jener schroffen Felsen zeigt, darin das Stadshorn mit seinen Schneeflächen die Hauptrolle spielt. Es ist dieß ein imposanter Felskoloß, dessen Haupt über den Wolken schwebt und dessen schroffe Felszacken senkrecht in den See hinabstürzen. Wenn die Windstöße gegen seine hohlen Flächen abprallen, so hört man ein dumpfes Toben, was einem fernen Kanonendonner gleicht, wovon auch der Berg seinen Namen führt. Stads heißt Schuß. Den Bewohnern ist er ein Wetterprophet, indem sein Toben das schlimme Wetter ankündigt. Man sieht in dieser fortlaufenden Reihe von Gebirgskesseln noch die Urbildungen. Sie sind durch enge Oeffnungen vereinigt, die gewaltsam durchbrochen zu seyn scheinen. Die Chaussee von Vang bildet am entgegenstehenden Ausgang aus dem Kessel eine enge Passage zwischen dem steilen Absturz des Berges Fjell und dem Wasser. Man sieht dort kolossale Felsblöcke in sonderbaren Stellungen über einander geworfen. Ihre scharfen Ecken, so wie auch ihre Größe zeigen daß ihr Fall nicht heftig und auch nicht hoch gewesen, weil die Urschichten bei ihrer bröcklichen Zusammensetzung zertrümmert wären. Sie scheinen mehr behutsam transportirt und gestellt zu seyn. Sollten nicht vielleicht die Gletscher den Transport dieser Steinmassen bewirkt haben?

Die Wellen des Sees brechen sich schäumend an der blättrigen Steinart. Wir stehen abermals bald darauf vor einer wilden Felswüste, die der am kleinen Mjösen-See gleicht, doch Alles hier im größern Maßstabe. Der obere Rand dieser ungeheuren Felswände war in Nebel gehüllt. Ueberall stürzen die Schneewasser herab, und gewähren durch ihre schäumenden Silberstreifen auf den dunkeln Felswänden einen seltenen Anblick. Auf und zwischen denselben erscheinen kleine Wiesenabhänge mit menschlichen Wohnungen in einsam schauriger Lage. Am Stadshorn erblickten wir einen Stenskreed (Steinfall). Alle Steinfälle in der neuern Zeit unterscheiden sich von den frühern durch ihre kleinen gleichförmig zertrümmerten Steinchen, deren kegelartige Massen von fern wie grober Sand erscheinen. Am Stadshorn lehnt sich ein solcher Steinhaufen in konischer Gestalt. Er ward gebildet von der durch die Luft erfolgten Auflösung einzelner Theile der steilen Gebirgsflächen. Deßhalb darf man sie nicht verwechseln mit denen, die durchs Wasser herabgerissen werden, und die Stenskreed

heißen. Fast auf allen Gebirgen findet man Schichten von Erde, groben Sand und Steinen, die mehr oder minder stark und von einer Granitkomposition sind. Oft sind sie ganz verschieden von den darunter liegenden festen Felsen. Bei großen Regen werden jene losen Schichten erweicht, es lößt sich ein Stein ab, das an der Oberfläche herablaufende Wasser spaltet die Erde unterhalb der Grasdecke, die davon abgerissen wird. Ungeheure Steine stürzen mit großem Lärm herab, und reißen Alles mit, was sich auf ihrer Bahn befindet. Das Wasser bildet dann eine tiefe Rinne in der Mitte der herabgestreuten Steine, die mit grobem feinem Sand gemengt sind, und dem Ganzen eine konische Gestalt geben. In der Nacht geben diese Steinfälle ein glänzendes Schauspiel durch die unzähligen funkelnden Steine, welche wie Lichter in der Luft glänzen. Die sprühenden Funken haben einen starken Schwefelgeruch. Sie entstehen von dem Reiben der fallenden Massen unter sich und gegen die Bergwand. Bei einem solchen Stenskreed, der sich 1819 nach einem großen Regen ereignete, entgingen die nächsten Häuser mit knapper Noth der drohendsten Gefahr. Die Bewohner wurden noch zeitig genug durch den ersten Lärm der fallenden Massen aus dem Schlaf geweckt. Sie fanden bei Tagesanbruch ihre Felder und Wiesen mit großen Steinen, Kies und Koth bedeckt.

Es war Mitternacht, als wir unter anhaltendem Regen das Dorf Dye, zwischen Felsen belegen, erreichten. Wir konnten nicht mehr bis zur nächsten Station Skougstad kommen. Durchnäßt, erkältet und hungrig, sprachen wir in einem Haus um Nachtquartier an. Bereitwillig nahm man uns auf, obgleich wir die Bewohner aus dem tiefsten Schlafe weckten. Die Dunkelheit verbarg die Zeichen der Armuth, so wie die schreckliche Unreinlichkeit in der Stube. Der Gedanke: „wir sind im Trocknen,“ überwand Alles. Beim ersten Schein des Kaminfeuers erblickten wir Mann, Frau und Kinder in Einem Bett, oder vielmehr auf einem Lager, das mit schmutzigen Lumpen bedeckt war. Hiemit verschwand jeder Gedanke an Nahrung. Mein alter treuer Skiots (Postbauer) legte sich auf eine Bank ans Kaminfeuer. Er war sehr müde, ganz durchnäßt, und dennoch heiter und unermüdlich dienstfertig mit dem Trocknen meiner Kleider beschäftigt. Sein Pferd hatte er abgeschirrt und der freien Natur überlassen. Es graste die Nacht über ums Haus herum. Für mich ward der zerbrochene Rahmen eines alten Bettgestells auf den Tisch gesetzt und Betten hineingeworfen. Unterm Donner eines mächtigen Wasserfalls, der dicht hinterm Hause auf einer 300 Fuß hohen Felswand herabstürzt, schlief ich ein. Das Morgenlicht beleuchtete mein Nachtlager, bei dessen Beschaffenheit jeder Gedanke an Frühstück verschwand. Nüchtern und mit durchnäßten Kleidern reisten wir weiter. Es regnete noch. Die Chaussee folgt einer Felswand. Die flachern Umgebungen kündigen uns an, daß wir die Hauptdefiléen zum Fillefjeld hinauf hinter uns hatten, und daß wir uns schon dem großen Hochplateau dieses Gebirgs näherten. Wir sahen keine Wohnungen mehr.

Bei Station Skougstad wird es breiter, und wir sehen mehrere Gehöfte um diese Station, jedoch nichts als Wiesen von schwelgerischer Fruchtbarkeit, nirgends Aecker. Neben uns braust in tiefer Felskluft schäumend der Elv. Die langentbehrte leibliche Nahrung ward uns aber auch hier noch nicht zu Theil. Wir fanden zwar in Station Skougstad ein besonderes Logierhäuschen für Fremde, worin aber wahrscheinlich schon lange nicht mehr jemand gewesen war, denn der Schlüssel fand sich erst nach langem Suchen, und als wir ihn hatten, wollte das verrostete Schloß nicht aufgehen. Endlich kamen wir in die Stube, aber der Ofen war lange nicht geheizt, und sein Rauch trieb uns wieder hinaus. Auf das Verlangen nach Frühstück erhielten wir kalte saure Milch und ungenießbares Brod (Fladbröd), was nur der Norweger mit seinen Eisenzähnen zerkauen kann.

Nüchtern und mit nassen Kleidern ging es also weiter zur letzten Station Nystuen auf dem Fillefjeld selbst, auf die man uns wegen einer bessern leiblichen Nahrung vertröstet hatte. Aber wo Hoffnung und das Vertrauen zu einem Ort hernehmen, der auf dem kahlen, zum Theil mit Schnee bedeckten Hochplateau des Fillefjeld liegt. Von Skougstad aus ward das Defilé immer enger, der Weg steiler, die Abdachungen immer niedriger und flacher. Der Baumwuchs hört auf. Nur niedrig Gestrüpp. Alle Wohnungen verschwinden. Nur auf fernen Bergabhängen leuchten die einzelnen Säter (Schweizer Sennhütten) aus den dunkeln Tannen hervor. Von beiden Abdachungen, zwischen denen wir hinaufklimmen, schießen die Wasserfälle herab. Sie schmücken die dunkelgrünen Thalwände mit ihrem schäumend glänzenden Silberstreif. Eine halbe Meile von Skougstad passiren wir die ersten Schneefelder. Der Schnee liegt stellenweise vier Fuß tief, und bleibt über Sommer liegen. Eine Viertelmeile vor Nystuen hatten wir das Hochplateau des Fillefjeld, 4000 Fuß überm Meere, erstiegen. Nun ging es auf einer ebenen herrlichen Chaussee einer hohen Felswand entlang, die ganz isolirt auf dem unabsehbar weiten Hochplateau dasteht. Links hatten wir einen großen See, den Utra-See, mit flachen Ufern, dessen schmackhafte Fische uns bald nachher die erste leibliche Nahrung gaben nach langer Entbehrung. Am Ende des Sees erscheint das einzelne Gehöft Nystuen einsam und kahl, umgeben von Schneefeldern. Je näher wir dem Gehöft kamen, desto mehr steigerten sich unsere Hoffnungen durch das gute Aeußere desselben. Ein zweistöckiges ansehnliches Wohnhaus von starkem Holz, daneben zwei kleine Hofgebäude. Im obern Stock eine saubere Logierstube, mit allen Bequemlichkeiten versehen, die man in diesen Regionen nicht erwartet. Wir wurden zu unserer Zufriedenheit bewirthet, was einer öffentlichen dankbaren Anerkennung werth ist, um so mehr, da die Rechnungen billig sind.

Literarische Notizen.

Ein Herr Tattam zu Oxford hat die zwölf kleinen Propheten in koptischer Sprache mit einer lateinischen Uebersetzung herausgegeben, und beabsichtigt, dasselbe hinsichtlich der Propheten Daniel und Ezechiel nach einem koptischen Manuscript in der Pariser Bibliothek zu thun. Da die koptische Uebersetzung im 2ten Jahrhundert n. Chr. gemacht worden seyn soll, so ist jeder einzelne Theil davon für den biblischen Alterthumsforscher von Wichtigkeit.

Die königliche Druckerei in Paris hat das Foe kue Ki, d. h. Bericht über die buddhistischen Reiche von Schi Fe Hian, einem samarischen Priester, herausgegeben, welcher im 4ten Jahrhundert Mittelasien, Persien und Indien durchreiste. Dieses Werk, welches noch von Abel Remusat übersetzt und mit einem weitläufigen Kommentar begleitet wurde, welcher für sich allein ein wichtiges Werk ist, wird ein neues Licht auf das Studium der Religionen und Philosophien Asiens werfen. Der gleichfalls verstorbene Klaproth hat das Werk revidirt, und ein Herr Landresse eine Einleitung hinzugefügt.

Ein Herr Emmons, Professor am Williamscollege in den Vereinigten Staaten, hat im American Journal of Science Nachricht über eine wissenschaftliche Expedition mitgetheilt, welche er nach Neuschottland machte. Seine Forschungen richteten sich meist auf Geognosie und Mineralogie.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 23.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 Januar 1837.

Ungrische Nationaltrachten, Sitten und Gebräuche.

(Schluß.)

Dieß sind im Allgemeinen die Hochzeitgebräuche der Slaven und theilweise auch der Magyaren. Bei letztern ist zuweilen nur der Unterschied, daß es etwas ernsthafter zugeht. Auch ist der ungrische Tanz des gemeinen Volks weniger heftig, jedoch auch ziemlich ermüdend; indessen versuchen sich die Edelleute nicht allein in ungrischen, sondern auch in deutschen, polnischen und verschiedenen andern Tänzen. So ahmen sie unter Andern die Hähne mit Musik und Tanz nach und diesen Tanz nennen sie Kohutowy Tanec (Hahnentanz). Bald suchen Andere im Tanz die Enten nachzuahmen und dieß ist der Kacserowy Tanec (Ententanz). Dieser ist namentlich im Gömörer-Neutraer und auch im Zipser Komitat, und zwar in letzterem unter dem Namen Katschurtanz (Entrichtanz) üblich. Bald suchen sie das Säen, Jäten, Einsammeln, Stoßen und Essen des Mohns durch Töne und Gebärden im Tanze auszudrücken, und dieß nennen sie Makowy oder Nupkowy Tanec (Mohntanz). Bald nehmen sie eine Ruthe und schlagen einander wechselweise, während sie nach der eigenen Melodie dieses Tanzes herumspringen. Diesen Tanz nennen sie Lopatkowy Tanec. Andere nehmen statt der Ruthe eine Pritsche, was sie den Lappatentanz oder Pritschentanz nennen. Endlich unterhalten sich die Ungarn bei der Hochzeit auch durch scherzhafte Gespräche, Erzählungen, Räthselaufgeben, durch Gesang; das Hochzeitmahl wird an vielen Orten mit einem Hirsenbrei beschlossen. Angenehm in vielen Fällen, in vielen aber auch nicht, ist bei ihnen die Sitte, nach welcher jede erklärte Braut alle ihr begegnenden Männer küssen muß. Eine solche Ehre kostet aber Geld, und der Geküßte muß bezahlen. Nicht minder interessant sind endlich die Verhaltungsregeln, welche bei den Slaven wie bei den Magyaren den heurathenden Dirnen von den in der Ehestandsschule bereits abgerichteten alten Weibern gegeben werden, um sie vor allen im Ehestand vorkommenden Fallstricken des Teufels möglichst zu bewahren und damit bekannt zu machen. Dahin gehören nun folgende: 1) Die Braut muß, ehe sie zur Kopulation geht, ein Paar Knoblauchspalten und Petersilienkraut in die Zischmen, die sie an hat, stecken, um den Asmodäus, welcher bei dergleichen Gelegenheiten durch böse Weiber sehr thätig ist, zu verscheuchen, da er die Petersille und den Knoblauch gar nicht riechen kann. 2) Bei der Kopulation muß die Braut den kleinen Finger des Bräutigams an der ihr gereichten rechten Hand so gut als möglich packen, was dazu dienen soll, um den Mann in der Ehe so unmächtig, wie der kleine Finger ist, zu halten. Indessen vergessen hiebei die Männer auch nicht, die ganze Hand der Braut mit kräftiger Rechte zu ergreifen, damit ihnen die Oberherrschaft nicht entrissen werden könne. 3) Vor dem Altar stehend soll die Braut dem Bräutigam auf den Fuß treten und während des ganzen Aktes den Fuß nicht auslassen. Auch dieß gehört zur Sicherung der weiblichen Souveränität. 4) Vor dem Beilager läßt die Braut durch einen der Gäste einen Apfel in zwei gleiche Theile schneiden, und reicht die eine Hälfte dem Bräutigam, damit er mit ihr in der Ehe Alles theile. 5) Im Bette darf sie nicht ein Wörtchen sprechen, bevor sie der Mann zuerst anredet. Und dieß soll dazu dienen, daß später in der Ehe nach einer jeden Mißhelligkeit der Mann sich herablasse, das erste Wort zur Güte zu sprechen. 6) Am Tage nach der Uebersiedlung in das Haus ist der Braut nicht rathsam, ihren Spinnrocken oder das Nähkästchen, oder ein anderes solches Weibergeräthe mitzunehmen, weil sie sonst lauter Mädchen zu gebären Gefahr läuft. 7) Welche keine Kinder haben will, die soll vor dem Beilager ein gesperrtes und vorher mit Mohn so gut als möglich gefülltes Vorlegschloß in den Brunnen werfen. Oder sie soll vor der Kopulation auf neun Sensen oder Sicheln einen Augenblick stehen. 8) Will sie leicht gebären, so muß sie bei der Uebersiedlung beim Herabsteigen vom Wagen auf ein mit Mehl gefülltes Säckchen springen, worauf sie Kinder mit der Leichtigkeit zur Welt bringen wird, mit welcher man das Mehl aus dem Säckchen herausschüttet. Diese und ähnliche Vorsichtsmaßregeln werden indessen heutzutage schon mehr des Spaßes halber als im Ernst praktizirt, denn man hat im Allgemeinen schon ziemlich aufgehört daran zu glauben.

Unter den Gebräuchen zeichnet sich noch besonders das Begießen mit Wasser am Ostermontag aus. An diesem Tag haben

nämlich die Männer an vielen Orten das herkömmliche Recht, jede auch unbekannte Weibsperson mit Wasser zu begießen, hinwieder auch mit vierfach geflochtenen Weidenruthen zu schlagen, bis sie sich durch ein Osterei oder Backwerk auslöst. Dagegen geht dieses Recht vom nächstfolgenden Tage auf die Weiber über, die dann das Empfangene mit Wucher zurückgeben. Derlei plumpe und schmerzhafte Scherze fallen jedoch nicht immer gut aus, wie man sich leicht vorstellen kann, und haben bei kalter Witterung schon manchem Mädchen ihre Gesundheit oder gar das Leben gekostet. Ist jemand in einem Hause am Sterben, so wird ihm die beste Stube eingeräumt, wo man den Todtkranken auf die Erde legt und zwar so, daß er mitten zwischen zwei gleichlaufenden Balken oder Säulen zu liegen kommt, welche die Decke des Zimmers halten. Dadurch glaubt man ihm den Tod zu erleichtern. Auch werden gewöhnlich die Bettler des Orts zusammengerufen, um bei dem Todten zu wachen und zu beten. Die Weiber besorgen das Waschen des Todten, ziehen ihn nach seinen Vermögensumständen an, und dann legen sie ihn auf ein Brett. Das Stroh, auf welchem der Kranke lag, verbrennen sie gemeiniglich zur selben Zeit, als der Todte auf dem Gottesacker getragen wird oder werfen es ins Wasser, oder an Orte, die nicht besucht werden. Den Todten legt man unter den Kopf ein Polster gefüllt mit den Sägspänen des Sarges und manchmal auch einen Hut. Die Begräbnißplätze sind bei Slaven gewöhnlich mit einer Mauer oder einem Zaun umgeben, bei den Magyaren aber meistens offen. Ehemals war der Aberglaube, Sägen in die Gräber zu legen, wodurch man das Herumwandern der Todten zu verhindern glaubte; diesen Aberglauben von dem Herumwandern der Todten hegen indeß noch viele Slaven. Die Leichenbegängnisse werden übrigens ziemlich einfach vollzogen, dagegen mit einem frugalen Leichenschmause (Kar) beschlossen, wobei man, zumal auf dem Lande, nicht selten aus derselben Stube, in welcher noch vor wenigen Stunden Jammertöne klagten, ein wildes Jubelgeschrei hervorschallen hört.

Briefe über den spanischen Krieg.

(Fortsetzung.)

Wir wußten bloß, daß ein allgemeines Gefecht stattfinden solle, und da das Schloß von Guevara und Salvatierra von dem Feinde besetzt war, und wir darauf losmarschirten, so glaubten wir, Cordova habe uns den Ehrenposten in der Schlacht zugedacht, obwohl bedeutende Streitkräfte der Carlisten die starken Gebirgsstellungen bei Arlaban inne hatten. Am Mittag hielten wir auf einer Anhöhe, von wo man das Thal von Guevara übersieht, und wo wir mit den Ferngläsern deutlich sehen konnten, daß das Schloß im Besitz der Carlisten war, welche an den Bergabhängen Verschanzungen aufgeworfen hatten. Das Dorf Mendijur, eine starke halbe Stunde von uns entfernt, war gleichfalls von den Carlisten besetzt, der Pfarrer Isadore, welcher mit seiner Guerilla dem General Evans beigegeben war, rückte mit etwa 50 seiner Leute vorwärts, und vertrieb die Carlisten daraus, welche sich sodann in einem Walde aufstellten und ein fortdauerndes Feuer gegen uns unterhielten. So viel wir beurtheilen konnten, standen etwa fünf Bataillone am Bergabhang, und im Thale hielt eine Schwadron Lanziers, welche, als der General zum Behuf einer Recognoscirung näher ritt, ihm entgegenrückte, so daß er eiligst umkehren mußte, wobei denn auch das Dorf Mendijur von den Carlisten wieder besetzt wurde. Sobald General Evans dieß bemerkte, ließ er das erste Regiment vorrücken, welches fast ohne einen Schuß zu thun, den Feind aus dem Dorfe und den gegenüberliegenden Hügel hinabtrieb, wobei es jedoch nicht ohne Verlust abging.

Indeß hatten wir auf unsrer Linken das Thal herauf ein starkes Feuer vernommen, welches augenscheinlich bewies, daß Cordova mit der Hauptmacht des Feindes handgemein geworden sey. Das Feuer hielt mehrere Stunden an, während welcher Zeit wir nicht von der Stelle rückten, denn General Evans hatte strengen Befehl, nicht zu weit vorwärts zu gehen; hätte dieß uns nicht abgehalten, so wäre wahrscheinlich das Schloß von Guevara mit geringem Verlust in unsere Hände gefallen. Im Laufe des Nachmittags ließ das Feuern auf unsrer Linken bedeutend nach, und die Carlisten machten einen Versuch, das Dorf Mendijur wieder zu nehmen, was ihnen jedoch nicht gelang. Aber die Gelegenheit den Feind zu schlagen und ihm eine seiner festesten Stellungen zu nehmen, war verloren, und zwar durch die Schuld Cordova's, denn die englische Legion war völlig bereit, die Stellungen des Feindes anzugreifen, General Evans aber besaß zu viel Klugheit, um den Zorn derer zu reizen, unter denen er diente, was gewiß der Fall gewesen wäre, auch wenn er einen noch so günstigen Erfolg gehabt hätte, denn man hatte durch Beschränkung seiner Vollmacht Sorge getragen, ihn keine Lorbeeren gewinnen zu lassen. Mit Einbruch der Nacht nahmen wir unser Quartier in den Dörfern Arbulo und Matauco; wir glaubten anfangs, die Carlisten würden die Finsterniß und ihre genaue Ortskenntniß benützen, um uns während der Nacht zu belästigen, sie blieben aber ruhig in ihren Bivouaks an den Bergabhängen von Guevara.

Matauco und Arbulo sind kleine, armselige Dörfer, deren Einwohner gutwillig oder mit Gewalt bei Don Carlos Dienste thun. Der erstere Ort liegt an der großen Straße von Vittoria nach Salvatierra, etwa zwei Leguas von jedem der beiden Orte entfernt, und war von der Legion kürzlich eingenommen und in temporären Vertheidigungsstand gesetzt worden. Arbulo liegt eine halbe Legua links gegen Guevara hin. Die Unterkunft für die Nacht war, wie man sich denken kann, abscheulich. Wir verließen demnach unser Quartier baldmöglichst, und da wir von der allgemeinen Schlacht am vorhergehenden Tage nichts gesehen hatten, so waren wir sehr begierig, etwas von den Gefechten zu erfahren, welche allen Umständen nach statt gefunden haben mußten. Indeß war von Cordova keine Nachricht eingelaufen, obwohl wir mit Grund vermutheten, er könne nicht über anderthalb Leguas links von uns stehen. Die Truppen waren in Marschordnung aufgestellt, und wir zogen gegen Azua, wo wir eine Vereinigung mit Cordova zu bewerkstelligen hofften; als wir an dem genannten Dorfe angekommen waren, fand sich noch keine Nachricht von Cordova vor, die Truppen mach-

ten demnach, als sie auf einer kleinen Brücke über die Zadora gegangen waren, Halt, und zündeten ihre Bivouakfeuer an, um auf dem freien Felde zu übernachten, da die umliegenden Dörfer ohnehin keine Bequemlichkeit boten, um so mehr, da außer einigen alten Weibern und etlichen Kindern kein Einwohner sich sehen ließ. Nur das vor unserer Fronte liegende Dorf Marieta wurde besetzt, und einige Carlisten, welche sich darin befanden, mit Leichtigkeit vertrieben.

Wir brachten diese Nacht ruhig im Bivouak zu, ohne daß etwas Bemerkenswerthes vorgefallen wäre. Eine glänzende Januarssonne stieg am Morgen auf, aber immer noch kamen keine Befehle von Cordova, obwohl der Pfarrer Isadore, welcher sich einen Weg nach dem Hauptquartier gebahnt hatte, bei seiner Rückkehr uns die Nachricht brachte, daß die christinischen Waffen siegreich gewesen und die Carlisten aus ihren festen Stellungen auf den Höhen von Ariaban vertrieben worden seyen. Diese günstigen Nachrichten ließen uns glauben, daß wir in Verbindung mit Cordova's Truppen oder zu ihrer Unterstützung entweder dem Feind nach Salinas und Mondragon folgen, oder eine Bewegung rechts machen würden, um Guevara zu nehmen. Das Bivouakiren im Jannar war keine angenehme Sache, besonders da es, obwohl Vittoria nur zwei Leguas entfernt ist, doch nicht möglich war, Lebensmittel herbeizuschaffen, ohne eine bedeutende Truppenmasse zu detachiren, und in den umliegenden Dörfern auch nicht ein Laib Brod zu erhalten war. Ein Kommissär, welcher versucht hatte, ohne genügende Eskorte einige mit Branntwein beladene Maulthiere zu uns zu führen, war auf eine barbarische Weise auf dem Wege ermordet worden. Ein solcher Zustand der Dinge muß in einem civilisirten Lande fast lächerlich erscheinen, es ist aber nichtsdestoweniger buchstäblich wahr, daß sobald sich eine Truppenmasse nach dem Innern der empörten Provinzen in Marsch setzt, alsbald hundert kleine carlistische Streifkorps bei der Hand sind, welche alle und jede Kommunikation in ihrem Rücken abschneiden, und nicht nur manchmal sich der für ihren Feind bestimmten Zufuhren bemächtigten, sondern auch, indem sie gleich Adlern die Truppen umkreisen, stets bereit sind, jeden unglücklichen Nachzügler zu überfallen und zu ermorden.

In diesem Dilemma blieben wir bis zum Nachmittag des zweiten Tags (18ten Januar), wo General Evans, voll Unwillen über seine Unthätigkeit, und die unangenehme Lage seiner Truppen, beschloß, nur von seinem Stab und einer kleinen Eskorte begleitet quer durch das Land zu reiten, und das Hauptquartier Cordova's aufzusuchen, um sich mit ihm persönlich zu besprechen. Wir gingen über die Zadora zurück durch das Dorf Nanclares di Gamboa, und nahmen dann eine schräge Richtung gegen die große nach Frankreich führende Heerstraße, um Cordova's Truppen zu treffen. Da wir gute englische Pferde ritten, so ging es rasch vorwärts, und bald stießen wir auf eine Schwadron spanischer Lanziers, welche uns benachrichtigten, daß sie den Nachtrab von Cordova's Truppen bildeten, die nach Vittoria zurückzögen. Man stelle sich unser Erstaunen vor, als wir an die algierische Legion kamen, welche geradenwegs nach jener Stadt zurückmarschirte, als ob gar nichts vorgefallen wäre oder wenigstens nichts mehr unternommen werden solle. Endlich fanden wir den Obergeneral, welcher ganz gemächlich in seinem Quartier beim Feuer saß, hier unserm General Audienz gab, und ihn benachrichtigte, daß er im Sinne habe, nach Vittoria zurückzugehen.

Er schien ganz zufrieden mit dem Erfolg dieses zweitägigen Feldzugs, welcher darin bestand, daß er die Carlisten aus einer Stellung vertrieb, welche sie aller Wahrscheinlichkeit nach nie hatten behaupten wollen, und zwar mit einem Verlust von mehr als 250 Todten und Verwundeten, einiger seiner besten Offiziere und drei seiner Adjutanten, worunter ein ausgezeichneter junger Mann, der die schönsten Hoffnungen erweckte. Ich fragte die französischen Offiziere, welche Rolle die algierische Legion bei der ganzen Sache gespielt habe, und erfuhr, sie seyen zum Angriff kommandirt worden, hätten sich tapfer geschlagen, und mit dem Bajonnet die Carlisten aus mehreren sehr festen Stellungen vertrieben. Einige Christinos, welche in den von den Carlisten gebildeten Korps von Gefangenen dienten, suchten zu ihnen überzugehen, wurden aber 50 an der Zahl mit Bajonnetten niedergestoßen, da die algierische Legion, wenigstens so viel man damals sagte, keinen Parden gab, was nicht zu verwundern ist, wenn man erwägt, wie sie selbst von den Carlisten behandelt wurden. Ihr Verlust am 17ten und 18ten war nur unbedeutend.

(Fortsetzung folgt.)

Die türkischen Paschaliks längs der russischen Gränze in Kleinasien.*)

Die den russischen Provinzen zunächst liegenden Paschaliks sind Achalzyk, welches jetzt größtentheils zu Rußland gehört, Kars, Erzerum, Musch und Trapezunt.

Achalzyk kam, nachdem es lange einen Theil des armenischen Königreichs ausgemacht hatte, unter die Herrschaft der griechischen Kaiser, und wurde später von den georgischen Königen erobert. Als Grusien in Verfall gerieth, riß sich Achalzyk los, und war eine Zeit lang unabhängig. Wie die lesghischen Völkerschaften in dieser Provinz einströmten, haben wir früher gezeigt (s. Nr. 363 im vorigen Jahre). Am Ende des 16ten Jahrhunderts eroberte Amurat III diese Provinz, dann kamen die Perser, und unter Amurat IV wurden die Türken wieder des Landes Meister. Während der ganzen Zeit ihrer Herrschaft suchte die ottomanische Pforte das Einströmen der kriegerischen Stämme zu unterhalten, welche sie anfangs gegen Grusien, dann gegen die Perser, endlich gegen Rußland vertheidigten. Alle Verbrecher der transkaukasischen Provinzen fanden hier einen Zufluchtsort, und die Mittel, sich der strafenden Gerechtigkeit zu entziehen. Von hier, wie von Anapa und Poti aus wurden unaufhörlich muselmännische Prediger ausgeschickt, um die Bergvölker gegen Rußland in Aufstand zu bringen, und Unzufriedenheit in Grusien und andern Provinzen zu verbreiten.

*) Das Journal des Ministeriums des Innern enthält diesen Auszug aus einem geschichtlichen Werke über die Kriegsbegebenheiten in der asiatischen Türkei in den Jahren 1828 und 1829. Da die Allgemeine Zeitung schon den Abschnitt über die russischen Provinzen Asiens mittheilte, so beschränken wir uns hier auf die türkischen, den russischen benachbarten Provinzen.

Die Einwohnerschaft des Paschaliks Achalzyk besteht aus nachfolgenden Stämmen: Türken, Adscharen, Lasen, Kurtinen, Turkmenen, Karapapachen, Armeniern, Grusiern, Juden und sogar Zigeunern. Nach den eigenen freilich sehr oberflächlichen Zählungen der Türken fanden sich zur Zeit des letzten Kriegs in diesem Paschalik 31,283 Häuser, wonach man die männliche Einwohnerzahl auf 120,000 anschlagen kann. Früher war die Bevölkerung viel bedeutender, wie die überall vorhandenen Ruinen von Dörfern und festen Plätzen beweisen.

Das Paschalik Kars dehnt sich südlich von dem von Achalzyk aus, und stößt an die Distanz Schuragel und die armenische Provinz. Im Alterthum bildete diese Gegend unter dem Namen der karsischen Provinz einen Theil Armeniens. Seine Ausdehnung beträgt nach den zur Zeit des letzten Kriegs angestellten Aufnahmen 9465 □ Werste. Sein Klima zeichnet sich vor allen andern im türkischen Armenien aus, und gleicht der russischen Ukraine durch seine reichen Weiden und seine reine gesunde Luft. Der Sommer, welcher im Julius beginnt, dauert nur 2½ Monat; Schnee fällt gewöhnlich um den 15ten November, manchmal auch früher. Die größte Hitze im August beträgt 35 Grad in der Sonne, aber am Nachmittag nimmt sie allmählich ab, und die Abende sind kühl. Die größte Kälte tritt im Januar ein, übersteigt aber nie 20 Grad; der Schnee bleibt lange liegen, und im Frühjahr fällt bei langen Regen häufig Hagel von bedeutender Größe. Bei so regelmäßigen und angenehmen Abwechslungen der Atmosphäre ist das Klima von Kars allerdings frei von den furchtbaren Krankheiten, welche mit so zerstörender Gewalt in vielen transkaukasischen Provinzen auf die Gesundheit der Menschen einwirken. Statt dessen trifft man hier Epidemien anderer Art: Skropheln, englische Krankheit und temporäre Blindheit nebst andern entzündlichen Augenkrankheiten. Ueberdieß herrschen im Herbst hitzige und kalte Fieber, und das schlimmste ist die Pest, welche hier zwar nicht ihren bestimmten Platz aufgeschlagen hat, aber unaufhörlich von Erzerum eingeschleppt wird, da die Behörden durchaus keine Vorsichtsmaßregeln treffen.

Die Art des Bodens befördert die Fruchtbarkeit hier eben so wohl als das Klima: in den Thälern trifft man allenthalben eine dichte Dammerde, und auf den Bergen, welche im Allgemeinen keine Hauptkette bilden, sondern nur Vorberge sind, liegt gleichfalls eine tiefe Schichte fetter Erde, welche aus einer Mischung von Thon und reiner Dammerde besteht. Nur das Sandschak Kagisman hat einen festen Thonboden. Die Hauptkornarten, Weizen und Gerste, wachsen allenthalben im Ueberfluß, und belohnen die Mühe des Landmanns zehn- und mehrfach. Vor der Einnahme von Kars durch die russischen Truppen kostete die Samara *) Weizen 1 R. 60 K. Silber, die Samara Gerste 80 K. Die Gärten von Kagisman versehen die ganze Umgegend mit schönen Früchten verschiedener Art: hier gedeihen Pfirsiche, Mandeln, Aprikosen, Trauben u. dgl. Die Fruchtgärten im Paschalik liefern allenthalben ein vortreffliches Gemüse, und die Wiesen und Weiden ein saftiges und gesundes Gras. Nur das Sandschak Kagisman hat wegen seines thonigen Bodens Mangel an Viehfutter, dafür aber findet man in den Bergen von Tschildyr noch bis in die zweite Hälfte des Julius ein duftendes, mit mannichfachen Blumen vermischtes Gras.

An Holz ist das Paschalik ziemlich arm: Bauholz, namentlich Fichtenholz, findet man nur auf dem Gebirge von Saganluk, und auch hier nicht im Ueberfluß. Brennholz erhält man an dem Berge Ach-Baba, im Allgemeinen aber nehmen die Einwohner zur Erwärmung der Häuser und zum Bereiten der Speisen getrockneten Kuhmist.

Hausthiere, wie Büffel, Ochsen und Esel, hält man in Menge, und sie zeichnen sich durch Größe und Stärke aus. Die Schafe lassen sich zwar nicht mit der besten feinwolligen Zucht asiatischer Schafe vergleichen, doch ist die Wolle ziemlich zart, und ließe sich leicht noch verbessern. Pferde gibt es wenig in Kars, und diese sind nicht einheimisch, sondern werden aus verschiedenen Gegenden eingeführt. Vor der Ankunft der Russen kostete ein paar Büffel 20 bis 25 Rubel, ein paar Ochsen 10 bis 15, eine Kuh 4 bis 6, ein Hammel oder eine Ziege 1 Rubel, ein Esel 5 bis 7 und ein Pferd 10 bis 50: alles in Silber.

In mineralogischer Hinsicht ist das Paschalik bemerkenswerth durch zwei Steinsalzlager auf dem rechten Ufer des Araxes, sechs Werste oberhalb des Städtchens Kagisman, und durch natürlichen Salpeter, welcher sich, obwohl in geringer Menge, um Mahasbert findet. Hier wie in dem Sandschak Schuragel, nahe bei den Ruinen der alten Stadt Ana und in dem Sandschak Tachta, nicht weit von dem Dorfe Karpy-Keni, werden sehr schöne bunte Sandsteine gebrochen.

Die Bevölkerung des Paschaliks lebt in Festungen, welche von Vorstädten umgeben sind, und in Dörfern. Die bedeutendste Festung, der Mittelpunkt des Handels und der Regierung, ist Kars selbst; von den übrigen festen Punkten verdienen Erwähnung Mahasbert, Getschewan, Kagisman, das Dorf Sarischab und einige andere. Die schon seit langer Zeit herrschende Unsicherheit nöthigt die Vorsteher der Sandschaks, ihre Wohnorte nach Kräften zu befestigen, und so widersetzten sich die Vasallen nicht selten der unersättlichen Willkür der Paschas mit Glück, und schlugen ihre Truppen zurück. Durch ihre Vertheidigungsmittel zeichnen sich namentlich aus Mahasbert und Getschewan: diese beiden Festungen oder Schlösser hängen über kaum zugänglichen Felsen, die erste am rechten Ufer des Arpatschai, die zweite an dem Flüßchen Bajamsu.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Samara Weizen in Kars hat 13 Pud 8 Pfund russisches Gewicht; die Samara Gerste 10 Pud.

Vermischte Nachrichten.

Nach den offiziellen Registern wurden in London vom 15ten December 1855 bis 15ten December 1856 26,255 Kinder getauft und 18,229 Menschen begraben. Nämlich:

	Getauft.	Begraben.
In den 97 Kirchspielen innerhalb der Mauern .	859	854
In den 17 Kirchspielen außerhalb	4.559	5.045
In den 24 Kirchspielen von Middlesex u. Surrey	18.564	12.159
In den 10 Kirchspielen der Stadt und Freiheiten von Westminster	2.675	2.171
Getauft wurden Kinder männlichen Geschlechts		13,024
— — — weiblichen —		13,231
Gestorben sind männlichen Geschlechts		9.202
— — weiblichen —		9.027

Den 31sten December 1856 kam man bei dem artesischen Brunnen, welchen die Stadt Paris am Abattoir de Grenelle bohren läßt, bis auf eine Tiefe von 583 Meter (1180 Fuß), und zwar in der harten und kompakten Kreide, welche unter den Schichten liegt, worin Kiesel und Kreide mit einander abwechseln. Die Temperatur betrug in einer Tiefe von 350 Meter,*) wo man sie das Letztemal bestimmte, 22°,2 C. (17°,78 R.).

*) 1075 Fuß 11 Zoll 5 Linien.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 24.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 Januar 1837.

Ueber die Schlammbäder bei Odessa.

Im Nordosten von Odessa, 7 Werste von der Stadt und vom Meere entfernt, finden sich zwei Limane, worin Kranke baden können, der von Kujalni und der von Hadschi Bei. Sie liegen in einer Ebene zwischen Kalkhügeln, welche sie von drei Seiten einschließen, und standen wahrscheinlich früher mit dem Meere in Verbindung. Das Wasser dieser Limane zieht sich mit jedem Jahre mehr von dem Meere zurück, wodurch es hinsichtlich seiner salzigen Bestandtheile stärker wird. Noch hat man diese Bestandtheile nicht genau untersucht, was erst in einiger Zeit von einem schwedischen Arzte, Namens Gashagen, geschehen soll, doch wurden dieselben annähernd folgendermaßen bestimmt: In 10,000 Theilen Wasser finden sich 260 Theile Natr. muriat, 10 Theile Magn. muriat, 10 Theile Calc. mur., 15 Theile Magn. sulph., 15 weitere Theile gingen bei der Untersuchung verloren; es befanden sich also 310 Theile fremdartiger Substanzen in diesem Wasser, während in einer gleichen Menge Seewasser sich nur 50 solcher Theile finden. Ueberdieß ist zu bemerken, daß die Untersuchung im Monat März angestellt wurde, wo durch Regen und das Schmelzen des Schnees die Wassermasse bedeutend vermehrt war; im Sommer aber ist das Wasser in diesem Limans so mit Salztheilen gesättigt, daß die ganze Haut der Badenden mit deutlich sichtbaren Salzkrystallen bedeckt wird.

Das specifische Gewicht des Wassers beträgt 10,010—10,015 bei 36° F. Sein Geschmack ist salzig bitter und erregt Uebelkeit, der Geruch ist unangenehm, und man fühlt ihn noch in weiter Entfernung; das Lakmuspapier wird dadurch etwas roth gefärbt. An seichten Stellen findet sich salziger Schlamm, welcher einen sehr starken, dem Sauerstoffgas ähnlichen Geruch hat. Sein Geschmack ist sehr salzig; der frisch aus dem Wasser genommene Schlamm hat eine dunkelgrüne, ins Schwarze übergehende Farbe, an der Luft aber wird er gelbgrün, und es finden sich darin viele Muschelthiere. Das Salz setzt sich in trockenen Jahren und bei günstigem Wind, wie auch bei andern Salzseen, nicht ganz bei der Oberfläche, sondern 2 bis 4 Zoll unterhalb derselben in bedeutenden Stücken an. Die Phosphorescenz des Limans ist in heißer Sommerszeit an Abenden manchmal so stark, daß das gemeine Volk glaubt, das Wasser brenne.

Die Badanstalt am Liman von Kujalni wurde von der Stadt angelegt, und befindet sich am südöstlichen Ufer desselben nahe an einem Hügel. Diese Anstalt besteht 1) aus zwei Badhäuschen, von denen das erste eine viereckige Oeffnung hat, welche hinreichend weit ist, daß man bequem darin zum Baden hinab steigen kann, das andere liegt etwas tiefer, und ist besonders in der Art eingerichtet, daß man sich nach dem Austritt aus dem Bade ans Ufer nicht verkältet; 2) aus einem besonders für die warmen Bäder erbauten runden steinernen Haus, in welchem sich ein großer Saal befindet, worin man nach dem Bade ausruhen kann; hinter demselben sind sechs kleine halbkreisförmige Zimmer mit Wannen, und rechts ist ein ungeheurer Kessel zum Warmmachen des Wassers in einem besondern Zimmer; es sind drei marmorne und drei eiserne Wannen da. 3) Aus einem hölzernen Hause mit vier Abtheilungen für die Schlammbäder; das Dach besteht aus Glas wie in den Orangerien, und neben jedem Schlammbade ist ein kleines Zimmer mit einer eisernen Wanne, um sich im warmen Wasser abzuwaschen. Die Wannen im Schlammbad bestehen aus hölzernen Kisten mit einer Oeffnung für den Kopf, welcher allein frei bleibt. 4) Aus einem kleinen Häuschen mit zwei Zimmern und allen Bedürfnissen für solche, welche die Badezeit über da bleiben wollen.

Die Bezahlung für ein Schlammbad ist 3 Rubel, für ein warmes 2 Rubel, und für ein kaltes 40 Kopeken. Ehe man Schlammbäder nimmt, gebraucht man gewöhnlich einige warme. Die Zeit für ein Bad ist auf eine Viertel- bis auf eine halbe Stunde bestimmt, die Schlammbäder aber gebraucht man nur alle zwei Tage, weil sie einen sehr starken Schweiß erzeugen. Die Krankheiten, in welchen diese Schlammbäder gebraucht werden, sind alle Arten von Arthritis, so wie auch Krämpfe und hysterische Leiden, Schwächung der Geschlechtstheile u. s. w., in allen mehr vom Blute herrührenden Krankheiten aber sind sie schädlich.

Briefe über den spanischen Krieg.

(Fortsetzung.)

Nach der Zusammenkunft mit Cordova kehrten wir nach Zuaso di Gamboa zurück, aber nicht auf demselben Wege, welchen wir Morgens genommen hatten, und zwar zu unserm Glücke, denn wenn wir es gethan hätten, würden wir an irgend einem Eichenaste als Speise für die Raben paradirt haben, da die Carlisten schon im Rücken von Cordova herumschwärmten. Der General schien mit der erhaltenen Auskunft zufrieden, und so wäre es natürlicherweise von uns weder höflich noch mit dem Dienste verträglich gewesen, wenn wir unsere Meinung hätten ausdrücken wollen, wir waren aber mit der Behandlung, welche unser General und wir selbst erfahren hatten, keineswegs zufrieden. Gegen Abend kamen wir wieder bei der englischen Legion an, deren Wachtfeuer bereits brannten, da die Kälte äußerst empfindlich war. Der General besuchte noch selbst jedes Piket und jeden Außenposten, und begab sich dann in sein Quartier, aber schwerlich zur Ruhe, da er während seiner ganzen Abwesenheit von Vittoria die Kleider nicht ablegte.

Espartero's Division, welche zu unserer Unterstützung beordert war, und zwei Regimenter von San Fernando kamen spät in der Nacht bei dem Dorfe Nanclares di Gamboa in unserm Rücken an. Diese Nachricht gab uns abermals Hoffnung, daß noch etwas geschehen würde, wir blieben jedoch, Cordova sey's gedankt, diese Nacht und den folgenden Tag im Bivouack stehen, wahrscheinlich zum großen Gelächter des Feindes, welcher ohne Zweifel ein sehr gutes Unterkommen hatte, was auch bei der wahren Nordpolkälte sehr nöthig war. Der Morgen des 19ten Januars begann mit einem Nebel, welcher ohne Unterbrechung den ganzen Tag fortdauerte, und so dicht war, daß man ganz buchstäblich nicht auf sechs Schritte vor sich sehen konnte, kein angenehmer Umstand in einem uns ganz fremden Lande, wo wir beim Weiterreiten eben sowohl in die Klauen des Feindes fallen, als in unsere Quartiere gelangen konnten; ich z. B. brauchte zu einem Weg von einer halben Legua über eine halbe Stunde, und dabei ritt ich noch durch den Fluß statt über eine Brücke.

Einem glücklichen Einfall der Carlisten, und nicht dem Heerführer Cordova verdankten wir endlich die Befreiung aus unserer kläglichen Lage, da erfrorene Beine und leere Mägen es bereits allzu deutlich gemacht hatten, daß Menschen nicht ohne Nahrung leben können, und daß der Frost den Körper erstarren macht, auch wenn das Herz noch warm ist. Gegen Abend erschien ein sogenannter Deserteur im Hauptquartier, klagte erbärmlich über schlechte Behandlung, Mangel an Nahrung, geringen Sold, unaufhörliche Märsche u. dergl., Alles falsch, mit Ausnahme des letztern, und betrog wirklich die gläubigen Ohren, welche stets gern auf solche Erzählungen hörten, namentlich seine der Legion zugegebenen Landsleute, die selbst ein wenig romanhaft gesinnt, ihren Waffenbrüdern gern ein gleiches Maß von Leichtgläubigkeit gestatteten. Der Deserteur erklärte wiederholt feierlich, 30 Bataillone Carlisten ständen nur eine Legua von uns: der Erfolg war nicht übel, da der General weislich erwägend, daß er kein Recht habe, sein kleines Korps gegen einen so überlegenen Feind auszusetzen, alsbald die nöthigen Vorsichtsmaßregeln traf und Befehl gab, daß mit Einbruch des Abends die Truppen sich allmählich über die Zadora zurückziehen, und auf dem linken Ufer des Azua neue Stellung nehmen sollten. Diese Bewegung, welche etwa um 8 Uhr Abends begann, endigte um 2 Uhr Morgens. Die Anordnung zu diesem Marsch war wirklich vortrefflich entworfen und wurde in größter Ordnung ausgeführt. Wenn man erwägt, daß unsere frühere Stellung im Falle eines Angriffs große Gefahr darbot, da wir nur auf zwei kleinen schmalen Brücken über die Zadora zurückgehen konnten, war die Maßregel allerdings klug. Wären die Carlisten, wie viele vermutheten, uns beim Abmarsch in den Rücken gefallen, so hätten wir einigen Verlust erlitten, da über die schmalen Brücken nur drei Mann neben einander gehen konnten, der Marsch darüber also viele Zeit erfordern mußte. Doch wären sie wahrscheinlich zurückgeworfen worden, da die ganze Legion sehr erbittert war über die grausame Ermordung des Kommissärs und die nicht minder unwürdige Behandlung, die wir von anderer Seite her erduldet hatten.

Die abgeschmackte Erzählung von den 30 carlistischen Bataillonen klärte sich dahin auf, daß deren wirklich am vorhergehenden Tage in geringer Entfernung von uns 13 aufgestellt waren, aber nicht die geringste Absicht hatten, ein Gefecht anzufangen, sondern ruhig sich nach Salinas und Mondragon zurückzogen; aus Furcht, die Legion möchte nicht nur ihren Marsch beunruhigen, sondern auch ihnen ihre Maulthiere, Ochsen und Wagen abnehmen, auf denen sie ihre Verwundeten fortschafften; und wohl wissend, daß John Bull stets leichtgläubig ist, sandten sie einen ihrer Leute als Deserteur ab, welcher auch seine Erzählung gut genug anbrachte, um unserm nutzlosen und elenden Bivouak bei Gamboa ein Ende zu machen.

Der Mensch kann viel Anstrengungen und Entbehrungen ertragen, wo die Aufregung und die Hoffnung auf Ruhm und Auszeichnung ihn in Spannung erhalten; wenn aber diese moralische Aufregung fehlt, so gibt auch die körperliche Kraft endlich nach. Wir waren in hohem Grade erschöpft und hungrig, als wir Azua betraten, wo ein Haus für den General in Bereitschaft gesetzt war: damit will ich indeß bloß sagen, daß die Thüren eingestoßen waren, um die wenigen Bequemlichkeiten hinein zu schaffen, welche wir unter solchen Umständen mit uns führen konnten, und um Schutz gegen die rauhe Witterung zu finden. Man darf sich nicht einbilden, daß ein freundliches Feuer auf dem Herde flackerte, oder daß besondere Delikatessen auf dem Tisch dampften, wir schätzten uns im Gegentheil glücklich, ein Küchenkamin zu entdecken, wo wir ein kleines Feuer anzündeten und dabei die Nacht zubrachten. Betten sind ein Luxus, welchen wir selten erwarteten, und eine Bank am Feuer war meiner Meinung nach ein Lager, das den hungrigen Gesellschaftern in einem baskischen Bette weit vorzuziehen war.

Ungefähr um 10 Uhr Morgens kam General Oraa aus Vittoria, begleitet von mehrern spanischen Stabsoffizieren und einer Reitereskorte mit dem Befehl von dem Obergeneral, nach der Stadt zurück zu kehren. Mit Ausnahme einiger Vedetten,

welche auf unsrer Fronte und unserm Flügel bald auf den Höhen von Arlaban, bald bei Guevara erschienen, zeigte sich durchaus nichts von einem Feind in unsrer unmittelbaren Nachbarschaft. Unter diesen Umständen und bei dem allgemeinen Gefühl von Unwillen, daß wir mehrere Tage dem schlechtesten Wetter ausgesetzt gewesen waren, und ohne Lebensmittel, so wie ohne die Mittel, sie uns zu verschaffen, unter freiem Himmel kampirt hatten, ohne den mindesten Zweck oder ein günstiges Resultat, kehrten wir abermals in unsere Quartiere zurück, so schlecht diese auch waren. Um unsere Noth zu vermehren, fingen auch noch in Folge der Entbehrungen und der Erschöpfung Krankheiten unter den Truppen sich zu zeigen an.

(Schluß folgt.)

Der grosse Eisenbahn-Viadukt in Cheshire.

Dieser riesenhafte Bau über das Thal des Weaver bei Dutton in Cheshire ist jetzt seiner Vollendung nahe, und übertrifft an Großartigkeit alle bisher in England, ja vielleicht in Europa aufgeführte Bauten ähnlicher Art. Der Bau ist in gothischem Styl aus rothem Stein, den man aus der Nachbarschaft von Bolton und Runcorn erhielt. Es besteht aus 20 Bögen von 60 Fuß Spannung und eben so viel Höhe, und die Seitenbrüstungen werden, wenn sie vollendet sind, die Höhe um 12 Fuß vermehren. Die ganze Länge beträgt 1400 Fuß. Man hat 700,000 Quadratfuß Stein gebraucht, und in weniger als 18 Monaten nach dem Anfang des Baues wird das Ganze vollendet seyn, mit einem Aufwand von 50,000 Pfd. St., was bedeutend unter dem Anschlag ist.

Die türkischen Paschaliks längs der russischen Gränze in Kleinasien.

(Fortsetzung.)

Das Paschalik Bajazet bildet einen schmalen Landstrich, welcher sich von Osten gegen Westen zwischen hohen Bergen auf einer Länge von 165 und in einer Breite von 18 bis 45 Wersten erstreckt. Seine Oberfläche beträgt 2507 □ Werste, wovon drei Viertheile bergig sind und das letzte Viertel aus Ebenen besteht. Es wird in verschiedenen Richtungen von 29 Flüssen und einem See bewässert, dem Balyk-Göl, welcher in den Bergen Aghridaph 65 Werste westlich von der Höhe des Ararat liegt: er hat eine Länge von 6 und eine Breite von 1 bis 2½ Werst, füllt sich durch die Bäche, welche von den ihn umgebenden Bergen herabkommen, und hat seinen Namen, der Fisch-See, von der ungeheuren Menge Fische erhalten, welche er enthält. In seiner Mitte stand einst auf einer kleinen Insel eine Kirche, jetzt aber ist die Insel überschwemmt, und aus dem Wasser sieht nur noch die Spitze des Gebäudes hervor. Unter den Flüssen sind die bedeutendsten: der Balyk-Su, welcher aus dem eben genannten See kommt, der Gernauk, Makutschai, Atmala, Murad-Tschai, welcher den nördlichen Arm des Euphrat bildet, und der Scherian. Dieser Ueberfluß an Wasser auf einem so beschränkten Raum macht das Paschalik im Allgemeinen sehr fruchtbar. Der beste Theil in dieser Hinsicht sind die Sandschaks Diadin, Chamur und Alaschkert mit dem Kreise Naja. Die Aussaat gibt sechs- bis zehnfältig, während in dem Sandschak Bajazet bei einer guten Ernte nicht mehr als das vierte bis sechste Korn gewonnen wird. Nach den von den russischen Beamten eingezogenen Erkundigungen kann das Paschalik das ganze Jahr hindurch ungefähr 4000 Mann Fußvolk und 6000 Pferde erhalten.

Aber die Provinz leidet gänzlichen Mangel an Bauholz, welches sie größtentheils aus dem Paschalik Erzerum bezieht, von den Ufern des Araxes, wo unter hundertjährigen Bäumen auch nicht eine einzige Eiche sich findet. Auch an Gärten ist das Paschalik arm, obwohl das Klima und der Boden diese Art von Landwirthschaft begünstigen. Man erzählt, daß im letzten Kriege mit Persien die Truppen dieser letztern Macht die Gärten zerstörten, so daß die Stadt Bajazet selbst nur drei oder vier kleine Gärtchen besitzt, wo unter einer geringen Anzahl Pappeln auch Aepfel- und Birnbäume wachsen. Wegen der hohen Lage gedeihen die Reben gar nicht. Das Paschalik, obwohl mit Bergen bedeckt und an die schwülen Steppen der persischen Provinzen gränzend, erfreut sich doch des schönen gemäßigten Klima's der bessern Länder Europa's: die Ursache davon ist gleichfalls seine hohe Lage.

Die Jahreszeiten haben hier ziemlich bestimmte Gränzen, und scheiden sich scharf: das Schmelzen des Schnees und das Frühlingswetter beginnen in den Ebenen um die Mitte des März, im Mai werden auch die Berge frei, nach und nach treten Regen ein, und das Land bedeckt sich mit Grün. In dieser Jahreszeit sind die angeschwollenen Flüsse nicht zu passiren, und die Wege sind allenthalben kothig. Die Bewässerung der Felder dauert bei heller und warmer Witterung bis in den Junius; im Julius wird die Wärme anhaltend, die Flüsse verlieren ihre Fülle, und es beginnt die Heu- und Getreideernte. Der August ist der heißeste Monat, und doch nicht sonderlich schwül, im September beginnt neuerdings schöne gemäßigte Witterung, im Oktober werden zuerst die Höhen des Allah-Dagh, Kossah-Dagh und Agri-Dagh weiß vom Schnee, auf den Bergen fällt Regen, die Wege werden schlecht, aber in den Thälern ist es noch warm. Der eintretende Herbst thut sich erst im November kund, und am Ende dieses Monats liegt allenthalben Schnee. Im December, Januar und fast den ganzen Februar hindurch dauert der Winter ziemlich gleichmäßig fort, der Schnee liegt mehrere Fuß tief, aber die Kälte steigt nicht über 10° R. Auf den Bergen kommen Schneewirbel vor, und in dieser Hinsicht ist namentlich der Weg von Bajazet nach Sardar-Abad über Klytsch-Geduk und den Rücken von Diadin gefährlich.

Das reine kalte Wasser und der fast gänzliche Mangel an beschwerlichen Sommerinsekten machen das Klima von Bajazet noch angenehmer. In dieser Beziehung ist namentlich die Stadt Bajazet selbst berühmt, weßhalb vermögliche Leute aus Eriwan dahin kommen, um sich bloß durch den Genuß des reinen Quellwassers vom Fieber zu heilen. Das Volk ist im Allgemeinen gesund, kalte und hitzige Fieber unbekannt, und die Einwohner durch die glückliche Naturbeschaffenheit so verwöhnt, daß sie nicht ohne Schrecken von ihren Nachbarn in Eriwan sprechen, welche ihrer Meinung nach ewig vom Fieber geschüttelt sind. Aber trotz der gesunden Luft sind die Bewohner des Paschaliks doch auch von der Pest heimgesucht, welche nach den Bemerkungen einheimischer Aerzte ungefähr alle sieben Jahre eindringt. Das Jahr 1828, das erste Jahr des letzten Kriegs, war namentlich durch die Erscheinung der Pest ausgezeichnet; zum Glück war ihre Kraft durch das hiesige Klima gemäßigt, denn auch hier sind die Einwohner aus Aberglauben selten zu Gegenmitteln und Vorsichtsmaßregeln zu bewegen. Man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß die Sorglosigkeit der türkischen Regierung und

die eigene Unachtsamkeit des Volks die wahren Ursachen der Ausbreitung der Pest sind. Die Perser, die nächsten Nachbarn der Türken, sind reinlicher, und darum fast nie von der Pest heimgesucht. Anfangs glaubte man, dieß komme von der Gewohnheit, die Hände mit einer besondern, Chna genannten Mischung zu färben, was in Persien jeder vom Vornehmsten bis zum Geringsten beobachtet, aber die Erscheinung der Pest in Armenien und Grusien machte diese Vermuthung zu nichte.

Die Aerzte zu Bajazet, welche ihre medizinischen Kenntnisse meistens durch Erbschaft vom Vater auf den Sohn erhalten haben, wie dieß fast in ganz Asien der Fall ist, sind durch ihre Kunst in Behandlung der Pest und der Wunden berühmt. Als Vorsichtsmittel gegen die Pest schnupfen sie ein gewisses sehr starkes Pulver, und wenn sie sich auch die Hände damit gerieben haben, verkehren sie unbesorgt mit den angesteckten Personen. Einigen von ihnen, welche Tiflis im Jahre 1812 besuchten, hat die Praxis ein gutes Auskommen verschafft. Ein solcher Arzt wurde im Jahre 1828 von dem Korpsbefehlshaber, Generalmajor Fürst Tschewtschewadse, berufen, und rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen.

Die Bevölkerung aller vier Sandschaks des Paschaliks Bajazet mit den dazu gehörigen Kreisen betrug zur Zeit des letzten Kriegs 5190 armenische und 550 muselmännische Familien, so daß man sie auf 18,000 männliche Seelen schätzen kann, wonach, die Oberfläche des Paschaliks zu 2507 □ Werste gerechnet, auf 1 □ Werst 15 Menschen kommen. Die Ursachen einer so geringen Bevölkerung in einem so vortrefflichen Klima und inmitten einer so reichen Natur scheinen nur in der Verwaltung zu liegen; freilich wurden auch bei dem Einfall der Perser im J. 1821 eine Menge Familien gewaltsam weggeführt.

Das Paschalik Erzerum bildet den Mittelpunkt des türkischen an die russischen und persischen Provinzen stoßenden Gebiets: es gränzt nördlich an die Paschaliks Trapezunt und Achalzyk, östlich an Kars und Bajazet, südlich an Musch und Meidan oder Mosul, und westlich an Svas oder Siwas und den Sandschak Gümisch-Khane, welcher ehemals von dem Pascha von Meidan abhing. Es ist von allen Seiten von hohen Bergketten umgeben, von denen der Gjaurdagh, Dumlidagbe Siwri, Karatschlidagh und Saganlut die nördliche und einen Theil der östlichen Gränze bilden; den andern Theil der östlichen und die südliche Gränze bilden die Berge Bingöl und Kaschmir, welche das Paschalik Erzerum von dem von Meidan trennen. Die westliche Gränze endlich gegen Siwas hin macht die Kette Gjämi-Bell, in der Mitte des Paschaliks treten die Ausläufer der Berge Gjaurdagh und Duschidagh, so wie ein Ausläufer des Bergs Kopdagh und einige andere Höhen vor, welche der Hauptkette zur Verbindung dienen. Uebrigens zeigen die Quellen einiger der bedeutendsten Ströme Kleinasiens, welche hier entspringen, daß der Boden dieses Paschaliks bedeutend hoch liegt: daher ist das hiesige Klima im Allgemeinen gemäßigt und gesund, weder Wärme noch Kälte sind sehr groß. Lange andauernde Hitze findet man nur in Ispir und Tortum, in den übrigen Sandschaks übertrifft die Strenge des Winters verhältnißmäßig die Hitze des Sommers. Hinsichtlich der Fruchtbarkeit ist der Boden dieses Paschaliks einer der besten von Kleinasien, einige Sandschaks, wie Owa, Baiburt, Terdschan, Ersingan und Passin zeichnen sich durch ihre Fruchtbarkeit aus. Die Aussaat trägt hier dreißig bis fünfzigfach. Meist wird Weizen und Gerste gebaut, und die erstere kostete vor der Ankunft der russischen Truppen 36 bis 40 Kuruschen, oder 2½ bis 3⅓ Rubel Silber die Samara; die Gerste war noch wohlfeiler. Gleich gut gedeihen Gemüse, Südfrüchte, vorzüglich in Tortum, Ispir und einigen Strecken des Sandschaks Ersingan.

Hochholz bedeckt die Berge Saganlut und Kopdagh, kleineres bloß zum Brennen taugliches wächst in dem Tiefthal Schuan Darassi, nicht weit von dem Dorfe Aschkal. Fette Wiesen, namentlich in den Bergen der Bingöl-Alpen, befördern die Viehzucht, aber nur die in Passin und Terdschan lebenden Kurden beschäftigen sich hauptsächlich damit; da die strengen Winter und der tiefe Schnee nicht gestatten, das Vieh das ganze Jahr hindurch auf der Weide zu lassen, so müssen sich die Einwohner mit großen Heu- und Strohvorräthen versehen. Bienenzucht treibt man mit großem Erfolg in den Sandschaks Kyga, Terdschan und Passin.

Die bedeutendsten Orte des Paschaliks sind Erzerum, Baiburt, Ersingan und die Veste Hassan-Kale. Erzerum, die Residenz des Seraskiers, unter welchem Armenien und Anatolien stehen, ist 175½ Werst südwestlich von Kars und 416½ Werst von Tiflis entfernt. Diese Stadt, am Ostende der weiten vom Euphrat bewässerten Ebene Owa gelegen, gehört zu den vorzüglichsten und reichsten Städten der asiatischen Türkei, und verdient besondere Aufmerksamkeit wegen ihrer militärischen Lage, da sie so zu sagen den Gränzmittelpunkt der Streitkräfte der Türkei gegen die beiden benachbarten Mächte Rußland und Persien bildet. Sie hat gegen 6 Werste im Umkreis, stößt gegen Norden und Osten an Berge, und beherrscht auf den beiden andern Seiten eine fruchtbare Ebene, welche auf einer Strecke von 20 Werst Länge und 10 Werst Breite mit Dörfern besäet ist. Nicht ein einziger kleiner Fluß bewässert Erzerum, doch ist in allen Straßen Ueberfluß an Wasser, und in vielen Häusern der Reichen sieht man Brunnen mit herrlichem Quellwasser, welches 4 Werste weit aus den Bergen von Palantuken hergeleitet wird. Erzerum kann man für den Mittelpunkt des Handels von Kleinasien ansehen. Die politische Lage Kurdistans auf der geraden Verbindungslinie von Konstantinopel mit Tauris, und die Gefahren, womit die Streifereien der Kurden drohen, machen es zu einem Entrepot zwischen diesen beiden Städten. Karawanen aus Konstantinopel, Smyrna, Arabien und Persien strömen hier das ganze Jahr hindurch zusammen, und hier findet Tausch oder Verkauf und die Anordnung zur weitern Versendung statt. In den Karawanserais kann man die reichen orientalischen Stoffe verschiedener Art, Perlen und Edelsteine sehen. Auf den alle Wochen stattfindenden Märkten werden viele Pferde verkauft, unter denen sich ächt arabische finden, welche von den Karawanen aus Mekka gebracht werden. Der Preis für Luxusartikel und Eßwaaren, so wie für Hausthiere und sonstiges Vieh ist meist sehr mäßig: im Anfang nach der Ankunft der russischen Truppen kostete für eine Person der Tisch von vier bis sechs Schüsseln nicht mehr als 2 Rubel Assignaten, später, als die Vermehrung der Verzehrer den Preis steigerte, kam der Mittagstisch selbst in der Restauration eines bei den Truppen befindlichen Franzosen nicht höher als 4 Rubel Assignaten. Im Sommer sind die Märkte überhäuft mit Früchten, welche größtentheils aus Ersingan kommen. Bemerkenswerth ist unter Anderem, daß die Einwohner von Erzerum sehr gern Gefrornes naschen, welches mit einer bei Asiaten nicht gewöhnlichen Reinlichkeit bereitet wird. Die Bevölkerung besteht aus 80 bis 100,000 Seelen männlichen Geschlechts, wovon der fünfte Theil Armenier sind. Wegen der engen Wohnungen ist die Stadt, wie alle andern asiatischen Städte, unreinlich, und in den Straßen trifft man nicht selten auf todtes Vieh, welches von Hunden zerrissen wird. Die außerordentliche Menge der letztern ist allen asiatischen Städten gemeinsam, denn die Muselmänner halten es für eine Sünde, so nützliche Hauswächter zu tödten.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 25.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 Januar 1837.

Die Expedition von Constantine.

Nach der Erzählung des Herrn Adrian Berbrugger.

An dem unglücklichen Feldzuge gegen Hadschi-Ahmed-Bey nahmen eine Menge vornehmer Freiwilligen Antheil, welche nach kriegerisch-romantischen Erlebnissen lüstern, ohne zu ahnen, wie ein Bivouak im Kothe schmeckt, von vielen Ländern Europa's sich in Afrika einfanden. Keiner vermuthete im entferntesten den wirklichen Ausgang. Clauzels Feldherrngenie und die Tapferkeit der französischen Armee flößte allen eine solche Zuversicht ein, daß kein Mensch gewagt hätte, auch nur von der Möglichkeit eines Mißlingens zu sprechen. Die meisten jener vornehmen Amateurs büßten ihre Abenteuerliebe theuer, einer mit dem Leben, viele mit dem kalten Fieber. Von denen, welche mit heiler Haut davon kamen, erwähne ich den Engländer Mansel, einen höchst wunderlichen Kautz, welcher dergestalt in solche kriegerische Züge verliebt ist, daß er, kaum von Bona zurückgekehrt, von Algier direkt nach Spanien abreiste, um dort eine neue Augen- und Ohrenweide bei Pulverdampf und Kanonendonner der Carlisten zu finden. Nach Constantine aber — so hat er hoch und theuer geschworen — will er nimmermehr wiederkehren.

Einen edlern Beweggrund führte den alten Herzog von Caraman mit der unglücklichen Unternehmung. Dieser ritterliche Greis wollte, ehe seine alten Augen sich schließen, noch einmal die Thaten von Frankreichs junger Generation schauen. Obwohl in einem Alter von 74 Jahren, und nur wenige weiße Haare mehr auf dem gebeugten Haupte tragend, war dieser greise Edle während des ganzen schauderhaften Zuges zu Pferde und beständig bemüht, die von Müdigkeit und Schwäche taumelnden Soldaten zum Weitermarsche zu ermuthigen. Ein dritter freiwilliger Augenzeuge der Expedition war Hr. Adrian Berbrugger, Privatsekretär des Marschalls Clauzel, und gegenwärtiger Direktor des Moniteur Algérien. Letzteres Journal ist zwar die kahlste Urkunde über Algiers Zustände, doch hat Herr Berbrugger daran keine Schuld, denn bei dem offiziellen Charakter eines Blattes, welches nur einmal wöchentlich erscheint, füllen die Ordonnanzen und Ankündigungen fast alle Spalten. Für gründliche Aufsätze fehlt der Raum, vielleicht sind letztere auch gegen den Willen der Regierung. Inzwischen ist die Schilderung der Expedition und des Landes, welches man von Bona bis Constantine durchzogen, im Moniteur Algérien aus Herrn Berbruggers Feder, ein interessantes Dokument. Herr Berbrugger, von deutscher Abkunft, beschäftigt sich mit gründlichem Studium der Alterthümer Nordafrika's. Er besuchte mit mir die berühmte Tempelpyramide des Kubber-romeh, welche ich in einem frühern Artikel des Auslands schilderte. (S. Nr. 65 vom J. 1836.) In diesem Augenblicke betreibt jener Forscher die Ausrüstung einer kleinen wissenschaftlichen Expedition zur Untersuchung der Ruinen von Rustonium, in der Nähe des Kap Matifu, einem Punkte, welchen man noch nicht ganz ohne Gefahr betreten kann. Viele kopirte Inschriften von den Ruinen der Provinz Constantine, welche wegen Mangel an Raum im Moniteur Algérien nicht mitgetheilt werden konnten, zeigte mir Hr. Berbrugger, so wie auch zwei alte Münzen, fast die einzigen Trophäen des unglücklichen Zuges. Folgende Erzählung gibt dieser Augenzeuge von der mißlungenen Unternehmung:

Den 13ten November verließ die Expeditionsarmee Bona und lagerte sich noch an demselben Tage zu Buharfa, an den Ufern eines kleinen Baches, in der Nähe des Marabut Sidi Hamar. Ein heftiger Regen fiel die ganze Nacht und erlaubte am folgenden Tage erst gegen Mittagszeit weiter zu ziehen. Man bemerkt auf diesem Wege einige Spuren von den Militärposten, welche die Römer in diesem Lande hatten. Diese Bauten sind von zweierlei Art. Die, welche sich am häufigsten vorfanden, sind viereckige Umzäunungen, mit einer 3 bis 4 Fuß hohen Brustwehr aus starken Quadersteinen, welche alle von gleicher Größe scheinen. Die andern beträchtlichern Gebäude, auf die man in Zwischenräumen von je vier zu vier Stunden stößt, scheinen befestigte Lager gewesen zu seyn, welche den kleinen Zwischenposten die Besatzungen lieferten. Es finden sich daselbst Trümmer von Oelmühlen, Krippen und Steinmörsern. Nach den Ruinen zu schließen, welche in der Nähe jener Posten liegen, scheinen leichtere Bauten in der Umgebung existirt zu haben. Man findet da sogar noch grob gearbeitetes römisches Töpfer-

geschirr. Die Araber placiren häufig ihre Kirchhöfe in die Nähe dieser Trümmer. Dieselbe Art von Alterthümern dauert auf dem ganzen Wege fort, eben so auch Reste von römischen Straßen. Am 14ten wurde zu Muhalfa gelagert. Am 15ten überschritt man den Engpaß von Muara, von wo aus man die ganze Ebene von Bona, den See Fezzara, das frühere französische Etablissement „la calle" und das weißlich eingefaßte Terrain zur Linken des Berges Ras-el-Akba übersah. Zwischen jenem Engpaß und dem Flüßchen Seybusa, von den Arabern Berda oder auch bloß Hammam genannt, erblickt man die Ruinen der alten aquae Tibilitanae. Es befand sich dort ein viereckiges und ein rundes Bad; letzteres existirt noch, und man sammelte daselbst Stücke einer ziemlich schönen Mosaik. Man gewahrte auch noch die Wasserleitung, welche frisches Wasser von den östlichen Gebirgen herbeileitete, denn das Wasser in der Mitte der Bäder ist lau und abgestanden. Die Umgebungen dieses Badetablissements sind mit Ruinen und Säulentrümmern besäet.

Während des ganzen Marsches von Bona an fiel keine Feindseligkeit vor. Die Einwohner blieben in ihren Dowars oder kamen auf unserer Passage herbeigelaufen. Mehr als einmal sogar befanden sich ihre Heerden auf unserm Wege, ohne daß ihre Besitzer im Geringsten besorgt schienen, daß ihrem Eigenthum etwas zustoßen könnte, auch hörten unsere Soldaten nicht auf sich dieses Zutrauens würdig zu zeigen. Wir hatten dieses Schauspiel, das so befremdend für jene war, die nur die Bevölkerung des Westens kennen, bis an die Thore von Constantine.

Den 15ten kamen wir früh an die Ufer der Seybusa. Dieser Umstand gab Zeit, die Ruinen von Guelma zu untersuchen, einen der Punkte, welche von dem gelehrten Dr. Shaw nicht ausgebeutet wurden. Letzterer glaubte, es sey das „Calama" der Alten, Gegenstand so vieler geographischen Streitigkeiten. Auf dem rechten Ufer der Seybusa, zehn Minuten von diesem Flusse entfernt, findet man zur Linken der Straße den Ueberrest eines Gebäudes, von welchem mehrere Säulen noch stehen. Es ist von einer sehr einfachen Architektur; einige Personen behaupten, es sey ein Tempel, aber nichts zeigt in seiner innern Einrichtung diese Bestimmung an. Bei fortgesetztem Marsche gelangte man zu einem Cirkus, welcher fünf innere Stufenreihen zeigte, die von der Mauer, welche sie beherrschte, getrennt waren. Es waren dieß ohne Zweifel die den vornehmeren Personen vorbehaltenen Plätze; die geringeren Stände nahmen auf den Bänken oben Platz. Man steigt von einer Stufenreihe auf die andere vermittelst kleiner, in die Wand gehauener Treppen, die jenen Leitern ziemlich gleichen, welche man noch in einigen Städten Frankreichs findet und die dazu dienen, den Bürgern und Magistratspersonen, welche mit der Kletterkunst nicht sehr vertraut sind, auf ihre Plätze zu helfen. Auf der Höhe des Cirkus steht eine Art von halbkreisförmigem gewölbtem Zimmer. In der Umgebung bemerkt man den Eingang eines unterirdischen, gekrümmten Gewölbes, welches wahrscheinlich mit dem Cirkus in Verbindung stand.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe über den spanischen Krieg.

(Schluß.)

Die schwarze Flagge wehte noch immer auf der Spitze des Schlosses von Guevara, als spotte sie unserer Waffen, und als wir unsere rückgängige Bewegung antraten, bedauerten Viele lebhaft, daß wir keine Gelegenheit gehabt hatten, die unsrige an deren Stelle aufzupflanzen, und uns auch Salvatierra's zu bemächtigen, was wahrscheinlich ohne großen Verlust von unserer Seite ausgeführt worden wäre. Die Entfernung von Azua nach Vittoria auf einem Nebenwege, welcher bei Matauco die große Straße über Salvatierra erreicht, beträgt etwa zwei Leguas. Nur Eine Brigade nebst dem 1sten Lanzierregiment gingen nach Vittoria, der Ueberrest hielt zu Matauco und den übrigen Dörfern zwischen diesem Ort und der Stadt. Der General blieb mit seinem Stabe, bis die Truppen einquartirt waren, und ritt dann nach Vittoria, wo sich Cordova seit zwei Tagen ruhig im Quartier befand. So endeten unsere Hoffnungen auf Ruhm und kombinirte Angriffe gegen den Feind, worauf wir nach der erlassenen Proklamation sicher gerechnet hatten. Drei Wochen vorher hatte man von nichts als von der Einnahme Guevara's und Salvatierra's gesprochen, ein Bataillon nach dem andern kam an, um die Armee zu verstärken, Artillerie stieß von Burgos aus zu uns, und Sappeure und Mineure fehlten gleichfalls nicht. Diese ganze Macht war ausgezogen gegen den Feind, und zurückgekehrt mit mehr als 200 Verwundeten und eben so vielen, die durch die Anstrengung und das schlechte Wetter schwer erkrankt waren. Die carlistische Fahne blieb aber unangetastet zu Guevara, und Salvatierra war noch immer im ruhigen Besitze des Feindes. Die Wirkung hievon auf die Bewohner von Vittoria war höchst ungünstig, die Regierung zu Madrid aber überhäufte den Obergeneral und seine nächste Umgebung mit Ehrenbezeugungen, und drückte ihre Zufriedenheit mit dem Heere bei dieser Gelegenheit auf alle Weise aus.

Am 24sten Januar, dem Sonntag nach unserer Rückkehr, unternahm Espartero's Division und ein Theil der englischen Legion eine Recognoscirung gegen Salvatierra, wobei die spanischen Truppen bis an die Mauern der Stadt vorrückten, während die englische Legion ihre Marschlinie deckte. Aber die Stadt war von den Carlisten gänzlich geräumt, alle die temporären Befestigungen, welche sie errichtet hatten, zerstört, und zugleich hatte ein großer Theil der Einwohner die Stadt verlassen, und alle Betten, Kleider, selbst Küchengeschirr, Tische und Stühle mit sich genommen, so daß die Christinos nichts als die leeren Wände fanden, welche freilich stets der beste Theil eines spanischen Hauses sind, da man sie in der Stadt und auf dem Lande, namentlich in den baskischen Provinzen, stets sehr solid aufführt. Das Resultat dieser Recognoscirung war der Entschluß von Seite Cordova's, diesen Platz seiner Neutralität zu überlassen, da weder Mittel vorhanden waren, ihn in vertheidigungsfähigen Stand zu setzen, noch Mannschaft genug, denselben, auch wenn er befestigt war, zu vertheidigen.

So endete der Plan, eine Verbindung durch das Thal der Borunda mit Pampeluna zu eröffnen, was meiner vollen Ueber-

zeugung nach zu Beendigung der Feindseligkeiten ungemein viel beigetragen haben würde. Ich bin völlig einverstanden mit den spanischen Behörden über den Mangel an Mitteln, wie ich selbst zu meinem Schaden schon oft erfahren habe, aber der Kriegsminister befand sich selbst zu Vittoria, und hätte die Mittel herbeischaffen können, wäre er nicht der Dupe von Cordova gewesen. Solche Ausflüchte und fehlgeschlagene Plane zerstörten allen Enthusiasmus bei den Truppen, welcher namentlich bei fremden so sehr nöthig ist, um sie zu größern Unternehmungen aufzumuntern.

Graf Almodovar war mehrere Tage, ja die ganze Zeit hindurch, während wir von Vittoria abwesend waren, unwohl gewesen, und reiste jetzt nach Madrid ab. Cordova aber marschirte bald darauf mit einem bedeutenden Theile des spanischen Heeres und der algierischen Legion nach Logroño, und ging bei Miranda über den Ebro. Diese rückgängige Bewegung wurde in der Absicht unternommen, die Linie des Ebro wieder zu inspiziren, und durch das Thal der Ribiera nach Pampelunna zu gehen. Der Zweck dabei war, von diesem Ort aus mit der französischen Gränze eine Verbindung zu eröffnen, und dann von Pampelunna aus von Norden her durch die Borunda einen Weg nach Salvatierra zu bahnen, wobei ihn die englische Legion unterstützen sollte, indem sie zu gleicher Zeit von Vittoria aus dagegen anrückte. Der erste dieser schlecht entworfenen Plane schlug fehl, indem der General zwar die französische Gränze erreichte, und mit dem den linken Flügel des Beobachtungskorps kommandirenden General eine Unterredung hatte, aber eine irgend sichere Verbindungslinie herzustellen, hätte weit mehr erfordert, als er entbehren konnte, und so mußte dieser Plan, wie so mancher andere, wieder aufgegeben werden. Während der Abwesenheit des Obergenerals hielt die englische Legion, welche von Mataneo, Ylarasa und Eforriaga abgerufen worden war, Vittoria besetzt, und Espartero's Division nahm auf der Südseite dieser Stadt Stellung, um die Straße nach Miranda bei Ebro zu sichern.

Das Wetter, welches den ganzen Anfang des Winters hindurch ungemein kalt gewesen war, wurde nun sehr unbeständig, Regen, Frost und Schnee wechselten ab, und endlich fiel des letztern so viel, daß er einige Wochen lang liegen blieb. Das Fieber, welches schon solche Verheerungen unter den Truppen angerichtet hatte, nahm keineswegs ab, und der Mangel dauerte unter den Truppen fort, troß aller Vorstellungen und Bemühungen des Generals Evans. Die Folgen wurden täglich und stündlich trauriger, und nichts kann die unglaubliche Nachlässigkeit derjenigen entschuldigen, deren Pflicht es gewesen wäre, die unglücklichen Kranken mit den nothwendigsten Bedürfnissen zu versorgen. Für die Hälfte der Zahl fehlte es an Betten, ja an Decken, und täglich starben 10 bis 15 Menschen. Die Aerzte thaten Alles, was in ihren Kräften stand, aber im Kampfe mit den mannichfachen Hindernissen richteten sie nur wenig aus, und mehrere unter ihnen fielen endlich selbst als Opfer ihrer unmäßigen Anstrengungen in den eckelhaften Spitälern, welche mit Unglücklichen überfüllt waren, deren fieberischer Athem schon, um von dem darin herrschenden Schmutz und Mangel nichts zu sagen, hinreichend ansteckend war.

Auch die Offiziere entgingen dieser grausamen Krankheit nicht. Viele, viele junge Männer, welche ihre Heimath in blühender Gesundheit und voll Hoffnung, durch unablässige Anstrengungen sich den Ruhm wackrer Soldaten zu erwerben, verlassen hatten, wurden unter den empörendsten Umständen in fremdem Lande durch Krankheiten hingerafft, ohne Freunde, welche an ihrem Krankenbette gewacht, ohne Verwandte, welche sie gepflegt hätten.

Bolivars Kupferminen in Venezuela.

Diese Minen liegen etwa 40 Leguas südöstlich von Puerto Cabello, in gerader Richtung aber nur etwa halb so weit vom Meere. Sie befinden sich in einem der Seitenthäler der hohen Gebirgskette, welche diesem Theil der Küste beinahe parallel läuft, und die Höhe der Minen über dem Meere beträgt nicht mehr als 1500 Fuß. Das Erz findet sich in Glimmerschiefer mit hie und da durchlaufenden Adern von blauem Kalkstein. Die Ader oder der Gang ist von bedeutender Größe, denn seine Dicke beträgt 30 bis 40 Fuß. Das Kupfer findet sich in verschiedenen Formen, gewöhnlich aber als Kupferkies, verbunden mit einer sehr großen Menge von Eisen. Die Spanier bearbeiteten die Minen, und schmolzen das Erz an Ort und Stelle, die gegenwärtigen Besitzer aber schicken es in seinem rohen Zustande nach England. Dadurch wurde es nöthig, einen Weg nach der Küste zu bahnen, und der erste Versuch bestand darin, einen Maulthierpfad zu erweitern; später wurde ein in keiner Karte angezeichneter schiffbarer Fluß entdeckt, in einer Entfernung von etwa 12 Leguas, und 1800 Maulthiere und Esel wurden gebraucht, um das Erz nach diesem Flusse zu schaffen, von wo es in flachen, von Thieren gezogenen Booten nach dem Einschiffungsplatze transportirt wurde. Aber die häufige Wiederkehr trockner Jahreszeiten veranlaßte die Theilhaber, eine Eisenbahn anzulegen, und bereits ist seit mehrern Monaten der Weg auf 3 Leguas Karrenfahrt und 10 bis 12 Leguas Schiffahrt abgekürzt. — Die Minen werden bebaut, indem man von einer Schlucht, die in den Berg hinein geht, drei Stollen, einen über den andern, hineintrieb; diese Galerien stehen mit einander in Verbindung durch Schachte, welche theils zur Ventilation dienen, theils dazu, daß man das in den obern Galerien herausgeschaffte Erz in die untern Galerien hinabläßt, von wo es auf einer Eisenbahn hinausgeschafft wird. Dann schlägt man es in Stücke und packt es in Säcke von je 100 Pfund, wovon zwei eine Maulthierladung ausmachen. Eine große Schwierigkeit in Bearbeitung dieser Minen entspringt aus dem ungeheuren Gewicht des Erzes, und darin, daß es durch Spalten in dem Gang in Massen von mehrern Tonnen getheilt ist, die sich nicht leicht stützen lassen, namentlich in einem Lande, wo selten vierzehn Tage ohne Erdbeben vorübergehen; Holzblöcke von 12 Zoll ins Gevierte und härter als Eichenholz wurden als Stützen gebraucht und zusammengedrückt wie Stroh. Die Verheerungen der weißen Ameisen kann man als eine zweite Ursache der Unsicherheit betrachten. Das ganze Land ist mit einem Wald bedeckt, dessen Bäume so hoch und dicht sind, daß selbst die Strahlen einer tropischen Sonne nicht durchdringen; die darin arbeitenden Leute können keinen Schritt thun, ohne einen Pfad durch-

zubauen, und eine Rekognoscirung des Bodens muß mit dem Kompaß geschehen, gerade als wäre man unter der Erde.

Die türkischen Paschaliks längs der russischen Gränze in Kleinasien.

(Schluß.)

Das Paschalik Trapezunt, zwischen den Ufern des schwarzen Meeres, Gurien und den Paschaliks Achalzyk, Erzerum und Siwas gelegen, führt häufig auch den Namen Lasika oder Lasistan. Hohe Berge umgeben es von allen Seiten, die Seeseite ausgenommen. Reichliche Gewässer strömen aus den benachbarten Bergen zusammen, der bedeutendste Fluß aber ist der Tschoroch, welcher in den Bergen des Paschaliks Achalzyk entspringt, an Baiburt vorüber fließt und dann bei Batum ins schwarze Meer fällt. Troz seines bergigen Terrains erzeugt dieses Paschalik dennoch in ziemlicher Menge Korn, Hanf, Lein, aromatische Kräuter und Reben jeder Art. Seine Wälder, voll von Wild, sind überflüssig reich an Apfelsinen, Limonen, Wallnußkastanien und Olivenbäumen, welche leztere ein sehr gutes Oel geben. Die Bienenzucht liefert viel Wachs und Honig, und die Flüsse sind meist sehr reich an Fischen.

Trapezunt ist die Residenz eines Paschas von drei Roßschweifen, liegt bekanntlich am Meeresufer am Abhang des Bergs Bos-tapah und hat 5 Werste im Umfang; sie ist von einer Mauer aus rohen Steinen umgeben, und besteht aus der Festung und zwei Vorstädten. Die Festung hat keinen eigentlichen Graben, aber der Bach, welcher von dem Bos-tapah herabfließt, bildet mit seinem felsigen Bette nahe an der östlichen Face einen sehr guten Graben; ein anderer Bach, welcher von den nahen Bergen gegen Süden herabkommt, bildet gleichfalls an der westlichen Face einen Graben bis zum Meere. Die östliche Vorstadt ist von Armeniern bewohnt und heißt Gjaur-Meidan; in der westlichen, welche Kabach-Meidan heißt, leben vorzugsweise Griechen und einige wenige Türken. Vor dem Ende der Vorstadt Gjaur-Meidan bildet das Meer eine kleine Bucht, wo kleine Schiffe bis auf 100 Klafter sich dem Lande nähern können. Auf beiden Seiten sind steinerne Batterien erbaut, in denen drei Geschüze stehen, welche die Rhede bestreichen. Zwölf Werste von Trapezunt gegen Osten ist eine Bucht an der Mündung des Flusses Kewat mit einer ziemlich guten, aber nicht befestigten Rhede; der Weg von da bis Trapezunt ist für Wagen recht gut fahrbar. Auf der andern Seite gegen Westen von Trapezunt in einer Entfernung von 15 Wersten liegt der kleine Ort Platan an einer großen Bucht, wo Kriegsschiffe und Kauffahrer gewöhnlich landen und Ladung einnehmen. Hier können die Schiffe sich auf Gewehrschußweite dem Ufer nähern; auf den Vorgebirgen, welche diese Bucht schüzen, sind zwei Batterien von Erde, jede mit vier Geschüzen aufgeführt. Das Städtchen Platan hat gegen 600 türkische und griechische Häuser; die Verbindung mit Truppen zu Lande ist leicht.

Gumisch-Khane, der Hauptort des Sandschaks dieses Namens, 80 Werste von Trapezunt, ist bekannt durch seine Silberbergwerke, und enthält 1500 Häuser, welche türkischen, armenischen und namentlich griechischen Familien angehören. Die Häuser sind von Fruchtgärten und Rebengeländern beschattet.

Batum im Sandschak Gönei ist ein sehr guter Hafen am Ufer des schwarzen Meeres nahe an der Gränze von Gurien. Die Gebäude beschränken sich auf die Waarenmagazine einiger türkischen Kaufleute, welche den Küstenhandel mit den Eingebornen treiben. Der Hafen von Batum ist zwar gegen die Winde geschüzt, die Schiffe können aber hier nicht wohl überwintern, denn der weiche Boden von Dammerde erzeugt eine Menge Insekten, welche in kurzer Zeit den Schiffen bedeutenden Schaden thun. In militärischer Hinsicht ist dieser Punkt wichtig durch seine Lage mitten unter den Lasen. Hier fällt der Tschoroch in weiter Mündung ins Meer.

Das Paschalik ist hauptsächlich von den kriegerischen Stämmen der Lasen bewohnt, welche, mitten in kaum zugänglichen Bergen lebend, in den Thälern am Ufer der Flüsse hausen, welche zwischen Trapezunt und Batum ins schwarze Meer fallen. Sie führen ein halb nomadisches Leben, und nähren sich von Ackerbau, Bienenzucht, Viehzucht und Fischfang. Auf dem sehr beschränkten anbaufähigen Lande bearbeiten sie auch die unersteiglichsten Stellen, und überdieß pachten sie Weidegründe in den Ebenen der benachbarten Sandschaks des Paschaliks Erzerum, was sie nöthigt, im Sommer in Zelten nomadisch dahin zu ziehen. Sie sind eines der ältesten Völker Asiens, haben ihren kriegerischen Geist bewahrt und gelten im türkischen Heere für das beste Fußvolk. Sie leben in steten Feindseligkeiten unter einander, und die kleinste Veranlassung führt zu täglichem Blutvergießen. Die Lasen haben einen unbeugsamen Charakter mit Beimischung einer gewissen Rechtschaffenheit im orientalischen Sinne dieses Wortes. Sie machen gern Raubzüge, und übten diese Lust namentlich im lezten Kriege an Gurien, wo sie viele Menschen in die Gefangenschaft schleppten, und zu Trapezunt oder in der Umgegend verkauften. Der Pascha von Trapezunt hat nur wenig Gewalt über sie, doch zeigen sich die näher bei Trapezunt liegenden Kreise ihm, wiewohl unter gewissen Bedingungen, unterwürfig. Je weiter aber von da in der Richtung gegen Batum zu entfernt, desto unabhängiger sind sie auch. Die eigenen Aeltesten des Volks, welchen die türkische Regierung die Verwaltung der Kreise von Lasistan überläßt, üben keine sonderliche Macht über sie aus, denn ihr Einfluß erstreckt sich in der Regel nicht weit über die Gränzen ihres eigenen Wohnorts. In dem Glauben der Lasen herrscht eben so wenig Uebereinstimmung: die Herrschaft Mithridats, der Griechen, Römer, der alten Perser und endlich der Türken hat bei ihnen Spuren der Religionen dieser verschiedenen Völker zurückgelassen; die Bewohner der näher bei Trapezunt liegenden Dörfer kann man für Muhammedaner ansehen, weiterhin gegen Batum sind Spuren des Christenthums übrig, doch finden sich weder Tempel noch eine Geistlichkeit.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 8** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Liebesklage. (Aus dem Wallachischen.) — Lord Byron. (Fortsezung.) — Drei Lieder von Beranger.

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für Diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 26.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 Januar 1837.

Die Margita auf der Waag.

Die Reise auf der Waag gehört zu den interessantesten in Ungarn, denn sie führt durch Gegenden, die nicht weniger reich an malerischen Schönheiten, als an geschichtlichen Erinnerungen sind. In fortwährender Abwechslung fällt der Blick auf die mit ewigem Schnee bekränzten Alpen, bald auf die näher gelegenen, jenen gegenüber zu Maulwurfshaufen zusammensinkenden Berge; bald auf freundliche Städte und Dörfer, bald wieder auf furchtbare Felsen und Trümmer zerstörter Burgen, die alle in geflügelter Eile an dem raschen Fahrzeuge vorüber ziehen. Wirklich wird diese auch nicht allein durch die verschiedenartigen ihr fremden Bilder, als hauptsächlich auch durch die natürlichen Hindernisse, welche deren trügerische Wasser in mannichfachen Gestalten darbieten, in vollen Anspruch genommen, insbesondere ist dieß der Fall unterhalb Rosenberg, bei enger Durchfahrt zwischen den Sztrecsnoer-Bergen, wo die sogenannte Thuroczer Margita sich befindet, einer der gefahrvollsten Punkte, auf dem jedes Jahr Fahrzeuge scheitern, ja welcher der von keinem Schiffer bezweifelten Sage nach alljährlich wenigstens Ein Opfer verschlingen muß. Und die Natur scheint in der That an diesem Orte des Verderbens die Gefahren gehäuft zu haben, als hätte sie gleichsam den Schiffer für die Kühnheit strafen wollen, daß er mit stärkerer Hand es wagte, das gewaltige Element sich dienstbar zu machen. Das bis dahin geräumige Thal fängt hier durch das immer näher tretende Gebirge zumal an, sich so sehr zu verengen, daß kaum genug Raum für den sich durchdrängenden Strom bleibt, an welchem zur Rechten eine von zahllosen, durch in einander geschobene Felsenmassen gebildete Schlucht, deren Hintergrund einer der begrabenen Titanen schloß, hervorgähnt. Unterhalb dieser eröffnet den Reihen eine flache, senkrecht abgeschnittene Felswand, die bis in des Stromes Mitte hervorgeschoben, Besna Skala (der wüthende Fels) genannt wird, an deren Fuß ein Abgrund eröffnet seyn muß, in den sich die Fluthen mit unendlicher Gewalt hinabstürzen; denn ihre Oberfläche wird mit furchtbarer Geschwindigkeit gegen die bemooste Steintafel geschleudert, an der das unglückliche Floß, dem es nicht gelungen, des Fadens Zug auszuweichen, in tausend Trümmer zerschellt. Wenige Schritte weiter abwärts empfängt den dieser Gefahr Entronnenen ein sich quer durch das ganze Flußbett hinziehender Felsrechen, zwischen dessen schmalen Oeffnungen, wovon nur zwei den Durchgang gestatten, das Floß durch muß; verfehlt es aber die Richtung, wehe dann, unfehlbar aufgespalten und nur als Wrak gelangt es darüber hinweg. Noch ist aber des Fahrzeugs hinteres Ende nicht ganz durch den Rechen gelangt, und schon hat der verrätherische Wirbel die Polypen-Arme ausgebreitet, um den kühnen Steuermann im verderblichen Reigen seinem gräßlichen Schlunde zuzuführen. Mit der Kräfte höchstem Aufwand muß hier der Schiffmann arbeiten, daß er nicht einmal von dem äußersten bis nahe an seinen Weg sich hindehnenden Kreise des unergründlichen Trichters gefaßt werde. Aber um so größer und inniger ist dann die Freude nach dieser dreifach überstandenen Gefahr, denn nun wird die Gegend wieder freier, und weder Scylla noch Charybdis können ferner dem bedrohten Schiffchen etwas anhaben. Eine rührende Sage gibt die Erklärung, warum dieser durch vielfache Jammerscenen ausgezeichneten Wasserstrecke der Name eines Mädchens (Margita heißt Margarethe), der doch wohl nicht auf Bezeichnung des Furchtbaren passen dürfte, beigelegt ward. In längst vergangenen Zeiten, also berichtet sie, lebte in dem benachbarten Sztrecsno eine noch jugendliche Wittwe, die um die Liebe des schönsten Burschen im Orte warb. Allein obschon sie wohlhabend war, und ihr Besitz für ihn, der dürftig lebte, ein großes Glück zu seyn schien, gab er ihren Wünschen dennoch kein Gehör, denn Margita, der Wittwe liebliche Stieftochter, hatte sein Herz bereits gefesselt. Lange konnte jene den Grund ihrer Verschmähung nicht errathen, bis ein Zufall sie auf die Entdeckung führte, worüber ihr Grimm nur um so heftiger wurde. Schwankend zwischen verschiedenen Entschlüssen, die tödtlich gehaßte Nebenbuhlerin zu entfernen, blieb sie endlich bei einem stehen. In der benachbarten Thurocz lebten Verwandte, zu denen soll das Mädchen geschickt, und dort längere Zeit weilen, und dieß den Nachbarn kund gegeben werden. Indeß aber die Arglose den schmalen Felsenpfad an der Waag hohem Ufer wandelte, kam die Furie auf der Rache Flügeln ihr nach, und stürzte Margita in die bodenlose Tiefe. Ver-

gebens mühte sie sich, während des Mädchens Entfernung durch alle Künste der Verführung des Jünglings Treue zu erschüttern; er wies standhaft alle Anträge ab, und dachte nur der Entfernten. Ihren zerschmetterten Leichnam hatte indeß der Felsenrücken aufgefangen, und Reisende die Kunde davon in das Dorf gebracht. Gränzenlos war der Schmerz hierüber in des Liebenden Herz, noch gräßlicher aber die Verzweiflung in der Verbrecherin Gewissen. Denn obschon es anfänglich geheißen hatte, die Unglückliche sey durch Zufall in Folge eines unglücklichen Ausgleitens hinabgestürzt, so durchlief doch bald die ganze Gegend ein dumpfes Gerücht, dessen Urheber niemand kannte, die Mutter selbst habe die schreckliche That vollbracht. Und bald fand dieses auch in dem unstäten Betragen der allen menschlichen Umgang fliehenden Thäterin genugsam Bestätigung, daher denn das Gericht, zu welchem die Kunde hievon längst gelangt war, dieselbe vorfordern ließ. Schon nahten die Schergen ihrem Hause, da ergriff die bis zum Irrsinn gesteigerte Gewissensangst die bereits sich für entlarvt haltende Verbrecherin. Schnell ergriff sie die Flucht, eilte mit unaufhaltsamer Hast, in fremd gellenden Tönen des Wahnsinns, unaufhörlich Margita rufend, zur Stelle ihrer Uebelthat, und stürzte, die Höllengluth zu kühlen, sich in das nasse Grab, das gierig die Beute der Nemesis verschlang. Dieß die Sage von der Szteresnoer Felsschlucht.

Die Expedition von Constantine.

(Fortsetzung.)

Was unter allen diesen Ruinen das größte Interesse erregt, das ist die Ringmauer von Guelma, zusammengesetzt aus Steinen, welche allen Gebäudearten entlehnt zu seyn scheinen. Diese Ringmauer bildet ein sehr bedeutendes Viereck mit viereckigen, in gleichen Zwischenräumen hervorspringenden Thürmen. Die Anordnung dieser Befestigungen ist augenscheinlich neuern Styles, indem man daselbst sogar Backsteine und gewöhnlichen Mörtel findet. Da die zahlreichen, in diesen Ruinen gesammelten Inschriften den Gegenstand einer speziellen Arbeit bilden werden, so begnügen wir uns, nur wenige davon als Probe anzuführen. Steine von beträchtlicher Länge und geringer Dicke, welche auf dem Dache eines Tempels gestanden zu haben scheinen, waren unglücklicherweise unter andern versteckt, welche letztere zu schwer waren, um umgewälzt zu werden. Alle zusammen bildeten ohne Zweifel eine Inschrift, von welcher man nur einige Theile entziffern konnte. An dem östlichen Winkel erblickt man ein kleines Denkmal aus weißem Marmor, auf welchem zwei Urnen mit folgender doppelten Inschrift eingegraben stehen:

D M S	D M S
VIBIA. I.	P. AELIVS
FIL. VA	P. FIL. IANV
LENTN	ARIVS. P .....
P. VIX. AN	VI. X. ANNIS.
NIS. XX.	

Weiter steht:

IMP. CAES. MAVRE
LIO CLAVDIO. IN
VICTO PIO FELICI
AUG° PONTIFICI
MAXIMO TRI
BVNICIAE POTES
TATIS
DD PP

Dann folgen andere:

JULIVS RVSTICVS
NOSTER SACERDOTII SV ....
IN TEMPLO MEMORIAM STA
TVAE HERCVLIS LOCATIONI
SIGNAVERIT FIRMANTE VPC
R. P. ACCEDENTE AVCTORITAT
PROCONSVLVM

Wir endigen diese Citationen noch durch folgende ziemlich interessante Inschrift:

ANNIAE AELIAE RESTITVTAE
FLAM. PERP. OB IN
SIGNEM LIBERALITA
TEM POLLICITATIO
NIS EIVS. CCCCM
AT THEATRVM FACI
ENDVM CVI CVM OR
DO. OB EAM CAVSAM. STA
TVAS QVINQVE DE PV
BLICO PO ..... ENS VIS
SET ETIAM ... MERITA
L ANNIAE LICLEM EN
TIS FLAMA VG. PP. PATRS
VIVS CVI AER. CONIA
OV .. V .. I EIVS STA
TVAM PO (S) VISSENT
(Hier ein Zwischenraum:)
...... VNIVERSI
....

Den 16ten gingen wir von Guelma nach Medschasamar (Uebergang oder Furth von Amar) immer dem Bette des Flusses Seybussa folgend. Oliven- und Tamariskenbäume bedecken die Ufer dieses Flusses. Auf einer Erhöhung vor unserm Bivouak stand eine Art von Backofen, von dem die Araber sagen, er sey von den Römern erbaut worden. Nicht weit von da bemerkt man auf den beiden Ufern des Flusses die Ueberreste einer antiken Brücke. Jenseits derselben beginnt eine römische Straße, welche an einigen Orten vollkommen erhalten ist. Man gewahrt in gewissen Entfernungen Gränzsteine von gerundeten Steinplatten. Der Weg, dem die Araber folgen, läßt jene Straße eine Zeit lang zur Linken. Während dieses und des folgenden Tages fielen mehrere Beispiele jener sonderbaren Krankheit vor, die einige unserer jungen Soldaten, während des Marsches, zum Selbstmorde treibt. Was hier am meisten befremden muß, ist, daß in dem Augenblicke, wo die Armee am meisten zu lei-

den hatte, kein Fall der Art vorkam. Obwohl wir sehr früh zu Medschasamar ankamen, so konnte doch der Uebergang über die Seybußa wegen der außerordentlichen Steilheit der Ufer, in welche man eine Treppe hauen mußte, an diesem Tage nicht mehr bewerkstelligt werden. Wäre diese Position gut vertheidigt, so würde sie, wegen ihrer natürlichen Vortheile, schwer mit Gewalt zu nehmen seyn.

Den 17ten befanden wir uns am Fuße des Gebirges, welches die Araber Dschibel el Sada (Gebirges des Glückes) nennen. Die Franzosen heißen dasselbe Ras el Alba (Treppenkopf), obwohl der letztere Name nur dem höchsten Punkte des Gebirges zukommt. Der Gebirgsweg hat einen ihm eigenen Namen, nämlich Albet el Aschari (Treppen der Zehnten). Wir lassen den kühnsten Alterthumsforschern die Sorge, diese seltsame Benennung zu erklären. Der Uebergang über den Ras el Alba bietet einige Aehnlichkeit mit jenem über den Engpaß von Tenia dar, aber er scheint weniger schwierig zu seyn. Ungefähr auf dem halben Wege des Steigens, zur Linken der Straße, bemerkt man ein mit Ruinen bedecktes Plateau. Triumphbögen, Thore, ein Tempel, der Rest eines Theaters begegnen den Blicken. Aber mit Verwunderung bemerkt man bei genauer Untersuchung dieser Monnmente, daß sie derselben sonderbaren Anordnung, von welcher wir bei den Ruinen von Guelma gesprochen, unterworfen waren. Es scheint nämlich, daß diese Gebäude durch irgend eine Veranlassung umgestürzt worden sind und daß mehr eifrige als geschickte Hände dieselben wieder aufgebaut haben. Es zeugt von der Unwissenheit der Wiedererbauer, daß verschiedene Theile eines Monumentes nicht am rechten Platze sind, und daß fremdartige Materialien darunter gemischt wurden. Der Ort, wo diese Thatsache am auffallendsten erscheint, ist eine christliche Kirche, zusammengesetzt aus Steinen, welche den verschiedenartigsten Monnmenten angehören. Ueber der Eingangspforte, auf der Spitze der Kuppel, sieht man ein Kreuz und darunter einen Anker und Kompaß. Unter den Trümmern, aus welchen diese Kirche besteht, bemerkt man die Reste eines alten Tempels aus weißem, röthlich und grau geadertem Marmor. Zwei prächtige Gesimse wurden von den fraglichen Wiedererbauern auf zwei Pfeiler aus grobem Steine gesetzt. Diese Ruinen werden von den Araderu **Aununá** genannt.

Folgende ist eine der zahlreichsten an diesem Orte kopirten Inschriften. Auf einem Theile des obenerwähnten Marmortempels liest man folgendes Fragment:

. . . . . R CATVLLINVS. LA
. . . . FIDEMQ DEDICAVIT

Auf einem Grabsteine:

DMS
MEMORIAE
GENTIS ACO . . . .
ANAE S

Wir wünschten zwei andere Inschriften zu citiren, aber die fremdartige Form einiger ihrer Buchstaben würde erfordern, daß solche lithographirt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Menteli.

Biographische Notiz von Ch. Nodier mitgetheilt.

Im Monat April 1824 erhielt das alte Gebäude des Arsenals drei neue Gäste: Herr Saint-Martin, von der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften, kam als Administrator, und der Verfasser dieser Notiz als Bibliothekar dahin. Der dritte war ein ungarischer Gelehrter, Namens Menteli, dem die Behörde ein Obdach in einem der bescheidensten Gemächer des Gebäudes zu bewilligen für gut fand. Von diesen drei Männern lebe ich allein noch, wenn man anders den leidenden Zustand, in dem ich dahinzehre, Leben nennen kann. Menteli, der niemals um historische Gleichnisse verlegen war, würde mich ohne Zweifel mit dem Spartiaten Othryadas vergleichen, der seine Gefährten nur überlebte, um sie zu begraben.

Die frühere Geschichte Menteli's war ein undurchdringliches Geheimniß, denn vergebens bemühte man sich aus den häufigen, aber unzusammenhängenden und verwirrten Ergießungen seiner polyglottischen Gespräche einige Notizen aufzufangen. Es läßt sich sogar kaum bestimmen, ob er Advokat, Geistlicher oder Soldat war; gewiß ist jedoch, daß noch niemals irgend jemand eine umfassendere und mannichfachere Erziehung erhielt, oder vielmehr, daß es niemand noch so wie ihm gelang, den Mangel früherer Erziehung durch beharrliche und umfassende Arbeiten zu ersetzen. Er verstand alle Sprachen, von denen die Gelehrten die Namen kennen, und konnte, wie Wilhelm Postel, sein Vorbild, von sich rühmen, von jedem ihm in Europa bezeichneten Punkte aus ohne Dolmetscher bis nach China reisen zu können. Das Slavische, Arabische, Persische, Hebräische, Griechische und Lateinische waren jedoch die ihm geläufigsten Sprachen, und aus einer Verschmelzung dieser von dem Französischen so verschiedenen Idiome hatte er sich seine eigene Sprache zusammengesetzt, in welcher er sich schriftlich und mündlich ausdrückte. Nicht etwa als ob ihm im Französischen ein Wort gefehlt hätte, aber die außerordentliche Schnelligkeit seiner Gedanken und seine unglaublich geläufige Aussprache gestatteten ihm nicht den geeigneten Ausdruck zu wählen, wenn ihm sechzig andere zu Gebote standen, um dasselbe zu bezeichnen. Nur wenn er bemerkte, daß man ihn noch nicht verstanden habe, nachdem er bereits die ganze Litaney seiner Synonymen erschöpft hatte, ließ er sich herab eine sekundenlange Pause zu machen und dem erstaunten Zuhörer eine Uebersetzung zu geben, wobei dieser jedoch die Phrase mit in den Kauf nehmen mußte: „Wie ihr Andern zu sagen pflegt.“

Vor 15 oder 14 Jahren hatte man den glücklichen Gedanken, Menteli zu einer Untersuchung zu verwenden, der er allein gewachsen war. Man beauftragte ihn nämlich, in einer unermeßlichen Bibliothek die Sprache und den Inhalt aller Manuscripte zu bestimmen, die der Allweisheit unserer Gelehrten entgangen waren, und auf diese wichtige Arbeit war ein Ehrensold von 1800 Fr. gesetzt. Nach Verlauf eines Monats waren alle Sprachen namhaft gemacht, alle Titel übersetzt und die Bücher in ihre respektiven Kategorien geordnet. Menteli bezog sein Monatgeld und kam nicht wieder. „Und Ihre Stelle?“ fragte man. „Ich habe keine Stelle mehr,“ war die Antwort, „weil die Arbeit geendet ist.“ Damals gab man ihm als eine Erkenntlichkeit eine Celle im Palast Sully.

Mehr verlangte Menteli nicht. Er genoß 154 Franken Einkünfte, von denen er noch große Ersparnisse machen wollte. Ich selbst habe

ihn einst in Verlegenheit mit seinem Gelde gesehen, das er, aus Furcht vor Unglücksfällen, in sichere Hände zu legen bemüht war. Einige Wochen hindurch fühlte er alle Qualen des Reichthums und fürchtete die Diebe.

Dieß erheischt eine Erklärung für jene, welche Menteli nicht gesehen haben und seine Lebensweise nicht kannten. Unter allen seinen Studien hatte er das der alten Weltweisen am meisten erschöpft. Plato besonders war sein Orakel; er wußte ihn auswendig und mischte ihn in alle seine Gespräche. Zudem hatte der Zufall ihm auch eine auffallende Aehnlichkeit mit Plato verliehen. Nicht diesen Weltweisen hatte er sich jedoch zum Vorbild für seine Lebensweise gewählt, sondern den Diogenes, und mit diesem Namen wurde er auch von den gewöhnlichen Besuchern der Bibliothek bezeichnet.

Die Garderobe Menteli's bestand in einem alten militärischen Oberrock, der niemals neu gewesen zu seyn schien, und seine Füße staken in einem Paar Holzschuhen. Sein dichter, wirrer Bart verlieh ihm einige Aehnlichkeit mit jenem Bauer von der Donau, dessen Porträt Quévare und La Fontaine skizzirt haben. Er lebte von dem Ausschußbrod, wie man es an den Thoren der Kasernen feil hat, wozu er an hohen Festtagen noch einige Wurzeln oder rohes Gemüse fügte; denn der Gebrauch des Feuers war ihm so fremd als dem ersten Menschen. Sein Amendlement bestand in einem alten hölzernen Armsessel, einem Schemel und einer kleinen Truhe zum Verschließen seiner Bücher und Papiere, einem Schreibzeug und zwei irdenen Krügen. Ein großer leinener Sack darf nicht vergessen werden, in dem er alle vierzehn Tage seinen Mundvorrath zusammentrug, und der ihm zugleich als Speisemagazin diente. Hienach wird man sich die Ersparnisse Menteli's erklären können, die ihn vor einigen Tagen in den Stand setzten, ein kostbares Mannscript für 400 Franken anzukaufen.

Natürlich wird man zu der Frage veranlaßt, ob es nicht möglich gewesen, die Lage dieses trefflichen Mannes zu verbessern, worauf ich mit einem bestimmten Nein antworten muß. Während eines strengen Winters schickten wir ihm Holz, und er nahm es nicht an. Ich sprach einst mit ihm von der Möglichkeit, ihm eine kleine Pension zu verschaffen, und er antwortete lächelnd: „Wozu, habe ich doch schon zu viel.“ Er hatte Recht, denn durch die Beschränkung seiner Bedürfnisse war er so frei geworden, als ein Mensch nur auf Erden seyn kann, und er war glücklich, weil er frei war.

Wir hatten es endlich dahin gebracht, ihm ein bequemeres und gesunderes Zimmer einrichten zu lassen, als das Loch war, in dem er schon so viele Jahre zugebracht hatte, und da ihm diese Begünstigung der Regierung nicht zuwider war, weil er wohl fühlte sie durch Arbeiten verdient zu haben, so bezog er sein neues Quartier mit kindischer Freude. Leider genoß er diese nur acht Tage lang.

Am 22sten December v. J. gegen 5 Uhr Nachmittags ging Menteli wie gewöhnlich mit seinen beiden Krügen aus, um sie in der Seine zu füllen. Das Wasser stand noch sehr hoch. Der Philosoph erreichte langsam das äußerste Ende der Insel Louviers, an der Seite gegen Pont-Marie, ein wenig unterhalb des Pfahlwerks. Er füllte den ersten Krug und stellte ihn ans Ufer, und ließ dann den zweiten ins Wasser hinab. Wahrscheinlich wurde ihm das Heraufziehen zu schwer, denn Menteli begann zu altern und seine Lebensweise war nicht stärkend. Man glaubt bemerkt zu haben, daß er sich mit der linken Hand gegen einen Kahn stemmte, den die Strömung an den Strand getrieben hatte; dieser wich aber, und der Unglückliche verschwand unter den Wogen. Arbeiter, welche Holz aufschichteten, riefen um Hülfe; einige Schiffer fuhren vorüber, ohne sie zu hören. Nach Verlauf einer Viertelstunde sah man einen, der Nachsuchungen anstellte, allein es war zu spät. Man fand nichts, und würde ja doch nur einen Leichnam gefunden haben. Diese Leute trösteten sich leicht; war es ja doch nur der Wilde des Arsenals, aber sie wußten nicht, daß dieser Wilde einer der merkwürdigsten Männer des Jahrhunderts war.

Menteli stand in den Fünfzigen. Er muß viele Handschriften hinterlassen haben, um diese aber benutzen zu können, müßte man sie zu lesen verstehen, und um dieß möglich zu machen, müßte man finden, was man nicht mehr finden wird — einen zweiten Menteli.

Geologische Notizen.

An der Küste von Dorsetshire zwischen Exmouth und Lyme hat man die Reste eines Thieres entdeckt, welches der gewöhnliche Ichthyosaurus gewesen zu seyn scheint. Das Thier hat 6 Fuß Länge, und seine Knochen sind so gut erhalten, daß man sich eine vollkommene Vorstellung von seinem seltsamen Bau machen kann. Ein anderes nicht minder merkwürdiges Fossil fand man an demselben Orte; es ist ein Thier von etwa 20 Fuß Länge mit 24 Wirbelsäulen; sein Kopf hat 5 Fuß Länge, und die Kinnlade ist fast eben so lang. Dieses Thier ist der Ichthyosaurus Platyodon.

Am 15ten November fühlte man in der Nähe von Agram mehrere Erdstöße, welche, wenn auch mit geringerer Gewalt, fortdauerten bis zum 16ten November, wo man abermals eine stärkere Bewegung, begleitet von einem unterirdischen Geräusch, bemerkte. Am 18ten Morgens früh 4½ Uhr begann das Zittern der Erde von Neuem, und dauerte bis 10 Uhr, worauf ein furchtbarer Orkan losbrach. Am 21sten wurde der Himmel heiter, aber am 22sten begannen die Bewegungen von Neuem; in den benachbarten Wäldern fand man an mehreren Orten Spalten.

Der Doktor Johnston von Louisville in den Vereinigten Staaten fand längs dem Ohio und seinem Nebenfluß, dem Fishcreek, ungefähr 25 englische Meilen unterhalb Wheeling, eine Schichte von fossilem Mais. Die Schichte ist 6 bis 10 Zoll dick, und liegt 5 bis 6 Fuß unter dem Boden auf einer Strecke von mehr als vier englischen Meilen Länge. Ob dieses Lager fossil ist, möchte freilich zu bezweifeln seyn, da längs dieser Strecke sich viel neuer Alluvialboden findet.

Ein Herr Henwood machte in den Minen von Cornwallis Beobachtungen über die Verschiedenheit der Temperatur zwischen dem Granit und den Schieferschichten. Er fand im Granit bei 51 Toisen Tiefe 11° Centigrad, bei 79 T. 15° C., bei 155 T. 27°5′ C. Im Schiefer fand er bei 55 T. 14° C., bei 75 T. 16°5′ C., bei 127 T. 20°, bei 170 T. 25°5′, bei 221 T. 29°5′ C.

Vermischte Nachrichten.

Das Museum der asiatischen Gesellschaft zu Calcutta wurde außer manchen interessanten Gegenständen der Naturgeschichte auch mit Mosaiken aus Golconda, mit ungefähr 30 Fuß langen Skulpturen aus Persepolis, Java u. dgl., mit Manuscripten auf Leinwand u. dgl. vermehrt.

Der Prinz Malek Kassem Mirza, einer der Neffen des Königs von Persien, hat an die geographische Gesellschaft zu Paris, deren Mitglied er ist, geschrieben, daß er die Karte einiger Länder Persiens, die er durchreist, entworfen habe, und seine Arbeit bald selbst der Gesellschaft zu übergeben gedenke, indem er Hoffnung habe eine Reise nach Europa machen zu können.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 27.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 Januar 1837.

Die Sekten der russischen Kirche.

(Aus dem Werke: Istoritscheskoje iswiestie o Raskolnikach.)

Die Sekten der russischen Kirche umfaßt man gewöhnlich unter dem allgemeinen Namen Bespopowschtschina, die Priesterlosen. Die wichtigsten darunter sind die Pomoranen, was Seeanwohner bedeutet, indem die Sekte an den Ufern des weißen Meeres entstand. Sie heißen auch Wiedertäufer, weil sie alle diejenigen, die sich zu ihnen bekehren, von neuem taufen. Ihrer Ansicht nach sind alle Priester der Staatskirche, welche seit der Zeit des Patriarchen Nikon geweiht wurden, falsche Priester, und die Taufen und Trauungen, die sie verrichten, haben keine Gültigkeit, weil sie von unächten Priestern vollzogen werden; sie schließen und lösen Heurathen nach Gefallen, und halten Kirchen für Häuser des Antichrists, dessen Herrschaft bereits begonnen habe, obwohl er selbst, unsichtbar, nur im Geist herrsche. Sie beichten sich unter einander, theilen selbst das Sakrament aus, und das Brod, welches sie gebrauchen, soll von einigen heiligen Broden herkommen, die aus dem Kloster Solowez gerettet wurden, das eine Zeit lang die Hauptfeste dieser Fanatiker war, aber endlich im J. 1673 von den Truppen des Czars eingenommen wurde. Dieses heilige Brod wird vervielfältigt, indem man kleine Stücke davon mit neuem Teig verbindet, und die so erhaltenen Brode gelten für so heilig als die ursprünglichen. Nach dieser Ansicht stammt dieses geweihte Brod in ununterbrochener Reihenfolge von den vor der Nikonianischen Ketzerei, d. h. vor der Revision der liturgischen Bücher geweihten Broden ab. Jeder Pomorane ist stets mit einem Krümchen dieses Brodes versehen, um nöthigenfalls sogleich das Abendmahl empfangen zu können, und die Reichen müssen für ihren Antheil einen hohen Preis bezahlen. Sie haben Kirchen, wo sie sich zum Gebet versammeln, und wo eines ihrer Mitglieder, jedoch ohne Einweihung, als Priester fungirt, häufig aber seinen priesterlichen Beruf gegen andere Beschäftigungen vertauscht. Diese Sekte hat manche Unterabtheilungen, die jedoch nur unbedeutend sind, alle aber wetteifern in Handlungen des wildesten Fanatismus, die sich namentlich in ihrer Neigung, sich selbst zu verbrennen, offenbart. Sie behaupten nämlich, nach einer Stelle im Evangelium Marci (Kap. 8, Vers 35), der Selbstmord sey eine Gott wohlgefällige Handlung. Die Selbstverbrennung ist indeß minder abscheulich als der Hungertod, wovon in offiziellen Berichten einige empörende Fälle aufgeführt werden. Einige sollen das Gelübde gethan haben in Nachahmung der Fasten des Erlösers in der Wüste 40 Tage lang zu fasten. Diese unglücklichen Opfer werden in irgend einem entfernten und unbesuchten Orte in ein Haus oder Scheune eingesperrt, nach wenigen Tagen tritt bei den armen Opfern die Reue ein, aber alle ihre Bitten um Speise und Trank machen auf ihre fanatischen Wächter keinen Eindruck. Die Mitglieder dieser Sekte sind in großer Anzahl über Rußland verbreitet, und viele davon haben sich in Liefland, Preußen, Oestreich, der Türkei und Polen angesiedelt. In dem letztern Lande hielten sie im Jahr 1751 eine Synode, deren in 46 Artikeln zusammengefaßte Entscheidungen einen Geist des wildesten Fanatismus und des gröbsten Aberglaubens an sich tragen.

Die Kapitonier, so genannt nach ihrem Gründer, dem Mönch Kapiton, haben keine Kirchen, sondern versammeln sich zum Gebet in ihren Häusern, und vollziehen hier alle heiligen Ceremonien. Gleich den Pomoranen lösen sie Ehen nach Gefallen auf, und sollen ein äußerst unzüchtiges Leben führen. Eine Abtheilung dieser Sekte theilt die Sakramente in seltsamer Weise aus: ein Mädchen befestigt auf ihrem Kopf ein mit Trauben gefülltes Sieb, und nach längerem, von häufigem Niederwerfen begleiteten Gebete bietet sie der Versammlung die Trauben an. Deßhalb ist die Sekte unter dem Spottnamen der Podreschetniki oder „die untern Siebe" bekannt. — Die Samokreschtschenniki, oder Selbsttäufer, ertheilen sich das Sakrament der Taufe selbst, indem sie wiederholt in einem Flusse untertauchen; die strengern gebrauchen aber nur Regenwasser, indem sie behaupten, daß jedes andere vom Antichrist besessen sey. Die Samostrigolniki oder Selbstweiher glauben, jeder könne sich selbst weihen, und ein Mönch oder eine Nonne werden, indem er sein Haupt schere, Klosterkleider anziehe, und vor dem Bilde eines Heiligen seinen Namen ändere.

Die Duchoborzi oder Kämpfer im Geist, sind die achtungswerthesten unter allen diesen Sektirern, da ihr moralisches

Betragen für untadelhaft gilt. Sie wurden zum Erstenmal unter der Regierung der Kaiserin Anna zwischen 1730 und 1740 bekannt. Sie nehmen die Dreieinigkeit nicht an, lassen nur die vier Evangelien gelten, und verwerfen den übrigen Theil der heiligen Schrift; sie haben weder ordinirte Priester noch Kirchen, und bedienen sich nie eines andern Gebets als des Vaterunsers; sie schwören nie, und halten es für eine Sünde, Menschenblut zu vergießen, worin sie, wie in mancher andern Hinsicht, den Quäkern und Mennoniten gleichen. Diese Grundsätze, welche als unverträglich mit den Pflichten der Unterthanen, namentlich der Unterthanen einer so kriegerischen Regierung wie die russische, gelten, sezten sie harten Verfolgungen unter den Regierungen der Kaiserin Katharina II und Pauls I aus. Sie ertrugen indeß die Verfolgung mit großer Festigkeit, unterwarfen sich freudig der harten Arbeit, wozu sie verurtheilt wurden, und beteten für ihre Verfolger. Kaiser Alexander gewährte ihnen vollständige Duldung, und viele erhielten von ihm Erlaubniß, sich in den fruchtbaren Steppen zwischen dem Don und der Krim anzusiedeln, wo sie einige sehr blühende Niederlassungen gegründet haben.

Die Sekte der Subotniki oder Samstagsmänner hat man mit einer jüdischen Sekte verwechselt; ihre Grundsätze sind in großes Geheimniß gehüllt, und man weiß nur, daß sie am Mittwoch und Freitag Milch und Eier essen, was die römisch-katholische Kirche zwar gestattet, die griechische aber streng verbietet. Sie beobachten indessen Fasten, wie die griechische Kirche es vorschreibt, am Sonnabend, und daher ihr Name. Man nennt sie manchmal auch Molokani, die Milchmänner, weil sie an den genannten Tagen Milchspeisen essen; man sagt, sie verehrten seltsame Bilder, die sie sorgfältig vor Fremden verbergen, und sie hätten Legenden von den Wundern des Heilandes, von denen in den Evangelien nichts stehe. — Die Schtschelniki oder Spaltenmänner sind unter den donischen Kosaken sehr zahlreich; sie haben diesen seltsamen Namen von der genau beobachteten Sitte erhalten, beim Gebet nach einer Spalte zu sehen, durch welche ein Lichtstrahl hereinfällt. Sie haben keine Kirchen, indem sie sagen, Gott sey allenthalben, und wohne nicht in einem von Menschen gebauten Hause. Sie gebrauchen den revidirten Text der Schrift, und unterscheiden sich dadurch von den meisten andern Sekten. — Die Ikonoborzi (Bilderstürmer) sind wenig bekannt, und man weiß nur, daß sie keine Bilder verehren, und stets unter freiem Himmel beten. — Die Tschuwstwenniki oder die Fühlenden sind große Vertheidiger allgemeiner Duldung, ihre Zahl ist indeß sehr beschränkt, und sie gelten für Deisten. — Viele Fanatiker, die zu keiner der oben aufgezählten Sekten gehören, haben durch die Ausschweifungen, denen sie sich überließen, die öffentliche Aufmerksamkeit erweckt: so namentlich die Skopzi oder Eunuchen. Viele aus einem wilden Fanatismus entsprungene Verbrechen wurden noch in neuerer Zeit in Rußland, namentlich in dem Gouvernement Kursk, begangen, die Thäter aber erhielten gewöhnlich die Knute, und wurden nach Sibirien geschickt.

Die Sektirer gehören meistens zu den niedern und ungebildeten Klassen der Gesellschaft, obwohl sich auch viele reiche Kaufleute darunter befinden, aber die eigenthümlichen Lehrsätze der meisten dieser Sekten sind so abgeschmackt, daß fast alle diejenigen, welche eine verständige Erziehung erhalten, sie verlassen und zur herrschenden Kirche zurücktreten. Nichts desto weniger vermehrt sich die ohnehin große Zahl von Sektirern fortdauernd, namentlich unter dem Landvolk. Die Ursache hievon liegt in dem großen Eifer der Missionäre *) und der Nachlässigkeit der Geistlichen der Staatskirche. Die Zahl der Sektirer jeder Art betrug im J. 1830 gegen 5 Millionen; fast die ganze christliche Bevölkerung Sibiriens und der größere Theil der donischen Kosaken gehört zu einer oder der andern Sekte, und es finden sich deren in jeder Provinz des Reichs und auch in den beiden Hauptstädten. Die Moralität dieser Sektirer, die Duchoborzi und einige andere ausgenommen, steht im Allgemeinen nicht sehr hoch, ob aber die aus Aberglauben entsprungenen Verbrechen, die man ihnen Schuld gibt, der Wahrheit gemäß sind, ist noch nicht ausgemacht; Eine Beschuldigung, die, daß sie alle mißgestaltet gebornen Kinder umbringen, wurde der Gegenstand einer amtlichen Untersuchung, und man glaubt allgemein, die Regierung habe Grund, die Beschuldigung für wahr anzusehen, halte aber das Resultat der Untersuchung geheim. Glaubwürdige Beobachter behaupten, es sey sehr schwer, wo nicht unmöglich, mißgestaltete Kinder unter diesen Sektirern zu finden.

Da dieselben im Allgemeinen die jetzige Ordnung der Dinge in Rußland als aus der Herrschaft des Antichrists hervorgehend betrachten, so beten sie nie für den Kaiser, und halten die Unterwerfung unter die bestehende Obrigkeit für eine Sünde, die sich nur durch die Nothwendigkeit entschuldigen lasse. Leute, die solche Meinungen hegen, müssen in ihrer Gesammtheit gefährlich seyn, und die russische Regierung betrachtet sie auch so. Diese Sektirer, obwohl nicht mehr verfolgt, genießen doch hinsichtlich ihrer Religion nicht denselben Schutz, wie die andern Unterthanen des Reichs; ihre Geistlichkeit, die von der Regierung nicht als solche anerkannt ist, besitzt keines der Vorrechte, die sonst allen Geistlichen gewährt sind, und von denen selbst der muhammedanische Mollah nicht ausgeschlossen ist; ihre Bethäuser dürfen keine äußern Zeichen ihrer Bestimmung an sich tragen, auch die Glocken sind verboten, und sie müssen diesem Mangel durch hölzerne Klappern abhelfen. Alles dieß ist freilich nicht geeignet, sie einer Regierung geneigt zu machen, welche sie als die des Antichrists betrachten, und sie haben auch ihre feindselige Gesinnung bei dem Aufstand des berüchtigten Pugatschew gezeigt, dessen Hauptstärke in ihrer Unterstützung lag.

Die Expedition von Constantine.

(Fortsetzung.)

Am Abende des 18ten waren wir auf dem Plateau des Ras el Akba gelagert. Das Holz fing an uns gänzlich zu

*) Jeder, welcher erklärt, daß er von der Wahrheit der Lehrsätze aufrichtig überzeugt sey, wird von den Missionären nicht nur in die Gemeinschaft aufgenommen, sondern man sorgt auch noch aufs Freigebigste für alle seine Bedürfnisse; die Moralität des Individuums und sein früher geführtes Leben werden nie in Betracht gezogen.

mangeln, eine grausame Entbehrung für eine Armee in dieser Jahreszeit, welche bis Constantine fortdauern sollte. Die Araber, welche nur kleine Feuer machen, bedienen sich hiezu des Viehmistes. Unsere Soldaten, welche nicht einmal diese Ressource hatten, nahmen ihre Zuflucht zu den zahlreichen Disteln, welche die trefflichen Getreidefelder, auf denen wir lagerten, bedeckten.

Den 19ten überschritten wir den Wad-Zenati, dessen gekrümmter Lauf sich an einigen Orten kaum durch kahle Oleanderbüsche angezeigt findet. Auf seinem rechten Ufer fanden wir den Marabut von Sidi Tamtam, der mit italienischen Ziegeln bedeckt ist. Dort hielten Araber eine Art von Markt, wo die Liebhaber von Tabak und Butter sich mit Vorräthen versehen konnten. Während dieser Handelsverkehr seinen Gang fortging, hatte eine Abtheilung von Chasseurs, welche auf ein Detaschement der Dairas oder Kavalleristen Achmed-Bey's stieß, ein kleines Gefecht auf der Nachhut zu bestehen, aber diese Feindseligkeiten schienen eher das Werk einiger Plünderer, und änderten nichts an den guten Gesinnungen, welche die Araber der Dowars uns zeigten. Den 19ten marschirte die Armee während des ganzen Tages in dem Thale des Wad-Zenati, und lagerte fast an der Quelle dieses Flusses, an einem Orte, welcher Ras Wad Zenati genannt wird. Von der Hochebene von Ras el Akba an war der Anblick des Landes unverändert derselbe geblieben. Ueberall Erntefelder von einer verzweifelnden Nacktheit, auf welchen das Auge vergebens die Spur eines Baumes oder selbst nur eines Gesträuches suchte. Der Mangel an allem Brennmaterial wurde um so fühlbarer, als in der Nacht der Regen in Strömen zu fallen begann und unsere Soldaten kein Mittel hatten, die eisige Feuchtigkeit, der sie ausgesetzt waren, zu bekämpfen.

Den 20sten verließ man den Bivouak mit der Hoffnung, Constantine noch am nämlichen Tage zu erreichen. Wir kamen bei mehreren ziemlich beträchtlichen Dowars vorüber, deren Bewohner sich nicht entfernt hatten. Mehrere Scheikhs kamen sogar, aus den Händen Yussuf-Beys ihre Belehnung zu empfangen. Diese friedlichen Gesinnungen der Araber schienen von einer guten Vorbedeutung für den Ausgang der Expedition und ließen die schlimme Witterung der Jahreszeit muthig ertragen. Jedoch bemerkte man bei der Annäherung an einen ziemlich schwierigen Engpaß eine Anzahl Reiter in regelmäßiger Ordnung aufgestellt, welche geneigt schienen, uns den Durchgang streitig zu machen. In dem Maße aber, als unsere Truppen vorrückten, zerstreuten sich diese Haufen und ohne zwei oder drei Flintenschüsse, die sie auf uns abdrückten, hätten wir glauben können, daß dieselben keinen feindlichen Charakter hätten. Die Bewohner eines benachbarten Dowar versicherten uns, daß jene Reiter nur so gehandelt hätten, weil, wenn es uns nicht gelänge, Constantine zu nehmen, Achmed-Bey nicht ermangeln würde, ihnen vorzuwerfen, daß sie uns hätten ziehen lassen, ohne einen Schuß zu thun, und er sie dann mit seiner gewöhnlichen Grausamkeit strafen würde.

Der Hagel und der Regen, welche den ganzen Tag nicht aufgehört hatten, machten die Wege so bodenlos, daß die Armee nicht über das Denkmal, „Constantin" genannt, hinauskommen konnte. Die Konvois konnten nicht einmal diesen Ort erreichen und blieben ein wenig hinter demselben unter dem Schutze einer Nachhut. Es ist schwer, sich ein betrübenderes Schauspiel zu erdenken, als das, welches dieser Bivouak darbot. Auf einer Höhe gelegen, welche die Araber Soma nennen, wurde derselbe durch die Ruinen eines Gebäudes beherrscht, welches der Fontäne auf dem Platze des Innocens in Paris gleicht. Neben umgestürzten Steinen, welche die Vase dieses Denkmales bilden, sieht man einige Felsenspitzen, die aus der Mitte eines schlammigen Erdreiches steigen. In dem Augenblicke, als die Armee sich anschickte, zu lagern, begann die Finsterniß, und das schlechte Wetter wurde doppelt furchtbar. Während dieser trostlosen Nacht brannte nicht ein einziges Feuer in unserm Bivouak, eine dumpfe Stille herrschte überall. Der Schnee gesellte sich noch zu den übrigen Schrecken. Mehrere Menschen starben vor Kälte, andere hatten die Extremitäten erfroren.

Je mehr das schlechte Wetter sich verlängerte, desto größer wurden die Schwierigkeiten des Weges. Man mußte das Gespann verdoppeln und verdreifachen, um die Wägen nach dem Punkte, wo wir uns befanden, zu führen. Als man dieselben an dem Morgen des 21sten wieder gesammelt hatte, marschirte man gegen Constantine, welches wir damals deutlich wahrnahmen. Am Fuße des Hügels Soma traten wir in ein von dem Bu Merzug bewässertes Thal ein. Dieser Bach war von den Regenströmen geschwellt und nur mit Mühe zu durchwaten. Unsere Soldaten, welche schon fast erstarrt waren durch die schreckliche Nacht, die sie überstanden hatten, waren nun gezwungen, bis an die Hüfte in das Wasser zu gehen. Einige, von den Leiden geschwächt, schwankten bei dem Uebergange und waren sie einmal gefallen, so hatten sie die Kraft nicht mehr, sich wieder aufzurichten. Sie würden ohne die Menschlichkeit einiger Personen, die ihnen zu Hülfe kamen, umgekommen seyn. Mehrere Lastthiere wurden nebst der Bagage, die sie trugen, von der Gewalt der Strömung fortgerissen. Mitten unter diesen unseligen Umständen kam die Armee gegen 2 Uhr Nachmittags vor Constantine an. Die Brigade des Vortrabs überschritt den Rummel (von den Arabern auch Wad el Kebir genannt), und nahm ihre Stellung auf der Anhöhe von Cudiat Ati, welche das Vorgebirge beherrscht, an deren äußerstem Ende die Stadt auf einem steilen Felsen, der weder durch Kugeln noch durch Minen zu sprengen ist, sich befindet. Der Marschall Gouverneur, an der Spitze der Brigade Trezel, besetzte das Plateau von Mansurah, welches ebenfalls Constantine beherrscht, von welchem es durch den Fluß Rummel getrennt ist. Ueber letzteren führt eine römische Brücke nach einem der Stadtthore.

Wir waren jetzt nur noch auf Flintenschußweite von der Stadt entfernt, ohne daß der geringste feindselige Akt uns glauben machen konnte, die Einwohner hätten die Absicht, Widerstand zu leisten. Die Thore waren offen, einige Bewohner wandelten auf der Brücke spazieren. Alles bestärkte uns in dem Glauben, daß die Araber mit ihrer Nachricht, Achmed Bey habe sich zurückgezogen, und die Bevölkerung sey geneigt, uns zu empfangen, uns nicht getäuscht hatten. Doch sey es, daß

eine Veränderung in den Gesinnungen der Einwohner vorgegangen, oder daß ihre Ruhe nur ein Fallstrick war, einige Minuten waren kaum vergangen, als ein Kanonenschuß von dem Brückenthore (Bab el Cantara) abgefeuert und die rothe Fahne auf einer andern Batterie unter der Kassobah aufgepflanzt wurde. Während man die Ankunft der Feldstücke erwartete, welche der schlechte Zustand der Wege nur sehr langsam vorrücken ließ, antwortete die Artillerie des Bey Yussuf durch einige Haubitzenkugeln den Feindseligkeiten, welche die Stadt begonnen hatte, und die, wenn man den Berichten der Araber glauben darf, daher kamen, daß die Kabylen, Achmeds Parteigänger, in die Stadt eingedrungen waren, dem Scheikh el Belad (einer obrigkeitlichen Person), welcher geneigt schien, uns zu empfangen, den Kopf abgeschlagen, und so die Bevölkerung zum Widerstand gezwungen hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Die canarischen Inseln.

Allegranza, die nördlichste der Canarien, ist eine kleine aus Lava und Asche bestehende Insel, das Erzeugniß eines jetzt erloschenen Vulkans. Sie erhebt sich 959 Fuß über den Meeresspiegel; der Rand des Kraters ist noch vollkommen zu erkennen, und hält zwei Drittheile einer englischen Meile im Durchmesser; auf dem Grund wird die Barille, oder Sodapflanze, gebaut. Die westlichen Klippen sind steil und 700 Fuß hoch. Es wohnen 40 Personen auf der Insel, die sich hauptsächlich mit dem Einsammeln von Orseille beschäftigen. Der einzige Landungsplatz befindet sich an der Südseite, wo eine Höhle vom Meer aus in schiefer Richtung sich etwa 500 Schritte weit fortzieht und in eine kleine sandige, oberhalb offene Bucht ausläuft. An der Einfahrt bilden die Felsen einen natürlichen Hafendamm. Das Dorf liegt unmittelbar oberhalb, und der einzige Ankerplatz ist eine halbe Meile vom Ufer entfernt.

Die kleinen Canarien hängen mit Lanzarote durch eine Bank zusammen, auf der fast überall 40 Faden Wasser stehen.

Lanzarote. Diese Insel dehnt sich in nordöstlicher und südwestlicher Richtung aus, ist ungefähr 51 Meilen lang und von 5 zu 10 Meilen breit; sie ist gebirgig, vulkanischen Ursprungs und hat mehrere erloschene Vulkane. Ihr Mittelpunkt erhebt sich ungefähr 2000 Fuß über den Meeresspiegel. Am nördlichen Ende läuft eine Wand von steilen Klippen in südwestlicher Richtung etwa 7 Meilen weit fort, und endet dann in einer großen sandigen Ebene, wo im Jahre 1825 eine vulkanische Eruption stattfand und zwei bedeutende Hügel emporstiegen, welche noch immer rauchen; ein von 200 bis zu 500 Fuß breiter Lavastrom bahnte sich durch die Bai einen Weg in das Meer. Von Point Penedo nach Point Pechiguera, der südwestlichen Spitze der Insel, ist das Ufer außerordentlich steil, eine kleine Bucht ausgenommen, die den Namen Janubio führt, wo einst ein Hafen für kleine Schiffe war, der aber durch eine im Jahre 1765 stattgehabte Eruption in einen Salzwassersee verwandelt wurde.

Die östlichen Ufer von Lanzerote sind bei weitem nicht so steil als die westlichen; im Mittelpunkt der östlichen Seite befindet sich der Hafen von Naos, eine kleine, aber sichere, von mehrern felsigen Inselchen gebildete Bai. Sie hat zwei Einfahrten: die nördliche von 12 und die östliche von 17½ Fuß Tiefe bei niederem Wasserstand; bei der Fluth nimmt die angegebene Tiefe um 9 Fuß zu. Während des Winters nehmen fast alle Schiffe der Insel hier ihre Station. Zwei bombenfeste Forts, das eine mit 11, das andere mit 12 Kanonen von großem Kaliber besetzt, vertheidigen die beiden Einfahrten. Die Stadt Arrecife liegt gerade südlich am Hafen. Sie zählt viele große Häuser und ihre Einwohnerzahl beläuft sich auf 2500, die Gesammtbevölkerung der Insel aber auf 17,600 Seelen. Der größere Theil der Bewohner von Arrecife beschäftigt sich mit der Fischerei an der gegenüberliegenden Küste von Afrika. Spanien könnte von diesen Inseln 2000 geschickte junge Matrosen ausheben, ohne den Betrieb der Fischerei bedeutend zu benachtheiligen. Der höchste Punkt von Lanzarote ist Montaña Blanca, ungefähr 2000 Fuß über dem Meeresspiegel, fast in der Mitte der Insel gelegen und bis zum Gipfel hinauf angebaut. Der Wein von Lanzarote ist weit vorzüglicher als der der übrigen Inseln; der Boden, den man zum Anbau desselben vorzugsweise wählt, ist zersetzte Lava. Die Fahrstraße zwischen dieser Insel und der Insel Fuerteventura wird Bocayna genannt; sie ist von 4 bis zu 6 Meilen breit und hat eine Wassertiefe von 15 bis 20 Faden. Man findet gute gegen die Nordostwinde geschützte Ankerplätze.

Fuerteventura ist eine von Nordnordost nach Südsüdwest 52 Meilen lange und im Durchschnitt 12 Meilen breite Insel; sie ist im Ganzen weniger gebirgig als die übrigen, obschon die Anhöhen an ihrem nördlichen und südlichen Ende sich 2500 Fuß über dem Meeresspiegel erheben. Cabras, an der Ostseite der Insel, ist der Haupthafen, ein unbedeutender Ort mit 1000 Einwohnern. Die in Barille, Orseille, Korn, Kameelen, Honig und Ziegenfellen bestehenden Ausfuhrprodukte der Insel werden sämmtlich hier verladen.

Obschon Fuerteventura sehr kahl aussieht, so hat es doch mehrere sehr fruchtbare Stellen, unter denen das Thal Oliva, gegen das nördliche Ende der Insel, sich besonders auszeichnet. Hier liegt ein Dorf, der Wohnsitz des Lieutenant-Gouverneurs, dem ein großer Theil der Insel eigenthümlich gehört. Dieses Thal ist etwa 15 Meilen lang und 2 bis 5 breit; die beiden einzigen Ströme reinen Wassers, die sich auf der Insel befinden, entspringen auf dem Gebirg Atalaya (Wachtthurm); sie werden sorgsam gepflegt, und bewässern das ganze Thal. Eine gepflasterte Straße, ungefähr 10 Meilen von Cabras, gegen Bentacuria oder La Villa, ist die einzige auf der Insel; die übrigen Wege folgen nur der Richtung des Thals, da wo der Boden minder steinig und für die Füße der Kameele weicher ist.

Die innere Formation von Fuerteventura ist seltsam; gegen Norden erhebt sich eine Gruppe erloschener Vulkane, von denen einige — wie z. B. Monte Mudo — 2160 Fuß hoch sind, und die sich, südlich von Port Cabras, östlich und westlich nach dem Meere hin ausbreiten, zu beiden Seiten der Richtung der Küste ungefähr 50 Meilen weit folgen, sich dann wieder vereinen, und so eine große unfruchtbare Ebene einschließen, auf der mehrere Dörfer zerstreut liegen. Vom Gipfel der Gebirge kann man den Lauf einiger Salzwasserströme an dem Grün erkennen, mit dem ihre Ufer eingefaßt sind. Man bemerkt auch einige Dattelpalmen, nächst dem Feigenbaum die einzigen Bäume der Insel.

Ein Herr Maissiat hat der französischen Akademie ein Instrument übergeben, wodurch man seiner Angabe nach Flüssigkeiten in die Lunge und aus der Lunge bringen, auch sie in einem Zustande von Ausdehnung erhalten kann.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 28.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 Januar 1837.

The Cotton-Manufacture of Great Britain,
by Andrew Ure.

Während Baines und andere ausgezeichnete Schriftsteller über Englands Baumwollenfabrikation sich das Wort gegeben zu haben scheinen, so viel als möglich die Gefahr zu verschweigen, welche England durch die Konkurrenz des Auslands in diesem wichtigen Industriezweige droht, enthüllt Dr. Ure in obigem Werke seinen Landsleuten die nackte Wahrheit, wozu er besonders durch eine Kritik seiner Philosophy of Manufactures im Edinburgh Review veranlaßt wurde. Die ganze Existenz Englands, sagt Ure, hängt von seiner Ueberlegenheit in der Baumwollenwaarenfabrikation ab, weil diese hauptsächlich die Mittel zur Bestreitung der ungeheuren Steuern liefern muß; hätte freilich Großbritannien keine größeren Lasten als die Vereinigten Staaten oder der europäische Kontinent zu bestreiten, so könnte es denselben ohne Nachtheil einen Theil seiner Produktion an Baumwollartikeln überlassen. Nach dem Frieden von 1814 waren die Spinnereien und Webereien des europäischen Kontinents und der Vereinigten Staaten noch in so kleinem Maßstabe eingerichtet und ihre Anzahl so unbedeutend, daß sie nicht als Englands Rivalen im Welthandel betrachtet werden konnten; gegenwärtig verarbeiten sie aber zusammen bereits ³/₄ der rohen Baumwolle, welche Großbritannien veredelt, nämlich 750,000 Ballen jährlich.

In Frankreich wurden im J. 1822 215,199 Ballen rohe Baumwolle eingeführt, im J. 1832 aber schon 272,463 Ballen. Vor dem J. 1817 waren daselbst noch wenige große Spinnereien, welche Wasser oder Dampf als Triebkraft benutzten und selbst diese nur zum Vorbereiten, Kardiren und Vorspinnen; seit dieser Zeit hat jedoch die Baumwollenwaaren-Fabrikation ungeheure Fortschritte gemacht, besonders in der Gegend von Mülhausen, Rouen, St. Quentin, Cambray, Lyon, Nismes. Dagegen existiren bis jetzt erst etwa 5000 mechanische Webstühle, was dem hohen Preise des Brennmaterials und der Maschinen einerseits und dem niedrigen Arbeitslohn andererseits zuzuschreiben ist.

In der Schweiz vermehren sich die Spinnereien ebenfalls von Jahr zu Jahr, vornehmlich im Kanton Zürich, St. Gallen, Appenzell, bei Basel und Genf. Im J. 1832 verarbeiteten die Schweizer Fabriken 56,000 Ballen Baumwolle und es waren über 9000 Personen beim Spinnen, über 20,000 hingegen beim Weben, Färben und Drucken beschäftigt. Der Arbeitslohn für das Weben ist so niedrig, daß die mechanischen Webstühle unmöglich die Konkurrenz mit den Handwebstühlen bestehen können. Die feineren Gewebe und Druckwaaren der Schweiz bestehen nicht nur im mittelländischen Meere, sondern jetzt auch in Südamerika die Konkurrenz mit den englischen.

In vielen deutschen Staaten vermehren sich die Baumwollspinnereien ebenfalls bedeutend, besonders in Böhmen, Oestreich, vorzüglich aber in Sachsen, wo der Distrikt von Zittau, welcher nur 220,000 Individuen umfaßt, jährlich schon 5 bis 6 Millionen Pfund Baumwolle verspinnt. In Preußen und den Rheinprovinzen wurden im J. 1830 35,000 Ballen Baumwolle verarbeitet, und in der Gegend von Elberfeld wurden im J. 1831 nicht weniger als 15,600,000 Pfund englisches Garn verwoben und gefärbt und zum Theil wieder nach England zur Verschiffung nach Ostindien geschickt.

Die größte Gefahr aber droht der englischen Baumwollen-Fabrikation von Seite der Vereinigten Staaten Amerika's. Diese verlegen sich hauptsächlich auf gröberes Garn und schwere Tücher, und haben den Rohstoff im Lande, wodurch sie im Vergleich mit England bedeutend an Transportkosten ersparen, wozu noch die geringern Steuern kommen. Ein merkwürdiges Beispiel des schnellen Aufschwungs der Baumwollindustrie liefert die Stadt Lowell, welche noch vor zehn Jahren eine Wildniß war und gegenwärtig schon 22 Spinnereien mit 100,380 Spindeln besitzt, und überdieß 3554 Webstühle; 4775 weibliche und 1315 männliche Individuen erzeugen damit wöchentlich 702,000 Yards Tuch. Ure führt eine Menge Thatsachen an, welche beweisen, wie sehr die amerikanische Baumwollfabrikation die brittische auf allen neutralen Märkten beeinträchtigt; wir wollen davon nur einige wenige mittheilen. Morrison zu Canton bemerkt in seinem Chinese commercial Guide, daß im J. 1831 in China aus Amerika 131,100 Stücke langer Baumwollzeuge und

32,713 Stücke Haustücher (domestics) eingeführt wurden, während die ganze Einfuhr von Baumwollwaaren auf brittischen Schiffen nur 75,922 Stücke betrug. Nach Bell (Comparative view of the Commerce of Bengal) wurden im J. 1834 aus Amerika beinahe doppelt so viel Baumwollzeuge in Bengalen eingeführt als im vorhergehenden, nämlich 24,745 Stücke im J. 1833 und 12,800 im J. 1832. William Gemmell in Glasgow, welcher vor einigen Jahren Chili mit baumwollenen Haustüchern zu versehen pflegte, mußte kürzlich diesen Handel aufgeben, weil er nicht mehr im Stande war, mit den Fabriken der Vereinigten Staaten die Konkurrenz zu halten, obgleich er die Baumwolle in seinen eigenen Anstalten spinnt und webt; George Wilson meldete aus Rio Janeiro: wir fürchten, alle Haustücher, die wir hieher brachten, wieder einschiffen zu müssen, weil der Markt von Porto Alegre von den Amerikanern mit diesem Artikel ganz überschwemmt ist. John Heugh zu Malta bemerkt, daß die Amerikaner mit ihren Haustüchern die Britten großentheils vom Markt verdrängt haben. Atkinson zu Smyrna schreibt: baumwollene Haustücher sind hier ein sehr kurrenter Artikel, aber es sind neulich über 20,000 Stücke, hauptsächlich von Amerika eingetroffen.

Aus allen diesen Angaben scheint unzweifelhaft hervorzugehen, daß wenn auch die Engländer noch in einigen Zweigen der Baumwollenmanufaktur durch höhere mechanische Fertigkeit und größere Kapitalien, so wie durch die Leichtigkeit, ihre Waaren überall hin versenden zu können, den Vorzug haben, sie doch in den gewöhnlichen Zeugen großentheils wegen der Höhe der darauf lastenden Abgaben vom Auslande überflügelt werden. Erwägt man, daß in England mit den verschiedenen Zweigen der Baumwollenfabrikation gegen anderthalb Millionen Menschen beschäftigt sind, so ist es einleuchtend, wie folgenschwer für England die mächtige Ausbreitung und Vervollkommnung der auswärtigen Baumwollenindustrie werden kann.

Die Expedition von Constantine.

(Fortsetzung.)

Während dieser Begebenheiten zu Mansurah hatte die Brigade Rigny den Fluß überschritten und die Freikompagnie war schon bei den Marabuts und den Gräbern, welche den Hügel Cudiat Ati bedecken, angekommen. Ein Haufe von Menschen strömte zu gleicher Zeit aus der Stadt und eröffnete ein Tirailleurfeuer, um diese Stellung zu vertheidigen. Die Soldaten der Freikompagnie stürzten sich, von ihrer Kampfeshitze fortgerissen, und ohne zu beachten, daß sie sich allzu weit von dem Bataillon d'Afrique entfernten, auf den Feind und drängten diesen bis unter die Mauern zurück. Doch die Kabylen, welche die geringe Zahl der Angreifer bemerkt hatten und sich durch die Verstärkungen, welche haufenweise aus der Stadt strömten, unterstützt sahen, ergriffen die Offensive wieder, und die Freikompagnie ward genöthigt, sich auf die Linie wieder zurückzuziehen, wobei sie 2 oder 3 Todte in den Händen des Feindes ließ, der seine Wuth an den Leichnamen auf die allerabscheulichste Weise ausließ. Doch diese Rückzugsbewegung war nicht von langer Dauer. Als das Bataillon und die Jäger zu Pferd auf dem Hügel angelangt waren, stürzte sich die Freikompagnie mit dem Bajonnette auf die Kabylen, welche zu gleicher Zeit von unserer Kavallerie angegriffen sich in Unordnung durch Bab el Rahbbah (das Thor des Marktes) in die Stadt zurückzogen und die Stellung, wo die erste Brigade ihren Bivouak aufschlug, gänzlich verließen.

Während dieser Vorfälle waren die Bagagewägen der Administration eine halbe Stunde weit zurückgeblieben und machten, im Kothe versunken, unglaubliche Anstrengungen, die Armee zu erreichen. Als man von ihrer schlimmen Lage unterrichtet worden, wollte man die Maulthiere absenden, um das Gepäcke aufzunehmen, aber in dem Augenblicke als man dieses bewerkstelligen wollte, erfuhr man, daß das Bataillon, welches mit dem Schutze der Bagage beauftragt war, dasselbe verlassen und zuvor noch geplündert hatte, trotz aller Anstrengung des Obersten, diese strafbare That zu hindern. Die Armee fand sich auf dieselbe Weise eines Theiles ihrer Ressourcen beraubt. Der Tag des 21sten ging ohne sonstige Feindseligkeiten, als die, welche wir erzählten, vorüber. Das Wetter war nicht besser geworden, und von diesem Augenblicke an schien es wirklich schwierig, sich der Stadt zu bemächtigen, im Falle sie irgend mit Nachdruck vertheidigt würde. Ueberdieß war es unmöglich, die Feldstücke auf die Höhe von Cudiat Ati zu bringen, obwohl man gleich auf den ersten Blick erkannt hatte, daß von diesem Punkte aus der Angriff mit dem meisten Vortheil unternommen werden konnte. So waren in Folge der äußerst schlimmen Witterung alle Glückschancen gegen uns.

Bevor wir die Ereignisse, welche sich vor Constantine begaben, weiter erzählen, wollen wir zu deren Verständniß einige Details über diese Stadt geben. Constantine ist, wie wir schon erwähnten, auf einem steilen Felsen gelegen, und dehnt sich über einen weiten Abhang aus, dessen Richtung sich der Brücke zuwendet. Die Stadt ist bloß von der Seite Cudiat Ati aus zugänglich, der Rest ihres Umfanges ist von einer tiefen Schlucht umgeben, in welcher der Rummel fließt. Ihr Anblick ist der einer spanischen Stadt. Die Mehrzahl ihrer Häuser hat mehrere Etagen und Fenster. Man bemerkt Gebäude, welche mit Bäumen umgeben sind, und es wird versichert, daß jeder etwas wohlhabende Einwohner einen Garten mit Küchengewächsen und zum Vergnügen besitzt, welcher an seine Wohnung stößt und den er mit dem größten Fleiße bepflanzt. Viele dieser Gärten sind gemeinschaftliches Eigenthum. Eine große Anzahl Häuser sind aus sehr großen Steinen erbaut, welche von römischen Ruinen kommen und mit Inschriften bedeckt sind.

Die Stadt besitzt vier Thore: Bab el Cantarah (Brückenthor), welches zu dem Plateau Mansurah über die römische Brücke führt; Bab el Rahbbah (Thor des Marktes), welches nach dem Hügel Cudiat Ati geht; Bab el Dschabiah (Thor des Zulaufes) und Bab el Wad (Thor des Flusses). Diese beiden letztern können nur von dem Plateau Mansurah aus, welches ihnen gegenüber liegt, gesehen werden.

Zehn Minuten Weges von dem Brückenthore entfernt, der Straße folgend, welche aufwärts führt, findet man einen Platz, der etwa ein Drittheil von dem Umfange des großen Platzes in Algier hat. Zur Rechten der Straße, welche nach diesem Orte führt, liegt ein steiler Fels und zur Linken befinden sich drei Straßen, die erste führt nach dem Bab el Rahbbah und dort wird der Suk Suruddschiah (Markt, wo man die Sättel stickt und Leder- und Saffianarbeiten macht) gehalten. In der zweiten Straße ist der Suk el Selah (Waffenmarkt), und befinden sich die Buden der angesehensten Kaufleute. In der dritten Straße gibt es viele öffentliche Etablissements, wie Kaffeehäuser, Bäder rc.; die Zahl der letzteren beläuft sich im Ganzen auf eilf, welche in den verschiedenen Stadtquartieren zerstreut liegen.

Wir haben schon gesagt, was die Höhe von Cudiat Ati Bemerkenswerthes darbietet und fügen noch bei, daß man am Fuße dieses Hügels über einen Hügel sechs Arkaden einer römischen Wasserleitung bemerkt. Man begreift nicht, wie dieses Gebäude bestimmt seyn konnte, Wasser nach der Stadt zu führen, denn es liegt viel niedriger als letztere.

Auf dem Plateau Mansurah findet man einige römische Ruinen und moderne Gebäude von geringer Wichtigkeit, die einen Kreis von Mauern bilden, und einen Garten von Sidi Mabruk, wo der Herzog von Nemours sich einlogirte, umgeben. In einer Strohhütte war das Hauptquartier etablirt. Zur Rechten von Mansurah gewahrt man eine Kette von Gebirgen, welche von aller Vegetation entblößt zu seyn scheinen und deren Gipfel schon seit langer Zeit mit Schnee bedeckt schien. Einer dieser Berge zeigt einen Riß, welchen wir von dem Plateau Ras el Alba aus gewahrt hatten und der die Lage von Constantine auf eine Entfernung von mehr als 20 Stunden anzeige.

Die Stadt ist durch mehrere Batterien vertheidigt. Eine derselben ist über dem Thore Bab el Cantarah, eine über Bab el Rahbbah, eine dritte auf der Kassbah und eine unterhalb dieser Citadelle, woselbst sich mehrere 24Pfünder befinden. Außer diesen Vertheidigungsmitteln waren auch alle Wälle und Häuser, welche in der Nähe der bedrohten Thore standen, mit Türken und Kabylen angefüllt, welche ein ziemlich gut gerichtetes Musketenfeuer unterhielten, sobald man sich ihnen auf Schußweite näherte. Am 22sten richtete die Feldartillerie, welche ein wenig über der Brücke unterhalb der Hochebene von Mansurah Position genommen hatte, ihr Feuer gegen das Thor el Cantarah. Während dieser Zeit unterhielt die 1ste Brigade zu Cudiat Ati ein glänzendes Gefecht gegen die Araber und die türkische Infanterie, welche einen Ausfall aus einem der Thore machte, das man nicht blockiren konnte, denn es befanden sich wenig über 3000 Leute kampffähig.

Aber der gefährlichste Feind, den wir zu fürchten hatten, das Wetter, wurde wahrhaft abscheulich. Der Schnee fiel mit Heftigkeit; die Kälte war furchtbar. Die Armee fand in Afrika den Frost Rußlands und den Koth von Polen. Eine solche Lage konnte ohne Gefahr nicht lange dauern. Man mußte nothwendigerweise versuchen, den Platz mit stürmender Hand zu nehmen, ohne sich an die Form einer langsamen Belagerung zu binden, oder man durfte nicht länger verweilen und mußte die Truppen nach Bona zurückführen. Aber unsere tapfern Soldaten, die mit Heftigkeit den Sturm verlangten, und unsere Nationalehre erlaubten uns nicht an den Rückzug zu denken, bevor alle Chancen erschöpft waren. Der Artillerie war es gelungen, das erste Thor der Brücke zu zertrümmern. Wenn es nun dem Geniekorps gelang, das zweite zu sprengen, welches hinter jenem war, so konnte ein Weg gebahnt werden für die 5 Elitenkompagnien des 63sten und 59sten Regiments, welche unter den Befehlen des Eskadronchefs Rancé, Adjutant des Marschall Gouverneur, zum Sturme aufgefordert waren. Der Zustand der Erschöpfung, in welchem die Truppen des Genies sich befanden und eine Reihe von Hindernissen, Folgen des schlechten Wetters, erlaubten nicht dieses Projekt am Abende des 22sten auszuführen. Es wurde auf den andern Tag verschoben.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Texiers Reise in Kleinasien im Jahre 1836.

Texier vollführte in diesem Jahre sein großes Vorhaben, ganz Kleinasien von Tarsus bis Trapezunt zu durchwandern. Er reiste am 26sten März auf der Brick Dupetit-Thouars, welche von dem Marineminister zu seiner Verfügung gestellt worden, von Smyrna ab, und widmete den ersten Theil der Jahreszeit umständlichen Besuchen der Provinz Caramanien, welche die alten Länder Carien, Lycien und Pamphylien umfaßt. Diese schönen, schon zu Homers Zeiten so blühenden Länder, die das ganze Alterthum hindurch der Schauplatz des Luxus, sinnlicher Vergnügen, der verfeinertsten Civilisation gewesen, die, in Folge der griechischen Kolonisation und der Eroberungen Alexanders, ganz hellenisch geworden — diese glänzenden Vorposten Asiens sind heutzutage nur Wüsten mit poetischen Erinnerungen. „Um das Innere von Lycien zu besuchen,“ schreibt Texier, „wanderten wir einen ganzen Tag hindurch über Berge ohne Namen und über unbekannte Thäler, und gelangten am Ende desselben nach Phellus. Das Wetter war beständig nebelig gewesen, und wir waren fast unaufhörlich inmitten der Wolken marschirt, als der Führer uns sagte, wir befänden uns zu Tschukurba; dieß ist der Name der Ruinen von Phellus. Bei Untergang der Sonne schwand der Nebel; wir hatten von diesem Berge herab das schönste Schauspiel, das sich denken läßt. Die Wolken, die sich wie ein Vorhang erhoben, ließen uns den Blick frei auf die imposanten Ruinen von Phellus, auf seine riesenhaften Gräber, die, obwohl isolirt auf einer Hochebene, dennoch auf Unkosten des Berges gehauen waren; auf die Mauern der Stadt, die über einem bodenlosen Abgrund thront, wo die Wolken wie der Gischt eines Gießbachs sich dahin wälzten, und hinter all diesem auf die düstern Umrisse des Cragus, die sich in das Blau des Himmels verloren. Es war ein schönes und trauriges Schauspiel! Ringsumher bemerkten wir nur Ruinen und unter unsern Füßen die Gipfel der höchsten Berge, einen grünen Teppich bildend.“

Auch hier sind manchmal, wie Herr Dureau de la Malle in Betreff der Ruinen von Carthago bemerkt hatte, die ältesten diejenigen, die den Verheerungen der Zeit am besten widerstanden. „Zu Myra,“ sagt unser Reisender, „das von den griechischen Kaisern über alle Maßen

bereichert wurde, und dessen Mauern aus Marmor gebaut waren, den reiche Kirchen und Klöster spendeten, ist nichts mehr von dieser byzantinischen Stadt übrig; kaum, wenn man durch die Gebüsche hindurch dringen kann, einige Spuren dieser Mauern, während von dem ursprünglichen Myra, von dem, das von den Lyciern und den Römern bewohnt wurde, noch viele und merkwürdige Ueberreste vorhanden sind."

Dahin gehören ein Theater und eine Rennbahn, deren Beschreibung wir geben würden, wenn uns jenes vollständige Theater der Stadt Aspendus noch mehr in Anspruch nähme. Ein vollständiges Theater ist der von den Alterthumsforschern gesuchte Phönix, der Phönix, den diese glänzenden Wüsten mit so vielen andern Denkmälern, wo die Kunst diesen Einöden die merkwürdigsten Darstellungen der Sitten des Alterthums als Pfand anvertraut zu haben scheint, in sich bergen. So sind Gräber, wo die Geschichte des Gestorbenen in einer Reihe nach der Natur gemalten Basreliefs mit lebhaften Farben dargestellt ist, so gewiß dem Gebrauche des Alterthums gemäß, wie unvereinbar dieser auch mit unsern neuern Kunstbegriffen seyn mag. Was nun das Theater von Aspendus betrifft, so mangelt diesem herrlichen Monument durchaus nichts, als die Flügelthüren, der Fußboden, die beweglichen Verzierungen der Bühne und jenes lebhafte, geistreiche Publikum der asiatischen Griechen, das einem Trauerspiele des Euripides, einem Lustspiele des Philemon oder Mänander seinen Beifall zollte, das sich die Muße in dem Zeitraume zwischen zwei Stücken mit der Erzählung einer milesischen Fabel, mit dem Lobe oder dem Tadel des letzten Vortrags eines gefeierten Redners, mit einigen spöttischen sprüchwörtlichen Redensarten über die Völkerschaften der benachbarten Provinzen, z. B. über die Bewohner von Soloi in Cilicien erheiterten, die durch ihre schlechte Aussprache des Griechischen die Etymologie mit dem Worte Solöcismus bereicherten. Die Einbildungskraft kann diese glänzende Versammlung in dem weiten Halbkreise, der aus zwei Vorbrüstungen (praecinctiones) und neun und zwanzig stufenweise erhöhten Bänken bestand, leicht ersetzen; die erste Vorbrüstung war mit einer Galerie umgeben und das Gebäude mit einer Säulenhalle von fünfzig Bogengängen gekrönt. Allein erst die ganze Abtheilung der Bühne, die unversehrt erhalten ist, gibt dieser Entdeckung des gelehrten und glücklichen Reisenden die Wichtigkeit eines archäologischen Ereignisses. Auch müssen wir hier die eigenen Worte seiner Beschreibung beibehalten:

„Die Bühne ist mit zwei Säulenordnungen, einer jonischen und einer korinthischen, geziert. Die untere Reihe hat zwölf Säulen auf der Vorderseite; sie sind aus weißem rothgeädertem Marmor. Das Gesims ist mit der reichsten Bildhauerarbeit geziert; im Friese befinden sich Köpfe von Opfern, mit Blumengewinden gekrönt; zwischen den Säulenweiten sind kleine, mit Frontons von äußerst zarter Bildhauerarbeit gezierte Nischen, über deren Erhaltung man erstaunen muß. Fünf Thüren führen aus dem Saal der Mimen auf die Bühne; sie waren durch Simswerke mit Kragsteinen verziert, die weggenommen wurden. Die obere Reihe ist auf sehr niedrige Fußgestelle gestützt; jedes Säulenpaar trägt einen Fronton. Das in der Mitte ist in seinem Giebelfelde mit einer nackten weiblichen Bildsäule geschmückt, welche Laubwerk hält. Die Stellung dieser Figur ist sehr anmuthig." Wir werden sogleich sagen, welche Wirkung diese Bildsäule auf die Einbildungskraft der Türken hervorbrachte.

„Die Bühne war durch eine Bedachung aus Zimmerholz bedeckt, deren Neigung gegen die Mauer gerichtet war. Der leere Raum, der zwischen dem Dach und dem Plafond der Bühne bestand, diente für einige Maschinen: diese Art Dachstuhl steht ebenen Fußes in Verbindung mit dem obern Saale. Man sieht noch die Anhängepunkte der Balken und die Spur des Abhangs des Daches, welche vollkommen diese Einrichtung anzeigen. Die ganze übrige Mauer der Bühne war mit Gemälden und eingelegten Marmorarbeiten bedeckt. Die Bühne, worauf die Schauspieler standen, war ebenfalls aus Holz und erstreckte sich bis an die beiden Seitenmündungen (Vomitoria)."

Auf daß diesem Denkmal der Künste Pamphyliens unter römischer Herrschaft nichts fehle, finden sich alle Nachweise über seine Gründung in Inschriften, die, an Ort und Stelle abgeschrieben, für sich selbst wieder interessante Denkmäler der Inschriftenkunde werden. „Zwei große Seitenthüren führen in die innern Galerien; sie tragen Inschriften, die uns lehren, daß man dieses Denkmal der Munificenz des Aulus Curtius Crispinus zu verdanken hat, der durch Testament die zu seiner Erbauung nöthigen Summen anwies. Titianus und Arruntianus waren die Testamentsvollstrecker. Eine andere Inschrift auf einem Fußgestell im Innern des Theaters besagt, daß Zeno Verfertiger des Plans und Baumeister war. Er war gleichzeitig Direktor der Arbeiten der Stadt. Dieselbe Inschrift lehrt, daß ihm dieses Meisterwerk den Beifall seiner Mitbürger in dem Grad erwarb, daß sie ihm eine Bildsäule in dem Theater errichteten und ihm mit einem in der Nähe der Rennbahn gelegenen Garten ein Geschenk machten."

Wir sagten, die Bildsäule, welche den Fronton in der Mitte der Bühne ziert, habe Eindruck auf die Türken gemacht. Durch ihre Berichte erfuhr unser Reisender, der jetzt mit der türkischen Sprache völlig vertraut ist, „daß nicht weit von dem Flusse Manurgat und sechs Stunden vom Meere weitläufige Ruinen sich befänden, denen sie den Namen Balgis-Seraï (der Palast der Tochter des Honigs) geben. Sie erzählen hierüber eine der Tausend und Einen Nacht würdige Geschichte. Dieser Palast, sagen sie, ward von dem Könige der Schlangen für die Königin des Honigs gebaut, die in dem nahen Walde regierte. Die Unglücksfälle dieser armen Königin sind schaudererregend. Besiegt und gefangen genommen von dem Könige der Schlangen, starb sie und hinterließ der Welt eine Tochter von großer Schönheit. Der Fürst ließ ihr den Palast bauen, den man noch sieht; das Bild der jungen Prinzessin ist auf dem Fronton, den es beherrscht, in Stein gehauen." „Dieser Palast ist das Theater von Aspendus, dessen Größe und Reichthum die wilden Bewohner dieses Landes dergestalt in Erstaunen setzen, daß sie die Erbauung desselben nur den Genien zuschreiben können. Die andern Ruinen sehen sie im Allgemeinen als genuesische Bauten an."

(Schluß folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 9** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Lieder von Burns. — Lord Byron. (Schluß.) — Mein Begräbniß. Von Beranger.

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 29.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 Januar 1837.

Die Montenegriner und die Türken. *)

Zur Zeit der serbischen Könige gehörte Montenegro zum Gebiete von Zeta, welches von dem serbischen Königsgeschlecht verwandten Fürsten regiert wurde. Es ist geschichtlich bekannt, daß in der zweiten Hälfte des 14ten Jahrhunderts Fürst Georg Balscha (in der Landessprache auch Baoscha) über Zeta herrschte. Er hatte sich mit einer Tochter des lezten unabhängigen serbischen Herrschers Lazar, welcher in der für Serbien so unglücklichen Schlacht mit den Türken auf dem Amselfelde am 15ten Junius 1389 gefallen ist, vermählt, und war mit einer in seinem Gebiete gesammelten Armee bereits auf dem Wege, um seinem Schwiegervater beizustehen, als ihm die Nachricht von dem tragischen Ende der eben erwähnten Schlacht begegnete, und ihn zurück zu kehren veranlaßte. Die kühne That des zweiten Schwiegersohns Lazars, Milosch Obilich's, der sich in das feindliche Lager begeben und den Sultan Amurad erdolcht hat, hatte die Schlacht, welche Serbien seine Selbstständigkeit kostete, früher als man zu schlagen gedachte, und ehe Balscha eintreffen konnte, veranlaßt. Balscha hatte einen Sohn, Namens Stracimir, der seines schwärzlichen Antlitzes wegen, weßhalb ihm auch der Name Cernoje (der Schwarze) beigelegt wurde, bekannt war. Die Geschichte hat uns von ihm wenig Merkwürdiges aufbewahrt, mehr von seinem Sohne Stephan, mit dem väterlichen Zunamen Cernojevich, der zur Zeit des berühmten albanesischen Helden Georg Skenderbeg (Skanderbeg) Kastriot in der ersten Hälfte des 15ten Jahrhunderts regierte, und als Nachbar und Verbündeter Skanderbegs diesem seinen Bruder Boridar mit einem tapfern Hülfskorps gegen die Türken zusandte. Der eigentliche Unabhängigkeitskampf gegen die Türken begann jedoch erst unter seinem Nachfolger. Stephan hinterließ drei Söhne: Jvan, Boridar und Andreas, genannt der tapfere Arvanit (Albaneser), von denen der erstgeborne nach seines Vaters Tod die Regierung antrat. Als die Türken nach Skanderbegs Tod Albanien und darauf Herzegowina erobert hatten und nun auch Montenegro anfielen, wehrte sich Jvan in seinen Gebirgen tapfer gegen die türkische Uebermacht; allein bald erkannte er, daß seine Kräfte gegen einen solchen Feind doch endlich versiegen müßten, und wandte sich deßhalb um Hülfe und Beistand in Person an die Venetianer. Seine Vorstellungen fanden aber in Venedig kein geneigtes Ohr, ohne Trost und Hülfe mußte er nach Montenegro zurückkehren. Er hatte dadurch nichts gewonnen als die traurige Ueberzeugung, daß gegen die mit stets wachsender Kraft immer häufiger wiederkehrenden Anfälle der Moslims kein anderes Mittel sey, als im Vertrauen auf Gott, sich und sein Volk den Kampf so lange als möglich zu bestehen. In diesem Entschlusse wurde seine und seiner Vorfahren Residenz Zabljak, welche unweit des Lago di Scutari liegt, geräumt, um sich in natürlichen Festungen, den Gebirgen Montenegro's, mit mehr Nachdruck gegen die große Ueberlegenheit vertheidigen zu können. Auf einer am Ufer des Flusses Obod (der nun den Namen Cernojevich rieka, Fluß des Cernojevich bekam) aufsteigenden Anhöhe baute er eine kleine Festung, und noch weiter gegen Abend im Innern des Landes auf der Ebene von Cetinje wurde für die ebenfalls aus der Gegend von Zabljak hieher verlegte Metropolie des Landes eine Kirche und ein Kloster gebaut. Während dessen unterließ Jvan nicht, sein Volk zu begeistern und zu ermuthigen, alle zur Vertheidigung geeigneten Engpässe wurden befestigt, und überhaupt alle Vorkehrungen mit edler Aufopferung und persönlicher Anstrengung von seiner Seite getroffen. Dieß verfehlte nicht, bei seinem Volke ähnliche Gesinnungen zu erwecken. Mit glühender Begeisterung schwur ihm Mann für Mann, das Land bis zum lezten Blutstropfen zu vertheidigen, und als Gesetz wurde einstimmig angenommen, daß, wer den ihm angewiesenen Posten ohne Befehl seines Vorgesetzten verlassen und zurückweichen sollte, aus jeder männlichen Gesellschaft ausgeschlossen, mit Weiberkleidern angethan und mit der Spule und dem Spinnrocken den Weibern übergeben werden solle, damit ihn diese von einem Orte zum andern mit ähnlichen Werkzeugen verfolgen. Auf die Nachricht von solchen Vorkehrungen in Montenegro, vielleicht auch weil sie anderswo beschäftigt waren, hörten die Türken mit ihren Angriffen für einige Zeit auf. Eines der größten und schönsten serbischen Volkslieder besingt die Hochzeit

*) Aus einem mit nächstem im J. G. Cotta'schen Verlage erscheinenden Werke.

des Sohnes Ivan Cernojevich, als er noch in Xabljak residirte, und sagt von seinem Gebiete, daß es sich vom Meere bis zum grünen Lim erstrecke. Diese Angabe darf nicht als übertrieben betrachtet werden, denn von Kuesi, der jetzigen Gränze Montenegro's, hat man nur eine Tagreise bis zum Limflusse; allenfalls mag diese Strecke auf der südöstlichen und südlichen Seite erst später an die Türken verloren gegangen seyn. Von der westlichen Seite blieb das Meer immer die Gränze.

Hinsichtlich der Nachkommen Ivans weichen die Angaben des Volksliedes und der in Montenegro lebenden Tradition in manchen Punkten ab. Nach dem Volksliede hat Ivan nur Einen Sohn, Namens Maksim. Nach der in Montenegro existirenden Tradition aber hatte Ivan zwei Söhne, Georg und Stephan, genannt Stanischa. Als Georg, der sich mit einer Venetianerin von der Familie Mocenigo vermählt hatte, nach dem Tode seines Vaters die Regierung übernommen, ward sein Bruder Stanischa eine Anzahl Montenegriner, mit welchen er sich nach Konstantinopel begab, um den Sultan zu bitten, ihm das Gebiet von Zeta gegen einen jährlichen Tribut, wie ihn die Fürsten der Moldau und Wallachei bezahlen, zu überlassen. Der Sultan nahm ihn gnädig auf, zwang ihn aber in der Folge sammt seiner ganzen Begleitung, den türkischen Glauben anzunehmen, wonach er der zweite Skenderbeg genannt wurde. Als er nun später mit seiner muhammedanisch gewordenen Begleitung nach Montenegro zurückkam, wurde er durch die Vorwürfe seines Bruders und der Verwandten bestimmt, zur christlichen Kirche zurückzukehren, in dessen Folge er in ein Kloster ging, wo er nach Jahren als Mönch starb. Die übrigen Montenegriner aber, welche mit ihm von Konstantinopel zurückkamen, ließen sich vom türkischen Glauben nicht mehr abwendig machen. Sey es mit den Einzelnheiten wie es will, so viel ist gewiß, daß ein Sohn des Ivan Türke geworden, und daß eine zugleich mit ihm übergetretene Anzahl Montenegriner später in ihre Heimath zurückgekehrt ist, sich in ihren frühern Wohnplätzen in Mitte ihrer Angehörigen niedergelassen, und aller Gegenbemühungen zum Trotz vermehrt hat.

Der Gattin Georgs scheint es in dem rohen Felsenlande nicht gefallen zu haben, und die immer wiederkehrenden Anfälle der Türken scheinen ihren Entschluß, Montenegro zu verlassen, zur Reife gebracht zu haben. Sie suchte darum ihren Gatten, da sie schon sehr bejahrt waren und keine Kinder hatten, zu überreden, ihre noch kurze Lebenszeit mit einander in Venedig in stiller Ruhe hinzubringen, was ihr auch gelang. Georg übertrug dem damaligen Metropoliten von Cetinje neben der geistlichen Oberwürde auch die weltliche Gewalt, empfahl ihn den Häuptlingen des Landes als ihr Oberhaupt an seiner Stelle, beurlaubte sich und verließ, von Allen bis Cattaro begleitet, sein angeerbtes Reich.

Dieß soll im Jahre 1516 oder überhaupt in dem ersten Viertel des 16ten Jahrhunderts geschehen seyn. Sowohl zur Bestätigung dieser Angabe als auch zum Ruhm dieses letzten montenegrinischen Fürsten Georg Cernojevich verdient hier bemerkt zu werden, daß zu seiner Zeit und unter seinem Namen gedruckte Kirchenbücher, welche zu den ältesten slavischen Druckwerken mit cyrillischen Lettern gehören, noch heutzutage existiren. Auf diesen steht zwar, daß sie gedruckt seyen auf Befehl des Wojewoden von Zeta, Georg Cernojevich, im Jahre 1494, aber leider sucht man vergeblich den Ort, wo sie gedruckt worden sind, und nur erzählungsweise will man in Montenegro wissen, daß sie in einem von Ivan eigens über dem Fluß Obod gegründeten Gebäude gedruckt worden seyen.

Von nun an und auf diese Art entstand in Montenegro die Theokratie, und damit beginnt eine neue Epoche in der Geschichte dieses Landes.

(Fortsetzung folgt.)

Die Expedition von Constantine.

(Schluß.)

Den 23sten fuhr die Artillerie fort, die Stadt zu beschießen, aber die Bauart der Häuser, an denen sich nur sehr wenig Brennmaterial befindet, schwächte sehr die Wirkung der Haubitzen und Congreveschen Raketen. Während dieser Zeit wurde die erste Brigade heftig angegriffen; sie warf den Feind auf allen Punkten und das 3te Regiment der Jäger von Afrika säbelte einen großen Theil der türkischen Infanterie des Bey nieder. Die Stellung von Mansurah wurde ebenfalls durch die Araber der Landschaft angegriffen; das 53ste Regiment, welches das Hauptquartier deckte, hatte sie bald zurückgeworfen. Mit der einbrechenden Nacht schickte man sich an, den Eintritt in die Stadt zu erzwingen. Um die Einwohner zu schrecken und ihre Aufmerksamkeit zu theilen, wurden zwei Angriffe befohlen; der eine gegen Bab el Rahbbah durch die erste Brigade, der andere gegen Bab el Cantarah, welcher durch den Oberst Lemercier geleitet werden sollte. Auf dieser Seite stellte der General Trezel selbst das 63ste und 59ste Regiment, welche die Soldaten des Genie unterstützen sollten, auf. Schon rückten die Truppen und das nöthige Material, geführt durch den Kommandanten Morin, vor. Die Garnison, welche die Bewegung bemerkt hatte, eröffnete sogleich das lebhafteste Feuer. In dieser Lage störte eine falsch gegebene Ordre, die Freikompagnien vorrücken zu lassen, die von den Sapeurs begonnene Arbeit. Wir hatten in kurzer Zeit viele Leute kampfunfähig. Der General Trezel selbst, der sich am nächsten bei dem Feuer hielt, wurde durch eine Kugel an dem Halse niedergeworfen. Der Oberst Lemercier erklärte, daß, da die Ueberraschung fehlgeschlagen, keine Hoffnung des Gelingens mehr vorhanden sey, daß man auf den Angriff verzichten und die Truppen zurückziehen müsse, was von dem Marschall Gouverneur, der sich bei der Brücke befand, unverzüglich befohlen wurde.

Der Angriff von Cudiat Ati aus war ebenfalls erfolglos, ungeachtet der muthigen Anstrengungen der Truppen, die ihn versuchten. In dem vor Bab el Rahbbah gelieferten Gefechte hatte die Armee den Verlust des Eskadronschefs Richepanse zu bedauern, welcher von fünf Kugeln auf einmal getroffen wurde, deren eine ihm den Rückgrat zerschmetterte und seinen Tod 24 Stunden darauf herbeiführte. Er ist der einzige höhere

Offizier, den wir zu bedauern haben, obwohl gewisse Journale berichteten, daß deren eilf getödtet worden seyen, worunter sie den Kapitän Brouta nennen, welcher während der Expedition Budschia nicht verlassen hat.

Als am Morgen des 24sten der Tag anbrach, begann der Rückzug unserer Truppen sich bereits zu bewerkstelligen. Der Kommandant Rancé brachte der Brigade des Vortrabs die Ordre, den Fluß zu passiren und mit dem Reste der Armee sich zu vereinigen. Diese schwierige Bewegung wurde glücklich ausgeführt und unsere Truppen fanden sich bald in guter Ordnung in dem Thale unterhalb Mansurah vereinigt. Während des Ueberganges über die Schlucht stürzte die Garnison von Constantine und eine große Anzahl arabischer Reiter mit Ungestüm auf unsere Arrieregarde, welche aus dem 63sten Linienregimente, einem Bataillon des 2ten leichten und den Jägern von Afrika bestand. Diese Truppen schlugen die mit großer Wuth wiederholten Angriffe tapfer zurück. Der Marsch der Armee dauerte bis zu dem Denkmale Constantin, mitten unter den Wolken der verfolgenden Araber fort; von letzteren nahm die Mehrzahl keinen Theil an dem Gefechte und figurirte mehr als Zuschauer. Die Feinde versuchten auch, zwei Kanonen auf uns abzufeuern, von denen aber nur das Zündkraut abbrannte. Uebrigens hatten sie in der Wahl der Stellung ihrer Artillerie die Klugheit Abdel Kaders bei dem Gefechte unweit Habrah nachgeahmt. Auf einem fast unzugänglichen Gipfel aufgestellt, lief dieselbe keine Gefahr, von uns genommen zu werden, war aber auch von keinem Nutzen.

Am 25sten bivouakirten wir an dem Wad Talaga. Das Wetter war prächtig. Es wurde in dem Augenblicke unseres Abmarsches plötzlich schön und erhielt sich so bis nach Bona. An diesem Tage wurden mehrere Geschütze Achmed Beys auf zwei verschiedenen Gipfeln in Batterien aufgeführt; aber ihr Feuer fügte uns nicht den geringsten Schaden zu. Es war dieß der letzte Versuch dieser Art und am folgenden Tage waren diese Kanonen sammt der Garnison von Constantine verschwunden. Die Araber, welche uns noch in ziemlich großer Zahl folgten, waren mehr Plünderer als Kämpfer.

Den 26sten lagerten wir uns bei dem Marabut von Sidi Tamtam an den Ufern des Wad Zenati. Der Marschall hatte diesen Ort wegen der vielen Hütten, die sich dort fanden und Menschen und Pferden ein Obdach boten, ausersehen.

Den 27sten, während man Sidi Tamtam verließ, gaben die Jäger von Afrika unter dem Kommando des Generals Thorigny den Arabern eine harte Lektion, was ihrer Verfolgung so ziemlich ein Ziel setzte. Wir kamen früh auf das Plateau von Ras el Akba und der Vortrab, aus den Sipahis bestehend, schickte sich an, die Ufer der Seybussa hinabzusteigen, als die Kabylen Miene machten, sich ihrem Marsche zu widersetzen. Dieser feindselige Akt kam den letztern theuer zu stehen. Sogleich angegriffen ließen sie 31 Todte auf dem Platze und zogen sich mit fürchterlichem Geheule auf die Gipfel zur Linken zurück.

Die Armee stieg nun an die Ufer der Seybussa hinab, wo sie sich lagerte, ohne von Seiten der Kabylen einen großen Widerstand zu finden, welche letztere sich begnügten, einige Flintenschüsse abzufeuern, die uns kein großes Leid zufügten.

Den 28sten geschah der Uebergang über die Seybussa ziemlich friedlich, denn man kann die schwachen Versuche von etwa hundert Individuen keinen Angriff nennen. Die Kabylen hatten das Bett des Flusses mit Baumstämmen und großen Steinen angefüllt, ein Hinderniß, welches sie unübersteiglich glaubten, das aber das Geniekorps bald wegräumte. Bevor man diesen Bivouak verließ, wurden 80 Ochsen erbeutet, die für die Armee, welcher das Fleisch zu fehlen begann und die nur Getreide zu ihrer Nahrung hatte, eine große Erleichterung war.

Wir kamen früh vor Guelma an, ohne, seit der Passage des Flusses, auf Feinde gestoßen zu seyn. Man ließ die Kranken an diesem Orte, wo sie wegen der gesunden Luft leichter als zu Bona wieder hergestellt werden können. Der Marschall Gouverneur traf mit dem Militärintendanten und dem Genie alle nothwendigen Maßregeln, um aus diesem Posten, wo bereits eine starke steinerne Ringmauer existirt, einen wichtigen militärischen Punkt zu machen.

Der Rest des Marsches der Armee auf Bona bietet nichts Wichtiges mehr dar und wir enden hier eine Erzählung, die wir so vollständig und richtig zu geben suchten, als unsere Stellung als Augenzeuge und die Leichtigkeit, genaue Berichte zu erhalten, es uns erlaubten. Man wird finden, daß unsere Erzählung nicht sehr mit jenen Privatbriefen übereinstimmt, welche letztere befremdende Dinge enthalten, die nie existirten, als in der Einbildung ihrer Korrespondenten. Wir berufen uns auf das Zeugniß derer, welche dem Zuge beigewohnt haben, zu entscheiden, auf welcher Seite die Wahrheit ist.

Chronik der Reisen.

Texiers Reise in Kleinasien im Jahre 1836.

(Schluß.)

Einige Zeit vor seinem Besuche bei den Ruinen von Aspendus und als er sich im alten Carien befand, verdankte Texier dem Bericht der Türken ein kleines Abenteuer, das er im Journal de Smyrna mit origineller Heiterkeit erzählte. „.... Alles, was ich Ihnen sagen kann, besteht darin, daß das Schloß von Budrum der sicherste Vertheidigungspunkt der ganzen Küste ist, und daß ich Sie, trotz all des guten Willens, den ich hierin zeigen möchte, nicht ermächtigen kann, es zu besuchen, denn ich würde selbst augenblicklich von der Bevölkerung gesteinigt werden.“ Im Augenblick, wo der Aga von Budrum mit diesen Worten von uns Abschied nahm, sagte ein Matrose meinem Reisegefährten etwas ins Ohr, der mich ersuchte darauf nicht zu bestehen. Wir hatten alle Nachweisungen, die wir wünschen konnten. „Das Schloß von Halicarnassus soll aus den dem Grabe des Mausolus entnommenen Materialien erbaut worden seyn. Man glaubt allgemein, daß seine Ringmauer die kostbarsten Trümmer dieses Denkmals, der Inschriften, der Basreliefs von der seltensten Vollkommenheit in sich schließe. Nie konnte ein Europäer, von dem Tag an, wo die Rhodiser Ritter, die es erbauten, durch die Türken daraus verjagt wurden, die Thüre desselben überschreiten. „Es waren uns die Schwierigkeiten

nicht unbekannt, die sich diesem Vorhaben entgegensetzten, so daß wir das bestätigen konnten, was mehrere Reisende, die sämmtlich auf ihr Unternehmen verzichten mußten, anführten. Wir hatten so eben Budrum betreten, und während wir dem Bey unsern Besuch machten, schwärmten mehrere Matrosen in den Umgegenden des Schlosses, als wollten sie ein unbekanntes Land rekognosciren, herum. Der Gouverneur, der einzige Bewohner der Citadelle, war zum Kaffee gegangen und hatte die Thüre angelehnt gelassen, wie eine Thürhüterin, die einen Nachbar besucht. Die Matrosen waren eingetreten, hatten alle Gänge und Windungen der Citadelle durchwandert, ohne einem lebenden Wesen zu begegnen, und sich überzeugt, daß sich im Innern des Schlosses nichts befinde, was die Aufmerksamkeit der Neugierigen verdienen könnte. „Ich glaube indessen," sagte der Matrose, „daß das Schloß nicht ganz verlassen ist, denn ich sah einen Blumentopf an einem Fenster, und ein blaues Sacktuch, das zum Trocknen ausgelegt war."

„Wir beeilten uns, dem Aga zu sagen, daß wir vor den Gründen, die er uns anführte, zurücktraten und auf unser Vorhaben verzichteten. Er ließ uns, damit wir nicht Zeit hätten den Versuch zu erneuern, schnell Pferde kommen, und wir reisten nach Melasso ab."

Dieser schöne archäologische Ausflug längs den West- und Südküsten von Kleinasien, mit der Brick Dupetit-Thouars unternommen, die ihren gelehrten Passagier nach einander in Jonien, in Carien, in Lycien, in Pamphylien und einem Theil von Cilicien, besonders an dem Küstenstrich, der sich von Smyrna bis Tarsus hinzieht, ans Land setzte, waren der angenehme Theil seiner dießjährigen Reisen. Zu Tarsus verließ er das ägäische Meer, um sich, nachdem er ganz Kleinasien durchwandert, erst wieder auf dem schwarzen einzuschiffen, und von nun an erheischten die Gefahren, die Entbehrungen aller Art, und, was ein gelehrter Reisender auf gleiche Linie stellt, lange und ermüdende Tagmärsche, die keine interessanten Resultate für die Wissenschaft mehr liefern, von unserem Reisenden jene Ausdauer, wovon er in den härtesten Lagen der beiden vorhergehenden Jahre Proben abgelegt hatte. Die Gefahren, denen er ausgesetzt seyn würde, waren der Art, daß ihn der Pascha von Adana nicht ohne ein starkes Geleite abgehen lassen wollte, und Befehle erließ, damit jeder Bezirksvorsteher dasselbe mit einer gewissen Anzahl Männer vermehrte.

Die Ruinen von Anazarba, wohin sie zuerst gelangten, schienen ihm ihrem Rufe nicht zu entsprechen. „Diejenigen Reisenden, welche sie von weitem sahen, sagt er, mußten sie für sehr wichtig halten, allein es sind durchaus nur auf der Ebene liegende Mauern, und ein Schloß, das von den armenischen Königen gebaut wurde, erhebt sich auf dem Gebirge. Diese Ruinen sind von ruhigen Landbauern verlassen, dienen aber zahlreichen Räubern zur Zuflucht; wir hatten nicht weniger als vierzig Mann Eskorte, um sie in Sicherheit zu besuchen. Als wir Sis, die den Ruinen nächstgelegene Stadt, verließen, widersetzte sich der Gouverneur förmlich unserer Absicht, die direkte Straße von Marasch einzuschlagen, da sie sehr gefährlich sey. Wir vertieften uns daher in den Taurus, und suchten einen Bey der Türken, Verbündeten Mehemed Alis, auf, der Befehl erhalten hatte, unsere Reise zu beschützen. Wir waren, so lange wir uns in seiner Umgegend befanden, unbehelligt geblieben; als wir uns aber der Gränze des Sultans näherten, geriethen wir unter die empörten Stämme, und setzten unsern Marsch nur noch in der Befürchtung fort, mit jedem Augenblick angegriffen zu werden. Trotz meines Tatars und meiner Eskorte, die darauf drang, daß wir uns in Vertheidigungsstand setzten, zog ich es doch stets vor, mich in die Zelte der Stämme zu begeben und mit den Häuptlingen direkt zu unterhandeln. Es ist mir lieb, dieses Mittel ergriffen zu haben, da es einen glücklichen Erfolg hatte; allein hundert Mal mußte ich vermittelnd auftreten, um eine Kollision zwischen meinen Leuten und denen des Stammes zu vermeiden, die auf ihre Häuptlinge eben so wenig hören wollten als auf den Sultan Mahmud. Wirklich bilden diese Berge die Gränze zwischen den Ländern Mehemed Alis und denen des Sultans, und wenn ein Stamm irgend einen schlechten Streich macht, bricht er seine Zelte ab und begibt sich, um nicht beunruhigt zu werden, in die benachbarten Länder. Unter diesen Umständen legten wir fünf und neunzig Stunden im Taurus zurück.

„In diesen wilden Defiléen hat man die Mittel, dem Feinde zu entkommen; nicht so verhält es sich aber in den Ebenen, durch welche die Berge von der Stadt Malathia getrennt werden. Hier muß man sich offen zeigen; auch vermehrte sich mein Geleite in dem Maße, wie die Gefahr zunahm, und bei meiner Ankunft in Malathia befand ich mich inmitten einer kleinen Armee. Ich hatte ziemliches Vertrauen in diese Soldaten, weil die Zorbas, d. h. die empörten Stämme, die wir bekämpfen sollten, ihre Feinde sind. Diese hatten Spuren ihrer Großthaten bis an die Thore von Malathia zurückgelassen; sie hatten vier Tage vor unserer Ankunft einen persischen Mekkapilger mit seinem ganzen Gefolge niedergemetzelt. Wir waren über den Schauplatz der Scene selbst gekommen, und schon hatten die Geier die auf dem Schlachtfelde gebliebenen Pferde zu zerreißen begonnen. Man wollte es bei Nacht passiren; ich bestand aber im Gegentheil darauf, über diese so gefährliche Ebene bei vollem Mittag zu marschiren, weil wir diese feindlichen Reiter von ferne entdecken konnten, weil dieß überdieß die Stunde des Kief und der Wärme ist, und sie sich um diese Zeit nicht gern der Sonne aussetzen. Ich kam unbelästigt über diese letzte und schwierigste Stelle.

„Der Bey der Zorbas wurde im verflossenen Jahre von Reschid-Pascha angegriffen, allein er hat auf den Gipfeln des Taurus eine Kassaba, welche der Pascha nicht einnehmen konnte, und seit der Abreise Reschid-Paschas nach Bagdad beginnt der Bey seine Ausflüge wieder und plündert alle umliegenden Dörfer. Man kann sich von dem gräßlichen Elend, das in diesen Landstrichen herrscht, keinen Begriff machen. Nur mit der größten Mühe konnten wir uns Lebensmittel verschaffen, wir hatten aber die Vorsicht gebraucht ein Pferd mit einer Last Zwieback mitzuführen, der uns oft zu allen unsern Mahlzeiten den Tag über diente. Auch glaube ich, daß wenn die Bauern uns sagten, Reschid-Pascha habe die Kurden dieser Gegenden mit einer Armee von 50,000 Mann angegriffen, diese Zahl, selbst wenn man eine Null streicht, noch übertrieben seyn dürfte, denn man findet hier weder Lebensmittel, noch Wege zu ihrem Transport."

Diese Einzelnheiten über die Lage eines so wenig bekannten Landes schienen uns zu belehrend, als daß wir sie hätten übergehen können. Uebrigens ist dieser Theil der Reise Texiers, wie es seine ganze Korrespondenz beweist, durch die Drangsale des Reisenden und durch seine Bemerkungen über die Beschaffenheit des Landes und über den außerordentlichen Zustand der Bevölkerung besonders merkwürdig. In Ermangelung archäologischer Beobachtungen lieferte er der Geographie glückliche Berichtigungen, wie z. B. die des Flusses Sarus, des wichtigsten von Cilicien, dem man kaum einen Lauf von vierzig Stunden gibt, während er deren mehr als hundert hat. Eben so wenig ließ Texier auf diesem mühsamen Ausfluge die geologischen Beobachtungen außer Acht, die nach seinen Mittheilungen an die Akademie der Wissenschaften bereits manche wichtige Resultate lieferten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 30.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 Januar 1837.

Die nordamerikanischen Bären.

(Aus Kings Reise nach dem arktischen Ocean. *)

Man ist über die verschiedenen Arten von Bären, welche Nordamerika bewohnen, noch so wenig genau unterrichtet, daß man noch nicht mit Bestimmtheit sagen kann, was Arten und was bloße Varietäten sind. Es ist indeß ziemlich allgemein angenommen, daß es in Nordamerika zwei oder mehrere Arten gibt, welche von den Bären der alten Welt völlig verschieden sind.

Der Ursus americanus oder schwarze Bär ist nicht nur der kleinste, sondern auch der furchtsamste unter den amerikanischen Arten, und stellt sich nie gegen den Menschen, außer wenn er verwundet ist, wenn man ihm den Rückzug abgeschnitten hat, oder er seine Jungen vertheidigt. Der Ursus arctos oder Prairie-Bär (barren ground bear) Richardsons soll von den Indianern so gefürchtet seyn, „daß sie sich sorgfältig hüten, auf ihren Jagden Knochen zu verbrennen, damit nicht der Geruch ihn anlocke;" aber auch er ist ein harmloses Thier. Der schreckliche Bär (ursus ferox) und der See- oder Polarbär sind gleichfalls unschädlich, so lange sie nicht gereizt werden, dann aber sind sie furchtbar, besonders wegen ihrer unglaublichen Stärke, denn man hat Bären gesehen, welche todte Büffel, die etwa 1000 Pfund wiegen mochten, eine bedeutende Strecke weit fortschleppten; von dem zähen Leben der Polarbären hat man gleichfalls fast unglaubliche Beispiele. Zum Glück kann der schreckliche Bär keinen Baum erklettern, was die Indianer der eigenthümlichen Form und Länge seiner Klauen zuschreiben, worin er sich von andern Bären unterscheidet. Diese Vermuthung ist nicht unwahrscheinlich, weil die jungen Bären mit einer Leichtigkeit klettern, um die sie eine Katze beneiden möchte.

Die Eingebornen behaupten, ein Bär ziehe sich nie in seine Höhle zurück, als wenn er tüchtig fett geworden sey; wenn er im Frühjahr herauskomme, sey er noch eben so dick, werde aber dann in wenigen Tagen sehr mager; auch versichern sie, fette Männchen und trächtige Weibchen überwinterten allein, was von mehrern Schriftstellern bestätigt wird. So sagt Pennant in seiner arktischen Zoologie: „In sehr strengen Wintern zieht man eine große Anzahl Bären von Norden her nach den Vereinigten Staaten kommen; sie sind alle sehr mager und fast lauter Männchen, die wenigen Weibchen, welche sie begleiten, sind nicht trächtig. Fabrizius erzählt, man sehe die Polarbären häufig in großen Schaaren in Grönland, wo sie durch den Geruch des Fleisches der Seekälber gelockt sich um die Wohnungen der Menschen drängen und hineinzubrechen versuchen, aber durch den Geruch von verbrannten Federn leicht abgehalten werden können. Die Eskimos der Halbinsel Melville ziehen einen großen Theil ihres Unterhalts von den männlichen Polarbären, welche sie zu allen Zeiten des Winters tödten. Hearne und Andere berichten, daß die Männchen im Winter das Land verlassen und auf das Eis gehen, wo sie die Seekälber aufsuchen, während sich die Weibchen von Ende Decembers bis Ende März tief in den Schnee graben, dort ohne Nahrung bleiben, und ihre Jungen zur Welt bringen. Wenn sie im März ihre Höhlen verlassen, sind ihre Jungen, deren sie gewöhnlich zwei haben, nicht größer als Kaninchen.

Der Polarbär nimmt seinen Aufenthalt gewöhnlich am Abhang eines Felsens oder am Fuß einer Anhöhe, wo der Schnee in größerer Menge hingetrieben wird; stets bemerkt man ein enges Loch, um frische Luft einzulassen. Der schwarze Bär und seine Abarten dagegen nehmen ihren Aufenthalt unter irgend einem gefallenen Baum, wo sie den Boden ein wenig wegkratzen, und sich beim Anfang des Schneesturms niederlegen, wo ihnen dann der Schnee bald eine warme Decke liefert. Der Athem des Thiers macht eine kleine Oeffnung, welche dem Jäger seinen Schlupfwinkel verräth; dieser ist aber häufig so gelegen, daß er selbst dem Luchsauge eines indianischen Jägers entgeht. In den südlichen Strichen suchen sie oft die Höhlung eines alten Baumes auf.

Da der schwarze Bär sich in seinen Schlupfwinkel zurückzieht, sobald der Schnee den Boden bedeckt, so hängt die Zeit des Winterschlafs natürlich von der Länge des Winters ab: unter 65° n. B. dauert der Winterschlaf von Anfang Oktobers

*) King begleitete bekanntlich den Kapitän Back als Arzt und Naturforscher.

bis in die erste oder zweite Woche des Mai's, aber an den Ufern des Huronsees ist derselbe um 2 bis 3 Monate kürzer; der schreckliche Bär und der Polarbär ertragen die Kälte länger, denn sie wandern noch oft herum, wenn der Schnee schon lange den Boden bedeckt, und erscheinen schon einige Zeit, ehe er zu schmelzen beginnt. Graham nennt den November als die Zeit, wo der Polarbär sich in sein Winterquartier begibt, das er im Monat März wieder verlasse, wo dann seine Jungen so groß wie Schäferhunde seyen.

Die ganze Länge eines erwachsenen schwarzen Bären beträgt etwa 5 Fuß, und der Prairiebär übertrifft ihn nur wenig, der schreckliche Bär aber und der Polarbär sind weit größer, denn Lewis und Clarke erwähnen einen, welcher von der Nase bis zum Schweife 9 Fuß maß, und sie versichern, noch größere gesehen zu haben. De Witt Clinton, der erste Naturforscher, welcher auf die Verschiedenheit dieses Thiers von den andern amerikanischen Bären aufmerksam machte, erzählt von einem, welcher 11 Fuß lang gewesen sey; 9 Fuß Länge und 4½ Fuß Höhe gibt man als die Größe des Polarbären an, was vielleicht um einen Fuß zu viel ist. Die ältern canadischen Jäger sprechen von einzelnen Thieren von ungeheurer Größe, es ist aber zu vermuthen, daß man die Größe nach dem abgezogenen Fell gemessen hatte, und dieses läßt sich bekanntlich um mehrere Fuß ausstrecken.

Die amerikanischen Bären verzehren ohne Unterschied animalische und vegetabilische Nahrung: der Seebär zieht die erstere vor, die andern Gattungen die letztere. In dem Magen eines schwarzen Bären fand Dr. Richardson die Reste eines Seekalbs, ein Murmelthier, eine große Menge süßer Wurzeln von einigen Astragali und Hedysara nebst etlichen Beeren und ein wenig Gras.

(Schluß folgt.)

Die Montenegriner und die Türken.

(Fortsetzung.)

Der neue geistliche Regent hatte nun nichts Angelegentlicheres zu thun, als den Leuten Eintracht und Behutsamkeit gegen etwaige türkische Anfälle, zugleich aber auch Vorsicht und ruhiges Verhalten zu empfehlen, um diesen keinen Vorwand zu Feindseligkeiten in die Hände zu geben. Da indessen der Sandschakbeg seinerseits sah, daß die muhammedanischen Montenegriner immer bedeutender und zahlreicher wurden, andrerseits aber der Meinung Raum gab, daß nun nach der Wegreise des Georg Cernojevich Montenegro in Ermanglung eines Oberhauptes sich selbst unterwerfen werde, stellte er seine feindlichen Operationen ein und begann mittelst der Montenegriner seines Glaubens zu intriguiren, worüber eine geraume Zeit thatenlos verstrich.

Nach altem Gebrauche wurden die frühern Metropoliten von Zeta und so auch jetzt jene von Cetinje durch den serbischen Patriarchen von Ipek, der gewöhnlich nur alle sieben Jahre in diese Eparchie zur canonischen Visitation kam, geweiht. Als nun Nikodim, der dritte Metropolit nach German, einige Jahre vor dem Besuch des Patriarchen unerwartet starb, und sich niemand traute, mitten durch die Türken nach Ipek zu gehen, so blieb das Land ganz ohne Metropoliten. Da der Sandschakbeg sich in seiner Meinung bisher getäuscht sah, so glaubte er nun eine solche Gelegenheit nicht länger unbenutzt lassen zu dürfen; er schickte sich deßhalb zu ernsten Unternehmungen an, und mit Hülfe der türkischen Montenegriner gelang es ihm, sich der Festung Obod und damit zugleich des Marktplatzes, dessen die Montenegriner nur schwer entbehren können, zu bemächtigen, wodurch die türkischen Montenegriner größeres Ansehen und Wichtigkeit erlangten. So blieb es, bis Wissarion, der siebente Metropolit, sich durch die Republik Venedig bereden ließ, von der bisherigen friedlichen Marime abzugehen und die Türken in den Jahren 1620 bis 1623 anzugreifen. Suleiman, Pascha von Skutari, zog darum im Jahre 1623 mit einer großen Macht gegen Montenegro und drang nach blutiger Besiegung des verzweifeltsten Widerstandes bis nach Cetinje vor, verbrannte da die von Ivan Cernojevich erbaute Kirche, Klöster und sonstigen Gebäude, trat aber hierauf, da die genußsüchtigen und Kommodität liebenden Türken in diesem armen und rauhen, von seinen Einwohnern verlassenen Felsenlande keine Städte oder überhaupt Gelegenheit fanden, ihren Lüsten zu fröhnen, wieder den Rückzug an. Indessen ward durch diese Invasion die Ueberlegenheit der Moslims in Montenegro gegründet, so daß die christlichen Bewohner bereits Haratsch (Kopfsteuer) zahlen mußten. Eine geraume Waffenruhe war die weitere Folge davon.

Am Ende des 17ten Jahrhunderts wurde Daniel Petrovich Niegosch oder Niegusch, aus dem Stamme Nieguschi, wie man sagt gegen seinen Willen, zum Metropoliten gewählt und im Jahre 1700 in der Stadt Secsuj in Ungarn von dem serbischen, zur Zeit des österreichischen Krieges mit der Pforte ausgewanderten Patriachen Arsenius III zu dieser Würde geweiht. Von ihm erzählt man, daß er, nachdem die Bewohner von Zeta vom Pascha von Scutari die Erlaubniß für ihn ausgewirkt hatten, nach Zeta zu kommen, um dort eine neue Kirche einzuweihen, auf Treu und Glauben seinem Beruf folgend, kaum daselbst angekommen, von den Türken treulos gefangen genommen, gebunden, nach Podgoritza geführt worden sey und sicher gespießt worden wäre, wenn er sich nicht für 3000 Stück Dukaten losgekauft hätte. (1000 Dukaten haben die Bewohner von Zeta und 2000 Dukaten als den Erlös der kostbaren Kirchengewänder (Ornamente) die Montenegriner hiezu beigetragen.) Dieser Vorfall, und die Einsicht, daß der Muhammedanismus in Montenegro immer stärkere Wurzel schlage, bewog den Metropoliten Daniel, seine Landsleute, sogar unter der Drohung, sie andern Falls zu verlassen, zu bereden, alle dem Muhammedanismus anhängenden Montenegriner, die zur christlichen Kirche zurückzukehren sich weigern, umzubringen, oder aus dem Lande zu verjagen. Seine Gründe leuchteten ein, der Plan wurde gemacht, und in Einer Nacht, dem heiligen Abend, ausgeführt. Alle, die nicht durch die Flucht sich retten konnten, wurden niedergemetzelt bis auf Wenige, welche die Taufe dem Tode vor-

zogen. Von diesen letztern gibt es in Montenegro bis auf den heutigen Tag noch die türkischen Zunamen Alich (von Ali), Huseinovich (von Husein) 2c.

So wurde Montenegro von dem verderblich in seinem Innern wuchernden Samen des Muhammedanismus befreit, und wenigstens der Nahia Katunska war es gelungen, sich wieder vollkommen unabhängig zu machen; andere, den Türken näher liegende Distrikte zahlten zwar hin und wieder noch kleine Abgaben an die Türken, im Uebrigen aber hielten sie sich ganz zu ihren Brüdern.

Diese Vorgänge mögen in die ersten fünf Jahre des 18ten Jahrhunderts gefallen seyn, und schon 1706 fielen die Türken, von Herzegowina her, Montenegro an und eröffneten damit einen kleinen Krieg, der bis auf unsere Zeit mit nur kurzen Unterbrechungen auf dieser Seite fortdauerte. Wir werden hier der wichtigern türkischen Feldzüge summarisch erwähnen, indem wir mit diesem Angriffe von Herzegowina her beginnen.

Man erzählt, daß die Türken dabei mit großem Verluste zurückgeschlagen und viele der Vornehmsten in Gefangenschaft gerathen seyen, die von den Montenegrinern (zur Beschimpfung der Türken) um keinen andern Preis als den eines Schweines für den Mann loszukaufen waren. — Jedermann lernte übrigens einsehen, daß es nichts mehr helfen konnte, sich ruhig zu verhalten, sondern daß es nun galt, sich für das Vaterland, den Glauben und den eigenen Herd zu wehren. Natürlich aber suchte nebstbei der sehnsüchtige Blick der Montenegriner unter den Feinden der Türken im übrigen Europa nahe oder fern einen Freund und Verbündeten, indem sie sich bemühten, dessen Interessen mit ihren eigenen zu identificiren und seiner Sache möglichsten Vorschub zu leisten. Die damaligen Verhältnisse Rußlands zur Pforte, zwischen welchen eben ein Krieg ausgebrochen war, mußten demnach die besondere Aufmerksamkeit der Montenegriner in Anspruch nehmen. Gleich auf die erste Kunde von dem Bruche zwischen den genannten Mächten gingen die Montenegriner offensiv gegen die Türken zu Werke. Wenn sie nun schon durch die Ermordung der Türken im Lande, besonders aber durch das Taufen der islamitischen Kinder und Weiber derselben (was als das größte Verbrechen gegen die türkische Religion betrachtet wird), den Zorn und die Rache der Türken in hohem Grade gereizt hatten, so läßt sich denken, auf welchen Grad diese Stimmung der Türken durch die erlittene Niederlage und vollends durch einen solchen unerwarteten Angriff gesteigert worden seyn muß; auch säumten diese nicht, für ihren Rachedurst Befriedigung zu suchen.

Da der Friede mit Rußland bald wieder abgeschlossen war, so wurde schon im Jahre 1712 der Seraskier Ahmed Pascha mit einer Armee (nach Angabe der Montenegriner von 60,000 Mann) gegen Montenegro beordert; allein er fand die Bevölkerung dieses Ländchens nicht unvorbereitet, sondern zur Gegenwehr trefflich gerüstet; nach öftern mißlungenen Versuchen mußte sich der Seraskier Pascha mit großem Verluste zurückziehen. Dadurch aber erhielt Montenegro nur noch größere Wichtigkeit in den Augen der Pforte, die schnell eine neue, wie die Montenegriner sagen, noch einmal so starke Armee zu seiner Unterwerfung und Bestrafung zusammenrief. Im Jahre 1714 fing diese, 120,000 Mann stark, den Duman Pascha Kiuprilich an ihrer Spitze, ihre Operationen an. Die Montenegriner hatten sich indessen schon so in Respekt gesetzt, daß der türkische Befehlshaber trotz seiner starken Macht sich nicht unbedingtem Vertrauen hingab. Vielmehr nahm er, gewitzigt durch das Schicksal seines Vorgängers, die Hinterlist zu Hülfe, indem er den Montenegrinern unter günstigen Bedingungen friedliche Anträge machte, die um so leichter geneigtes Gehör fanden, als das Gerücht von der ungeheuern Streitmacht der Türken ihnen voranging, in Montenegro selbst aber Mangel an Munition herrschte. Auf Wort und Treue wurden 37 der angesehensten Montenegriner seinem Verlangen gemäß zur Unterhandlung in das türkische Lager geschickt. Der arglistige Pascha war aber weit entfernt, aufrichtig friedlichen Absichten Raum zu geben, vielmehr dachte er nur die Montenegriner vorerst ihrer Führer zu berauben und sie sodann um so leichter zu bezwingen. Kaum waren daher jene 37 Abgeordneten im Lager des Pascha's angelangt, als sie festgenommen und zugleich der Angriff gegen Montenegro kommandirt wurde. Die für die Montenegriner nachtheiligen Folgen dieses Streiches ließen nicht lange auf sich warten; obgleich sich tapfer wehrend, mußten sie, nachdem der Mangel an Munition immer fühlbarer geworden war, unterliegen. Die Türken drangen bis Cetinje vor, verbrannten wieder die von Daniel erbaute Kirche und Kloster, plünderten und verheerten Dörfer und ganze Stämme. Die Bewohner flüchteten zum Theil in die Gebirge, um dort sich, Weib und Kind, auf Leben und Tod zu vertheidigen; andere flohen nach dem Küstenlande, in der Hoffnung, im Venetianischen Schutz und Zuflucht zu finden; aber leider wurden sie auch dahin von den blutdürstigen Türken verfolgt, Tausende, darunter Kinder und Frauen, gemordet, und gegen zweitausend Personen in die Sklaverei geschleppt. Die Montenegriner argwöhnen, daß diese Gräuel auf dem venetianischen Gebiete von den Türken im Einverständnisse mit den Venetianern verübt worden seyen, aber wahrscheinlicher ist, daß die letztern zu wenig Macht und Ansehen besaßen und überhaupt einen Krieg mit der Türkei zu sehr zu fürchten Ursache hatten, um die grobe Verletzung ihres Gebietes zu verhindern, wofür die weitere Angabe der Montenegriner auch spricht, daß nämlich dieselbe Armee, welche jetzt Montenegro bekriegte, trotz dem gleich darauf längs der Küste gegen Morea, das damals venetianisch war, marschirt sey. Nachdem so das Land nach allen Richtungen verwüstet, verbrannt und ausgeplündert war, wurde es endlich wieder geräumt, und die am Leben gebliebenen Montenegriner kamen wieder von den Gebirgen herab, um ihre Wohnungen aufzubauen und ihre frühere Lebensweise wieder zu beginnen. Zwar fuhren die angränzenden Türken fort, bei jeder Gelegenheit einen Einfall nach Montenegro zu machen, um wenigstens zu rauben und das Land zu verheeren, allein sie wurden meistens mit blutigen Köpfen zurückgeschlagen.

Um das J. 1767 erregte ein Abenteurer unter dem Namen Stjepan Mali (Stephan der Kleine) außerordentliches Aufsehen in jenen Gegenden. Er soll ein östreichischer Deserteur aus

Lika in Croatien, nach andern ein geborner Krainer gewesen seyn. Anfangs bereiste derselbe als Quacksalber Montenegro, und diente hierauf bei einem Privaten in der Gemeinde Maine (im Küstenlande bei Budva) als Knecht, wanebst er mit Arzneimitteln Charlatanerie trieb. Auf Einmal theilte er seinem Brodgeber als großes Geheimniß mit: er sey der russische Kaiser Peter III.

Der leichtgläubige Herr faßte sogleich großen Respekt für seinen Diener und suchte ihm dieß bei jeder Gelegenheit zu bezeugen. So geschah es einmal, als sie zu Niegusch in Montenegro auf einer Hochzeit waren, daß der Herr, als sein Diener das Glas nahm, um zu trinken, plötzlich aufstand und zum Beweis seiner Achtung sein Käppchen herunterzog. Dieß wurde indessen von den Montenegrinern nur als ein Spaß angesehen, und gab ihnen bloß Stoff, beiden ins Gesicht zu lachen, indem sie den Herrn, den sie so gut wie seinen Diener kannten, spottend fragten: wenn du deinem Knechte solche Ehre erweisest, warum hast du ihn nicht besser gekleidet? Wenn du kein Kleid hast, hättest du zu mir kommen sollen, um eins zu entlehnen. Andere fragten ironisch: warum hast du ihn nicht bewaffnet? wenn du keinen Degen hast, so hättest du ihm eine Faßdaube an die Seite binden sollen u. s. w. Indessen verbreitete sich doch sowohl im Küstenlande, wo venetianische Regierung war, als auch in Montenegro und sogar im angränzenden türkischen Gebiete mehr und mehr die Sage: „Der russische Kaiser ist da," und überall fand sie Gläubige in Menge.

Stjepan Mali begab sich jetzt ganz nach Montenegro, woselbst, durch die frühere Erfahrung gewarnt, in der Besorgniß wieder in den Fall zu kommen, ohne Oberhaupt zu seyn, die Anordnung getroffen worden war, daß immer noch zu Lebzeiten des Metropoliten ein künftiger Nachfolger geweiht wurde. Um diese Zeit stand der Metropolit Savva an der Spitze des Landes, und zu seinem Nachfolger war Vasilije geweiht worden. Savva hatte sowohl seines hohen Alters wegen als auch aus Sehnsucht nach Ruhe seinem Nachfolger die Regierung überlassen und sich selbst in das Kloster Stanjedichi zurückgezogen, wo er sich mit Oekonomie beschäftigte. Vasilije aber war auf einer Reise im Auslande, welche Zufälle dem Abenteurer sehr zu Statten kamen.

Obgleich Savva nicht unterließ, den Stjepan Mali als Betrüger zu erklären, so half dieß doch nichts, er fand immer mehr Anhänger und wurde sogar als Haupt des Landes anerkannt. Der serbische Patriarch von Ipek schickte ihm ein kostbares Pferd zum Geschenke, weßhalb er sich, als die Türken dieß erfuhren, selbst nach Montenegro flüchten mußte. Auch im Küstenlande machte die Sage von der Anwesenheit des Kaisers eine besorgliche Sensation, so zwar, daß die Venetianer mit bewaffneter Hand einschreiten mußten.

(Schluß folgt.)

Mogador.

Mogador, oder Suirah, in Marocco, liegt auf einer flachen Sandwüste, welche gegen das Meer hin in Felsen ausläuft. Während der Springfluthen ist die Stadt ganz vom Wasser umgeben, von dem auch nach dessen Ablauf das ganze Jahr hindurch Sümpfe zurückbleiben.

Die Stadt ist von sehr unregelmäßiger Gestalt, von einer Mauer eingefaßt und an jeder Ecke mit Batterien versehen. Diese sind jedoch nur schwach, besonders die gegen Norden, nach dem Meere zu, auf der sich nur eine einzige leichte Kanone befindet. An diesem Theil der Mauer ist jedoch noch eine andere Reihe schweren Geschützes nach dem See zu aufgestellt, und das Seethor ebenfalls mit einer Batterie versehen. Links an der Einfahrt zum Hafen steht auf einem Felsendamm noch eine Batterie von schwerem Geschütz. Auf der äußersten Spitze einer kleinen Insel, ebenfalls zur Seite der Einfahrt, befindet sich eine cirkelrunde Bastion mit einer Batterie, und dieser gegenüber eine im Viereck aufgestellte und mit einer Mauer umgebene Batterie, von welcher aus eine befestigte Brücke — unter der das Seethor sich wölbt — die Insel mit dem Festlande verbindet und in ein Fort führt. Von diesem Fort läuft eine Mauer in gerader Linie nach der Stadt, eine Entfernung von etwa 200 Schritten. Diese Befestigungen wurden von genuesischen Ingenieurs gebaut; sie sind jedoch, obschon mit schwerem Geschütz stark besetzt, nicht fest, die Mauern nicht stark und die Schießscharten sehr dicht beisammen.

Mogador zählt ungefähr 9500 Einwohner, worunter mehr als 4000 Juden, die in einem von den Wohnungen der Mauren durch eine Mauer geschiedenen Stadtviertel leben; der von den Mauren bewohnte Theil wird die Citadelle genannt. Alle schwere Arbeit in der Stadt und im Hafen wird von Juden verrichtet, und die Dienstbotenklasse besteht gleichfalls aus Juden und Jüdinnen. Auch von dem Handel der Stadt befindet sich ein großer Theil in ihren Händen, und wegen gewisser Zollbefreiungen, welche sie genießen, sind sie im Stande, wohlfeiler als die europäischen Handelsleute zu verkaufen.

Die hauptsächlichsten Ausfuhrartikel sind Wolle, Gummi, Wachs, Häute, Mandeln, Honig, Straußenfedern und Goldstaub. Einfuhrartikel: Eisen, Stahlwaaren und Baumwollenzeuge. Die Zölle sind bestimmt und nicht sehr drückend. Früher war großer Wassermangel in der Stadt, weil der Fluß 1½ Meilen entfernt ist; der jetzige Kaiser hat aber eine Wasserleitung anlegen lassen, die mehrere in verschiedenen Theilen der Stadt befindliche Behälter mit dem nöthigen Wasser versieht. Einer derselben ist besonders bequem, um die Schiffe mit Wasser zu versehen, da er dicht an einem Damm innerhalb der befestigten Brücke sich befindet, wo die mit diesem Dienst beschäftigten Boote gegen jeden Wind geschützt sind. Der Markt ist gut versehen; Lebensmittel aller Art, Fische, Geflügel und Wildpret eingerechnet, sind in Menge und wohlfeil zu haben. An Früchten und Gemüsen ist ebenfalls kein Mangel. Der Preis des Rindfleisches wird täglich von einem mit Beaufsichtigung des Marktes betrauten Offizier bestimmt.

Der Ankerplatz ist während des Winters unbrauchbar, und auch im Sommer der stark herrschenden Nordostwinde wegen nicht angenehm. Der Westwind treibt viel Wasser in den Hafen, doch ist er, ungeachtet aller das Gegentheil behaupteten Berichte, nicht unsicher zu nennen. Er wird von der Insel Mogador gebildet, die ungefähr ein Drittel einer Meile südlich von der Landspitze liegt, auf der die Stadt steht. Eine Batterie an jedem Endpunkt beherrscht die Einfahrt, und eine dritte, im Mittelpunkt der Insel, beschützt den Hafen. Der kleine Fluß Wab El Gh'ored fällt ungefähr 1½ Meilen südlich von der Stadt ins Meer.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 31.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 Januar 1837.

Die Montenegriner und die Türken.

(Schluß.)

Um diese Zeit sandte, wie man sagt, auf türkische und venetianische Verwendung der russische Hof einen Bevollmächtigten (in der Person eines Fürsten Dolgoruki) nach Montenegro, um die Leute zu belehren, daß Stjepan Mali ein Betrüger sey. Als dieser im Lande angekommen war, versammelten sich auf Einladung des Metropoliten Savva die Oberhäupter aller Nahien (außer jenen der Cermnitza, wo Stjepan Mali ein Kloster bewohnte, und wo er sich auch damals befand) in Cetinje, wo nun der Versammlung eröffnet wurde, daß Peter III gestorben sey und Stjepan Mali also die Rolle eines Betrügers spiele, welche Eröffnung in der Versammlung eine gute Aufnahme und Glauben zu finden schien: man versprach sich gegenseitig, von dem Stjepan Mali als einem Beherrscher nichts mehr wissen zu wollen. Allein als des folgenden Tages von den gegenüber liegenden Bergen Flintenschüsse die Ankunft desselben meldeten, liefen ihm, seine Schüsse beantwortend, alle mit dem lauten Ausrufe entgegen: Wohl uns heute und ewig! Da kommt unser Herr! In Cetinje angelangt, wurde er indessen von Dolgoruki und dem Metropoliten Savva in einer Kammer des obersten Stockwerks verhaftet. Dadurch aber keineswegs außer Fassung gebracht, spielte er vielmehr seine Rolle mit anscheinender Zuversicht fort. „Seht ihr,“ sagte er zu den ihn bewachenden Leuten, „daß mich Dolgoruki selbst für den Kaiser erkennt, sonst hätte er mich nicht über sich, sondern unter sich logirt, u. s. w., wodurch er die Montenegriner in dem Wahne, daß er wirklich Peter III sey, immer mehr bestärkte. Als demnach Dolgoruki sah, daß dieser Glaube nicht zu bekämpfen sey, und die Leute fest an Stjepan Mali hingen, verließ er wieder Montenegro ganz unverrichteter Sache.

Die Türken aber fanden in diesen Vorgängen neue Veranlassung, Montenegro mit Krieg zu überziehen, und man vermuthet nicht ohne Grund, daß die Venetianer die Pforte zu diesem Entschluß angefeuert haben, indem sie zu gleicher Zeit längs der ganzen montenegrischen Gränze einen Kordon zogen in der durch das Gerücht verbreiteten Absicht, im Falle der Niederlage der Montenegriner keinem den Uebertritt auf ihr Gebiet zu gestatten und so zur völligen Ausrottung der Montenegriner mitzuwirken. Eine zahlreiche türkische Armee griff von drei Seiten an, der Pascha von Bosnien von Norden (von Nikschichi aus), der Pascha von Rumelien von Osten (von Podgoritza aus) und der von Skutari von Süden (von Cermnitza aus). Es entspannen sich blutige Kämpfe, die Montenegriner stritten mit Löwenmuth, es galt Leben oder Tod; indessen war die Uebermacht zu groß, und da jetzt vom venetianischen Gebiet die Zufuhr von Kriegsmaterial doppelt streng verboten war, so trat bald empfindlicher Mangel an Pulver ein, so daß sie sich kümmerlich mit dem behelfen mußten, was sie von den Türken erbeuteten. Zwei Monate wurde auf solche Weise gekämpft, die Türken verheerten und plünderten viele Dörfer auf der Gränze, schleppten die wenigen Gefangenen, die ihnen in die Hände fielen, in Sklaverei und drangen schon nach dem Innern des Landes vor; allein nach Cetinje konnten sie nicht gelangen. Mit dem Eintritte des Herbstes traten sie vielmehr den Rückzug an. Die Montenegriner sagen, daß ihnen zuletzt Gott selbst geholfen habe, indem an einem Tage die Pulvermagazine sowohl im türkischen Lager bei Cermnitza als auch im venetianischen bei Budva durch den Blitz entzündet und in die Luft gesprengt worden sind.

In diesem Kriege weiß man von dem Urheber desselben, Stjepan Mali, nichts zu erzählen, als daß er einige Verschanzungen gegen die Herzegowina hin, die bis auf den heutigen Tag noch seinen Namen führen, erbauen ließ; keineswegs hat er sich gezeigt, wie er früher geprahlt hatte.

Da die Türken auf seine Auslieferung drangen, die Montenegriner aber dieser Forderung weder nachkommen, noch sie geradezu abschlagen wollten, so gaben sie vor, er sey in einer Schlacht gefallen und schickten den Türken zur Bekräftigung dieser Angabe das ihm vom serbischen Patriarchen geschenkte Pferd, indem sie ihn selbst verbargen.

Im Ganzen hat Stjepan Mali etwa vier Jahre über Montenegro regiert, und bei dessen Einwohnern unbedingten Gehorsam gefunden. Man erzählt, daß er zwei Menschen wegen Diebstahls habe erschießen lassen, und daß sofort, als er auf

dem Wege von Montenegro nach Cattaro 10 Dukaten und eine mit Silber beschlagene Pistole auf einen Stein, den täglich viele Menschen passirten, habe niederlegen lassen, jene Gegenstände wochenlang gelegen, ohne daß sich jemand getraut hätte, sie anzurühren. Durch sein Benehmen während des Kampfes mit den Türken hatte jedoch sein Ansehen merklich verloren. Tragisch war sein Ende. Bei Anzündung einer Mine verlor er die Augen, und als er von nun an blind in seinem Kloster lebte, wurde sein Diener, ein geborner Grieche, der ihn während seines Krankenlagers bedient und gepflegt hatte, vom Pascha von Scutari durch Bestechung gewonnen, ihn umzubringen. Bei einer guten Veranlassung schnitt jener dem blinden Stjepan im Schlafe den Hals ab, versperrte das Zimmer und sagte den Leuten, sie möchten keinen Lärm machen, und nicht ins Zimmer gehen, bis er zurückkomme, indem sein Herr etwas auf die Augen gelegt habe und darum der Ruhe bedürfe. Als er aber nach mehreren Stunden nicht zurückkehrte, wurde das Zimmer gesprengt und Stjepan Mali in seinem Bette im Blute schwimmend todt gefunden.

Im J. 1785 unternahm Mahmud Pascha von Scutari mit einer zahlreichen Armee abermals einen Feldzug gegen Montenegro, wozu er den jetzigen Zeitpunkt insofern als den günstigsten erachtete, da das Land ohne Oberhaupt, nämlich der im J. 1777 zu Karlovitz in Syrmien geweihte Metropolit Peter Petrovich Njegosch im Auslande war. Dieser Umstand war den Türken allerdings günstig, und in der That gelang es ihrer großen Uebermacht bis nach Cetinje vorzudringen, viele Dörfer und Stämme zu brandschatzen, zu sengen und zu plündern. Da indessen in Mitte eines so verwüsteten, ohnedieß armseligen Landes für eine Armee kein Bleibens war, so mußte bald an einen Rückzug gedacht werden, der auch, da sich Mahmud Pascha denselben Rückweg nicht zu nehmen traute, auf dieselbe Weise, wie früher von dem Kjuprilich, durch das Küstenland bewerkstelligt wurde. In Montenegro kehrte die alte Ordnung zurück.

Zur Zeit des letzten russisch-östreichischen Türkenkrieges (1787 bis 1791) gingen die Montenegriner mit dem östreichischen Major Vukasovich gegen die Türken offensive zu Werke und regten dadurch von Neuem den Zorn der Pforte an. Als daher diese mit Oestreich wieder Frieden gemacht hatte, überzog Mahmud Pascha im J. 1796 die Montenegriner neuerdings mit Krieg. Es gab hiefür noch weitere Gründe und namentlich den, daß einige der Gebirgsgebiete und andere angränzende Distrikte seit dem erwähnten Kriege aufgehört hatten, den bis dahin jährlich entrichteten Tribut zu bezahlen. Allein Mahmud Pascha fand die Montenegriner jetzt anders als vor 10 Jahren. Metropolit Peter war in ihrer Mitte und führte sie, in einer Hand das Kreuz, in der andern den Degen, persönlich zum Kampfe. Kaum war Mahmud Pascha in die Gebirge eingedrungen, als er von allen Seiten angegriffen, total aufs Haupt geschlagen wurde, und selbst verwundet nur durch die Flucht persönliche Rettung finden konnte. Dadurch ward der Stolz des übermüthigen Pascha's, der sich, nachdem er die Armee des Sultans geschlagen, für unüberwindlich halten mochte, fürchterlich gestachelt; voll Rachedurst war schnell eine neue und doppelt so starke Armee gesammelt, mit welcher er schon nach drei Monaten von Neuem Montenegro anfiel. Allein gleiches Schicksal erwartete ihn. Nicht nur wurde seine Armee abermals total geschlagen, sondern er selbst fand im Gewühl der Schlacht seinen Tod. Sein Kopf nebst Säbel und Patrontasche wird in Cetinje bis auf den heutigen Tag als Siegestrophäe aufbewahrt und gezeigt.

Von nun an beginnt für Montenegro eine neue Periode. Seine Unabhängigkeit soll von da an datirt werden. Kein Tribut wird mehr verlangt und bezahlt, und die angränzenden Türken haben sich schon daran gewöhnt, Montenegro als einen eigenen fremden Staat zu betrachten. Da indessen diese Unabhängigkeit durch keinen Friedensvertrag mit der Pforte anerkannt ist, sondern bloß faktisch besteht, so glaubt die Pforte noch immer Ansprüche auf Montenegro zu haben. Im J. 1820 dachte Dschelaludin, Pascha von Bosnien, nachdem er hier durch die grausamsten Mittel, durch Köpfen und Stranguliren, die unbedingten Befehle der Pforte geltend gemacht hatte, auch an Unterjochung von Montenegro, und sandte in dieser Absicht eine Armee nach der Moracsa. Die Montenegriner lockten selbe absichtlich in die Schluchten jener Gegend, griffen sie dann an, und errangen den Sieg. Im J. 1832 als der bekannte Großwessir, Reschid Pascha, Albanien und Bosnien unterjocht zu haben glaubte, dachte auch er an die Unterjochung Montenegro's. Es hatte derselbe hiezu eine besondere Aussicht. Der alte Vladika, Petrovich, in so mancher Reisebeschreibung geschildert, in ganz Europa berühmt, war im J. 1830 in hohem Alter gestorben. Er hatte seinen Neffen zum Erben seiner Gewalt eingesetzt, und es war immer die Frage, ob dieser sich eben so gut zu vertheidigen wissen werde, wie es der Alte verstanden.

Gleich nach der Ueberwindung Mustapha's ließ Reschid eine Ermahnung, sich zu unterwerfen, an ihn ergehen. Sie enthielt, wie gewöhnlich, Drohungen mit Versprechungen gemischt. Der Gewalthaber wird aufgefordert, vor dem Großwessir zu erscheinen; er solle dann mit guten Empfehlungen nach Konstantinopel gesandt werden, und hier das Berat eines Fürsten empfangen, wie ein solches dem serbischen Oberhaupte zu Theil geworden sey. Weigere er sich dessen, so solle er mit Gog und Magog überzogen und ganz zu Grunde gerichtet werden. Er hielt es nicht für nöthig, ernstlich zu antworten. Die Montenegriner verwunderten sich über die Zumuthung und scherzten darüber. Hierauf griffen die Osmanen zu den Waffen. Auf Befehl des Großwessirs sandte der neue Pascha von Scutari, Namik-Ali, 7000 Mann wider die montenegrinischen Schluchten. Der Sohn des Pascha's führte sie an.

Sorglos hüteten die Montenegriner ihre Schafheerden in den Gebirgen; auch nach jenen Anmahnungen hatten sie keine Vorsichtsmaßregeln ergriffen; unerwartet rückten die Türken in ihr Gebiet; das erste Dorf, auf das sie stießen — es war Martinichi — fanden sie fast ganz verlassen. Nicht mehr als vierundzwanzig Männer waren daselbst zu Hause, aber auch diese wenigen setzten sich sofort zur Wehre. Zehn von ihnen waren getödtet, die übrigen sämmtlich verwundet, wenigstens dieses

Dorf schien verloren zu seyn; schon waren einige Häuser in Brand gesteckt und ein Paar Wehrlose gefangen genommen, als die übrigen Männer von den Bergen herunterkamen. Von Höhe zu Höhe war der Hülferuf erschollen. Die benachbarten Gemeinden eilten herbei. Radovan Puljev, in diesen Gegenden ein gefürchtetes Oberhaupt, führte 100 Männer von Bernitza; von Lacse und Brajovichi kam eine nicht viel geringere Anzahl; zwar noch immer wenig, aber doch genug, um, mit der Natur des Landes im Bunde, einen mörderischen Kampf zu beginnen. Der Pascha von Scutari war eingedrungen, weil sie sich entzweiten. So ohne Vergleich geringer die Kräfte der Montenegriner, zumal dieser Dorfschaften waren, so standen sie alle für Einen Mann. Hier war an keine Verrätherei zu denken. Auch dießmal gelang es ihnen: sie jagten die Türken zurück. Die Türken führten die Gefangenen mit sich fort; dafür zeigten die Montenegriner fünfzig abgeschlagene Türkenköpfe. Sich des Feindes erwehrt zu haben, genügte dieser tapfern Völkerschaft noch nicht, sie wollten auch Rache haben. Einer der Stämme — der Stamm Kucsi — griff das türkische Dorf Tuzi an, und kehrte erst zurück, nachdem er es verbrannt und geplündert hatte. Auch Namik-Ali gab sich nicht so bald zufrieden. Der Krieg begann an der ganzen Gränze; manches andere Dorf griffen die Türken an, doch wurden sie allemal zurückgeschlagen.

Wir können rechnen, daß diese Kriege sich nun wenigstens seit dem J. 1604 so wiederholen. Es war schon damals ein Pascha in Scutari, der, weil ihm das gewöhnliche Geschenk versagt worden war, nach Ljeschkopolje vordrang und einige Ortschaften verwüstete. Wie sie ihm damals seinen Kiaja und eine Anzahl Leute tödteten und ihn glücklich abwehrten, so haben sie es seitdem Jahrhunderte lang wie oft thun müssen! Wie oft werden sie es in Zukunft wieder thun müssen!

Gleich damals würde der Großwessir noch einen allgemeinen und heftigen Angriff wider sie angeordnet haben, wäre nicht der ägyptische Krieg ausgebrochen. Der Sultan hoffte, der ihm Europa unterworfen, werde ihm auch Asien behaupten, und schickte Reschid und sein siegreiches Heer wider Ibrahim.

Die nordamerikanischen Bären.

(Schluß.)

Die Indianer und die Handelsleute behaupten einstimmig, daß man noch nie eine trächtige Bärin erlegt habe, obwohl jährlich tausend und mehr Bären in ihren Winterlagern erlegt werden. Schon Pennant führt diesen Umstand an, welchen spätere Schriftsteller nicht glaubten oder außer Acht ließen. Man hat mir erzählt, Indianer hätten die Jungen von schwarzen Bären nicht größer gefunden, als eine Moschusratte, was, wenn man den Unterschied der Größe bei den erwachsenen Thieren in Betracht zieht, mit Hearnes Bericht über die Jungen des Polarbären übereinstimmt. Nach Richardson werfen die schwarzen Bären ihre Jungen früh im Januar; nimmt man nun an, daß dieselben in den zwei ersten Monaten etwas langsamer wachsen, als andere bekannte Thiere, so müssen sie bei der Geburt selbst immer noch ausnehmend klein seyn. Da die Indianer im Leibe des Bären stets eine Masse desorganisirten Stoffs fanden, so möchte ich, obwohl sie darin keinen Fötus entdecken konnten, doch für weitere Nachforschungen die Frage aufstellen, ob sie ihre Jungen nicht in einem Embryonenzustande zur Welt bringen. Diese Thiere wurden zwar den Naturforschern sehr frühzeitig bekannt, doch haben wir wahrscheinlich über ihre Eigenthümlichkeiten noch viel zu lernen.

Die Bärenjagd gilt bei den Eingebornen Nordamerika's für eine höchst wichtige Sache; sie bereiten sich dazu durch Reden und Ceremonien vor, und wenn sie einen Bären getödtet haben, behandeln sie ihn mit der größten Achtung, sprechen davon, wie von einem Verwandten, bieten ihm eine Pfeife zum Rauchen an und bitten ihn gewöhnlich wegen der begangenen Gewaltthat um Verzeihung. Die Weiber der Tschippewäer und der Hundsribbenindianer berühren kein Bärenfell, und schreiten auch nicht darüber hin, so daß ein vor der Thüre eines Zeltes ausgebreitetes Bärenfell ein sicheres Mittel ist, um Weiber abzuhalten. Halsketten von den Klauen des schrecklichen Bären werden von indianischen Kriegern als Beweis ihrer Tapferkeit hochgeschätzt, und sie ahmen auch in ihren Tänzen oft die Stellungen dieses Thieres nach. Man braucht diese Klauen auch zum Spielen, und wenn sie gehörig zubereitet sind, ist es äußerst schwer, sie von ihnen zu erhalten, aus was für einem Grunde, konnte ich nicht erfahren: einer derselben gab mir welche nach vielen Bitten, jedoch erst, nachdem er mir das Versprechen abgenommen hatte, mich nie davon zu trennen.

Ein Herr Al. Henry erzählt, daß einige Indianer, welche anwesend waren, als er einen Bären erlegte, „den Kopf in die Hand nahmen, ihn mehreremal streichelten und küßten, ihn tausendmal um Verzeihung baten, daß man ihm das Leben genommen habe, ihn ihren Verwandten, ihre Großmutter nannten, und baten, es ihnen nicht zur Last zu legen, indem ein Fremder ihm den Tod gegeben habe. Dieß dauerte indeß nicht lange, bald wurde das Fell abgestreift, und wir fanden das Fett an mehrern Stellen sechs Zoll dick. Dieß wurde in zwei Theile getheilt und zwei Personen damit beladen; an den übrigen fleischigen Theilen hatten vier Personen genug zu tragen; das Ganze muß über 500 Pfund gewogen haben. Sobald man in die Wohnung gekommen war, wurde der Kopf des Bären mit allem möglichen Schmuck, den die Familie besaß, silbernen Armbändern, Wampumgürteln u. dgl. geziert, und dann auf ein zu seinem Empfang bereitetes Gerüst gesetzt und in die Nähe der Nase eine große Menge Tabak gestellt. Am nächsten Morgen wurden die Vorbereitungen zu einem Feste für seine Manen gemacht, der Kopf aufgehoben, und ein neues noch nie gebrauchtes Tuch untergebreitet; dann wurden die Pfeifen angezündet, und einer blies dem Bären Tabaksrauch in die Nasenlöcher. Dann hielt derselbe eine Rede, welche in manchen Beziehungen den Anreden an die Manen seiner Verwandten und Gefährten glich, worauf wir alle vergnügt von dem Bärenfleisch aßen." Charlevoir sagt, daß die Indianer, wenn ein Bär getödtet worden, ein großes Fest geben, und eine Ehre darein setzen, nichts

übrig zu lassen; das Fest ist einem gewissen Geiste gewidmet, dessen Zorn sie fürchten, wenn nicht Alles aufgezehrt wird; darum essen sie manchmal bis sie bersten, oder sich irgend eine heftige Krankheit zuziehen. Kapitän Roß und andere haben den Eskimos wahrscheinlich bloß darum eine ungemeine Gefräßigkeit Schuld gegeben.

Es ist merkwürdig, daß ähnliche Ansichten in Betreff dieses Thieres unter den Lappländern herrschen: die Bärenjagd ist die feierlichste Handlung derselben, und ein glücklicher Bärenjäger wird an den Büschen von Bärenhaaren erkannt, welche er an seiner Mütze trägt. Wenn man die Höhle eines Bären entdeckt hat, so wird der geschickteste Zauberer des Stamms über die Art des Angriffs um Rath gefragt. Während des Angriffs singen die Jäger ein bestimmtes Lied, und bitten den Bären, daß er ihnen kein Leid anthun möge; ist derselbe getödtet, so führen sie ihn auf einem Schlitten nach Haus; das Rennthier, welches ihn zieht, ist für dieses Jahr von jeder Arbeit frei, auch treffen sie Vorsorge, daß es keinem Weibchen nahe kommt. Eine neue Hütte wird gebaut, um das Fleisch zu kochen, und die Jäger mit ihren Weibern beginnen Lieder der Freude und des Dankes dafür, daß der Bär sie sicher nach Haus zurückkehren ließ. Die Lappen nennen den Bären den Hund Gottes, weil sie glauben, er habe die Stärke von zehn und den Verstand von zwölf Menschen. Sie nennen ihn nie bei seinem eigentlichen Namen Guanzgha, damit er sich nicht für diese Beleidigung an ihren Heerden rächen möge, sondern Möddha aigia, d. h. den alten Mann im Pelzrock. Sie tragen große Sorge, daß die Frauen nie einen Theil des Kreuzes erhalten, und bringen das Fleisch nicht durch den gewöhnlichen Eingang in die Hütte, sondern durch ein Loch an der Seite. Eine ähnliche Sitte herrscht bei den nordamerikanischen Wilden hinsichtlich des Musethieres.

Ueber die sibirische Zolllinie.

Die Zolllinie des sibirischen Kreises oder die Gränze gegen die kirgiskaisakische Steppe beginnt von der sibirischen Redoute, der ersten vom orenburgischen Kreise an, und endet am Dorfe Finalka in den altaischen Bergen am Flüßchen Finalka; sie umfaßt 84 Redouten und Dörfer, 15 Vorposten, 11 Festungen und 4 Städte, und hat eine Länge von 1704 Wersten. Von der sibirischen Redoute bis zur Stadt Omsk dient als Zollgränze eine Linie, welche von den Redouten, Vorposten, Festungen und der zwischen denselben hinführenden Hauptpoststraße sich zwei bis vier Werste weit in die kirgisische Steppe hineinerstreckt und von Kosakenvedetten bewacht wird. Von der Stadt Omsk bis zur Veste Buchtarminsk dient der Irtysch als natürliche Gränze, und von da bis zu dem Dorfe Finalka sind Pikete aufgestellt. Die Gränzen der sibirischen Zolllinie liegen zwischen 54 und 49° N. B.; von der sibirischen Redoute bis zur Stadt Omsk, welche unter 54° N. B. liegt, zieht sich die Linie fast gerade von Westen nach Südosten, von da bis Semipalatinsk gegen Süden mit einigen Abbeugungen gegen Osten. Der koräkische Vorposten, welcher 400 Werste von Omsk entfernt ist, liegt unter 52° N. B.; Semipalatinsk, von dem koräkischen Vorposten 300 Werste entfernt, liegt unter 50° N. B.; die Veste Buchtarminsk, von Semipalatinsk 300 Werste entfernt, so wie der letzte Punkt der Zolllinie, das Dorf Finalka, welcher von Buchtarminsk 170 Werste entfernt ist, liegen unter 49°. An diesen Orten zwischen 51 und 49° N. B. erzeugt der Boden fast ohne alle Beihülfe der Kunst verschiedene Blumen, Beerenfrüchte, ausgezeichnete Melonen und Wassermelonen, ziemlich guten Tabak u. dgl. In den altaischen Bergen, in diesem öden, aber angenehmen Lande, wird die Bienenzucht getrieben, welche den Bewohnern des westlichen Sibiriens den Honig liefert. Die Linie bis zu den altaischen Bergen führt durch eine offene, flache Steppe ohne Berge und größere Wälder, und ist darum auf keine Weise gegen Unwetter geschützt. Der Frühling ist fast immer äußerst stürmisch, und die Winde wehen manchmal so heftig, daß es keine Möglichkeit ist, dagegen anzukämpfen. Aber diese Winde vertreten in der Steppe die Stelle der Gewitter, welche hier sehr selten eintreten, und dienen zur Reinigung der Luft; ohne sie würde die große Hitze fast fortwährend die ansteckende Krankheit erzeugen, welche man die sibirische Pest nennt. Im Sommer nach der großen Hitze sind die Nächte so kalt, daß man in freier Luft warme Kleider sehr nothwendig hat. Dagegen ersetzt der Herbst den Frühling und den Sommer; stille, angenehme Tage, eine gemäßigte Temperatur bei Nacht und ein heller Himmel bilden die Annehmlichkeit dieser Jahreszeit. Er ist von heftigen Schneestürmen begleitet, welche das Tageslicht so sehr verfinstern, daß manchmal der Wanderer von seinem Wege verschlagen wird.

Die Hauptklasse der Bewohner der Linie bilden die Kosaken der sibirischen Linientruppen, dann kommen Kaufleute, Bürger, Kronbauern und Ansiedler. Die Zahl der Bewohner beiderlei Geschlechts beträgt gegen 45,000 Seelen. Die Kosaken sind an den Zollstädten und in der Steppe zum Tauschhandel mit den Kirgisen zugelassen, ohne die Gildesteuern zu bezahlen. Jeder von ihnen besitzt eine eigene Wohnung, Landwirthschaft und eine ziemliche Menge Vieh, das von den Kirgisen gegen russische Manufaktur eingetauscht wird. Die in den Städten wohnenden Kaufleute betreiben den Handel sowohl jenseits der Gränze, als auf der Zolllinie selbst, und besitzen Talgsiedereien, Gerbereien u. s. w. Die Bürger und Bauern, welche nicht das Recht haben, mit den Bewohnern der Steppe zu handeln oder zu tauschen, erkaufen die ihnen nöthigen Manufakturwaaren von den Kosaken längs der Zolllinie. Die Kosaken sowohl als die andern Bewohner der Linie beschäftigen sich auch mit Jagd und Fischfang.

Vermischte Nachrichten.

Man hat in England vorgeschlagen, eine Ansiedlung von Wallfischfängern an irgend einem günstigen Punkt in der Davisstraße anzulegen, und dazu bloß so viele Schiffe zu verwenden, als nöthig wären, um der Kolonie Lebensmittel zuzuführen, und Oel, Thran Fischbein und andere Erträgnisse der Industrie derselben zurückzunehmen. Der Grund zu diesem Vorschlag liegt wohl darin, weil jetzt viele Schiffe hinfahren, welche theils durch das Eis, theils durch andere ungünstige Umstände verhindert, so wenig Fische fangen, daß der Ertrag des Fangs die Kosten der Ausführung nicht lohnt.

Eine Zusammenstellung aller der an die französische Akademie eingesandten Berichte über die Sternschnuppen des 13ten bis 15ten Novembers soll nächstens von Herrn Arago erscheinen. Die vier Zöglinge desselben am Observatorium zu Paris zählten 170 dieser Erscheinungen auf, von denen viele durch das Sternbild des Löwen zogen, und alle sich in dieser Himmelsgegend zeigten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat Januar.)

Nr. 32.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 Februar 1837.

Das neuere Aegypten.

(Nach W. Lane.)

Es gibt nur wenige gute Bücher über die Sitten der muhammedanischen Völker; gewöhnliche Reisende im Orient, auch wenn sie die Sprache der Länder, die sie besuchen, verstehen, halten sich zu kurze Zeit an Einem Orte auf, um in das verschlossene Hauswesen der Muhammedaner Einsicht zu erhalten, und eine genauere Auskunft über sie läßt sich nur von Europäern erwarten, welche Jahre lang in Einer Stadt wohnen, sich im Aeußern an die Sitten des Landes halten, die Nationaltracht annehmen, und durch das Studium der arabischen Literatur mit dem gebildeteren und vorurtheilsfreieren Theil der Bevölkerung in enge Berührung und freundschaftliche Verhältnisse treten. Die einzigen guten Beschreibungen arabischer Sitten, welche man bis jetzt besaß, finden sich in Ressels Geschichte von Aleppo, und in Burkhardts Werken, aber sie haben das vorliegende Werk von Lane keineswegs überflüssig gemacht. Eduard William Lane ist ein englischer Gelehrter, der sich von 1825 bis 1828 und 1833 bis 1835 in Cairo zum Behuf arabischer Studien aufhielt, und der längst bei den Europäern in Aegypten, und den Reisenden, welche das Nilthal besuchten, als der beste Kenner arabischer, besonders ägyptischer Gebräuche und Sitten bekannt war. Er hat seine Beobachtungen auf Aufforderung der englischen Gesellschaft für Verbreitung nützlicher Kenntnisse herausgegeben, und wir entlehnen aus seiner Vorrede so viel als nöthig ist, dem Leser Vertrauen auf seine Bemerkungen einzuflößen, und zugleich ein Muster zu geben, auf welche Art günstige Verhältnisse dieser Art von andern Reisenden benützt werden sollten.

„Ich hatte," sagt der Verfasser, „von meinem ersten Besuch von Aegypten einige Kenntnisse von arabischer Sprache und Literatur erlangt, und fand mich, ein Jahr nach meiner Ankunft, im Stande, mich mit leidlicher Leichtigkeit mit den Eingebornen zu unterhalten. Ich habe fast ausschließend mit Muhammedanern verschiedenen Rangs gelebt, ihre Gebräuche im Allgemeinen angenommen, und um mir ihr Vertrauen zu erwerben, meine Billigung ihrer Meinungen, so weit es mein Gewissen zuließ, ausgedrückt, und im Fall entschiedener Mißbilligung mich alles Widerspruchs dagegen enthalten. Ich habe Alles vermieden, was ihnen Ekel gegen mich einflößen konnte, verbotene Gerichte, Wein u. s. w. vermieden, so wie dem Gebrauch von Messern und Gabeln, und was ihnen sonst unangenehm seyn konnte, entsagt. Ich machte mich mit ihren gewöhnlichsten Religionsgebräuchen bekannt, und habe mich so in den Stand gesetzt, wenn ich ein muhammedanisches Fest beurtheilen wollte, nicht von Unbekannten sogleich als ein Fremdling und Eindringling erkannt zu werden. Die Kleidung, welche ich zu meiner eigenen Bequemlichkeit angenommen habe, macht, daß man mich gewöhnlich für einen Türken hält, obgleich meine Freunde natürlich wissen, daß ich ein Engländer bin, aber ich zwinge sie, mich als einen Glaubensbruder zu behandeln, indem ich die Hand Gottes in der Sendung von Muhammed anerkenne, und wenn ich befragt werde, Christus nach den Worten des Koran für das Wort Gottes und einen von ihm ausgehenden Geist erkläre. Auf diese Art habe ich mir ihre gute Meinung und ihr Vertrauen erworben, doch nicht so, daß ich nicht dennoch viele Schwierigkeiten gefunden hätte.

Die Muhammedaner haben eine große Abneigung über Religion und Aberglauben mit Personen zu reden, von denen sie vermuthen, daß sie in diesen Dingen ihre Ansichten nicht theilen, sprechen aber gern mit denen, die mit diesen Gegenständen vertraut scheinen. Daher habe ich gewöhnlich meine ersten Kenntnisse über Materien, welche mir verborgen geblieben waren, von einem der am wenigsten gläubigen und am wenigsten unterrichteten meiner Freunde erhalten, was mich in den Stand setzte, besser Unterrichtete über diese Gegenstände zu befragen, und so habe ich am Ende immer meinen Zweck erreicht. Ich habe zwei Lehrer der arabischen Sprache und muhammedanischen Religion und Rechts gehabt, die ich bezahlte und in meinen Dienst nahm; ich legte ihnen Fragen über alle Materien vor, die mir dunkel oder zweifelhaft geblieben waren, und habe so die Kenntnisse berichtigt, die ich in der Unterhaltung mit Freunden geschöpft hatte. Gelegentlich habe ich mich auch an noch höhere Quellen gewendet, da ich das Glück habe, einige der gelehrtesten Orientalen zu Freunden zu haben.

Der Leser wird vielleicht nicht ungern sehen, wenn ich ihn hier besonders mit einem meiner muhammedanischen Freunde bekannt mache, dem ersten meiner beiden Lehrer, und zu gleicher Zeit zeige, in welchem Lichte er und andere seiner Landsleute mich betrachten. Der Scheich Ahmed ist einer der zahlreichen Nachkommen des Propheten, er ist nach seiner eigenen Aussage etwas über 40 Jahre alt, scheint aber näher an 50 zu seyn. Seine Physiognomie und sein Charakter sind gleich auffallend, er ist unter der mittlern Größe, sein Bart röthlich, und zeigt Spuren von Grauwerden, viele Jahre lang war er so gut als blind, und eines seiner Augen ist fast ganz geschlossen, beide aber bei großen Gelegenheiten mit einer Einfassung von schwarzer Farbe geziert, was bei Frauen gewöhnlich, bei Männern aber selten ist. Er lebt von einem kleinen Vermögen und vom Buchhandel, und bringt, theils in seiner Eigenschaft als Buchhändler, theils um der Gesellschaft, oder wenigstens des Tabaks und Kaffee's willen, fast alle seine Abende bei mir zu.

Ehe er den Buchhandel, der seines Vaters Gewerbe war, aufnahm, hatte er mehrere Jahre lang keine andere Beschäftigung als die Theilnahme an der Ceremonie, genannt Zikr, welche in der Wiederholung der Namen und Attribute von Gott u. s. w. in einem Chorus besteht, und er wird noch jetzt oft dabei gebraucht. Er war damals ein Mitglied des Derwischordens, genannt Sadieh, welche besonders als Schlangenfresser bekannt sind, aber er begnügte sich nicht mit einer so leicht verdaulichen Speise. Eine Nacht während einer Versammlung seines Ordens, welcher er beiwohnte, hatte er einen Anfall von heiliger Wuth, ergriff ein hohes Lampenglas, und verschlang einen Theil desselben. Der Scheich und die übrigen Derwische sahen ihn mit Verwunderung an, warfen ihm den Bruch ihrer Regeln vor, da das Glasessen nicht unter die dem Orden erlaubten Wunder gehört, und stießen ihn sogleich aus dem Orden. Er trat nun in einen andern Orden, genannt Ahmedieh, und da auch dieser kein Glas zu essen pflegte, so beschloß er, es auch aufzugeben. Allein nicht lange nachher hatte er in einer Versammlung seines neuen Ordens einen zweiten Anfall, sprang an einem Kandelaber hinauf, riß eine der kleinen Glaslampen davon ab, und verschlang die Hälfte davon mit dem Oel und Wasser, die darin waren. Er wurde vor seinen Scheich gebracht, um gerichtet zu werden, wurde aber, auf Leistung eines Eids, daß er nie mehr Glas essen wolle, ohne Strafe entlassen. Allein er konnte sich nicht enthalten bald hernach wieder eine Glaslampe zu verzehren, und einer seiner Ordensbrüder, der zugegen war, versuchte das Gleiche zu thun, aber ein großes Stück blieb ihm im Halse stecken, und mein Freund Ahmed hatte große Mühe, es ihm heraus zu ziehen. Er wurde dafür auf 10 Tage ins Gefängniß gesprochen, und schwor nach Erstehung der Strafe aufs neue, daß er sich von nun an des Glasessens enthalten werde. Er behauptet auch, diesen zweiten Eid gehalten zu haben. Der Derwisch, welcher als Ankläger gegen ihn aufgetreten war, erzählte mir diese Anekdoten, und Ahmed war genöthigt ihre Wahrheit zuzugeben.

Er hatte sich lange mit Einer Frau begnügt, aber seit einiger Zeit hat er sich erlaubt, eine zweite zu heurathen, die fortfährt in ihres Vaters Hause zu leben, und doch ist er, wie er mich versichert hat, nicht reich genug, mein jährliches Geschenk einer Kleidung auszuschlagen. Als ich ihn nach meiner zweiten Ankunft in Cairo besuchte, kam seine Mutter an die Thüre des Zimmers, in welchem wir saßen, um sich gegen mich über seine zweite Heurath zu beklagen. Sie streckte ihre Hand in die Thüre, um ihren Worten durch angemessene Bewegungen mehr Effekt zu geben, verbarg aber ihre übrige Person, und begann eine sehr energische Anrede an mich: O Effendi! ich flehe um deine Gnade, ich küße dir die Füße, ich habe keine Hoffnung mehr, als auf Gott und auf dich! Ich antwortete. „Meine Gebieterin, was sind das für Worte? Was für ein Unglück hat dich befallen? was kann ich für dich thun? Sage mir an.“ Sie fuhr fort: Mein Sohn Ahmed hier ist ein elender Mensch, er hat hier eine Frau, ein gutes Geschöpf, mit der er 16 Jahre lang glücklich lebte, jetzt aber vernachlässigt er sie und mich, und hat sich an eine zweite Frau gehängt, ein junges, unverschämtes Ding; er verschwendet sein Geld an diesen Affen und andere ihrer Art, an ihren Vater und Oheim, Bruder und Vettern, und verkürzt uns, seiner Frau und mir, das gute Leben, an das wir gewöhnt waren. Beim Propheten und bei deinem theuern Haupt, ich spreche die Wahrheit, ich küsse deine Füße und bitte dich darauf zu bestehen, daß er sich von seiner neuen Frau scheide. — Der arme Mann sah bestürzt genug aus, während seine Mutter hinter der Thüre diese Rede an mich hielt, sobald sie aber weggegangen war, versprach er zu thun, was sie wolle, es sey jedoch nicht so leicht, da der Bruder seiner neuen Frau ein Günstling von Abbas Pascha sey, und dieser ihm schaden könne, wenn er sich scheide, er wolle aber sich so betragen, daß ihr Bruder selbst die Scheidung verlange, und dann hoffte er wieder Ruhe zu haben.

Das Einzige, was ich Mühe hatte von ihm zu erhalten, war, mich an einem gewissen Tage in die Moschee Hassanain zu begleiten, welche für den Begräbnißplatz des Hauptes von Hossein, und die heiligste der ägyptischen Moscheen gilt. Ich ging eines Tages mit ihm vor dem Thore dieses Gebäudes vorbei, es war gerade Ramadan, und die Moschee voll von den angesehensten Einwohnern von Cairo; ich wünschte hinein zu treten und bat ihn mich zu begleiten. Er schlug es durchaus ab, in der Furcht, man möchte mich erkennen und der Fanatismus der Türken dadurch gereizt werden. Ich ging daher allein hinein, während er unter der Thüre blieb, und mich mit dem Auge verfolgte, in Erstaunen über meine Frechheit. Als er aber sah, daß ich mich betrug wie die Uebrigen, und um den ehernen Ring, welchen das Monument einschließt, welches das Haupt des Märtyrers enthält, herumging, und dann die gewöhnliche Stellung zum Gebet annahm, so kam er auch und betete an meiner Seite.

Ich muß jedoch bemerken, daß meine übrigen muhammedanischen Freunde keineswegs so excentrisch sind als Ahmed. Ich begnüge mich bei ihnen mit den gewöhnlichen Formeln ägyptischer Höflichkeit und Gastfreundschaft, gebe ihnen Pfeifen und Kaffee wenn sie kommen, und lade sie ein, an meinem Essen Theil zu nehmen. Ich habe viele ihrer Mittheilungen

niedergeschrieben und seitdem übersetzt, und hoffe, so die möglichste Treue in meinen Berichten beobachtet zu haben.

Reise längs der Küste Norwegens von Bergen nach Christiania.

1. Reise nach Tellemarken.

Das norwegische Dampfschiff Prinz Oskar, welches nun wegen Untauglichkeit abgeschafft ist, unternahm damals diese Reise von 120 geographischen Meilen in 4 bis 5 Tagen. Jetzt wird sie vom Dampfschiff Constitution ausgeführt. Das Schiff läuft in alle Hafenorte ein, um Passagiere, Briefe, Pakete und Lasten abzusetzen und aufzunehmen. Die Dampfschifffahrt hat auf den Verkehr dieser öden Küste einen wohlthätigen Einfluß geübt. Bergen ist von den drei Hauptstädten Norwegens die größte, volkreichste und in jeder Rücksicht ansehnlichste Stadt. Wenn auch die schroffen Umgebungen Bergens durch den wüsten Anblick einer fast gänzlichen Baumlosigkeit, zu dem sich fortwährend ein finsterer Himmel gesellt, sehr auffallend contrastiren gegen die reizenden mildern Umgebungen von Christiania, so gewährt doch Bergen für den Fremden mehr Interesse. Der Bewohner von Bergen verläßt sein Haus nie ohne Regenschirm. Man erzählte von einem Engländer, der Bergen im Regen verlassen hatte und nach einem Jahr im Regen wieder zurückkam, daß er ärgerlich fragte: „Regnet es denn noch in Bergen?“ Die Stadt bildet um den Golf ein längliches Hufeisen. Sie erhebt sich amphitheatralisch um diesen schönen und sichern Hafen. Unmittelbar hinter der Stadt steigen schroff und kahl die Felsen des Fidvfjeld zu einer ansehnlichen Höhe auf. Man erblickt auf einzelnen schmalen Absätzen einige Landhäuschen, und hätten nicht die Bewohner dieser Häuser Bäume um sich her gepflanzt, so würde man auf den langen verödeten und abschreckenden Abdachungen nirgends eine Spur von Vegetation entdecken. Kommt man von der Seeseite in den Golf, so fällt links dicht am Wasser eine lange Reihe hoher Häuser durch ihre Gleichförmigkeit auf. Man nennt sie „die deutsche Brücke.“ Ihre Giebel stehen alle nach vorn. Es sind ursprünglich die Komptoirs und Waarenmagazine einer Gesellschaft deutscher Kaufleute (jetzt lauter Normänner), die das ausschließende Recht haben mit den Norrlandsfahrern zu handeln und die Preise für ihre getrockneten Fische zu bestimmen. Zwischen diesen hohen Packhäusern bilden sich lange schmale Hinterhöfe, in denen man zu beiden Seiten die großen Remisen erblickt, darin eine ungeheure Menge Fische aufgelagert ist. Der Fischgeruch ist betäubend, und die ganze Atmosphäre der Stadt ist von diesen widrigen Dünsten angefüllt.

Noch vor der deutschen Brücke erscheint links die alte Veste Bergenhuus. Ihr gegenüber das kleine Fort Fredericksberg. Beide Fortifikationen vertheidigen den Eingang des Hafens. Bergenhuus mit geringer Erhebung über dem Wasserspiegel gewährt die niedere rasirende Bestreichung. Fredericksberg aber liegt erhaben. Außerdem liegt weiter außerhalb auf einer flachen Klippeninsel die Batterie Heggernäs. Das bunte Gewimmel im Hafen gewährt einen unterhaltenden Anblick: Norrlandsfahrer und Hafstrider in ihrer eigenthümlichen Tracht neben den Spaniern und andern Südländern, welche hier ihre Fastenspeisen kaufen. Wir konnten bei unserer Ankunft nur mit Mühe durch die vielen Schiffe kommen, welche hier vor Anker lagen. Am anziehendsten erschienen die Segelboote der Norrlandsfahrer, wenn wir uns die gefahrvolle Reise dachten, die sie damit bestanden hatten. Bis auf den halben Mast mit Fischen bepackt, segeln sie durch die gefährlichen Klippen im Sturm an einer Küste entlang, deren schroffe Felsspitzen den Schiffbrüchigen statt Rettung die Zähne weisen.

Die Rechnungen der Gastwirthe in Christiania hatten uns klüger gemacht. Wir vermieden in Bergen die sogenannten Hotels, und suchten nach hiesiger Sitte ganz bescheiden ein billiges Privatlogis. Ein Tischlermeister nahm uns auf. Er war für die bequeme Aufnahme der Fremden recht gut eingerichtet. Von seinen drei Töchtern zeichnete sich die älteste durch feinere Manieren aus. Für uns aber besaß sie noch die besondere Liebenswürdigkeit, daß sie fertig deutsch sprach. Sie war nie in Deutschland gewesen. Sie hatte das, was sie konnte, in der hiesigen Stadtschule erlernt, und nachher durch Lesen geübt. Ihrer Sprache fehlte bloß der richtige Accent, den man im Umgang erst kennen lernen kann, was sie jedoch recht gut fühlte. Ihre beiden Schwestern waren unangenehm und etwas tölpelhaft. Sie sprachen und verstanden kein Wort deutsch. Der alte Vater war ein braver tüchtiger Meister, der seine Zunftgesellen in strenger Zucht hielt, und mit großer Geringschätzung von der bei uns eingeführten Gewerbsfreiheit sprach.

Die Stadt ist unregelmäßig gebaut, und besteht meist aus hölzernen Häusern, die einen äußerst saubern Oelanstrich haben. Die meisten Straßen sind eng, krumm und bergig. Die Strandstraße, unten am Wasser, scheint der Centralpunkt aller Nachfragen, Wünsche und Bedürfnisse zu seyn. Hier sieht man Kunst- und Kaufläden, und in der Straße immer den regsten Verkehr. Um 11 Uhr trat auf dem Marktplatz die Wachtparade an: 50 Mann und 1 Tambour. Sehr malpropre. Am Sonntag hatte sie Janitscharenmusik, bei der freilich die große Trommel die Hauptrolle spielte, was zur Verdeckung mancher Dissonanzen auch nützlich war. Das lebhafteste Menschengewühl fanden wir auf dem Fischmarkt. Dort kaufte man den schönsten geräucherten Lachs für 10 Schilling (2 Silbergroschen 10 Pfennig), den frischen für 6 Schilling. In Bergen lebt man weit wohlfeiler als in Christiania. Der Ingenieurlieutenant Mandal zeigte uns die Fortifikationen, wobei er mit uns in dem zierlichen Festungsboot, welches mit vier Segeln versehen war, auf dem Golf herumsegelte. Die Veste Bergenhuus ist das bedeutendste Werk. In derselben steht der alte Walkendorf'sche Thurm, der seinen Namen nach einem General führt, welcher ihn einmal tapfer vertheidigte. Er ist viereckig, kolossal und von hohem Alter. Von dieser Veste wurden sonst die aufrührerischen Bürger der Stadt im Zaum gehalten.

Der interessanteste Punkt bei Bergen ist der Gipfel des Fidvfjeld, auf dem man in einer ansehnlichen Höhe über der Stadt ist, und dieselbe fast so vertikal unter sich hat, daß man von hier oben den Grundriß derselben entwerfen könnte. Der Blick ins weite Weltmeer ist erhaben. Ein steiniger Fußpfad führt aus der Stadt in lauter Zickzacks hinauf. Nach einer alten Sitte üben sich die Bürger der Stadt im Artilleriedienst. Dazu werden gewisse Nachmittage in der Woche bestimmt. Die Kanonen, welche auf den Festungswällen herum liegen, werden dabei benutzt. Die Offiziere wählen sie aus ihrer Mitte, und ein Artillerieoffizier von der Armee leitet das Ganze. Jeder Bürger vom 18ten bis 50sten Lebensjahre ist zu diesen Uebungen verpflichtet. Man betrachtet jedoch das Ganze als Spielerei oder nutzlose Quälerei, und mein alter Tischlermeister klagte sehr über die dadurch verursachte Störung seiner Arbeit.

Der Tag unserer Abreise nach Christiania war bestimmt. Das Dampfschiff Oskar lag bereit, und es ward gern gesehen, daß man sich schon Abends am Bord des Schiffes einfand, weil es mit Tagesanbruch absuhr. Demzufolge waren die Lagerstellen des Schiffes für die Aufnahme der Passagiere schon Abends vorher eingerichtet, und manche Bowle Glühwein und Punsch ward frühzeitiger genossen zur Bereicherung der Restauration, die der Kapitän für seine Rechnung führen ließ, und deßhalb wohl eigentlich die frühere Aufnahme der Reisenden einrichtete. Allein dieß war keine Nacht zum Schlafen. Das Schiff schien schon am Abend der Sammelplatz allerlei Gesindels zu seyn, dazu das Toben der Trinkenden, welches der Kapitän begünstigte, statt ihm zu steuern.

Um 1 Uhr Morgens wurden die Anker gelichtet. Die Sonne ging freundlich auf und die Atmosphäre war ganz klar; ein seltener Morgen in Bergen. Bis gegen Mittag fuhren wir in stillem Wasser zwischen niedrigen Klippen hindurch, deren kahles weißgraues Ansehen abschreckend ist. Staunend erblickten wir in dieser öden Klippenwüste die Wohnung eines Fischers. Der mag keine Neigung zur Melancholie haben. In dieser todten starren Natur, wo man nichts weiter hört als das Brausen des Meeres und das Klagegeschrei der Seemöven. Aber bald erscheinen sogar saubere Gehöfte zwischen den Klippen, wo die Wiesenflecken einen größern Umfang haben. Sie sind die einzige Vegetation in dieser völlig baumlosen Gegend. Mittags kamen wir aus dem stillen Wasser des Bommelfjord in die freie See, behielten aber die Felsenküste stets im Auge. Auf einzelnen Felskuppen stehen Bautasteine, welche die Vorfahren zur Bezeichnung irgend eines merkwürdigen Vorfalls, einer Seeschlacht u. dgl. aufrichteten. Sie stehen meist auf den erhabensten Klippen, und sind von solchem Umfang, daß man nicht begreift, wie Menschenkräfte sie dorthin gebracht haben. Zuweilen sind mehrere pyramidalisch über einander gestellt; sie trotzen seit Jahrhunderten den heftigsten Seestürmen. Diese Denkmäler einer berühmten Vorzeit geben jener Gegend in historischer Hinsicht ein besonderes Ansehen. Hier soll der Kriegsschauplatz des großen und mächtigen Königs Harald Harfager gewesen seyn, der mit dem Ruf seiner Heldenthaten zur See die ganze Gegend in Erstaunen setzte.

Die niedrigen kahlen Klippen bilden mit ihrer abgerundeten Form das charakteristische Gemälde der ganzen Küstenstrecke. Beim Ort Hogsund sahen wir die ersten kleinen Getreidefelder. Wir fahren in den langen Sund hinein, den die Insel Karmöen mit der Küste bildet. Diese flache Insel gewährt durch ihre Fruchtbarkeit hier einen seltsamen Anblick. Auf ihr liegen die Ruinen der Kirche Augwaldsnäs, die durch ihr hohes Alter eine Berühmtheit erlangt haben. Man hat eine neue Kirche an diesen Ruinen angebaut, wohin die Bewohner der umliegenden Klippeninseln die oft stürmischen Sonntagsfahrten in ihren kleinen Segelböten unternehmen. Außer einigen Bäumen, welche die Wohnung des Predigers beschatten, sieht man nichts als Felsen und Wasser. Es soll noch zwei Kirchen auf der Insel geben, die mit der vorigen eine Probstei bilden, zu der über 6000 Menschen gehören, die vom Fischfang leben. Andern Tags trafen wir in dem Hafen Stavanger ein. Die Stadt erhebt sich terrassenförmig auf kahlen Felsen rings um den kleinen Hafen. Die andern Umgebungen bestehen aus anmuthig grünen Hügeln mit Kornfeldern und einzelnen großen Gehöften. Das Merkwürdigste von Stavanger ist der Häringsfang. Die Häringe nehmen ihren Zug in die weite Bucht von Stavanger, und die Zahl der gefangenen ist dann erstaunenswerth. Man findet in dieser entlegenen kleinen Stadt eine höhere Schulanstalt als Vorbereitung zur Universität, in der außer den übrigen 50 Schüler ihre Ausbildung auf königliche Kosten erhalten. Einige niedrige Erdschanzen an der Ostseite des Hafens scheinen den Eingang vertheidigen zu wollen. Wir hielten eine halbe Stunde im Hafen, um Briefe, Passagiere und Pakete abzugeben und aufzunehmen. In dieser Zeit wurde das ganze Ufer lebendig. Viele Neugierige umgaukelten mit ihren Böten unser Schiff. Es mag für diese entlegene Stadt die regelmäßige Ankunft des Dampfschiffes der unterhaltendste Moment im ganzen Jahre seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

In der Gesellschaft der englischen Architekten las ein Herr John Baton ein Memoire über die Anwendung der gothischen Baukunst auf neuere Gebäude vor; er schilderte darin den Verfall der gothischen Baukunst durch die Aufhebung der Klöster unter Heinrich VIII und die Einführung des italienischen Styls durch Holbein, Johann von Padua und andere, und verfolgte die Geschichte der Kunst bis zum Wiederaufleben des gothischen Styls unter Georg III unter den Auspicien von Walpole, Warburton, Bentham und andere. Von den Versuchen jener Zeit ging er über auf die vermehrte Kenntniß und Anwendung dieses Styls, wie er sich in den Planen zu den neuen Parlamentshäusern zeigt. In dieser kurzen Skizze beleuchtete er die Werke von Inigo Jones, Sir C. Wren und des kürzlich verstorbenen Herrn Wyatt, und sprach die Meinung aus, daß die Architektur des Mittelalters für England und die Bedürfnisse seiner Bewohner mehr tauge, als die klassische Bauart, wie sie die Tempel des alten Roms und Griechenlands zeigen.

In der Londoner Gesellschaft der Alterthumsforscher wurde eine Mittheilung von einem Herrn Amyott vorgelesen über ein Mausoleum zu Thugga in der Nähe von Tunis. Derselbe Stein ist zwar schon von Sir Grenville Temple und Bergia beschrieben worden, aber beide gaben die Inschrift sehr inkorrekt. Da der Stein zu groß ist, um so leicht fortgeschafft zu werden, so wurde unter der Aufsicht des englischen Konsuls zu Tunis, Sir Thomas Reade, von einem deutschen Künstler eine genaue Zeichnung davon entworfen. Diese Zeichnung begleitete den Bericht, und einige andere Abbildungen von Denkmälern aus Karthago waren beigefügt. Der englische Konsul bemerkte dabei, daß die Ueberreste der Denkmäler und Inschriften in diesem Theil Afrika's so zahlreich seyen, daß es sich reichlich verlohnen würde, wenn eine Gesellschaft einen tauglichen Mann hinsenden wollte, um sie zu untersuchen.

In dem verflossenen Frühjahr wurden von den Herren Duhamel und Aigremont in den nördlichen Meeren Versuche angestellt, die Höhe der Meereswellen zu messen, wenn sie nach einem heftigen Sturm wogen aufwogen. Das mittlere Resultat ergab 40 Fuß.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 10** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Proben aus dem englischen Dichter Marlowe. Von Fr. Notter. — Der Notar von Chantilly. Von Leon Gozlan.

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 33.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 Februar 1837.

Das Faktoreisystem.

Unter diesem Namen versteht man in England hauptsächlich das System, die Manufakturen in großem Maßstabe durch eine Unzahl von Händen, namentlich durch Kinder zu betreiben. Das Schreckliche dieses Systems, das so vielen tausend Kindern Leben und Gesundheit kostete, ist schon öfters in England zur Sprache gekommen, und wir haben bereits im Jahre 1833 aus Bulwers bekanntem Werke: England und die Engländer, zahlreiche Notizen über diesen Gegenstand mitgetheilt, so daß es unnöthig ist, hier in das Detail der absichtlichen und unabsichtlichen Mißhandlungen, denen das jugendliche Alter dabei ausgesetzt ist, einzugehen, und wir beschränken uns hier auf eine übersichtliche Geschichte der Einmischung des Parlamentes in diesen Gegenstand.

Seit Arkwright seinen Spinning Jenny erfand, wurde die Baumwollenspinnerei aus den Hütten der Armen in die großen Fabriken verlegt, welche sich in den Grafschaften Derbyshire, Nottinghamshire und namentlich in Lancashire an den Ufern der Flüsse erhoben; Tausende von Händen wurden plötzlich an diesen Orten nöthig, und da die kleinen zarten Finger der Kinder dem Zwecke bei weitem am besten entsprachen, so entstand augenblicklich die Sitte, sich Lehrlinge aus den Arbeitshäusern der Kirchspiele in London, Birmingham u. s. w. zu verschaffen. Viele Tausende dieser kleinen unglücklichen Geschöpfe von 7 bis 13 oder 14 Jahren wurden alsbald nach dem Norden gesendet, wo der Fabrikherr sie kleidete und nährte, und für ihre Unterkunft in einem besondern Hause Sorge trug. Aufseher wurden angestellt, deren Interesse es war, die Kinder aufs äußerste anzustrengen, weil ihre Bezahlung mit der Quantität der von ihnen erpreßten Arbeit im Verhältniß stand. Es liegen Zeugnisse genug vor, daß an diesen unglücklichen Geschöpfen die furchtbarsten Grausamkeiten begangen wurden, daß man sie peitschte, fesselte, und auf die ausgesuchteste Weise quälte, ja in vielen Fällen den bittersten Hunger leiden ließ, während sie zur Arbeit gepeitscht wurden, so daß die Fälle nicht selten sind, wo Kinder im zartesten Alter sich aus Verzweiflung den Tod gaben.

Der Gewinn der Manufakturisten war ungeheuer; dieß schärfte aber nur die Begierde, und die Manufakturisten verfielen auf ein Auskunftsmittel, das ihnen diesen außerordentlichen Gewinn ohne irgend eine mögliche Beschränkung zu sichern schien. Sie begannen die Nachtarbeit, d. h., wenn die eine Abtheilung durch die Arbeit des ganzen Tages erschöpft war, kam die andere die Nacht hindurch an die Reihe, die Tagesabtheilung ging in die Betten, welche die Nachtabtheilung eben verlassen hatte, und umgekehrt ging die Nachtabtheilung in die Betten, wenn Morgens die Tagesabtheilung sie verließ. Es wurde in Lancashire sprüchwörtlich, daß die Betten niemals kalt wurden. Dieses Verbrechen an der Natur rächte sich, ansteckende Krankheiten brachen aus, und verbreiteten ihre Verheerungen rings umher. Die Nachbarschaft gerieth in Unruhe, Korrespondenzen erschienen in den Zeitungen, und ein allgemeiner Schrei des Entsetzens erhob sich, als die in diesen entlegenen Höhlen des Jammers begangenen Abscheulichkeiten auch nur zum Teil bekannt wurden. Die Manufakturherren selbst, gegen die Stimme der Menschlichkeit taub, blieben wenigstens nicht unempfindlich gegen die bösartigen Krankheiten, noch waren sie stark genug, der öffentlichen Stimme zu trotzen, und so wurde zu Manchester eine Gesundheitskommission niedergesetzt, welche im Jahre 1796 einen Bericht abstattete.

Eine Untersuchung, die einen Bericht, und ein Bericht, der nichts zur Folge hatte, beschwichtigte die Gewissen, oder zum mindesten die Furcht. Als die Gefahren der Ansteckung vorüber waren, wurden die Vorsichtsmaßregeln der Milde vergessen, und „Mammon eröffnete abermals den Feldzug mit Moloch.“ Spätere Committees und Erzählungen von einzelnen Privatpersonen enthielten manche Schreckensgeschichte, aber den ganzen Umfang dieser Scheußlichkeiten wird die Welt nie erfahren. Hunderte und Tausende dieser verlassenen Geschöpfe, ohne Vater, Mutter oder sonstigen Beschützer, wurden in ganzen Wagenladungen nach diesen Höhlen des Todes gesandt, wo alle Arten von Leiden ihrer warteten, unaufhörliche Arbeit, Tag und Nacht hindurch, unerträglich gemacht durch Lärmen und pestilenzialischen Gestank, eckelhafte und spärliche Nahrung, Schmutz und Krankheiten, endlich Riemen und Stöcke, um ihren Muth zu beleben

und ihre Stärke zu erneuern. In einer Debatte im J. 1815 schilderte ein Hr. Horner das Verfahren bei diesem sogenannten Lehrlingssystem auf folgende Weise: „Es ist eine bekannte Thatsache, daß mit dem Mobiliar eines Fallirten eine Abtheilung dieser Kinder zum Verkaufe ausgesetzt, und öffentlich als ein Theil des Eigenthums angekündigt wurde. Ein entsetzlicher Fall kam vor zwei Jahren vor den Gerichtshof der Kings-Bench, wonach eine Anzahl solcher Knaben von einem Londoner Kirchspiel einem Manufakturisten in die Lehre gegeben, von diesem an einen andern übertragen worden war, und von einigen wohlwollenden Menschen in einem halb verhungerten Zustande aufgefunden wurde. Ein anderes Londoner Kirchspiel hatte mit einem Manufakturisten in Lancashire eine Uebereinkunft abgeschlossen, wonach er bei je 20 Stück gesunder Kinder auch einen Blödsinnigen annehmen mußte." Um dem Wachsthum solcher Uebel vorzubeugen, brachte der verstorbene Sir Robert Peel zuerst im J. 1802 eine Bill zum Schutz der Kinder ins Parlament, und erhielt endlich eine Akte.

(Schluß folgt.)

Das neuere Aegypten.

Klima und Einwohner.

Es ist eine allgemeine Bemerkung, daß viele der auffallendsten Eigenthümlichkeiten in den Sitten, Gewohnheiten und dem Charakter einer Nation den physischen Eigenthümlichkeiten des Landes zuzuschreiben ist, und dieß mag wohl in besonders hohem Grade bei den neuern Aegyptiern der Fall seyn.

Der Nil in seinem Laufe durch das schmale gekrümmte Thal des obern, so wie durch die Ebenen des untern Aegyptens ist mit Ausnahme weniger Stellen von bebauten Feldern eingeschlossen, welche er selbst geschaffen hat. Diese angebauten Striche sind indeß nicht vollkommen eben, sondern in einiger Entfernung vom Fluß etwas niederer als in dessen unmittelbarer Nähe, weil die Strömung des Flusses den Schlamm zunächst an dem Ufer höher aufwirft. Palmenwäldchen und Dörfer sind über die Ebene hin verstreut, und zahlreiche Kanäle durchschneiden sie. Dem Strom verdanken bekanntlich die Bewohner die Fruchtbarkeit ihres Bodens, indem nur sehr selten Regen fällt, und da der Strom immer zu gleicher Zeit anschwillt und fällt, so sind auch die Jahrszeiten ausnehmend regelmäßig, und der Landmann kann die Anordnungen hinsichtlich seiner Arbeit mit der größten Genauigkeit treffen. Gewöhnlich ist diese Arbeit leicht, muß er aber, um die Felder zu bewässern, das Wasser treiben, dann ist sie ungemein schwer.

Das Klima Aegyptens ist den größten Theil des Jahres hindurch sehr gesund, mit Ausnahme des Spätherbstes, wo die Ausdünstungen des Bodens nach der Ueberschwemmung der Gesundheit nachtheilig werden: sie sind Ursache, daß Augenkrankheiten, Durchfall u. dgl. allgemeiner sind als in andern Jahreszeiten. Während etwa 50 Tage hindurch, welche Zeit Khemasin genannt wird, im Anfang Aprils beginnt und den Mai hindurch dauert, herrschen heiße Südwinde, oft drei Tage nach einander fort, und sind, obwohl dabei selten der Thermometer in Unterägypten über 95° F. (28° R.), in Oberägypten über 105° (32½° R.) im Schatten steigt, doch selbst für die Eingebornen ungemein drückend. Wenn die Pest nach Aegypten kommt, so geschieht dieß gewöhnlich im Frühjahr und zur Zeit des Khemasin ist sie am heftigsten. Auch der Simum erscheint im Frühjahr und Sommer manchmal, doch dauert derselbe nie über eine Viertelstunde oder 20 Minuten; er kommt meistens aus Südost oder Südsüdost, und bringt Wolken von Staub und Sand mit sich. Die durchschnittliche Höhe des Thermometers Nachmittags und im Schatten beträgt in Unterägypten im Winter zwischen 50 und 60° F., in der heißesten Jahreszeit 90 bis 100, in Oberägypten etwa 10 Grade mehr. Indeß ist die Sonnenhitze selten sehr drückend, da meist Nordwinde wehen, und die Luft ausnehmend trocken ist. In Folge dieser Trockenheit ist die unmäßige Menge Staub eine große Unbequemlichkeit, und macht nebst einigen andern Plagen das Klima weit minder angenehm, als es sonst der Fall seyn würde. Im Frühjahr, Sommer und Herbst sind die Fliegen so zahlreich, daß sie während des Tags ungemein lästig werden, während die Muskitos bei Nacht und manchmal sogar bei Tage plagen. Jedes Haus, welches, wie dieß bei den meisten der Fall ist, viel Holzwerk hat, ist im Sommer mit Wanzen angefüllt, Läuse sind in keiner Jahrszeit ganz zu vermeiden, und bei kaltem Wetter sind Flöhe übermäßig zahlreich.

Das Klima Oberägyptens ist, obwohl heißer, doch gesünder als das Unterägyptens, die Pest geht selten über Cairo hinauf, und hält sich meist nur in den sumpfigen Theilen des Landes nahe am Mittelmeer; während der zehn Jahre, wo das Wasser besser abgeleitet und Quarantäne-Maßregeln ergriffen waren, um die Einschleppung der Krankheit aus andern Ländern zu verhüten, kamen außer in den erwähnten Theilen Unterägyptens wenig Pestfälle vor, und auch hier herrschte sie nicht sehr heftig. *) Auch die Augenkrankheiten sind in Unterägypten häufiger als in Oberägypten: sie entspringen gewöhnlich aus gehemmter Ausdünstung und verschlimmern sich durch den Staub und manche andere Ursachen. Wenn man zeitig Gegenmittel gebraucht, so bringt die Krankheit selten bleibenden Schaden, aber eine Menge Aegyptier wissen die Krankheit nicht zu behandeln, oder überlassen die Sache eigensinnig dem Schicksal, weßhalb sehr viele auf Einem, und eine nicht geringe Zahl auf beiden Augen blind werden.

Alte Leute sieht man nicht sehr viel in Aegypten, wie wenige aber erreichen auch in unsern Ländern ein sehr hohes Alter, ohne Krankheiten durchzumachen, welche ohne ärztliche Hülfe mit dem Tode geendet hätten; ärztliche Hülfe aber können in Aegypten nur sehr wenige Menschen erhalten. Die Hitze des Sommers ist hinreichend drückend, um Mattigkeit zu erzeu-

*) Dieß wurde vor der schrecklichen Pest des Jahres 1835 niedergeschrieben, welche ausgemachterweise aus der Türkei eingeschleppt wurde, und sich durch ganz Aegypten ausbreitete, obwohl die Verheerungen in Oberägypten nicht bedeutend waren; sie raffte in Cairo nicht weniger als 80,000 Menschen oder etwa ein Drittel der Bevölkerung weg, und in ganz Aegypten weit über 200,000.

gen, während sie zu gleicher Zeit zu Unmäßigkeit in sinnlichen Genüssen reizt. Die üppige Fruchtbarkeit reizt zur Trägheit, die Eingebornen bedürfen nur wenig Nahrung, und dieß Wenige verschaffen sie sich ohne viele Anstrengung.

Die neue ägyptische Hauptstadt heißt jetzt gewöhnlich Misr, was eigentlich der Name des ganzen Landes ist; der frühere Name Kahira, die siegreiche, ist veraltet. Sie liegt am Eingang des Thals von Oberägypten, in der Mitte zwischen dem Nil und der östlichen Bergkette Mokattam. Zwischen dem Strom und der Stadt ist ein größtentheils angebauter Landstrich, welcher im Norden, wo die Hafenstadt Bulak liegt, eine halbe Stunde, im Süden höchstens eine Viertelstunde breit ist. Die Hauptstadt nimmt etwa den 8ten Theil einer deutschen Quadratmeile ein, und ihre Bevölkerung beträgt ungefähr 240,000 Menschen; *) sie ist von einer Mauer umgeben, deren Thore bei Nacht geschlossen werden, und wird von einer Citadelle beherrscht, welche in einer Ecke der Stadt liegt. Die Straßen sind ungepflastert, meistens eng und unregelmäßig; ein Fremder, welcher zum Erstenmal durch die Straßen geht, könnte Kairo für eine sehr dicht bevölkerte Stadt halten, was aber nicht der Fall ist, wie man sogleich bemerkt, wenn man die Stadt von einem hohen Hause oder von dem Minaret einer Moschee herab sieht. Innerhalb der Mauern sind sehr viele leere Stellen, von denen einige während der Ueberschwemmung in Seen verwandelt sind; die Gärten, die Begräbnißplätze, die Höfe der Häuser und Moscheen, alles dieß nimmt einen bedeutenden Raum ein. Von der Einwohnerschaft sind etwa 190,000 ägyptische Moslems, etwa 10,000 Kopten, 3 bis 4000 Juden, der Ueberrest Fremde aus verschiedenen Ländern. Ungefähr ein Drittel der Bevölkerung oder 80,000 Menschen sind erwachsene Männer, darunter befinden sich 30,000 Kaufleute, Krämer und Handwerker, 20,000 Hausbediente und 15,000 gewöhnliche Arbeiter, Lastträger u. dgl., der Ueberrest besteht aus Militär- und Civildienern der Regierung.

Die Einwohnerzahl des ganzen Landes beträgt sicher unter 2 Millionen (s. Nr. 18 v. d. J.); zu der Zeit der Pharaonen mag sie 6 oder 7 Millionen betragen haben. Die gegenwärtigen Erzeugnisse des Bodens könnten, wenn nichts ausgeführt würde, eine Bevölkerung von 4 Millionen ernähren, und wenn aller anbaufähige Boden auch wirklich bebaut wäre, möchte der Ertrag für 8 Millionen hinreichen. Dieß wäre aber die größte Zahl, welche Aegypten in Jahren der günstigsten Ueberschwemmung erhalten könnte. Zu der Zeit der Pharaonen, wo der Ackerbau sehr blühend war, mag die Bevölkerung etwa die oben angegebene Zahl betragen haben, unter den Ptolemäern aber und später, wo sehr viel Korn ausgeführt wurde, war sie gewiß kaum halb so stark. Diese Berechnung stimmt mit der von Diodorus Siculus überein, dem zufolge Aegypten zu den Zeiten der alten Könige 7 Millionen, zu seiner Zeit aber nicht weniger als 3 Millionen Einwohner gehabt haben soll.

*) Auf diese Anzahl stieg die Bevölkerung von 200,000 Menschen seit dem Jahre 1830; inzwischen hat die Pest ein Drittel weggerafft, doch wird diese Lücke von den Dörfern her bald wieder ausgefüllt seyn.

Fortsetzung des Sklavenhandels.

Ein Schreiben aus Sierra Leone vom 8ten Oktober 1836 in der Naval and Military Gazette vom 10ten December v. J. enthält Folgendes: Unter dem neuen Vertrag mit Spanien wurden nicht weniger als 25 Schiffe weggenommen, ehe der Gerichtshof zu ihrer Aburtheilung recht installirt war, und zwei weitere gleich nachher, so daß wir eine Masse von Geschäften unter den Händen hatten, wie nie vorher. Volle drei Monate bedurften wir, um sie abzumachen: 24 Schiffe wurden zur Konfiskation verurtheilt und drei frei gelassen. Dieß wird für die Versicherungskompagnien zu Havana ein starker Schlag seyn, und die Prämien auf Sklavenschiffe bedeutend steigern. So weit ist es gut; so lange aber nicht alle europäischen und amerikanischen Staaten zur Unterdrückung dieses Handels mitwirken, wird das Ganze nicht mehr seyn, als ein Wechseln der Flagge. Schon jetzt gehen spanische Abenteurer unter portugiesischer Flagge; wenn dieß nicht mehr thunlich oder sicher ist, so wird man die Flagge von Montevideo oder irgend eine andere aufziehen.

Reise längs der Küste Norwegens von Bergen nach Christiania.

1. Reise nach Tellemarken.

(Fortsetzung.)

Aus dem Golf von Stavanger kamen wir in die freiere Nordsee. Sie wurde stürmisch, und es stellte sich die leidige Seekrankheit ein. Am bemitleidenswerthesten erschien dieß Uebel an zwei armen Bauersfrauen, die in einem hohen Alter waren, und sich gegenseitig Beistand leisten wollten, während beide schrecklich litten. Unzertrennlich hielten sie auf der weiten Reise an einander, ängstlich abgesondert von der übrigen Gesellschaft. Legten sie sich zur Ruhe, so half eine die andere entkleiden, und so beim Aufstehen wieder sich ankleiden. Sie erregten allgemeine Theilnahme, und man erfuhr, daß sie auf der Reise nach Stockholm begriffen waren, um dem König einen Prozeß persönlich vorzutragen. Der verehrte Monarch spricht jeden seiner Unterthanen, und wenn er ihre Bitten nicht gewähren, oder ihren Beschwerden nicht augenblicklich abhelfen kann, so erstattet er ihnen dennoch gewöhnlich die gehabten Reisekosten. Die Küste war eine Zeit lang unsern Blicken entrückt gewesen, und als wir sie wiedersahen, erschien sie in einem so veränderten Kleide, daß wir glaubten, plötzlich an Norddeutschlands anmuthigere Gestade versetzt zu seyn. Es war die Landschaft der Vogtei Jedderen mit 19,000 Bewohnern. Eine große unabsehbare Ebene, fast so niedrig als das Meer, auf der ansehnliche Kornfelder mit schönen Wiesen wechseln. Wir konnten nirgends eine auffallende Erhebung des flachen Strandes überm Meere wahrnehmen. Die Landschaft scheint fruchtbar zu seyn, denn sie ernährt viele Menschen in geschlossenen Dörfern, eine seltene Erscheinung in Norwegen. Aber nirgends ein Baum. Die Seestürme müssen dem Wachsthum der Bäume durchaus hinderlich seyn. In blauer Ferne hinter dieser Ebene erhebt sich mit langen Bergketten wieder die norwegische Natur.

Bei der Kirche Egguedal nimmt die Küste abermals jenen öden Klippencharakter an, den wir 10 deutsche Meilen lang gern vermißt hatten. Die ganze Fahrt an dieser Schärenküste hat etwas Besorgliches, da eine Menge Klippen mit ihren Spitzen dicht unterm Meeresspiegel

liegen und das Scheitern möglich machen, besonders wenn die See ruhig ist. Ist sie aber unruhig, so zeigt sie diese Stellen durch das hohe Aufspritzen der anschlagenden Wellen schon von weitem an. Unter unserer Schiffsmannschaft befand sich ein interessanter Matrose, der auf dieser weiten Tour eine seltene Bekanntschaft mit den gefahrvollen Klippen unterm Meere an den Tag legte. Sein Posten war fast fortwährend auf der hohen Räderbedachung. Von hier funkelten seine kleinen Augen unter der ungewöhnlich breiten Krempe eines wachsleinenen Huts weit ins Meer hinaus. Von hier gab er dem Steuermann die Direktion des Schiffes an. Er war in einem steten Branntweinrausch, und mitten im stürmischsten Unwetter belustigte er die Matrosen mit seiner unabläßig muntern Beredsamkeit. Seine Reden, denen man die ungetheilteste Aufmerksamkeit schenkte, mußten sehr verschiedenen Inhalts seyn, theils feierlich und ernst, theils scherzhaft, welches ich aus seinen wechselnden Deklamationen schloß. Aber man zollte ihm allgemeinen Beifall, und der Kapitän legte einen so hohen Werth auf diesen Menschen, daß er ihn in nichts genirte. Er wußte aus Erfahrung, daß er auch betrunken, oder vielmehr spirituös begeistert, seinen ausgezeichneten Dienst verrichtete. Noch einmal hatten wir im Vorbeifahren den angenehm wechselnden Anblick zweier fruchtbarer Inseln, Hitterde und Vandsöe, hinter denen wieder jenes starre Klippengemälde hervortrat. Das Kap Lindesnäs erscheint in demselben Kleide. Auf dem Kap steht eine kleine Warte oder Leuchtthurm, als die einzige Abwechslung in dieser einförmigen abschreckenden Klippenwüste.

Wir erreichten bald den Hafen von Mandal. Wer aus den angebauten Gegenden des Festlandes kommt, für den hat der Anblick dieser Städte viel Originelles. Die Häuser regellos zwischen kahlen Felsen herumgestreut wie Vogelnester, theils am Fuß derselben oder auf Absätzen, theils eingeklemmt zwischen Felsen oder unter überhängenden Partien. 1600 Menschen leben hier an der Mündung des fischreichen Mandalelv. Als wir den Hafen verließen, stürmte es so heftig in der See, daß der Kapitän schnell in der Bucht von Trye Schutz suchte, weil er der Maschine nicht mehr viel traute. Hier sahen wir deutlicher als je, wie die Seewinde dem Wachsthum der Bäume hinderlich sind, denn die einzigen Bäume standen auf denjenigen Abdachungen, die der Seeseite abgekehrt sind. Dieser Ort bildet einen von den vielen Ladeplätzen der Küste, auf denen jetzt Todtenstille herrscht. Es war 5 Uhr Abends, und da der Kapitän beschloß, den Sturm hier über Nacht abzuwarten, so gewährte uns in dieser einsam abgelegenen Felsenbucht die Anwesenheit mehrerer fröhlichen Passagiere die wünschenswertheste Unterhaltung. Unter ihnen trat die muntere Laune eines norwegischen Lieutenants hervor, der wegen Kränklichkeit den Dienst verlassen hatte und jetzt Dirigent einer Lencasterschule in Christiansand war. Nachdem er sich in norwegischen Volksliedern, in welche die Gesellschaft einstimmte, ganz heiser gesungen hatte, verschmähte er es nicht in meine deutschen Lieder mit einzustimmen. Mehrere derselben, besonders die beliebtesten von Körner, waren ihm und einigen Norwegern sogar bekannt und geläufig. Er sang den Text derselben norwegisch, was die Harmonie des Ganzen nicht störte. Den Rest der Nacht füllten wir mit Erzählen lustiger Geschichtchen aus, wobei wieder der Lieutenant Laaßen einem lebendigen Anekdotenalmanach glich. Er hatte die besondere Gefälligkeit, mir alle seine Geschichtchen im gebrochenen und sehr gequälten Deutsch zu wiederholen. Es gab auch einige Matrosen, die deutsch sprachen. Sie hatten es auf ihren Seereisen im Umgang mit Deutschen gelernt.

Andern Tags in der Frühe erreichten wir schon die Insel Fredreksholm. Sie liegt am Eingang zum Golf von Christiansand. Hinter den niedrigen Klippen derselben entdeckten wir die Dächer von drei bis vier Häusern, die mit einem Erdwall umgeben sind, darin eine Besatzung von einem Unteroffizier und einem Mann liegt. Dieß kleine Werk soll den Sund decken, der zwischen der Insel Fleckerde und dem Festlande gerade in den großen Golf von Christiansand hineinführt. Als wir weiter in den Golf kamen, erschien rechts die hohe Felsinsel Odderde, und auf derselben in einer Höhe von hundert Fuß eine verschanzte Batterie, die den vordern Eingang des Golfs bestreicht. Durch dieß Feuer gelangt man erst in das breitere Hafenwasser, wo man die ganze Stadt vor sich hat. Hier wird man wieder von dem Feuer des Forts Lamannsholmen im Rücken gefaßt, welches hinter dem Eingang in dem Hafen auf kahlen Klippen liegt, die kaum 40 Fuß hoch sind. Dieß Fort heißt auch Christiansholmen. Es scheint das größte Werk zu seyn mit hoch aufgemauerten Wällen. Gewiß bildet es die Hauptstärke der ganzen Hafenvertheidigung. Es liegt der Stadt gerade gegenüber, so daß es ein Leichtes ist, dieselbe von hier einzuäschern. Auf der andern Seite des Eingangs in den Hafen liegt eben so als Sekondärwerk des vorigen die Batterie Sandvigen. Sie ist mit einem niedrigen Erdwall versehen und liegt ganz tief am Strande; sie gewährt die niedere rasirende Bestreichung des Hafenwassers ebenfalls im Rücken des eingezogenen Feindes.

Den höchsten und ausgezeichnetsten Punkt bei Christiansand bilden auf dem östlichen Ende der Stadt die acht bis zehn Quarantänehäuser. Sie liegen auf der höchsten Spitze eines kahlen und steilen Felsens, von der man die ganze Stadt und Gegend weit übersieht. Der große vortreffliche Hafen gewährt einer ansehnlichen Kriegsflotte Raum und Schutz. Die Ankunft unseres Dampfschiffes erregte ein lebhaftes Getümmel im Hafen und am Ufer. Es verweilte hier mehrere Stunden, um aus- und einzuladen. Ich beschloß das Dampfschiff hier ganz zu verlassen, um den übrigen Theil der höchst interessanten Küstenstrecke bis Christiania zu Lande abzumachen. Der Gastwirth, bei dem ich in Christiansand logirte, besaß eine große Sprachfertigkeit. Ich hörte ihn eben so geläufig dänisch und norwegisch, als englisch und deutsch sprechen, obgleich er sonst nur ein Mann von gewöhnlicher Bildung war. Es ist dieß eine Bemerkung, die ich besonders in den größern Seestädten des Nordens öfter gemacht habe.

Nach Norden erstreckt sich vor der Stadt eine weite fruchtbare Ebene, deren Felder und Wiesen einen ergötzlichen Anblick gewähren, wenn man auf die höchsten Klippen steigt, welche am Golf liegend die Südseite der Stadt umkreisen. Man entdeckt dann auf dieser Ebene viele einzelne Gehöfte, sogar kleine Ortschaften und die zierlichen Landhäuser der Reichen. Die nächsten Umgebungen des Hafens bestehen aus kahlen mehr abgerundeten Felsen, auf denen sich hie und da eine grüne Moosdecke gebildet hat. Streckenweise steigen dieselben unmittelbar vom Wasserspiegel schroff auf, doch nirgends über 100 Fuß. Zuweilen steht aber auch ein schmaler Wiesenstrand vor den Felsen. Die Stadt selbst liegt auf einer ebenen Fläche und scheint nicht alt. Sie besteht aus 700 meist zweistöckigen Häusern, die aus dießem Holz gleich hoch erbaut und dabei sehr sauber angestrichen sind. Die Stadt ist regelmäßig angelegt. Die geraden Straßen durchschneiden sich rechtwinklicht in gleichen Abständen, und die vier Richtungen derselben gehen genau nach den vier Weltgegenden. Beklagenswerth ist jedoch die große Stille, welche jetzt im Handel herrscht. Wenn sich erst die Hauptstraßen einer Stadt mit Gras belegen, so weiß man bald woran man ist. Sie ist die Hauptstadt eines der vier Stifter Norwegens. Die Einwohner sind arm. Ein Theil ihrer Hauptnahrung hängt von den Stürmen des Kattegats ab, indem die verunglückten Schiffe hier Schutz suchen, sich ausbessern und verproviantiren. Zu diesem Behuf bestehen Magazine, Schiffswerften und eine Quarantäne.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 34.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 Februar 1837.

Das neuere Aegypten.

Charakteristik der Einwohner.

Arabische Moslems machen seit vielen Jahrhunderten fast die gesammte Bevölkerung Aegyptens aus: sie haben seine Sprache, seine Gesetze, seine Sitten geändert, und seine Hauptstadt zum Sitz arabischer Wissenschaft und Kultur gemacht, denn in jeder Hinsicht kann man Misr oder Cairo als die erste arabische Stadt unserer Zeit betrachten, und die Sitten seiner Einwohner sind im Ganzen dieselben, welche in den Städten Arabiens, Syriens, Nordafrika's und zum Theil auch der Türkei herrschen. Nirgend anderswo kann man eine so vollständige Kenntniß der civilisirtesten Klassen der Araber erhalten, denn die arabischen Aegyptier machen vier Fünftheile der Bevölkerung der Hauptstadt und sieben Achttheile der Bevölkerung des ganzen Landes aus.

Die ägyptischen Moslims stammen von sehr verschiedenen Stämmen und Familien ab, welche sich zu verschiedenen Zeiten, meistens jedoch gleich nach der Eroberung des Landes darin niederließen. Durch ihre Verheurathungen mit den Kopten und andern, welche zum Islam übergingen, so wie durch die Veränderung ihrer Lebensart, indem sie aus Nomaden Ackerbauer und Städtebewohner wurden, haben sie sich so verändert, daß zwischen ihnen und den Eingebornen aus Arabien ein großer Unterschied ist; doch sind sie nicht minder ächte Araber, als die Städtebevölkerung Arabiens selbst, unter welcher lange und sehr allgemein die Sitte herrschte, abyssinische Sklavinnen entweder statt eingeborner Frauen oder neben denselben zu halten, so daß sie den Abyssiniern eben so viel als den Arabern der Wüste gleichen. In der Hauptstadt sowohl als in den andern Städten ist der Unterschied der Stämme fast völlig erloschen, unter dem Landvolk aber oder den Fellahs hat er sich nebst manchen Beduinensitten noch erhalten.

Im Allgemeinen erreichen die Aegyptier eine Größe von 5 Fuß 8 bis 9 Zoll: Kinder unter 9 oder 10 Jahren haben meist schmächtige Glieder und einen schlappen Unterleib, wenn sie aber heranwachsen, verbessern sich ihre Formen und in reiferem Alter sind sie meist sehr proportionirt, die Männer muskulös und kräftig, die Frauen schön geformt und fleischig; doch sind weder Männer noch Weiber zu fett, und die Hauptstadt und einige andere Städte ausgenommen, wo das unthätige und schwelgerische Leben eine große Korpulenz erzeugt, sieht man nie sehr dicke Personen. Die Farbe der Bewohner des nördlichen Aegyptens ist gelb, und wird, je weiter nach Süden, desto tiefer braun. Das Gesicht der Männer ist meist ein schönes Oval, die Stirn mäßig hoch, aber meist vorstehend, die Augen tief eingesunken, schwarz und glänzend, die Nase gerade, aber ziemlich dick, die Lippen voll, die Zähne ausnehmend gut, der Bart schwarz und kraus, doch dünn. Sehr wenige arabische Moslims haben graue Augen, wie es scheint, ist aber diese Farbe bei Abkömmlingen von arabischen Frauen und Türken oder andern Fremden ziemlich häufig. Die Fellahs haben, weil sie stets der Sonne ausgesetzt sind, gleich den Beduinen die Gewohnheit, ihre Augen fortwährend halb geschlossen zu halten. Viele Aegyptier sind, wie schon erwähnt, auf einem oder beiden Augen blind.

Die Frauen sind von ihrem 14ten bis zum 18ten oder 20sten Jahre wahre Modelle von Schönheit, was die Körperformen betrifft, auch das Gesicht ist lieblich, bald nachher aber nehmen sie rasch ab, der Busen verliert seine Elasticität und wird schlapp, selbst so lange noch das Gesicht alle seine Schönheit behält, und obwohl in den meisten andern Beziehungen die Zeit sie nicht so schnell und so stark entstellt, so sind doch im 40sten Jahre viele, welche vorher ungemein reizend und anziehend waren, völlig häßlich. Im 9ten oder 10ten Jahre werden sie mannbar, doch erst im 15ten oder 16ten vollständig ausgebildet; sie zeichnen sich wie die Männer durch ein schönes ovales Gesicht aus, obwohl es manchmal ziemlich breit ist. Die Augen sind mit wenigen Ausnahmen schwarz und groß, haben lange schöne Wimpern, und einen ausnehmend sanften bezaubernden Ausdruck; die Lebhaftigkeit desselben wird noch erhöht durch das Schwärzen der Augenlieder mit einem schwarzen Pulver, Kohhl genannt, eine Sitte, welche unter den alten Aegyptiern beiderlei Geschlechts geherrscht hat. Die Frauen der höhern und mittlern Klassen und viele der ärmern färben gewisse Theile ihrer Hände und Füße, namentlich die Nägel und die innere Fläche mit den Blättern des Hennahbaums (Lawsonia inermis).

Das Färben der flachen Hand und der Fußsohle soll die Haut ungemein weich machen, und wahrscheinlich das Springen von der Hitze verhüten. Unter den Frauen der niedern Stände, namentlich in den kleinern Städten und auf den Dörfern, herrscht die Sitte, Hände, Füße und zum Theil auch das Gesicht zu tättuiren, die Operation wird mit mehreren zusammengebundenen Nadeln, meistens sieben, vorgenommen, gewisse Formen werden damit in die Haut gestochen, und Ruß mit etwas Weibermilch vermischt, eingerieben; eine Woche später, ehe die Haut heilt, wird ein Teig von gestoßenen frischen Kleeblättern darauf gelegt, was den Zeichen eine blaue oder grünliche Farbe gibt. Zigeunerweiber verrichten gewöhnlich diese Operation an Kindern von 5 bis 6 Jahren.

Ganz schöne Gesichter findet man unter den ägyptischen Frauen weit weniger, als ausgezeichnet schöne Körperformen. Auffallend ist bei den ägyptischen Frauen der aufrechte Gang, namentlich auch bei den Bäuerinnen, bei welchen er wahrscheinlich eine Folge der Gewohnheit ist, schwere Lasten auf dem Kopf zu tragen.

Das Faktoreisystem.

(Schluß.)

Indeß war aber eine große Veränderung in dem Manufakturbetrieb vor sich gegangen, welche die alten Anlagen von Manufakturen unnütz machte; die allgemeine Einführung der Dampfkraft nämlich ersetzte die Wasserräder, und führte die Fabriken in Städte und volkreiche Distrikte. Früher waren die Gebäude an fließenden Wassern, oft in sehr entfernten Lagen errichtet worden, da die Stärke des Falls bei weitem mehr in Anschlag kam, als die sonstige Umgebung. In die frühern Fabriken waren von London und Birmingham aus die Hände geliefert worden, die Zufuhr entsprach, um mit den Staatsökonomen zu reden, dem Begehr, und der Sklavenhandel aus den Arbeitshäusern der Kirchspiele ging so regelmäßig und mitleidslos fort wie der von Afrika nach Amerika. Jetzt herrschte die Dampfkraft, wo die Arbeit am weitesten gediehen war, und das Kapital begann in die Städte zu fließen; hier hauste aber die Habsucht so gierig und gewaltthätig, wie früher in der Einsamkeit an den Ufern der Gewässer, und trotz Gesetz und öffentlicher Meinung stieg das System des Trugs und der Grausamkeit, so daß Sir Robert Peel im J. 1816 im Parlament erklärte, „das System habe für die heranwachsende Generation so ernste und beunruhigende Folgen, daß er nicht ohne Schrecken daran denken könne, und das Maschinenwesen, die große Erfindung brittischen Scharfsinns, werde, statt ein Segen für die Nation zu seyn, in den bittersten Fluch sich umwandeln.“

Im folgenden Jahre wurde eine Committee niedergesetzt, um die Lage der Kinder in den Faktoreien zu untersuchen; ein Bericht wurde dem Hause erstattet, allein niemand trug auf eine legislative Maßregel an, und Sir Robert Peel wurde in diesem Jahre durch Krankheit in seiner gewöhnlichen Thätigkeit gehindert. Im J. 1818 aber brachte er eine Bill ins Parlament, und setzte sie nach lebhaftem Widerstande durch; nach den Bestimmungen dieser Maßregel sollten die Arbeitsstunden für alle Kinder zwischen neun und sechzehn Jahren auf eilf beschränkt werden. Die Bill wurde im Oberhause zum Ersten- und Zweitenmal verlesen, und dann zur weitern Zeugenvornahme an eine Committee verwiesen; vergebens widersetzte sich Lord Kenyon diesem Vorschlag, der nichts als Aufschub bezweckte, er wurde überstimmt; die Untersuchung begann, und die Bill ging verloren, weil darüber das Parlament vertagt wurde. Doch im folgenden Jahr erneute Lord Kenyon seine Bemühungen, und dießmal mit glücklicherem Erfolge: eine Bill ganz ähnlichen Inhalts, wie die vom Jahre 1818, ging durchs Oberhaus, kam dann an das Haus der Gemeinen, und wurde, nachdem man die Zahl der Arbeitsstunden von 11 auf 12 erhöht hatte, zum Gesetz.

Die Untersuchung war lange und weitläufig gewesen, 150 Zeugen waren vernommen worden, 70 gegen die Bill und 80 für dieselbe. Unter den Zeugen befanden sich nicht weniger als 31 Aerzte, von denen mehrere sich auf eine höchst gewissenlose Weise benahmen, und auf alle Fragen, ob die Kinder, ohne bleibenden Schaden für ihre Gesundheit, solchen anstrengenden Arbeiten ausgesetzt werden dürften, nur ausweichend antworteten. Wie das System früher beschaffen gewesen, mag man aus dem einfachen Umstande abnehmen, daß die Festsetzung von 12 Stunden täglicher Arbeit für Kinder von 9 bis 16 Jahren eine Erleichterung ihres Looses war; das Gesetz gestattete also immer noch 72 Arbeitsstunden in der Woche unter all dem Schmutz und Lärmen und in der stinkenden Atmosphäre, und was das Gesetz gestattete, das nahmen gewiß die Fabrikherren in vollem Maße, wenn irgend die Bestellungen lebhaft waren. Nach einigen Jahren suchte Sir John Hobhouse den Kindern eine abermalige Erleichterung zu verschaffen, allein seine Bill, welche 11 Stunden des Tages oder 66 in der Woche festsetzte, fand heftigen Widerstand bei den Flachsspinnern von Schottland, er setzte aber dennoch im J. 1825 durch, daß die Zahl der Arbeitsstunden auf 69 in der Woche beschränkt wurde, nämlich an 5 Tagen 12 Stunden und am Samstag 9. Aber seine Bill umfaßte nur die Baumwollenspinnereien. Im J. 1831 erhielt sie eine nochmalige Verbesserung, indem verboten wurde, Personen unter 21 Jahren bei Nacht arbeiten zu lassen; auch wurde zugleich das schutzberechtigte Alter von 16 auf 18 Jahre festgesetzt.

Diese Maßregeln konnten indeß dem Uebel nicht abhelfen, das durch die gewaltige Ausdehnung des Manufakturbetriebs immer weiter um sich griff; wäre man auch ganz dem Gesetze gemäß und mit Menschlichkeit verfahren, so war die Länge der Arbeitszeit doch barbarisch, und während die Manufakturen blühten, welkten die Kinder dahin. Endlich erschien ein neuer Kämpfer für die Sache dieser Unglücklichen, Hr. Sadler, der, mitten in den Manufakturdistrikten lebend, Zeuge war von den Leiden, welche die Habsucht unter der Sanction menschlicher Gesetze über die armen Kinder häufte. Er that alles Mögliche, um durch Rede und Schrift das Mitgefühl des Landes für dieselben zu gewinnen, ließ sich weder durch Hindernisse noch durch Verleumdungen abschrecken, und brachte im J. 1832 eine Bill ins Parlament, die von seinen ergrimmten Gegnern in der

Geburt erstickt wurde, indem man die Sache an eine Committee verwies. Doch die Sache schlug besser aus als man gehofft hatte, denn die Untersuchung brachte durch den Zeugenbeweis eine solche Masse von Verruchtheit und Elend an den Tag, daß die Frage in ihrem ganzen Umfang wieder auflebte. Zwar wurde die Sache hinausverzögert bis zum Schluß des Parlaments, dieses aufgelöst, und Hr. Sadler erhielt in dem neu gewählten keinen Sitz, aber Lord Ashley nahm im ersten reformirten Parlament, das sich im Jahre 1833 versammelte, die Sache wieder auf, und schlug am 5ten März eine Bill vor, welche die Arbeitszeit für alle Kinder von 9 bis 18 Jahren auf 10 Stunden beschränkte. Der Bericht der Committee hatte so viele Scheußlichkeiten an den Tag gebracht, daß die Manufakturherren kein Auskunftsmittel mehr vor sich sahen, als abermalige Verzögerung. Ein Hr. Wilson Patten schlug im April vor, daß die Regierung Kommissäre ernennen sollte, welche die Wahrheit der Zeugenaussagen an Ort und Stelle zu untersuchen hätten; die Minister unterstützten diesen Antrag, welcher endlich mit einer Mehrheit von zwei Stimmen durchging.

So weit hatten die Manufakturisten und ihre Freunde wieder gesiegt, aber die Kommissäre erhielten in ihren Nachforschungen dasselbe Resultat, was die Committee vorher erhalten hatte, und in manchen Fällen wäre es für die Manufakturisten besser gewesen, sich mit dem der letztern zu begnügen. Der allgemeine Bericht trug nun darauf an, Kinder unter 13 Jahren nicht über 8 Stunden arbeiten zu lassen. Die Gründe für einen solchen Unterschied der Kinder unter 13 und über 13 Jahren waren sehr schwach, und der Hauptgrund dagegen war, daß eine solche Unterscheidung den Manufakturisten unendlich viel Gelegenheit bot, das Gesetz zu umgehen; Lord Althorp, der damalige Führer des Unterhauses, machte in Gemäßheit der zahlreichen Zeugenbeweise für die jammervolle Mißhandlung der Kinder einen Vorschlag, dem zufolge Kinder unter 13 Jahren nicht mehr als 8, Kinder von 13 bis 18 Jahren aber 12 Stunden täglich arbeiten sollten. Nach einer Debatte, welche 10 Stunden dauerte, wurde dieser Vorschlag mit einer Majorität von 145 Stimmen angenommen, und Lord Ashley, welcher sah, daß seine Bill dadurch ihren wohlthätigen Charakter verloren habe, sagte sich ganz davon los, und übergab dieselbe in die Hand der Regierung. Der Erfolg war das Gesetz, welches gegenwärtig in den Faktoreien gültig ist, ein Gesetz, das in der Eile gefertigt worden war, um augenblickliche dringende Forderungen zufrieden zu stellen, ein Gesetz, das niemand billigte, und dennoch eine große Mehrzahl unterstützt hatte, die recht gut wußte, daß es unausführbar sey; aber es hatte einen großen Schein von Liberalität, erschien noch menschlicher, als die Bill Lord Ashley's, und Klauseln waren beigefügt über den Unterricht der Kinder, über deren Ausführung jedoch niemand wachte. Die schönen Vorwände gewannen einen leichten Sieg, die Regierung und die Manufakturisten erhielten ein Gesetz, das ein todter Buchstabe bleiben mußte, und die öffentliche Meinung war für eine Zeit wieder eingeschläfert. Der Versuch, welcher in der letzten Session gemacht wurde, zeigte zur Genüge, daß man entschlossen sey, das ganze Gesetz möglichst bald wieder abzuschaffen.

Durch eine hinterlistige Klausel wurde nämlich bestimmt, daß die Akte nur nach und nach in Wirksamkeit treten sollte: nach 6 Monaten sollten Kinder unter 11 Jahren die Wohlthat der Arbeitsbeschränkung auf 8 Stunden genießen, nach 18 Monaten die unter 12, und nach 30 Monaten die unter 13 Jahren. Zwei Jahre waren nach Erlassung dieses angeblich schützenden Gesetzes verlaufen, und das dritte hatte begonnen, als der Minister im Monat März 1836, nur 9 Tage, nachdem dasselbe in volle Kraft getreten, seine Absicht ankündigte, das Gesetz wieder auf denselben Standpunkt zu stellen, worin es ein Jahr vorher gewesen war, das heißt, alle Kinder zwischen 12 und 13 Jahren dem Schutze des Gesetzes zu entziehen, und die Sklaverei von mehr als 40,000 Kindern, meist Mädchen, gesetzlich zu machen. Dieser Vorschlag, der gegen alle Versprechungen und frühere Erklärungen der Regierung so entschieden anstieß, fand indeß einen Widerstand, woran sie nicht gedacht hatte: nach den gewöhnlichen Verzögerungen kam am 9ten Mai die neue Bill zur zweiten Lesung, fand aber entschlossenen Widerstand; man erinnerte die Manufakturisten und die Minister, daß die Akte des Jahres 1833 ihr eigenes Werk, und sie verpflichtet seyen, ihre Versprechungen und Verpflichtungen zu halten, oder daß sie, wenn sie das gegenwärtige schützende Gesetz abschaffen wollten, ein anderes an dessen Stelle in Vorschlag bringen müßten. Die Regierung pochte auf ihre Stärke, und trieb die Sache bis zur Abstimmung, wo sie aber unter 351 Mitgliedern nur eine Mehrheit von zwei Stimmen erhielt. Mit dieser geringen Mehrheit wagte sie nicht weiter zu gehen, und nahm ihren Antrag zurück, mit der Erklärung, daß sie überzeugt sey, das Parlament wolle mit dem gegenwärtigen Gesetz die Probe machen, in wie weit es sich als wohlthätig erweise. Wie man sagt, sollen seitdem den Inspektoren, welchen die Aufsicht in Betreff der Ausführung des Gesetzes anvertraut war, Weisungen zugegangen seyn, künftig in ihrer Pflicht strenger zu verfahren.

Dieß ist die Geschichte der Fortschritte, welche das Uebel gemacht hat, und der Bemühungen, eine gesetzliche Abhülfe zu bewirken; der Widerstand der Manufakturisten vermochte wohl die Abhülfe zu verzögern, aber nicht diejenigen, welche helfen wollen, zu entmuthigen; diese werden ihren Zweck unwandelbar verfolgen, und verlangen ein Gesetz, das die Arbeit für alle Minderjährigen auf 10 Stunden beschränke, in der vollen Ueberzeugung, daß dieß einerseits das Billigste für Herren und Arbeiter ist, und daß andererseits am leichtesten die Beobachtung desselben beaufsichtigt werden kann.

Mustela Khatiah.

Herr Hodgson hat im asiatischen Journal ein in Nepal einheimisches Thier beschrieben, das er zu den Iltißarten rechnet, und mit seinem indischen Namen Khatiah bezeichnet. Das Thier hat einen schönen Pelz, oben dunkelbraun, unten goldgelb und weiß am Kopfe; sein Schweif ist halb so lang als das Thier selbst, welches vom Ende der Schnauze bis zum Anfang des Schweifs zehn Zoll mißt. Man schätzt es in Nepal sehr, weil es die Häuser durch seine bloße An-

wesenheit von Ratten und Mäusen rein hält; auch läßt es sich sehr leicht zähmen.

Reise längs der Küste Norwegens von Bergen nach Christiania.

8. Reise nach Tellemarken.

(Fortsetzung.)

In Christiansand ist eine Lancasterschule unter der obern Leitung des Lieutenants, der wegen Kränklichkeit verabschiedet wurde. Er bezieht einen Gehalt von 500 Spezies (550 Thaler preußisch), dabei freie Wohnung und Feuerung. Den Unterricht selbst besorgte ein alter Lehrer. Ein Weiteres über diese Anstalt unter dem Artikel: Volksaufklärung in Norwegen. Die interessanteste Exkursion in der Umgegend ist die Fahrt nach dem Vigelandsfoß, einem sehenswerthen Wasserfall, den der Jorredal-Elo zwei Meilen nördlich von der Stadt bildet. Wir fuhren durch ein enges Wiesenthal, dessen frischer und üppiger Graswuchs die Anmuth desselben erhöhte. Zu beiden Seiten versperren kahle Felswände jeden Ausgang. Man kommt bei zierlichen Landhäusern vorbei, die mit ihren hübschen Gartenanlagen eine angenehme Unterhaltung gewähren. Doch überall Todtenstille, Thür- und Fensterladen geschlossen, als wären es die verlassenen Vergnügungsplätze einer bessern Vorzeit. Mit einer Wendung rechts gelangen wir in das Hauptthal des Jorredal-Elo, welches mit seinen üppigen Wiesen, mit seinen kleinen und fruchtbaren Aeckern, schönen Landhäusern und ansehnlichen Gehöften einen angenehmen Anblick gewährt. Die steilen Thalränder prangen im bunten Gemisch der mannichfaltigsten Laubhölzer, zwischen deren malerischen Gruppirungen hie und da ein kahler Felsblick hervorblickt, um den entzückten Beschauer stets an das Fundament dieses reizenden Naturgebäudes zu erinnern. Einige Gehöfte liegen wahrhaft romantisch auf der erhabenen Wiesenterrasse einer Thalwand. Gegen Mittag waren wir im Stationsort Mosbye, wo der Fahrweg enger und felsig wird und zuletzt gänzlich verschwindet. Hier wird das Wagenpferd gesattelt und die Reise geht zu Pferde weiter. Der Reitweg führt über gewaltige Felsblöcke, die regellos so über einander liegen, daß man nur mit dem Vertrauen auf die Sicherheit eines norwegischen Pferdes im Sattel bleibt. Ist man erst darüber weg, so wundert man sich über das vollbrachte Wagstück. Einzelne Bäche stürzen von den steilen Bergwänden quer über den Weg, und das gutmüthige Thier trägt seinen Reiter mit gewohnter Ruhe und Besonnenheit und mit einer seltenen Dreistigkeit durch die schäumenden Wogen, unter denen ein zerrissenes Felsbett jeden Tritt unsicher zu machen scheint. Wir mußten sogar eine Strecke in einem solchen wilden Gebirgsbach ziemlich steil hinabreiten. Mein Begleiter, der Besitzer des Pferdes, mußte diese Passagen auf weiten Umwegen umgehen, theils sich mit gewaltigen Sprüngen helfen.

Endlich erblicken wir von einem hohen Standpunct durch eine waldfreie Durchsicht die hochaufsteigenden Dunstsäulen des schönen Vigelandsfoß. Die stille Waldgegend ist erfüllt von dem donnerähnlichen Getöse dieses Wasserfalles. Weiter hinauf erscheint ein zweiter Fall, wo sich der Strom, zwischen Felsen zusammengepreßt, mit einer Wuth hindurchstürzt, deren fürchterliches Brausen und Kochen einen unterhaltenden Anblick gewährt. Diese enge Kluft bildet in gekrümmtem Lauf eine ansehnliche Strecke, durch die man nicht ohne Schauder bis in den Thalkessel hinabblickt, wo der reißende Strom seine schäumenden Wogen hinabstürzt.

Wir trafen heute Abends 6 Uhr wieder in Christiansand ein. Unser Gastwirth wartete mit einem schönen Abendbrod, wohl wissend, daß wir auf unserer heutigen Fahrt wenig erhalten hatten. Er war vormals Schiffskapitän und in bessern Umständen gewesen. Sein unaufhörliches Tabakkauen, eine unangenehme Gewohnheit der Seeleute, war uns bei der Tischunterhaltung zuwider. Ein englischer Schiffskapitän mit seinem Steuermann, beide finster und einsylbig, trugen eben nicht dazu bei, die Tischunterhaltung zu beleben. Sie hatten Schiffbruch gelitten, und waren schon drei Monate mit Ausbesserung ihres Schiffes beschäftigt.

Während unseres mehrtägigen Aufenthalts in Christiansand bot der Himmel wenig heitere Tage dar. Ich sah, daß man auch hier, wie in Bergen, nie ohne Regenschirm sein Haus verließ, und erfuhr, daß die unbewölkten Tage zu den Seltenheiten gehören. Unglückliches Land! Die Zahl der hülfsbedürftigen Stadtarmen ist bedeutend. Die Noth derselben ist so groß und die Hülfe so dringend, daß jeder Bürger nach Verhältniß seiner Umstände einen ansehnlichen Beitrag jährlich abzugeben sich verpflichtet hat. Der preußische Konsul Reichard versicherte mich, daß er für seine Person jährlich 400 Spezies beisteuerte. Mit großer Erkenntlichkeit erinnere ich mich der gastfreien und wohlwollenden Aufnahme in seinem Hause, denn ich lernte in ihm einen vielseitig gebildeten Kaufmann kennen.

Von Christiansand verfolgen wir nun die höchst interessante Südküste Norwegens auf dem Landwege. Die erste Station zeigt uns jene große kultivirte Ebene, in der Christiansand liegt, dann folgt einförmiger Kiefernwald. Nur zuweilen erscheint ein See mit bewaldeten Felsufern, auf denen selten einmal ein einzelnes dürftiges Gehöfte liegt, wo sich eine kleine Wiesenterrasse gebildet hat. Die Grundmischung des Bodens ist Lehm. Er enthält alle die Bestandtheile, welche anderwärts in mildern Himmelsstrichen einen Boden fruchtbar machen. Der Weg durchschneidet steil auf- und abgehend eine Menge schmaler Thäler, in denen die Gewässer einen reißenden Lauf zum Meere hinab haben. Der Ackerbau befriedigt das Bedürfniß nicht, und so müssen Viehzucht, Fischerei und Holzhandel helfen. Das Innere des Landes von hier aus ist mit dichtem Wald von mancherlei Holzarten besetzt. Man sieht außer den majestätischen Pyramidentannen auch herrliche Eichen, Buchen und Ellern. Viele Sägemühlen verarbeiten das Holz fürs Ausland. Die Küstenstriche selbst sind jedoch meist waldfrei. Das Meer liefert hier Lachs, Hummer u. dgl. m.

In Station Lomseland bezahlte ich für Abendbrod, Nachtquartier und Frühstück 1 Mark (6⅔ Silbergroschen). Am auffallendsten ist in diesen Thalgegenden die üppige Grasvegetation. Die ländlichen Gasthöfe sind gut, und es ist für die Aufnahme der Reisenden in dieser entlegenen wenig besuchten Gegend mehr gesorgt, als in frequentern Gegenden Norddeutschlands. Die ländlichen Wohnungen liegen hier in geschlossenen Ortschaften beisammen. Sie haben ein gutes Ansehen. Da sie etwas weit aus einander liegen, so bilden sie mit ihren kultivirten Umgebungen die einzigen freien und fruchtbaren Oasen in diesen unermeßlich weiten Waldstrecken. Auffallend sauber und ansehnlich erscheinen die Dorfkirchen. Sie sind immer mit hübschen hohen Thürmen versehen, die öfters eine sehr geschmackvolle Form haben.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 35.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 Februar 1837.

Die Lage der Dinge in Tripoli.

Das Benehmen der Engländer, oder wenn man will, des englischen Konsuls in Tripoli wird immer unbegreiflicher; wir haben früher die Geschichte der Unruhen in jener Regentschaft *) und später den Ausgang derselben durch die Einmischung der Türken mitgetheilt, und müssen hier auf jene Schilderung zurückweisen. Schon damals haben wir zu zeigen versucht, daß die Engländer oder ihr Repräsentant, Oberst Warrington, es waren, welche die endliche Katastrophe herbeiführten, und darüber kann auch jetzt, wie man aus dem Nachfolgenden ersehen wird, kein Zweifel mehr seyn. In wie fern aber das Verfahren des englischen Konsuls von seiner Regierung gebilligt wurde, läßt sich nicht angeben, doch muß er im Allgemeinen bei derselben immer noch Unterstützung finden, oder seine eigenen geheimen Aufträge haben, da z. B. der englische Admiral, welcher vor vier Jahren im Mittelmeer kommandirte, Sir Pulteney Malcolm, sein Benehmen mehrmals tadelte, und auch dasselbe jetzt wieder bei den Engländern in Malta vielen Anstoß findet. In Tripoli selbst lassen sich die Begebenheiten seit den letzten fünf Jahren folgendermaßen zusammenfassen: der alte Pascha Jussuf Caramanli wurde durch die Forderungen seiner englischen Gläubiger, welche von dem englischen Konsul, Oberst Warrington, sehr nachdrücklich unterstützt worden, gedrängt, suchte sich durch Erpressungen zu helfen, in Folge deren ein Aufstand ausbrach, und der alte Jussuf, der Bewegung nicht mehr Meister, zu Gunsten seines Sohnes Ali abdankte. Gegen diesen, welcher sich durch seine Grausamkeit und seinen Geiz ohnehin verhaßt gemacht, dauerte die Empörung fort, und sein Neffe, Emhammed, trat, wie es scheint keineswegs aus eigenem Antrieb, an dessen Spitze. Der Krieg zog sich in die Länge, Hr. Warrington begünstigte sichtlich die Empörer, und Ali sah sich endlich genöthigt, sich an den Sultan um Beistand zu wenden. Es erscheint eine türkische Flotte, Ali wird hinterlistig auf ein Schiff gelockt und dort gefangen gehalten, während der türkische Befehlshaber sich als vom Sultan beauftragt erklärt, die Regierung zu übernehmen. Verrätherei bricht nun auch im Lager Emhammeds aus, dieser muß fliehen, und gibt sich, wie es scheint, aus Verzweiflung selbst den Tod. So saß für den Augenblick der türkische Abgeordnete fest auf dem Stuhle der Regentschaft, und nur die Araber im Innern wollten sich noch nicht unterwerfen.

Das Betragen des englischen Konsuls bei diesen Angelegenheiten ist zum mindesten in seinen Beweggründen nicht sehr klar. Die englischen Kaufleute und, wie man sagt, auch Herr Warrington selbst, hatten schon seit langer Zeit Schuldforderungen an den alten Jussuf zu machen, und vor vier Jahren schickte in Aufforderung Warringtons der Admiral Sir Pulteney Malcolm eine Fregatte und zwei Schaluppen unter Befehl des Kapitäns Dundas nach Tripoli, um diese Forderungen, welche sich auf mehr als 200,000 spanische Piaster belaufen haben sollen, zu unterstützen. Der Pascha war gerade damals mit einigen Stämmen des innern Landes, namentlich den Beni-Dleid, in Kampf verwickelt, er schützte die Unmöglichkeit vor, das Ganze auf einmal abzutragen, und versprach, 100 oder 110,000 Piaster alsbald zu entrichten. Die Kaufleute waren damals Willens, diesen Antrag anzunehmen, weil sie voraus sahen, daß wenn unter den vorwaltenden Umständen auch noch ein Streit mit der englischen Regierung beginne, und die englische Flagge eingezogen würde, eine völlige Revolution ausbrechen müsse; der Konsul dagegen soll dem Kapitän, wie auch schon früher dem Admiral vorgestellt haben, das Schloß enthalte einen Schatz von vielen Millionen, obwohl das Heer des Pascha's damals fast vor Mangel umkam, und der Thron selbst erschüttert war durch die vielen Unfälle, welche die Truppen erlitten hatten, und die wieder gut zu machen der alte Pascha außer Stand war. Was man erwartet hatte, erfolgte; als die brittische Flagge eingezogen wurde, brach eine Revolution aus, und der englische Konsul begab sich nicht an Bord eines englischen Kriegsschiffs, sondern auf ein anderes, welches er schon zu diesem Zweck gemiethet hatte, machte einen Ausflug nach Tunis und kehrte dann nach wenigen Tagen zurück, aber vorerst nicht in die Stadt, sondern in das Lager der Insurgenten, welche er von nun an offen unterstützte. Ob die Einmischung der Pforte auf

*) S. Nr. 182 ff. des Jahres 1835 und Nr. 58 des J. 1836.

seine Veranstaltung geschah oder nicht, kann hier gleichgültig seyn, gewiß ist aber, daß er, als sie erfolgte, Alles that, damit sie einen den Erwartungen der Pforte entsprechenden Ausgang nahm. Bis hieher ließe sich sein Betragen recht gut erklären, aber sein späteres Benehmen macht auch die Gründe des frühern höchst ungewiß. Kaum war nämlich die türkische Herrschaft ziemlich fest begründet, so daß nur noch einige Araberstämme sich widersetzten, so war es wieder der Konsul Warrington, der denselben Vorschub that, und einen Schmuggelhandel mit Waffen von Malta nach der tripolitanischen Küste zum Vortheil der Insurgenten begünstigte, so daß er mit den türkischen Behörden in eine fast offen feindselige Stellung gerieth.

Interessant ist es, die Ansicht eines verständigen Türken über das Benehmen der Engländer zu hören. Warrington hatte sich nach Konstantinopel begeben, um die Entschädigungsforderungen der englischen Kaufleute dort zu betreiben, und zwar, wie man behaupten will, nicht nur die alten Forderungen, sondern auch neuere für die Munitionslieferungen an die Insurgenten unter Emhammed. Darüber soll sich nun ein vornehmer Türke folgendermaßen geäußert haben: „Könnt Ihr vernünftigerweise erwarten, daß der Sultan Dinge bezahlen wird, welche man zur Vernichtung seiner Obergewalt in einer seiner Provinzen angewendet hat? Nach dem, was von Tripoli her verlautet, sind die Wege Eurer Regierung, wenn diese nämlich das bisherige Verfahren billigt, unerforschlich, denn sie führen zu keinem Ziel; sie sind unrecht und können darum keine Frucht bringen. Ihr habt den alten Pascha entthront: in welcher Absicht, zu welchem vernünftigen Zwecke, das wissen die am besten, welche es gethan haben. Die Thronfolge seines Sohnes Ali, obgleich sie durch des Sultans Ferman bestätigt war, habt Ihr bestritten, und Euch ihr widersetzt, während Ihr mit allen Mitteln einen Gegner seiner Gewalt unterstütztet, bis der Schatz dieses Fürsten, welchen er Euch nebst allen den Handelsquellen seines Landes öffnen wollte, erschöpft war, und er, wie es sich gebührte, den Sultan um Hülfe ansprechen mußte. Ihr seyd es, welche den Sohn wie den Vater entthront haben, und nun, da derjenige, welcher diese afrikanischen Throne zu vergeben hat, dazwischen getreten ist, um die erbitterten Leidenschaften zu beruhigen, und diesen Theil seines Reiches vor völliger Anarchie zu bewahren, so bestrebt Ihr Euch jetzt wiederum, auch ihn zu vertreiben. Was ist Euer Zweck? was wollt Ihr? Von drei Regierungen scheint Ihr auch nicht Eine gewollt zu haben. Wollt Ihr den Feind des Sultans, Mehemed Ali, an die Stelle der Caramanli setzen, oder den Bei von Tunis, oder irgend einen arabischen Häuptling in der Regentschaft Tripoli selbst, den man zu so hohen Dingen aufgemuntert hat? Laßt doch nicht Anarchie herrschen und gebt Eurer Politik einen Namen. Der Zweck aller Regierungen ist Ruhe, und wir suchen nicht mehr, um Euertwillen wie um unsertwillen, denn der Handel kann nur im Frieden blühen. Das Einzige, was man aus so widersprechenden Dingen, wie Eure bisherigen Thaten sind, abnehmen kann, besteht darin, daß Eure Politik in Afrika indirekt dem Sultan so feindlich ist, wie die Frankreichs. Könnt ihr Euch deßhalb wundern, daß unsere Gesinnung für Euch nicht mehr so warm ist, wie früher? Die Araber sind jetzt allzu uneinig, um sich unter einer Fahne in Afrika zu versammeln, wollte auch der Scherif von Mekka sie entfalten. Sie sind noch und werden stets ein furchtbares Volk im Vertheidigungskrieg seyn, aber die Sonne ihres Ruhms ist untergegangen in Dunkelheit, wie der vieler andern Nationen der Erde. Der Geist der Eroberung ist schon lange in ihnen todt: sie begehren nicht die Erbschaft, welche Gott andern Völkern verliehen hat, und um sie abermals zusammen unter eine Fahne zu sammeln, würde wahrscheinlich, so fanatisch sie auch sind, die Ankunft eines zweiten Propheten erfordert. Aber kann Europa wünschen, eine solche Wiedergeburt zu sehen, die Vereinigung aller der Elemente, welche durch ganz Afrika und Arabien vorhanden sind, und seinen Ufern gegenüber ein ungeheures Reich bilden würden? Wir wissen," fuhr er fort, „daß die Zeichen der Zeit die Annäherung der letzten Tage andeuten, aber Throne sind ein Geschenk Gottes, und die Bemühungen der Menschen, sie umzustoßen, werden nichts vermögen ohne seinen höchsten Willen. Der Name der Osmanlis ist noch mächtig; ohne eine Wiedergeburt der arabischen Macht, wie in den Zeiten des Kalifats, kann sein Ruhm zwar hie und da von Freund oder Feind gelegentlich einen Stoß erleiden, aber gewiß wird er nicht durch die Bemühungen irgend eines christlichen Volkes in einer der Regentschaften ausgerottet werden. Darum, wenn der Sultan sehen wird, daß nach allen Ausgaben, zu denen er veranlaßt wurde, Euer Zweck nicht ist, ihn zur Räumung Tripolis zu zwingen, dann wird es Zeit seyn, Bezahlung aller gerechten Ansprüche zu erwarten." Was ließe sich wohl gegen diese Argumentation einwenden, oder enthält allenfalls die Stelle, wo es heißt: das Einzige, was man aus diesem widersprechenden Betragen entnehmen kann, besteht darin, daß Eure Politik in Afrika indirekt dem Sultan so feindselig ist, als die Frankreichs; enthalten diese Worte vielleicht die Erklärung des Räthsels? Oberst Warrington hat schon viele Angriffe ausstehen müssen, wird er auch aus diesem, wie aus den frühern, siegreich hervorgehen?

So wie jetzt in Tripoli die Sachen stehen, wird der englische Konsul von dem türkischen Pascha mit völliger Nichtachtung behandelt, alle seine Klagen helfen zu nichts, und werden höchstens nach Konstantinopel berichtet. Die Erfolge der türkischen Waffen beim Eindringen ins Innere der Regentschaft waren nur theilweise glücklich, zu Mesurata ging der Krieg nur langsam vorwärts, doch wurden die Araber und Kurughlis in der Nähe dieses Orts von der Küste abgeschnitten, woher sie bisher ihre Kriegsmunition aus Malta zogen; indeß dauert dieser Handel noch fort in der Nähe von Zleiten, in geringer Entfernung westlich von Mesurata und östlich vom Kap dieses Namens am Eingang des Golfs von Syrtis, in dessen Nachbarschaft das Haupt des Aufstandes und die arabischen Stämme, welche seiner Fahne sich anschlossen, noch mächtig sind, und da sie gegenwärtig mit den Stämmen von Beni-Oleid und andern im Gebirge im Frieden, wo nicht in Freundschaft stehen, so können sie sich Lebensmittel sowohl aus Fezzan als aus den Provinzen diesseits des Atlas verschaffen. Dadurch sind sie im Stande, das Feld zu behaup-

ten, troß aller bisherigen Bemühungen der Türken, das Land zur Unterwerfung zu bringen. In andern Beziehungen lauten die Nachrichten aus Tripoli für den Sultan erfreulich: in der Hauptstadt selbst befestigt sich seine Macht täglich, und obgleich man von der Pforte neue Verstärkungen verlangen mußte, so herrscht doch allgemein die Vermuthung, daß die Macht des Sultans sich behaupten wird. Dieß soll größtentheils eine Folge des klugen Verfahrens des Gouverneurs seyn, der auf der einen Seite eine große Thätigkeit entfaltet, auf der andern Seite mild und nachsichtig ist, wo es sich irgend mit Sicherheit thun läßt. Zu Mesurata aber, welches der Schlüssel der Regentschaft ist, gilt nur das Schwert, wenigstens kann dieses allein die Bezahlung des Tributs sichern. Indeß wurden Unterhandlungen nicht gespart, und die Marabuts sollten sich äußerst geschäftig erwiesen haben, die Unterwerfung unter den Willen des Sultans, als des Fürsten der Gläubigen, herbeizuführen. Ruhe scheint jetzt dem langen Sturme zu folgen, und so viel scheint wenigstens gewiß, daß alle Leute von Vermögen sich dem Paniere des Sultans anreihen.

Diese günstigen Gesinnungen werden von den türkischen Behörden benützt; die zahlreichen Stämme, welche die Ebene Dschiffara bewohnen, haben sich bereits ganz oder theilweise dem türkischen Gouverneur unterworfen, während in dem Atlas, und namentlich in Gharian, der reichsten und bevölkertsten Provinz in diesem Theile der Regentschaft, die Sachen sich noch günstiger gestalten. Westlich von Tripoli, wenigstens bis Zabia, und auf der Ebene gegen Alt-Tripoli hin, läßt sich gleichfalls Alles nach und nach ruhiger an, nur die Gebirge sollen neuerdings in Bewegung seyn; da aber die Araber dieser Gebirgsstriche niemals weder von den Türken noch von den einheimischen Fürsten ganz unterworfen waren, so ist es nicht wahrscheinlich, daß man mit den Waffen etwas gegen sie ausrichten wird. Doch scheint man dieß auch gar nicht zu erwarten, und ihre Neutralität ist Alles, was man wünscht; um diese zu gewinnen, ließ man ihren vornehmsten Häuptling Ghoma, der in Tripoli zurückgehalten worden war, ruhig abreisen, nachdem er auf den Koran geschworen, sich ruhig verhalten zu wollen, und Geiseln für die Erfüllung dieses Versprechens gestellt hatte. Als derselbe aber wieder in seine Berge kam, begannen neue Bewegungen, welche die Türken veranlassen, Garnisonen in einige der westlichen Städte zu werfen, um die Verbindungen mit der See abzuschneiden; zu diesem Zweck sollen hauptsächlich die verlangten Verstärkungen bestimmt seyn.

So weit scheinen die Nachrichten für die Herrschaft der Türken in diesen Gegenden günstig, und allerdings sind die Aussichten dießmal für den Sultan darum besser, weil der in Nordafrika aufgeregte Kampf für den Islam dem Haupte desselben jetzt ein größeres Gewicht gibt, als dieß bei den frühern Versuchen der Türken der Fall gewesen war. Freilich hängt der Ausgang weder von den Türken noch von den arabischen Stämmen ab, sondern von der Wendung, welche die politischen Ereignisse im Mittelmeere nehmen.

Nachricht von dem Reisenden Alexander.

Ein Schreiben des Kapitäns Alexander aus Clan William, 200 englische Meilen nördlich von der Kapstadt, vom 27sten September v. J. gibt Nachricht, daß er auf seinem Wege in das Land der Damaras an dem genannten Ort angelangt sey, und nach wenigen Tagen nach der Missionsstation zu Kamiesberg aufbrechen werde. „Ich habe," schreibt er, „die Cederberge in dieser Umgegend besucht, und werde nun auch eine Buschmannshöhle besichtigen, in der sich rohe Zeichnungen befinden sollen. Es ist meine Absicht, die Mündungen des Elephantenflusses und des Gariep zu sehen, ehe ich aber an die letztere komme, will ich noch einige bisher unbeschriebene Baien aufsuchen."

Reise längs der Küste Norwegens von Bergen nach Christiania.

1. Reise nach Tellemarken.

(Fortsetzung.)

Wir nähern uns der Stadt Arendal. Durch eine Menge zierlicher Landhäuser der wohlhabendern Kaufleute bezeichnet sich die Nähe derselben. Dicht vor der Stadt verengt sich der Weg zwischen zwei kolossalen Felsblöcken. Es ist das Thor der Stadt. Dahinter erwartet man am wenigsten eine Stadt, von der man überhaupt nicht eher etwas gewahr wird, als bis man sich in derselben und fast zugleich unmittelbar auf dem Meere selbst befindet. Der unterste Haupttheil der Stadt ruht auf Pfählen über dem Meere. In den engen Gassen desselben geht man fortwährend auf Bohlen, die unmittelbar über dem Wasser liegen. Der obere Theil der Stadt, von dem man auf einer sehr steilen Straße nach dem untern gelangt, hat eine sehr interessante Lage. Alles erscheint hier en miniature, denn jeder kleine ebene Raum ist mit der spekulativsten Genauigkeit zu Wohnungen und Gartenanlagen benutzt. Das Verhältniß des Kleinen durch die Lokalität von Außen erzeugt, erstreckt sich nun auch auf alle häuslichen Einrichtungen im Innern. Niedrige kleine Stuben mit kleinen Thüren und Fensterchen, aber Alles sauber und nett. Es fehlte bloß, daß nun auch Lilliputaner in diesem Stadttheil wohnten. Viele Häuserchen liegen zerstreut auf und in den kahlen Felsen gleich Vogelnestern umher. Man klettert zu ihnen auf steilen Felsen hinauf, in denen Stufen angebracht sind. Jedes Häuschen gewährt eine neue interessante Aussicht ins weite Meer hinaus. Hier wohnen die armen Leute, die bei ihrem sorgenvollen Daseyn wenig Ergötzliches in der pittoresken Lage ihrer Wohnungen finden mögen. Der untere Stadttheil, welcher auf dem Meere ruht, ist bedeutender, und deren Häuser sind mitunter im großartigen Styl gebaut. Hier wohnen die Kaufleute, wovon mehrere der Seehandel bereichert hat. Durchläuft man die engen Gassen dieses Stadttheils, so wird man oft von den sonderbarsten Lokalitäten überrascht. Schon in der steilen Straße, die zu dem untern Stadttheil hinabführt, treten kolossale Felsblöcke in gleicher Fronte und Höhe mit den Häusern an die Straße heran, als wenn sie bei der Anlage dieser Straße zwischen den Häusern aufgerichtet wären, um den Zusammenhang zu erhalten, so daß man in dieser Straße, die kaum acht Schritte breit ist, bald zwischen Felsen und dann wieder zwischen Häusern fortgeht. Die Gassen des untern Stadttheils sind noch enger, kaum acht Schritte breit. Den Straßenbaum bilden die Bohlen, welche auf Pfählen überm Meere ruhen.

Oftmals stößt man auf eine kleine Zugbrücke. Diese Gassen sind von hohen Häusern eingeschlossen. Sie gehen kaum 15 Schritte weit in gerader Richtung fort wegen der vielen Felsvorsprünge und Meereseinschnitte. Ich gerieth in ein wahres Labyrinth von sich kreuzenden Gassen, in dem ich mich oft verirrte. Verfolgt man jedoch ein und dieselbe Richtung, so tritt man bald aus der Beklommenheit ins Freie an den großen Meerbusen heraus, und ist dort auf der breiten Hafenbrücke, die sich vor den schönen Wohn- und Packhäusern der Kaufleute entlang zieht. Der Anblick dieser Häuser überrascht um so mehr, als man nach einer so engen und finstern Passage dergleichen nicht erwartet. Aber unter allen Gebäuden tritt imponirend das palastähnliche Haus des Kaufmanns Hallvig hervor. Es ist, wie alle übrigen Häuser, ganz aus Holz gebaut, und im großartigsten Styl bis zu einer ansehnlichen Höhe aufgeführt, so daß es selbst in der ersten Residenzstadt durch sein elegantes und vornehmes Aeußere auffallen würde. Auf einem hohen Souterrain erheben sich noch drei Stockwerke, von denen zwei mit hohen Fenstern versehen sind. Das Haus ist mit glänzend weißer Oelfarbe angestrichen, und die Vorderfronte mit Säulen und andern Verschönerungen versehen, wodurch das Täuschende eines massiven Schlosses erhöht wird. Zwei Flügel schließen sich auf beiden Seiten an die Mittelfronte, und erhöhen das Imposante dieses Holzgebäudes.

Unmittelbar hinter dem untern Stadttheil steigen schroff die kahlen Felsen auf. Sie scheinen sich in die untere Stadt hineinzudrängen. Ueberall erscheinen in malerischer Lage die dürftigen Wohnungen der armen Bewohner zwischen den Felsen, umgeben mit kleinen Obstgärten, wo die dünne Erdschichte den seltsamen Anblick einer lebhaften Vegetation gewährt. Die Meeresbucht, in der sich die kleine Stadt herumzieht, ist sehr geräumig. Es können viele Schiffe neben einander an der langen Hafenbrücke anlegen. Die 1700 Einwohner sind zum Theil durch den Handel mit Brettern und Masten, sogar mit ganzen Schiffen, die hier sehr solid gebaut werden, ferner mit gedörrten Fischen und Eisenwaaren wohlhabend geworden. In der Umgegend sind mehrere Eisensteinlager, die theils aus körnigem, theils aus blättrigem Magnetstein bestehen, und so reichhaltig sind, daß sie neun große Eisenwerke versorgen könnten. Das unaufhörliche Regenwetter ist auch hier ein Hinderniß zu Exkursionen.

Auf unserer Reise nach der Stadt Porsgrund sahen wir eine ganz andere Gegend. Statt der einförmigen öden Waldstrecken, in denen die Ortschaften wie ausgeschnittene Oasen liegen, erscheinen nun ausgedehnte Thallandschaften, in denen Fruchtbarkeit, Kultur, Bevölkerung und Wohlstand sichtbar zunehmen. Schöne Dorfkirchen und große Gehöfte geben einen erfreulichen Anblick. Es war an einem Sonntag Morgen, als wir in Station Hammelstad, aufs frische Pferd wartend, die Töne einer Violine aus dem Thal hörten. Es näherte sich ein langer Zug Landleute zu Pferde und zu Wagen, die sich lärmend und singend nach der Kirche begaben. Voran ritt ein Musikus, der die schrecklichsten Dissonanzen auf einer desolaten Violine hervorbrachte. Die meisten Bauern saßen mit ihren Frauen in recht zierlichen Federkabriolets. Niemand war zu Fuß. Ich bemerkte selbst viele Bauerfrauen in ihrem Sonntagsstaate zu Pferde. Ein plötzlicher Regenguß brachte keine Veränderung weiter hervor, als daß überall Regenschirme aufgespannt wurden. Dieß ist ein Gegenstand, der dem Inventarium eines deutschen Bauern abgeht.

In Station Oedegaard, einem einsam belegenen Waldgehöfte, überraschten wir zwei Bauerfrauen, die sich in ihrem Sonntagsrock ganz heimlich ans Kaminfeuer gesetzt hatten, und im Begriff waren einen großen Kessel Kaffee zu kochen. Bei dem regnicht kalten Unwetter erklärten wir denselben für gute Prise, worüber sie, nicht böse, von Neuem aufgossen, denn Kaffee wird gern und viel getrunken.

Die Chaussee ist im trefflichsten Zustande. Alle 40 bis 50 Schritte sind schwarze Tafeln aufgerichtet, auf denen die Namen der Bauern verzeichnet stehen, welche das Stück Chaussee in Stand zu halten haben. Da hier keine Frachtwagen vorkommen, sondern nur leichte zweirädrige Karren, so ist dieß keine schwere Verpflichtung. Von Station Oedegaard hatten wir wieder die einförmigen öden Waldstrecken. Wir passirten viele kleine Gebirgsflüsse, deren wildes Felsbett mit herabgestürzten Bäumen so angefüllt ist, daß man das Wasser nicht sieht, sondern unter denselben nur rauschen hört. Wenn im Herbst und Frühjahr diese kleinen Flüsse schwellen, werden diese jetzt festliegenden Bäume wohl ihre Weiterreise antreten.

Auf der folgenden Station fuhr mich ein alter 60jähriger Skiets (Postillonbauer). Er lief auf der ganzen Strecke neben dem Wagen. Es waren 1½ norwegische oder 2½ deutsche Meilen. Da der alte Mann meine Einladung, sich auf den Wagen zu setzen, nicht annahm, so bat ich ihn langsamer zu fahren, doch auch dieß ging er nicht ein, damit ich nicht zu kurz käme. Ich begreife die Ausdauer eines so alten Mannes nicht, und bewundere die Liebe zu seinem Pferde; ein Zug, worin der Norweger weit über dem Schweden steht, der, um ein Trinkgeld zu erlangen, sein Pferd mißhandelt. Die Chaussee endigt plötzlich an einem breiten Meerbusen, auf dessen jenseitigem Ufer die kleine Stadt Brevig liegt, nach welcher wir übergesetzt wurden. Während wir hier aufs frische Pferd warteten, belustigte uns das sonderbare Angeln eines kleinen Knaben am Meeresgestade. In wenig Minuten zog er allmählich mit einem kurzen Bindfaden (ohne Angelruthe), an dem unten ein Haken war, eine große Schüssel voll Fische heraus, die gewiß sehr schmackhaft waren. Er hatte sich am Wasser niedergekauert, und während er mit uns laut sprach, blieb er in einem fortwährenden Herausziehen. Die Fische kamen in großer Zahl mit einer Dreistigkeit herbei, die uns Wunder nahm, besonders wenn wir an das langweilige Angelgeschäft in unserer Heimath dachten.

(Schluß folgt.)

Man hat zu St. Denis de Thibault, im Kanton von Darnetal, vier Fuß unter dem Boden eine ungeheure römische Vase von Terra cotta von 5½ Fuß im Umfang entdeckt; in dieser Vase befand sich eine sehr schöne viereckige Urne von Glas, einen Fuß hoch, und mit verbrannten Gebeinen und Asche angefüllt.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 11** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Neugriechische Volkslieder. — Der Notar von Chantilly. (Fortsetzung.) — Proben aus dem englischen Dichter Marlowe. (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 36.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 Februar 1837.

Abchasien.

(Aus Subows Gemälde des kaukasischen Landes.)

Das in Abchasien lebende Volk war im Alterthum unter dem Namen Chaliberi oder Armenochalybes bekannt, die Abchasen selbst aber wissen über ihren Ursprung nichts Gewisses; Einige glauben, sie stammten von den Armeniern ab, Andere, sie seyen aus Aegypten oder gar aus Abyssinien gekommen, weil sie sich selbst Abene nennen.

Nachdem sie in frühern Jahrhunderten unter der Herrschaft verschiedener Mächte gewesen waren, betrachtete man sie um die Mitte des vorigen Jahrhunderts als türkische Unterthanen; im J. 1770, als der russische General Graf Tottleben sich mit russischen Truppen dort befand, bat der Fürst Lewan, welcher aus dem bekannten mingrelischen Fürstengeschlechte Schirwaschidse abstammt, diesen General, ihn unter russischen Schutz zu nehmen, das großentheils mohammedanische Volk aber empörte sich, und die Russen zogen bald darauf wieder ab. Einige Jahre später nahm Lewan Schirwaschidse selbst den Islam an, und erhielt von der Pforte die Stelle eines Befehlshabers in der Festung Suchum Kale. Nach seinem Tode wurde das Land unter seine Söhne getheilt, aber der älteste derselben, Kelem Bei, welchen die Natur mit einem ausnehmenden Verstande, Körperkraft und Unternehmungsgeist ausgestattet hatte, brachte es bald dahin, daß das ganze Fürstenthum unter seiner Herrschaft vereinigt wurde. Mit Waffengewalt unterwarf er sich das Volk der Dschanet, welches am Ufer des schwarzen Meeres von dem Kloster Gagra bis zum Dorfe Mamai wohnte. Da er eine wohlgerüstete Leibwache von 4 bis 500 Mann stets um sich hatte, und einige wohlbewaffnete Galeeren besaß, so hielt er alle Anwohner des Meeres in Furcht, von Gelentschik bis Batum, welches im türkischen Grusien liegt, und das er durch seine Verwandtschaft mit dem Pascha von Trapezunt unter seine Verwaltung bekommen hatte. Im J. 1779 nahm er die Veste Anaklia, und nöthigte den mingrelischen Fürsten Grigori Dadian, ihm dieselbe abzutreten; um aber diese Erwerbung zu sichern, und stets eine Obergewalt über Mingrelien ausüben zu können, bemächtigte er sich des ältesten Sohns und Thronfolgers unter dem Vorwand, ihn als Geisel zu behalten; die russische Regierung nöthigte ihn jedoch, denselben wieder auf freien Fuß zu stellen. Im J. 1806 oder 1807 gewährte Kelem Bei dem durch Freundschaft und Verwandtschaft mit ihm verbundenen, aber von der Pforte abgesetzten Teher Pascha von Trapezunt einen Zufluchtsort, der Sultan verlangte seine Auslieferung, aber Kelem Bei schützte die Unmöglichkeit vor, das Recht der Gastfreundschaft zu verletzen, beschränkte sich darauf, ihn aus seinem Gebiet zu entfernen, und verschaffte ihm die Mittel, nach Rußland zu gehen. Die Pforte, außer Stande, den Ungehorsam zu strafen, wiegelte seinen eigenen Sohn Aslan Bei gegen ihn auf, indem sie ihm für den Kopf seines Vaters die Belehnung mit dem Fürstenthum und noch andere Ehren versprach. Die Begierde nach Unabhängigkeit und eigener Herrschaft machte Aslan Bei zum Vatermörder, am 2ten Mai 1808. Da er jedoch im Volk keinen hinreichenden Anhang hatte, und die Festung Suchum Kale, wo er sich nach begangenem Verbrechen einschloß, von den Russen angegriffen sah, zu denen die unglückliche Familie Kelem Bei's sich geflüchtet hatte, so entwich er zu den Tscherkessen. Der älteste Bruder, Safar Bei, von den Russen unterstützt, wurde als Regent anerkannt, und die Festung Suchum Kale von russischen Truppen besetzt. Safar Bei nahm mit seiner Familie den christlichen Glauben an, und sein ältester Sohn Dimitri wurde nach Petersburg geschickt, und in das Pagenkorps versetzt.

Von der Pforte und Aslan Bei aufgewiegelt empörten sich die Abchasen im Jahre 1821 nach Safar Bei's Tode, aber Dimitri, welcher im russischen Heere den Rang eines Obristen erhalten hatte, wurde durch russische Truppen in seine Herrschaft eingesetzt. Nach seinem bald darauf erfolgten Tode folgte ihm sein Bruder, der jetzige Regent, Fürst Michael. Aslan Bei, welcher sich abwechselnd bald bei den Türken, bald bei den Tscherkessen aufhielt, fuhr fort, das Volk zum Aufstand zu ermuntern, und im Jahre 1824 brach die Flamme des Aufruhrs in ganz Abchasien zu gleicher Zeit aus. Um sich und die Familie des Fürsten zu retten, mußte die Mutter desselben, die Fürstin Tamara, ihren gewöhnlichen Aufenthalt, das Dorf Soukhu, verlassen, und in der Festung Suchum Kale eine Zuflucht suchen,

während Michael sich in eine kleine, nahe bei Soukſu liegende Befestigung mit den dort befindlichen zwei russischen Kompagnien einschloß. Der mißlungene Versuch des Kommandanten von Suchum Kale, des Oberstlieutenants Micken, mit einer einzigen Kompagnie das 15 Werste von Suchum Kale entfernte Dorf Akena zu überfallen, um der dort befindlichen Aufrührer habhaft zu werden, und der dabei erlittene Verlust von 60 Todten und Verwundeten, unter denen sich der Kommandant selbst befand, fachte den Geist des Widerstandes nur noch mehr an, und der Aufruhr verbreitete sich immer weiter. Um ihn zu dämpfen, wurden 1400 Mann Fußvolk und 3 Geschütze unter dem Befehl des Generalmajors Fürsten Gortschakow abgesendet: auf der linken Flanke, nämlich von der Seeseite her, unterstützten ihn eine Fregatte und zwei Bricks, auf der rechten eine kleine Abtheilung des mingrelischen Aufgebots. Von dem Flusse Podara an wurde Gortschakow unaufhörlich von kleinen Abtheilungen der Aufrührer geneckt, doch gelang es ihm, alle Hindernisse zu überwinden, um Suchum Kale zu erreichen. Hier aber stellten sich neue Hindernisse dar, welche die Aufrührer für unüberwindlich hielten: der ganze Weg von Suchum bis Soukſu, eine Entfernung von 30 Werste, war ganz zu Grunde gerichtet und durch Aufwürfe gesperrt. Gortschakow, welcher die verderblichen Folgen eines Mißlingens der Unternehmung voraussah, und Nachricht erhalten hatte, daß die Garnison von Soukſu aufs Aeußerste gebracht sey, und den Aufrührern nicht länger Widerstand leisten könne, beschloß, in der Bucht von Pitschunt zu landen, so die Hindernisse zu umgehen, und von der andern Seite her das Dorf Soukſu zu erreichen. Obwohl die Expedition große Opfer kostete, — nur an Todten 100 Mann, — denn man war genöthigt, sie in der ungünstigsten Jahreszeit, nämlich im Junius zu unternehmen, wo der dichte Wald es den Aufrührern leicht machte, sich zu verstecken, und die vom Regen und Schmelzen des Schnees angeschwollenen Flüsse die Vertheidigungsmittel des Feindes noch vermehrten, so wurde der Zweck des Unternehmens dennoch erreicht, und damit hatte der Krieg so ziemlich ein Ende, denn als die Aufrührer alle ihre Plane vereitelt sahen, unterwarfen sie sich nach und nach, und Aslan Bei mußte abermals zu den Tscherkessen flüchten, wo er sich jetzt noch befindet. Seit dieser Zeit wurde das Recht des gegenwärtigen Regenten, Fürsten Michael Scherwaschidse, von allen Abchasen anerkannt, seine Herrschaft über das Volk aber, namentlich über diejenigen, welche sich zum mohammedanischen Glauben bekennen, und die zwei Drittheile der ganzen Bevölkerung ausmachen, ist, wie man weiter unten sehen wird, sehr beschränkt.

Abchasien liegt zwischen 42 und 44° n. B. und zwischen 57 und 59° östl. L. Es gränzt gegen Norden an den Rücken des kaukasischen Gebirgs, gegen Osten an Mingrelien, von welchem es durch den Fluß Galadéga getrennt ist, gegen Süden und Westen ans schwarze Meer, gegen Nordwesten an die Tscherkessen, von denen es der Fluß Gagronis und einige Ausläufer des Kaukasus scheiden. Seine Ausdehnung von Nordwesten nach Südosten beträgt 120, die von Osten gegen Westen 150 Werste; seinen Umfang kann man auf 8000 □Werste anschlagen. Der Kamm des Kaukasus erstreckt sich an der obern Gränze von Osten gegen Nordosten hin, nähert sich anfangs dem Meeresufer nur bis auf 40 Werste, engt aber dann das Thal Abchasiens immer mehr ein, so daß von der Veste Suchum bis zu dem Kloster Bitschwind oder Pitschunt er sich merklich dem Ufer nähert; von dem Kloster bis zur nordwestlichen Gränze Abchasiens rücken die Berge an mehrern Orten bis ans Meer.

Von der Höhe der Kette 9 Werste weit abwärts sind die Berge felsig, steil und mit fast ewigem Schnee bedeckt, weiterhin zeigen sich Gras und Gebüsche zwischen den Granitfelsen, die je weiter abwärts, allmählich mehr Kalkfelsen und Sandstein in sich schließen, welcher mit einer Thonschichte bedeckt ist. Nur am Fuße des Gebirges besteht der Boden an einigen Orten gänzlich aus Kalkstein. Hier ist Alles mit dichtem Wald bedeckt, welcher weiter hinauf dünner wird, dann im Gebüsche übergeht, und endlich ganz verschwindet.

Das schwarze Meer, welches auf einer bedeutenden Strecke Abchasien bespült, macht den Handelsverkehr dieses Landes ungemein leicht. Die bedeutendste und bequemste Bucht findet sich bei der Veste Suchum: hier können große Schiffe in einer Entfernung von 2 bis 300 Klafter vom Ufer vor Anker liegen. Diese Bucht ist von drei Seiten vor den Winden geschützt, von Westen her aber offen, und dem starken, doch nicht anhaltenden Wogenschlage ausgesetzt, wie er nach jedem Sturm das Meer bewegt. Der Meeresgrund ist Sand und Schlamm. Eine zweite, doch nicht so bequeme Bucht findet sich bei dem Kloster Pitschunt, und gewährt den Kriegsschiffen einen ziemlich gefahrlosen Ankerplatz, nur daß sie von Südwesten offen ist; hier ist der Meeresgrund Schlamm und nur an einigen Orten mit Sand vermischt. Als im J. 1824 russische Truppen hier ausgeschifft wurden, blieben die Fregatten eine halbe Werst vom Ufer vor Anker liegen, woraus man schließen kann, daß kleine Schiffe ohne alle Gefahr in die Bucht einlaufen können. Frisches Wasser und Holz, welches zum Schiffbau taugt, findet sich hier im Ueberfluß.

Alle Flüsse Abchasiens fließen in südwestlicher Richtung von dem Kaukasus herab ins Meer. Meistens ist ihr Lauf sehr reißend, und darum ist den Schiffen fast unmöglich, in ihre Mündungen einzulaufen, welche noch überdieß sehr häufig von dem Sand und Schlamm des Meeres verstopft sind. Das Bett der Flüsse ist gewöhnlich steinig, und das Ufer steil und felsig. Das Wasser in den größern Flüssen ist trinkbar, das der kleinern aber ungesund. Ueberschwemmungen finden regelmäßig am Ende März oder April statt, veranlaßt durch das Schmelzen des Schnees auf den Bergen und dem häufigen Regen; in dieser Jahreszeit sind auch die kleinsten Bäche nicht zu durchwaten, und die Anschwellung dauert fort bis in den Junius, da mit dem steigenden Sommer auch der Schnee auf den höhern Bergen schmilzt. Die bedeutendsten Flüsse Abchasiens sind folgende: Galadéga, welcher jetzt die Gränze gegen Mingrelien oder richtiger gesagt, gegen das Gebiet von Samursakan bildet. Markula, wegen seiner geringen Tiefe und seines steinigen Bodens nicht schiffbar; bemerkenswerth ist, daß man darin eine Menge Hausen und Störe findet. Der Kodor entspringt auf dem Hoch-

gebirg des Kaukasus selbst, fließt in südöstlicher Richtung in einer tiefen Schlucht, nimmt eine Menge Bergströme auf, und fällt bei dem Dorfe Uchobi oder Drandi in zwei Armen ins Meer, von denen der südliche wegen seines minder reißenden Laufs für kleine Boote fahrbar ist. Der Kelasur fällt bei den Trümmern der kleinen Veste Tchobul ins Meer, sein Lauf ist langsam und er wird deßhalb auch von kleinen Booten befahren, doch nur auf einer geringen Strecke. Der Gumista fällt bei den Ruinen der Veste Alt-Suchum ins Meer und ist nicht schiffbar. Der Abeta kommt aus dem kaukasischen Gebirge Achi-Bochu oder Plow-Dagh, und obwohl ziemlich reißenden Laufs, ist er doch mit kleinen Booten 4 Werste weit fahrbar. Der Chapyta oder Chapeti-Zchali kommt aus dem kaukasischen Gebirge Chortscha und fällt in die Bucht von Pizunt; leider ist er wegen seines reißenden Laufs gar nicht zu befahren. Der Madschin fällt in dieselbe Bucht, und ist einige Werste aufwärts für kleine Boote fahrbar. Der Bsyb ist dadurch bemerkenswerth, daß, obgleich er eigentlich nicht fahrbar ist, die Tscherkessen sich doch mit kleinen Booten darauf wagen, und in den felsigen Ufern verbergen, um zu gelegener Zeit Einfälle in Abchasien zu machen. Der Sewadse läuft einige Werste oberhalb seiner Mündung durch einen Sumpf, und sein Wasser ist deßhalb weiter unten ungesund. Der Gagrynis scheidet Abchasien von den Tscherkessen und fällt nahe bei den Trümmern des Klosters Gagra ins Meer.

Der südliche bewohnte Theil Abchasiens, d. h. bis zur Veste Suchum Kale, bildet ein weites Thal, welches im Norden von den kaukasischen Bergen begränzt und mit Eichen und Fruchtbäumen bedeckt ist. Nahe am Meere finden sich große Sümpfe, zwischen denen und dem Meeresufer Lorbeerbüsche wachsen. Die ganze Strecke von Suchum Kale bis zu den Trümmern der Veste Gagra oder bis an die Westgränze Abchasiens ist größtentheils mit Wäldern und Bergen bedeckt. Der Boden des abchasischen Thals gegen das Meer zu ist sumpfig, näher gegen die Berge thonig und steinig. Eine solche Verschiedenheit der Lage, wie sie hier herrscht, macht auch das Klima äußerst verschieden: im Ganzen ist das südliche Abchasien sehr ungesund, theils durch die große Hitze, theils wegen der Ausdünstung der Sümpfe, welche mit Wald bedeckt sind und niemals austrocknen. Dagegen gilt das Klima im nördlichen Theile mit Ausschluß des Meeresufers für besonders gesund, und die Einwohner sind selten Krankheiten unterworfen. Die Hitze steigt im südlichen Theile bis auf 38°, im nördlichen auf 25°, die Kälte im erstern auf 8, im zweiten auf 15°.

Abchasien, dessen Einwohnerzahl man auf 52,320 Seelen in 8710 Häusern rechnet, zerfällt in vier Genossenschaften. Die erste ist Aubschiw oder Abschiw zwischen den Flüssen Galadsga und Kador; sie besteht aus 18 Dörfern, in denen man 1760 Häuser und etwa 10,560 Einwohner zählt. Die zweite Genossenschaft ist Zybeldin, welche um den Fluß Kelarus in den unersteiglichsten Gebirgen gelegen ist; sie zählt 30 Dörfer, worin 2500 Häuser mit 15,000 Seelen sind. Die dritte ist Abchas längs dem Flusse Gumista mit 15 Dörfern, worin 1340 Häuser mit 8040 Seelen gezählt werden. Die vierte heißt Sube oder Bsyb, und nimmt den übrigen Theil Abchasiens am Flusse Gagrynis ein; sie hat 33 Dörfer mit 3120 Häusern und 18,720 Seelen. Das befestigte Dorf dieser Genossenschaft, Soukfu, welches 400 Häuser und etwa 6000 Seelen hat, ist die Residenz des gegenwärtigen Fürsten. Zu diesen vier Abtheilungen kommt noch das Gebiet von Samursakan mit 1798 Häusern und 10,788 Seelen, welches jetzt zu Mingrelien gehört. Der Fürst Manutschar Schirwaschidse, ein Verwandter des abchasischen Fürsten und Herr von Samursakan, hatte die Schwester des jetzigen mingrelischen Fürsten Lewan Dadian geheurathet. Bei seinem Tode wußte es der letztere, als der Stärkere, so einzurichten, daß der Distrikt Samursakan der verwittweten Fürstin unter seinem Schutz und seiner Obervormundschaft verblieb.

Die Festung Suchum Kale, am Meeresufer gelegen, ist aus Backsteinen erbaut, und besteht aus viereckigen Bastionen, auf deren jeder man 5 Geschütze aufstellen kann. Die Bastionen sind durch gerade Courtinen von 50 bis 60 Klafter Länge, 4 Klafter Höhe und 5 Fuß Dicke verbunden; die Courtinen haben schmale Bankette und Schießscharten für kleines Gewehr, zwei südliche Bastionen stoßen ans Meer, die beiden andern an einem Sumpf, welcher auf 250 Klafter von der Festung mit Gebüsch bedeckt ist. Gegen Osten von der Veste in einer Entfernung von 450 Klaftern ist ein freies Feld, welches von waldbedeckten Bergen eingeschlossen ist. Die Festung hat zwei Thore, eines gegen Osten, das andere gegen Westen; mit Wasser ist sie durch einen Kanal versehen, welcher aus zwei benachbarten Bächen hergeleitet ist, außerdem befinden sich in der Veste selbst zwei Brunnen, und zwei andere sind in der Vorstadt, dem östlichen Thore gegenüber. In diesen vier Brunnen ist das Wasser ein wenig salzig, wird aber ohne Schaden zum Trinken und zum Kochen verwendet. Die Trümmer der Veste Gagra kann man mit Recht als den Schlüssel des westlichen Kaukasus betrachten; dieser Ort liegt in der Nähe eines schroff in das Meer hinein vorspringenden Felsen, welcher gewissermaßen als das Ende der kaukasischen Berge anzusehen ist.

(Schluß folgt.)

Nachricht von dem Reisenden Davidson.

Der englische Vicekonsul zu Mogador, Herr Willshire, schreibt unter dem 29sten November, daß Herr Davidson am 9ten November mit einer Eskorte von 50 Reitern von Wady-nun abreiste, wobei er von dem ältesten Sohn des Scheiks von Wady-nun bis Jeist, etwa drei Tagereisen, begleitet wurde. Dieser wird ihn der Sorge des Scheiks Muhammed-el-Abd von dem Stamm Tadschacant übergeben, welcher selbst mit ihm durch die Sahara nach Timbuctu reisen wird. Herr Willshire erwartet täglich Briefe von Herrn Davidson, welcher versprochen hat, ihm aus Jeist zu schreiben; dann freilich darf man keine Nachricht mehr von ihm erwarten, ehe er zu Timbuctu angelangt ist, da die Reisenden den gewöhnlichen Karawanenweg vermeiden und geradewegs nach Arowan gehen wollen.

Reise längs der Küste Norwegens von Bergen nach Christiania.

1. Reise nach Tellemarken.

(Schluß.)

Brevig ist eine kleine Stadt, eigentlich ein bloßer Ladeplaz. Sie liegt auf einer in den Meerbusen vorspringenden Landzunge. Die Straßen sind eng, krumm und bergig, die Häuser zwar klein, aber sehr sauber. Nach der Stadt Porsgrund, die nur zwei deutsche Meilen von hier liegt, führt eine breite und vorzügliche Chaussee durch eine meist ebene und freie Gegend, die sehr gut angebaut ist. Die Stadt zieht sich an dem Rand eines Meerbusens und an den schönen Wiesenufern des Steen-Elv entlang. Sie hat eine malerische Lage in einer weiten fruchtbaren Ebene. Ein reger Verkehr belebt diese Gewässer mit schwellenden Segeln, und nur in weiter Ferne erblickt man in blauen Dunst schwimmend die Konturen der Gebirge von Tellemarken, einer Provinz, die an Naturschönheiten die reichste Norwegens ist. Im Gasthof zu Porsgrund verweilte ich zwei Tage und zwei Nächte, die Aufnahme war vortrefflich, und meine Rechnung betrug 3 Mark 6 Schilling (21 Silbergroschen).

Porsgrund ist ebenfalls nur ein Marktflecken und Ladeplaz an der Mündung des schiffbaren Steen-Elv, welcher sich hier in einen Busen des Kattegat ergießt. Eine Meile weiter liegt schon wieder eine Stadt, Steen, die Hauptstadt von Tellemarken. Die dichte Lage dreier Städte ist in Norwegen eine auffallende Erscheinung, aber hier ging vor Zeiten der Bretterhandel am lebhaftesten. Er begründete zuerst die Wohlhabenheit dieser Gegenden. Die ansehnlichen Seen und andere Gewässer, welche von hier bis in das Herz der fruchtbaren Wälder Tellemarkens hinaufführen, begünstigten das Flößen in großen Partien, und fast zu allen Jahreszeiten mehr als anderswo. Porsgrund ist lang und schmal an den Gewässern hingebaut, denn fast alle Bewohner nährten sich von der Schifferei und dem Bretterhandel. Man sieht hier sehr hübsche Häuser, deren äußere Bauart und Gartenanlagen den Wohlstand begüterter Kaufleute verkünden. Die ganze Bevölkerung besteht fast nur aus Schiffern und Kaufleuten. Die Bretter werden in Steen geschnitten, und von hier auf dem schiffbaren Steen-Elv nach Porsgrund gebracht, so daß leztere Stadt eigentlich den Hafen von Steen bildet. Der Bretterhandel hat sehr nachgelassen, seitdem die Engländer solche aus ihren amerikanischen Kolonien holen; daher die allgemeine Klage über Mangel an Absaz. Eine zahllose Menge Sägemühlen stehen still, und der Hauptnahrungszweig dieser Gegend stockt beinahe ganz.

Von Porsgrund aus verlassen wir die Hauptdirektion unserer Reise, um Tellemarken, die interessanteste Provinz Norwegens, kennen zu lernen. Nach Steen, der einzigen Stadt dieser Provinz, führt uns eine breite treffliche Chaussee. Die Lage dieser Stadt hat viel Pittoreskes. Bei ihr beginnt der Gebirgscharakter. Schon die Straßen der Stadt sind sehr steil. Der untere Stadttheil am Steen-Elv besteht aus lauter Sägemühlen, von deren schneidendem Gepfeife man betäubt wird. Die größten Dreimaster fahren bis hieher, und nehmen ansehnliche Ladungen Bretter mit. Es ist dieß der Nahrungszweig der Bewohner.

Hier erblicken wir einen ganz andern Menschenschlag. Der Tellemarker hat in seiner hohen schlanken Figur, in seiner ganzen Haltung etwas sehr Ansprechendes. Die jungen Mädchen in Steen erschienen uns auffallend hübsch, dabei sauber und geschmackvoll gekleidet. Besonders markirte sich ein hoher schlanker Wuchs, eine graziöse Haltung und ein leichter zierlicher Gang. In dem untern Stadttheil sah ich nur verfallene Häuser, desto besser präsentirt sich der obere Stadttheil. Die Häuser sind alle klein und bloß aus Holz erbaut. Die Stadt steigt mit sehr steilen Abdachungen vom Ufer des Steen-Elv auf. Sie ist wohl im Süden Norwegens der tiefste Punkt, wohin Seeschiffe gehen können. Das breite Wasser bei der Stadt, durch welches der Steen-Elv fließt, heißt Nordsiö. Der Elv stürzt sich mit mehrern Armen in diesen See. Diese Arme brausen und schäumen unter einem Brückendamm hinweg, auf dem die vielen Sägemühlen stehen, deren pfeifendes Getöse sich mit dem Brausen der Wasserstürze vermischt. Hier liegen immer ansehnliche Haufen Bretter vorräthig, so daß zwischen denselben nur ein enger Fahrweg nach Tellemarken hinaus bleibt. Es herrscht die größte Lebendigkeit. Weiber trugen gleich Männern schwere Bretter auf ihren Schultern.

Unser Gasthof lag im obern Stadttheil, wo es öde war. Unsere Wirthsleute waren ein paar steinalte Eheleute. Der Mann mit gepudertem Haar, steif frisirt, hatte ein glattes rundes Gesicht. Er war finster und einsylbig, eben so gefühllos die alte Matrone. Beide hatten bereits Abschied von dieser Welt genommen. Sie schienen keine schönen Erinnerungen in jene Welt mitzunehmen. Vielleicht hatten sie hier wenig Freuden und viel Täuschungen erlebt. Selbst der Anblick eines Ausländers, der doch weit genug hieher kam, interessirte sie wenig, und brachte sie nicht aus ihrem gewohnten Stumpfsinn. Auf unsere Fragen erhielten wir entweder gar keine oder ganz kurze Antworten. Was wir aber genossen, mußten wir tüchtig bezahlen, obgleich die Taxe unter Glas und Rahmen, sogar zwischen den übrigen Wandbildern der Stube aufgehängt war. Vielleicht hat sich die Behörde nie um diese Taxe bekümmert, um die beiden Alten am Ende ihrer irdischen Laufbahn nicht zu beunruhigen.

Die Umgebungen der Stadt sind frei und malerisch schön. Der Steen-Elv schlängelt sich durch ein anmuthiges Wiesenthal, und seine Ufer sind mit Laubgebüsch eingefaßt. Gegen Norden erscheinen imposant die dunkeln Waldgebirge Tellemarkens. Im Ganzen herrscht ein lebhafter Verkehr in dieser Stadt. Die Gebirgsbewohner Tellemarkens bringen ihre Produkte her. Ihre schlanke, hohe und kräftige Gestalt erinnerte mich an die Dalecarlier. Ihre gerade Haltung, der stolze Gang und die schöne Gesichtsbildung gibt ihnen ein edles Ansehen. In ihrer engen knapp anschließenden Tracht tritt das schöne Ebenmaß und der kräftige Gliederbau überall sichtbar hervor. Hellgraue kurze Röcke oder auch Jacken mit rothem Vorstoß, kurze enge Beinkleider, gewöhnlich schwarz, die Seitennath etwas nach vorn geschoben und mit kleinen silbernen Knöpfen dicht besezt. Ein hoher runder Hut trägt dazu bei, die ganze Gestalt noch imponirender zu machen.

Gegen Abend verließen wir die Stadt, und treten nun unsere Seitentour in die Provinz Tellemarken an.

Ein Herr Thomas Edmonston schrieb unter dem 22sten November aus den Shetlandinseln an Herrn Biot, daß diese Jahreszeit hinsichtlich der Nordlichter die außerordentlichste sey, welcher man sich erinnere. Das Phänomen zeigte sich in allen möglichen Abwechslungen von Glanz, Form und Bewegungen, und seit drei Monaten war kaum eine Nacht vergangen, wo man es nicht am Himmel gesehen hätte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 37.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 Februar 1837.

Das neuere Aegypten.

Der religiöse Zustand.

Verschiedene Ansichten über einzelne religiöse Gegenstände haben Veranlassung zu vier Sekten gegeben, welche einander als in der Hauptsache orthodox betrachten: dieß sind die Sekten der Hanafi, Schafei, Maleki und Hambeli, so genannt nach den Lehrern, deren Sätze sie angenommen haben. Die Türken gehören zur ersten Sekte, welche die vernünftigste ist, die Bewohner von Cairo mit geringen Ausnahmen zu der zweiten und dritten, die Bewohner östlich vom Delta und des Delta selbst sind meist Schafei's, die im Westen vom Delta und in Oberägypten größtentheils Maleki's, wie auch die Nubier und die westlichen Araber. Zur vierten Sekte gehören heutzutage nur noch wenige Personen. Die Grundlehre des Islam ist bekanntlich in den Worten zusammengefaßt: es ist nur Ein Gott und Mohammed ist sein Prophet. Die religiösen Pflichten der Moslems bestehen im Gebet, Almosengeben, Fasten und in der Pilgerfahrt nach Mekka.

Der Verfasser geht hier in sehr genaue Details über alle religiöse Gebräuche ein, die wir theils als bekannt, theils als zu weitschweifig übergehen, um uns auf dasjenige zu beschränken, was einerseits für Aegypten speciell, andererseits für den Zustand der religiösen Gesinnung bezeichnend ist. Fünf Gebete sind den Gläubigen jeden Tag vorgeschrieben, aber es finden sich wenig Personen in Aegypten, welche nicht manchmal oder oft diese Pflicht vernachlässigen, und viele beten fast gar nie. Den Frauen ist vom Propheten zwar nicht verboten, in der Moschee zu beten, doch ist es für besser erklärt, wenn sie es zu Hause thun; in Cairo dürfen aber weder Frauen, noch junge Knaben in der Moschee mit der Gemeinde beten, oder auch nur zur Zeit des Gebets anwesend seyn. Früher war dieß den Frauen, und ist vielleicht auch in andern Ländern gestattet, sie mußten sich aber abgesondert von den Männern und hinter diese stellen. Die Folge der Ausschließung ist, daß nur wenige Frauen in Aegypten zu Hause überhaupt ihre religiösen Pflichten üben. Die Männer beobachten beim Gottesdienst den größten Anstand, ihre Andacht ist nicht lebhafter Art, sondern eine stille Demuth, und nie machen sie sich einer unpassenden Rede oder Handlung während des Gottesdienstes schuldig; der Stolz und der Fanatismus, den sie im gewöhnlichen Leben zeigen, sowohl im Verkehr mit Personen ihres, als eines andern Glaubens, scheint mit dem Eintritt in eine Moschee mit Einemmale zu schwinden, und sie zeigen sich ohne alle Affektation ganz versunken in die Anbetung des Schöpfers.

Ueber jede Moschee von Cairo ist ein Nazir oder Aufseher gesetzt, welche deren in Ländereien, Häusern u. dgl. bestehendes Vermögen verwaltet, und zugleich die Geistlichen und die untern Kirchendiener ernennt. Zwei Imams dienen in jeder Moschee: einer Khatib (der Schreiber) genannt, predigt und betet vor der Gemeinde am Freitag; der andere ist ein Imam Ratib oder gewöhnlicher Imam, der jeden Tag vor denjenigen Personen, welche sich genau zur Zeit in der Moschee einfinden, die fünf Gebete liest; in den meisten kleineren Moscheen wird dieß Amt nur von Einem Imam versehen. Jede Moschee hat ferner einen oder mehrere Muezzin *) und Bawwabs oder Thürhüter, je nachdem ein oder mehrere Madnehs oder Minarets und Eingänge da sind. Einige andere Diener reinigen die Moschee, zünden die Lampen an, breiten die Matten aus, und treiben das Wasserrad, wodurch die Wasserkufe und andere zu den Abwaschungen nöthigen Gefäße gefüllt werden. Die Imams sowohl als das niedere Dienstpersonal werden alle aus dem Vermögen der Moschee und nicht durch Beiträge des Volks bezahlt.

Die Stellung der Imams ist in den meisten Beziehungen von der der christlichen Geistlichen verschieden. Sie haben keine Gewalt über andere Personen, und die Achtung, die sie genießen, richtet sich allein nach dem Grad von Frömmigkeit und Gelehrsamkeit, die man bei ihnen voraussetzt; auch bilden sie nicht wie bei uns eine besondere, bloß zu gottesdienstlichen Aemtern bestimmte Klasse, denn ein Mann, der als Imam einer Moschee fungirte, kann durch den Nazir entfernt werden, verliert mit seiner Anstellung und seinem Gehalte auch den Titel eines Imam, und hat nicht mehr Aussicht wieder zu diesem Amte

*) In Aegypten Mueddin gesprochen.

gewählt zu werden, als irgend eine andere dazu taugliche Person. Die Imams gewinnen ihren Lebensunterhalt hauptsächlich durch Nebengewerbe, da ihr Einkommen von den Moscheen äußerst beschränkt ist: das eines Khatib ist gewöhnlich Ein Piaster monatlich, das eines gewöhnlichen Imams etwa fünf Piaster. Einige davon treiben Handel, mehrere sind Attars (Parfumeriehändler) und viele derselben Schulmeister; diejenigen, welche keine regelmäßige Beschäftigung dieser Art haben, lesen oft den Koran gegen Bezahlung in Privathäusern. Sie werden meist aus den armen Studenten der großen Moschee El Azhar genommen.

Die großen Moscheen sind von Tagesanbruch bis etwa zwei Stunden nach Sonnenuntergang offen, die andern werden zwischen den Stunden des Mittag- und Abendgebets geschlossen; auch schließt man die meisten Moscheen, die Gebetstunden ausgenommen, bei Regenwetter, damit Personen, die keine Schuhe haben, nicht das Pflaster und die Matten beschmutzen. Solche Personen treten stets durch die dem Wasserbehälter zunächst befindliche Thüre ein, um sich zu waschen, ehe sie an die Stelle gehen, wo das Gebet verrichtet wird; gewöhnlich wird bei schmutzigem Wetter diese Thüre allein offen gelassen. Die große Moschee El Azhar bleibt die ganze Nacht hindurch offen, mit Ausnahme des Hauptgebetplatzes, welcher Maksurah (der abgesonderte) genannt wird, da er von dem übrigen Bau getrennt ist. In vielen der größern Moscheen sieht man namentlich Nachmittags Personen herumschlendern, mit einander schwatzen, schlafen, essen, manchmal auch spinnen oder nähen, oder irgend ein anderes einfaches Geschäft treiben; nichts desto weniger aber zeigen die Moslems vor ihren Moscheen große Ehrerbietung. In Cairo befinden sich mehrere, wie Azhar, Hasanain u. dergl., an denen vor der französischen Invasion kein Ungläubiger vorübergehen durfte.

(Schluß folgt.)

Abchasien.

(Schluß.)

Das Volk der Abchasen besteht aus drei Ständen: erstens Bauern, zu denen auch die Sklaven oder Kriegsgefangenen gerechnet werden, 2) Edelleute und 3) Fürsten, große Güterbesitzer und Häuptlinge. Außer diesen drei Ständen gibt es noch einen vierten, Tschinanscha genannt, welcher die Leibwache der regierenden Fürsten bildet, und obwohl aus dem Bauernstande entsprossen, doch Adelsrechte genießt. Die Physiognomie der Abchasen unterscheidet sich von der der Tscherkessen durch eine geringere Regelmäßigkeit; sie haben schwarze Haare, sind bräunlich, hager, von mittlerer Größe, aber gut gebaut. Da sie in völliger Rohheit leben, so sind sie trotzig, unzuverlässig und rachsüchtig; auch haben sie Blutfeindschaft gegen die benachbarten Bergstämme. Ohne Gesetz und ohne Furcht vor ihren Fürsten vertrauen sie nur auf ihre Waffen, welche sie nie ablegen, übrigens sind sie gleich allen Bergvölkern gastfrei und abergläubisch. Ihre aus Reisig aufgebauten und mit Thon überstrichenen Wohnungen liegen in geringer Entfernung von einander, und sind von einem Gehege aus Reisig oder stechenden Sträuchern umgeben, der Hof besteht aus einer freien Fläche, wo man absichtlich einige Bäume stehen ließ, unter denen die Familie im Sommer ihre Mahlzeiten hält.

Die jetzt noch übrigen Trümmer vieler Kirchen und Klöster beweisen, daß die Abchasen früher christlichen Glaubens waren, aber die Türken, welche schon seit so langer Zeit auf die Bergstämme einen ungemeinen Einfluß ausübten, suchten durch die Predigten ihrer Mollahs den christlichen Glauben auszurotten, und dieß gelang auch vollständig: die Abchasen fielen vom Christenthum ab, hatten aber keine genügende Kenntniß des Islam, und so bewahrten sie viele Gebräuche des Heidenthums. Der Vater des jetzigen Fürsten nahm mit seiner ganzen Familie den christlichen Glauben an, und ein Theil des Volks ließ sich nach seinem Beispiel gleichfalls taufen; aber seine Oheime und fast alle Fürsten und Edelleute blieben Mohammedaner, und rechtfertigen dadurch ihren Ungehorsam gegen den Fürsten. In ganz Abchasien findet sich nur Eine Kirche und Ein Geistlicher in dem Dorfe Souksu bei dem Fürsten.

Die Abchasen treiben nicht unbedeutenden Ackerbau, bearbeiten indeß nur so viel Feld, als nöthig ist, um sie das Jahr hindurch zu nähren; die zu bebauenden Strecken wählt jeder nach Gefallen, denn eine gesetzliche Abtheilung der Ländereien findet nicht statt, und bis jetzt hat sich darüber kein Streit erhoben. Mais und Gomi sind die wichtigsten und fast einzigen Getreidearten, welche man baut, Weizen sehr wenig und Gerste beinahe gar nicht. Genaue Angaben über den Umfang des angebauten Bodens hat man bis jetzt nicht, so viel ist indeß bekannt, daß die Abchasen kein fremdes Getreide bedürfen, sondern noch Mais verkaufen, und dagegen Salz eintauschen, welches man aus verschiedenen Orten der Türkei herbringt. Im Allgemeinen ist der Boden ziemlich fruchtbar, namentlich in den Thälern und an denjenigen Stellen, welche dem Zugang der Sonne geöffnet sind. In ganz Abchasien findet sich nur eine Mühle, im Dorfe Souksu, sonst mahlt man durchaus das Korn zwischen zwei Steinen mit den Händen.

Auch Viehzucht wird ziemlich getrieben: ihr Hornvieh ist kräftig, aber klein, hat sehr stark hervortretende Augen, aber ein schmackhaftes und fettes Fleisch. Zum Ackern braucht man meist Ochsen, sehr wenig Büffel, deren es überhaupt nicht viele gibt. Die Schafe sind von vorzüglicher Güte, und die Ziegen die besten im westlichen Theil des kaukasischen Landes. Pferde haben die Abchasen nur wenig, und brauchen sie bloß zum Reiten; zum Fortschaffen schwerer Waaren nimmt man Esel. Wiesen legen die Abchasen niemals an, und obwohl häufig ein strenger Winter einfällt, so denken sie doch nicht daran, Vorräthe von Heu einzusammeln, weßhalb nicht selten Viehfall eintritt. Die Weiden sind Gemeingut; im April zeigt sich das Gras und steht bis in den Spätherbst in Fülle und vorzüglicher Güte da.

Die Wälder Abchasiens bestehen aus Eichen, Ahornbäumen, Buchen, Platanen und Buchsbäumen, welche man hier Palmbäume nennt. Das Holz, welches in der Nähe der zerfallenen Veste Gagra, um das Kloster Pozunt und in der Umgebung von

Suchum Kale wächst, ist zum Schiffbau tauglich. In der Bucht von Pitschunt wurde im J. 1816 mit Erlaubniß des Fürsten von Griechen eine Brick von 120 Fuß Länge erbaut, wovon der Kiel aus Einem Stamme war, was eine seltene Größe des hier wachsenden Holzes beweist. Außer diesen Bäumen bestehen die Wälder aus Fruchtbäumen und Beeren tragenden Büschen; die Früchte sind sehr geschmackvoll, namentlich die Aepfel. Die Weinrebe wächst üppig, obwohl in wildem Zustande, allenthalben an den niedern Abhängen der Berge und in den Ebenen: die Trauben sind nicht sehr groß, doch ziemlich zart, und man gewinnt daraus einen starken Wein in bedeutender Menge, aus welchen die Armenier einen starken und sehr angenehmen Branntwein bereiten. Auch Bienenzucht wird in ziemlicher Ausdehnung betrieben, ihr Honig ist indeß von dem gewöhnlichen verschieden: er ist das Erzeugniß wilder Bienen, welche in den Felsenspalten hausen, Wachs und Honig bilden beinahe Eine krystallisirte Masse von angenehmem Geschmack und Geruch. Wenn man davon essen will, kann man sie aus einander brechen wie eine Eisplatte, ohne daß sich das in sehr geringer Menge dabei befindliche Wachs ablöst; auch hat dieser Honig bei weitem nicht das Klebrige, wie der gewöhnliche. *) — Die Flüsse und Seen **) des Landes sind reich an Fischen, und jeder fängt deren nach Gefallen, da der Fischfang keinen besondern Erwerbszweig bildet.

Es ist kein Zweifel, daß in den Bergen Abchasiens sich Metalle jeder Art, und namentlich Eisen findet, aber das rohe Volk versteht nicht, sie aufzusuchen; schon vor alter Zeit hat man eine Bleiader in dem Quellland des Flusses Gumista aufgefunden, und bearbeitet sie immer noch: hat man einen Stein losgebrochen, so braucht man ihn nur Einmal zu schmelzen, und gewinnt ein Blei von vorzüglicher Güte. Auf gleiche Weise wird das Blei vom Berge Jeswindt, dem Dorfe Anakn gegenüber, gewonnen. Diese Erzgruben gehören niemand besonders an, sondern jeder bricht heraus, so viel er bedarf.

Gewehre, Dolche und Säbel werden an vielen Orten des Landes verfertigt aus dem Eisen, welches man von den Türken oder von Suchum Kale her erhält, und die Abchasen bereiten daraus einen Stahl von vorzüglicher Güte. Es gibt Handwerker, welche Silber und Gold zu einem schwarzen Email künstlich zu verarbeiten wissen. Sonst wird wenig fabricirt. In jedem Hause bereitet man für den Hausgebrauch ein dickes Tuch von grauer oder gelber Farbe, eben so Filzmäntel und dünne Zeuge aus Baumwolle, welche man aus der Türkei erhält.

Der Haupthandel wird mit den türkischen Städten Batum und Trapezunt getrieben, und besteht in Eisen, Salz, Waffen jeder Art, seidenen und baumwollenen Stoffen, Saffian von verschiedenen Farben, und Pulver, wovon die Abchasen sehr viel brauchen. Dagegen geben sie Mais, Buchen- und das sogenannte Palmenholz, Honig, Wachs, und manchmal auch weggefangene Russen oder Mingrelier. Hauptsächlich wird der Handel an der Mündung des südlichen Arms des Kadorflusses getrieben, wo große türkische Schiffe ankommen. Seit dem J. 1817 besuchen indeß die Abchasen auch den Bazar von Suchum, wo sie Salz, Eisen und verschiedene andere Waaren kaufen, welche von den Armeniern aus Redoute Kale dahin gebracht werden. Die Abchasen haben keine eigenen Münzen: die bei ihnen umlaufenden Gold- und Silbermünzen sind türkische, und erst seit einiger Zeit nehmen sie auch russische Silbermünzen an.

Abchasien zerfällt, wie oben bemerkt wurde, in vier Genossenschaften oder Kreise, von welchen der von Zybeldin ein freies Gemeinwesen bildet, welches gar keinen Fürsten anerkennt, und wo nur die reiche Fürstenfamilie Mortawi einigen Einfluß ausübt. Kelem Bei hatte diesen Kreis erobert, jetzt aber hat er sich wieder von den Fürsten Abchasiens ganz los gemacht, und sucht, pochend auf seinen Reichthum und seine unersteiglichen Berge, auch die andern Genossenschaften aufzuwiegeln. Diese, nämlich Abschaw, Abchas und Bsyb erkennen zwar äußerlich den von Rußland aufgestellten Regenten, Fürsten Michael Schirwaschidse an, allein seine Macht erstreckt sich nicht über seinen eigenen Kreis, den von Bsyb, hinaus. Der abchasische Kreis gehorcht seinen Oheimen Batam Teer Bei und Hassan Bei, von denen der Letztere den größten Einfluß auf das Volk hat. Der Kreis von Abschan ist ihrem Vetter Ali Bei unterworfen. Die Anhänglichkeit dieser Häuptlinge an Rußland ist durch viele Erfahrungen erprobt, aber unter den Edelleuten finden sich noch viele, welche den durch Bande des Glaubens und des Handels verbundenen Türken ergeben sind. Der größte Theil des Volkes hat weder für die einen noch für die andern eine besondere Anhänglichkeit, sondern liebt seine wilde Freiheit über Alles. Daher stehen sie auch noch hinsichtlich ihrer Begriffe von Verbrechen und Strafen bloß auf dem Grundsatz der Entschädigung. Für einen Todtschlag muß nach alter Sitte der Verbrecher den Verwandten des Ermordeten fünfzehn Bauern, ein gutes Pferd mit Sattel, Säbel oder Tscherkessendolch (Schaschka, oder Schisch bei den Türken), Gewehr und Pistolen geben. Kann er dieß nicht, so nehmen die Verwandten des Ermordeten ihm das Leben, und eine weitere Rache von Seite der Verwandten des Mörders findet nicht statt. Für den Diebstahl muß dem Bestohlenen der doppelte Werth der gestohlenen Sache bezahlt werden, und außerdem muß der Schuldige dem Fürsten einen Menschen geben; hat er keine Bauern, so muß er selbst als Sklave dienen. Unter den mohammedanischen Einwohnern entscheiden die Mollahs viele Streitigkeiten nach dem Koran, wenn sie nicht der Entscheidung des Fürsten anheim gestellt werden.

*) Man nennt ihn Steinhonig, er findet sich an vielen Orten des kaukasischen Landes, und hat manchmal eine wahre Erdfarbe.

**) Es gibt deren zwei: Atscharsbse, in der Nähe des Meeres, anderthalb Werste von dem Flusse Abeta, und Enkit, zwischen dem Kloster Pozunt und dem Flusse Basyb.

Chronik der Reisen.

Ersteigung des Bergs Athos im Junius 1836 von Lieutenant Webber Smith.

An dem südöstlichen Ufer des Distrikts von Salonichi gehen drei merkwürdige Halbinseln, etwa 25 englische Meilen lang und 5 breit,

fast parallel mit einander in südöstlicher Richtung in den Archipelagus hinein, und umfassen die beiden Golfe von Monte Santo und Kassandra oder dem singitischen und torrenäischen Golf der Alten. Das östlichste dieser drei Vorgebirge, besser bekannt unter dem Namen Acte oder Berg Athos, der Agion Oros der neuern Griechen und Monte Santo der Franken, steht mit dem Hauptlande durch einen niedern sandigen Isthmus von etwa 5 Meilen Länge und 1½ Meilen Breite mit dem festen Lande in Verbindung; hier ließ Xerxes den berühmten Kanal durchgraben, von dem noch jetzt einige schwache Spuren sichtbar sind. — Unmittelbar am Anfang der Halbinsel steigt der Berg Athos plötzlich schroff auf 200 Fuß an, und von hier bis zu der Stadt Kares, welche etwa im Mittelpunkt der Halbinsel liegt, wechselt die Höhe von 250 bis 500 Fuß; doch kann man diesen Strich ein von vielen tiefen Schluchten durchschnittenes Tafelland nennen, dessen Boden an vielen Stellen herrlich bewaldet ist, namentlich mit Eichen und Kastanien. Von Kares an steigt das immer noch felsige, zerrissene und wohlbewaldete Land schneller an, bis man an den großen Pik gelangt, der in einsamer Majestät sich schnell zur Höhe von 6550 Fuß über dem Meere emporhebt; hart an den Klippen der Südspitze findet man nach den neuerlichen Aufnahmen des Kapitäns Copeland bei 60 Faden noch keinen Grund. Der Weg, auf welchem man den unfruchtbaren aus weißem Kalkstein bestehenden Berg ersteigt, ist nur auf zwei Drittheilen für Maulthiere gangbar; von dem Kloster Lavra am östlichen Ufer windet sich der Pfad rund um die südliche Spitze des Kaps in einer Höhe von etwa 600 Fuß über dem Meere ganz um den Berg herum, so daß der Hauptzugang von Nordwesten her geschieht. Das Hinaufsteigen ist sehr beschwerlich, manchmal auch gefährlich, und nahm fünf und eine halbe Stunde weg, aber die unbegränzte Aussicht vom Gipfel belohnt reichlich die Mühe; zu den Füßen der Reisenden liegen die Inseln Lemnos, Thaso, Samothraki, nördlich die Küste und Berge von Thracien und Macedonien, und westlich der Olymp, der Pelion und Ossa in Thessalien. Die Halbinsel des Bergs Athos enthält 20 Klöster außer den Dörfern und den von Caloyers bewohnten Zellen. Die zwei Hauptklöster sind von 120 Personen bewohnt, abgesehen von 60 Bettlern; alle 20 zusammen enthalten ungefähr 1500 Menschen mit Einschluß von 300 Bettlern. Dieß ist weit noch nicht die volle Anzahl, da sie sich noch nicht von den Wirkungen der griechischen Revolution erholt haben, zu welcher Zeit die Klöster von türkischen Soldaten besetzt und die Mönche entflohen waren. Bei der Stadt oder eigentlich dem Dorfe Kares wird wöchentlich ein Markt gehalten, der den ungewohnten Anblick eines Marktes ohne Lärm und einer Menschenmasse ohne Weiber darbietet, denn innerhalb des Umkreises des Bergs wird durchaus kein Weib zugelassen.

Geologische Notiz.

Ueber die Erhebung der Küste von Chili.

In der Sitzung der geologischen Gesellschaft zu London am 4ten Januar wurde das Memoire eines Herrn Caldcleugh über diesen Gegenstand vorgelesen. Es hatte sich derselbe zu wiederholtenmalen in Südamerika aufgehalten; vor seiner letzten Rückkehr dahin im Jahre 1835 aber sein Urtheil über die Folgen des großen Erdbebens vom Jahre 1828 zurückgehalten. Seitdem aber hat er sich durch wiederholte Nachforschungen überzeugt, daß eine Veränderung in der Höhe der chilischen Küste vorgegangen ist, und er glaubt, daß nicht nur jenes Erdbeben, sondern auch andere ähnliche Phänomene unbestreitbare Beweise solcher Veränderungen zurückgelassen haben. Herr Caldcleugh zeigt durch Anführungen aus den Werken von Molina, Frezier, Ulloa und Feuillée, daß viele Felsen während der letzten 120 Jahre entweder aus großer unbekannter Tiefe, oder aus einer bekannten Tiefe unter dem Meeresspiegel, so daß sie als Klippen in den Karten bezeichnet waren, bis zur Höhe von mehrern Fußen über dem Meeresspiegel erhoben wurden. Der Belemfelsen in der Bai von Concepcion, welcher in der Karte Ulloas nicht angezeigt ist, hat jetzt bei niederem Wasserstande nur 2 Klafter tief Wasser über sich. In der Bai von Valparaiso ist ein Felsen, der zwar noch nicht sichtbar ist, über dem sich aber das Brechen des Wassers fortwährend zeigt; andere Felsen in der Nähe von Cruz de Reyes, welche im Jahre 1821 zur Fluthzeit stets mit Wasser bedeckt wurden, stehen jetzt 4 Fuß über der hohen Fluthmark. In dem Hafen von Coquimbo warnt Feuillée, welcher im Jahre 1770 schrieb, die Seeleute gegen einige Felsen an der Westseite des südlichen Eingangs, welche damals à fleur d'eau waren, aber drei von diesen Felsen, die Pelikanen genannt, sind jetzt etwa 12 Fuß über dem niedern Wasserstande. Herr Caldcleugh gibt auch vollständige Nachrichten über die Veränderung der Sondirungen und das Anwachsen des Landes durch die von den Strömen herabgeführten Trümmer, scheidet jedoch diese Thatsachen genau von denen, welche mit dem Erdbeben zusammenhängen. — Eine andere Nachricht über die Erhebungen an der Küste von Chili von einem Herrn Darwin wurde nach denen Caldcleughs vorgelesen. Er stellte seine Beobachtungen an während der von dem Kapitän Fitzroy geleiteten Aufnahme der Küste, und die genauen Schilderungen erstrecken sich auf denjenigen Theil derselben, welcher 60 Meilen südlich von Valparaiso und 80 Meilen nördlich davon sich ausdehnt. Auf dieser ganzen Strecke finden sich ungeheure Muschelbänke in verschiedenen Höhen, von dem jetzigen Meeresspiegel bis 250 Fuß darüber. Einige wenige fanden sich in viel größerer Höhe, ihr Ursprung war jedoch zweifelhaft. Zu Valparaiso wurde die Lage dieser Muschelbänke von den Herren Darwin und Alison mit besonderer Sorgfalt untersucht, und alle Umstände, z. B. ihre Lagerung in weiten horizontalen Betten und auf unzugänglichen Vorgebirgen, die große Anzahl ungemein kleiner Muscheln und endlich der Zustand von Dekomposition, worin sie sich befanden, und der mit ihrer vergleichungsweisen Höhe in Verhältniß stand, alles dieß deutete darauf hin, daß diese Lager unter dem Meere gebildet und später in die Höhe gehoben wurden. Der unzweideutigste Beweis einer neuerlichen Erhebung wird daraus entnommen, daß man Balanidä am Felsen hängend fand in einer Höhe, wohin auch die höchste Fluth nie dringt. Die jetzige Lage einer alten Mauer an der See, welche im Jahre 1680 zu Valparaiso gebaut wurde, läßt sich gar nicht anders erklären als durch eine Veränderung der relativen Höhe des Meeres und des Landes. Das Aussehen der granitischen Felsen im Norden und Süden dieser Bai bezeugen dieselbe Thatsache, nämlich eine Erhebung des Bodens um etwa 14 Fuß. Mehrern andern Umständen zufolge kann die Erhebung in den letzten 220 Jahren nicht über 15 Fuß betragen haben. Man hat guten Grund zur Vermuthung, daß die neueste Erhebung des Landes, das durch die Balaniden und durch die Lage der Mauer an der See unwidersprechlich dargethan ist, theils vor 1822, theils während des Erdbebens in diesem Jahre, theils seit jener Zeit allmählich und unmerklich vorgegangen sey. Herr Darwin vermuthet, die Insel Chiloe erhebe sich gegenwärtig ganz auf eine ähnliche Weise, wie die Küste von Norwegen. Es ist eine eigenthümliche Frage, ob diese Veränderungen während jedes unbedeutenden Erdbebens in kleinen Stößen, oder unabhängig von diesen augenblicklichen Störungen vor sich gehen. Das östliche Ufer Südamerika's vom Rio Plata bis zur magellanischen Meerenge, wo man niemals Erdbeben verspürt, wurde ebenfalls in der neuern Zeit, wie die Westküste am stillen Meere, emporgehoben. Man kann nicht zweifeln, daß diese Veränderungen in der Land- und Seehöhe einer und derselben Ursache zuzuschreiben sind. Die Erdbeben, die vulkanischen Ausbrüche und die plötzlichen Erhebungen des Bodens, welche an der Küstenlinie der Südsee vorkommen, müssen vielleicht als Unregelmäßigkeiten in dem Gange einer viel weiter verbreiteten Erscheinung betrachtet werden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 38.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 Februar 1837.

Liverpool.

Mit der Regierung Elisabeths begann für England eine neue Aera: die religiösen Kämpfe waren für einige Zeit erloschen, und der dadurch angeregte Geist unruhiger Thätigkeit wirkte nun fort in nützlichen Unternehmungen. Die englische Marine, welche bei der Thronbesteigung der genannten Königin nur aus 25 kleinen Schiffen oder Pinaßen bestanden hatte, war bald im Stande, sich mit der größten Seemacht der damaligen Zeit, mit Spanien, zu messen, und beim Tode dieser Königin besaß England 42 Schiffe, worunter 18 von 600 bis 1000 Tonnen. Weite Expeditionen wurden unternommen: Davis suchte die nordwestliche Durchfahrt, unter der Führung von James Lancastre wurden Komptoirs in Indien gebildet, und was bisher noch keine der seefahrenden Nationen unternommen hatte, Verbindungen mit dem damaligen Moscovien angeknüpft; englische Schiffe drangen ins weiße Meer, fuhren die Dwina hinauf bis Wologda, etablirten zwischen diesem Platz und Jaroslaw einen Uebergang, fuhren die Wolga hinab nach Astrachan, setzten über das kaspische Meer, und verbreiteten ihre Waaren in Persien und der Türkei. Dieß war das Vorspiel dieser Seemacht, welche zwei Jahrhunderte später die Welt umspannen sollte.

Die Industrie blieb nicht zurück, und der Luxus stieg, eine große Anzahl Flamänder flohen aus ihrem Vaterlande vor der spanischen Tyrannei, brachten ihre Kapitale und ihre Industrie nach England, und schon im Jahre 1582 wurden 200,000 Stück Wollenzeuge ausgeführt. Diese Industrie bewirkte eine ungeheure Revolution im gesellschaftlichen Zustand. Durch die Befriedigung der Luxusbedürfnisse zersplitterte sich das große Vermögen der alten Barone, die Kaufleute und Manufakturisten bereicherten sich, und wurden unabhängiger. Auch das Abhängigkeitsverhältniß ihrer Untergebenen wurde lockerer, die Städte wuchsen, und der Handel erweiterte sich. In der Mitte des 16ten Jahrhunderts bildeten oder erweiterten sich Birmingham, Manchester, Nottingham, Leeds, York und die meisten Manufakturstädte, und um diese Zeit beginnt auch der erste Schimmer von Handelswohlfahrt für Liverpool.

Am Ende des Jahres 1561, dem dritten Jahr der Königin Elisabeth, vereinigten sich die vornehmern Einwohner eines kleinen Fleckens in Lancashire, und entwarfen in den räucherigen Sälen ihres Gemeindehauses eine unterthänige Bittschrift, um nicht fünf oder sechs Pfund Sterling, welche die Stadt an die Krone jährlich abzutragen hatte, zahlen zu dürfen. „Diese arme herabgekommene Stadt," sagten sie in ihrer Bittschrift, „wird sich nie wieder erheben, wenn Euer Majestät nicht einen Blick des Mitleids auf sie zu werfen geruht." Die Summe wurde nachgelassen. Die arme Stadt, welcher damals diese Gunst zu Theil wurde, war Liverpool, jetzt die zweite Hauptstadt des englischen Handels. Im J. 1561 war sie aber in der That nichts als ein elender, überall von Sümpfen umgebener Flecken, in welchem man nur 7 Straßen und 138 Häuser zählte, von denen jedes 12 Pence jährliche Abgabe zahlte; die Bewohner, Ackerbauer und Seeleute, 690 an der Zahl, besaßen 12 Schiffe, zusammen von 177 Tonnen, und besetzt mit 75 Mann. Ein Haus in der Hauptstraße wurde damals um 4 Schillinge jährlich vermiethet, der Weizen kostete 1 Sch., ein Hammel 2 und der Taglohn betrug 4 P. (12 kr.). Dieß war der Anfang einer Stadt, deren Handelsbewegung jetzt der aller Häfen Frankreichs zusammengenommen gleich ist, und die allein mehr Geschäfte macht, als die Vereinigten Staaten.

Die Gründung von Liverpool ist unbekannt, sein Name gehört weder der römischen Herrschaft, noch den Sachsen an. Die alten Geschichtschreiber erwähnen ihrer nicht, denn es war ein Fischerdorf, dessen Boden während der stürmischen Feudalzeit allmählich aus den Anschwemmungen des Mersey anwuchs. Die Römer bildeten in diesem Theile von Lancashire keine Ansiedelung, und dachten nicht einmal daran die Mündung des Mersey zu befestigen. Keine größere Aufmerksamkeit schenkten die Sachsen dieser jetzt so blühenden Provinz. Wilhelm, der Eroberer, der seine Besitzungen so sorgfältig einregistrirte, erwähnt Liverpool nicht in seinem Doomsdaybook; man sieht nur in der demselben angehängten Karte, daß der östliche Theil des Mersey, an dem sich jetzt Liverpool erhebt, Ismedune hieß: Idelmund held Jsmedune: it is worth thirty two pence. Lancashire nimmt in dem Doomsdaybook keinen besondern Platz ein, der nördliche Theil der Grafschaft ist in Yorkshire,

der südliche in Cheshire eingeschlossen. Erst gegen das J. 1089 findet man den Namen Liverpool, angeführt bei Gelegenheit eines Schlosses, das Graf Roger von Poitou unmittelbar nach der Eroberung bauen ließ; über den anfangs sehr verschiedenartig geschriebenen Namen, namentlich dessen ersten Theil, kann man nur Vermuthungen anstellen, denn das Wort pool, Sumpf, erklärt sich hinreichend durch den selbst heutzutage noch sumpfigen Zustand einiger Stadttheile. Leland in seinem Itinerary aus der Zeit Heinrichs VIII schreibt Lyrpole alias Lyrpoole. Nach Enfield wurde das Wort Leverpoole oder Lerpoole geschrieben, und seine Rechtschreibung erst im J. 1567 festgesetzt; hinsichtlich der Etymologie ist er der Meinung, der erste Theil des Worts komme entweder von Liver, einem an der Westküste Englands sehr gewöhnlichen Seegras, oder von der im Lande sehr alten Familie Lever. Cambden schreibt im J. 1607: Der Mersey mündet sich ins Meer durch einen großen Kanal unterhalb Litherpoole, gewöhnlich Lyrpoole genannt, einem für den Handel mit Ireland sehr günstig gelegenen Platze. Das Wappen der Stadt, das von ziemlich neuem Datum scheint, gibt gleichfalls keinen Aufschluß hierüber: in der Mitte eines Schildes, an dem sich auf der einen Seite ein Neptun, auf der andern ein Triton lehnt, der auf der Seemuschel bläst, bemerkt man eine Art Reiher, der einen Zweig in seinem Schnabel trägt, mit der Nachschrift: Deus nobis hæc otia fecit; ein seltsames Motto für eine der geschäftvollsten Städte der Welt.

Der geringen Wichtigkeit Liverpools während der ersten Zeit nach seiner Gründung muß man namentlich die Unwissenheit zuschreiben, in der man sich hinsichtlich seines Namens befindet. Im J. 1207 gewährte König Johann der Stadt einen Freibrief, der sich noch im Original im Archiv derselben befindet. Er gewährleistete den Bewohnern alle Municipalfreiheiten, deren die andern Städte der Küste genossen; diese Freiheiten erweiterte und bestätigte Heinrich III gegen eine Abgabe von 10 Mark jährlich. Im J. 1228 setzte ein weiterer Freibrief desselben Königs eine Korporation der dasigen Kaufleute ein, und schloß alle diejenigen, welche nicht dazu gehörten, von dem Privilegium aus, zu Liverpool anders als mit Bewilligung der Bürger Handel zu treiben. Nach Maddox scheint die Stadt Liverpool an Heinrich im eilften Jahre seiner Herrschaft einen Zoll von 11 Mark 7 Sch. 6 D. gezahlt zu haben. Alle diese Freibriefe indeß trugen zum Wachsthum der Stadt wenig bei, indem Edward I in seinem Verbot an alle Seehäfen, englisches oder französisches Geld in Barren oder gemünzt auszuführen, Liverpool nicht erwähnt. Man findet jedoch in dieser Liste Bristol, Hull, Newcastle und 60 andere Häfen. Eben so wenig ist zehn Jahre später von Liverpool die Rede, als an alle Häfen Befehl gesendet wurde, nach Dublin Schiffe zu schicken, um den Grafen Ulster mit seiner Armee nach Schottland zu bringen. Endlich im Jahre 1338 wurde eine Aushebung von 700 Schiffen und 14,000 Mann angeordnet; der Beitrag der nachbenannten Häfen gibt das Maß ihrer Wichtigkeit: London bewaffnete 25 Schiffe mit 662 Mann, Bristol 24 mit 600 Mann, Hull 16 mit 466 Mann, Portsmouth 5 mit 96 Mann und Liverpool 1 Barke mit 6 Mann. (Fortsetzung folgt.)

Das neuere Aegypten.

Der religiöse Zustand.

(Schluß.)

Die wichtigste Pflicht der Moslims nach dem Gebet ist das Almosengeben: gewisse Almosen sind vom Gesetz vorgeschrieben, andere sind freiwillig; die erstern wurden in den frühern Zeiten des Islams von besondern Regierungsbeamten eingesammelt, und zu frommen Zwecken, wie zum Bau von Moscheen u. dgl. verwendet. Jetzt aber überläßt man es dem Gewissen des Einzelnen, wie jeder sein Almosen anwenden will: man gibt es einmal im Jahre, gewöhnlich in Hornvieh oder Schafen, manchmal auch in Geld, gewöhnlich den vierzigsten Theil des Besitzes. Fasten ist die dritte Pflicht: bekanntlich sollen die Moslims den ganzen Monat Ramadan hindurch von Tagesanbruch bis zum Eintritt der Nacht fasten, der Prophet selbst gestattete manche Ausnahmen, und verlangte überhaupt nicht, daß jemand auf eine Art fasten solle, daß seine Gesundheit darunter leide, oder er zu der nöthigen Arbeit unfähig werde. Die neuern Moslems aber scheinen das Fasten des Ramadan für die wichtigste aller religiösen Pflichten anzusehen, denn viele halten das Fasten, welche das gewöhnliche Gebet des Tages vernachlässigen, und selbst diejenigen, welche das Fasten brechen, behaupten mit sehr wenigen Ausnahmen das Gegentheil. Viele vornehme Moslems essen und trinken insgeheim, aber die größere Anzahl hält die Fasten streng, was vielen schwachen Personen tödtlich wird. Außer dem großen Fasten des Ramadan gibt es noch einige andere Tage, an denen das Fasten verdienstlich, aber nicht geboten ist, an den zwei großen Festtagen jedoch, welche auf den Ramadan folgen, ist das Fasten von dem Propheten selbst verboten. Die vierte wichtige Pflicht, die Pilgerfahrt nach Mecca und dem Berge Arafat, soll bekanntlich jeder Moslem Einmal in seinem Leben vollziehen, wenn ihn nicht Armuth oder Krankheit hindert. Nach den Ansichten der Hanafis kann man einen Stellvertreter senden, dem man die Kosten der Reise bezahlen muß. Viele indeß vernachlässigen diese Pflicht, welche keinen gültigen Entschuldigungsgrund für sich anführen können; daß verhältnißmäßig immer nur eine geringe Zahl diese Pflicht erfüllt, geht auch schon daraus hervor, daß jeder, welcher diese Pilgerfahrt gemacht hat, den besondern Beinamen El Hadsch führt.

Wein und alle berauschenden Getränke sind den Moslems verboten, weil sie „mehr Uebel als Gutes erzeugen;" viele trinken aber heutzutage Wein, Branntwein u. dgl. insgeheim, manche, die es für keine Sünde halten, es mäßig zu thun, auch ganz offen. Unter den Aegyptiern indeß übertreten nur wenige das Gebot auf eine so auffallende Weise. Buzeh, ein berauschendes Getränk aus geriebenem Gerstenbrod, welches man mit Wasser durchknetet und aufgähren läßt, wird gewöhnlich von den Nilschiffern und auch von andern Personen der niedern Stände getrunken. *) Opium und ähnliche Dinge, obwohl im

*) Ein ähnliches Getränk bereiteten auch die alten Aegyptier; die neuern bereiten Buzeh aus Weizen und Hirse auf dieselbe Weise, wiewohl seltener.

Koran nicht erwähnt, gelten für unerlaubt, und wer sie genießt, für unsittlich; aber in Aegypten sind solche Personen nicht sehr zahlreich. Einige asiatische Sekten haben auch den Tabak, und selbst den Kaffee für unerlaubt erklärt.

Der Koran ist bekanntlich auch das bürgerliche Gesetzbuch der Moslems, und wo er nicht ausreicht, wird nach den Erklärungen und Erläuterungen der berühmtesten Imams und Rechtsgelehrten entschieden. Vieles darin deutet noch auf die alten Sitten in der Wüste hin, so z. B. besteht zwar schon das Gesetz, daß der Mord mit dem Tode bestraft werden soll, doch kann nach dem Koran sich der Thäter auch mit einer Summe loskaufen, welche nach dem Erbschaftsrecht unter die Verwandten des Ermordeten vertheilt wird; die Verwandten haben zu entscheiden, ob der Mörder gleichfalls das Leben verlieren, oder die Buße angenommen werden soll. Gegenwärtig wird indeß der Mord im Allgemeinen mit dem Tode bestraft, und die Regierung läßt selten eine Geldausgleichung zu. Unter den Beduinen ist die Blutrache bekanntlich noch sehr ausgedehnt, doch nehmen die meisten Stämme auch die Buße an. Unter den ägyptischen Fellahs sind gleichfalls die Fälle der Blutrache noch sehr häufig: die Verwandten eines Getödteten in einem ägyptischen Dorfe rächen sich gewöhnlich mit eigener Hand, statt sich an die Regierung zu wenden, gehen dabei mit einer zurückstoßenden Grausamkeit zu Werke, und verstümmeln selbst die Leiche ihrer Opfer. Die Verwandten eines Mörders fliehen darum gewöhnlich in ein anderes Dorf, um dort Schutz zu suchen. Selbst wenn die Rache geübt ist, herrscht häufig noch Feindschaft fort zwischen beiden Theilen, und oft verwickelt ein Fall der Blutrache zwei oder mehr Dörfer in Feindseligkeiten, welche häufig mehrere Generationen hindurch in Zwischenräumen wieder ausbrechen. Diebstahl soll nach dem Koran mit dem Verlust der rechten Hand gestraft werden, im Wiederbetretungsfall mit Abhauen des linken Fußes, im dritten mit Abhauen der linken Hand; beim viertenmal soll er auch noch den andern Fuß verlieren. In Aegypten wurden diese Strafen in der letzten Zeit nicht angewendet, sondern Prügel und harte Arbeit bei dem ersten, zweiten und dritten Fall, und häufig der Tod bei dem vierten. Kleinere Vergehen werden mit dem Kurbag, einer rund gehämmerten Peitsche aus Hippopotamushaut oder mit dem Stock gewöhnlich auf die Fußsohlen bestraft. Trunkenheit wird nach dem Koran mit der Peitsche geahndet, und dieß geschieht auch jetzt noch in Cairo, doch nicht mehr häufig: die Zahl der Streiche beträgt achtzig. Abfall vom Islam gilt für ein schweres Verbrechen, und wird mit dem Tode bestraft. Der Verfasser sah eine Frau hinrichten, welche den Islam verlassen und einen Christen geheurathet hatte: man brachte sie auf einem Boot in die Mitte des Nils, erdrosselte sie und warf sie dann ins Wasser. Der Vicekönig war damals nicht in Cairo, sonst glaubte man, daß sie Verzeihung erhalten hätte, wie dieß früher einmal der Fall gewesen war. Das Benehmen der niedern Klassen bei dieser Hinrichtung spricht sehr gegen ihren Charakter; ein Lied wurde gedichtet auf das unglückliche Opfer der Gesetze, und verbreitete sich allenthalben in der Stadt.

Wir wollen zum Schlusse nur noch Einiges über die Wahabis sagen, deren politische Macht in Arabien durch die Bemühungen Mehemed Ali's vernichtet wurde; zu ihren Glaubenslehren bekennen sich aber jetzt noch viele Araber, und die gelehrtesten Ulemas Aegyptens erklären sie für rechtgläubig. Die Wahabis sind bloße Reformatoren, welche an alle Hauptpunkte des Islam glauben, so wie an alle Lehren des Korans und alle Ueberlieferungen von dem Propheten. Sie mißbilligen aber alle pomphaften Grabmäler und über Gräbern errichtete Gebäude, die sie überall zerstören, wo sie können. Sie verdammen diejenigen, welche verstorbene Heilige besonders verehren, als Götzendiener, und erklären sogar alle andern Moslems für ketzerisch, wegen der ausschweifenden Verehrung des Propheten. Sie verbieten das Tragen von Seide, goldenem Schmuck, und überhaupt von allem kostbaren Anzug, so wie das Tabakrauchen, für diesen letztern Genuß aber entschädigen sie sich zum Theil durch einen unmäßigen Genuß von Kaffee. Es gibt viele gelehrte Leute unter ihnen, und sie haben viele und werthvolle Bücher, namentlich historische, aus verschiedenen Theilen Arabiens und aus Aegypten gesammelt.

Reise längs der Küste Norwegens von Bergen nach Christiania.

2. Reise von der Provinz Tellemarken nach Christiania.

Dicht vor der Stadt Porsgrund liegt das alte berühmte Giemsöe Kloster. Nachdem wir die schönen Aecker und Wiesen der Stadt passirt hatten, nahm uns der norwegische Wald wieder in seinem Dunkel und in seiner feierlichen Stille auf. In der ersten Station Fjerstrand übernachteten wir, denn der Anblick dieses saubern und großen Gehöfts war zu einladend. Es liegt auf dem erhabenen Ufer eines großen Sees, der mit fruchtbaren Aeckern und Wiesen umkränzt ist, in denen viele große Gehöfte einzeln umher liegen.

Wir hatten von hier unter zwei Reisearten zu wählen, entweder zu Wasser auf den meilenlangen Seen, welche durch schmale Gewässer unter sich zusammenhängen, und wo man mittelst Ruderbooten fortgeschafft wird, die man ebenfalls stationsweise wechselt, oder zu Lande.

Wir fanden in dem alten Gastwirth einen ehemaligen Schiffskapitän, der sich zur Etablirung dieses Hofes Vermögen erworben hatte. Er sprach nicht deutsch, war außerdem auch einsylbig, und hatte in dem finstern Seemannsblick etwas Abschreckendes. Eine sonderbare Gewohnheit von ihm war die, daß er alle Sekunden ausspie, dabei aber sich eines robusten Körperbaues erfreuend, alle Ermahnungen der Aerzte gegen diese Gewohnheit zu Schanden machte. Ueber Nacht traf hier ein norwegischer Major ein, der uns erzählte, daß die Regierung die Anlegung einer neuen Straße projektirte, die von Kongsberg aus über den südlichen Theil des Fillefjeld hinwegführen und dann in die große Straße nach Bergen einfallen solle. Unser vornehmer Gastwirth machte auch eine vornehme Rechnung.

Bei Fortsetzung unserer Reise in das Innere, abwärts von den Hauptstraßen, lernten wir die gewöhnlichen Landwege kennen. Auch diese werden sorgfältig im Stand erhalten. Wir sahen stellenweise selbst hier noch Tafeln aufgerichtet, darauf die Namen der Bauern verzeichnet waren, welche für die Instandhaltung verpflichtet sind. Eben so wurden

wir in unsern Erwartungen über schlechte Krüge und ländliche Gasthöfe aufs Angenehmste getäuscht. Eine Viertelmeile vor der Station Bergene wurden wir mitten im dunkeln Tannenwalde von dem Anblick einer ganz einsam belegenen Kirche überrascht, welche hart am Wege auf einem Felsen steht. Wir dachten uns, daß man auf dieser Stelle vielleicht den Mittelpunkt einer Gemeinde ausgemittelt habe, die weit zerstreut umherwohnen mag. Bergene liegt romantisch auf einem hohen Seeufer, rings herum eine freie trefflich angebaute Gegend. Wir wollten heute noch das große Eisenwerk in Ulefoß erreichen. Ein langer dunkler Waldweg hatte uns bei dem leidigen Regenwetter schon mißmuthig gemacht, als sich plötzlich hinter Helgens Kirche vor unsern Augen eine Gegend entfaltete, die an Schönheit, Umfang und Mannichfaltigkeit Alles hinter sich ließ, was wir bis jetzt sahen. Wir standen etwas erhaben und hatten eine weite Tieflandschaft vor uns, welche in dem bunten Gemisch fruchtbarer Aecker, Wiesen und kleiner Waldgruppen prangte. Viele große Gehöfte verkünden den Wohlstand der Bewohner. Mehrere Hügel steigen mit den mannichfachsten Formen aus dieser Ebene empor, und da sie alle kultivirt sind, so bringen sie in das Gemälde einen Farben- und Schattenwechsel, der dasselbe ungemein erhöht. Dunkle Waldgebirge mit den sonderbarsten Konturen umkreisen in blauer Ferne dieß reizende Naturbild, und ganz hinten am Fuß jener Gebirge leuchtet blendendweiß das schöne Schloß des Staatsraths Oten in Ulefoß herauf. Es war, als wollte uns der Himmel den Anblick dieses Gemäldes in seiner schönsten Beleuchtung gönnen, denn er zog auf einige Stunden seinen nebligen Regenvorhang auf.

Mit Sehnsucht eilten wir dem schönen Ziel unserer heutigen Reise zu. Wir erklimmten einen steilen kahlen Berg, auf dessen Kuppe ganz isolirt eine kleine Kirche steht, deren helltönendes Geläute weit umher schallte, und bei der feierlichen Stille der Gegend einen sonderbaren Eindruck auf uns machte. Bald dahinter stand der Predigerhof, und durch einen Thorweg auf der Galerie eines Hintergebäudes erblickten wir ein fettes Männchen mit rundem Käppchen, welches so glatt an das blühende faltenlose Gesicht anschloß, daß nur wenig Scharfsinn dazu gehörte, darin gleich den Prediger zu erkennen. Unaufgefordert zog er freundlich grüßend sein Käppchen, denn Zuvorkommenheit ist ein Nationalzug der gebildeten Norweger. Je mehr wir uns Ulefoß näherten, desto imposanter steigt das Schloß des Staatsraths aus der Tiefe herauf, in der wir es von ferne erblickt hatten, weil es auf dem jenseitigen sehr hohen und steilen Ufer des Ule-Elv liegt, zu dem wir hinabfuhren. Je näher wir diesem reizenden Ort kamen, desto mehr Naturschönheiten entfalteten sich in den nächsten Umgebungen desselben. Das Schloß hat eine höchst pittoreske Lage auf dem erhabensten Punkt des jenseitigen Ufers. Es ist sehr geschmackvoll gebaut, mit Balken, Säulen und einer Kuppel. Ein herrlicher Buchenpark zieht sich auf der steilen Uferwand vor dem Schloß herab. Rückwärts schließen sich zwei Flügel an, dahinter man die mit einem Glockenthurm versehenen hübschen Wirthschaftsgebäude erblickt. Der Gasthof liegt ganz unten dicht am Elv, der als ein breiter Strom reißend vorbeistürzt. Die umliegenden steilen Berge reihen sich in malerischen Gruppirungen an einander. Sie sind theils mit prächtigen Tannen besetzt, die gleich hohen Kerzen eine auf der andern zu stehen scheinen, theils mit schönen Wiesenmatten und kleinen Kornfeldern geschmückt, zwischen denen viele Gehöfte terrassenförmig über einander recht romantisch liegen.

Ulefoß gehört zu den ansehnlichsten Orten im Innern Norwegens, woselbst mehrere Betriebswerke eine größere und dichtere Bevölkerung zusammengebracht haben, als man hier gewohnt ist. Der Verkehr zwischen den beiden Ufern des Elv ist sehr lebhaft. Fortwährend setzen Leute mit Böten über, und muthige Knaben treiben mit ihren kleinen Kähnen ein dreistes Spiel auf den reißenden Wogen, indem sie sich von der Stromschnelle erst eine Strecke weit hinabwerfen lassen, um nachher dasselbe Spiel von vorn zu beginnen. Am diesseitigen rechten Ufer sieht man einen ansehnlichen geschlossenen Ort, der aus den niedrigen und dürftigen Wohnungen besteht, in denen die Arbeiter des Eisenwerks und Hammers wohnen. Es ist der größte Eisenhammer Norwegens, dessen ungeheure Räder von dem reißenden Elv bewegt werden. Das Werk gehört dem Baron von Löwenskjöld, der auch hier unten in einem niedlichen Landhäuschen wohnt. Am jenseitigen Ufer liegen viele Haufen Bretter, die auf den Sägemühlen geschnitten sind, welche der Schloßbesitzer am andern Ufer angelegt hat, dessen Bekanntschaft ich auf eine eigene Weise machte, und die ich deßwegen erzähle, um einen neuen Zug von der großen Artigkeit der Norweger darzulegen.

Unberufen war ich von der Seite durch den Park bis auf den freien grünen Platz vor das Schloß vorgedrungen. Hier wollte ich recht ungestört dasselbe zeichnen, da die heruntergelassenen Rouleaus mich vermuthen ließen, daß niemand zu Hause sey. Plötzlich tritt aus den Glasthüren unterm Balkon eine schöne junge Dame. Bestürzt über den Anblick eines Fremden, der in dieser entlegenen Gebirgsgegend selten seyn mag, wollte sie zurücktreten, als ich, vertrauungsvoll auf ihre Nachsicht, auf sie zueilte, und anfangs deutsch, nachher französisch meine Entschuldigung vorbrachte. Mit freundlicher Anmuth gewährte sie mir, ungestört weiter zu zeichnen. Es war die Frau Staatsräthin selbst. Ich hatte noch nicht mein Bild beendigt, als eine Kammerzofe erschien und mich zum Thee einlud. Bei meinem Eintritt in einen Seitenflügel des Schlosses fand ich eine Damengesellschaft, von der ich mit Artigkeiten überhäuft wurde. Später erschien der Staatsrath selbst, welcher verreist gewesen. Auch seiner Güte und Zuvorkommenheit werde ich mich stets mit Dank erinnern. Er führte mich in seinen Prunkzimmern herum. Unter den vielen Kupferstichen und andern Wandgemälden fielen mir besonders die Bildnisse Friedrichs des Großen, die von Goethe und Schiller auf. Die Wände eines andern Saals waren mit Freskobildern berühmter norwegischer Wasserfälle geschmückt, die sehr geschickt ausgeführt, ein ächt vaterländisches Zimmer darstellen. Ungeachtet der Staatsrath in mancher Hinsicht ein sehr unterrichteter Mann zu seyn schien, so mußte ich leider auch hier wieder bestätigt finden, was ich schon anderwärts bemerkt habe, nämlich eine auffallende Unwissenheit in der Topographie seines Vaterlandes, ja seiner nächsten Umgegend. (Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 12** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Proben aus dem englischen Dichter Marlowe. (Fortsetzung.) — Der Notar von Chantilly. (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 39.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 Februar 1837.

Das neuere Aegypten.

Gelehrte Schulen.

Cairo behält noch immer den Ruhm, die beste Schule arabischer Literatur und muhammedanischer Theologie und Jurisprudenz zu seyn, den es seit vielen Jahrhunderten behauptet hat. Ueberall unter den Arabern haben die schönen Wissenschaften sehr abgenommen, aber weniger in Cairo als sonst irgendwo, daher ist der Ruf der Lehrer an seinen Moscheen immer sehr groß, und die große Moschee, El Azhar fährt fort, zahllose Studirende aus allen Theilen der muhammedanischen Welt anzuziehen. *) Der arabische Dialekt der mittlern und höhern Klassen in Cairo steht im Allgemeinen in Aussprache und Grammatik unter dem der Beduinen der Halbinsel von Arabien, und der Städte in der Nähe der Wüste, ist aber dem syrischen, und noch weit mehr dem mogrebinischen Dialekt sehr vorzuziehen.

Cairo besitzt eine Anzahl großer Bibliotheken, die größtentheils Moscheen **) angehören, und hauptsächlich aus theologischen, juridischen und philologischen Werken bestehen. Mehrere reiche Kaufleute haben ebenfalls gute Bibliotheken. Es gibt nur acht arabische (und einige türkische) Buchhändler in der Stadt und ihre Buden sind schlecht versehen. Sobald einer von ihnen ein Buch von Werth findet, so geht er damit bei seinen gewöhnlichen Kunden umher, und findet immer leicht einen Käufer. Es gibt eine Menge Menschen, die ihren Unterhalt durch Abschreiben verdienen, ein Heft von 20 Seiten, in Quart, mit etwa 25 Linien auf die Seite, wird mit 3 Piastern bezahlt (25 Piaster machen ein Pfund Sterling); wenn sie in einer guten Hand geschrieben sind, gibt man etwas mehr, und wenn man verlangt, daß die Vokale gesetzt werden, etwa das Doppelte.

Die Knaben, welche sich Religionsämtern oder gelehrten Studien widmen wollen, besuchen gewöhnlich die Schule der Moschee El Azhar, diese ist die erste und älteste der Moscheen innerhalb der Stadtmauern, und gilt für die erste muhammedanische Universität; sie besteht aus einem ausgedehnten Gebäude, das einen großen, viereckigen Hof umgibt. Die Seite des Quadrats, welche gegen Mecca gerichtet ist, ist dem Gebet gewidmet, und enthält eine große Säulenhalle, die drei andern Seiten sind von kleinern Säulengängen umgeben, die in eine Anzahl von Apartements abgetheilt sind, deren jedes Eingeborne aus bestimmten Ländern, oder aus bestimmten Provinzen von Aegypten gewidmet ist. Das Gebäude liegt in der Mitte der Stadt, zeichnet sich durch seine Architektur nicht aus, und ist so von andern Häusern umgeben, daß man es von Außen nur wenig gewahr wird. Die Apartements heißen Riwak, jedes derselben besitzt eine Bibliothek zum Gebrauch der Studenten. Die Hauptgegenstände der Studien sind Grammatik, Rhetorik, Poetik, Logik, Theologie, die Traditionen von dem Propheten, und das Recht, so wie Arithmetik, so weit sie zum Erbrecht nöthig ist, Algebra, und die Berechnung des Kalenders und der Gebetszeiten. Jede Sekte liest ihre eigenen Werke, aber das Haupt der Moschee ist wie fast alle Bewohner der Stadt, immer von der Sekte der Schafeis. Die Studenten sind meistens arm, nicht nur ist der Unterricht gratis, sondern die meisten der fremden Schüler erhalten aus frommen Vermächtnissen, welche meistens aus Häusern bestehen, und deren Miethe bestimm-

*) Der Verfasser sieht hier vielleicht Cairo mit etwas zu günstigen Augen an, und seine Angabe ist nur mit der Beschränkung ganz wahr, daß Cairo unter den, Europäern zugänglichen, Sitzen muhammedanischer Gelehrsamkeit der ausgezeichnetste ist, denn die gelehrtesten ägyptischen Scheichs geben selbst zu, daß die Schulen von Fez und die von Bochara den ägyptischen an Gelehrsamkeit überlegen sind. Aber jene sind Europäern gänzlich geschlossen, und es ist wahrscheinlich, daß eben der Fanatismus, der alle Berührung mit dem auflösenden Element des europäischen Geistes verhütet hat, die gelehrten Studien dieser Gränzstädte der muhammedanischen Welt vor ihrem Verfall bewahrte.

**) Diese Bibliotheken haben seit der französischen Occupation sehr gelitten, nicht nur haben die Franzosen eine große Anzahl der besten Werke mitgenommen, sondern es hat sie ein ganz eigener Unfall betroffen; einer der gelehrtesten Scheichs an der Moschee El Azhar hatte unternommen, einen Commentar zu dem berühmten arabischen Lexikon, Kamus, zu schreiben, und dazu die besten und ältesten Handschriften aus allen öffentlichen Bibliotheken der Stadt entlehnt, und diese viele Jahre bei sich behalten. Als er nun vor etwa 20 Jahren starb, so wurden die Bücher nicht den Moscheen zurück gegeben, sondern verschleudert und verkauft, und bei der großen Verarmung der Moschee konnten diese nicht daran denken, ihren Verlust zu ersetzen.

ten Abtheilungen der Schule angehört, Rationen von Lebensmitteln; die aus Cairo und der Umgegend gebürtigen erhielten ehemals ähnliche Unterstützungen, aber diese haben aufgehört, seitdem der Pascha alle Ländereien, welche den Moscheen gehörten, konfiscirt hat, wodurch der Azhar den größten Theil seiner Einkünfte verloren hat. Die Regierung bezahlt nichts als die Hausreparaturen und die Besoldungen der Administratoren, dagegen haben die Professoren keine Besoldung, und müssen, wenn sie nicht Privatvermögen besitzen oder von ihren Familien unterstützt werden, sich durch Privatstunden, Abschriften u. s. w. ernähren. Wer sich nur dem Geschäft geeignet fühlt, kann Professor werden, es gehört nichts dazu, als die Erlaubniß des Chefs der Moschee. Die Studenten verdienen meistens ihren Unterhalt auf dieselbe Art wie die Professoren, oder auch durch das Recitiren des Korans in Privathäusern, auf Gräbern u. s. w. Wenn sie in ihren Studien hinlängliche Fortschritte gemacht haben, so werden sie zum Theil Kadis, Muftis, Imams der Moscheen oder Schulmeister, zum Theil widmen sie sich dem Handel, zum Theil bleiben sie ihr ganzes Leben als Schüler in dem Azhar, in der Hoffnung als Ulemas der höchsten Klasse angesehen zu werden. Seit der Konfiskation der Ländereien der Moschee hat die Klasse der Studirenden, welche keine Fundationen von Riwaks besitzt, sehr abgenommen, die ganze Zahl der Schüler beläuft sich gegenwärtig auf etwa 1500, nach andern auf 3000, nach einigen nur auf 1000, eine Verschiedenheit von Angaben, die sich aus der großen Unstätigkeit ihrer Zahl erklärt. Darin sind jedoch die Blinden nicht mitbegriffen. Es steht nämlich in der östlichen Ecke des Azhar eine Kapelle, wo durch besondere Vermächtnisse blinde Studenten unterhalten werden; ihre Zahl beläuft sich gegenwärtig auf etwa 300. Sie betragen sich oft auf die unordentlichste Art, und sind durch ihren Fanatismus berüchtigt. Vor einiger Zeit betrat ein europäischer Reisender den Azhar, und sein Eintritt erregte einiges Geräusch; sobald die Blinden erfuhren von was die Rede sey, so fragten sie, wo ist der Ungläubige, wie wollen ihn tödten, und tappten herum ihn zu ergreifen. Sie waren die einzigen, welche sich geneigt zeigten, den Eindringling zu belästigen. Vor der Regierung des Pascha's erregten sie oft große Unordnungen, wenn sie sich beeinträchtigt, oder nicht hinlänglich gut genährt glaubten; sie nahmen bei solchen Gelegenheiten Führer, und durchzogen die Straßen mit Prügeln bewaffnet, nahmen den Vorbeigehenden ihre Turbane, und plünderten die Buden. Der berühmteste der gegenwärtigen Professoren (gegenwärtig der Scheich) des Azhar, Scheich Elchuweisini, ist einer dieser Blinden, er wurde vor einigen Jahren zum Chef der Blinden ernannt, und begann seine Administration damit, daß er jedem Blinden eine Tracht Prügel geben ließ, aber diese empörten sich, banden ihn, gaben ihm eine noch viel bessere Bastonade, und zwangen ihn seine Entlassung zu nehmen.

Die gelehrten Studien haben durch die französische Occupation sehr gelitten, nicht durch unmittelbare Unterdrückungen, sondern wegen des Schreckens, den sie einflößte, und der Unruhen, die auf sie folgten. Vor dieser Zeit lebte der Scheich, der in dem Azhar studirt hatte, im Ueberfluß, wenn er nur zwei Knaben einer mäßig begüterten Familie zu erziehen hatte, seine Schüler bedienten ihn, bereiteten sein Essen, und, obgleich sie es mit ihm theilten, waren sie zu jeder andern als der Essenszeit seine wahren Sklaven. Sie folgten ihm, wenn er ausging, trugen seine Schuhe, wenn er eine Moschee betrat, und behandelten ihn immer mit der Ehrfurcht, die man einem Fürsten erweist. Wenn er sich in der Straße sehen ließ, baten ihn die Vorübergehenden um seinen Segen, wenn er einen Europäer reitend traf, so mußte dieser absteigen, wenn er zu einem Fleischer ging, seinen Einkauf zu machen, so weigerte sich dieser einen Preis zu nennen, nahm mit Dankbarkeit eine Kleinigkeit an, und küßte ihm die Hand. Gegenwärtig ist diese Klasse so gesunken, daß sie mit Mühe einen armseligen Unterhalt gewinnt, mit wenigen Ausnahmen von Männern von großem Talent.

Liverpool.

(Fortsetzung.)

Die Geschichte Liverpools während der Feudalzeit ist ohne Interesse, und niemand hat sich die Mühe genommen, sie aufzuzeichnen. Die geringe Anzahl seiner Einwohner und seine nachtheilige Lage mitten unter Sümpfen hinderten es ohne Zweifel, an den Streitigkeiten Theil zu nehmen, worein sich eine Menge Städte mischten, die um nichts bedeutender waren. Die ausgezeichnetsten Erscheinungen in Liverpool während dieser stürmischen Zeiten sind die Moore's, eine alte Familie, deren Geschichte mit der Liverpools zusammenfällt, und die lange seine Beschützer waren. Aber die Geschichte dieser Familie selbst ist sehr dunkel, nur einzelne Thatsachen erscheinen hie und da, und werfen ein zweifelhaftes Licht auf das Ganze der Ereignisse. So war Thomas Moore zwölfmal erster Magistrat dieser Stadt, und im Jahre 1644, als Liverpool in der Gewalt der Republik war, erhielt den Befehl darin Oberst Moore, der nach einer dreiwöchentlichen Belagerung sie dem Prinzen Rupert, Neffen Karls I, übergab. Damals war Liverpool mit einer Erdmauer und einem 12 Fuß breiten und 3 Fuß tiefen Graben umgeben. Eine große Menge Engländer und Irländer hatten sich mit ihren Reichthümern hinein geflüchtet, und unter Anderm auch eine große Menge Wolle mitgebracht, womit die Belagerten ihre Mauern gegen das feindliche Geschütz sicherten. Prinz Rupert erschien nach der Einnahme Boltons, dessen 1200 Mann starke Besatzung niedergehauen worden war, vor Liverpool, das, wie er glaubte, nicht Einen Tag lang sich halten könne, indem es, wie er sich ausdrückte, nur ein Krähennest sey. Nach langen vergeblichen Anstrengungen drang er endlich Morgens um drei Uhr in die Stadt, ließ Alles, was sich ihm widersetzte, niedermachen, und schloß die vertheidigungslos zurückgebliebenen Weiber und Greise in die St. Nikolauskirche ein. Doch wurde bald darauf Liverpool von den Truppen des Parlaments unter Sir John Meldrum wieder genommen. Dieß ist die einzige Waffenthat Liverpools, der einzige Fall, wo es an den öffentlichen Angelegenheiten einen wirksamen Antheil nahm. Seit

dieser Zeit trug es, wie alle andern Städte Englands, seine Schuld gegen das Vaterland durch freiwillige Beiträge ab. Im J. 1745, zur Zeit der Unternehmung des Prätendenten, bot sie Georg II ein ganz ausgerüstetes Regiment, die Liverpool Blues an, das aus 648 Mann bestand, und dessen Aushebung 4858 Pf. kostete; auch im J. 1798 votirte sie 17,000 Pf. für die Vertheidigung des Vaterlandes. In der politischen Geschichte Liverpools muß man demnach nicht das Interesse suchen, welches diese Stadt einflößt, sondern in dem Ursprung seines Handels und in den Ursachen, die zu seiner Vergrößerung und Entwicklung beitrugen.

Die Grafschaft Lancashire, in welcher Liverpool eine der Südspitzen einnimmt, liegt beinahe im Mittelpunkt Großbritanniens zwischen Schottland und Wales, ist ein schmaler durch die Küste des irischen Meers und die Berge von Yorkshire eingeschlossener Landstrich, trocken und dürr in den höhern Gegenden, feucht und sumpfig in der Nähe des Meeres. Vier große Flüsse, der Lopne, Wyre, Ribble und Mersey, welche in ihrem Laufe eine Menge Nebenflüsse aufnehmen, durchfurchen dieß Land und verursachen häufige Ueberschwemmungen. Der Boden von Lancashire ist im Allgemeinen nicht sehr fruchtbar, die Temperatur sehr wandelbar, und die herrschenden Winde äußerst kalt: daher erzeugt auch ein Drittheil seines Bodens nur sehr wenig, und das Eigenthum ist ungemein zerstückelt. Trotz dieser ungünstigen Verhältnisse hat die ausdauernde Industrie der Bewohner aus Lancashire eine der blühendsten Grafschaften Großbritanniens gemacht. Der allzu schlammige Boden zerstörte die Aussaat, man grub ihn auf, um der Luft Zugang zu verschaffen, und entdeckte dabei die zahlreichen Kohlenniederlagen von West Derby, Blackburn, White Haven, Wigan, Halewood, Leigh u. dgl., deren Ertrag jetzt alle die benachbarten Manufakturen nährt. Die Weber benützten die feuchte und dichte Atmosphäre des Landes, um sich hier anzusiedeln. Die Schifffahrt der Ströme war oft gehemmt durch den beweglichen Sand, der sich an einzelnen Orten anhäufte, und die Platzregen machten die Wege acht Monate des Jahres hindurch unbrauchbar. Die Bewohner von Lancashire waren die ersten, welche die Kanäle an die Stelle der Wege setzten, wie sie auch seitdem zuerst die Eisenbahnen in Ausführung brachten. Alle möglichen Erfindungen und Entdeckungen entstanden hier oder wurden hier alsbald ins Werk gesetzt. Manchester fabricirte zuerst Baumwollenwaaren in großem Maßstab, und der Sankey war der erste Kanal Englands. Im J. 1733 begann John Wyatt die Baumwolle auf Maschinen zu spinnen, Hargreaves von Blackburn verbesserte im J. 1767 dieß Verfahren, das Samuel Crompton noch vervollkommnete. Während dieser Zeit legte Arkwright von Preston die letzte Hand an seine Spinning Jenny, Cartwright erfand den mechanischen Webstuhl und Watt erbaute seine Dampfmaschine in den Ateliers von Soho. Auf einem andern Punkte beschenkte Hancock die Stadt Sheffield mit einer neuen Industrie. Die British Plate Kompagny errichtete zu Ravenshead eine der wichtigsten Spiegelfabriken Englands, während Wedgwood seine bekannten Töpferwerkstätten in Staffordshire erschuf, welche 60,000 Arbeiter beschäftigen, und jährlich für sechs Millionen Pfund Waaren liefern. Alle diese Menschen, diese Orte, die wir genannt haben, gehören der Grafschaft Lancashire oder den benachbarten Distrikten an. Diese zahlreichen Fortschritte vermehrten den Reichthum und die Bevölkerung dieser Grafschaft unglaublich. Manchester und seine Umgebungen machen jährlich einen reinen Gewinn von 12 Millionen Pfund, und Lancashire, das im J. 1700 166,000 E. zählte, besaß deren im J. 1750 297,000, im J. 1801 672,000, und im J. 1836 rechnete man sie auf 1,400,000, eine ungeheure Vermehrung, die sich nur mit der der Vereinigten Staat vergleichen läßt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kleidung der angloindischen Armee.

Bekanntlich haben nicht nur die nationalenglischen Truppen ihre europäische Kleidung in Indien beibehalten, sondern auch die Sipahis mit Ausnahme der irregulären Kavallerie tragen solche. Dagegen fangen bedeutende Stimmen sich zu erheben an, und wirklich ist es auch ein arger Mißgriff und sicherlich die Veranlassung vieler Krankheiten, bei einer Hitze von 30 bis 40° R. die Leute eng anschließende Tuchkleider tragen zu lassen, die vom Kinn an abwärts hermetisch geschlossen sind, dabei noch einen schweren dick mit Messing oder Silber beschlagenen Helm oder Tschako, und mehrere mit Metall beschlagene Gürtel rund um und quer über den Leib, um ja Alles recht fest zusammenzuhalten. Ueber den Kopfputz namentlich sagt der Verfasser eines Schreibens in der Naval and Military Gazette: „Was kann eleganter und nützlicher seyn, als ein Turban; weder eine Kugel noch ein Säbelhieb dringt durch, und er hält Hitze wie Kälte ab. Ohne den Zwang und das Anschließende einer englischen Kleidung, fährt der Verfasser fort, würden namentlich die Sipahis weit größere Anstrengungen und Mühseligkeiten ertragen können. Die asiatische Kriegskleidung ist die vollkommenste, die man für den Dienst in Indien sich denken kann, theils weil sie für die Leute als ihre Nationalkleidung die natürlichste ist, theils weil man nicht den vierten Theil so viel Zeit braucht, um sich fertig zu machen, was bei den englisch gekleideten Sipahis viel Umstände veranlaßt und Zeit erfordert."

Reise längs der Küste Norwegens von Bergen nach Christiania.

2. Reise von der Provinz Tellemarken nach Christiania.

(Fortsetzung.)

Von hier hatten wir die Wahl unter drei Wegen. Den Wasserweg auf den langen Seen und zwei Landwege zu beiden Seiten dieser Seenkette, welche nur als Reitwege bezeichnet sind. Wir mußten unsern Wagen zurücklassen, und wählten den mittelsten, also den Wasserweg. Andern Morgens 6 Uhr traten wir auf einem Boot mit zwei Ruderern unsere Weiterreise nach Obertellemarken an. Die Stromschnelle bei Ulefoß warf uns eine ganze Strecke pfeilschnell fort, bis wir in das stille Wasser eines langen Sees gelangten, der von Höhen eingeschlossen ist, die theils bewaldet, theils frei und auf hohen Wiesenterrassen mit einzelnen Gehöften besetzt sind. Wir sahen mehrere lange Holzflöße aus Obertellemarken herabkommen, die künstlich zusammengesetzt und mit Segeln versehen waren. Bald erreichten wir die Wasser-

station Faberoth, woselbst wir in einem alten häßlichen Weibe mit einem kupfernen Gesicht voller Runzeln, die dampfende Tabakspfeife im Munde, die Stationshalterin vor uns hatten.

Von hier wird die Gegend steiler, öder, felsiger, das Wasser enger und tiefer. Der Abwechslung wegen wählte ich statt des Boots ein Reitpferd. Die Hitze war drückend, und um so empfindlicher, als sie einer unangenehmen Kühle plötzlich folgte. Die Reinlichkeit in der folgenden Station Karjen erreicht den höchsten Grad, den man sich in einem Bauerngasthof denken kann. Das gescheuerte Holz der Tische und Bänke hatte eine unnatürliche Weiße, und die Sauberkeit verbreitete sich über Alles, was man sah. Die geschäftige Hausfrau strahlte mit ihren weißen Bandschleifen als Vorbild der Reinlichkeit, und mir hat lange nicht eine Schüssel dicke Milch so gut geschmeckt. Der Reitweg führt auf dem hohen steilen Seeufer entlang, durch die Terrassen der fruchtbarsten Aecker und Wiesen und bei einzelnen Gehöften vorbei, deren sauberes und anständiges Aeußere auffällt. Sie sind zwei Stockwerke hoch, dunkelroth angestrichen und tragen das Gepräge innern Wohlstandes. Ich sah hier ein schmales Wagengeleis. Es sind die Verbindungswege der einzelnen Gehöfte, auf denen ich im Nothfall noch mit meinem Wagen fortgekommen wäre. Man merkt bald an den steilen und langen Abdachungen, daß man sich den Gebirgen Ober-Tellemarkens nähert. Die Gegend ist hier immer frei, und der Blick nach nahen und fernen Gebirgen und kahlen Gipfeln sehr unterhaltend.

In der Gegend von Bola wurde unsere Aufmerksamkeit durch die fernen dumpfen Donnerschläge eines mächtigen Wasserfalles rege. Es war der Sturz des Tind-Elv, ein ziemlich breiter Strom, dessen Fall zu den sehenswerthesten Norwegens gehört, wegen seiner beträchtlichen Wassermasse und der Wildheit seiner Umgebungen. Die Brücke liegt über 200 Schritte unterhalb des prächtigen Sturzes. Dennoch erbebte sie von dessen mächtigen Schlägen. Die schäumenden Wogen stürzen brausend unter ihr hinweg. Wir hatten von der Brücke aus das großartige Naturschauspiel in seiner ganzen Breite und Höhe vor uns, konnten aber nichts als die breite Wolke der Wasserdünste sehen, welche aus dem kochenden zischenden Kessel hoch in die Luft kreiseln. Die nächsten Umgebungen sind schroff, felsig und zerrissen. Auf den Seiten schießen einzelne überfluthende Wasserstrahlen durch Busch und Felsen mit einer Heftigkeit heraus, die Alles zu vernichten droht, was ihr in den Weg tritt. Es gebricht hier der großen Wasserfluth an Raum im angewiesenen Bett. Das Bassin, in welches die Strahlen mit der ungeheuren Wassermenge von mehreren Seiten zusammenstürzen, ist zu eng, daher das fürchterliche Brausen in diesem Kessel, so wie das hohe Aufsprühen, als wolle es in der Luft den Platz suchen, der ihm in der Tiefe gebricht. Rechts steht das zertrümmerte Gerippe einer Sägemühle, auf das sich ein breiter Wasserstrahl stürzt, der hinter einem Felsvorsprung malerisch hervorbricht. Er diente vielleicht sonst zum Betrieb der Mühle, wie er jetzt deren Zerstörung übernimmt. Eine Menge herabgestößter Baumstämme sind in der Seitenkluft festgeklemmt, und erwarten ihre allmähliche Erlösung von neuen Stößen der Wogen, in denen sie von der ungeheuren Kraft derselben spielend herum- und herausgeworfen werden.

Bald darauf breitete sich vor uns das reizende Thal von Hitterdal aus. Wenn man eben eine schroffe Gegend mit einer gewissen Beklommenheit durchreist hat, so gewährt der Anblick eines breiten lieblichen Thals mit schönen Fluren und fahrbaren Wegen einen wohlthuenden Eindruck. Gleich am Anfang lag unser Stationsort Klöfterud. Die alte Frau Gastgeberin trug in einem hübschen Porzellanservis Kaffee herbei, wo aber der sogenannte Marseiller Zucker die Stelle des weißen vertreten mußte. Eine treffliche Chaussee führt in dem Thalgrund entlang bei vielen schönen Gehöften vorbei. Das Thal ist 12 bis 1500 Schritte breit, fruchtbar und fleißig angebaut. Die Kirche von Hitterdal ist sehr interessant. Eine sonderbarere Figur hatten wir noch nie gesehen. Bei ihrer unbedeutenden Größe hat sie eine solche Menge von Winkeln, Spitzen und Giebeln, daß man sie für das Spielwerk irgend eines lilliputanischen Volkes hielte, wenn wir nicht durch den Prediger erfahren hätten, daß er ihr 800jähriges Alter nachweisen könnte. Sie ist also im altgothischen Styl gebaut, und repräsentirt hier die Ankunft der Norweger. Wie sie aber heute noch stehen kann, ist uns unbegreiflich geblieben, da sie ganz aus Holz erbaut ist und dabei einen dunkelrothen Anstrich hat.

Der Hjerdal-Elv durchzieht das Thal in vielen Krümmungen und mit einem schnellen Lauf. Er ist jedoch nur selten sichtbar, weil die Ufer mit Laubbüschen dicht besetzt sind. Fette breite Wiesen ziehen an beiden Seiten des Flusses hin, der kaum 10 bis 15 Schritte breit ist. Die Thalränder sind frei und steigen sanft an. Sie bilden in einer gewissen Höhe breite Terrassen, auf denen viele schöne Gehöfte romantisch liegen, deren Wiesen und Aecker sich bis in den Thalgrund hinabziehen. Hinter diesen Gehöften unmittelbar erhebt sich die steile und hohe Gebirgswand, welche mit dunkeln Tannen dicht besetzt ist. Wir hatten nach einem schwülen Tag den schönsten Abend. Ein Gewitter zog am südlichen Himmel vorüber, aber es gab nur einen schwachen Schlag mit weit verhallendem Donner. Es ist das einzige Gewitter, was ich in Norwegen erlebte. Die Gewitter gehören im Norden zu den seltenen Erscheinungen und sind niemals heftig.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die englischen Erbschaftsgesetze über Landeigenthum und das englische Ackerbausystem befördern unmäßig die Vernichtung der kleinen Landbesitzer und das Zusammenwerfen kleiner Güter in wenige große. Die nothwendige Folge davon war eine sehr zahlreiche besitzlose Ackerbaubevölkerung, welche den großen Güterbesitzern oft sehr lästig, ja gefährlich wurde. Es sind deßhalb schon viele Versuche gemacht worden, diesem Uebelstand abzuhelfen, welche jedoch, so lange die Erbschaftsgesetze dieselben bleiben, wenig nützen können. Bemerkenswerth ist indessen das Beispiel einzelner Landwirthe, welche zu der Ueberzeugung gekommen sind, daß die große Armuth der ackerbauenden Bevölkerung doch endlich zu nichts Gutem führen könne, und mehrere haben artige kleine Bauernhäuschen gebaut, deren Gärtchen zwei Akres Land zugetheilt sind, und die sie zu einem bestimmten mäßigen Preise an arme Bauern vermiethen; diese gewinnen ihren Hauptunterhalt aus dem Garten und dem Stückchen Feld, und tragen ihren Miethzins meist durch Taglohn bei dem Gutsherren ab.

•

Die Anhänger der Sklavenemancipation zu Boston haben 50 Agentschaften errichtet, und vertheilen monatlich 12,000 Exemplare einer Flugschrift gegen die Sklaverei. Auch haben sie Abgeordnete nach Westindien geschickt, um sich über die Wirkungen der englischen Emancipationsakte genaue Auskunft zu verschaffen.

•

Nach einer Angabe in der Naval and Military Gazette scheint die englische Regierung die Absicht zu haben ihre Negerregimenter in Westindien zu vermehren.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 40.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 Februar 1837.

Asiatische Gesellschaft von Calcutta.

Calcutta, 14ten Mai 1836.

Die asiatische Gesellschaft hat in ihrer Sitzung vom 4ten Mai ihr Budget angenommen, das so lautet:

Einnahme.

In der Kasse	1325	Rupien.
Subscriptionen	5600	—
Zinsen	875	—
	7800	Rupien.

Ausgabe.

Administration	2875	Rupien.
Schränke für Fossilien . .	510	—
Journal	1200	—
Hausreparaturen . . .	200	—
Druck des 20sten Bandes	3000	—
Schuldig dem Aufseher .	200	—
Kleinigkeiten	200	—
Möblirung	185	—
	8170	Rupien.

Daraus ergibt sich ein Deficit von 370 Rupien (37 Pfd. St.); da aber nicht alle Jahre ein Band der Verhandlungen der Gesellschaft erscheint, so ist das Deficit nur temporär. Die Gesellschaft besitzt 17,500 R. in Staatspapieren, der Rest von 20,000 R., welche von Bruce der Gesellschaft vermacht worden waren. Einige Mitglieder schlugen vor, diesen Fonds zur Herausgabe der Verhandlungen zu verwenden, aber Babu Ram Comul Sen, der Kassier der Gesellschaft, ein sehr intelligenter Hindu, stellte vor, daß die Gesellschaft diesen Fonds nie angreifen sollte, indem seine Existenz die der Gesellschaft sichere, um so mehr, da die Zinsen und der Ueberschuß der Gesellschaft hinreichen, die Verhandlungen zu drucken. Die Abnahme der Hülfsmittel der Gesellschaft kommt daher, daß sie sich den veränderten Umständen von Indien nicht anzupassen gewußt hat. Die jährliche Subscription beträgt 64 R., eine Summe, welche zur Zeit der Errichtung keineswegs zu hoch war, indem alle Besoldungen bei weitem höher waren als gegenwärtig, die aber seit einiger Zeit viele Europäer abschreckt, Mitglieder zu werden, daher ist die Zahl derselben auf 92 gefallen. Es ist unbegreiflich, daß die indische Regierung nie etwas für die Gesellschaft gethan hat, welche nicht nur der englischen Herrschaft in Indien große Ehre gemacht hat, sondern deren historische und naturhistorische Forschungen dem Gouvernement von bedeutendem Nutzen gewesen sind. Aber was läßt sich von der benthamitischen Koterie erwarten, welche hier die Macht in Händen hat? Die Regierung hat zwar kürzlich der Gesellschaft ein sehr werthvolles Geschenk gemacht, indem es ihr die Handschriften der Bibliothek des ehemaligen und leider aufgehobenen Kollegiums von Fort William überlassen hat, die aus 1130 Bänden indischer, und 2626 Bänden arabischer und persischer Werke bestehen, aber der Grund dazu war nur die Aufsicht einer Bibliothek dabei zu ersparen; die Gesellschaft hat beschlossen einen beschreibenden Katalogen derselben herauszugeben.

Unter diesen Umständen hätte die Gesellschaft die Fortsetzung der von der Regierung angefangenen und wieder aufgegebenen Sammlung orientalischer Werke nicht übernehmen können, ohne den großmüthigen Antrag von ihrem Sekretär, S. Prinsep, alle Kosten, welche der Verkauf nicht decken würde, aus seinen eigenen Mitteln zu bestreiten. Auf diese Art ist so eben der zweite Band des Mahabharat erschienen, der 867 Quartseiten und 28,000 Doppelverse enthält. Das Werk wird zu dem unbegreiflich niedern Preise von 16 R. per Band verkauft, und ist im Grunde mehr für Europa bestimmt als für Indien, wo orientalische Studien in diesem Augenblick gänzlich darnieder liegen. Die Gesellschaft hat in London und bei der asiatischen Gesellschaft in Paris Depots für diese Werke errichtet, wo sie zu dem hiesigen Preise verkauft werden, und es ist zu hoffen, daß europäische Wissenschaft den Mangel an Unterstützung hier ersetzen wird.

Liverpool.

(Fortsetzung.)

Die gegenwärtige Wohlfahrt Liverpools ist aber nicht bloß das Resultat der Einsicht und Thätigkeit seiner Bewohner, son-

dern auch die Folge seiner geographischen Lage, die es zum nothwendigen Vermittler Englands mit Irland macht, und seiner geringen Entfernung von einem der wichtigsten Manufaktur-mittelpunkte des ganzen Königreichs. Ohne diese Umstände hätte der Hafen nie eine solche Wichtigkeit erhalten, wie das Beispiel von Bristol zeigt. Die Grafschaften, welche diesen umgeben, haben nicht denselben Antheil an dem industriellen Aufschwung genommen, der seit einem halben Jahrhundert eingetreten ist, und so ist Bristol nur ein Hafen dritten Rangs, und macht nicht den vierten Theil so viel Geschäfte, wie Liverpool. Dennoch war es schon im 16ten Jahrhundert eine bedeutende Stadt, die zweite Handelsstadt des Königreichs, als Liverpool noch nicht daran dachte, aus dem Schlamm, in dem es vergraben lag, sich zu erheben. Von allen Industriezweigen ist keiner so viel Wechselfällen unterworfen, als der Seehandel, die Seehäfen leben nicht durch ihre eigene Kraft, sie theilen keine Bewegung mit, sie erhalten solche nur. Darum sagen auch die Einwohner von Manchester, welche ihre Ueberlegenheit über Liverpool fühlen, es hänge nur von ihnen ab, den Reichthum dieser Stadt zu vernichten, wenn sie einen Kanal grüben, der Seeschiffen gestattete, bis nach Manchester selbst zu gelangen. Diese Drohungen sind freilich eitel, aber sie zeigen die ganz künstliche Existenz von Liverpool; es hat die andern Häfen Englands überflügelt, und sich durch Eifer und Thätigkeit zu einem der nützlichsten Bundesgenossen der englischen Industrie gemacht. Die einzigen Häfen, die mit ihm konkurriren konnten, Preston und Chester, sind längst versandet.

Liverpool hat seine Aufgabe mit wirklich seltener Einsicht und Thätigkeit gelöst, nirgends sind die Kaufleute über die Bedürfnisse und den Zustand der Märkte der ganzen Welt so gut unterrichtet, aber es brauchte 50 Jahre, um sich zu dieser wichtigen Rolle vorzubereiten. Wir haben oben gesehen, daß Liverpool im J. 1561 nur Schiffe zum Belauf von 177 Tonnen hatte, im J. 1648 war diese Zahl kaum auf 462 gestiegen. Erst im J. 1699 mit der Eröffnung der ersten Docke beginnt die Wichtigkeit des Platzes sich zu zeigen; damals hatte es 5000 Einwohner, aber von nun an wuchs es aber mit jedem Tage, und jetzt, oder vielmehr nach dem letzten Census von 1831, zählte es 25,637 bewohnte, und 944 nicht bewohnte Gebäude und 160,000 Einwohner. Gegenwärtig rechnet man 230,000 Seelen, mit Einschluß von 10,000 Seeleuten im Hafen.

Wir wollen nun die Gründe dieser Fortschritte näher beleuchten. Im J. 1700 hatte sich England in dem Assientovertrag verbindlich gemacht, den spanischen Kolonien die nöthigen Sklaven zu liefern, aber dieser durch den spanischen Erbfolgekrieg zerrissene Vertrag erhielt seine volle Ausführung erst im J. 1715. Die Handelsleute von Liverpool begriffen zuerst alle Vortheile, die sich aus diesem neuen Handelszweige ziehen ließen, und ihr Hafen wurde einer der ersten Englands, der Sklavenschiffe ausrüstete. Von diesem Zeitpunkt an datirt das rasche Wachsthum Liverpools. Seine Negerschiffe eröffnen an den afrikanischen Küsten den englischen Manufakturen ungeheure Märkte, führen dann die Sklaven nach den Antillen, und nehmen endlich nach Europa Rhum, Zucker und Tabak mit zurück, eine dreifache Operation, welche mit jeder Reise das Vermögen der Rheder verdoppelte. Was man auch gegen den Negerhandel sagen mag, so muß man doch anerkennen, daß er auf die Entwicklung des Reichthums auf den Antillen einen ungeheuren Einfluß ausübte. Seit Pedro d'Essença und Declieur das Zuckerrohr und den Kaffeebaum nach den Antillen gebracht hatten, fehlte es an Armen zum Anbau des Landes. Die Sechsunddreißigmonatlichen, d. h. die temporären Kolonisten aus Europa, die sich für 3 Jahre verpflichteten, und deren Sterblichkeit in diesem Zeitraume 60 Proz. betrug, konnten dem Begehr nach arbeitsfähigen Armen nicht genügen, man nahm seine Zuflucht mehr und mehr zu den Negern, und diese sind es eigentlich, welche den so regen Verkehr zwischen Europa und Amerika begründeten, indem sie durch die reichliche Erzeugung von Zucker und Kaffee mehr und mehr diese Produkte der Antillen zum europäischen Bedürfniß machen halfen.

Liverpool nahm einen bedeutenden Antheil an den Expeditionen, welche im Laufe des 18ten Jahrhunderts nach den Küsten Afrika's gesendet wurden; von 1730 bis 1770 gingen 2000 Negerschiffe aus diesem Hafen ab, und man rechnet, daß diese Schiffe nur im Verlauf von 11 Jahren 303,000 Sklaven nach den Antillen brachten, die um 16 Millionen Pfund verkauft wurden, und den Rhedern einen reinen Gewinn von 8 Mill. abwarfen. Im Jahre 1771 gingen 106 Schiffe, zusammen von 110,000 Tonnen, aus Liverpool auf den Negerhandel ab, aber schon hatte die Konkurrenz diese Unternehmungen minder vortheilhaft gemacht, und als endlich im J. 1787 der Kreuzzug der Menschlichkeit gegen den Sklavenhandel begann, hörten die Kaufleute von Liverpool die schrecklichen Worte ihres Mitbürgers Roscoe gegen diesen Handel ohne sonderliche Aufregung an, ihre Spekulationen waren auf einen andern Gegenstand gerichtet, und im J. 1806, als Wilberforce vom Parlament die Bill zur Abschaffung des Negerhandels erhielt, betrug der ganze Tonnengehalt der Negerschiffe von Liverpool nicht mehr als 25,000 Tonnen. Seit zehn Jahren war der Negerhandel den Rhedern dritter Klasse überlassen worden, die ihn auch nach der Bill unter spanischer oder portugiesischer Flagge fortsetzten. Die großen Unternehmungen geschahen von jetzt an alle im Interesse der Manufakturen und waren nach der neuen Welt gerichtet. Eine mächtige Kompagnie besaß das Monopol des indischen und chinesischen Handels. Liverpool konnte also seine Blicke nicht dahin richten, und konzentrirte in seinem Hafen den Handel Englands mit den Vereinigten Staaten.

Als die Vereinigten Staaten ihre Unabhängigkeit erobert hatten, beschäftigten sie sich eifrig, die Verluste, die ihnen der Bürgerkrieg zugefügt hatte, wieder gut zu machen: jeder Staat widmete sich je nach seiner Lage dem Handel, dem Ackerbau oder der Industrie. Die beiden Karolina's, Georgien, Louisiana, Alabama, wesentlich ackerbauende Landstriche, unternahmen neue Kulturarten, namentlich die der Baumwolle, welche gleich in den ersten Jahren alle Hoffnungen übertraf. Während dieser Zeit brachte es Manchester, unterstützt von den oben erwähnten Erfindungen, dahin, Baumwollenwaaren zu verfertigen, welche den indischen überlegen und minder theuer waren. Das Resultat

dieses doppelten Erfolgs war die alsbaldige Errichtung von Handelsverbindungen zwischen England und den Vereinigten Staaten, welche von nun an stets zunahmen, und deren gemeinschaftlicher Mittelpunkt Liverpool geworden ist. Der Handel mit Baumwolle und Baumwollenwaaren macht mehr als die Hälfte der Handelsgeschäfte von Liverpool aus: im J. 1781 wollten die englischen Zollbureaux ein Ursprungszeugniß, welches konstatirte, daß acht Ballen Baumwolle englisch-amerikanischen Ursprungs seyen, nicht anerkennen, indem es falsch seyn müsse; im J. 1835 erzeugten die Vereinigten Staaten 1,350,000 Ballen Baumwolle, wovon 1,010,500 Ballen nach Europa überhaupt, und etwa 700,000 nach Liverpool geschickt wurden. Dieser Hafen erhält jede Woche 15,000 B. Baumwolle, und versendet in demselben Zeitraum für 250,000 Pf. St. Manufakturwaaren. Diese Zahlen sind allzu sprechend, als daß man die Ursache der gegenwärtigen Wohlfahrt Liverpools anderswo zu suchen hätte: es ist der unaufhörliche und stets wachsende Tausch des rohen Stoffs gegen die Manufakturerzeugnisse von demselben Stoffe, welche den Handel Liverpools beleben, ihm den Vorrang über alle andern Häfen sichern, und in wenigen Jahren den Betrag seiner Geschäfte verdoppelten. Im J. 1815 kamen 6440 Schiffe von 709,849 Tonnen in den Hafen von Liverpool, im J. 1835 war diese Zahl auf 13,941 Schiffe mit 1,768,426 Tonnen gestiegen, und betrug im J. 1836 beinahe 15,000 Schiffe mit ungefähr 2,000,000 Tonnen.

Was die Wichtigkeit des Handels, die Seeschifffahrt und den Werth der Aus- und Einfuhr betrifft, ist dieser Hafen nach London ohne Widerspruch der wichtigste in ganz Großbritannien. Newcastle scheint zwar hinsichtlich der Schiffszahl noch höher zu stehen, allein es verdankt seine ganze Handelsbewegung nur der Kohlenausfuhr, und der Werth seiner Ladungen kann sich mit dem der Schiffe von Liverpool durchaus nicht messen, wie auch schon daraus hervorgeht, daß Liverpool im J. 1836 über 4 Mill. Pf. in den Staatsschatz zahlte, während die Abgaben Newcastles nur etwa 340,000 Pfd. betrugen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Cooruwatti-Pflanze in brittisch Guiana.

Diese schöne, krautartige perennirende Pflanze wächst, den Berichten des Dr. Hancock zufolge, in großer Menge auf leichtem, sandigem Boden an den Abhängen von Hügeln und Schluchten. Sie ist eine Alpinia, ob aber die Alpinia exaltata Meyers oder nicht, ist zweifelhaft. Es herrscht überhaupt noch viele Ungewißheit hinsichtlich der natürlichen Ordnung der Pflanzen, die sich in so großer Menge in den Wildnissen von Guiana finden, weßhalb es für Botaniker, die auf Entdeckungen ausgehen, von Wichtigkeit ist, die Namen nicht außer Acht zu lassen, mit denen die Eingebornen ihre Pflanzen bezeichnen. Die Cooruwatti ist in Demerara mit vielem Erfolg gegen Wassersucht, Dyssenterie, Fieber, Kolik, Asthma und Keuchhusten — besonders gegen den letztern — verordnet worden. Bei den Eingebornen gilt sie als eine Art Universalmittel, wie der Ginseng bei den Chinesen und Tataren. Die Wurzel, als der am meisten heilkräftige Theil der Pflanze, wirkt schweißtreibend, harntreibend und — in großen Gaben — brechenerregend. Die Blätter werden auf leidende Theile gelegt, und nicht selten wickelt man den ganzen Körper darein, wodurch ein heftiger Schweiß hervorgerufen und der Kranke meist von seinem Uebel befreit wird. Die zerquetschte Wurzel wird auch oft bei vergifteten Wunden äußerlich und ein Absud derselben innerlich angewendet. Dr. Hancock legte in seinem Bericht, der in der medizinisch-botanischen Gesellschaft zu London gelesen wurde, überhaupt großen Werth auf die Heilkräfte der medizinischen Pflanzen des Landes, und sprach die Meinung aus, daß auch die äußere Anwendung der Blätter mehrerer in England heimischer Pflanzen, als zum Beispiel des Clinopodium, des Arum maculatum und anderer, viel zu Erhöhung der Wirkung innerlicher Heilmittel beitragen dürfte.

Reise längs der Küste Norwegens von Bergen nach Christiania.

2. Reise von der Provinz Tellemarken nach Christiania

(Fortsetzung.)

In Station Bamble war der Bauer eben mit dem Bau eines hübschen zweistöckigen Logierhauses für Fremde fertig geworden, welches wir als die ersten Gäste einweihten. In einer der obern Stuben standen zwei große breite Betten, deren Gestelle (mit Vorhängen versehen) sehr kunstreich und zierlich ausgeschnitzt waren. Wir stiegen über einige Stufen in dieß hohe Wolkenbett hinein. Hier schliefen wir in einem abgelegenen Hause bei offenen Thüren ruhiger, als in Italien hinter vielen Riegeln. Die Thürschlösser hatten weder Riegel noch Schlüssel. Man hält dieß für überflüssig. Glückliches Volk! Von einer Gastwirthsrechnung ist hier nicht die Rede. Man zahlt nach Belieben, und der Wirth ist immer zufrieden.

Die Weiber dieser Gegend fand ich auffallend häßlich und abgezehrt, die Männer robust und kerngesund. Jene bringen die meiste Zeit ihres Lebens mit Kindernähren zu in dunstigen Stuben, wo nie ein Fenster geöffnet wird, vielmehr alle vernagelt sind. Man nährt die Kinder bis ins zweite und dritte Jahr, und die Mütter altern früh. Durch diese Lebensweise entsteht eine gewisse Trägheit und Schlaffheit, welche ihnen kaum noch die Lust zur häuslichen Ordnung und in ihrem Anzug übrig läßt. Die Glieder, zum Arbeiten geschaffen, fangen an zu erschlaffen, und so erzeugt sich früh der Keim zur Zerstörung der Gesundheit.

Nach der folgenden Station Kroshuus wird das Thal schmaler. Es ist nicht mehr überall frei; dichte Waldstrecken ziehen durch und verdrängen die angebauten Felder. Der Hjerdal-Elv braust und schäumt in kleinen Stürzen fort. Von dieser Station wandten wir uns rechts in ein Seitenthal hinauf, das des Skaug-Elv, um den Norweger in seiner Originalität kennen zu lernen. Bis hieher dringt selten ein Reisender vor, denn hier hört jede Bequemlichkeit auf. Bei dem Anblick dieser schroffen wilden Umgebungen, bei dem Verschwinden der Wege ist man auf Alles gefaßt. Ein auffallend kleiner Hengst sollte uns über Felsen tragen, die dem Fortkommen unübersteigliche Hindernisse entgegenzustellen scheinen. Wir ritten im Vertrauen zu der Sicherheit unseres braven Thieres auf der einen Gebirgswand des Skaug-Elv entlang, und obgleich wir uns auf der halben Höhe dieser schroffen Abdachung befanden, so hatten wir doch noch eine Tiefe neben uns, in die wir nicht ohne Schwindel hinabblicken konnten. Rings umgeben

mit Tannenwald, braust unten der Staug-Elv in einem wilden engen Felsbett. Die ungeheure Bergwand steigt neben uns schroff und felsig zu einer ansehnlichen Höhe auf. Sie ist mit Tannen besetzt, die nach oben immer verdorrter erscheinen, und in ihrem weißgrauen Kleide mit den kahlen Klippen harmoniren. Sie geben der ganzen Gegend ein abschreckendes Bild gänzlicher Erstarrung alles Lebens und Wachsthums. Diese hohen Klippenwände haben nicht jene malerischen Formen großartiger Felspartien. Von Moos, Gräsern und Gebüsch entblößt, aller Feuchtigkeit entbehrend, sind sie mit einer eintönigen Farbe überzogen, in welcher auch jede Schattirung fehlt. Es scheint, als hätte hier oben die Wirkung einer übermäßigen Sonnengluth Alles verzehrt, was Leben erzeugen kann.

Die jenseitige Gebirgswand erscheint nicht so todt. Der dunkle Tannenwald zieht sich dort bis oben hinauf, und einzelne kleine Wiesenflecken leuchten mit ihren Sätern hellgrün hervor. Weiter erscheinen sogar auf breitern Terrassen einzelne Gehöfte, die, von hier aus betrachtet, eine wunderbar isolirte Lage haben, da sie auf dieser langen Abdachung von unermeßlichen Tannenwäldern dicht umschlossen sind, und so völlig abgeschieden von der übrigen Welt zu liegen scheinen. Dreist und muthig wie ein Löwe, gewandt wie eine Katze, kletterte der kleine Hengst mit mir über halsbrechende Passagen hinweg. Hier ist jede Art von Weg verschwunden. Man reitet über Felsblöcke hinweg, die regellos über einander geworfen sind, und die das Fortkommen zu Fuß höchst beschwerlich, so wie mit andern Thieren als norwegischen Pferden ganz unmöglich machen. So gibt es wieder Strecken von 100 Schritten, wo die glatt abgeschliffene Oberfläche von Felsen einen breiten Weg bildet, der aber, in schrägen Richtungen liegend, das Ausgleiten des Pferdes wie auf Eisflächen besorgen läßt. Ja es gab Stellen, wo das Pferd auf allen Vieren fortglettete, ohne zu fallen. Dieß vermehrt das Vertrauen zur Sicherheit dieser kleinen Thiere ungemein. Man gewinnt sie lieb, da sie außerdem eine bewundernswerthe Ausdauer und Gutartigkeit zeigen. Bis zur nächsten Station Sondland hatten wir drei deutsche Meilen, und der kleine Hengst blieb ungeachtet der mühseligsten Anstrengungen auf diesem furchtbaren Wege immer muthig und unermüdet. Nur allmählich gewinnt man hier das Vertrauen zur Sicherheit des Pferdes, so wie den Muth, bei den gefährlichsten Passagen im Sattel zu bleiben, aus dem man zwar öfter nach vorn oder hinten herausgeworfen wird, doch getrost immer wieder hineinkriecht. Solche Ausdauer dokumentirt am besten die Nahrhaftigkeit der hiesigen Wiesenkräuter, da das norwegische Pferd kein Kornfutter erhält.

Anfangs trafen wir auf dieser öden Station alle 800 bis 1000 Schritte eine kleine Wohnung, deren Aeußeres und geringer Umfang auf die Einfachheit der Bewohner schließen läßt. Ich möchte sie arm und dürftig nennen, wenn der Begriff von Armuth nicht relativ wäre. Ihr Anzug ist einfach, uns erscheint er schlecht, doch sieht man selten eine Vernachlässigung oder Unreinlichkeit. Sollte derselbe auch durch vieles Flicken oft ein buntes Ansehen haben, niemals sah ich sie in hängenden Lumpen, ein Anblick, den man recht oft in den großen Städten civilisirter Nationen hat. Es ist also der eigene Trieb, der stets rege Ordnungssinn, der sie beseelt, da sie ja Monate lang niemand anders als ihre Hausgenossen sehen. Sie würden sich schämen vor ihrer eigenen Familie mit zerrissenen Kleidern zu erscheinen. Arbeiten sie in und auf den Felsen, wo sie mühsam ihr Heu machen, auch wohl etwas Gerste und Kartoffeln bauen, so sieht man sie in blendend weißen Hemdärmeln, als Beweis, daß auch die Leibwäsche in Ordnung ist. Kurz in Allem zeigt sich ein edles Gefühl sittlicher Aufklärung und Menschenwürde. Ihre Wohnungen sind zwar nur klein und für die einfachsten Bedürfnisse eingerichtet, jedoch solid und aus starken Balken gebaut. Die Lage derselben auf den langen öden Gebirgswänden hat für den Fremden etwas Schaudererregendes, wenn er sich auf Lebenszeit hieher versetzt denkt. Es kann fast nichts Abgelegeneres und Isolirteres geben. Jener oben beschriebene Felspfad ist die einzige Kommunikation mit dem Hauptthal, aus dem wir herkamen, eine Kommunikation, die im langen Winter wahrscheinlich ganz aufhört. Den Hof umgeben zunächst kleine Erdstrecken von 100 bis 150 Schritt Umfang, die dem Felsboden abgewonnen, und ungeachtet ihrer schrägen Lage auf einer steilen Abdachung mühsam mit Gerste und Kartoffeln bestellt sind.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Kürzlich ergab sich ein Fall, welcher beweist, wie es in den englischen „Höllen“ oder Spielhäusern zugeht. Ein Baronet hatte an Einem Abend 600 Pfd. St. verloren, und glaubte Ursache zu haben betrogen worden zu seyn. Am folgenden Abend verlor er abermals, und nun verlangte er die Würfel zu sehen; man gab sie ihm bis auf zwei, und auch diese wurden nach langem Hin- und Herreden ihm ausgeliefert. Der Baronet steckte sie in die Tasche, und erklärte, er werde sie zerbrechen und untersuchen lassen. Vergebens wandte der Spieldiener Alles an, um die Würfel wieder zu erhalten. Am folgenden Tage wurden sie untersucht und ganz richtig befunden, nur daß zwei derselben falsch bezeichnet waren, indem sie zwei Fünfer und zwei Zweier hatten. Die Drohung, Alles bekannt zu machen, veranlaßte den Spielhausinhaber, alles verlorne Geld dem Baronet zurückzugeben.

*

Die Arbeiten des Tunnels in London sind jetzt bis auf 660 Fuß vorgeschritten, d. h. bis über die Mitte des Flusses hinaus, der hier nur 1000 Fuß Breite hat. Der neue Schild, unter dem man jetzt arbeitet, kam bereits durch einen fast in flüssigem Zustand befindlichen Boden; jetzt wird derselbe allmählich wieder fester. Mit den nöthigen Bauten zur Erleichterung des Zugangs wird der Tunnel 1500 Fuß lang werden.

*

Die Direktoren der ostindischen Kompagnie sollen die Absicht haben, den Sold der Sipahis je nach der Länge ihres Dienstes zu erhöhen. Die mannichfachen Klagen über den Zustand der angloindischen Armee scheinen allmählich ihre Früchte zu tragen.

*

Am 8ten Januar fand in Nantes ein solcher Nebel statt, daß das Tageslicht fast ganz verdunkelt wurde.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 13** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Die englische Seeschule. — Proben aus dem englischen Dichter Marlowe. (Fortsetzung.) — Der Notar von Chantilly. (Fortsetzung.)

*) In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 41.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 Februar 1837.

Das Gebiet Wisconsin.

Durch eine Akte vom 20sten April 1836 erklärte der amerikanische Kongreß den Landstrich am Wisconsin zum Gebiet (territory) und setzte daselbst eine Regierung ein. Dieß Gebiet liegt im Nordwesten der gegenwärtigen nordamerikanischen Staaten, und erstreckt sich von Ost nach West von dem See Michigan bis zum Flusse White-Earth, einem der Zuflüsse des Mississippi, von Süden nach Norden von der Gränze der Staaten Illinois und Missouri bis an die englisch-amerikanischen Besitzungen, mit Ausnahme des Landstrichs zwischen der grünen Bai und dem obern See, welcher gegenwärtig im Besitze der Menomenis, der Ottawas und einiger andern indianischen Völkerschaften ist. Die Nation der Sioux, der Sawks und der Foxes und mehrere andere Stämme sind noch im westlichen Theile des Gebiets verbreitet, aber man kann mit Sicherheit darauf rechnen, daß sie sich entfernen werden, in dem Maße, als die weiße Bevölkerung Fortschritte macht. Die letztere betrug im April vorigen Jahres 20,000 Seelen, und nahm mit jedem Tage zu; namentlich kam sie aus den Staaten Missouri, Indiana, Illinois, Kentucky und Ohio, wo eine große Anzahl Landleute, nachdem sie eine erste Anlage gemacht, neue Ländereien aufsuchen, um durch die Urbarmachung derselben ihr Vermögen zu vermehren; hiezu kommt noch ein Schwarm Europäer, so daß die Ansiedelungen schnell auf einander folgen. Die Negersklaverei ist nicht gestattet in diesem Gebiete, ein Vortheil, den es seiner Lage nördlich von dem Staate Missouri verdankt. Man scheint aus dieser Angelegenheit in der That eine Frage des Klima's gemacht zu haben.

Der Distrikt Jowa, welcher einen Theil dieses Gebietes ausmacht, liegt westlich vom obern Mississippi längs diesem Strome, und die in diesen Gegenden befindlichen Bleiminen machen seinen Hauptreichthum aus. Dem Strome entlang, namentlich oberhalb der Felseninsel, finden sich sumpfige Striche, aber die andern Theile des Gebiets sind im Allgemeinen fruchtbar. Dieser Landstrich war nach einander im Besitze mehrerer Stämme; die Sawks und Foxes, welche ihn im J. 1832 inne hatten, traten ihn damals den Vereinigten Staaten ab, und verpflichteten sich, denselben bis zum Junius des folgenden Jahres zu räumen; sie sind nun gegen Westen gedrängt, und ihre Anzahl so verringert, daß man nichts für die Ansiedlungen der Europäer zu fürchten hat. Die Bevölkerung des Distrikts Jowa wächst so schnell an, daß derselbe wohl bald sich von dem Gebiete Wisconsin trennen und einen neuen Staat bilden wird. Die zahlreichen Auswanderer, welche sich hier niederließen, scheinen vorzugsweise die Westseite des Mississippi zu wählen.

Man hat die Gründung einiger Städte begonnen, und die Stelle für einige andere ausgesteckt, und da in diesem Lande überhaupt die neu entstehenden Städte so schnell anwachsen, so wird wohl auch dasselbe in dem Distrikt Jowa erfolgen. Seine Entfernung von der Seeküste und seine Lage in der Mitte Nordamerika's würden seine Verbindungen mit den Uferstaaten sehr schwierig machen, aber die Eisenbahnen und die Dampfschiffe haben alle Entfernungen abgekürzt. Die Straßen zwischen dem Ocean und dem Erie-See werden bis an den Wisconsin hin sich verlängern, die Schifffahrt auf den Kanälen und den Seen wird nicht minder Vorschub thun, und nur wenige Tage werden nöthig seyn, um sich von den Ufern des obern Mississippi nach New-York zu begeben.

Der Fluß Wisconsin, welcher dem neuen Gebiet seinen Namen gab, wurde im J. 1674 von zwei Franzosen entdeckt, dem Missionär Pater Marquette und dem Kaufmann Joliet: sie hatten sich auf dem See Michigan eingeschifft, liefen in die grüne Bai ein, fuhren den Fuchsfluß hinauf, überstiegen die Höhen, welche diesen letztern von dem Wisconsin trennen, und gelangten auf diesem letztern zum Mississippi.

Liverpool.

(Fortsetzung.)

Liverpool hat keinen eigentlichen Hafen: der Mersey, an dessen Mündung es liegt, erleichtert allein die Anfahrt der Schiffe, aber nichts schützte diese in früherer Zeit gegen die Windstöße und die Stürme, welche im Kanal St. George so häufig vorkommen. Uebrigens führt der Mersey, der nur einen

Lauf von 50 engl. Meilen hat, und auf dieser kurzen Strecke eine große Menge Wildbäche aufnimmt, unaufhörlich Sand und Schlamm mit sich, die endlich sein Bett erhöhten, und seine Mündung beinahe verstopften, so daß zur Zeit der Ebbe die vor Liverpool ankernden Schiffe im Schlamme aufsaßen und bei dem geringsten Windstoß die größte Gefahr liefen. Mehrere schwere Unfälle dieser Art im 16ten und 17ten Jahrhundert gaben Veranlassung zur Errichtung schwimmender Leuchtthürme, die an der Mündung des Mersey aufgestellt wurden, um das Fahrwasser anzuzeigen, und im J. 1699 entschloß man sich, die erste Docke zu erbauen, die später im J. 1825 ausgefüllt wurde, und auf deren Stelle sich gegenwärtig die Douane erhebt. Diese Docken sind eine ächt englische Erfindung: die gebieterische Nothwendigkeit brachte die Bewohner von Liverpool auf den Gedanken, solche künstliche Häfen zu erbauen, die erst hundert Jahre später in London nachgeahmt wurden, und überall die glücklichsten Resultate hatten.

Man muß Liverpool sehen am Ufer des Mersey mitten in dem Labyrinth seiner durch Menschen ausgegrabenen Binnenmeere, umgeben von Kais aus Granit und von ungeheuren Magazinen; hier ist das Prinzip seiner Stärke und seiner Macht. Diese unermeßlichen Bassins, welche die Schiffe gegen den Wechsel der Ebbe und Fluth und gegen die Gewalt der Winde schützen, und das Aus- und Einladen erleichtern, haben das Glück von Liverpool gemacht. Vor 1699, wo die erste Docke erbaut wurde, war der Hafen von Liverpool wenig besucht, denn die Seeleute entschlossen sich ungern, gegen die Sandbänke, die an der Mündung des Mersey zerstreut sind, heranzufahren. Von 1700 bis 1750 wurden drei neue Docken gebaut, und die Schifffahrt vervierfachte sich: im J. 1700 besaß Liverpool nur 80 Schiffe mit einer Trächtigkeit von 4600 Tonnen; im J. 1751 findet man schon 220 Schiffe mit 19,166 Tonnen, und die Zahl der einlaufenden Fahrzeuge stieg auf 1371. Jetzt bestehen im Ganzen 25 solcher Bassins, die groß, bequem, und mit Schiffen aus allen Welttheilen angefüllt, ein äußerst lebensvolles Schauspiel darbieten. Die Polizei der Docken ist bewundernswerth, und wie man sich leicht denken kann, ungemein streng, denn die geringste Unvorsichtigkeit würde in einem Augenblicke ungeheure Verluste veranlassen. Jedem Schiff wird sein besonderer Platz angewiesen, den es ohne Erlaubniß des Aufsehers nicht verlassen darf, und um alle Verwirrung zu verhindern, hat jede Docke ihre besondere Bestimmung: die einen nehmen nur Küstenfahrer auf, andere nur Fahrzeuge, die lange Fahrten gemacht haben; diese öffnen sich nur für die mit Baumwolle aus den Vereinigten Staaten beladenen Schiffe, jene nur den Fahrzeugen aus der Ostsee und den nördlichen Meeren. Die 25 Docks von Liverpool nehmen eine Oberfläche von 112 Akres oder 450,000 □Metres ein. Alle diese Docks sind von Beamten des Dock Estate, einer Kompagnie, welche sie erbauen ließ, beaufsichtigt. Man kann sich einen Begriff machen, was diese großen Anstalten kosten mußten, wenn man weiß, daß die im J. 1730 eröffnete Clarence-Dock, die nur einen Raum von 6 Akres einnimmt, 650,000 Pfd. St. kostete; aber die bedeutenden Einkünfte, die sie abwerfen, entschädigen die Unternehmer reichlich. Seit 1752 haben die Docks von Liverpool, ohne die Stadtabgaben zu rechnen, 5 Mill. Pfd. St. eingetragen; allmählich wurde ein Theil dieses Einkommens zur Erbauung neuer Docks verwendet, die das Bedürfniß des Handels nöthig machte, und doch ist jetzt der Dock Estate mit einer Schuld von 1,300,000 Pfd. belastet, zu deren Tilgung ein Theil der erhobenen Abgaben verwendet wird. Diese Abgaben werden zum Voraus theils von den Waaren, theils nach dem Tonnengehalt der Schiffe erhoben, wobei die Bestimmung des Schiffs und der Ort, wo es herkommt, einen Unterschied machen: das Tonnengeld wechselt von 2½ Pence (7½ Kreuzer) für die Küstenfahrer bis auf 2 Sch. 4 P. (1 fl. 24 kr.) für die Schiffe, welche vom Kap der guten Hoffnung kommen oder nach dem stillen Meere abgehen.

Die Docks von Liverpool sind dreierlei Art: die wichtigsten, die Wet-Docks (nasse Docken), in denen das Wasser sich stets auf derselben Höhe erhält, sind ausschließlich für die Schiffe von langen Fahrten bestimmt; die Dry-Docks (trocknen Docken) welche bei der Ebbe wasserleer bleiben, nehmen nur kleine Küstenfahrer auf; endlich die Graving-Docks (Kalfater-Docken), welche sehr schmal sind, nehmen nur Schiffe auf, welche Ausbesserung nöthig haben. Die Thore der letztern öffnen sich nach außen, die der ersten Docken dagegen nach innen, weil es im ersten Fall sich darum handelt, zur Erleichterung der Reparaturen das Wasser mit der Ebbe ablaufen zu lassen, während man es in den andern Docken zurückhalten will. Die meisten Docken haben vorn ein offenes Bassin, eine Art Vorhof, wo das Schiff wartet, bis die Schleusen-Docke sich mit der hohen Fluth öffnen, um es aufzunehmen. Die Docken stehen unter einander durch sehr schöne Drehbrücken von Eisen in Verbindung; die Trottoirs dieser Brücken sind nicht höher als der Hauptweg, aber der Fußgänger ist durch eine Reihe gegossener Kegel gegen die Wagen geschützt. Hier ist Alles darauf berechnet, um die Cirkulation der Personen und Wagen zu erleichtern: eine Eisenbahn mit Tunnel, eine Verlängerung der großen Eisenbahn von Manchester nach Liverpool nimmt die Waaren am Kings-Dock, eine Drittelmeile südlich von dem Zollamte, auf, und eine beinahe vollendete Verzweigung wird sie gleichfalls am Queens-Dock aufnehmen.

Aber der Vortheil der Docken besteht nicht bloß darin, den Schiffen Schutz gegen die Winde und gegen die Bosheit einzelner Uebelthäter zu verleihen, oder ihren Ladungen passende Magazine zu verschaffen, sondern in den Händen der Spekulanten werden die Docks auch ein sehr wichtiges Tauschmittel, das die Cirkulation auf eine erstaunenswerthe Weise vermehrt. Sobald eine Waare in die Magazine der Docks gekommen ist, überliefert die Verwaltung dem Eigenthümer ein Certifikat oder Warrant, welches die Art, die Qualität und die Menge der niedergelegten Waaren angibt. Dieses Certifikat ist gleich einem Wechsel durch Indossirungen übertragbar, und der Eigenthümer kann es gegen Geld austauschen oder als Garantie für ein Anlehen niederlegen. Die Indossirung beweist den Verkauf, so daß die Waare, ohne daß man sie von der Stelle rückt, ohne Bezahlung des mindesten Zolls, und ohne daß man genöthigt wäre, besondere Aufsicht darüber zu führen, von Hand zu Hand

geht, gleich einem Wechsel oder Staatspapier, und das Kapital, das sie repräsentirt, kann sogleich zu neuen Operationen verwendet werden. Diese Vortheile sind so bedeutend, daß man nicht begreift, wie nach einer Erfahrung von fast 150 Jahren das Beispiel Liverpools nicht von allen handeltreibenden Nationen Europa's nachgeahmt wurde.

Nachdem man die Schiffe im Hafen gegen jeden möglichen Nachtheil geschützt hatte, war es von Bedeutung, direkte, sichere, und zu bestimmten Zeiten eintreffende Verbindungen mit den Hauptthandelsplätzen zu unterhalten. Liverpool fühlte dieß Bedürfniß frühzeitig, und unterhält schon seit langer Zeit mehrere Linien von Paketbooten, welche Passagiere einnehmen, die Korrespondenz besorgen, oder kostbare Effekten befördern. Die wichtigste Linie ist die nach New-York: die Schiffe, welche zwischen diesen beiden Städten hin und her gehen, sind von einer bewundernswerthen Bauart, und ihre Ladung kann man stets auf 3 bis 500,000 Pf. St. anschlagen. Jeden Monat gehen vier Paketboote nach New-York ab, und bald wird auch eine Anzahl Dampfboote von 8 bis 1200 Tonnen nach diesem Bestimmungsorte abgehen. Dieß werden die ersten Dampfboote seyn, welche über den atlantischen Ocean gehen, jedes Schiff soll zwei Maschinen von 200 Pferdekraft führen, und nur 18 bis 20 Tage zur Ueberfahrt brauchen. Jeden Monat gehen übrigens zwei Paketboote nach Philadelphia ab, eines nach Boston, zwei nach Rio Janeiro, zwei nach Genua und Livorno, und drei nach Lissabon. Aber der thätigste Verkehr, derjenige, welcher durch die häufige Ankunft und Abgang am meisten Bewegung in den Hafen von Livorno bringt, ist der mit Glasgow, Whitehaven, Belfast und den Küsten von Irland, welcher durchaus von Dampfbooten unterhalten wird. Auf diesem Wege sendet Irland sein Korn und sein Vieh ab, ein unermeßlicher Handel, welcher sich auf 8 Mill. Pfd. St. jährlich erhebt. Die Dampfschifffahrt im Hafen von Liverpool beschäftigt 67 Dampfboote, zusammen von 9085 Pferdekraft; einige dieser Dampfboote, die stärksten, sind von 300 Pferdekraft, die geringern von 80. Vor 1824 war der Dienst der Dampfboote zwischen Liverpool und Dublin den Winter über unterbrochen. Zwei Dampfboote transportirten die Reisenden während der schönen Jahreszeit von einer Stadt zur andern, aber keines derselben nahm Waaren an Bord. Im J. 1826 begann der Postdienst zwischen Liverpool und Dublin regelmäßig zu werden, und jetzt transportiren mehrere Kompagnien Waaren und Passagiere mit einer bewundernswerthen Regelmäßigkeit. *)

(Fortsetzung folgt.)

*) Außer den Dampfbooten, welche die Verbindung mit Irland und Schottland unterhalten, gibt es noch etwa 50 von 20 bis 60 Pferdekraft, welche den Dienst auf dem Mersey selbst, theils von einem Ufer nach dem andern, theils von Liverpool nach Runcorn versehen.

Statistischer Bericht über die Mineralproduktion Frankreichs während des Jahres 1834. *)

Der Bericht der Direktion umfaßt sechs Hauptrubriken, nämlich: Eisenwerke, Brennmaterial, andere Metalle als Eisen, Vitriol, Steinbrüche und endlich verschiedene mit mineralischen Substanzen in Verbindung stehende Manipulationen. Die französischen Eisenwerke liegen über einen großen Theil des Königreichs zerstreut, denn von den 86 Departements Frankreichs haben nur 12 keine Eisenwerke. Die Menge des aus allen Eisenminen Frankreichs im Jahre 1834 gewonnenen Erzes belief sich auf 15,750,990 metrische Centner und der Werth auf 3,606,368 Franken. Die Zahl der im Gange befindlichen Hochöfen wird auf 347 und das Gewicht des von ihnen gelieferten Eisens auf 221,886 Tonnen angegeben. Ungefähr ⅚ dieses Gewichts besteht aus Roheisen und das übrige ward zu Schmelzarbeiten verschiedener Art verwendet. Der Werth dieses Materials beläuft sich auf 52,457,551 Franken.

Unter der Rubrik mineralisches Brennmaterial begreift der Bericht Steinkohle, Lignit und Anthracit. Steinkohlengruben werden in 34 Departements Frankreichs ausgebeutet, jedoch in allen nur nach sehr geringem Maßstab, da die ganze Zahl der Kohlengruben auf 209 angegeben ist, von denen im Lauf des Jahres nur 140 ausgebeutet wurden. Die Gesammtmasse der gewonnenen Kohlen belief sich auf 15,741,430 metrische Centner, im Werth zu 95 Centimes für den Centner. Lignit wird in 14 Departements und zwar in 75 Minen gefunden, von denen jedoch nur 48 im Lauf des Jahres bearbeitet wurden. Der Ertrag belief sich auf 702,502 metrische Centner, im Werth von 557,849 Fr. Anthracit findet sich in 6 Departements in 52 Gruben, von denen 22 bearbeitet wurden, und während des Jahres 589,850 metrische Centner, im Werth von 1 Fr. 31 Cent. für den Centner, lieferten. Anthracit wird in 3 Departements gefunden.

Der Bericht gibt dann noch die Ausbeute von Torf, Blei, Silber und Kupfer, und die Zahl der bei den verschiedenen Bergwerksarbeiten angestellten Leuten an.

Reise längs der Küste Norwegens von Bergen nach Christiania.

2. Reise von der Provinz Tellemarken nach Christiania.

(Fortsetzung.)

Diesseits der Station Sondland gelangten wir in den Thalgrund des Stang-Elv. Diese Station liegt auf dem hohen Rand eines tiefen Bergkessels, darin ein See, um den drei bis vier Gehöfte liegen. Einige Bergwässer stürzen schäumend aus den steilen Umgebungen in den See. Wo kein Wald steht, ist der üppigste Graswuchs. Die Aussicht von Sondland ist erhaben schön. Jenseits des Tiefkessels erhebt sich die breite schroffe Wand des Jucke-Berges. Sie endet oben mit einer auffallend scharfen Spitze, auf welcher eine Tanne prangt. Sie ist von unten hinauf mit den schönsten Pyramidaltannen dicht besetzt, die gleich hohen Kerzen eine auf der andern zu stehen scheinen. Stellenweise blicken hübsche Felspartien aus dem dichten Grün. Ganz oben stehen auf sanftern Wiesenabhängen drei kleine Säter, umschlossen von Tannen.

*) Aus dem Bericht der Direction générale des Ports et Chaussées et des Mines.

Hinter dieser Bergwand erscheint fern das Tórtesjeib, rechts davon und eben so hoch das Bondsnäs, und daneben folgen hohe lange Gebirgsreihen mit dichtem Wald besetzt. An diese schließt zuletzt erhaben über Alles die imposante Goustafjeld. Sie bildet mit ihren kahlen Gipfeln, von denen einer gleich einem hochgewölbten Dom majestätisch hervorragt, die dominirende Hauptmasse im Hintergrunde dieses schönen Gemäldes. Dicht vor der Goustafjeld steigt das Gebirge Hevde Åasen aus der Tiefe heraus, ein ansehnlich langer Gebirgsrücken, der außer seinem breiten und kahlen Haupt dicht bewaldet ist. Aus dem Walde leuchten viele hellgrüne Wiesenflecken mit ihren Sätern hervor. Der Blick senkt sich im Mittelgrunde dieses Gemäldes bis zum Spiegel des Stang-Elv hinab, dessen malerische Windungen man eine ganze Strecke weit verfolgen kann.

Das Gehöft unseres Gastgifvers in Gondland bestand aus einem kleinen niedrigen Wohnhaus von Balken. An eine Logirstube für Fremde ist hier nicht mehr zu denken; ferner aus einem Vorrathsgebäude, das auf vier Pfählen ruht. Der Eintritt in die Wohnstube war abschreckend, denn Alles, was ich über den Ordnungssinn des Volks erzählt habe, bezieht sich nur auf die Männer. Die Weiber scheinen auf einer niederern Stufe der sittlichen Kultur zu stehen. Mitten in der Stube hing an einem Strick die Wiege, in der ein mit unsaubern Lumpen bedecktes Kind hin und her geworfen wurde. Der unreine und liederliche Anzug der Mutter, die Vernachlässigung ihres Haars und der langsam schleppende Gang auf Holzschuhen, Alles bezeugt, wie den Frauen jener Ordnungssinn der Männer abgeht. Unsere Frau Wirthin war noch jung, sogar von hoher und schöner Figur mit angenehmer Physiognomie, der jedoch der Stubendunst alle Frische genommen hat. Ein einzig kleines Fenster hoch am Balken erleuchtet schwach die dunstige Stube. Lange Tische und Bänke stehen an den Wänden, und statt der Dielen stolperte ich auf dem unebenen Erdboden herum. Auf mein Verlangen ward ich in das Vorrathshaus geführt, welches auf vier starken Pfählen von 2 bis 5 Fuß Höhe steht. Die Pfähle haben oben einen breiten Rand, unter welchem der Pfahl nur halb so dick ist, damit die Mäuse beim Hinaufkriechen gegen die untere Fläche des Randes Widerstand finden. Sehr zweckmäßig und nachahmungswerth. Eine hohe bedeckte Treppe führt von außen nach einer Galerie, die sich vor der ganzen Fronte entlang zieht, und durch einen Ueberbau des Daches von oben geschützt ist. Die unterste Treppenstufe steht jedoch so weit über dem Erdboden, daß kein Ungeziefer herauf kann. Die innere Sauberkeit dieses Vorrathshauses kontrastirt auffallend gegen die Wohnstube, und mit einem gewissen Wohlgefallen zeigte mir die junge Frau ihre Garderobe, wohl ahnend, daß ich solche nicht erwarten würde. Ich war erstaunt über den ansehnlichen Vorrath neuer Kleider, meist wollene, theils bunt, theils einfarbig. Einige waren mit goldenen und silbernen Tressen besetzt. In einem andern Kasten befand sich der Kopfputz. Die gute Frau sah es mir an, daß ich bei ihrem dürftigen Anzug durch diesen versteckten Reichthum überrascht war. Mehrere große Kisten standen herum, die mit Leinenzeug gefüllt waren. In der einen lag ein hölzerner Schlüssel, in dem von der kunstgerechten Hand eines Bauern so hübsche Blumenverzierungen eingeschnitzt waren, daß ich meine Verwunderung darüber nicht zurückhalten konnte. Er mochte der jungen Frau ein theures Andenken seyn, dennoch gab sie ihn mir als Beweis ihres Wohlwollens mit, und ich bewahre dieß Kunstprodukt sorgfältig. Ich sah, daß die guten Leute wegen meiner Bewirthung in Verlegenheit waren. Ich hatte im Vorrathshause Eier, Butter und Milch gesehen, und so waren wir aus aller Verlegenheit.

Die nächsten Umgebungen des Hauses bestehen aus Wiesen, auf denen das Gras so dicht und üppig emporschießt, daß man auf dem weichsten Polster nicht sanfter ruht. Die Hitze war sehr groß, desto erquickender die Waldbeeren, die es im Norden nicht allein in sehr großer Zahl gibt, sondern auch von einer besondern Größe und Saftigkeit. Ich habe hier Waldbeeren kennen gelernt, die ich in Deutschland nirgends sah. Unsere rothen und blauen Erdbeeren sind dort viel größer und saftreicher.

Nach der folgenden Station Tubal ritten wir dicht am Ufer des Stang-Elv entlang, der in einem wilden Felsbett fortbraust. Der Ort Tubal besteht aus mehrern kleinen Gehöften, die alle in einem Kessel liegen, der von hohen Waldbergen umschlossen ist, in dessen Mitte ein See und an demselben eine kleine Kirche liegt. Ueberall zeigt sich der üppigste Graswuchs, aber nirgends eine angebaute Ackerfläche.

Nach Station Bonkal wird es immer unwegsamer, und zuletzt so arg, daß man ohne Sturz und Beinbruch des Pferdes gar nicht mehr fortzukommen glaubt. Wir hatten nun bis zum Hofe Reisgaard die unermeßlichen Waldstrecken passirt, ohne Aussicht, ohne Weg und ohne Wohnungen. Bei diesem Hof öffnet es sich wieder, und wir sahen nun die hohen kahlen Massen der imposanten Goustafjeld näher vor uns liegen, vor denen sich jedoch andere Bergwände lagern, die den größten Theil derselben verdecken. Unter diesen ist die schroffe Felswand des Bonsnäs am imposantesten. Sie erscheint in drei regelmäßigen Absätzen, auf denen sich schmale Wiesenterrassen wie drei grüne Bänder herumziehen, welche dieser Riesenmauer ein ungemein malerisches Ansehen geben. Die umliegenden Berge sind nur bis zur Hälfte ihrer Höhe bewaldet. Oben stehen sie als kahle breitgewölbte Rücken da, die jedoch mit einer grünen Decke überzogen sind. Nirgends erblickt man auf ihnen Säter, durch die etwas Leben in die öden Massen gebracht wird. Der ganze Umkreis stellt ein höchst malerisches Gebirgsamphitheater ganz in der Nähe dar.

Von hier hatten wir noch den beschwerlichsten Theil der ganzen Reise vor uns. Wir ahnten nicht, daß wir auf Mühseligkeiten stoßen würden, mit denen die überstandenen gar nicht zu vergleichen waren. Die schroffen Wände lagen vor uns, welche wir erklimmen sollten, um auf die kahlen Hochplateaus zu gelangen, und nirgends war ein Pfad sichtbar. Die mannichfachen Ausflüchte und hartnäckigen Weigerungen meines Skiots, mich mit seinem Pferde weiter zu bringen, da ich in dieser Station kein frisches Pferd erhalten konnte, zeigten nur zu deutlich, was uns bevorstand. Unsere Ausdauer sollte noch auf härtere Proben gestellt werden. Die Leute im Gehöft Reisgaard weigerten sich ungeachtet aller unserer Versprechungen ein Pferd herzugeben. Sie schilderten uns die Passage über die hohe Goustafjeld mit den abschreckendsten Farben. Doch dieß reizte. Nach vielem Zureden gelang es, den betrübten Skiots, der uns bis hieher brachte, zur Weiterreise zu bewegen.

(Fortsetzung folgt.)

Mac-Culloch theilt in seiner Statistik eine merkwürdige Tabelle mit über die Todesarten in tausend Fällen während der zwei letzten Jahrhunderte. In der ersten Periode (1629 bis 35) starben an der Schwindsucht 201, zwischen 1831 bis 35 nur 177. Die Todesfälle durch Schlag stiegen von 2 auf 18, die durch Entzündung von Null auf 96.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 42.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 Februar 1837.

Die Halbwilden der Provence.

Man erforscht oft mit großen Kosten die Sitten und Gebräuche fremder Länder, und kennt doch nicht, was uns so nahe liegt; so findet man in der Mitte der Provence in den ungeheuren, nach den Mauren benannten Wäldern eine Menschenklasse, deren Civilisation so gesunken ist, daß sie sich dem Zustand der Wilden nähern. Sie wohnen theils zwischen Fréjus, Napoule, Cannes, Grasse und Fayence in den Wäldern von Esterel, theils in der Umgegend des Golfs von St. Tropez, ganz nahe bei Garde-Freinet, dem alten Hauptquartier der Mauren.

Die meisten dieser Halbwilden leben in rohen Steinhütten, deren Fugen mit Thon verstrichen sind; diese Hütten haben gewöhnlich drei Abtheilungen, welche aber nur durch quer über den Boden gelegte Holzstücke bezeichnet sind: die größte dieser Abtheilungen nimmt wie natürlich die Hauswirthschaft ein, Stroh und trockene Blätter auf der zweiten ausgebreitet bilden die Lagerstätte der Familie, wo Vater, Mutter, Kinder und oft auch die Großältern bunt durch einander liegen; das Vieh nimmt die dritte Abtheilung ein. Ihre Nahrung besteht aus einem schwarzen schlecht bereiteten Brode, welches mit einigen Kräutern oder gekochten Hülsenfrüchten gewürzt ist. Zum Sitzen nehmen sie kleine Balken oder roh behauene Steine; Tische findet man selten bei ihnen. Die Beschäftigung dieser Halbwilden ist der Anbau einiger Aecker, die Hut der Ziegen oder das Kohlenbrennen.

Sie bewahren noch mehr oder minder entstellt die Religion ihrer Vorfahren. Eine vom Blitz getroffene Eiche mitten im Walde stößt ihnen einen heiligen Schrecken ein; wenn sie daran vorübergehen, erzählen sie sich ganz leise, an welchem Tage das Unglück geschehen ist, und errathen auch wohl die Ursache, indem irgend ein böser Mensch Schutz darunter gefunden habe. Manche Höhlen sind die Wohnsitze von Geistern, die sie sich durch abergläubische Worte geneigt zu machen suchen, gewöhnlich aber gehen sie schweigend an solchen Orten vorüber, aus Furcht, es theuer bezahlen zu müssen, wenn sie die Ruhe des Geistes stören. Sie haben auch Fetische, denn jeden Gegenstand, welcher ihren Voråltern gehört hat, betrachten sie mit einer besondern Verehrung, und fürchten, die geringste Vernachlässigung dieser kostbaren Gegenstände möchte großes Unglück veranlassen.

Die Kleider dieser Waldmenschen bestehen in ganz rohen Stoffen, wobei Ziegenfelle als Verbrämung dienen. Ich *) sah eines Tages auf dem Markte von Fréjus einen dieser Menschen drei Stücke groben Stoffs kaufen, und mit seinem am Gürtel hängenden Messer zwei große Oeffnungen hineinmachen, durch welche er die Arme steckte, und dann das fertige Gilet mit zwei großen hölzernen Nadeln befestigte. Als er damit zu Ende war, entfernte er sich eilig, denn unsere Nähe schien ihm lästig zu fallen, sein irrer Blick haftete auf nichts, jeden Augenblick änderte er seine Stellung, antwortete auf unsere wiederholten Fragen nur mit Ja und Nein, und schien gegen die zahlreichen Gegenstände, welche sonst die Neugierde der Landleute reizen, völlig gleichgültig zu seyn.

Die ekelhafteste Unsauberkeit herrscht in den Wohnungen wie an dem Körper dieser Halbwilden, ihre Haare fallen in Unordnung über die Schultern herab, nie schneiden sie ihre Nägel, welche oft bei ihrer mühseligen Arbeit zerbrechen, die meisten lassen ihren Bart wachsen, bis er sie durch seine Länge belästigt, und nur diejenigen, welche die Märkte besuchen, lassen sich manchmal rasiren. Ihr Ideenkreis scheint sehr beschränkt, und gewöhnlich herrscht ein dumpfes Stillschweigen unter ihnen. Oft hört man sie in ihren Wäldern einen scharfen Schrei ausstoßen, wodurch sie sich vermuthlich in der Entfernung Zeichen geben.

Diese Menschen bleiben nur wenige Monate des Jahrs hindurch in ihren Hütten, manche kommen sogar nur dahin, um ihre Mundvorräthe zu erneuern, und schlafen das ganze Jahr hindurch unter irgend einem Felsen, neben dem sie für ihre Heerde eine Hecke aus Baumzweigen errichten, und ein großes Feuer anzünden. Im Sommer schlafen sie den Tag über, um in der Nacht die Heerden zu bewachen, und sie gegen die Wölfe zu schützen. Lockte nicht der Verkauf von Ziegen und Kohlen diese Menschen manchmal auf die Märkte, sie würden

*) Ein gewisser Beylet sandte einen Bericht über diesen eigenen Volksstamm der geographischen Gesellschaft in Paris ein.

wahrscheinlich ganz wild werden. Ihre Kinder, welche erst in einem vorgerückten Alter unter andere Menschen kommen, gleichen mehr Blödsinnigen als vernünftigen Wesen. Kürzlich ist ein Schritt zu ihrer Civilisirung geschehen. Ein Hr. Guigon, Pfarrer zu Adrech, mitten im Gebirge Esterel, begab sich, gerührt von dem rohen, verlassenen Zustande dieser Menschen, unter sie, gewann allmählich ihr Zutrauen, predigte ihnen nach und nach das Evangelium, und ließ endlich eine einfache Kapelle mitten unter ihren Hütten erbauen; vorher waren sie nicht unter der mindesten geistlichen Obhut gestanden.

Liverpool.

(Fortsetzung.)

Wir wollen jetzt einen Blick werfen auf die großen Arbeiten, zu denen Liverpool beitrug, um das bewunderungswerthe System der innern Verbindungen auszuführen, die seinen Hafen mit dem übrigen England in Verkehr bringen. Wenn man weiß, in welchem schlechten Zustand sich die Wege im 18ten Jahrhundert befanden, wo man nicht weniger als drei Tage brauchte, um eine Strecke von 30 bis 36 engl. Meilen zurückzulegen, so erstaunt man jetzt billig über die Schnelligkeit und Wohlfeilheit, womit Liverpool die erhaltenen Waaren nach den entferntesten Punkten Englands versendet. Im J. 1720 verkehrte Liverpool mit Manchester nur auf dem Mersey und dem Irwell, aber diese beiden, oft von Sandbänken durchschnittenen Flüsse machten die Fahrt langsam und kostspielig. Die große Straße war fast unfahrbar; der Transport einer Tonne von Liverpool nach Manchester kostete 12 Schillinge zu Wasser und erforderte nicht weniger als 11 Tage; die Fracht zu Lande kostete 40 Schillinge. Um diesem großen Uebelstand abzuhelfen, grub man an einigen Stellen das Bett des Mersey und Irwell aus, und die Schifffahrt wurde leichter, aber diese ungenügende Verbesserung machte bald die Kanalisation dieser beiden Flüsse nöthig. Jetzt legen Barken von 35 bis 40 Tonnen diesen Weg in 13 Stunden zurück, und die Tonne kostet 6 Schilling. Die Bedürfnisse des Handels machten indeß bald einen neuen Verbindungsweg nöthig, und der Herzog von Bridgewater, der Begründer des Kanalsystems in England, unternahm diese Sache unter Beihülfe des berühmten Ingenieurs Brindeley. Der Herzog war Eigenthümer der Kohlenminen von Worsley-Hall, 12 Meilen von Manchester, konnte aber diese Reichthümer aus Mangel an Transportmitteln nicht benützen, und verfiel auf die Idee eines Kanals, um die Versendung zu erleichtern. Der Arm, welcher sich von Leigh bis Salfords bei Manchester erstreckt, setzt über den Irwell auf einer Wasserleitung von 186 Meter Länge, welche die größten Barken aufnehmen kann, und durch Bogen von hinreichend großer Spannung unterstützt wird, damit die Schifffahrt auf dem Irwell keine Unterbrechung erleidet. So hat man zu Burton, wo diese beiden Wasserstraßen sich durchschneiden, jeden Augenblick das seltsame Schauspiel von zwei Schiffen, welche mit vollen Segeln über einander hinfahren. Sobald dieser Arm beendigt war, führte der Herzog von Bridgewater seinen Kanal fort bis Runcorn am Mersey, und im J. 1766 wurde diese zweite Verbindungslinie zwischen Liverpool und Manchester der Schifffahrt geöffnet. Bei Runcorn setzt auch der Kanal von Sankey die Kohlen aus dem Distrikte St. Helens ab, während der Ellermerekanal, durch welchen Chester mit Liverpool in Verbindung steht, und die Weaver Navigation alle Jahre mehr als 250,000 Tonnen Salz dahin bringen, die gegen Kohlen von Wigan ausgetauscht werden. Durch die Ausmündung dieser verschiedenen Kanäle ist Runcorn ein bedeutender Handelsplatz geworden. Die Sandbänke, welche weiter hinab der Schifffahrt auf dem Mersey so hinderlich sind, und nur einige Durchgänge offen lassen, gestatten nicht, die Kanäle weiter fortzuführen gegen Liverpool hin; während sie aber auf diese Weise Runcorn begünstigen, bewahren sie auch Liverpool sein Uebergewicht, indem es dadurch großen Schiffen unmöglich wird, sich Runcorn zu nähern. *) Aber von allen Kanälen in der Nähe von Liverpool ist der Leeds and Liverpool-Kanal, welcher nicht weniger als 140 engl. Meilen in der Länge hat, bei weitem der wichtigste: er beginnt am Nordende von Liverpool, folgt dem Lauf des Douglas bis Wigan **) und steht durch den Air und die Ouse mit dem nördlichen Meere in Verbindung; sein Bau kostete 2 Millionen Pfd. St., und wurde erst im J. 1816 beendigt. Die verschiedenen Kanäle um Liverpool her, die ein hydraulisches System bilden, dessen Mittelpunkt diese Stadt ist, haben eine Länge von ungefähr 412 engl. Meilen, und da sie theils direkt, theils indirekt mit den verschiedenen Kanälen in Verbindung stehen, welche das übrige England durchschneiden, so sind die Verbindungen Liverpools mit London, Hull, Birmingham und den wichtigsten Städten des Innern stets leicht und gesichert, trotz der Entfernung und der sie trennenden Bergketten.

Dasselbe Motiv, welches im J. 1729 die Bewohner von Liverpool und Manchester veranlaßt hatte, die Landfracht und die Flußschifffahrt durch ein vollkommeneres System zu ersetzen, mußte sie bei der Erweiterung ihrer Geschäfte nothwendig auffordern, auf neue Mittel zu denken, um die Verbindung beider Städte unter einander leichter und minder kostspielig zu machen. Im J. 1825 wurde die Handelsbewegung in England so thätig, der Manufakturbetrieb so groß, und die langsame Kanalfahrt entsprach der fieberischen Ungeduld der Spekulanten so wenig, daß man aufs Aeußerste bemüht war, diesem Radikalfehler abzuhelfen. Die Barken gingen in 15 Stunden von Liverpool nach Manchester, und diese Zeit schien jetzt ungeheuer lang, so daß man endlich vorschlug, das im Innern der Minen gebräuchliche System der Eisenbahnen weiter auszudehnen. So war die Grafschaft Lancaster, welche zuerst Kanäle gegraben und Docken erbaut hatte, auch die erste, welche den Gebrauch von Eisenbahnen einführte, und auf dem Wege von Liverpool nach Man-

*) Doch gelangten außer den Barken im J. 1835 nicht weniger als 136 Schiffe nach Runcorn mit einer Gesammtträchtigkeit von 8081 Tonnen.

**) Dieser Distrikt lieferte im J. 1730 Liverpool 50,000 Tonnen Kohlen, gegenwärtig 250,000. Wigan ernährt Liverpool, wie Worsley Manchester.

chester rollte der erste Dampfwagen Stephensons. In einigen Monaten waren Aktien für 400,000 Pfd. vergriffen, im J. 1828 wurde der Weg eröffnet, und die Entfernung zwischen Manchester und Liverpool von den Waaren in 2½ Stunden, von den Reisenden in einer Stunde zwanzig Minuten zurückgelegt. Welche Freude, welcher Triumph für diese geschäftsvolle Bevölkerung, welche unaufhörlich sagt: Time is money! Diese Unternehmung warf im ersten Jahr 40.000 Pfd. Sterling ab, und am 31sten December des folgenden Jahres war diese Summe auf 85,529 Pfd. gestiegen. Und doch, wie viele Schwierigkeiten waren hier zu überwinden: man mußte über Thäler setzen, Berge durchstechen, Tunnels unter Städten durchgraben und Sümpfe ausfüllen und fest machen. Alle diese Hindernisse wurden überwunden, und in weniger als 4 Jahren 800,000 Pfd. auf dieses riesenhafte Unternehmen verwendet. Vor der Eröffnung der Eisenbahn gingen täglich 26 Wagen zwischen Liverpool und Manchester her, was ungefähr 400 Reisende des Tages gab; sobald die Eisenbahn eröffnet war, stieg diese Zahl auf 1200, und hat sich jetzt nach und nach vervierfacht, so daß jährlich eine halbe Million Reisende zwischen den beiden Städten hin- und hergehen, die zusammen ungefähr 400,000 Einwohner zählen. Die Wagen brauchten drei Stunden, und der Preis war eine halbe Guinee; um den Weg mit solcher Schnelligkeit zurückzulegen, mußte man das Unmäßige thun, die Pferde zu Grunde richten, und bei jeder Station acht Menschen anstellen, nämlich vier zum Ausspannen und vier zum Einspannen, um nicht mehr als 20 Sekunden zu verlieren. Nach solchen Anstrengungen konnten nur noch die Eisenbahnen eine größere Beschleunigung herbeiführen. Jetzt legt der Reisende den Weg von Manchester nach Liverpool in 1 Stunde und 20 Minuten zurück, und zahlt nur 5 Schillinge. Der Waarentransport nahm nicht weniger zu: im ersten Monat wurden nur 1431 Tonnen verschickt, und ein Jahr später stieg diese Zahl auf 104,356. Nachstehende Tabelle zeigt für das erste Semester 1834 den Betrag der Ausgaben, der Einnahmen und des Gewinns der Kompagnie, je nach der Art des Transportes:

	Für einen Reisenden.	Für 1 Tonne Waaren.	Für 1 Tonne Kohlen.
Ausgabe	2 Sch. 10 P. ¾	6 Sch. 11 P. ½	0 Sch. 4 P. ¾
Gewinn	2 — 2 — ¼	2 — 5 —	0 — 10 — ¾
Ges. Summe	5 — 0 — %	9 — 4 — ½	1 — 5 — ½

Allgemeine Uebersicht dieses Halbjahrs.

	Für Reisende.	Für Waaren.	Für Kohlen.
Ausgabe . .	28,681 Pfd. St.	29,518 Pfd. St.	888 Pfd. St.
Gewinn . .	22,089 —	10,202 —	2037 —
Brutto Einnahme	50,770 —	59,720 —	2925 —

Es geht aus dieser Tabelle hervor, daß der Waarentransport das kostspieligste und mindest vortheilhafte ist, der der Kohlen der mindest kostspielige und vortheilhafteste. Aber die Kohlen verlassen mit jedem Tage mehr die Eisenbahnen, weil sie wohlfeiler auf den Kanälen transportirt werden, und die meisten neuen Fabriken werden, um die Kosten des Transports der Kohlen von der Eisenbahn nach der Fabrik zu ersparen, am Ufer der Kanäle angelegt. Nachstehend folgt eine allgemeine Tabelle der Einnahmen und Ausgaben der Eisenbahn-Kompagnie:

	Einnahmen.			Gesammtausgaben.
Jahre.	Reisende.	Waaren.	Kohlen.	
1831	101,829 Pfd.	52,960 Pfd.	910 Pfd.	84,404 Pfd.
1832	85,164 —	67,454 —	4988 —	94,956 —
1833	98,815 —	79,257 —	5229 —	109,250 —
1834	111,062 —	82,284 —	6335 —	124,644 —
1835	120,354 —	90,006 —	7088 —	133,809 —
Gesammtsumme	515,204 —	371,962 —	24,548 —	547,043 —

Die Gesammtsumme dieser drei Einnahmenzweige erhöhen sich auf 911,714, und die Kompagnie hat demnach in den 5 Jahren einen Gewinn von . . . . 364,671 Pfd.

Der Bericht vom ersten Semester 1836 hat dargethan, daß die von der Kompagnie entlehnten Summen eine Gesammtmasse von 1,219,860 Pfd. betragen, wovon 1,171,387 Pfd. wirklich ausgegeben worden waren. Die Kompagnie beschäftigt 64 Agenten, Commis und Aufseher, und 636 Enginemen, Guards, Labourers u. s. w., deren Arbeitslohn sich wöchentlich auf 780 Pfd. beläuft. Die Dividenden, welche diese Kompagnie während der letzten fünf Jahre bezahlt hat, waren fortwährend im Steigen, und die Aktien hoben sich von 100 auf 265 Pfd.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bearbeitung des Eisens in Indien.

In der Gesellschaft für die Künste in London wurde ein Memoire über die metallurgische Geschichte des Eisens vorgelesen. Ein Theil desselben beschränkte sich hauptsächlich auf die Bearbeitung und die Eigenschaften des indischen Eisens. In diesem Lande wurde Eisen schon seit den frühesten Zeiten verarbeitet, aber die Verarbeitung ist immer noch in ihrer ursprünglichen Rohheit. Die Oefen sind alle von derselben Bauart, einfach und für den Prozeß des Schmelzens gar nicht passend: in den kleinern dauert die Schmelzung sechs Stunden, in den größern zwölf. Der indische Schmelzer mit seinem rohen Apparat kann Eisenstein, der sich in mehreren Theilen Indiens in Menge findet, nicht wohl mit Vortheil schmelzen, und darum wird diese Schmelzung auch nur in sehr geringer Ausdehnung betrieben, das dabei angewendete Brennmaterial besteht in Kohlen aus Bambusrohr, welches allerdings das passendste hiezu ist. Manchmal umgeht man den Prozeß des Schmelzens ganz: dem Sultan Tippu fehlte es einst ungemein an Kanonenkugeln, und da er nicht im Stande war, sie sich in zureichender Menge zu verschaffen, so ließ er durch eine Anzahl seiner Leute solche aus rohem Eisen hämmern. Unter den vielen Proben von Eisen, welche von dem Verfasser des Memoire vorgezeigt wurden, befand sich auch ein Stück aus der Insel Ceylon, das ein Mitglied der Gesellschaft geschmiedet und eine Klammer daraus gemacht hatte; es war von ausgezeichneter Qualität und ungemein zäh. Eisen findet sich auf der Insel Ceylon in Menge, und unter dem Schutze des vorigen Gouverneurs wurden Eisenwerke angelegt; sie mißlangen aber, weil es an Geld fehlte, und wurden seitdem wieder aufgegeben.

Reise längs der Küste Norwegens von Bergen nach Christiania.

2. Reise von der Provinz Tellemarken nach Christiania.

(Fortsetzung.)

Mühsam klittern wir einen steilen Waldberg hinauf und blicken links in eine tiefe Felskluft, darin der Skang-Elv brausend fortstürzt. Dann gelangen wir auf ein hohes Wiesenplateau, was einen unabsehbaren Umfang hat. Wir hatten eine der vielen Hochflächen erreicht, mit denen sich die obere Form aller norwegischen Gebirge charakteristisch darstellt. Wir glaubten unsere Beschwerden überstanden zu haben. Nun gingen sie erst an, denn das ganze ungeheure Plateau ist ein Sumpf, dessen weiche Beschaffenheit wir bei dem üppigen Graswuchs nicht sogleich sahen. Schon wollten wir mit einem gewissen Frohsinn darüber weggaloppiren, als unser Pferd bis über die Kniee einsank. Eine zahllose Menge großer Steine liegen versteckt unter dem hohen Grase. Sie vermehren das Stolpern, was ohnedieß schon in den vielen Sumpflöchern zwischen den Steinen häufig genug vorkommt. Der letzte Funke von Lust und Ausdauer schwand, da wir das Ende dieser Qual nicht absehen konnten. Wir stiegen vom Pferde, welches der furchtbaren Anstrengung dennoch fast unterlag. Ich blieb zweifelhaft, ob hier Reiten oder Gehen eine größere Anstrengung sey. Es war unstreitig der beschwerlichste Theil unserer Reise. Etwas Aergeres konnte nicht mehr vorkommen. Unser Marsch bestand in lauter Sprüngen von einem Stein zum andern, die, oftmals weit abstehend, eine gewisse Uebung erforderten. Wir setzen die letzten Kräfte dran mit dem festen Vorsatz, auch dieß Ungemach zu überwinden, wenn wir nur auf der unermeßlich weiten und eintönigen Ebene ein Endziel unseres mühsamen Hopsmarsches, oder nur einen Ruhepunkt hätten gewahr werden können. Rechts hatten wir nun den Anblick der hohen Gonstafjeld in der Nähe jener kahlen graublauen Gipfel, der uns aus der Ferne schon wie ein hochgewölbter Dom erschienen war. Jetzt lag er 1000 Schritte vor uns. Majestätisch steigt er von dieser Ebene in die Wolken, und ein kahler Rücken zieht von ihm nordwestlich in unabsehbarer Länge fort. Die ungeheure Wand desselben steigt mit einer konkaven Abdachung auf. Es scheint unmöglich von hier aus den Gipfel zu erklimmen. Das Plateau ist mit Birken besetzt, die so gleichmäßig von einander stehen, daß das Ganze einer Plantage gleicht. Diese Birken erreichen jedoch nur eine mittlere Höhe, und ihre entlaubten Zweige hängen trauernd herab. Es schien, als wären die Blätter vom Ungeziefer verzehrt, wir konnten jedoch solches nirgends entdecken. Links ist die Hochebene von einem ruhigfließenden breiten Wasser begränzt, aus dem der Skang-Elv kommt. Jenseits desselben liegen flache kahle Höhen.

Wir waren kaum eine Strecke weit auf dieser öden Hochebene vorgedrungen, oder vielmehr vorgesprungen, als wir sechs Menschen gewahrten, die hier Heu machten. Unser Erscheinen kam ihnen eben so unerwartet vor, als uns das ihrige. Endlich erreichen wir einen dampfenden Säter. Hier wollte mein Skiots mit seinem Pferde umkehren und mich dem Schicksal überlassen, indem er vorgab, daß ich hier schon ein Pferd zur Weiterreise erhalten würde. Er gab sich alle ersinnliche Mühe, aber vergeblich. An ein nächtlich Unterkommen war hier nicht zu denken, wenn man sich nicht mancherlei Qualen aussetzen wollte, die wir nicht erwartet hatten, und die wir auch nicht zu überstehen wagten. Wir mußten uns beeilen den zuletzt verlassenen Hof Reisgaard vor Einbruch der Nacht wieder zu erreichen, und so das schöne Ziel unserer Mühseligkeiten, den prächtigen Riukandfoß im Thal Westfjordal zu sehen, für dießmal aufgeben, obgleich wir nur noch zwei Meilen davon entfernt waren. Wir betrauerten unser Mißgeschick. Mehrere Mal untersuchten wir diesen Säter, ob es nicht möglich sey, hier zu übernachten, aber vergebens. Die nächste Umgebung bestand aus weichem tiefem Kuhmist, der so durchnäßt war, daß man fortwährend darin versank. Zu dem pikanten Geruch kann man nur vermöge einer längern Gewohnheit ausdauern. Dazu gesellte sich noch eine Unzahl kleiner Mücken, welche Vieh und Menschen unerträglich peinigen. Wir konnten kaum die niedrige Thüre des Säter erreichen, ohne uns nicht mit Unflath bis an die Kniee zu bedecken.

Im Innern des Säter steht ein Herd. Der Dampf füllt das Innere so an, daß wir vor heftigen Augenschmerzen nicht einige Minuten darin verweilen konnten. Mit Staunen sahen wir aber die ganze Familie darin ausdauern. Nirgends sahen wir eine wohnliche Bequemlichkeit in dieser aus Balken und Bohlen zusammengesetzten Hütte, nicht einmal ein Fenster oder eine Lücke. Das ganze Hausgeräth besteht aus großen Milchgefäßen. Die gutmüthige Hausfrau bot uns Milch dar, für die sie durchaus nichts annehmen wollte. Das Geld verliert doch allen Werth, wo der Verkehr aufhört.

Wir eilten diesen Ort vielfacher Qualen zu verlassen, und trafen noch bei guter Zeit wieder in Reisgaard ein. Andern Tags beeilten wir uns aus dieser Gegend zu kommen. Wir verloren die Brustbeklemmungen, welche der ungewohnte Aufenthalt in solchen öden Wüsteneien hervorbringt, erst, als wir wieder in dem anmuthigen Thal von Hitterdal eintrafen, wo wir uns an den verschiedenen Waldbeeren erquickten, die uns hier in großen Fässern vorgesetzt wurden. Es war zum Schwelgen eingerichtet. In Hitterdal wurde ich von dem Prediger sehr freundlich aufgenommen. Er sprach etwas deutsch, und hatte die Sprache nur aus der Grammatik gelernt, denn es fehlte ihm die Sprachübung. Ich mußte sehr langsam sprechen, wenn er mir folgen und mich verstehen sollte. Es fehlte ihm mehr an Worten als an Regeln. Ich hätte ihm die letztern gern erlassen, wenn er mir dafür die erstern gegeben hätte. Er wollte aber immer mit grammatikalischer Richtigkeit sprechen, und darüber vergaß er die eigentliche Sprachfertigkeit. Seine Frau war aus Kopenhagen und sprach kein Wort deutsch. Sie schien ihren Beruf zu erfüllen, denn aus Allem erkannte man Ordnung und wirthschaftliche Thätigkeit. Fünf Kinder sprangen lustig im Hause herum.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 14** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Lied von Shelley. — Der Notar von Chantilly. (Fortsetzung.) — Proben aus dem englischen Dichter Marlowe. (Fortsetzung.)**

*In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 43.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 Februar 1837.

Der Wallfischfang.

Die zahlreichen Unfälle, welche in neuerer Zeit die Wallfischfänger befielen, haben zu mehrern Schriften Veranlassung gegeben; aus einer derselben, welche zu Hull erschien, ziehen wir nachfolgende kurze Uebersicht der Geschichte des Wallfischfanges aus.

Die Biscayer scheinen die ersten gewesen zu seyn, welche den Wallfischfang systematisch und in ausgedehntem Maßstabe betrieben, obwohl die Normänner, als der Seeraub nicht mehr recht ging, diese gefahrvolle Jagd, welche ihrer kühnen Sinnesart so sehr zusagte, eigentlich auf die Bahn gebracht haben sollen. Die Art des Fanges und die dabei gebrauchten Werkzeuge sind noch dieselben, wie sie bei den Biscayern des 15ten Jahrhunderts üblich waren. Gegen Ende des 16ten Jahrhunderts wagten sich diese leztern bis nach Island hinauf, wo die dort angesiedelten Norweger gemeinschaftliche Sache mit ihnen machten, so daß ihre Flotte bald 50 bis 60 Segel zählte.

Ehe noch der durch die glänzenden Erfolge von Kolumbus aufgeregte Enthusiasmus sich gelegt hatte, machten die Holländer und Engländer viele unglückliche Versuche, durch eine nordöstliche Fahrt nach Indien zu gelangen; in diesen nördlichen Meeren trafen sie eine ungeheure Anzahl Wallfische, welche seit Jahrhunderten in diesen Strichen ungestört, ganz furchtlos und ziemlich träge waren. Die Seefahrer benuzten diese Gelegenheit, um, wenn es ihnen auch nicht gelingen sollte, die Gewürze Indiens auf diesem Wege mit nach Hause zu bringen, doch wenigstens etwas Preiswerthes zu erbeuten. Was anfangs nur gelegentlicher Vortheil war, wurde bald der Hauptzweck: die gefahrvollen Fahrten und die hochgesteigerten Hoffnungen der entdeckungssüchtigen Seemänner gingen unter in der schweren Arbeit des Wallfischfangs.

Die Sache scheint indeß vor dem 17ten Jahrhundert keine große Handelswichtigkeit gehabt zu haben; die erste bloß zum Zweck des Wallfischfangs von Engländern unternommene Fahrt fiel ungefähr in das Jahr 1610. Zu Amsterdam und London entstanden Kompagnien, welche bald zahlreiche Flotten nach Spizbergen sandten; andere Nationen Europa's begannen um dieselbe Zeit daran Theil zu nehmen, und da jede ein ausschließliches Recht auf diese Seestrich in Anspruch nahm, so wurden die Fahrten durch die zahlreichen Kämpfe um dieses angebliche Besizrecht häufig nutzlos, oder hatten einen ganz unglücklichen Ausgang: die Schiffe liefen in kleinen Geschwadern aus, und waren zu Angriff und Vertheidigung gleich gerüstet; namentlich die Engländer wurden völlig zu Seeräubern, und verließen sich mehr auf die Plünderung der Schleichhändler, wie sie die Schiffer anderer Nationen nannten, als auf eigene redliche Thätigkeit. Nach vielen Jahren unverständigen und hartnäckigen Streits wurde endlich eine Uebereinkunft getroffen, der zufolge die besten Seestriche längs der Küste von Spizbergen unter den Engländern, Holländern, Hamburgern, Franzosen und Spaniern getheilt wurden.

Nach dieser Theilung verfolgte die englisch-moskowitische Kompagnie den Handel einige Jahre hindurch mit ziemlichem Erfolg, bald darauf aber verschwanden ihre Schiffe allmählich und verließen endlich die nördlichen Meere ganz: auf ihrer Thätigkeit schien ein böser Zauber zu lasten, denn während sie Jahr auf Jahr unglücklich waren, zogen die ökonomischen und berechnenden Holländer jedes Jahr mit reichen Ladungen heim. So mußten die Engländer endlich ihren glücklichern Nebenbuhlern das Feld völlig räumen, und diese führten das Geschäft mit der Kraft und Ausdauer fort, welche sie in allen ihren andern Handelsunternehmungen gezeigt hatten. Anfangs fanden sie an dem ihnen zugetheilten Uferstriche die Wallfische in Menge und sehr träge; daher gründeten sie eine Sommerkolonie am Ufer, und bereiteten hier das Oel aus dem Thran, welchen die Schiffe brachten. Das kleine Dorf Smeerenberg erhob sich an diesem öden Ufer. Das ganze 17te Jahrhundert hindurch dehnte sich das Geschäft der Holländer allmählich aus, und häufig fand man zweihundert Fahrzeuge von verschiedener Art und Größe in dem Hafen von Smeerenberg. Endlich aber wurden die Wallfische scheu, man mußte weit hinausfahren in die offene See, und hier den gefahrvollen Kampf beginnen. Immer mehr entfernte man sich auf diese Weise von Spizbergen, so daß die Schiffe bald von der Stelle des Fangs nach dem Hafen von Smeerenberg eben so weit hatten, als nach Holland selbst, darum

fuhren sie nun mit ihrer Ladung direkt dahin, und von dem Dorfe Smeerenberg ist jetzt keine Spur mehr zu sehen.

Es wäre eine mühselige und doch nicht sehr unterrichtende Arbeit, wollte man allen Schwankungen dieses Handelsbetriebs folgen; es mag daher die Angabe genügen, daß mehr als 100 Jahre lang die Engländer kaum einen Wallfischfänger aussandten, während die Holländer und Hamburger bis 1778 dazu jährlich eine Flotte von mehr als 200, ja manchmal von 300 Schiffen mit 18,000 Mann ausrüsteten. Dieß stachelte endlich den Stolz der englischen Regierung, und durch hohe Prämien gereizt, wurden die Engländer abermals Mitbewerber, die Versuche jedoch, welche unter dem Namen der Grönland- und der Südsee-Kompagnie unternommen wurden, blieben erfolglos. Zwischen 1732 und 1749 stieg die Prämie allmählich auf 40 Schillinge für die Tonne, und blieb so das ganze Jahrhundert hindurch. Bis 1785 war die Anzahl der Wallfischfänger, welche Grönland und die Davisstraße besuchten, etwa 60. In den folgenden Jahren stieg sie bedeutend, und im J. 1788 waren es 255. Die Wallfischflotten Hollands gingen in dem Strudel der französischen Revolution zu Grunde, so daß allmählich England fast allein auf dem Schauplatz blieb.

Anfangs ging dieser Handel von London aus, nach und nach aber wurden bequemere Häfen gewählt, und jetzt fahren die Wallfischfänger gewöhnlich von Hull und Whitby in England, von Peterhead, Aberdeen, Dundee und Leith in Schottland ab. Die thätige Verfolgung der Wallfische hat indeß diese Thiere aus ihren alten Aufenthaltsorten in den Meeren um Grönland vertrieben über das atlantische Meer nach der Davisstraße und bis in die Baffinsbai. Dahin gingen in den acht Jahren vor 1818 130 Schiffe ab, jetzt aber ist ihre Zahl auf 90 gesunken. Dabei ist zu bemerken, daß vor 1778 die Zahl der verloren gegangenen Schiffe nur vier vom Hundert betrug, jetzt aber, wo sich die Wallfischfänger in die Tiefen der Baffinsbai wagen müssen, hat die Anzahl der Unfälle so bedeutend zugenommen, daß in den drei letzten Jahren ein Fünftheil der Flotte nicht wieder zurück gekehrt ist.

Liverpool.

(Fortsetzung.)

Trotz dieser vortheilhaften Resultate haben die Eisenbahnen nicht alle gehegten Erwartungen befriedigt; sie haben die Kanäle nicht ganz ersetzt, wie man anfangs erwartete. Allerdings sind die Aktien dieser letztern anfangs sehr gefallen, aber bald darauf wieder gestiegen. Die Eisenbahn transportirt schneller, aber nicht so wohlfeil wie der Kanal, häufig liegt wenig daran, ob eine Tonne Kohlen oder andere Waaren etwas später ankommen. Da, wo das kommerzielle Leben eine so fieberhafte Thätigkeit besitzt, wie zwischen Liverpool und Manchester, hat die Eisenbahn unbestreitbare Vortheile, wo dieß aber nicht der Fall ist, verschwindet dieser Vortheil, und Mac Culloch bemerkt, so staunenswerth auch die Resultate der Eisenbahn zwischen Liverpool und Manchester seyen, so zweifle er doch sehr, ob es viele Orte in England gebe, welche alle diese Vortheile darbieten. Nur selten machen die Verhältnisse eine solche Geschwindigkeit nothwendig, wie sie die Eisenbahn bietet, und diese kann sich nur durch eine große Handelsbewegung halten; im Allgemeinen passen die Kanäle besser, wo man die Waaren nur mit einer mäßigen Geschwindigkeit und mit geringen Kosten fortzuschaffen nöthig findet. Für alle diejenigen Gegenstände, welche ein in jedem Augenblick dringendes Bedürfniß befriedigen, oder durch die Zeit schlechter werden, ist die Schnelligkeit des Transports ein Vortheil, der den Consumenten entschädigt; in diesem Falle ist die Eisenbahn vorzuziehen, weil weder die Kälte des Winters noch die Trockenheit des Sommers die Fortschaffung hindern. Aber die Kanäle haben einen großen Vortheil über die Eisenbahnen darin, daß sie ein fast unbeschränktes Gewicht zu tragen im Stande sind: auf einer Eisenbahn richtet sich das Gewicht, das jedes Rad zu tragen im Stande ist, nach der Stärke der Schiene, welche das Rad trägt, und dieß Gewicht beträgt selten mehr als eine Tonne. Daraus entspringt die Nothwendigkeit, die fortzuschaffenden Waaren auf eine große Anzahl Wagen zu vertheilen, was das Material des Transports und also die Kosten bedeutend vermehrt. Die Ladung, welche ein Kanal tragen kann, ist nur durch die Größe der Schiffe beschränkt, die er aufnehmen kann. Auf einem Kanal von großer Breite kann jedes Schiff bis gegen 200 Tonnen tragen, während dieselbe Last auf einer Eisenbahn 60 bis 70 Wagen erfordert. Der Kanal ergibt also eine große Ersparniß im Material, und diese Ersparniß vermindert die Transportkosten auf eine entsprechende Weise.

Neben diesen beschleunigten Transportmitteln ist das Frachtfuhrwerk, wie man sich denken kann, nicht im glänzendsten Zustand, und doch obwohl langsamer und kostspieliger, für den kleinen Handel nothwendig. Die Entfernung zwischen Liverpool und Manchester auf dem gewöhnlichen Wege beträgt 36 englische Meilen; die Frachtfuhrleute brauchen 16 bis 18 Stunden, um diese zurückzulegen, und müssen noch dazu auf der Mitte des Weges frische Pferde vorspannen. Der Centner kostet 1 Sch. 4 P. (48 kr.) oder 26 Sch. 8 P. die Tonne, während sie im J. 1720 noch 40 Sch. kostete. Trotz dieser Verminderung finden die Fuhrleute nicht immer Ladung, und verlassen mehr und mehr dieß undankbare Geschäft, um den Transport von Stückgütern auf den Fly-Boats zu übernehmen, welche ausnehmend schnell gehen. Jetzt befinden sich nur zehn Häuser in Liverpool, welche sich mit dem Frachtfuhrwerk beschäftigen; sie gebrauchen Wagen mit vier Pferden, welche 5 bis 6000 Pfd. laden, häufig aber auch nur solche mit zwei Pferden, welche 3 bis 4000 Pfd. fortbringen können.

Dieß sind die drei Kommunikationsmittel, welche Liverpool nicht nur mit Manchester, sondern auch mit den andern bedeutenden Städten Englands und Schottlands in Verbindung bringen.

Liverpool ist zu sehr Handelsstadt, um auch Fabrikstadt zu seyn. Die Rheder, an große Unternehmungen gewöhnt, würden sich mit den kleinen Rechnungen der Fabrikanten nicht zurecht

finden, und die niedern Klassen, an die frische Luft gewöhnt, würden sich nicht gern in die dumpfe Atmosphäre der Werkstätten einsperren lassen. Indessen finden sich zu Liverpool eine Menge industrieller Anstalten, aber sie beziehen sich alle auf den Handel und die Schifffahrt: es sind Werften, Uhren- und Chronometerfabriken, Seilereien, Gießereien u. dgl. Liverpool schickt im Durchschnitt alle Jahre 12 neue Dampfboote aufs Meer, wovon sechs vom ersten und sechs vom zweiten Range; dreißig Werften für den Schiffbau sind in voller Thätigkeit, zwölf davon beschäftigen sich allein mit dem Bau der Dampfboote und der Schiffe von hohem Bord. Die Werfte des Hrn. Wilson, in der Nähe des Mersey, ist namentlich bemerkenswerth; seit 10 Jahren etwa lieferte er dem Handel jährlich etwa 10 Dampfschiffe zum Preis von 6 bis 7000 Pfd., aber ohne Maschinen, Takelwerk u. dgl., welche eben so viel kosten. Gegenwärtig werden drei Dampfboote von riesenhafter Größe gebaut, welche 160, 175, und 220 Fuß lang werden sollen, das letztere wird zwei Maschinen von 200 Pferdekraft erhalten, und da man auf eine Pferdekraft etwa drei Tonnen rechnet, so wird das Schiff eine Trächtigkeit von 1200 Tonnen haben. Die HH. Williams und Perry, die Vorsteher der Gesellschaft City of Dublin steam packet, rechnen, daß der Bau von Schiffen und Dampfbooten mit allen dahin einschlagenden Gewerben 3 bis 4000 Arbeiter beschäftige, und daß über 12,000 Personen dabei betheiligt seyen. Je mehr die Versuche sich vervollkommnen, desto mehr erkennt man an, daß nur große Fahrzeuge der Dampfschifffahrt die große Ueberlegenheit über die Segelschifffahrt geben können.

Sechs oder sieben Fabriken beschäftigen sich ganz allein mit dem Bau von Dampfmaschinen; die bedeutendste darunter ist die des Hrn. Fawcett, dessen Maschinen allenthalben, in Indien und in Amerika, gesucht sind, und dessen Name, wie er selbst zu sagen pflegt, in Erz gegraben auf der ganzen Welt cirkulirt. Er beschäftigt 5 bis 600 Arbeiter, deren Lohn sich jede Woche auf 25 Sch. (15 fl.) beläuft. Die größten Maschinen, welche hier gebaut werden, sind von 200 Pferdekraft, und für das neue Paketboot bestimmt, welches die Fahrt nach Neu-York machen soll, und auf den Werften von Wilson erbaut wird. Vor sechs Jahren waren die größten Maschinen nicht über 65 bis 70 Pferdekraft, was, da ein Dampfboot mit zwei Maschinen versehen ist, 130 bis 140 Pferdekraft für eines ausmacht. Dieser einzige Umstand beweist die Fortschritte, welche hierin gemacht worden sind, denn seit langer Zeit schon baut man feststehende Maschinen von noch größerer Kraft: in den Minen von Cornwallis sieht man eine von 400 Pferdekraft. In den Werkstätten von Fawcett verrichtet der Dampf den größten Theil der Arbeit: er schafft Lasten fort, zieht die Blasebälge, schmiedet, feilt und polirt das Eisen. Nichts ist imponirender als diese Werkstätten, wo so viele verschiedene Willen und ein so großes Maß von Kräften Einem Anstoß gehorchen.

Unglücklicherweise stören die sogenannten Einigkeitsgesellschaften unter den Handwerkern häufig die Ordnung, welche in diesen Werkstätten sonst immer herrscht. Die Einigkeitsgesellschaften haben das Koalitionswesen in ein System gebracht; die Koalition beschränkt sich auf ein einziges Gewerbe, die Einigkeitsgesellschaften umfassen Alle, und werden dadurch furchtbar; ihre Maßregeln sind geschickt geleitet, und geben den arbeitenden Klassen ein ungeheures Uebergewicht über die Chefs der Fabriken. Die Arbeiter wählen für ihre Forderungen den Augenblick, wo die Bestellungen am zahlreichsten und dringendsten sind, und steigern dadurch den Arbeitsherrn. Kürzlich bot man den Arbeitern in den Gießereien 34 Sch. wöchentlich, und versprach fortdauernde Arbeit, aber die Arbeiter, welche ihre Stärke fühlen, wollten ihre Unabhängigkeit bewahren, und haben so sehr das Bewußtseyn dessen, was sie vermögen, daß die Turn-out, d. h. die Suspendirungen der Arbeit, sich in allen Gewerben und auf allen Punkten unaufhörlich erneuern. Die Meister werden vielleicht genöthigt nachzugeben, und da sie dann mit weit größern Kosten fabriciren, so verlieren sie den bisherigen Vortheil des niedern Preises auf den fremden Märkten. Dieß ist eines der größten Hindernisse der Entwicklung der Industrie und der Verbreitung von Kenntnissen. Der verständige Arbeiter, welcher zu einem mechanischen Geschäfte verdammt ist, und das Resultat desselben recht wohl zu schätzen weiß, empört sich gegen die auf ihm lastende Nothwendigkeit, und sucht durch konvulsivische Anstrengungen das Joch abzuwerfen.

Bemerkenswerth ist, daß die Bankgeschäfte zu Liverpool bisher nur von einer kleinen Anzahl Banquiers und einer Nebenbank der Bank von England ausgeführt wurden; erst im Jahre 1829 bildete sich die erste Aktienbank, welche dem Handel weit größere Vortheile bot, als die bisherigen Institute dieser Art, und dadurch bald bedeutende Geschäfte machte. Ihr Erfolg ermunterte die Spekulanten, und von 1831 bis 1836 entstanden zum großen Mißfallen der Bank von England drei neue Banken, deren Nominalkapital 11,750,000 Pfd., das bezahlte aber nur 1,600,000 Pfd. betrug; sie scheinen alle ziemlich gute Geschäfte zu machen.

Wir haben nun mit Genauigkeit und vielleicht etwas zu weitläufig die Haupträder aufgezählt, welche das kommerzielle Leben in Liverpool in Bewegung erhalten, und wollen nun sehen, welchen Einfluß diese unaufhörliche Thätigkeit auf die Stadt und die Einwohner ausübt.

(Schluß folgt.)

Wohlfeilheit der Literatur in Amerika.

Die Literary Gazette enthielt kürzlich folgendes Schreiben: Ich habe so eben ein amerikanisches Blatt gesehen, das außer einer großen Auswahl von Gegenständen, vielen Ankündigungen und fremden und einheimischen Neuigkeiten auch einen Abdruck des diesjährigen Almanachs: Friendship's Offering (der 584 Seiten zählt und 1 Guinee kostet), enthält. Dieses Blatt kommt wöchentlich heraus und kostet des Jahres nur 2 Dollars, mithin jedes Blatt etwa 2 Pence. Es enthält 64 enggedruckte Kolumnen, jede von 240 Zeilen, im kleinsten Druck, ist ungefähr viermal so groß als die Literary Gazette und kann allenthalben durch die Post bezogen werden.

Reise längs der Küste Norwegens von Bergen nach Christiania.

2. Reise von der Provinz Tellemarken nach Christiania.

(Fortsetzung.)

Von hier nach Ulefoß fuhren wir mit Ruderböten auf den langen Seen. Nahe vor Ulefoß erhob sich ein heftiger Südwind. Der große See ward so unruhig, daß unser kleines Boot auf den kurzen spitzen Wogen spielend herumgeworfen wurde, und oft eine so besorglich schräge Stellung annahm, daß der Ruderer auf der einen Seite nicht mehr Wasser fassen konnte. Wir kamen mit aller Anstrengung fast nicht aus der Stelle. Die Gefahr nahm zu, als wir uns der Stelle näherten, wo der Ule-Elv mit seiner Stromschnelle in den See stürzt. Wir mußten dieser gerade entgegenfahren. Nach fünf angstvollen Stunden hatten wir in Ulefoß Land gefaßt. Andern Tags erreichten wir wieder Skeen, wo ich vor der Stadt bei dem alten Gjemsöe-Kloster ausstieg, um aus irgend einem Fenster desselben den Prospekt der Stadt zu nehmen. Eine junge sehr hübsche Dame schwebte in leichten Sprüngen die Flurtreppe herab als ich eintrat. Es war noch sehr früh am Tage, dennoch hatte sie schon vollständig Toilette gemacht, die schönste Empfehlung bei mir, da ich ein abgesagter Feind der langen Morgenschläfer bin. Das schöne blondgelockte Haar, ohne fremde Zugabe, war einfach, aber geschmackvoll arrangirt, so wie der ganze Anzug die höchste Sauberkeit darstellte. Nachdem ich meine Bitte um einen Platz an einem ihrer Fenster deutsch vorgetragen hatte, wovon sie wahrscheinlich nur wenig verstand, gerieth sie deßhalb doch keineswegs in jene ungeschickte Verlegenheit, mit welcher einige Schönen bei uns die weibliche Zurückhaltung gegen fremde junge Männer bezeichnen wollen. Sie bat mich im Gegentheil mit einer liebenswürdigen Freundlichkeit, vorläufig in eines der untern Zimmer einzutreten, und verschwand. Bald erschien sie mit einem großen Schlüsselbunde. Mit dem feinsten Anstand und mit jener Ungebundenheit, welche die natürliche Unschuld erzeugt, führte sie mich nach einem Saal des obern Stockwerks, und dort an ein Fenster, woselbst ich alle meine Wünsche befriedigt fand, denn ich hatte hier den schönsten Standpunkt für meine Aufnahme. Als ich mein Geschäft begann, setzte sie sich mit natürlicher Traulichkeit neben mich, um gleich bei der Hand zu seyn, wenn ich über irgend etwas Auskunft verlangte. Sie hatte sich dabei mit einer feinen Handarbeit versehen, an der sie wahrscheinlich weniger zerstreut arbeitete, als ich an der meinigen. Bis jetzt hatte sie noch keinen Laut von sich gegeben. Alles, was zwischen uns vorfiel, wurde mit stummen Gebärden abgemacht, und ich blieb ungewiß, ob sie auch deutsch spräche. Eine ganze Weile sah sie meinen unbequemen Stand, auf dem Fensterbrett lehnend, mit an. Endlich faßte sie zu meiner Freude den Muth, das lange Schweigen mit den Worten zu unterbrechen: „Wollen Sie einen Tisch?" Es war die höchste Zeit, daß ich mit meiner Arbeit zum Schluß kam. Ich mußte aus vielerlei Gründen eilen, einen Ort zu verlassen, von welchem es bei längerem Verweilen immer schwieriger wird, sich loszureißen. Wir eilten nach Porsgrund zurück, und gelangten hier wieder auf die große Straße, die wir vor mehrern Tagen verlassen hatten.

Wir nehmen nun die Hauptrichtung unserer Reise längs der Südküste wieder auf.

Bis Lauervig passiren wir eine einförmige Waldstrecke, in der die Stationsorte wie lichte Oasen liegen. Der Weg ist bis auf einzelne Abstürze ziemlich eben. Schroffe, aber niedrige Felspartien blicken zuweilen aus den Tannen heraus. Das beste aber ist die vortreffliche Chaussee, auf der man wie in der Stube fortrollt. Eine Viertelstunde vor Lauervig kommt man endlich aus dem Wald, und ist durch den Anblick einer ansehnlichen Stadt überrascht, die eine pittoreske Lage am Meere hat, dessen unabsehbare Fläche sich vor uns ausbreitet. Die schönsten Häuser liegen unten am Hafen, und wenn sie auch ganz aus Holz bestehen, so gibt ihnen die glänzende Farbe ein Ansehen, das an Sauberkeit die massiven Häuser übertrifft. Außerdem sind sie im großen Styl gebaut mit breiten hohen Fenstern vom schönsten Spiegelglas. Je weiter man nach dem obern Stadttheil kommt, desto niedriger und dürftiger werden die Häuser und mit ihnen die Bewohner. Ganz oben hinter den nördlichsten Häusern erhebt sich das Terrain noch eine kurze Strecke, und ist dort mit einem herrlichen Wald alter Buchen und Eichen besetzt, welcher sich vom Meere aus hinter dem Stadtamphitheater äußerst malerisch darstellt. Von dem Rande dieses Waldes sieht man über die Stadt ins weite Meer, und erkennt ganz fern die Veste Fredrikswärn, gleichsam auf dem Meere schwimmend. In den Gärten bemerkte ich ausgezeichnetes Obst, wozu die Lage der Stadt am südlichen Abhang beitragen mag. Sie ist unregelmäßig in einem Halbzirkel um den Meerbusen gebaut. Die Straßen sind eng, krumm und bergig. Der südöstliche Theil der Stadt ist theils auf, theils zwischen Felsen gebaut, die nicht hoch, dabei kahl sind und ein grauweißes Ansehen haben. Das Schloß bewohnten sonst die Grafen von Lauervig. Der Handel besteht in Eisenwaaren und Holz. Es gibt einen Sommer- und einen Winterhafen. Ersterer ist seicht und gegen die Südwinde nicht geschützt.

Die Chaussee nach Fredrikswärn übertrifft an Breite und vorzüglicher Beschaffenheit alle, die wir bisher sahen. Sie führt am Meeresufer über eine ebene Gegend meist durch Wald. Vor der Festung gelangten wir erst in die Stadt Stavern. Dieß ist der Hafen und Ladeplatz. Unmittelbar dahinter stößt die Festung an. Sie besteht nur aus Militärgebäuden. Auf einem steilen Höhenrücken nördlich der Stadt stehen 6 bis 800 Schritte aus einander mehrere Blockhäuser. Ihr hohes aus Kreuzbalken bestehendes Fundament, das nach unten keilförmig zugeht, gibt ihnen ein eigenes Ansehen. Es sind wahrscheinlich Pulvermagazine. Stavern ist eine kleine hübsche Landstadt mit niedrigen saubern Häuserchen. Von jenen Blockhäusern hat man den interessantesten Ueberblick. Die vielen zerrissenen Klippen und Skären ganz vorn stellen ein eigenes Gemälde dar. Auf ihnen liegen als Vorposten einzelne Thürme, Wachthäuser und andere Werke herum. Hinter ihnen entdeckt man mit Ferngläsern ganz weit im Meere lange dunkle Streifen, ganz niedrig. Dieß mögen die äußersten Skären seyn.

Gegen Stavern ist die Festung mit hohen Erdwällen umschlossen, die nach einer regelmäßigen Konstruktion angelegt sind. Sie sind bis auf halber Höhe aufgemauert. Alles war in bester Ordnung, nichts verfallen oder gar geschleift, wie in manchen Geographien steht. In der kleinen Festungsstadt sind alle Häuser dunkelroth angestrichen. Am auffallendsten erscheint die lange Reihe gleichförmiger Häuser, in deren jedem ein Kriegsschiff aufbewahrt wird. Auf den kahlen Klippen am Meere zieht sich ein niedriger Erdwall entlang. Zur Verbindung einzelner Skären sind Steindämme ins Meer hineingebaut. Viele Kanonen lagen auf den Wällen umher.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 44.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 Februar 1837.

Das neuere Aegypten.

Die Regierung.

Aegypten hat in neuerer Zeit große politische Veränderungen erfahren, und fast aufgehört, eine türkische Provinz zu seyn. Mehemed Ali hat die Ghuz oder Mameluken verjagt, welche die Herrschaft mit seinen Vorgängern theilten, und ist nun ein fast unabhängiger Fürst, obwohl er sich als den Unterthan des Sultans anerkennt, und wie früher Tribut zahlt. Das Land ist in mehrere große Provinzen getheilt, die alle von einem Osmanli oder Türken regiert werden; die Provinzen zerfallen in Distrikte, welche unter eingebornen Beamten mit dem Titel eines Ma'mur oder Nazir stehen; jedes Dorf und jede Stadt hat ihren Scheikh, Scheikh-el-Beled genannt, welcher gleichfalls ein eingeborner Moslim ist. Alle oben erwähnten Beamten, mit Ausnahme der letztern, waren früher Türken, und Türken standen auch den kleinen Distrikten vor, unter dem Titel Kaschefs oder Kaim-Makam, welches letztere Wort einen Stellvertreter bedeutet. *) Die Fellahs beklagen sich, daß ihre Lage jetzt schlimmer geworden sey, als früher unter den türkischen Beamten, doch hat das Land am meisten von der Tyrannei der vornehmen türkischen Gouverneure zu leiden.

Die meisten Gouverneure der Provinzen treiben die Erpressungen sehr weit, und selbst die Scheikhs in den Dörfern mißbrauchen ihre Gewalt bei Ausführung der Befehle ihrer Obern ungemein: Bestechung und Verwandtschaftsverhältnisse wirken auf sie ein, und wenn dadurch der Druck auf Einzelne erleichtert wird, fällt er um so schwerer auf die übrigen. Indeß ist das Amt eines Scheikh-el-Beled keine Sinekure: zur Zeit, wo die Abgaben von ihm gefordert werden, erhält er oft eine ärgere Bastonnade, als irgend einer seiner Untergebenen, denn häufig, wenn das Dorf die verlangte Summe nicht zahlt, wird der Scheikh dafür geprügelt, und oft gibt er seinen Antheil an den Steuern nicht her, bis er eine tüchtige Tracht Schläge erhalten hat. Alle Fellahs sind stolz auf die Schläge, welche sie wegen verweigerter Steuerzahlung erhalten haben, und oft hört man sie sich der großen Anzahl Hiebe rühmen, welche sie erduldeten, ehe sie ihr Geld hergaben. Diese Erscheinung ist sehr erklärlich, denn je leichter der Fellah die geforderte Summe bezahlt, desto mehr verlangt man von ihm.

Man rechnet das Einkommen des Vicekönigs gewöhnlich auf 3 Millionen Pfund Sterling: davon liefern die direkten Steuern und die indirekten Erpressungen von den Fellahs ungefähr die Hälfte, den Rest tragen der Zoll, die Abgabe von Palmbäumen, eine Art Einkommenssteuer und der Verkauf verschiedener Produkte des Bodens, wobei die Regierung gewöhnlich mehr als 50 Proz. gewinnt. Mehemed Ali hat sein Einkommen durch die drückendsten Mittel so hoch gesteigert: er hat allen Privatbesitzern ihre Ländereien genommen, und jedem als theilweise Entschädigung eine lebenslängliche Pension im Verhältniß zu der Ausdehnung und Güte des Landes gegeben. Der Landmann kann also seinen Kindern nichts hinterlassen, als seine Hütte, und vielleicht etwas Vieh und einige kleine Ersparnisse. Die direkten Steuern sind der Ertragsfähigkeit des Bodens angemessen, und betragen etwa $4^1/_2$ bis 5 Gulden für den Feddan, welches so ziemlich einem englischen Akre gleichkommt, aber der Landmann ist nie gewiß, wie viel man von ihm erpressen will. Doch dieser Punkt ist schon oft und auch in unsern Blättern besprochen worden, so daß wir auf diesen Gegenstand nicht weiter eingehen wollen.

Bekanntlich hat Mehemed Ali nicht nur die Ländereien von Privatpersonen, sondern auch einen großen Theil des Einkommens der religiösen und wohlthätigen Anstalten an sich gerissen, da er deren aufgehäufte Reichthümer für überflüssig hielt. Anfangs legte er eine Steuer, ungefähr die Hälfte der regelmäßigen Landsteuer, auf alle Güter, welche ein Wakf oder unveräußerliches Legat einer Moschee, einer Quelle oder öffentlichen Schule geworden waren; später nahm er alle diese Ländereien völlig in Besitz, und bewilligte nur gewisse Annuitäten zur Instandhaltung der Gebäude und zum Unterhalt der als Aufseher, Imame, Diener, Studenten u. dgl. darauf angewiesenen Personen. Dadurch hat er sich die meisten Leute, welche dem geistlichen und gelehrten Stande angehörten, namentlich

*) Der Ausdruck Kaschef kommt von einem arabischen Worte, dessen gewöhnliche Bedeutung „entdecken" ist, und war vermuthlich früher der Titel für einen Polizeibeamten.

die Nazirs der Moscheen, zu heftigen Feinden gemacht, denn diese bereicherten sich gewöhnlich von dem ihrer Sorgfalt übergebenen meist überreichen Fonds. Den Häuserbesitz der Moscheen und anderer öffentlichen Institute, der gleichfalls aus Vermächtnissen oder Wakfs von Personen verschiedenen Rangs besteht, hat der Vicekönig bis jetzt unangetastet gelassen.

Die Abgaben von Palmbäumen berechnet man auf etwa 5000 Pfund Sterling. Die Bäume werden je nach ihrem Werthe geschätzt, und gewöhnlich zu 1½ Piaster angeschlagen. Die Einkommenssteuer, welche Firdeh genannt wird, beträgt gewöhnlich Ein Zwölftheil, oder auch mehr von dem Einkommen, wenn dieses genau geschätzt werden kann; das Maximum ist auf 500 Piaster festgesetzt; in großen Städten wird es von den Einzelnen, in Dörfern von den Häusern erhoben. Die Einkommenssteuer aller Einwohner der Hauptstadt beträgt 8000 Beutel oder ungefähr 40,000 Pfd. St. Die Bewohner der Hauptstadt und anderer großer Städte bezahlen auch eine schwere Abgabe von Korn: sie beträgt nämlich vom Ardeb (gleich 182 französische Litres) 18 Piaster, was ungefähr auch der Preis des Weizens nach einer guten Ernte ist.

(Fortsetzung folgt.)

Liverpool.

(Schluß.)

Diese riesenhafte Stadt, welche trotz der schwarzen Färbung ihrer Häuser überall den Stempel der Neuheit an sich trägt, ist London im Kleinen, London an Einem Ufer ohne Brücken, aber mit 30 Dampfbooten, welche in jedem Augenblick mit unglaublicher Schnelligkeit die Reisenden um 3 P. von einem Ufer auf das andere übersetzen. Am rechten Ufer des Flusses erhebt sich Liverpool an sanftem Abhang amphitheatralisch, und bietet allenthalben eine compakte Masse von Gebäuden dar, über welchen eine Rauchwolke schwebt, deren undurchdringliche Dichtigkeit durch die Kamine von 30 oder 40 Werkstätten unterhalten wird. Ist man auf dem linken Ufer des Mersey, so sieht man nichts als einen Wald von Masten, Raaen und Tauen, welcher die Gebäude der Stadt in der Nähe der Docken größtentheils versteckt; kommt man ins Innere, so erblickt man breite, luftige Straßen, auf denen die Wagen fast ohne Geräusch mit wunderbarer Leichtigkeit dahinrollen. In England gibt man den Hauptstraßen mehr Breite als denjenigen, welche sich darin einmünden, weil hier die Cirkulation lebhafter wird, und mehr Raum erfordert. Von den breiten Straßen blickt man aber mit Erstaunen in enge finstere Seitengäßchen, wo wenig Licht eindringt, und stets ein schwarzer Koth den Boden bedeckt, hier bewegt sich der Kleinhandel, hier breitet das Elend seine Lumpen aus, und halbnackte Kinder wälzen sich im Kothe.

Liverpool besitzt eine ziemlich große Anzahl öffentlicher Gebäude, aber es fehlt ihnen, mit Ausnahme einiger Kirchen, des Krankenhauses und der Douane, meist an Eleganz; Alles ist widersinnig gebaut, ohne Methode, ohne Verhältnisse, ohne Folgerichtigkeit im Styl. Die englischen Baumeister wissen ihren Gebäuden nicht das Leichte, Einfache und Graziöse zu geben, was die Denkmäler des Alterthums bezeichnet; wenn sie etwas Großartiges bauen wollen, werden sie plump. Desto besser gelingt ihnen die bürgerliche Baukunst, wo für alle Bedürfnisse des häuslichen Lebens auf die einfachste und vollständigste Weise gesorgt ist.

Wie in allen großen Städten Englands und Amerika's, erhalten die Einwohner auch hier Wasser und Gas ins Haus geliefert. Zwei Kompagnien beschäftigen sich mit Vertheilung des Wassers gegen Erlegung von 5 oder 6 Procent des Miethzinses; in den neuern Häusern gelangt das Wasser in ein Reservoir, das in gleicher Höhe mit dem Dache liegt, und wo es erst in die verschiedenen Etagen läuft, eine große Bequemlichkeit nicht nur, sondern auch ein ungeheurer Vortheil im Fall eines Brandes. Man rechnet, daß die beiden Kompagnien 18 Millionen Gallonen Wasser liefern, was etwa 8 Gallonen auf einen Einwohner ausmacht.*) Zwei andere Kompagnien haben die Gasleuchtung über sich genommen, und beleuchten die Waarenläden, die Kirchen, die Theater, die öffentlichen Versammlungsorte u. dgl.; auch die Privathäuser werden nicht ermangeln, in Kurzem diese glänzende Beleuchtungsart zu wählen. Beide Kompagnien liefern jährlich 110 bis 120 Millionen Kubikfuß Gas.

Eine Bevölkerung, welche die ganze Woche hindurch arbeitet, hat wenig Zeit, an Vergnügungen zu denken: so besitzt Liverpool nur Ein Theater und zwei öffentliche Promenaden nebst dem zoologischen Garten. Aber alles dieß ist am Sonntage geschlossen, und dann ist es, als ob der Tod seine Flügel über die sonst so geschäftvolle Stadt ausgebreitet hätte. Am Abend des Samstags, wo Zahltag ist, belebt sich Alles, und man sucht in wenigen Stunden möglichst viel Vergnügen zusammenzuraffen, da der folgende Tag düster und trübsinnig ist, und man auf den verödeten Straßen, deren Boutiken alle verschlossen sind, nur einzelne Menschen schweigend und freudlos herumgehen sieht. Die unausgesetzte Geschäftigkeit gibt den Einwohnern eine gewisse Rohheit: die Urbanität, die Geschliffenheit der guten Gesellschaft, welche man in London, Edinburgh, Oxford u. dgl. findet, sucht man hier vergebens. Aber trotz dieser Sitten und des ausschließlichen Haschens nach Gewinn besitzt Liverpool doch wissenschaftliche Anstalten, ein Museum, eine Malerakademie, Gemäldeausstellungen u. dgl., und vertheilt sogar Preise; man kann jedoch nicht sagen, daß der Geschmack an solchen Anstalten sie hervorgerufen habe: Liverpool ist reich, weiß, daß eine reiche Stadt dergleichen haben soll, und hat sie darum, wie ein roher Emporkömmling oft sein Haus mit Büchern, Gemälden, Skulpturen u. dgl. schmückt.

Welchen Einfluß übt aber das ewig geschäftvolle Leben dieser Stadt, dieser rasche Umschwung, wo der eine steigt, der andere fällt, diese Bewegung, deren Oberfläche wir bisher nur gesehen haben, was übt alles dieß für einen Einfluß auf die Tiefe aus? Liverpool hat seine Arme und sein Elend, wie alle großen industriereichen Städte, weil die Vertheilung des Gewinns allent-

*) Das Wasser wird nur dreimal in der Woche vertheilt.

halben ungleich ist, weil ein unaufhörlich thätiges und geschäftvolles Leben ohne genügenden Ersatz die Menschen schnell aufreibt, und ihre physischen wie ihre moralischen Kräfte verzehrt: nur die kleinere Zahl triumphirt, die übrigen gehen im peinlichen Kampfe mit der bittern Noth unter, oder werden demoralisirt. Man durchwandere Dale-Street: diese ist der Sammelplatz des Elends und der Trunkenheit, wie Church-Street der des Lasters. Am 27sten März 1836 bestanden zu Liverpool 1600 Wirthshäuser, 70 Schenken, über 600 Bierkneipen, 300 Bordelle und 20 S a l o o n s, eine Art Tanzsäle, wo die öffentlichen Mädchen und die Diebe zusammenkommen. Man hatte eine Zeit lang die Eröffnung der Wirthshäuser am Sonntag Morgen gestattet, aber am folgenden Tage wurden immer 100 bis 120 Menschen wegen Polizeivergehen vor die Magistrate gebracht, und diese Zahl verminderte sich bis auf 50, als man die Wirthshäuser an diesem Tage ganz schloß. Die öffentlichen Bordelle enthalten etwa 1200 Mädchen; rechnet man aber diejenigen hinzu, welche in Lodgings and Cellars hausen, so kann man ihre Zahl auf 4000 anschlagen. Das Schlimmste ist, daß sie sich hier auch auf den Diebstahl verlegen, wobei sie fast immer ungestraft durchkommen, da von 10 Bestohlenen kaum Einer zu klagen wagt. Es ist erwiesene Thatsache, daß in einem einzigen Bordelle in Einem Jahr über 2000 Pfd. an Werth gestohlen wurde. Ein Drittheil dieser Mädchen lebt mit den Dieben, deren Zahl etwa 1000 beträgt, wovon 600 um die Docks her ihr Wesen treiben, und dabei von 1200 Kindern unter 12 Jahren unterstützt werden, welche auf eigene Rechnung stehlen oder den großen Dieben beistehen. Man rechnet, daß die Verbrecherbevölkerung Liverpools jährlich von den andern Klassen eine Auflage von 700,000 Pfd. erhebt. Der große Umfang des Uebels wird theils der Trunkenheit, theils dem Mangel an Polizeimannschaft zugeschrieben; seitdem wurde letztere vermehrt, aber das Uebel scheint sich darum nicht vermindert zu haben.

Der neueren industriellen Civilisation hängt der Pauperismus wie ein Fluch an; Liverpool hat nichts vernachlässigt, um das Elend zu mildern: es hat ein Arbeitshaus gegründet, wo 2000 Arme Zuflucht finden, schwimmende Hospitäler auf den Docken für die kranken Matrosen, ein Hospital für die mittellosen Fremden, und eine große Anzahl Schulen für die heranwachsende Generation. Unter den zahlreichen Wohlthätigkeitsanstalten in Liverpool verdient namentlich Eine erwähnt zu werden, nämlich das Nachtasyl für die obdachlosen Armen. Liverpool gebührt der Ruhm, den Plan dazu zuerst gefaßt und ausgeführt zu haben, *) und zwar in einem größern Umfang als vielleicht irgendwo auf der ganzen Welt. London besitzt nur drei oder vier solche Asyle, welche weit minder bedeutend sind. Freilich that sich in Liverpool auch das Bedürfniß stärker kund: in dem Hungerjahr 1816 war auch in Liverpool das Elend weit größer als gewöhnlich, eine Menge Unglücklicher wendeten ihr Letztes auf, um nur den Hunger zu stillen, und wenn die Nacht kam, legten sie sich längs einer Mauer hin, namentlich in der Nähe von Kalköfen, Ziegelbrennereien u. dgl.; am Morgen aber hatten ihre erstarrten Glieder stets Mühe, sich zu erheben, um einen neuen Leidenstag zu beginnen. Damals wurden die Nachtasyle gegründet, und ihre Anzahl stieg bis auf drei, welche durch freilich ungenügende Privatsubskriptionen sich erhielten bis zum Jahre 1830. Damals faßte ein menschenfreundlicher Mann, Namens Sir Egerton Smith, den Plan, diese parkären Anstalten in eine dauernde zusammenzuschmelzen, welche zugleich ökonomischer und bequemer eingerichtet wäre; denn das Elend nahm nicht ab, die Zahl der Unglücklichen blieb dieselbe, und die öffentliche Mildthätigkeit ermattete. Egertons Bemühungen wurden mit Erfolg gekrönt, und im December 1830 wurde das jetzige sehr umfassende und bequeme Nachtasyl eröffnet. Ueber der Thüre stehen die Worte: Klopfet an, so wird euch aufgethan. In dieser Anstalt finden über 6000 Menschen jährlich eine Zuflucht, und bringen im Durchschnitt 5 Nächte darin zu. Gewiß ist diese Anstalt eben so klug berechnet als menschlich ausgedacht, denn wie viele dieser obdachlosen Unglücklichen wären dem Diebstahl und andern Verbrechen anheim gefallen.

*) Wenn die unterzeichnete nicht irrt, so finden sich ähnliche Anstalten in Petersburg schon seit geraumer Zeit. Anm. d. R.

Nachricht von einer wissenschaftlichen Reise nach Australien.

Der Beagle, eines der englischen Schiffe, welche gewöhnlich zu wissenschaftlichen Unternehmungen, als Aufnahme der Küsten u. dgl., gebraucht werden, weßhalb sie auch surveying ships heißen, ist kürzlich aus der Südsee zurückgekommen, wo es zur Aufnahme der Westküste Südamerika's fünf Jahre blieb. Jetzt wird es in Woolwich ausgerüstet zu einer Fahrt nach der Torresstraße, wohin es in wenigen Wochen unter Segel gehen soll. Die Landexpedition, bestehend aus den Lieutenants Gray und Lushington und Herrn Porter, als Arzt und Naturforscher, wird in diesem Schiffe sich an ihren Bestimmungsort, nämlich nach dem Schwanenflusse, begeben, wo sie von dem Gouverneur, Kapitän Stirling, die nöthige Unterstützung für ihre Entdeckungsreise nach dem Innern erhalten soll.

Reise längs der Küste Norwegens von Bergen nach Christiania.

2. Reise von der Provinz Tellemarken nach Christiania.

(Fortsetzung.)

Die Chaussee von Laurvig nach Holmstrand geht am hohen Ufer des Loven-Elv entlang, ist breit und vortrefflich. Die Gegend ist anfangs eben und gut angebaut, dann folgt eine große Waldstrecke, aber hinter Station Haukerröd wird Alles kultivirter, die ländlichen Gasthöfe werden vornehmer, die Möbel sogar elegant, und in Allem gewahrt man das Gepräge höhern Wohlstandes. Man erhält nicht mehr das harte, nicht zerbeißbare Knakbröd. Es wird sogar schon Weizenbrod aufgetragen. Die Pferde sind größer, aber schwerfälliger. Große Viehheerden mit feinem Geläute ziehen auf der Landstraße einher, das Rindvieh ist größer, kräftiger, gut genährt, und selbst die Menschen haben in ihrem ganzen Wesen und in ihrem Anzug das Ansehen der wohlhabenden Gegenden Norddeutschlands. Es ist die Graf-

schaft Laurvig, welche sich in Allem so merkbar vom übrigen Norwegen unterscheidet.

Wir biegen aus der großen Straße rechts aus nach Tönsberg und dem Schloß der Grafen Wedel Jarlsberg, das schönste und größte, was wir hier sahen. Es ist im großen Styl massiv aufgebaut. Vor demselben bilden zwei lange Wirthschaftsgebäude einen schönen grünen Vorhof. Hinter dem Schloß ist ein großer Park, der mit einer so hohen und so dichten Tannenhecke umschlossen ist, wie wir sie noch nie sahen. Die Tannenstämme stehen in schnurgerader Linie gleich eingerammten Pallisaden nur einen halben Fuß aus einander. Ihre Zweige und Nadeln bilden bis zum Boden hinab ein so dicht verwachsenes Gewebe, daß man nirgends durchsehen oder durchdringen kann. Vor dem Uebersteigen schützt die enorme Höhe von 15 bis 20 Fuß.

Die Stadt Tönsberg ist mit ihrer Umgegend weniger als sehenswerth. Nicht einmal einen Thurm. Das Interessanteste in Tönsberg, was wir sahen, war ein Ausrufer des Magistrats, der mit einer ungewöhnlich großen Glocke die Verordnungen des Magistrats ausklingelte.

Mit Station Fvidvaa hatten wir wieder die große Straße nach Holmstrand erreicht. In Station Sölurud wurden wir von der Eleganz der Stuben überrascht: polirte Möbel und Oelgemälde in goldenen Rahmen. Wir verlangten Brod zum Frühstück und erhielten Kuchen. Holmstrand sahen wir nicht eher, als bis wir dicht davor waren. Desto überraschender war der Anblick der seltsamen Lage dieser Stadt von einem hohen Ufer. Die Chaussee tritt plötzlich ins Freie an dem steilen Rand des Meerbusens heraus. Sie scheint von hier oben jählings ins Meer zu stürzen. Es ist diese Straße von der Südseite der einzige Zugang zur Stadt, die nur noch einen Ausgang nach der Nordseite hat. Sie liegt auf einem flachen Strand, der sich vor einer schroffen Felswand so schmal hinzieht, daß man den Untergang der Stadt besorgt. Sie besteht auch nur aus einer einzigen Straße, die nur schmal seyn kann, und deren vorderste Häuser auch wirklich schon auf Pfählen überm Meere ruhen. Es ist eines der pikantesten und interessantesten Stadtgemälde, die wir entworfen haben. Auf einzelnen schmalen Absätzen der Felswand erscheinen kleine Häuser, die eine romantische Lage haben, und die von ärmern Leuten bewohnt werden. Diese Felswand ist am obern Theil kahl. Sie erhebt sich über die Wipfel dichtbelaubter Bäume. Die Stadt ist vielleicht 8 bis 900 Schritte lang, aber an den schmalsten Stellen in der Mitte kaum 50 Schritte breit. Die Häuser aus Holz sind meist zweistöckig, dabei niedrig und nicht lang. Die Wohlhabendern haben ihre Häuser mit einem äußerst feinen Anstrich von gelber Oelfarbe versehen. Alles ist sauber und zierlich, und man sieht nirgends ein verfallenes Haus. Die Straße ist mit feinem Kies chaussirt. Auf dem breiten Spiegel des Meerbusens erheben sich schöne Waldinseln, darunter Langöe den Blick fesselt, weil sie ansehnlich lang ist, und zwei Bauerhöfe ernährt.

Abends reisten wir auf der Straße nach Drammen ab. Man hatte mir einen englisirten Norweger vorgespannt, der dadurch in seinem ganzen Wesen verdorben war. Eine unglückliche Figur spielend, war er nun weder Engländer noch Norweger. So geht es hier den Bauern in manchen Thälern, die ihre Nationaltracht ablegen, um einen verschnittenen englischen Frack anzuziehen. Er ist darin nirgends zu Hause. Die kräftigen Glieder und starken Knochen finden in dem knappen Rock keine freie Bewegung. Kurz er ist ein verdorbener Engländer wie sein Pferd. Die große Magerkeit meines Gauls machte mich besorglich, weil noch besonders der Umstand hinzu kam, daß man mich ohne Postillon fahren ließ, und es schon Abend war; vielleicht daß niemand bei dem tragischen Schauspiel zugegen seyn wollte, wenn ich unterwegs mit dem unglücklichen Engländer liegen bliebe. Ich äußerte meine Besorgniß besonders deßhalb, weil ich im Dunkel der Nacht die nächste Station erreichen, diese nicht mehr erkennen und ihr vorbeifahren würde. Aber man entgegnete mir tröstend, daß das Pferd ohne mein Zuthun von selbst still halten würde, wenn ich vor der Station angelangt wäre. Da mich jedoch ein noch früheres Stillstehen beunruhigte, so bat ich dringend um einen Postillon. Nach vielem Hin- und Herreden gab man mir endlich einen taubstummen Menschen mit, der aber hinter der Stadt vom Wagen sprang, und ungeachtet meines angestrengten Rufens davon lief. Man mußte mich nicht verstanden haben, es sey denn, daß man sich die Vorstellung gemacht habe, ich wäre besorgt gewesen, in ihrer Stadt irre zu fahren, die nur aus einer einzigen Straße besteht, von der man, rechts ausbiegend, gleich ins Meer gefallen, links an die Felswand gestoßen wäre. Schon im engsten Theil der Stadt, wo sich die Leute an die Häuser drückten, um mein Fuhrwerk durchzulassen, fing der von mir verachtete Gaul an, ungewöhnliche Sätze zu machen, als wären es die abgerichteten Sprünge einer Fensterparade. Es that mir leid, diese frühzeitigen Ausbrüche von Muth in dem gefahrvollen Engpaß unterdrücken zu müssen. Vor der Stadt mir allein überlassen, fuhr ich getrost weiter, auf Alles gefaßt, aber mein Engländer zeigte sich auf der ganzen Strecke als ein tüchtiger Renner. Er trabte ohne Aufmunterung seine zwei Meilen fort, und stand vor Station Revaa auch ganz von selbst still, woselbst man dienstfertig herbeisprang und mir Pferd und Wagen abnahm.

Die Gegend, welche ich passirte, ist sehr interessant. Eine treffliche Chaussee, die ich mit der Fläche einer Kegelbahn vergleiche, führt anfangs dicht am Fuß einer 200 Fuß hohen Felswand entlang, die stellenweise überhängt. Der Weg ist hier auf dem schmalen Meeresufer fortgeführt. Erst kurz vor Revaa entfernt sich die Felswand landeinwärts, und man hat eine weite Ebene vor sich, die fruchtbar und trefflich angebaut ist. Die Gehöfte liegen in großer Zahl zerstreut umher. Je weiter wir nach Drammen kommen, desto fruchtbarer und kultivirter wird es, und eine Meile vor dieser Stadt wahrhaft romantisch. Die Chaussee führt hier auf einem Höhenrücken entlang, von dem man links in ein weites herrliches Thal sieht. Große Fluren mannichfacher Kornarten durchziehen dasselbe. Sie erscheinen mit den zwischenliegenden Wiesen im schönsten Farbenwechsel, dessen Mannichfaltigkeit durch Waldgruppen vermehrt wird, die sich mit scharf begränzten Konturen zwischen Felder und Wiesen malerisch fortziehen. Sie sind theils Laubholz und theils dunkle Tannen. Weiterhin erscheint rechts von der Höhe dieses Landrückens die Stadt Drammen in ihrer reizenden Lage am Meerbusen. Die Stadt besteht aus drei Theilen: Tangen und Stromsöe am diesseitigen, Braggernäß am jenseitigen Ufer des Drammen-Elv. Wir traten zuerst in Tangen ein, die sich als Vorstadt darstellt, umgeben mit zahlreichen Masten, welche deutlich das Hauptgewerbe der Bewohner anzeigt.

(Fortsetzung folgt.)

Nach neuen Berechnungen besitzt in Frankreich der Staat 1,900,000 Hektaren Wald, die freilich je nach den Lokalitäten einen sehr verschiedenen Werth haben. Im Departement du Doubs ist der Hektare 1800, in den obern Pyrenäen nur 60 Fr. werth.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 2.)

Nr. 45.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 Februar 1837.

Theepflanzungen in Brasilien.

Der von der brasilianischen Regierung gemachte Versuch, die Theekultur vermittelst einer aus Chinesen bestehenden Kolonie einzuführen, ist wohl einer besondern Erwähnung werth. Zwar sind die Resultate bis jetzt nur sehr unbedeutend gewesen, allein sie konnten auch in so kurzer Zeit noch nicht von Belang seyn. Ein Grund, an dem Gelingen derartiger Unternehmungen zu zweifeln, liegt jedoch nicht vor, und die glücklichen Folgen, welche die Theekultur in Brasilien herbeiführen, der Einfluß, welchen dieselbe auf den Handel der ganzen Welt ausüben kann, sind so berücksichtigungswerth, daß man schwerlich einen Gegenstand auffinden möchte, der der ernstlichsten Beachtung von Seiten der Regierung würdiger wäre. Man denke nur, daß England für mehr als 5 Millionen Pfd. St. Thee von China einführt, und daß dieser Artikel größtentheils in Piastern bezahlt wied. Der Orient ist also der Schlund, der die meisten edlen Metalle, welche von Amerika nach Europa kommen, verschlingt. Wenn Europa erst von Brasilien zum mindesten einen Theil des Thees erhält, so wird es nicht mehr genöthigt seyn, ihn gegen Hingabe der edlen Metalle zu kaufen, sondern dafür Waaren nach Brasilien schicken. Dann wird dem Abfluß dieser Metalle nach dem Orient Einhalt gethan, und die Industrie erhält neuen Antrieb durch die Vermehrung der Kapitalien und der Einfuhren. Die Vortheile, welche aus diesem Zustand der Dinge in Brasilien erwachsen, sind offenbar.

Vorzüglich dem früheren Minister, Grafen von Linhares, verdankt man die bis jetzt gemachten Versuche mit der Kultur des Thees. Vor mehrern Jahren ließ er eine Menge dieser Pflanzen, so wie einige Chinesen zu deren Pflegung kommen, und gründete hinter dem Corcovado, am Ufer des kleinen Sees Lagoa de Rodrigo das Freitas die erste Pflanzung. Im J. 1825 belief sich die Zahl der Theestauden auf 6000; sie wurden reihenweis gepflanzt, je drei Fuß von einander, und gediehen vortrefflich. Die Blüthezeit ist vom Julius bis September, und der Same reift vollkommen. Dreimal des Jahres wählt man die zu pflückenden Blätter aus, trocknet sie in Oefen von Thonerde, und sondirt sie sorgfältig nach den verschiedenen Arten, ganz wie es in China geschieht.

Nichts desto weniger macht man bis jetzt noch diesem Thee den Vorwurf, ihm fehle der feine, aeomatische Geschmack der ersten Qualität chinesischen Thees; ein etwas harter, erdartiger Geschmack ist nicht zu verkennen. Allein dieser Fehler erklärt sich leicht durch den Umstand, daß diese Pflanze noch nicht lange genug in Brasilien eingeführt ist, um sich ganz zu acclimatisiren, und man hat gewiß einigen Grund zu hoffen, daß der Thee bei noch fortwährender Sorgfalt nach und nach alle die Eigenschaften annehmen wird, welche man bei der chinesischen Pflanze schätzt. Unterrichtete meinen, der erdartige Geschmack habe seinen Grund darin, daß man die Blätter nach der Ernte nicht gut zu behandeln verstehe, vorzüglich was die Trocknung anbeträfe; ihrer Ansicht nach habe man nicht genug Sorgfalt auf die Auswahl der Chinesen verwendet, die man zum Zwecke der Kultur kommen ließ. Natürlich kommt sehr viel darauf an, ob diese Wahl auf Chinesen fällt, welche sich in ihrem Vaterlande bereits mit dem Theebau abgegeben und Erfahrung darin erlangt haben. Eine andere Verfahrungsweise wäre absurd, und ganz so, als wenn man einen Bauer aus Holstein nach Beasilien kommen ließe, um die Kultur des Weinstocks daselbst einzuführen. So lächerlich und schädlich eine solche Tölpelei auch seyn mag, so scheint es doch nicht, als ob man dieselbe ganz vermieden habe.

Die Zahl der beim Lagoa de Rodrigo das Freitas und bei der Pflanzung von Santa-Cruz beschäftigten Chinesen beläuft sich auf ungefähr 300, worunter aber nur sehr wenige, welche sich mit der Theekultur beschäftigen. Viele davon sind Mäckler oder Köche. Die Chinesen gewöhnen sich sehr leicht an das brasilianische Klima, und mehrere von ihnen haben sich daselbst verheurathet. Man könnte daher wohl die Feage aufwerfen, ob es überhaupt nicht für das Land vom größten Vortheile sey, noch größere Chinesenkolonien zu haben, und ob man die Begründung solcher nicht begünstigen sollte? Der immer steigende Erfolg der Kolonien dieser Nation in den englischen Besitzungen Australiens macht diese Idee zum Gegenstand ernstlichster Aufmerksamkeit.

Das neuere Aegypten.

Die Regierung.

(Fortsetzung.)

In der Citadelle der Hauptstadt ist ein Gerichtshof, Diwan-el-Kheidiwi genannt, wo in des Vicekönigs Abwesenheit sein Kiahia den Vorsitz führt. In Fällen, welche nicht vor den Kadi gehören, oder hinreichend klar sind, spricht die Kiahia das Urtheil. Zahlreiche Wachthäuser sind in der Hauptstadt errichtet, und in jedem eine Abtheilung reguläre Truppen einquartirt.

Leute, welche auf Diebstahl, Raub u. dgl. angeklagt sind, werden in Cairo einem Soldaten übergeben, welcher sie nach dem Hauptwachthaus in dem Muski, einer Straße in demjenigen Theile der Stadt bringt, wo die meisten Franken wohnen. Hier wird die Klage niedergeschrieben, und dann der Angeklagte vor den Zabit oder Polizeichef der Hauptstadt gebracht: dieser schickt ihn, wenn er den Fall angehört hat, an den Diwan-el-Kheidiwi zur Aburtheilung. Läugnet der Angeklagte, und ist doch gegründeter Verdacht vorhanden, so erhält er gewöhnlich die Bastonnade, damit er gestehe, was denn auch, wenn auf dem Verbrechen keine hohe Strafe steht, meistens der Fall ist. Ein Dieb gesteht dann gewöhnlich mit den Worten: der Teufel verführte mich, und ich nahm es. Die Strafe ist ziemlich willkürlich, aber mild und nicht unpassend gewählt: gewöhnlich besteht sie in harter Arbeit, Kanalgraben u. dgl.; kräftige junge Leute werden wegen kleiner Vergehen häufig auch zur Armee geschickt. Hinsichtlich der Verwendung von Uebelthätern zu nützlichen, öffentlichen Arbeiten verdient Mehemed Ali den Ruhm Sabaco's, des äthiopischen Eroberers und Königs von Aegypten, welcher dieses System eingeführt haben soll. Indeß straft Mehemed Ali Diebstahl, welcher gegen ihn selbst begangen wurde, meist sehr hart, gewöhnlich mit dem Tode.

Es bestehen mehrere untergeordnete Räthe zur Führung der verschiedenen Zweige der Verwaltung; die hauptsächlichsten davon sind: Medschlis-el-Meschwarah, wörtlich: Rathsversammlung, auch manchmal mit dem Beisatz; el Melekijeh, die königliche, weil sie über allgemeine Staatsangelegenheiten zu berathen hat. Die Mitglieder sind vom Vicekönig gewählt, und berathen über die Angelegenheiten des Handels und des Ackerbaues; Bittschriften an den Vicekönig oder seinen Diwan werden ihm zur Begutachtung vorgelegt. 2) Medschlis el-Dschihadijeh, der Kriegsrath, auch Medschlis-el-Meschwarah-el-Askarijeh, Rathsversammlungen über militärische Angelegenheiten genannt; die erste Benennung bezieht sich ihrem Ursprung nach mehr auf die Leitung des Kriegs, die andere mehr auf den Dienst der Truppen. 3) Medschlis-el-Terskaneh, der Marinerath. 4) Diwan-el-Tuddschar, oder Gerichtshof der Kaufleute; die Mitglieder desselben sind Kaufleute von verschiedenen Nationen und Glaubensbekenntnissen, und stehen unter dem Schah-Bendar oder Vorstand der Kaufleute von Cairo; dieser Gerichtshof wurde eingesetzt, weil die Gesetze des Koran und die Sunna oder Ueberlieferung nicht zureichten, um die aus den neuern Handelsverhältnissen entspringenden Streitsachen zu entscheiden.

Der Kadi von Cairo bleibt nur ein Jahr im Amte, worauf ein neuer aus Konstantinopel kommt, und der andere zurückkehrt; sonst ging dieser Beamte mit der großen Karawane nach Mekka, blieb ein Jahr als Kadi in der heiligen Stadt und dann ein Jahr in Medina. Er kauft seine Stelle von der Regierung, welche auf seine Fähigkeiten keine sonderliche Rücksicht nimmt, obwohl er nicht ganz unwissend seyn darf, ein Osmanli und von der Sekte der Hanafis seyn muß. Sein Tribunal heißt Mahhkemeh oder Richtplatz. Wenige Kadis kennen die arabische Sprache hinreichend, doch haben sie dieß auch nicht gerade nöthig; in Cairo hat der Kadi wenig oder nichts zu thun, als den Spruch seines Naib oder Stellvertreters, welcher die gewöhnlichen Fälle anhört und entscheidet, und aus den Ulemas von Istambol ausgewählt wird, oder die Entscheidung des Mufti's oder ersten Gesetzgelehrten seiner eigenen Sekte zu bestätigen; dieser wohnt fortwährend zu Cairo, und gibt in allen schwierigen Fällen sein Urtheil ab. Gewöhnlich ist auch der Naib mit dem Volksdialekt in Aegypten wenig vertraut, und muß sich daher in Cairo, wo die meisten Kläger und Beklagten Araber sind, durchaus auf den Basch-Turdschuman oder obersten Dolmetscher verlassen, dessen Stelle permanent ist, und der deßhalb alle Gebräuche des Gerichtshofs, namentlich auch das Bestechungssystem genau kennt, und meistens sehr bereit ist, diese Kenntniß jedem Kadi oder Naib mitzutheilen. Es kann jemand in Rechtsangelegenheiten völlig unwissend seyn, und doch Kadi von Cairo werden, aber der Naib muß ein erfahrener und gelehrter Rechtskenner seyn.

Hat jemand eine Klage vor den Mahhkemeh zu bringen, so geht er dahin, und wendet sich an den Basch-Rusul, d. h. Chef der Gerichtsboten, welcher ihm einen Rasul mitgibt, um den Beklagten anzuhalten. Der Rasul erhält einen oder zwei Piaster, wovon er meistens die Hälfte insgeheim seinem Befehlshaber gibt. Kläger und Beklagte gehen nun in den großen Saal des Mahhkemeh, welcher einem geräumigen Hof gegenüber liegt, und eine Fronte hat, welche durch eine Reihe von Säulen und Bogen gebildet wird. Hier sitzen mehrere Beamte, Schahid, Gerichtsbeisitzer genannt, welche unter dem Basch-Katib oder obersten Sekretär stehen, und deren Geschäft es ist, die Anklage niederzuschreiben. Der Kläger wendet sich an einen derselben, den er gerade unbeschäftigt sieht, erzählt seinen Fall, welchen der Schahid niederschreibt, und dafür einen Piaster oder auch mehr bekommt; ist der Fall unbedeutend, so entscheidet der Schahid allein, außerdem führt er die beiden Parteien vor den Naib, welcher in den innern Zimmern sein Gericht hält, und den Kläger an den Mufti der Sekte der Hanafis sendet, um sich einen Fetwa oder richterliches Erkenntniß zu verschaffen, wofür er selten weniger als 10, oft über 100 oder 200 Piaster zahlt. So geht die Sache in allen Fällen, die ganz geringen oder sehr bedeutenden und verwickelten ausgenommen. Im letzteren Fall werden in den Privatzimmern des Kadi vor diesem, dem Naib und dem Mufti der Hanafis, welcher hingerufen wird, um den Fall anzuhören, und seine Ansicht auszusprechen, das Ganze entschieden. In sehr schwierigen Fällen werden auch noch einige Ulemas von Cairo berufen, der Mufti schreibt seinen Spruch nie-

der, der Kadi bestätigt ihn und siegelt das Blatt. Dieß ist Alles, was er dabei zu thun hat. Der Beklagte kann sich mit einem Eide reinigen, wenn der Ankläger keine Zeugen hat: diese sollen unbescholten und ihrer, wie auch im mosaischen Gesetz, mindestens zwei seyn, oder auch ein Mann und zwei Frauen. Ein Ungläubiger kann bei schweren Verbrechen gegen einen Moslem nicht zeugen, Sohn und Enkel, Vater und Großvater Herr und Sklave können nicht für einander Zeugniß abgeben.

Die Sporteln mußten bis vor kurzem von dem gewinnenden Theile bezahlt werden, jetzt von dem andern. Die Sporteln des Kadi in Fällen von Verkauf des Eigenthums betragen 2 Proz., bei Legaten 4 Proz., außer wenn der Erbe ein noch unmündiger Waise ist, welcher 2 Proz. zahlt. Ist der Werth eines Eigenthums nicht wohl auszumitteln, so muß eine Jahresrente gezahlt werden. Dieß sind die gesetzlichen Sporteln, aber häufig wird weit mehr gefordert. In Fällen, welche kein Eigenthum betreffen, bestimmt der Naib die Sporteln. Außer denen, welche der Kadi erhält, müssen auch noch einige andere nach Entscheidung der Sache gezahlt werden: erhält z. B. der Kadi 2 oder 300 Piaster, so muß man an den Basch-Turdschuman zwei, eben so viel an den Basch-Rusul und einen Piaster an jeden gebrauchten Rasul zahlen. Bis zu welchem Grade indeß Bestechung und falsches Zeugniß in moslemitischen Gerichtshöfen getrieben wird, namentlich auch vor dem Kadi von Cairo, ist in der That kaum glaublich.

Es gibt noch fünf kleinere Mahhkemehs in Cairo, einen an seinem Haupthafen Bulak, den andern an seinem südlichen Hafen Misr-el-Atikah (das alte Misr). Ein Schahid von dem großen Mahhkemeh führt in jedem den Vorsitz, als Abgeordneter des obersten Kadi, der die Entscheidungen bestätigt. Die Gegenstände, welche vor diesen kleinen Tribunalen zur Verhandlung kommen, beziehen sich hauptsächlich auf Verkauf von Eigenthum, Legate, Heurathen und Theilungen, denn der Kadi verheurathet verwaiste Mädchen, die noch minorenn sind und keine erwachsene Verwandte haben, die als ihre Vormünder auftreten könnten; auch Frauen wenden sich oft an das Gericht, um ihre Ehemänner zur Scheidung zu nöthigen. In jeder Landstadt ist gleichfalls ein Kadi, niemals ein Türke, sondern gewöhnlich ein Eingeborner des Orts, der alle Fälle theils nach seiner eigenen Gesetzeskenntniß, theils unter Oberaufsicht des Mufti entscheidet. Ein Kadi dient gewöhnlich für zwei, drei und auch mehr Dörfer.

Jede der vier orthodoxen Sekten der Moslims hat ihren Scheikh oder religiöses Haupt, der aus den gelehrtesten der Gemeinde gewählt wird und in der Hauptstadt wohnt. Der Scheikh der großen Moschee el-Azhar, welcher stets von der Sekte des Schafeis und manchmal ihr Scheikh ist, nebst den übrigen oben erwähnten Scheikhs, deren Kadi, dem Nakib-el-Aschraf (dem Haupte der Scherifs oder Nachkommen des Propheten) und einigen andern Personen bilden den Rath der Ulema oder Gelehrten, welcher oft die türkischen Paschas und Mamelukenhäuptlinge in Respekt hielt und ihrer Tyrannei Einhalt that; jetzt hat aber diese gelehrte Gesellschaft fast ihren ganzen Einfluß auf die Regierung verloren. Kleine Streitigkeiten werden oft durch gemeinschaftliche Uebereinkunft beider Parteien dem Urtheil der oben genannten Scheikhs vorgelegt, da sie die obersten Muftis ihrer Sekten sind, und stets wird ihren Entscheidungen die größte Achtung gezollt. Schwierige Fragen in Betreff der Gesetze des Korans oder der Ueberlieferung werden öfters von dem Vicekönig diesen Scheikhs vorgelegt, aber ihre Entscheidung nicht immer befolgt: so hat er sie befragt, ob es recht sey, zur Erlangung anatomischer Kenntnisse menschliche Körper zu zerschneiden, und die Antwort erhalten, daß dieß den Gesetzen der Religion widerstrebe; nichts desto weniger wurde nachher ein anatomisches Theater errichtet.

(Schluß folgt.)

Ruinen im südlichen Arabien.

Der bekannte Lieutenant Wellsted, dem man bereits eine Beschreibung der Südküste von Arabien und der Insel Socotra verdankt, hat nun auch ein Memoire über die Südküste Arabiens an die geographische Gesellschaft eingesandt. Er wurde öfters ans Land gesendet, und drang einige Male ziemlich tief ins Land ein. Siebenzig englische Meilen östlich von Aden liegt ein Dorf, Baa-l-Haff, wo er hörte, daß weitläufige Ruinen im Innern zu sehen seyen. Er bestieg sein Kamel, und machte sich nur in Begleitung einiger Beduinen auf, um dieselben aufzusuchen. Nach einem vierstündigen Ritt längs dem Meeresufer wendet sich der Weg gegen Nordnordwest, und geht über eine tiefe Sandwüste, wo sich der Sand in Form von seewärts konvexen Halbmonden aufthürmt. Etwa 20 englische Meilen von der Küste tritt an die Stelle des Sandes ein Tafelland, das von zahlreichen Schluchten durchschnitten und hie und da mit Tamarisken und Acacien bewachsen ist. Sie betraten nun den Wady-Mayfah, wo der Boden meist aus Kalkstein besteht, und zu beiden Seiten etwa zwanzig Meilen entfernt sich Tafelberge bis auf 5000 Fuß über die See erheben; der Anblick des Landes bessert sich, zahlreiche Dörfer, ausgedehnte Dattelwälder, grünende Felder von Sorgohirse und Heerden vorzüglichen Viehes bilden einen angenehmen Kontrast gegen den öden Strich an der Seeküste. Fünfzig Meilen von derselben stehen die Ruinen von Nekeb-el-Hadschar, die eine kleine Höhe in der Mitte des Thales umgeben, etwa 800 Yards lang und halb so breit sind; wo die Mauer ganz ist, hat sie 35 Fuß Höhe und 10 Fuß Dicke, ist von viereckigen Thürmen flankirt, rund um den Hügel herumgeführt, und hat auf der Nord- wie auf der Südseite einen Eingang. Diese haben auf beiden Seiten einen massiven viereckigen Thurm, der bedeutend über den übrigen Bau vorsteht. Das Ganze besteht aus gehauenen Steinen, die oft so genau an einander gefügt sind, daß Herr Wellsted auch nicht eine Messerklinge hineinbringen konnte. Innerhalb der Mauern sind die Ruinen mehrerer Gebäude, und auf der innern Seite des nördlichen Eingangs fand sich eine vollkommen erhaltene Inschrift in zwei parallelen Linien, deren Buchstaben etwa 8 Zoll lang und wahrscheinlich entweder homeritisch-arabischen oder äthiopischen Ursprungs sind. Nach der Lage und dem Plan des Gebäudes scheint es ein befestigtes Magazin gewesen zu seyn, und wurde vermuthlich zu der Zeit errichtet, wo der Handel aus Indien durch Arabien nach Aegypten und von da nach Europa ging.

Reise längs der Küste Norwegens von Bergen nach Christiania.

2. Reise von der Provinz Tellemarken nach Christiania.

(Fortsetzung.)

Das nördliche Ufer des Meerbusens steigt schroff zu einer imposanten Höhe auf. Es ist geschmückt mit vielen schönen Landhäusern, die äußerst malerisch terrassenförmig über einander liegen, und mit schönen Parks und Lustgärten umgeben sind. Der übrige Theil dieser Bergwand ist kahl, und besteht theils aus langen erdbraunen Abstürzen, zwischen denen schmale Wiesenterrassen fortziehen, theils aus kleinen Feldern und Wiesenflächen. Ganz unten am Fuß dieser Bergwand zieht sich Braggernäß so schmal und knapp am Meeresufer entlang, daß die vordersten Häuser schon auf Pfählen über dem Wasser stehen. Es ist dieß der Haupttheil der Stadt, der sich also anfangs am linken Ufer des Drammen-Elv und dann am nördlichen Ufer des Meerbusens in einer sehr ansehnlichen Länge schmal fortzieht. Tangen besteht nur aus Einer chaussirten Straße, die kleinen niedrigen Häuserchen aus bloßem Holz. Hübsche Fruchtgärten unterbrechen oft den Zusammenhang der Häuser. Sie ziehen sich hinter der linken Häuserreihe fort. Hinter der rechten erscheint unmittelbar der Meeresspiegel. Ich sah viele reichbeladene Obstbäume. Die Häuser sind meist Viktualien- und Kramladen, denn Tangen ist der Aufenthalt der Schiffer und des gemeinen Volks. Unmittelbar daran hängt Stromsöe. Es ist der kleinste Stadttheil, von dem man auf einer äußerst schönen Brücke von einigen 100 Schritten Länge nach Braggernäß gelangt. Dieß besteht nur aus einer Straße, die eine Viertelmeile lang ist, dabei eng, krumm und schmutzig. Die hölzernen Häuser sind niedrig, unfreundliche schmutzige Kramläden. Die südliche Häuserreihe steht auf Pfählen überm Meere, und hinter der nördlichen erhebt sich gleich jene steile Bergwand. Nur im westlichen Theil von Braggernäß laufen Nebenstraßen nördlich hinauf, die sich in rechten Winkeln schneiden und sehr regelmäßig angelegt sind. Es sind aber auch nur niedrige Häuser von dürftigem Ansehen, wo die Handwerker wohnen. In der Hauptstraße ist ein lebhafter Verkehr mit Brettern und Eisenwaaren. Der Hafen ist geräumig, aber nicht tief, jedoch können die Schiffe unmittelbar unter den Häusern anlegen. Der eigentliche Ladeplatz ist Tangen. Die Stadt gehört schon zu den ansehnlichern Norwegens, denn sie hat 5000 Einwohner, die sich sogar mit einem Liebhabertheater amüsiren.

Von Drammen wichen wir wieder aus der Hauptdirektion links ab, um Fossum Werk zu sehen. Es ist das bedeutendste Bergwerk Norwegens, jetzt im Besitz des Berliner Bankier Benecke von Gröditzberg. Wir passiren zuerst das weite und reizende Thal des Drammen-Elv, der seine gewaltigen Fluthen mit großer Schnelligkeit fortwälzt. Das Thal ist herrlich angebaut, und die schönsten Wiesen begleiten die Ufer des majestätischen Stroms. Viele ansehnliche Gehöfte liegen auf sanften Hügeln zerstreut umher. Die Thalränder steigen anfangs sanft, dann immer steiler zu einer ansehnlichen Höhe auf, und sind oben dicht bewaldet. In Station Högsund verändert der Strom seine Richtung, von Norden kommend, biegt er hier mit einem Mal östlich. Der Ort Högsund fällt auf durch seine Größe, Bevölkerung und dichte Geschlossenheit. Man sieht eine lange Straße zusammenhängender kleiner Häuserchen, die alle gleichförmig gebaut sind. Es ist ein Fabrikort mit 500 Einwohnern unfern der Eisenhütte Hassel, die Roh- und Stangengußeisen liefert.

Ein Knabe führte uns nach dem Lachsspring. Die ansehnliche Wassermenge des Drammen-Strom stürzt hier mit einer unbeschreiblichen Heftigkeit herab. Vom rechten Ufer ist ein großes Balkengerüst über den Wasserfall gebaut, darin ein Kasten an starken Ketten hängt. Der Lachs arbeitet sich mit vieler Kraft durch die brausenden Fluthen herauf, und versucht mit einem gewaltigen Sprung über den Wasserfall hinauf zu kommen. Er kann die Breite des Kastens nicht überspringen und fällt als Gefangener auf den Boden des Kastens nieder. Der Besitzer dieses Lachssprings zieht daraus eine hübsche Revenue.

Nach Station Björndal nimmt Alles eine andere Gestalt an. Das Thal wird enger, die Ränder steiler, der Elv schmaler und wilder. Der Fahrweg ist enger und führt auf einer Hochterrasse des Thalrands entlang. Wir kommen bei Gehöften vorbei, deren sauberes Aeußere Wohlstand verkündet. Es ist dieß überhaupt eine der malerischsten Thallandschaften des südlichen Norwegens. Die Thalränder bilden zwei-, auch drei hohe Terrassen über einander, die so breit sind, daß kleine Ackerflächen darauf bestellt werden. Ueberall der üppigste Graswuchs. Die Bauernhäuser sind alle zweistöckig und dunkelroth angestrichen, aus denen die weißen Fensterkreuze und großen Scheiben hell und sauber hervorglänzen. Man behält auf den Hochterrassen den Blick ins Thal hinab nach den brausenden Wasserstürzen des Elv. Die Ufer desselben sind abwechselnd mit schönen Wiesen oder mit dichtem Laubbusch eingefaßt. Der Blick nach der nahe gegenüberliegenden Thalwand ist sehr ergötzlich, denn sie steigt auch steil mit drei bebauten Hochterrassen auf. Hinter der höchsten erheben sich die nahen und fernen Waldgebirge. Nirgends sieht man eine kahle Felspartie, unerachtet alle Abdachungen durch ihre Schroffheit darthun, daß das ganze Gemälde auf Felsgrund ruht. Die Dossirungen könnten sich auf die Dauer nicht so steil erhalten. Wo auch ein Felsblock gern herausblicken möchte, da bedecken ihn die mannichfachsten Laubgebüsche mit ihrer dichten Bedachung. Sie schmücken die grasreiche Bergwand in malerischen Gruppirungen, gestatten aber dennoch den freien Blick über dieß schöne Gemälde.

In Station Björndal fanden wir ein sauberes Logirhaus, welches eine reizende Lage auf der höchsten Terrasse hat, und aus dessen Fenstern man eine bezaubernd schöne Aussicht ins Thal hat. Wir hören das donnernde Gebrause eines mächtigen Wasserfalls aus der Tiefe tönen, die kreiselnden Wassersäulen desselben steigen durch die Gebüsche zu uns herauf. Dieß lockt uns hinabzuklettern bis zu den Ufern des Stor-Elv, ein Name, den der Drammen-Strom hier hat. Kies und Felsblöcke bedecken die Ufer, an denen einige kleine Wohnhäuser dürftiger Leute stehen. Eine Menge großer Baumstämme werden von den reißenden Wogen spielend hinabgeworfen. Sie stoßen ihrer Bestimmung entgegen. Unterhalb des Wasserfalls bildet der Elv eine große Bucht, in der sich ein eigenes Schauspiel darbietet. Eine Menge Stämme werden in das stillere Wasser dieser Bucht geworfen, so daß sie ganz damit angefüllt ist. Diese große dichte Holzmasse dreht sich unablässig in einem Kreistanz. Nachdem sie sich durch hinzugekommene Stämme vergrößert, drängt sie wieder einzelne aus dem stillen Rundtanz heraus, welche dann von den vorbeistürzenden Fluthen auf die Weiterreise mitgenommen werden. Hierauf näherten wir uns dem Wasserfall und traten in ein kleines Balkenhäuschen, was auf einem überhängenden Felsblock erbaut, unmittelbar über dem Fall steht. Von hier sieht man schwindelnd in das wilde Toben, von dessen Schlägen das Häuschen bebte. Eine besondere Unterhaltung gewährte uns das Treiben der Baumstämme, wie sie mit dem Wasserfall herabstürzend eine geraume Zeit verschwinden, und dann wieder aus den schäumenden Wogen senkrecht emporgeschleudert werden.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 46.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 Februar 1837.

Bevölkerung, Eintheilung und Staatsverwaltung Portugals.

Da man bei der neuen Verfassung seit 1833 alles Alte fast durchgängig umgewandelt hat, so hat man auch die Eintheilung des Reichs unter eine neue Form gebracht und aus fünf Provinzen acht gemacht: Minho, Douro, Tras os Montes, Beira alta, Beira baixa, Estramadura, Alemtejo und Algarbien. Jede der Provinzen hat einen Militärgouverneur. Diese acht Provinzen sind in 17 Distrikte getheilt, und jeder Distrikt hat für Alles, was zur Verwaltung gehört, einen Distriktsgouverneur, der gegenwärtig Generaladministrator betitelt ist. Die Distrikte sind folgende; in den Provinzen Minho und Douro, Vianna, Braga und Porto. In Tras os Montes, Villa Real und Braganza. In Beira alta Aveiro, Coimbra, Lamego und Guarda. In Beira baixa, Castello Branco. In Estremadura, Leiria, Santarem und Lissabon. In Alemtejo, Portalegre, Evora und Beja. In Algarbien, Faro. Diese 17 Distrikte sind nun wieder in 130 Julgados oder Justizämter getheilt, deren jedes einen Justizbeamten oder juiz do direito und einen Staatsanwalt, Substituten, delegado do Procurador da Coroa hat. Die Julgados zerfallen wieder in Concelhos, deren im Ganzen 780 sind, und die Concelhos in Kirchspiele. Den Concelhos stehen Administratoren und die Munizipalkammern vor, den Kirchspielen die Parochial-Juntas.

Daß die gegenwärtige Angabe *) der Bevölkerung ihre großen Mängel und Unrichtigkeiten hat, ist nicht zu bezweifeln, da die bisherigen Zählungen in Portugal nicht nur großen Schwierigkeiten unterworfen waren, sondern auch mit der größten Nachlässigkeit ausgeführt wurden, so daß oft höchst abweichende Resultate zum Vorschein kamen. Eine Angabe mußte man aber jezt vorläufig wegen der Deputirtenwahlen zum Grunde legen, ungeachtet nach dem Relatorium vom 3ten Sept. 1836 eine deßhalb ernannte Kommission, die sich besonders mit einer bessern Eintheilung der Distrikte und Julgados beschäftigen sollte, die Bevölkerung weit höher anschlägt; denn nach dem Berichte der Kommission enthält Portugal einen Flächeninhalt von 3150 □Leguas (20 = 1 Grad), auf welcher eine Bevölkerung von 3,100,000 Seelen vertheilt seyn soll, mit Ausnahme der von Lissabon und Porto, was also schon 700,000 Seelen mehr ausmachen würde, und doch wohl wieder zu viel ist. Wahrscheinlich, da doch die Kommission außerdem die Bevölkerung um beinahe 40,000 höher annimmt, ist aber die Bevölkerung von Lissabon und Porto mit einbegriffen im Ganzen, der kleine Raum aber in den folgenden Calcul ausgeschlossen, denn es heißt nun ferner: diese Bevölkerung ist folgendermaßen auf die Provinzen vertheilt: die Provinzen Minho und Douro enthalten auf die □Legua 2920 Seelen, Tras os Montes 816, die beiden Beiras 1000, Estremadura 506, Alemtejo 332, Algarbien 628. Im Durchschnitt für jede □Legua folglich 890 S. Die sogenannten Feuerstellen zur Menschenzahl stehen nun auch gar in keinem Verhältniß zusammen, denn da man unter Feuer-

*) Diese Angaben sind nach den verschiedenen Distrikten folgende:

Distrikte.	Concelhos.	Kirchspiele.	Feuerstellen.	Bevölkerung.
Aveiro . .	54	181	57,222	214,610
Beja . . .	52	109	27,885	98,515
Bragança .	44	158	52,114	114,501
Braga . .	60	598	79,150	308,576
Castello Branco	27	142	24,065	91,114
Coimbra . .	72	216	58,864	227,080
Evora . .	26	115	22,796	77,595
Faro . . .	16	64	29,562	105,406
Guarda . .	17	581	45,985	165,161
Lamego . .	95	512	58,785	255,866
Lisboa . .	52	228	102,067	438,106
Leiria . .	55	110	29 602	117,144
Portalegre .	41	104	25,009	82,410
Porto . .	55	521	76,010	295,055
Santarem .	44	180	46,547	174,180
Villa Real .	35	217	40,954	161,430
Vianna . .	29	278	59,105	152,005
Summa 17	780	4054	791,492	3,061,684

stelle doch eigentlich ein Wohnhaus meint, so würden kaum etwas über 3 Bewohner auf 1 Haus kommen. Der Fehler liegt aber darin, daß man jeder Thüre, die in ein Haus führt und deren ein Haus oft viele hat, eine besondere Nummer zu geben pflegt, und darnach muß sich also die Angabe der Hausnummern verdoppeln und verdreifachen.

Die Eintheilung in Julgados und Concelhos existirte schon von Alters her, und man legte sie zum Grunde der gegenwärtigen Administrativ- und Justizverwaltung, die früher nicht von einander getrennt waren, allein es herrscht darin noch eine solche Verwirrung, und fortwährend macht man so viele Abänderungen darinnen, daß es schwer ist zu wissen, was und wie es in dem Augenblicke besteht.

Alle Verwaltungszweige stehen unter dem Administrador geral do districto. Ihm zur Seite steht die Junta geral do districto. Unter diesem die Administradores dos Concelhos, die Munizipalkammern und die Juntas der Kirchspiele. Diese letztern sind je nach der Häuserzahl von 200 bis 600 aus 3, 5 bis 7 Mitgliedern zusammengesetzt, die durch Mehrheit der Stimmen gewählt werden.

Die Juntas geraes der Distrikte bestehen aus 13 Prokuratoren, die von den Wahlmännern der Kirchspiele gewählt werden. Kein Erwählter darf das Amt ausschlagen. Diese General-Juntas versammeln sich jährlich einmal an dem von dem General-Administrator anberaumten Tag, wählen aus ihrer Mitte einen Präsidenten und einen Sekretär und schwören alsdann Treue dem König und der Verfassung, so wie Befolgung der Gesetze. Die gewöhnlichen Sitzungen derselben dauern 14 Tage, und darin darf nichts Anderes verhandelt werden, was nicht den Gegenstand betrifft, welcher der Zweck ihrer Zusammenkunft war. Die Sitzungen sind öffentlich. Die Attribute dieser Juntas sind:

Vertheilung der direkten Abgaben auf die Concelhos. Entscheidung über Vorstellungen der Munizipalkammern. Ausschreibungen von Beiträgen zu nützlichen Zwecken. Eröffnung von Anleihen mit Zustimmung der Cortes. Untersuchungen der jährlichen Rechnungen der Generaladministratoren über Privat-Einnahmen und Ausgaben des Distrikts. Autorisirung der Deliberationen der Munizipalkammern.

Die Munizipalkammern halten wöchentlich zwei Sitzungen, der Generaladministrator, so wie auch der Administrator des Concelho können aber auch außerordentliche Sitzungen derselben zusammen berufen. Ihre Sitzungen sind ebenfalls öffentlich, und ihre Attribute sind folgende:

Berathung über die Wahl des Concelho. Eintheilung der direkten Abgaben des Concelho. Vertheilung der Abgaben für die Ausgaben des Concelho. Verwaltung des allgemeinen Eigenthums des Concelho. Ablegung der Rechnungen über dieses Eigenthum. Aufstellung der Listen für die Wahl der Jury-Männer. Eröffnung von Anleihen zum Besten des Concelho. Abschließung der Kontrakte für nützliche Unternehmungen. Handhabung der Polizei und Strafverfügungen wegen Polizeivergehen, die alsdann der Justiz überwiesen werden.

Jeder Staatsbürger, welcher glaubt, sich über die Munizipal-Kammer beklagen zu können, hat sich deßhalb an die General-Junta des Distrikts zu wenden.

(Fortsetzung folgt.)

Das neuere Aegypten.

Die Regierung.

(Schluß.)

Die Polizei der Hauptstadt steht mehr unter der militärischen als der Civilgewalt; vor einiger Zeit stand sie unter dem Wali oder Gouverneur, und dem Zabit oder eigentlichen Polizei-Aga, seit Kurzem aber ist die erstere Stelle aufgehoben. Dem Zabit liegt die Habhaftwerdung der Diebe und anderer Verbrecher ob, und unter seiner Aufsicht stehen auch die öffentlichen Mädchen, von denen er eine Liste hält, und welche ihm eine Abgabe zahlen mußten. Auch beaufsichtigt er das Benehmen der Frauen überhaupt, und wenn eine sich auch nur einer einzigen Ausschweifung schuldig macht, so setzt er sie in die Liste der öffentlichen Mädchen, und verlangt von ihr die Abgabe, wenn sie nicht dieser Schande durch Bezahlung einer bedeutenden Summe an ihn oder seine Unterbeamten sich entziehen will oder kann. Verheurathete Frauen werden im Falle von Ausschweifungen manchmal hingerichtet, wenn sie sich nicht durch Bestechung oder auf andere Weise retten können. Dieß ist indeß ganz gegen die Gesetze, denen zufolge derjenige, welcher eine Frau der Ausschweifung beschuldigt, dieß mit vier Zeugen beweisen muß oder mit 80 Peitschenhieben gezüchtigt werden soll; jedenfalls aber sind andere Bestrafungen als Entehrung und Geldabgaben in Betreff solcher Frauen festgesetzt. In neuerer Zeit sollen die öffentlichen Mädchen in ganz Aegypten gezwungen worden seyn, ihr Gewerbe aufzugeben.

Der Zabit ist jetzt der Chef der Polizei: seine Unterbeamten, welche man an keinem unterscheidenden Merkmale kennt, sind in der ganzen Stadt zerstreut, besuchen oft die Kaffeehäuser, beobachten das Benehmen und hören die Reden der Einwohner, viele derselben sind Diebe, welche Verzeihung erhalten haben; diese begleiten die Militärwachen auf ihren nächtlichen Runden durch die Straßen der Hauptstadt. Nur die Blinden dürfen etwa anderthalb Stunden nach Sonnenuntergang ohne Laterne oder Licht ausgehen, alle Anderen müssen sich damit versehen, man sieht aber 2 oder 3 Stunden nach Sonnenuntergang nur wenige Personen auf der Straße, und in der fünften oder sechsten Stunde der Nacht kann man die Hauptstadt der ganzen Länge nach durchziehen, ohne außer den Wachen und den Thorhütern am Eingang der Nebengassen und Quartiere mehr als 12 bis 20 Personen zu begegnen. Die Wache ruft die Vorübergehenden auf türkisch an: Wer da? (Kimon dur o?) und erhält auf arabisch die Antwort: Ein Bürger (ibn beled). Ist es ein Blinder, so antwortet er: aama. Die Wache ruft dann: Bezeuge die Einheit Gottes (wahhid allah), worauf die bekannte Antwort erfolgt: Es ist nur Ein Gott (la illah a'll'allah), was Christen und Moslims sagen. Man setzt nämlich voraus,

ein Dieb oder sonstiger Verbrecher würde nicht wagen, diese Worte auszusprechen.

Der Zabit oder Polizei-Aga durchwandert die Hauptstadt oft bei Nacht, nur von einem Nachrichter und einem Schealegi oder Träger einer Art Fackel, Schealeh genannt, begleitet; diese Fackel brennt einige Zeit, nachdem sie angezündet ist, ohne Flamme, außer wenn man sie durch die Luft schwingt, wo sie dann plötzlich aufflammt. Manchmal wird das brennende Ende in einem Topfe verborgen, damit man den Aga und seine Begleitung nicht erkennen möge, aber die Diebe sollen häufig die Fackel zeitig genug riechen. Wenn jemand von der Polizei ohne Licht ertappt wird, so sucht er selten zu entfliehen, denn die ganze Strafe besteht in einigen Prügeln. Der Polizeichef hatte früher willkürliche Gewalt, einen Verbrecher ohne Prozeß, auch wenn ihn das Gesetz nicht gerade verurtheilte, hinrichten zu lassen. Gleiche Gewalt hatten viele seiner untergebenen Beamten; seit den letzten Jahren aber sind solche Fälle sehr selten geworden, und würden jetzt nicht mehr geduldet werden: gegenwärtig übt der Zabit keine andere Gewalt aus, als daß er gelegentlich die Bastonnade ertheilen läßt. Die Beamten des Zabit machen die nächtlichen Stunden mit den Militärwachen nur darum, weil ihnen die Kniffe und Aufenthaltsorte der Verbrecher genauer bekannt sind.

Der Markt von Cairo und die Gewichte und Maße stehen unter der Aufsicht eines Beamten Mohhtesib *): er reitet öfters durch die Stadt unter Voraustritt eines Dieners, der eine große Wage hält, und gefolgt von Nachrichtern und einigen andern Leuten. Kommt er an Kaufläden vorbei, so befiehlt er bald da, bald dort einem Handelsmann, Wage, Gewicht und Maß herbei zu bringen, und prüft, ob sie richtig sind. Auch fragt er nach den Preisen der Lebensmittel, und öfters, wenn er einen Diener mit eben gekauften Nahrungsmitteln vorübergehen sieht, fragt er, was er dafür bezahlt habe. Findet er, daß ein Krämer falsches Maß oder Gewicht hat, zu leicht wog, oder über den regelmäßigen Marktpreis verkaufte, so erhält er auf der Stelle seine Strafe, welche meist in Stockstreichen besteht; doch kommen auch andere Strafen vor: einem Mann, welcher zu leichtes Brod verkauft hatte, wurde ein Loch durch die Nase gebohrt, und ein Stück Brod, ungefähr eine Spanne lang und einen Finger breit, daran aufgehängt; dann zog man ihn nackt aus, ließ ihm nur ein Tuch um die Lenden, und band ihn mit den Armen rückwärts an die Stangen eines Fensters der Moschee Aschrafijeh in der Hauptstraße der Stadt. Hier blieb er etwa drei Stunden dem Gaffen der Menge und den sengenden Strahlen der Sonne ausgesetzt. Wie der Mohhtesib Aufseher der öffentlichen Märkte ist, so gibt es andere, welche jeden Zweig des vom Vicekönig betriebenen Handels beaufsichtigen, und diese erlauben sich oft die schreiendsten Gewaltthaten.

Jedes Quartier in der Hauptstadt hat seinen Scheikh, Scheikh-el-Hharah, der seinen Einfluß anwenden soll, darin die Ordnung aufrecht zu erhalten, kleine Zwistigkeiten unter den Einwohnern beizulegen und diejenigen, welche den Frieden ihrer Nachbaren stören, auszutreiben. Auch ist die ganze Hauptstadt in acht Distrikte getheilt, deren Vorsteher Scheikh-el-Tumn (Vorstand der Ruhe) heißen. Die verschiedenen Gewerbe in der Hauptstadt und anderen großen Städten haben gleichfalls ihre Scheikhs, denen alle Streitigkeiten über Gewerbsgegenstände zur Schlichtung vorgelegt werden, und deren Erlaubniß zur Aufnahme neuer Mitglieder nöthig ist. Die Klasse der Diener in der Hauptstadt steht gleichfalls unter besonderen Scheikhs; wer einen Diener nöthig hat, wendet sich an einen dieser Beamten, welcher gegen eine kleine Belohnung von zwei oder drei Piastern für das Benehmen des Mannes, den er empfiehlt, verantwortlich wird. Sollte ein solcher Diener seinen Herrn bestehlen, so zeigt dieser es dem Scheikh an, der, mag er nun das gestohlene Eigenthum wieder erhalten oder nicht, den Herrn entschädigen muß. Selbst die gemeinen Diebe erkannten vor noch nicht langer Zeit einen Vorstand an, den man ihren Scheikh nannte; er wurde oft aufgefordert, gestohlene Dinge herbeizuschaffen und Verbrecher vor Gericht zu bringen, was er auch gewöhnlich that. Sehr bemerkenswerth ist, daß dasselbe sonderbare System unter den alten Aegyptiern herrschte.

Der koptische Patriarch, der das Haupt seiner Kirche ist, entscheidet über geringe Streitigkeiten unter den Kopten der Hauptstadt, und die niedere Geistlichkeit thut dasselbe an andern Orten, aber dennoch kann an den Kadi appellirt werden. Ein Moslim, der gegen einen Kopten zu klagen hat, kann beim Patriarchen oder beim Kadi Recht verlangen; ein Kopte aber, der Recht sucht gegen einen Moslim, muß sich an den Kadi wenden. In gleichen Verhältnissen stehen die Juden. Die Franken oder Europäer überhaupt sind keiner Autorität unterworfen, als der ihrer respectiven Konsuln, außer wenn sie einen Moslim beleidigt haben; dann werden sie den türkischen Behörden überliefert, die auf der andern Seite auch dem Franken Recht verschaffen, der von einem Moslim beleidigt ist.

*) Von dem arabischen Wort Hasaba, rechnen, wägen.

Klage in England über den amerikanischen und französischen Nachdruck.

Bei Gelegenheit des kürzlich erwähnten (s. Nr. 45) Wiederabdrucks eines englischen Almanachs in einem amerikanischen Blatt erhebt ein Engländer im Athenäum ganz ähnliche Klagen, wie der französische Buchhandel gegen den belgischen Nachdruck ausspricht. „Der Wiederabdruck dieses Almanachs ist nur der Anfang einer Reihe von Blättern, deren jedes einen englischen Almanach enthalten soll. Wir ersehen auch aus den Ankündigungen, daß Marryatts Novellen in derselben Art und in demselben Journal wieder abgedruckt wurden. Bei einem solchen System ist es nicht möglich, daß künftig von irgend einem populären Werk mehr als ein Abdruck in Amerika verkauft werden kann, und doch nahm früher mancher amerikanische Buchhändler 600 Exemplare von einem einzigen Werk. Was das Vergeltungsrecht betrifft, so kann Amerika, so lange dieses Piratensystem geduldet wird, niemals eine Literatur haben, an der man das Vergeltungsrecht üben könnte.“ Balzac bemerkt über den belgischen Nachdruck in der Chronique de Paris: „Von Büchern, wovon unter der Restauration 4000 Abdrücke ver-

kauft wurden, werden jetzt nicht mehr als höchstens 1000 verkauft, und von denen, wovon früher 1000 verkauft wurden, können nicht mehr 500 abgesetzt werden." Und warum? weil alle diese Werke in Belgien nachgedruckt werden. Deutschland, England, Amerika, die ganze Welt, mit Ausnahme Frankreichs (und Hunderte von Exemplaren werden auch da verkauft), werden von dort aus versorgt. Bis zu welchem Grade der englische Autor durch dieses Piratensystem benachtheiligt wird, läßt sich nicht so genau bemessen, aber es läßt sich ziemlich errathen, wenn man weiß, daß die englischen Kolonien von den Amerikanern mit Büchern versorgt werden, daß selbst Ostindien mit amerikanischen Nachdrücken überschwemmt ist, und daß eine Pariser Ausgabe einer beliebten englischen Novelle nie unter 1500 Exemplaren beträgt; daß z. B. von Bulwers Novellen 4 bis 5000 und von Mrs. Trollope's Amerika nicht weniger als 12 bis 15,000 Exemplare verkauft wurden.

Reise längs der Küste Norwegens von Bergen nach Christiania.

2. Reise von der Provinz Tellemarken nach Christiania.

(Schluß.)

Andern Tags erreichten wir das berühmte Bergwerk in Fossum. Bei Kong-Saugene wurden wir über den Stor-Elv gesetzt, und gelangten dann bald nach Fossum. Der Dirigent und Kompagnon des Herrn Beneke, Herr Wegner, empfing uns sehr zuvorkommend und gastfrei. Einige 100 Schritte hinter seinem Wohnhause bildet der Semben-Elv den prächtigen Fall Houghfoß, in dessen Nähe die großen Räder des Werks liegen. Wir treten hier in eine große Stampfmühle, von der der Kobaltstein zerstoßen wird. Es sind die kleinen weißglänzenden Pünktchen in diesem Gestein, welche durch Stampfen und Waschen ausgesondert werden, um daraus die prächtige blaue Farbe zu fabriziren, mit der man das Porzellan färbt und malt. Die Ausfuhr dieser Blaufarbe nach England hat in neuern Zeiten zugenommen, seitdem Herr von Beneke einen Bergwerksmeister aus dem Blaufarbenwerk des sächsischen Erzgebirgs hieher berief, welcher übrigens die norwegische zu einer höhern Güte und Feinheit herausbringt, als die Sachsen sie liefern. Dieß sowohl, als die größere Nähe am Meere, welche den Transport von Norwegen her erleichtert, mag die Ursache seyn, daß der zunehmende Absatz des norwegischen Blaufarbenwerks das sächsische beeinträchtigt. Herr von Beneke hat sich's jedoch viel Geld kosten lassen, um diesem in Verfall gerathenen Werk wieder aufzuhelfen. Ja man kann sagen, er hat es fast neu geschaffen, und dadurch den armen Bewohnern eine reiche Erwerbsquelle eröffnet. Sonst waren aus Mangel an Betriebskapital kaum 200 Menschen beschäftigt, jetzt finden gegen 600 ihr Brod. Man versichert mir, daß Herr von Beneke einen reinen Gewinn von 30 Prozent habe. Die Wohnungen der Arbeiter bilden eine lange Straße von 4 bis 500 Schritt. Die übrigen Beamten haben ihre Wohnungen dicht herum. Am geschmackvollsten aber tritt das ländliche Etablissement des Herrn Wegner hervor, den die Hoffnung auf Gewinn aus Hamburg in dieß Exil gelockt hat. Derselbe führte uns nach der kleinen Schule seines Orts, woselbst 40 Kinder nach der Lancastermethode sehr gut unterrichtet werden.

Wir beeilten uns heute noch Drammen wieder zu erreichen. Bis Station Högsund kehrten wir auf demselben Wege zurück. Von dort aber zogen wir die schnellere Wasserreise auf dem Drammen-Strom vor, der streckenweise sogar reißend ist. In einer Stunde hatten wir Drammen erreicht, wozu wir auf gebahnter Chaussee drei Stunden gebraucht hatten. Andern Morgens ging es auf der großen Straße der norwegischen Hauptstadt entgegen. Wir kamen unweit Drammen bei schönen Landhäusern und sehr hübschen Gärten vorbei. Dann links wendend in das breite und reizende Thal des Lier-Elv hinauf, welches im schönen Schmuck fruchtbarer Felder prangt, und mit seinen ansehnlichen Gehöften einen angenehmen Anblick gewährt. Die Chaussee wendet sich rechts den hohen langen Thalrand hinauf.

Von Station Giellebäk nach Ravnsborg hält sich die Chaussee auf einem Hochplateau, was stellenweise waldfrei ist und einen Blick nach Christiania gewährt, obgleich es noch vier Meilen von uns lag. Auf dieser frequenten Straße hört alle Verlegenheit wegen bequemen Unterkommens und guter Bewirthung der Reisenden auf. Alle Gasthöfe sind aufs Beste eingerichtet. Gleichzeitig verspürten wir aber auch eine merkliche Veränderung der Sinnesweise, welche aus dem raffinirtesten Eigennutz hervorging.

Um 4 Uhr Nachmittags, es war der 9te August, trafen wir wieder in der Hauptstadt ein, die wir vor fünf Wochen verließen, um jene große Tour, die mit allen Seitenabweichungen mindestens eine Länge von 250 deutschen Meilen beträgt, zurückzulegen, — eine Reise, auf der ich noch nicht volle 100 preußische Thaler ausgegeben habe.

v. B.....n.

Literarische Notizen.

Die Gesellschaft für Uebersetzungen orientalischer Schriftsteller, welche indeß häufig auch den Text selbst herausgibt, hat kürzlich eine Geschichte des Tempels in Jerusalem drucken lassen, und beschlossen, ein in Grün, die heilige Farbe der Muhammedaner, gebundenes Exemplar der Lady Esther Stanhope überreichen zu lassen.

*

Endlich ist das schon seit mehrern Jahren angekündigte Werk über Aegypten unter der Oberleitung von Reybaud erschienen. Die Epochen der Pharaonen, Perser, Griechen, Römer und Araber sind mit gleicher Sorgfalt behandelt. Der wichtigste Theil ist übrigens die französische Expedition. Außer diesen politischen Aenderungen ist auch die Naturgeschichte, die Ethnographie, der Ackerbau in früherer und jetziger Zeit, so wie überhaupt der neuere Zustand des Landes ziemlich ausführlich behandelt.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 15** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Edward und Leolin.** Aus dem Englischen von Ad. Keller. — **Der Notar von Chantilly.** (Schluß.) — **Proben aus dem englischen Dichter Marlowe.** (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 47.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 Februar 1837.

Die ägyptische Marine. *)

Die Bauart der ägyptischen Schiffe ist keineswegs so fest als die der brittischen, und das Holz, das man dazu verwendet, und das jetzt hauptsächlich aus der neu erlangten Provinz Adana bezogen wird, nicht gehörig ausgetrocknet. Es sind indeß recht schöne Schiffe, bei deren Bau die meisten der neuern Verbesserungen, als, rundes Hintertheil, diagonale Verkleidung des Verdecks, Masten aus mehrern Stücken bestehend u. s. w., angebracht sind. Die ägyptische Marine besteht aus 8 Linienschiffen von 90 bis 130 Kanonen, 7 großen Fregatten von 50 bis 60 Kanonen, 6 Korvetten, 8 Bricks und mehrern Kuttern, Schoonern, Brandschiffen, Kanonenbooten und Transportschiffen. Diese Schiffe führen meist die Namen der bedeutendsten Städte Aegyptens, wie z. B. Misr (Cairo), Mehalet Kebir, Mansurah u. s. w. Der Augenblick, in welchem ich zum Erstenmal ein ägyptisches Kriegsschiff betrat, war hinsichtlich des zu hoffenden Eindrucks sicher ein ungünstiger, indem ich kurz zuvor an Bord der brittischen Sloop Champion gewesen war, ein Muster von Ordnung, Reinlichkeit und Regelmäßigkeit selbst in der englischen Marine. Um so mehr war ich überrascht, auch auf dem Misr die genannten Vorzüge in hohem Grade zu finden. Das geübte Auge eines Seemanns würde ohne Zweifel in der Auftakelung und der innern Oekonomie des Schiffs eine Menge Fehler entdeckt haben, die mir nicht auffielen, im Uebrigen aber wurden meine Erwartungen bei weitem übertroffen. Das Schiff, ein schöner Dreidecker von 136 Kanonen, wurde von einem Franzosen befehligt, dessen Geschmack hinsichtlich der Einrichtung desselben ich nur bewundern konnte. Da war keine Spur von nutzloser Zier sichtbar, die im Seedienst ohnehin gar nicht am Platz ist, sondern vielmehr Alles höchst einfach. Dagegen fehlte es an jener höhern Vollendung, die man auf englischen Schiffen — und ich möchte sagen, auf diesen allein — findet, obschon Alles, was ins Auge fiel, dauerhaft und gut war. Die Kanonen befanden sich in bester Ordnung und waren sämmtlich mit Visiren versehen; die Decks rein und licht und frei von allem unangenehmen Geruch. Die Einrichtung der Pulverkammer war eben nicht zu loben, und die Größe des Spitals sicher nicht auf eine große Zahl Verwundeter berechnet.

Es setzte mich sehr in Erstaunen zu hören, daß auf den ägyptischen Schiffen das Rauchen verboten sey. **) Ein solches Verbot streitet so sehr gegen die Sitten und Gewohnheiten des Volks, daß ich trotz der ganz richtigen Ursache, daß es nämlich feuergefährlich sey, 12- bis 1300 brennende Tschibuks an Bord zu haben, mich nicht genug verwundern konnte. Die brittischen Matrosen sind keine leidenschaftlichen Raucher, aber Jack liebt seine Pfeife, und es ist allgemein erlaubt, sie zu gewissen Zeiten und an bestimmten Orten anzuzünden; um so mehr sollte dem armen Araber, dem das Rauchen zur zweiten Natur geworden ist, gestattet seyn, dieses Bedürfniß zu befriedigen. An Bord des Misr (jetzt das Admiralschiff) befindet sich eine Schule für Seekadetten und Unteroffiziere, und eine Musikbande, welche den Marlborough und die Marseillaise so ziemlich gut spielte.

Der Mehalet Kebir ist vielleicht das besteingerichtete Schiff der ägyptischen Marine. Es ist ein schöner Zweidecker mit rundem Spiegel und 100 Kanonen, sämmtlich 32Pfünder, von denen 30 auf dem obern Deck Caronaden sind. Die Besatzung bestand aus 1100 Mann. Die Zahl der Mannschaft für ein Schiff wird nach den Kanonen berechnet, nämlich zehn Mann für jede, doch ist der gegenwärtige Effektivstand gewöhnlich stärker. Der Offiziere sind im Verhältniß zur Mannschaft viel zu wenig. Der Mehalet Kebir z. B. hatte nur einen ersten und einen zweiten Kapitän, 7 Lieutenants und 10 oder 12 Seekadetten; die Unteroffiziere waren ziemlich zahlreich. Die Matrosen sind hübsche, junge Leute, aber doch schon zu alt, um sich in ein Gewerbe schicken zu lernen, das so viele persönliche Gewandtheit erfordert, und von dem sie früher nie einen Begriff hatten. Sie werden alle im Exercitium mit der Muskete, dem Säbel und der Lanze unterwiesen, denn man hat hier nicht wie in England ein besonderes Seesoldatenkorps. Alle sind gut ge-

*) Aus den in London eben erschienenen: Rambles in Aegypt and Candia etc. By Rochfort Scott.

**) Später fand ich jedoch, daß dieses Verbot auf vielen ägyptischen Schiffen, wenn sie im Hafen liegen, nicht streng befolgt werde.

kleidet und genährt und dem Anschein nach zufrieden mit ihrer Lage. Die Peitsche ist die gewöhnliche Strafe, durch welche die Disciplin in der ägyptischen Marine aufrecht gehalten wird, und alle Offiziere sogar, vom zweiten Kapitän abwärts, sind ihr unterworfen; doch können diese letztern zu solch entehrender Strafe nur durch einen Spruch des Kriegsgerichts verurtheilt werden. Strafen aller Art fallen jedoch nichts weniger als häufig vor, weil die Disciplin sehr lau ist, was von der großen Vertraulichkeit zwischen Offizieren und Matrosen herrührt. Der Araber ist von Natur gehorsam gegen seine Obern, so lange dieser im Dienst ist, nun gehen aber Offiziere und Matrosen aus Einer Klasse hervor, denn es gibt nur Eine in Aegypten, stehen einander folglich was die Geburt betrifft, gleich, und hinsichtlich der Erziehung ist der Unterschied ebenfalls nicht groß. Die einzige Auszeichnung des Offiziers besteht in dem mit goldenen Schnüren besetzten Rocke, und legt er diesen ab, so ist es auch mit dem Respekt vorbei.

Die Kleidung der Offiziere und Matrosen, nämlich die scharlachne mit Gold besetzte Jacke des erstern, als das ausgezeichnetste und kostbarste Stück des Anzugs, gibt der Vicekönig. Wird sie unbrauchbar, so muß sie ins Magazin abgeliefert und gegen eine neue ausgetauscht werden. Der Unterschied des Grades wird durch eine Dekoration von Diamanten, Gold oder Silber bezeichnet, die man auf der Brust trägt. Der Sold ist ausgezeichnet gut und wird regelmäßig bezahlt. Der Kapitän eines Linienschiffs erhält 300 Thaler des Monats, und die übrigen Chargen nach Verhältniß weniger. Die Unteroffiziere erhalten 157 bis 200 Piaster, und die Matrosen 50 bis 55 Piaster monatlich. Die Ausgaben der Offiziere sind höchst unbedeutend; auf keinem Schiff hat man einen gemeinschaftlichen Offizierstisch, sondern jeder ißt seinen Pilau wann und wie es ihm gefällt. Es gibt viele Franken unter ihnen, namentlich Franzosen, aber — das ärztliche Departement ausgenommen — keine Engländer.

Im J. 1834 stand die ägyptische Marine unter dem Kommando von Mutusch Pascha, der ein ganz anderer Mann als sein Vorgänger Osman Pascha ist, der 1833 aus dem ägyptischen Dienst entwich, und nicht nur als Verräther, sondern auch noch als ein Trunkenbold, ein unwissender und feiger Mensch bekannt war. Dem Admiral-Pascha ist ein Konseil beigegeben, das aus dem Viceadmiral der Flotte, Herrn Besson (einem Franzosen, der, wie es heißt, einen Plan zur Befreiung Napoleons von St. Helena gemacht haben soll), aus Cerisy-Bei, dem Marinearchitekten, und noch zwei Türken besteht.

Obschon die ägyptische Marine sich bei weitem noch nicht zu der Vollkommenheit erhoben hat, deren sie fähig wäre, so ist sie doch keineswegs zu verachten. Ganz ausgebildet wird sie jedoch nie werden, wenn nicht alle Schiffe europäische Offiziere — gleichviel ob englische oder französische — erhalten; nur sollten alle auf demselben Schiff von gleicher Nation seyn, um jede Reibung durch Eifersucht zu verhüten. Dann könnte eine geregelte Disciplin gehandhabt und die Araber bald so weit gebracht werden, daß sie Neigung zum Seeleben faßten. Die Schiffe sind im Ganzen gesprochen, nicht schön, sondern meist sehr groß, schwerfällig und für junge Seeleute schwer zu regieren. Der Misr selbst ist so groß, daß das Wasser des Kanals nicht Tiefe genug hat, um ihn mit Kanonen nach der See gehen zu lassen, er bleibt daher als eine Art Wachtschiff im Hafen. Die ägyptischen Schiffe gelten für schlechte Segler, was vielleicht daher kommt, daß der Kupferbeschlag am Kiel stets schadhaft ist, weil die Platten, die man dazu verwendet, nicht dick genug sind.

Die Matrosen handhaben ihren Dienst für Leute, die weite Beinkleider und Pantoffeln tragen, schneller als man erwarten sollte, nur hängt Offizieren sowohl als Mannschaft der Fehler an, daß sie glauben, den Gipfelpunkt der Vollkommenheit schon erreicht zu haben. Der Vicekönig bringt, wenn er in Alexandria ist, viele Zeit im Marinearsenal zu und beaufsichtigt die Arbeiten selbst. Ein Zimmer ist daselbst für ihn eingerichtet worden, wo er seine laufenden Geschäfte besorgt. Sein Palast liegt auf der Halbinsel im nördlichen Theil der Stadt und bietet eine schöne Aussicht auf den Hafen und die See. Auf einem Sandhügel in der Nähe desselben befindet sich ein Telegraph, der mit andern in der Richtung nach Rosette und Cairo in Verbindung steht. Nach der letztern Stadt können Befehle in 45 Minuten gelangen.

Bevölkerung, Eintheilung und Staatsverwaltung Portugals.

(Fortsetzung.)

Die Kirchspiel-Juntas halten wöchentlich ebenfalls zwei öffentliche Sitzungen; können aber außerdem von jeder obern Verwaltungsbehörde außerordentlich zusammen berufen werden. Mitglieder dieser Junta, welche bei diesen Zusammenberufungen ohne hinreichende Entschuldigung fehlen, werden zum Nutzen des Kirchspiels um 1000 Reis (1 Thlr. 20 gr.) gestraft. Ihre Obliegenheiten sind folgende:

Für Erhaltung der Kirchengebäude und die Ausgaben des Gottesdienstes zu sorgen. Die Verwaltung des allgemeinen Vermögens des Kirchspiels zu führen. Später ist noch hinzugekommen, daß sie auch die Volkslisten der Kirchspiele aufstellen.

Allgemeine Dispositionen.

1) Wenn irgend ein Mitglied der Juntas fehlt, soll es sogleich durch den ersetzt werden, welcher bei den Wahlen die nächstfolgenden meisten Stimmen hatte.

2) Präsidenten und Sekretäre werden für das ganze Jahr gewählt. Bloß die Stellen der Sekretäre und der Escrivaos in den Munizipal-Kammern und bei den Administratoren der Concelhos sind lebenslänglich.

3) Alle Aemter bei der Administrativverwaltung, die durch Wahlen vergeben werden, sind bloße Ehrenämter.

4) Alle Gegenstände werden durch Abstimmungen entschieden.

5) Alle Abstimmungen sind ungültig, wenn nicht einer über die Hälfte der Abzustimmenden zugegen ist.

6) Der General-Administrator hat über die Gültigkeit oder Ungültigkeit zu entscheiden.

7) Diese administrativen Körperschaften können von dem Gouvernement aufgelöset werden, wenn sie ihre Gewalt überschreiten.

Der Administrador Geral des Distrikts ist der Chef der Administration. Sein Amt erstreckt sich einzig und allein auf Verwaltung. Er wird durch königliches Dekret ernannt, und steht unter dem Ministerium des Innern. Die Gehalte dieser General-Administratoren waren in Lissabon auf 6000 Cruzados (4000 Thlr.), in Porto auf 5000, in den übrigen auf 4000 gestellt, seit einigen Monaten aber wurden sie um $^1/_3$ vermindert. Ihre hauptsächlichsten Obliegenheiten sind folgende:

1) Vollziehung der Deputirten-Wahlen.

2) Zusammenberufung und Schließung der Juntas Geraes.

3) Auflösung der Administrativ-Körperschaften mit königlicher Autorisation.

4) Bekanntmachungen der Verordnungen im Distrikte.

5) Aufrechthaltung der Gesetze.

6) Organisation der Kataster.

7) Autorisation der Bezahlung aller Besoldungen der Angestellten, so wie der Pensionen, sowohl der Weltgeistlichen als auch der vertriebenen Klostergeistlichen; die Zahlungslisten aufstellend und alsdann dem Distrikts-Obereinnehmer zusendend.

8) Beeidigungen aller Angestellten, die unter seiner Direktion stehen, so wie auch dieselben von ihrem Amte zu suspendiren, wenn es für gut befunden, und dem Gouvernement davon Anzeige zu thun.

9) Aufsicht über alle Staatsgüter.

10) Die Oberaufsicht über alle Anstalten des öffentlichen Unterrichts so wie der Wohlthätigkeit. Ihre Rechnungen zu prüfen und Vorschläge zu Verbesserungen zu machen. Universität und Akademien sind hievon ausgenommen.

11) Ausstellung der Pässe ins Ausland.

12) Zweckmäßige Eintheilung der Territorien.

13) Beförderung der Industrie, d. h. geeignete Vorschläge an das Gouvernement.

14) Aufsicht über die Geistlichkeit, damit sich diese nicht in weltliche Sachen mengt.

15) Rekrutirungsgeschäft (dieses ist erst seit einiger Zeit hinzugekommen).

Generalsekretär des Distrikts.

Jeder Administrador Geral hat einen Generalsekretär, welcher von dem Gouvernement ernannt wird; die übrigen Angestellten bei dieser Sekretärie werden von dem Generaladministrator ernannt. Diese Sekretäre in Lissabon und Porto haben einen Gehalt von 2500 Cruzados (1666 Thlr.), in den anderen Distrikten aber nur 2000 (diese Gehalte sind um ein Drittel reduzirt).

Administrador do Concelho.

Der Administrador do Concelho wird aus den vorgeschlagenen Kandidaten des Concelho von dem Gouvernement durch Dekret ernannt und dient nur zwei Jahre, kann aber von dem Generaladministrator vorläufig von seinem Amte suspendirt werden, wenn er es für nöthig findet, bis der Abschied durch Dekret erfolgt. Derselbe bezieht keinen bestimmten Gehalt, sondern eine Gratifikation, die aus den Einnahmen des Concelho bestritten wird und von der Munizipalkammer zu bestimmen ist. Die Geschäfte des Administrators des Concelho sind:

1) Ausführung aller Befehle, die demselben von dem Generaladministrator aufgetragen werden.

2) Aufsicht über alle öffentlichen Arbeiten im Concelho, die unter keinen besonderen Inspektoren stehen.

3) Besorgung der Transporte und Einquartirung der Truppen.

4) Polizei-Aufsicht über Straßenreinigung, Arme und Vagabunden.

5) Aufsicht über Schulen, die nicht unter anderen Inspektionen stehen.

6) Mitbesorgung zur Entrichtung der direkten Abgaben.

7) Beförderung der Industrie und Künste, und alles dessen, was zur öffentlichen Bequemlichkeit gehört.

8) Rekrutirungsgeschäft und Eintreten in die Nationalgarde.

9) Besorgung der Volkslisten.

10) Ausstellung der Pässe so wie der Aufenthaltskarten, wovon er den Generaladministrator in Kenntniß zu setzen.

11) Inspektion über die Gefängnisse und Korrektionshäuser, so wie über andere öffentliche Gebäude.

12) Ausübung der Polizei bei Kirchenfesten und öffentlichen Schauspielen.

13) Aufsicht über Maße und Gewichte.

14) Aufsicht über die Sittlichkeit.

15) Erhaltung der öffentlichen Ruhe.

16) Abwendung öffentlicher Noth durch allgemeine Unterstützungen.

17) Wachsamkeit auf Feuersgefahr und Wassernoth.

Alle Ausgaben für Registerbücher und Schreibmaterialien werden von den Einnahmen der Munizipalkammern bestritten.

Zu Lissabon und Porto sind noch die besondern Vorkehrungen, daß jedem Administrator noch ein Delegado oder Bevollmächtigter beigegeben ist.

Kommissär des Kirchspiels.

Jede Junta des Kirchspiels hat ihren Kommissär, welcher von dem Administrator unter drei von der Junta vorgeschlagenen Männern gewählt und ernannt wird, so wie auch dessen Stellvertreter. Diese Ernennungen werden von dem Generaladministrator bestätigt. Der Administrator des Concelho darf dieselben von den Stellen suspendiren, wenn er es für nöthig erachtet, der Generaladministrator ertheilt ihnen aber die Dimission. Die Kommissäre erhalten weder Besoldungen noch Gratifikationen. Die Obliegenheit eines Kommissärs ist:

1) Ausübung der Befehle der Junta des Kirchspiels.

2) Ausübung der Verwaltungs-Angelegenheiten, welche ihm von dem Administrator aufgetragen werden.

3) Handhabung der öffentlichen Ruhe.

4) Rapporte an den Administrator über jeden sich in dem Kirchspiele ereignenden Vorfall.

Allgemeine Verfügungen.

Kein Administrator kann an der Ausübung seines Amtes durch eine Justizbehörde gehindert werden. Kein Administrativbeamter kann ohne Autorisation des Gouvernements wegen Amtshandlungen vor Gericht gezogen werden.

Jeder Verwaltungsbeamte kann denjenigen, der ihm bei Ausübung seines Amtes grob begegnet, arretiren lassen und dann der Justizbehörde zur Bestrafung übergeben.

Die Administrativbehörden können bei Ausübung ihres Amtes sowohl Nationalgarden als Linientruppen requiriren. Bei allen öffentlichen Feierlichkeiten haben die Administrationsbehörden den Vorrang.

Aus der Junta Geral des Distrikts wird von drei Mitgliedern derselben ein Distriktsrath gebildet, welcher den Administratoren die Rechnungen abzuhören hat und von dem nur an das Staatskonseil appellirt werden kann. (Letzteres existirt gegenwärtig nicht mehr.) Die Julgados sollen künftig wieder wie ehemals Comarcas heißen.

Dieses ist die gegenwärtig bestehende Organisation für diesen Verwaltungszweig, welcher ursprünglich von Don Pedro eingeführt, aber seitdem wieder mehrere Umgestaltungen erlitten hat und vielleicht noch manche neue wird erleiden müssen, denn mit jeder Umgestaltung der Regierungsform und des Ministeriums, rüttelt man auch an den einzelnen Zweigen der Staatsverwaltung. So hat die Administrativverwaltung seit vier Jahren schon drei Veränderungen erlitten. Zuerst stand sie nach französischem Zuschnitte unter Präfekten und Unterpräfekten; als man darauf einsah, daß diese französische Mode nicht für Portugiesen erfunden, theilte man die Verwaltung in Civil-Gouvernements, jedoch auch diese hatten nicht länger Bestand als bis zum Wiederaufleben der Konstitution von 1822, wo man dieselben in Generaladministrationen umwandelte.

(Schluß folgt.)

Franz Gérard.

(Nekrolog.)

Franz Gérard war der letzte jener vier berühmten Zöglinge, die dazu mitgewirkt haben, der vor 1792 gebildeten Schule Davids so vielen Glanz zu verleihen: Drouais, Girodet, Gros und Gérard. Obschon die Talente dieser vier Maler höchst verschieden sind, so lassen sich doch die praktischen Eigenschaften nicht verkennen, die sie mit einander gemein haben, und die augenscheinlich auf die erste Manier ihres Meisters zurückführen, in der dieser das Leichenbegängniß Hektors, den Tod des Sokrates und die Horacier malte.

Von den genannten vier Malern war Gérard der jüngste. Im Jahre 1770 zu Rom geboren, wo sein Vater, ein Franzose, eine Italienerin geheurathet hatte, wurde er noch sehr jung nach Paris geschickt, um dort die Malerkunst zu studiren, zu der er in noch jugendlichem Alter schon große Neigung zeigte. Er besuchte nach einander die Schulen Pajou's, eines sehr geschickten Bildhauers, und Brennets, eines damals sehr berühmten Malers, bei dem David selbst studirt hatte, bevor er noch Viens Anweisungen zu benutzen Gelegenheit hatte. Man säumte jedoch nicht, den jungen Gérard dem Maler anzuvertrauen, der der Kunst einen neuen Aufschwung gegeben hatte, und David wünschte sich Glück, einen jungen Mann von so glänzendem Talent zu seinen Schülern zu zählen. Drouais starb, und die Hoffnung der neuen Schule beruhte nun noch auf Girodet, Gros, Gérard und M. Fabre von Montpellier, der sich bald zurückzog, obschon er seiner Zeit so Rühmliches geleistet. Ein edler Wetteifer befeuerte die jungen Künstler selbst, als sie nur noch Schüler waren, und beseelte sie mit dem Eifer, Alles vorzüglich zu machen, der sich nie verläugnet hat.

Girodet und M. Fabre erhielten nach einander den großen Preis von Rom. Seltsam war es, daß Gérard, der eine eben so große Leichtigkeit der Komposition als der Ausführung besaß, seine Rivalen bei der Preisbewerbung nicht zu besiegen vermochte. Wenig vom Glück begünstigt, und genöthigt, auf eine ihm so nöthige Aufmunterung zu verzichten, kämpfte der junge Gérard muthig gegen seine Armuth, und verdoppelte seine Anstrengungen zu Vervollkommnung seines Talents.

Einige Porträts, bei denen der Maler die Stellung und das Kolorit mit einer ungewöhnlichen Zartheit behandelt hatte, machten große Wirkung auf das Publikum. Das erste Werk dieser Art war das Bildniß Isabey's des Vaters in ganzer Figur (seines Mitschülers bei David), der durch seine Miniaturporträts ebenfalls die Aufmerksamkeit der Liebhaber erregte.

Im Jahre 1795 stellte Gérard seinen Belisar und das Porträt der Dlle. Brongniart aus. Diese beiden so verschiedenartigen und doch so vollkommenen Arbeiten eines jungen Mannes von kaum 25 Jahren begründeten den Ruf des Künstlers. Es wird erzählt, daß er den Belisar nicht hätte für die Ausstellung verfertigen können, wenn sein vom Glück mehr begünstigter Gefährte Isabey das Bild nicht zum Voraus gekauft und bezahlt hätte, und daß dieser, nachdem er es theurer an den Mann gebracht, seinem Freunde Gérard den Ueberschuß zugestellt habe. Die gesellschaftlichen Verhältnisse waren damals durch die Revolution zerrüttet, und man hatte zu einer Zeit, wo das Privatvermögen so sehr gefährdet war und man oft der Lebensnothdurft entbehrte, natürlich wenig Lust zum Ankauf von Luxusgegenständen.

Alle diese Schwierigkeiten konnten Gérard jedoch nicht entmuthigen, und er führte für die nächste Ausstellung sein Gemälde Amor und Psyche aus. Vielleicht nie noch hatte der Künstler mit so viel Liebe gearbeitet als an diesem lieblichen Bilde. Die Köpfe und Hände von Amor und Psyche sind ganz vorzüglich, und das Ganze bietet, der Bemerkungen einiger allzu metaphysischen Kritiken ungeachtet, einen Anblick, der den Geist beschäftigt, ohne den Eindruck zu schwächen, den das Pittoreske und Anmuthige des Gemäldes hervorbringt.

Von dieser Zeit an (1797 bis 1798) bis dahin, wo Bonaparte als erster Konsul die Künste wieder zurückzuführen begann, hatte Gérard, so wie alle berühmten Künstler jener Zeit, nur wenig Gelegenheit zu würdiger Uebung seines Pinsels. Das Gemälde Amor und Psyche ward abermals von einem Künstler gekauft, dem Herrn Fontaine, und Herrn Breton, dem Sekretär des Instituts, die ihm 6000 Franken dafür gaben.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Der Präsident der geographischen Gesellschaft in London, Sir J. Barrow, hat jetzt derselben angezeigt, daß die Admiralität das Anerbieten der Lieutenants Grey und Lushington, eine Reise ins Innere von Australien zu unternehmen, angenommen habe und unterstützen werde.

Bei den neuen Aegyptiern gilt das Gähnen für sehr gefährlich, indem sie glauben, durch den offenen Mund könne der Teufel hineinspringen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 48.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 Februar 1837.

Die Depeschen des Herzogs von Wellington,
während seiner Feldzüge in Indien, Dänemark, Portugal, Spanien, den Niederlanden und Frankreich, von 1799 bis 1818.

Wir entheben aus Blackwoods Magazine nachstehenden mannichfach interessanten Eingang einer ziemlich weitläufigen Beurtheilung des obigen Werks, das gewiß jedem kriegsgeschichtlichen Werke der neuern Zeit an Umfang und Reichhaltigkeit an die Seite zu setzen ist.

„Bekanntlich wurde schon vor einiger Zeit die Herausgabe einer Sammlung der Depeschen Lord Wellingtons vorbereitet. Sechs Bände dieses Werkes sind bereits erschienen, und da die in denselben enthaltenen Dokumente nur bis zur letzten Hälfte des Jahres 1810 reichen, so ist zu vermuthen, daß zur Vollendung des ganzen Werkes wenigstens noch eine gleiche Bändezahl erforderlich sey. Obrist Gurwood, der Herausgeber, als einer der ausgezeichnetsten Offiziere seines Grads in der brittischen Armee bekannt, der unter Wellington zu der Stufe befördert wurde, auf der er jetzt steht, entledigte sich, wie leicht zu denken, seiner Aufgabe mit Liebe, und die bereits vorliegenden Bände beweisen, daß er derselben vollkommen gewachsen ist. Seine eigenen Beiträge zeichnen sich stets durch guten Geschmack und gesundes Urtheil aus, und die vorausgeschickte Einleitung über den Zustand Indiens zur Zeit von Wellingtons Ankunft, ist was sie seyn soll, — klar, gedrängt und faßlich.

„Obschon das Werk nur einfach als eine Sammlung von „Depeschen" angekündigt ist, so gibt doch dieser Titel nur einen uneigentlichen Begriff von seinem Inhalte, denn es umfaßt in der That nicht bloß Depeschen — das Wort in seiner gewöhnlichen Bedeutung genommen — sondern die ganze Masse von Lord Wellingtons auf den Staatsdienst bezüglichen Briefen, so weit diese bis jetzt zusammengebracht werden konnten. *) Von den in den vorliegenden Bänden enthaltenen sind natürlich mehrere offiziell, der größte Theil aber besteht aus Privatbriefen, in denen seine Meinung über vergangene Ereignisse mit einer Freimüthigkeit niedergelegt ist, wie sie sich nur in vertraulichen Mittheilungen an Freunde erwarten läßt. Es darf wohl nicht erst erwähnt werden, wie sehr diese von aller Zurückhaltung freie Offenheit ihr Interesse und ihren Werth erhöht. Mit großer Befriedigung sieht man das volle Vertrauen des Schreibers sich aufgethan, und findet sich oft in der Lage, seine Plane von ihrem Entstehen bis zu ihrer Ausführung verfolgen zu können. Man erfährt, wie er unter Umständen von hohem und besonderem Interesse schrieb, fühlte und handelte, und sieht sich in den Stand gesetzt, die fortschreitende Entwicklung jener Eigenschaften zu verfolgen, die ihm zu Erlangung der höchsten, einem brittischen Unterthanen erreichbaren Ehren und einem glänzenden europäischen Ruf führten. Für den Militär enthält das Werk höchst wichtigen Unterricht, den er in keinem andern Buch finden dürfte. Es wird hier das hehre Beispiel von hohen Talenten, hohen Zwecken gewidmet, von Muth in Gefahren, freiwillig erduldeter Entbehrung, überwundenen Schwierigkeiten, einer nie ermüdenden Thätigkeit und eines Eifers für seinen Stand finden, der nie der Ausübung seiner Pflichten erlag, mochten diese auch noch so lästig und beschwerlich seyn. Auch der Staatsmann wird die Zeit nicht als verloren beklagen, die er diesen Bänden widmet. Mögen seine Erwartungen seyn, welcher Art sie wollen, gewiß wird er die von Lord Wellington mit so großer Umsicht geleiteten Unterhandlungen, von den wichtigen und verwickelten Interessen, die er oft in Ordnung bringen oder beschützen mußte, und von den militärischen Operationen, die mit so feinen und umfassenden politischen Ansichten geleitet wurden, nicht lesen können, ohne seine Kenntnisse zu bereichern.

*) Vor Kurzem erst ist die Nachricht eingelaufen, daß Sir Frederic Adam drei Bände eigenhändiger Briefe des Herzogs in seiner Wohnung in Mysore aufgefunden hat. Diese Briefe umfassen den ganzen Zeitraum gleich nach der Uebernahme des Kommando's von Seringapatam im Jahre 1799 bis zu seiner Krankheit in Bombay 1801. Alle sind an den Obristen Barry Close gerichtet, und nur einer derselben ist gedruckt worden. Einige sind von höchstem Interesse, und alle zeugen, wie es heißt, von der Gewandtheit und den umfassenden Kenntnissen des Herzogs.

„Doch von allem dem abgesehen, und das Werk bloß als eine Sammlung historischer Dokumente zu Erläuterung höchst wichtiger und interessanter Ereignisse betrachtet, würde man seinen Werth nicht leicht überschätzen können. Die Geschichte im Allgemeinen kann sich nur mit Resultaten befassen, versucht sie weiter zu gehen, so ist die Wahrheit ihrer Schlüsse schwankend. Auf militärische Geschichte besonders läßt diese Wahrheit nach ihrer ganzen Ausdehnung sich anwenden. Die letztere erscheint in vielen Fällen als wenig mehr denn ein System hinreichender Vermuthungen. Selbst da, wo wir uns im Besitz eines genauen und authentischen Berichts von den Operationen zweier feindlichen Armeen befinden — was übrigens nur selten der Fall ist — können unsre Schlüsse hinsichtlich der Motive, durch welche dieselben herbeigeführt wurden, nur zu oft nicht anders als zweifelhaft und mangelhaft seyn. Die Entscheidungen eines Befehlshabers werden natürlich durch eine Menge vorübergehender Umstände bedingt, welche, als Geburten des Augenblicks, mit diesen spurlos verschwinden. Oft falsche Gerüchte, nicht eingetroffene Vorausberechnungen, an die niemand mehr denkt, und eine Menge kleiner, aber wichtiger Umstände, die nie zur Kenntniß des Geschichtschreibers gelangen, geben in vielen Fällen den einzigen Schlüssel, durch den die nähern Umstände eines Feldzugs befriedigende Erklärung finden können. Ohne diese zu kennen, bieten die Kriegsberichte nur eine mangelhafte Belehrung. Die Prämissen, von denen man ausgeht, sind natürlich unvollständig, und mithin läßt sich auch auf die logischen Deduktionen nur wenig Vertrauen setzen.

„Die zur Begründung eines richtigen Urtheils so wesentlichen nähern Umstände muß man jedoch nicht in den amtlichen Depeschen eines Generals suchen. Sie können nur aus seinen Privatberichten, wenn deren vorhanden sind, und aus seinen geheimen und vertraulichen Mittheilungen an die höhern Offiziere seiner Armee geschöpft werden. Sind wir nun im Besitz so werthvoller Materialien, so stehen wir, wie hier der Fall ist, auf einer Anhöhe, von der aus wir alle Kriegsereignisse übersehen, und sind im Stande über die Verdienste des Generals ein genaues Urtheil zu fällen.

„Es gibt jedoch wahrscheinlich nur sehr wenige Generale, die sich angelegen seyn lassen, daß die Welt einen Bericht erhalte, der so leicht als Waffe gegen sie gekehrt werden könnte. Selbst wenn ihre Operationen von glücklichem Erfolg begleitet waren, wissen doch viele Feldherrn sich mancher Irrthümer und unrichtiger Berechnungen schuldig, auf die sie die öffentliche Aufmerksamkeit nicht gern richten möchten. Für Militärs wenigstens wird die Behauptung nicht unglaublich seyn, daß Siege oft durch einen glücklichen Mißgriff errungen wurden, und daß Fehler auf der einen Seite durch noch größere auf der andern oft zum Glück ausschlugen. Unter solchen Umständen ist der Sieger natürlich so klug, seinen Ruhm schweigend hinzunehmen. Er schreibt keine Geschichte seiner Thaten, er veröffentlicht keine darauf Bezug habenden Dokumente und theilt keine nähern Umstände mit, um eine ungelegene Neugier zu befriedigen. Die durch einen Irrthum errungenen Lorbeeren hütet er sich wohl durch einen zweiten zu verscherzen. Seine Papiere werden daher verbrannt oder in den finstersten Winkel seines Bureau's vergraben, und er überläßt es der Welt, sich ein Urtheil über seine Dienste zu bilden und zwischen Verdienst und Glück zu unterscheiden, so gut sie kann. Unter solchen Umständen fällt die Entscheidung, wie sich erwarten läßt, zu seinen Gunsten aus. England verkündet seinen Ruhm, er empfängt den Dank des Parlaments, wird mit Sternen und Bändern beehrt, und wenn er zu seinen Vätern geht, wird ihm in der Paulskirche ein Monument gesetzt, auf dem ihn Chantrey in der Haltung eines majestätischen Kriegers an eine Kanone gelehnt, abbildet.

„Die eben entworfene Skizze streift zwar etwas an die Karikatur, indeß soll doch nichts weiter damit gesagt seyn, als daß, von welchen Gefahren auch immer solche Enthüllungen gewöhnlich begleitet zu seyn pflegen, wir dennoch durch das vorliegende Werk im Besitz aller Dokumente uns befinden, die zu Erläuterung des öffentlichen Lebens Wellingtons dienen können. Es muß als ein merkwürdiger und denkwürdiger Umstand betrachtet werden, daß der Mann, dessen aristokratische Verachtung gegen die Volksmeinung von jedem radikalen Blatt des Landes als Invektive gegen ihn benützt worden ist, sich hier freiwillig vor den Richterstuhl des Publikums stellt und sein Urtheil verlangt. Er sagt: „Im ersten Enthusiasmus des Sieges verliehet ihr dem Manne, durch den er errungen wurde, Ehrenbezeugungen; jetzt nach Jahren liefere ich euch die Mittel, zu entscheiden, ob ich diese Ehrenbezeugungen verdient habe." Es ist kein Grund vorhanden, weßhalb der endliche Ausspruch über die Dienste Wellingtons nicht erfolgen sollte. Er erkennt die Befugniß des Tribunals an. Es fordert die genaueste Untersuchung seiner Ansprüche. Beruht der Ruf, den er genießt, auf einem trüglichen, unhaltbaren Grunde, so hat er selbst Mittel genug geliefert, um die Täuschung zu enthüllen. Er unterwirft freiwillig jede Handlung seines öffentlichen Lebens der strengsten und schonungslosesten Prüfung. Er verlangt keine Schonung und will keine annehmen; er fordert nur das, was jedem Engländer bei der Geburt schon zufällt — Gerechtigkeit, und wer wollte Wellington versagen, was dem gemeinsten Verbrecher bewilligt wird?

(Schluß folgt.)

Bevölkerung, Eintheilung und Staatsverwaltung Portugals.

(Schluß.)

Rechtspflege in Portugal.

Nachdem wir einen kurzen Ueberblick der Administrativverwaltung gegeben, die früher mit der Rechtsverwaltung vereinigt war, soll nun auch über diese eine resumirte Notiz nachfolgen, da ebenfalls seit Don Miguels Vertreibung große Umgestaltungen mit derselben vorgenommen worden sind, Umgestaltungen, in welche das Volk sich noch immer nicht finden kann und die selbst vielen Justizbeamten die Köpfe verdrehen, daher denn Verwirrungen entstehen, die besonders für den armen Landmann drückend sind, der meistens gar nicht weiß, wo er sein Recht fin-

den soll. Vor der gegenwärtigen Umgestaltung wurde die Justiz in den Provinzen von Corregidores, Provedores, Juizes de Fora, Juizes ordinarios und Juizes de Vintena gehandhabt. Die ersten drei Beamten mußten die Rechte studirt haben, letztere waren Unstudirte. Jeder von diesen konnte Recht sprechen über das Mein und Dein bis zu dem Werthe einer gewissen vorgeschriebenen Summe, und von einem zum anderen in rückwärts schreitender Folge, wie sie hier angeführt sind, konnte appellirt werden. Betrug der Gegenstand größere Summen, als worüber diese Beamten Recht sprechen konnten, so machte man die Klage gleich bei den oberen Gerichten anhängig. Von diesen war die Mesa do Desembargo do Paço (Oberhofgericht) das oberste Gericht in letzter Instanz. Darauf kam die Casa da Supplicaçao (Appellations-Gericht) in Lissabon und die Casa da Relaçao (Obergericht) in Porto.

Für die geistliche Gerichtsbarkeit existirte:

Die Mesa da Consciencia e ordems (das Gewissens-Tribunal).
Die Curia Patriacal (Gerichtshof des Patriarchen).
Die Nunciatura apostolica (päpstliche Nunciatur).
Die Junta für weltliche Verbesserung der Geistlichen.
Die Junta da bulla da cruzada (die Kreuzbulle).
Die Inquisitionen von Lissabon, Coimbra und Evora.

Von diesen obersten Gerichten sind gegenwärtig viele aufgehoben worden. Die Mesa do desembargo do Paço, welche eigentlich nur ein bloßes Gnaden-Tribunal war, wurde dadurch überflüssig, daß gegenwärtig niemand mehr Gnade, sondern nur sein Recht suchen soll. Statt dieses Tribunals wurde ein Supremo tribunal da justiça (oberstes Justiz-Tribunal) errichtet, welches bloß über die Rechtsformen wacht und folglich dem Cour de Cassation der Franzosen gleich kommt.

Die Casa da Supplicaçao in Lissabon wurde in Casa da Relaçao umgewandelt, die der Relaçao in Porto blieb bestehend. Ist nun bei einem dieser beiden Tribunale ein Bescheid erfolgt; so werden die Akten, wenn einer oder der andere der Betheiligten mit demselben nicht zufrieden ist, an das oberste Tribunal geschickt, um über die Gültigkeit zu entscheiden. Erkennt dieses den Bescheid für ungültig, so übergibt man die Akten nicht wieder an dieselbe Relaçao, welche den Bescheid gegeben hat, zurück, sondern sie werden der anderen Relaçao zugeschickt, um einen neuen Bescheid zu geben. Die Untergerichte in den Provinzen wurden alle aufgehoben und dahin umgestaltet, daß man 130 Justizrichter (Juizes do direito) ernannte, mit eben so vielen Unter-Staatsanwälten, welche bei allen Rechtsstreiten das Staatsinteresse wahren sollen, und das Gericht der Jury installirter. Diesen beiden Beamten sind Escrivaos (Gerichtsschreiber) Alcaides und Meirinhos (Gerichtsdiener verschiedenen Rangs) beigegeben, eine Klasse von Menschen, die sonst den größten Druck auf den Landmann ausübte und sich alle Schändlichkeiten erlaubte. Wahrscheinlich werden sie bei der neuen Einrichtung der Dinge ihre Race nicht verläugnen. Was dem Landmann bei dieser Neuerung aber besonders den größten Nachtheil bringt, ist die Abschaffung der Dorfrichter oder der Juizes ordinarios und da Vintena, die so manchen kleinen Streit, (denn bei armen Bauern handelt sichs nur um Kleinigkeiten) sogleich schlichten konnten, und jetzt müssen diese Leute oft Meilen weit gehen, um bei dem Juiz do direito Recht zu suchen. Ehe sie sich nun dazu entschließen, so ziehen viele vor, sich selbst Recht zu verschaffen, und da gilt denn das Recht des Stärkeren, was zu tausend Unordnungen führt.

Die geistliche Gerichtsbarkeit hat ebenfalls viele Abänderungen erlitten.

Die Mesa da Consciencia e Ordems, das Gewissens-Tribunal, in welchem so oft gewissenlos gehandelt wurde, ist abgeschafft, eben so auch die apostolische Nunciatur und seit 1822 schon die Inquisitionsgerichte. Die Junta für zeitliche Verbesserungen der Ordensgeistlichen wurde durch D. Miguel aufgehoben, von D. Pedro aber wieder eingesetzt; später aber als die Klöster aufgehoben wurden, löste sich dieselbe von selbst auf. Einzig existirt nur noch die Curia Patriarcal, die bloß noch in geistlichen und kirchlichen Angelegenheiten zu entscheiden hat; und die Junta da bulla da St. Cruzada, welche Ablaßkrämerei zu besorgen hat, und die man aus zweierlei Ursachen noch nicht abzuschaffen wagte, 1) weil es eine päpstliche Institution ist, die mit dem katholischen Glauben in so enger Verbindung steht, und 2) weil dieser Ablaßverkauf doch noch ein beträchtliches Staatseinkommen ist, welches man jetzt nicht entbehren kann.

Chronik der Reisen.

Hamiltons Reise von Amasia nach Angora.

Ungefähr 40 Meilen westlich von Amasia liegt die große und sonst unbekannte Stadt Tschorum, mitten auf einer weiten Ebene, durch die ein kleiner Fluß gegen Süden strömt, und später in den Iris fällt. Auf einem niedern Hügel gegen Südosten von der Stadt sind die Ueberreste eines viereckigen von Sultan Murad erbauten Schlosses, in dessen Mauern sich zahlreiche griechische Inschriften, namentlich Grabinschriften aus den christlichen Zeiten, so wie eine Menge Säulenfragmente befinden. Tschorum ist von bigotten Moslems bewohnt, und kaum findet sich ein Grieche oder Armenier an diesem Orte, wo vielleicht wegen der einsamen Lage nie ein Franke sich blicken ließ. — Die Lage von Karaisa ist malerisch, in der Mitte einer hohen undulirenden Ebene, die in einiger Entfernung von niedern Bergen umgeben ist; in der Nähe erhebt sich ein schwarzer Felsen schroff und steil auf 3 bis 400 Fuß über die Ebene. Die Ruinen an seinem Fuße deuten das Daseyn einer alten, wahrscheinlich türkischen Stadt an. In einem benachbarten Dorfe fand Herr Hamilton einige bisher unbeschriebene Ueberreste eines Stadt- oder Tempelthores mit etwa 40 Fuß Mauer auf jeder Seite; viele der großen Steine sind mit ausgehauenen Figuren von Kindern, Vieh, Ungeheuern u. dgl. bedeckt. Jazgat, 10 Stunden südlich von Tschorum, ist eine neuere Stadt, die vor etwa 80 Jahren von dem Vater des berühmten Tschapan Oglu gegründet wurde. Etwa 6 Stunden nordwestlich von diesem Orte liegen die berühmten Ruinen von Bogbaz Keui, welche Herr Texier in den letzten zwei Jahren entdeckte. Herr Hamilton sagt: „Das neue Dorf liegt am Ausgang eines engen Defilees und am Fuße steiler Kalksteinberge, welche im Süden und Osten die große reiche Ebene begränzen. Zwischen diesem Dorf und dem Defilé am Abhang der Berge liegen die Trümmer der alten Stadt,

mächtige Marmorblöcke an verschiedenen Stellen und auf dem Gipfel eines dahinter liegenden Bergs sind die Trümmer einer befestigten Citadelle. Die Ruine, welches alles Andere in Schatten stellt, ist der Grundriß eines prächtigen und riesenhaften Tempels, der wohl kein anderer seyn kann, als der von Strabo erwähnte Jupitertempel; er ist 219 Fuß lang und 140 breit. Der andere interessante Gegenstand hier ist ein auf den Felsen, wo ein mächtiger Steinbruch gewesen zu seyn scheint, eingehauenes Basrelief. Es ist ein sehr merkwürdiger Ueberrest des Alterthums, und ich bin geneigt zu glauben, daß es die Zusammenkunft zweier Könige, wahrscheinlich der Könige von Persien und Lydien, darstellt." Herr Hamilton läßt sich dann auf eine nähere Untersuchung ein, welche alte Stadt auf der Stelle der Ruinen von Boghaz Keui gestanden habe, und nimmt keinen Anstand, sich für Tavium auszusprechen, namentlich auch, weil er glaubt, daß seine Lage mit den in den alten Itinerarien angegebenen Entfernungen übereinstimme.

Franz Gérard.

(Schluß.)

Da Gérard, alles Erfolgs ungeachtet, den seine Arbeiten im Publikum fanden, sich dennoch fortwährend in ärmlichen Umständen befand, so sah er sich genöthigt, sein Talent an Arbeiten von untergeordneter Art zu verschwenden, ein Schicksal, das er mit den meisten berühmten Malern jener Zeit theilte. Er zeichnete Vignetten zu dem bei Didot herausgekommenen Virgil und Racine. Die einzige größere Arbeit, welche Gérard damals ausführte, war sein für Malmaison bestimmter Ossian; doch ist dieses Gemälde, in welchem der gewandte Kompositeur nicht zu verkennen ist, nicht viel mehr als eine vollendete Skizze.

Gérard besaß einen sehr gebildeten Geist, Geschmack an den Wissenschaften und Vorliebe für Musik, was sicher nicht wenig zu dem Glück beitrug, das er im reifern Mannesalter machte. Der Ruf, dessen Gérard unter der Regierung Napoleons als Porträtmaler genoß, ist bekannt, und besonders waren es die Porträts der Dlle. Brongniart und des Generals Moreau, die ihm einen Namen machten.

Gérard war ein ächter Künstler; kaum hatte er sein Glück begründet, als er auch schon seine Studien wieder aufnahm, die er seit Vollendung seiner Psyche hatte vernachlässigen müssen. Zur Ausstellung von 1808 sandte er außer zwölf Porträts auch sein Gemälde der vier Menschenalter. Im Jahre 1810 sah man abermals vierzehn Porträts von seiner Hand und eines seiner schönsten Gemälde, die Schlacht von Austerlitz. Das letztere war ursprünglich für den Plafond des Staatsraths in den Tuilerien bestimmt; da jedoch der Künstler mit Recht vermuthete, daß man von einer so wenig zweckmäßigen Bestimmung zurückkommen werde, so richtete er sein Gemälde so ein, daß es senkrecht aufgestellt werden konnte.

Die Kupferstiche, welche nach demselben verfertigt wurden, sind zu verbreitet, als daß es einer Beschreibung des Gemäldes bedürfte. Bis zum Jahre 1815 vollendete Gérard eine Menge von Porträts; er malte fast alle Souveräne Europa's *) und unter andern das Bildniß Ludwigs XVIII. Im Jahre 1817 aber trat der Künstler abermals als Historienmaler auf, indem er seinen Einzug Heinrichs IV zur Ausstellung sandte. In dieser großen Komposition fand sich alle Gelegenheit, das hohe Talent des Künstlers zu würdigen, denn nur wenige dürften bei solcher Mannichfaltigkeit gleich sinnige und geschmackvolle Anordnung bieten. Der Kupferstich, dieser Probierstein der Malerwerke, hat die Trefflichkeit des Gemäldes zweimal bewährt, und wenn die Nachbildung Taschi's die Zierde aller Kabinette ist, so bieten die Köpfe des von M. F. Gérard gefertigten Kupferstichs ein treffliches Studium für Schüler.

*) Eine Schilderung und Beurtheilung von mehreren derselben findet sich in Goethe's Werken.

Im Jahre 1822 stellte Gérard seine Corinna, 1824 seinen Philipp V, nebst Daphne und Chloe und endlich 1827 die Salbung Karls X zum König aus.

Außer der großen Menge von Porträts hat der Künstler, der bloß von seinem Pinsel lebte, noch ein Bild, die Pest zu Marseille vorstellend, und Ludwig Philipp im Stadthause vollendet, und fortwährend an den Gemälden der vier Strebebögen in der Kirche der heiligen Genofeva gearbeitet.

Sein Belisar, seine Psyche, die Schlacht von Austerlitz und der Einzug Heinrichs IV gehören zu den ausgezeichneten Schöpfungen, die Gérard seine Stelle unter der kleinen Zahl der großen Maler der französischen Schule anweisen. Eben so wie die genannten Gemälde wurden auch mehrere Porträts des Künstlers durch den Kupferstich vervielfältigt; das des Fürsten Talleyrand, von Desnoyers gestochen, wird stets ein Werk ersten Ranges in seiner Art bleiben.

Franz Gérard, der in seiner Jugend mit so großer Ausdauer gegen die Armuth kämpfte, hat den Lohn seines Fleißes geerntet. Er ward einer der größten Maler seiner Zeit, und das Glück lächelte seinem Streben. Er wurde zum Baron erhoben, zum Offizier der Ehrenlegion ernannt, erhielt den Orden des heiligen Michael, ward Mitglied des Instituts von Frankreich, Professor der königlichen Schule der schönen Künste, Mitglied des Instituts von Holland und der Akademien von Wien, Berlin, München, Kopenhagen, Turin, Mailand und St. Lukas zu Rom. Von allen Beweisen von Achtung, die er erhielt, mußte ihm jedoch keiner schmeichelhafter seyn, als die Menge von Freunden, Künstlern und ausgezeichneten Personen jedes Standes, die aus allen Welttheilen sich in seinem Hause versammelten, und sich glücklich und geehrt fühlten, wenn sie dort Aufnahme fanden. Alle Freunde der Künste und Wissenschaften mußten sich schmerzlich berührt fühlen, wenn sie hören, daß diese wöchentlichen Versammlungen, wo man in einer Stunde von allem Nachricht erhielt, was in der gelehrten Welt vorging, aufgehört haben, weil der, der ihnen auf so ausgezeichnete und liebenswürdige Weise vorstand, aufgehört hat zu seyn.

Seit einigen Jahren schon war die Gesundheit Gérards leidend. Ein Augenübel, an dem er öfter litt, hatte sein Gesicht geschwächt, und auch seine Hände waren etwas gelähmt. Die Ursache seines Todes hatte jedoch nichts mit diesen Leiden gemein; am 8ten Januar d. J. Abends von einem bösartigen Fieber befallen, erlag er dieser Krankheit schon am 11ten Januar.

Man war lange über den Umfang der Korrespondenz zwischen England und Indien im Dunkeln, jetzt weiß man aus offiziellen Rechnungen, daß im Durchschnitt jährlich 83,189 Briefe nach Calcutta, 51,506 nach Madras, 50,000 nach Bombay und 6505 nach Ceylon gehen. Dagegen gehen ab von Calcutta 72,597, von Madras 40,614, von Bombay 24,000. Wie viel von Ceylon abgehen, weiß man nicht, doch muß sich ihre Zahl nothwendig auf mehrere Tausende belaufen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 49.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 Februar 1837.

Das neuere Aegypten.

Aberglauben.

Die Araber sind ein sehr abergläubisches Volk, und die ägyptischen am meisten; manche ihrer abergläubischen Meinungen bilden einen Theil ihrer Religion, da sie durch den Koran bestätigt sind, und unter diesen ist eine der hervorstechendsten der Glaube an die Dschinn *) oder Genien. Die Dschinns sind präadamitischen Ursprungs, eine Mittelklasse zwischen Engeln und Menschen, erschaffen aus Feuer, und fähig, die Gestalt von Menschen, Thieren und Ungeheuern anzunehmen, oder auch nach Gefallen sich unsichtbar zu machen. Sie essen und trinken, pflanzen sich fort wie Menschen, oder auch manchmal mit Menschen, und sind sterblich, obwohl sie gewöhnlich viele Jahrhunderte hindurch leben; ihr Hauptaufenthalt ist im Gebirge Kaf, das der gewöhnlichen Meinung nach die ganze Welt umgibt. Einige derselben glauben an Muhammed, andere sind Ungläubige. Die Araber fürchten beide Klassen, und hegen für die ersten eine ungemein hohe Achtung. Es ist eine gewöhnliche Sitte, wenn Wasser oder sonst etwas auf den Boden ausgegossen wird, das Wort Destur (Verzeihung) auszusprechen, d. h. irgend einen Dschinni, der sich vielleicht gerade da befindet, um Verzeihung zu bitten, denn man glaubt, daß die Dschinn den festen Boden der Erde sowohl als das Firmament durchdringen können. Diese Sitte erklärt die Erzählung in Tausend und eine Nacht, der zufolge ein Kaufmann einen Dschinni getödtet haben soll, indem er den Stein einer eben gegessenen Dattel bei Seite warf. In derselben Erzählung und in andern der gleichen Sammlung wird von einem Dschinni gesagt, er habe sich in einem Wirbelwind von Sand und Staub genähert, und es ist der allgemeine Glaube der ägyptischen Araber, daß der Zoba'ah oder Wirbelwind, der den Sand oder Staub in Form einer ungeheuren Säule emportreibt, und den man so oft über die Felder und Wiesen dieses Landes hinstreichen sieht, durch die Flucht eines dieser Wesen veranlaßt werde. Ein Zauberwort wird gewöhnlich von den Aegyptiern ausgesprochen, um dem Zoba'ah, wenn er sich ihnen zu nähern scheint, abzuwenden: einige rufen aus: Eisen, du Unglück! da man glaubt, daß die Genien eine große Furcht vor diesem Metall haben; andere bemühen sich, das Ungeheuer durch den Ausruf: Gott ist groß! wegzutreiben. Was wir eine Sternschnuppe nennen (Schihab bei den Arabern), wird für einen Pfeil gehalten, den Gott nach einem bösen Dschinn schießt, und die Aegyptier rufen daher, wenn sie es sehen, aus: Möge Gott den Feind des Glaubens durchbohren! Die bösen Dschinn werden gewöhnlich Efrits genannt, und ein Moslim muß an das Daseyn derselben glauben, weil im Koran die Worte stehen: Ein Efrit unter den Dschinn antwortete. Gewöhnlich glaubt man, daß sie sich von den andern Dschinn durch große Macht und Bösartigkeit auszeichnen, im übrigen aber ähnlicher Art seyen.

Mit der Geschichte der Dschinn hängen eine Menge Fabeln zusammen, von denen der Koran nichts weiß, und die deßhalb nur unter den Unwissendern allgemeinen Glauben finden. Diesen Fabeln zufolge war die Erde vor Adam von Wesen bevölkert, welche sich von den Menschen in Gestalt unterschieden und weit mächtiger waren, und vierzig, oder nach Andern zwei und siebzig präadamitische Könige, die alle den Namen Suleiman (Salomo) trugen, regierten nacheinander über sie. Der letzte dieser Suleimans hieß Gan Ibn Gan, und von ihm sollen die Dschinn, welche auch Gan genannt werden, ihren Namen haben. Nach Einigen sind die Dschinn eines und dasselbe mit diesem präadamitischen Geschlecht, nach Andern aber sind sie ganz verschiedene Wesen, und wurden von demselben unterjocht.

Man glaubt, die Dschinn nehmen oft die Gestalt von Katzen, Hunden und andern Thieren an, und behielten sie immer bei. Der Scheikh Khalil-el-Medabighi, einer der berühmtesten Ulemas Aegyptens, und Verfasser mehrerer Werke über verschiedene Wissenschaften, der erst vor wenigen Jahren in einem hohen Alter starb, pflegte folgende Anekdote zu erzählen: Er hatte eine schwarze Katze, welche stets am Fuße des Moskito-Vorhangs schlief. Einst um Mitternacht hörte er an der Thüre seines Hauses pochen, und seine Katze ging hin, öffnete den

*) Wir wollen hier ein für allemal bemerken, daß der Buchstabe, welchen die meisten arabisch redenden Völker Dsch aussprechen, ursprünglich ein G ist, und auch in einem Theile Aegyptens und dem südlichen Arabien noch jetzt so ausgesprochen wird.

Vorhang seines Fensters, und rief: Wer ist da? Eine Stimme antwortete: „Ich bin N. N. (hier nannte sie einen seltsamen Namen), der Dschinni, öffne die Thüre." — Ueber dem Schloß, sagte des Scheikhs Katze, wurde der Name (Gottes) ausgesprochen. *) — „So wirf mir, sagte der Andere, zwei Kuchen Brod herunter." — „Ueber dem Brodkorb, antwortete die Katze an dem Fenster, „wurde der Name ausgesprochen." — „Gut, sagte der Fremde, so gib mir wenigstens Wasser zu trinken."— Er erhielt aber zur Antwort, auch der Wasserkrug sey auf dieselbe Weise besprochen, und fragte, was er thun solle, da er vor Durst und Hunger beinahe umkomme; die Katze des Scheikhs sagte ihm, er solle nur an die Thüre des nächsten Hauses gehen, ging selbst dahin, öffnete die Thüre, und kehrte bald darauf zurück. Am nächsten Morgen ging der Scheikh von seiner bisher befolgten Gewohnheit auf einmal ab, und gab seiner Katze statt eines kleinen Stücks wie sonst, sein halbes Frühstück, und sagte sodann: „O meine Katze, du weißt, daß ich ein armer Mann bin, so bring mir denn ein wenig Gold;" nach diesen Worten verschwand die Katze augenblicklich, und er sah sie nicht wieder. So lächerlich Geschichten dieser Art in der That eigentlich sind, so ist es doch unmöglich, einen richtigen Begriff von den Meinungen dieses Volks zu geben, ohne einige dergleichen mitzutheilen.

Ein merkwürdiger Ueberrest altägyptischen Aberglaubens muß hier erwähnt werden. Dem allgemeinen Glauben zufolge hat jedes Quartier von Cairo seinen besondern Schutzgeist oder Agathodämon, welcher die Form einer Schlange hat. Die alten Gräber Aegyptens und die dunkeln Gänge der Tempel sind nach der Meinung des Volks von Efrits bewohnt, und viele sind daher um keinen Preis zu bewegen, Pyramiden und andere Gebäude der Art zu betreten. Viele Araber schreiben die Erbauung der Pyramiden und aller übrigen staunenswerthen Denkmale des ägyptischen Alterthums dem Genienkönig Gan Ibn Gan zu, da sie es für unmöglich halten, daß Menschenhände sie erbaut haben sollten.

Der Ausdruck Efrit bezeichnet zwar in der Regel einen bösen Dschinn, aber die Geister der Todten werden eben so genannt, viele abgeschmackte Geschichten von ihnen erzählt, und groß ist die Furcht, die sie einflößen. Das Daseyn von Ghuls wird von den neuern Aegyptiern so wie bei mehrern andern Nationen des Orients allgemein geglaubt. Diese Wesen sollen in der Gestalt verschiedener Thiere, so wie auch als Ungeheuer mannichfacher Art erscheinen, Begräbnißplätze und andere abgelegene Orte besuchen, sich von Leichen nähren, und jeden Menschen, der das Unglück hat, in ihre Gewalt zu fallen, tödten und verzehren. Daher werden im Allgemeinen auch Menschenfresser überhaupt gleichfalls Ghul genannt.

*) Es ist die Sitte vieler Fukhaha, d. h. gelehrten und frommen Personen, und mancher andern, beim Verschließen einer Thüre, beim Bedecken des Brods, beim Ablegen der Kleider in der Nacht, das Bismillah zu sagen, d. h. die Worte auszusprechen: Im Namen des barmherzigen und gnädigen Gottes; dadurch glauben sie ihr Eigenthum gegen die Dschinn zu schützen.

Daß solche Phantasiegebilde sich bei einem so unwissenden Volke finden, darf freilich nicht in Erstaunen setzen, aber die Aegyptier bezeugen nicht bloß diesen eingebildeten Wesen eine abergläubische Verehrung, sondern auch manchen Menschen, und darunter oft denjenigen, die eine solche Verehrung am wenigsten verdienen. Ein Blödsinniger oder ein Narr gilt gewöhnlich für einen Menschen, dessen Seele im Himmel ist, während seine gröbern Theile noch unter den gewöhnlichen Sterblichen verkehren: er wird demnach als ein besonderer Liebling des Himmels angesehen. Was ein solch angeblicher Heiliger auch für Abscheulichkeiten begehen mag, sein Ruf als Heiliger leidet nicht darunter, denn da seine Seele oder sein Verstandesvermögen ganz in Andacht versunken ist, so sind seine Leidenschaften zügellos. Wahnsinnige, welche der Gesellschaft gefährlich sind, werden eingesperrt, die aber, welche harmlos sind, gelten insgemein als Heilige, und die meisten angeblichen Heiligen Aegyptens sind Wahnsinnige, Blödsinnige oder Betrüger, welche oft durch das widersinnigste Benehmen Aufmerksamkeit zu erwecken suchen: die einen sieht man in einem aus vielfarbigen Tuchstücken bestehenden Rock, Dilk genannt, mit einem zerrissenen Turban und einem Stock, an dem vielfarbige Tuchstücke hängen; andere essen Stroh oder eine Mischung von geschnittenem Stroh und zerbrochenem Glas. Leute dieser Art leben von Almosen, die sie oft, ohne darum zu bitten, erhalten. Ein solcher angeblicher Heiliger wird gewöhnlich Scheikh, Murabit oder Weli genannt. Die letztere Benennung paßt eigentlich nur auf einen hochstehenden und sehr frommen Heiligen, und bedeutet einen Liebling des Himmels, aber dieser Titel wird so oft angeblichen Blödsinnigen gegeben, daß man jetzt manchmal im Scherz einen Einfaltspinsel einen Weli nennt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Depeschen des Herzogs von Wellington, während seiner Feldzüge in Indien, Dänemark, Portugal, Spanien, den Niederlanden und Frankreich, von 1799 bis 1818.

(Schluß.)

Unbegreiflich ist es, daß eine solche Aufforderung zur Beurtheilung seines ganzen militärischen Lebens von einem Manne ausgeht, der bereits am Abend seines Lebens steht, der mit Ehrenbezeugungen überschüttet, mit Beifall gesättigt ist, wie nicht leicht jemand vor ihm; dem kein Ehrgeiz mehr zu befriedigen übrig ist, das stolze Bewußtseyn ausgenommen, daß sein vergangenes Leben nichts enthält, was der Beschönigung oder Verhehlung bedürfte. Noch kein Mann war so wie er der Gegenstand boshafter Schmähung. Der Pöbel hat sein Leben bedroht und pöbelhafte Redner haben seine Grundsätze und seinen Charakter angegriffen. Und was ist seine Antwort? Die stolzeste, die noch je ein großer Mann seinen Verleumdern gab: er legt den Bericht seiner Dienste vor, enthüllt jeden nähern damit in Verbindung stehenden Umstand und bringt jede Verhandlung, an

des er Theil genommen, an das offene Tageslicht, damit sie von jedermann in allen ihren Schattirungen und Verhältnissen durchschaut werden können. Dieß ist Wellingtons Antwort; wie edel benimmt sich der Mann!

Das Werk hätte sehr angemessen den Titel führen können: „Denkwürdigkeiten aus dem öffentlichen Leben Lord Wellingtons," denn aus seinem Inhalt ließ sich eine authentischere und genauere Biographie zusammensetzen, als wir je eine von irgend einem andern Staatsmann oder Krieger zu besitzen hoffen dürfen. Es gibt keinen Mann, dessen Leben so vollkommen historisch, so durch und durch und unzertrennlich mit allen großen Ereignissen seiner Zeit verwoben wäre, als das Wellingtons. Die ihm zugefallene Rolle war nicht nur immer groß, sondern sie wurde auch stets auf einer großen Bühne gespielt. Der Leser hat daher im Verfolg seiner Laufbahn nicht durch eine Masse uninteressanter Einzelnheiten sich zu winden, wie dieß gewöhnlich der Fall ist, wenn man den Stufengang des untergeordneten Verdienstes zu Auszeichnung und Belohnung verfolgt. Seiner edlen Geburt und dem politischen Einfluß seiner Freunde hatte Wellington vielleicht zuerst die Gelegenheit sich auszuzeichnen, zu verdanken; allein die Art, wie er diese Gelegenheit benützte, kömmt allein auf seine Rechnung. Talente, wie Wellington sie besitzt, mußten den, der sie zu benützen verstand, stets zu hoher Auszeichnung führen. Aber selbst im Beginn seiner Laufbahn verdankte er der Gönnerschaft nicht mehr als der Bildhauer, der ein hohes Kunstwerk ausführt. Der Marmor kann von andern gefunden werden, aber nur der Geschicklichkeit und dem Genie des Künstlers verdanken wir die Statue.

Hätte Wellington der großen Eigenschaften ermangelt, die ihn zur Auszeichnung erhoben, kein Familieneinfluß wäre mächtig genug gewesen, ihn in den hohen und schwierigen Stellungen zu erhalten, die er nach einander behauptete. Die auf dem Spiele stehenden Interessen waren zu wichtig, als daß man sie hätte vernachlässigen können, und die gewissen Folgen eines Fehlschlags zu unheildrohend, als daß man die größte Macht Händen hätte anvertrauen können, die unfähig gewesen wären, sie mit Erfolg zu gebrauchen. Lord Wellington kam im Augenblick einer großen Krise nach Indien. Das Schicksal aller brittischen Besitzungen daselbst hing von dem Ausgang des Kriegs in Mysore ab. Unter den Mächten des Landes entdeckte Lord Wellesley nur erbitterte Feinde und laue Verbündete, bereit, beim ersten Anschein eines Unglücks und beim ersten Zeichen von Schwäche Feinde zu werden. Dieß waren die politischen Umstände, unter denen das öffentliche Leben Lord Wellingtons begann. Zu Entwicklung von Talenten wie die seinigen waren sie allerdings günstig, nicht aber für Beförderung ungeschickter Mittelmäßigkeit. Die letztere gedeiht meist nur in ruhigen Zeiten und an geschützten Orten und entfaltet ihre kleinen Blüthen nur im Sonnenschein. Auf dem Gipfel eines Berges werden sie vom ersten Sturm entwurzelt.

Des unbestreitbaren Interesses und der Wichtigkeit des Werks ungeachtet, läßt sich doch kaum erwarten, daß es — nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch — populär werde. Um seinen Inhalt zu verstehen, und die Schlüsse daraus zu ziehen, zu denen es führt, muß der Leser bedeutende Kenntnisse besitzen. Er muß die Geographie des Kriegsschauplatzes inne haben, dessen Schwierigkeiten und Hülfsmittel und die Stellungen der verschiedenen Armeekorps gegen einander kennen. Alle auf militärische Bewegungen bezüglichen Stellen in den Depeschen setzen natürlich diese Kenntniß bei dem Leser voraus, und es ist mithin unmöglich ein richtiges Urtheil zu fällen, wenn man die Umstände, unter denen jene Depeschen geschrieben wurden, nicht genau kennt.

Sich so umfassende Belehrung verschaffen und die zahllosen Einzelnheiten stets gegenwärtig haben, welche sich der Aufmerksamkeit beim Lesen dieser Bände aufdringen, ist ein Unternehmen, das nur wenigen leicht fallen, bei vielen aber mehr Arbeit erfordern würde, als sie Zeit haben darauf zu verwenden. Zudem ist das Werk bändereich und kostbar, und es läßt sich deßhalb, obschon der Verfasser sowohl als der Gegenstand es eines Platzes in jeder Bibliothek würdig machen, nicht erwarten, daß sein Inhalt unter dem großen stets sich mehrenden lesenden Publikum weit verbreitet werde.

Chronik der Reisen.

Reise von Nischa *) nach Widdin und Besteigung des Rtanj mit dem Fürsten Milosch, von A. Boué. **)

Als Beispiel der Art, wie man in der Türkei zu reisen pflegt, theile ich Ihnen einige Bruchstücke aus meiner Reise mit. Nachdem wir einen herrlichen Tag in der großen Stadt Nischa mit aller türkischen Bequemlichkeit zugebracht hatten, schlug ich den Weg nach Widdin ein, und zwar nur von meinem muntern, treuen Georg begleitet.

Wir kamen über die Brücke von Nissava, der Citadelle gegenüber, gingen längs der letztern hin, durch die äußern Pallisaden, und erreichten endlich, nachdem wir die langen Vorstädte durchwandert hatten, das freie Feld. Ich warf noch einen Blick rückwärts auf die Festung und auf das viereckige Monument, in dessen Mörtel wenigstens 5 oder 400 serbische Schädel eingefügt sind. Dieses letztere befindet sich auf dem linken Ufer des Flusses, etwa zehn Minuten von den Vorstädten, auf der Straße nach Sophia; die boshaften Bulgaren schlagen täglich mehr Schädel los. Die Citadelle, die beste, die ich in der Türkei noch gesehen, hat hohe Wälle, mit sechs- oder achteckigen Bastionen, oberhalb mit Räumlichkeiten für die Kanonen und die türkischen Wachen, die fast wie Gartenhäuschen aussehen. Diese kleine Festung beherrscht die Stadt und die Ebene, und die erstere hat noch Ueberreste von niedrigen Wällen von Erde, und Bastionen für Kanonen an den Thoren. Die Ebene von Nischa ist sehr fruchtbar und gut mit Getreide und Mais angebaut. Da weder ich noch mein Georg den Weg wußten, so verirrten wir uns, wurden jedoch von fröhlichen Schnittern bald wieder zurechtgewiesen. Wir näherten uns niedern Gebirgen, auf denen mehrere bulgarische Dörfer zerstreut liegen, die sich mit ihren Kirchthürmen und Weingärten von fern recht artig ausnehmen. Nach zurückgelegtem Weg von vier Stunden kamen wir endlich an die serbische Gränze, wo man

*) Gewöhnlich Nissa geschrieben, aber nach böhmisch-slawischer Schreibart, wo das ſſ wie sch gesprochen wird.

**) Aus einem Schreiben an die Redaktion des Echo du Monde Savant.

nach unsern Pässen fragte. Da ich den meinigen in meinem Felleisen hatte, so versicherte Georg, daß ich dem Fürsten Milosch persönlich bekannt sey, und so ließ man mich passiren. Wir kamen dann durch kleine Gehölze bis an den kleinen Timok hinab, an dessen Ufer wir ein kleines Wirthshaus fanden. Dann stiegen wir auf gutem Weg zu einer kahlen Hochebene von Jura- und Muschelkalk empor, die wir ganz zurücklegten, und dann auf die höchsten, bewaldeten Punkte gelangten. Nirgends war eine Wohnung zu sehen, obschon wir von fern einige Schafe oder Ziegen erblickten. In diesen Eichenwäldern stießen wir plötzlich auf eine Karawane walachischer Wagen mit Steinsalz in viereckigen Stücken beladen. Die Fuhrleute, mit großen haarigen Mützen von Schaffell und in weißes Tuch und ähnliche Felle gekleidet, hatten ihre Pferde und Ochsen ausgespannt und ließen sie frei umherlaufen. Ein wenig weiter öffnete sich die Aussicht auf die unermeßlichen walachischen Ebenen, während im Norden des Timok gebirgiges Bassin aus Molasse sich ausbreitete, und im Süden, aus weiter Ferne, die letzten Widerlagen des großen Balkan sichtbar wurden. Gegen Südwesten waren die der Länge nach fortlaufenden, von Nordwest nach Südost streichenden Furchen deutlich sichtbar, die der bulgarische Jura zwischen Nischa und Sophia eben so bildet, wie der französische Jura.

Um an den Timok zu kommen, mußten wir wieder eine bedeutende Strecke abwärts steigen, und zwar durch eine herrliche, zu beiden Seiten mit Gehölz, Viehweiden und Sennhütten bedeckte, gegen Osten von Kalkfelsen überhangene Schlucht. Die Sonne ging eben unter und die Hirten trieben ihr Vieh nach Hause.

Es war bereits Nacht, als wir uns noch mitten zwischen Feldern und Obstgärten befanden, und noch immer war kein Haus zu sehen. Auf die Versicherung Georgs, daß Gorguschovatz in dieser Richtung liege, schritten wir rüstig vorwärts, ohne jedoch etwas Anderes zu erblicken als ferne Lichter. Georg versicherte wiederholt, dieß müsse Gorguschovatz seyn, allein es waren nur die Wachtfeuer von bivouakirenden Reisenden oder Bauern. Ich hatte große Lust, darauf zuzugehen, denn es war schon 11 Uhr und eine stockfinstere Nacht.

Gegen Mitternacht kamen wir endlich nach Gorguschovatz, das 13 bis 14 Stunden von Nischa entfernt seyn muß. Das Wirthshaus sollte eben geschlossen werden, doch brannte noch Feuer auf dem Herd; etwas Nahrung wurde genommen, und dann breitete ich meine Matratze auf einem Tisch aus, und fiel bald in einen so tiefen Schlaf, daß ich die Pferde, die sich in demselben Gemach mit mir befanden, nicht fressen und am Morgen den Wirth die Fensterladen gerade über meinem Lager nicht öffnen hörte. Spät erwachte ich endlich, und sah, daß ich mich einer neu erbauten Kirche und Schule des gegenseitigen Unterrichts gegenüber befand. Mein Georg und die Pferde schliefen noch am Boden, und nachdem ich einen Milchkaffee in dieser sehr reinlichen Herberge getrunken hatte, ging ich aus, um den Kapitän zu besuchen, den ich vor seinem mit einer hohen Bretterwand umgebenen Kinak fand. Er ordnete eben Bauarbeiten an, da der ganze Ort auf Befehl des Fürsten neu gebaut werden soll. Man hatte bereits einen recht artigen Platz angelegt, besetzt mit Häusern von einem Stockwerk, mit gewölbten Gängen und Läden im Erdgeschoß; in der Mitte des Platzes befand sich ein Brunnen. Es waren dieß nicht die gewöhnlichen serbischen Bauernhäuser, von Weidengeflecht und Holz mit Kalk und Mergel beworfen, und dennoch kosten sie dem Eigenthümer — außer dem Holz, das die Regierung liefert — nur die Arbeit und etwa 12 bis 20 Franken. Es waren gute Häuser, ganz so wie die in der Hauptstadt Serbiens. Der Sekretär des Kapitäns, ein Ungar, in europäischer Kleidung, las meinen Paß und unterzeichnete ihn. Der Kapitän war wie gewöhnlich in schöner rother türkischer Uniform.

Von hier aus gegen Widdin werden die Berge immer niedriger; man kommt durch Engpässe mit alten geschleiften Befestigungen, und stößt dann nur noch auf unbedeutende Hügel. Mit Vergnügen näherte ich mich der Gebirgskette wieder, die das Thal der beiden Timoks von Benja Jeas scheidet; hier sind noch zwei kleine Gebirgsrücken auf sehr breiten, zuweilen aber sehr abschüssigen Wegen zu überschreiten. Allenthalben sieht man Weideplätze oder Eichenwaldung, nur wenig Dörfer und einsame Schäfereien.

In den Gebirgsschluchten fand ich stets herrliches Quellwasser. Abermals stieß ich auf eine Karawane walachischer Wagen. Auf dem letzten Abhang angekommen, fingen auch wieder Dörfer an zu erscheinen, und ich hatte nur noch ein schönes sanft abhängiges Thal zu durchreiten, um nach Banja zu kommen. Gegen Norden erheben sich ziemlich niedere mit Weideplätzen bedeckte Berge; gegen Süden steile, hohe mit Eichenwald überzogene Kalkgebirge. Auf einem einzeln stehenden Felsen an ihrem Fuß ragten die malerischen Ruinen eines mittelalterlichen Schlosses empor.

Eine Viertelstunde vor Banja traf ich den ältesten Sohn des Fürsten Milosch nebst zwei Begleitern, von denen nur der eine serbisch gekleidet war; da sie sich eben auf der Jagd befanden, so begrüßten sie mich mit Schüssen. Banja, ein Schwefelbad, war mit Menschen überfüllt, was sich jedoch leicht erklärt, wenn man weiß, daß der Ort fast nur aus einer einzigen Straße mit etwa 60 Häusern besteht. Dennoch wohnt hier das ganze Jahr hindurch ein Arzt. Alle Häuser waren neu und nach der Schnur gebaut; der Ort hatte der Buden und der Menschenmenge wegen das Ansehen eines Jahrmarktes. Ich ging von Wirthshaus zu Wirthshaus, ohne Aufnahme finden zu können, bis mich endlich ein Bedienter des Fürsten in einer der abscheulichsten Kneipen unterbrachte, die ich je gesehen, und wo noch dazu den ganzen Tag Schafe geschlachtet wurden. Mein Bett war ein wahres Feldbett, von blutenden Schafhäuten umringt, und vor mir brannte das Küchenfeuer ohne Rauchfang. Hinter meinem Bett befand sich der Stall, und vor dem Wirthshaus ein Backofen und die Schenke, wo der Wirth seine Waaren verkaufte. Ich wurde so gut untergebracht, als es in einem so kleinen Ort nur immer möglich war. Der Fürst selbst wohnte in einem so kleinen Hause, daß man vor demselben Lauben aus Zweigen und Blättern aufrichten mußte, in deren einer ein Sopha und ein Teppich sich befand, und hier hielt sich der Fürst den Tag über auf und gab Audienz. Wie in seiner Hauptstadt, hatte er auch hier keine Wache vor seiner Thüre, doch befand sich in einer gewissen Entfernung die Hauptwache, wo Abends vor dem Zapfenstreich eine ziemlich gute Militärmusik zu hören war.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 16** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Der König von Yvetot. Von Beranger. — Vicenzo Monti. — Proben aus dem englischen Dichter Marlowe. (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich [illegible] fl., halbjährlich [illegible] fl. und vierteljährlich [illegible] fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich [illegible] fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 50.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 Februar 1837.

Die Prostitution in Paris. *)

In allen großen industriellen Mittelpunkten entwickelt sich die Ausschweifung. Wie die Wunde am Körper, entsteht auch sie durch ordnungslose Arbeit, wächst und vegetirt sie im Rauch der Steinkohlen, mit denen man das Eisen glüht, oder die Linnen- und Baumwollenmaschine in Bewegung sezt. Der Handel ist es zum größten Theile, der die Prostitution bezahlt und nährt, und sie in seinem Gefolge mitzieht von Stadt zu Stadt. Aber auch den Regimentern schließen sich diese Zigeunerinnen der sinnlichen Lust an, und bleiben dann vorzugsweise in Paris. Dieser Stadt verhelfen sie zu zwei Drittheilen ihrer infamen Bevölkerung. Dort finden sie emeritirte prostituirte Frauen, welche dieselben aufnehmen, kleiden, nähren; diese Frauen treiben Handel mit deren Dienstleistungen und halten das Metier für sehr ehrenwerth. Ihre Mädchen müssen in ihrer Gegenwart aufstehen, und ceremonlös zu den Stunden der Mahlzeiten erscheinen. Uebrigens glimmt auch nicht ein Funken Mitleid im Herzen der Gebieterinnen für ihre Söldnerinnen. Und wenn das unglückliche Wesen erschöpft ist von Arbeiten zu jeder Stunde des Tages und der Nacht, so muß es doch zur Hand bleiben, hingebend gegen jegliche Liebkosung, mit gelöstem Gürtel; mag das Mädchen auch untergehen bei der Qual, sie ist das Eigenthum, das todte Werkzeug, das man zerbrechen kann nach Willkür; sie ist das nutzlos gewordene Spielzeug, das man hin auf den Mist wirft, wenn man es nicht mehr gebraucht. Wird die jammervolle Kreatur krank, jagt man sie obdachlos über die Schwelle des Hauses; ist sie erschöpft, so erschöpft man sie vollends, bis das Grab sie fordert. Um sie sich ganz unterzuordnen, nimmt ihr die Frau des Hauses unter verschiedenen Vorwänden all ihr Geld. So müssen die den Gebieterinnen des Hauses auf Gnade und Ungnade preisgegebenen Sklavinnen, ohne Kleider, ohne einen Pfenning Geld, sich allen Anforderungen schändlichster Habgier unterziehen. *) Die Unternehmerinnen solcher Anstalten erwerben sich in kurzer Zeit großes Vermögen, und es gibt deren, die bis zu 100,000 Fr. Mobiliar besitzen. Wird ein Freudenmädchen frei, so miethet sie von der Frau des Hauses das Zimmer, das Bett und den nöthigen Flitterkram zu Preisen, wie sie noch kein Jude, wie sie kein schmutziger Wucherer je zu fordern gewagt hat. Nie vielleicht wurde menschliche Würde mehr mit Füßen getreten und Gottes Antlitz auf Erden schmachvoller verlezt. Ich für meine Person vermochte diese anscheinend trockene Statistik eines ausgezeichneten Mannes nicht zu lesen, ohne den schmerzlichsten Druck auf dem Herzen. Und dennoch muß man diese traurige Sklaverei der Freudenmädchen toleriren, ja selbst ermuthigen; geschähe es nicht, so würde heimliche Prostitution sich ins Herz der Gesellschaft schleichen, mit noch ernsteren Uebeln im Gefolge. Auf diese Weise allein vermag die Polizei das Uebel zu kennen und zu bewachen, es zu beschränken in den Umkreis einiger isolirten Punkte. Sie klassificirt die Prostituirten und führt über sie ein Register. Verlassen sie dann diese Orte der Schande, so folgt man ihnen auf eine andere Bank der Schmach, die des Diebstahls oder des Mordes. Noch kein Gesetz hat auf die Prostitution die gehörige Rücksicht genommen. Ist sie ein Delikt, oder nur eine unmoralische Nothwendigkeit? Gibt es für die Prostituirten keine Jurisprudenz? Keine. Sie haben keine Richter; ihr ganzes Leben lang würden sie hinter Riegeln auf welche warten müssen, wenn nicht die Polizei auf sie Bedacht nähme. Deßhalb hat man für sie ein besonderes Gefängniß erbaut, wo Arbeit und Lesen in der Bibel und Gebetbüchern ihre Beschäftigung; nur an Bekehrung fehlt es. Wie mit eisernen Klammern hält das Laster diese Frauen fest; es ist ihr

*) Alle Details und Fakta dieses Artikels sind Auszüge aus dem Werk des Hrn. Parent-Duchatelet über die Prostitution. Das Uebrige ist aus einem Briefe an den Herausgeber der Nouvelle Minerve.

*) Im Allgemeinen herrscht die Ansicht, diese Unglücklichen erhielten einen bestimmten Sold von den Frauen des Hauses, in welchem sie dienen, und diese Besoldung stehe im Verhältniß zu dem Gewinn, welchen sie einbrächten. Man irrt sich sehr in dieser Beziehung, denn sie erhalten durchaus nichts. Nur allein für Nahrung und Kleidung setzen sie sich der Gefahr der entsezlichsten Krankheiten aus, ertragen sie die barbarischeste Behandlung mit der Aussicht auf das furchtbarste Ende nach Verlauf weniger Jahre. Bd. I. pag. 436.

Blut, ihre Existenz. Alle Besserungsversuche kommen zu spät, denn die letzte glimmende Kohle der Moralität ist erloschen in den langen Nächten wilder Orgien.

Die Prostitution ist kein Metier auf Lebenszeit; das Alter naht, und die Zeit hat die Schönheit schnell verwelkt. Einige verfaulen, wo sie gelebt haben, im Koth. Sie trinken den Born des Elends aus, schlafen auf freiem Felde, in den Gassen, in verfallenen Häusern, auf den Kirchstufen; der Soldat, der Taglöhner, der einen Sou in der Tasche hat, sucht diese Frauenreste auf. Andere machen sogar den Hunden den Hundestall streitig. Diese Details sind abscheulich, sie lassen selbst die gräßlichsten Bilder der Einbildungskraft in hellem Licht zurück.*) Andere sind glücklicher: nach Verlauf einiger Jahre heurathen sie mit ihrer Ersparniß und bilden ein Hauswesen; andere fangen einen Handel an auf ihre Rechnung. Noch andere gelangen zu Reichthum und führen das Wappen ihrer Liebhaber. So kehren die Freudenmädchen wieder in den gesellschaftlichen Verein zurück, aus dem sie getreten sind, und bringen ihre traurigen Erfahrungen mit. Sie drängen sich in die anständigsten Familien, ja sogar in die Pensionsanstalten. Nur einige wenige thun Buße aus religiösen Beweggründen; Frömmigkeit eröffnet das Asyl du Bon-Secours. Hier lassen sie sich das Hauptthaar scheeren und suchen im Gebet das ewige Heil. Ich wage nicht, diese Einrichtung zu tadeln; ohne Zweifel könnte man den guten Willen dieser Mädchen in dieser Welt noch auf etwas Besseres wenden, und für sie eine andere Weise der Thätigkeit und der Wiedereinsetzung auffinden, als den Rosenkranz und das Paternoster; aber ehe man es nicht vermag, für ihre Bedürfnisse zu sorgen, und ihnen durch Arbeit ein geregeltes Leben zu verschaffen, das ihr früheres wieder gut macht, verdient dieß Asyl gewiß in mancher Beziehung alle Achtung. Doch ich eile mit den statistischen Details zu Ende zu kommen. Die Zahl der Prostituirten ist minder hoch, als man glauben sollte; es gibt in Paris nur 3000 einregistrirte Freudenmädchen. Damit ist nicht gesagt, die Zahl der durchaus anständigen Frauen sey daselbst sehr groß; aber von der Galanterie, von der nicht gewissenhaft sich auf einen Einzigen beschränkenden Liebe bis zur Prostitution, gibt es noch unzählige Stufen. Jeder Student, jeder Ladendiener hat mindestens eine Maitresse, die er ins Theater und auf den Maskenball führt. Mit Geduld und einem Parapluie machen sich Eroberungen schnell am Abend beim Heimkehren aus dem Magazin. Oft kommt eine Ehe de facto zu Stande, und man zehrt zu zweien im vierten Stockwerk von den zwölfhundert Franken, die der Vater dem Sohne spendet. Sind die Examina glücklich hinter dem Berge, dann fliegt die arme Wittwe zu andern ebenso prekären Ehen, und lebt bald eben so unbekümmert. Dieß ist, mein Freund, das Loos der meisten Handarbeiterinnen in den großen Städten. Magerer Gehalt, große Versprechungen, was thun? Besonders wenn der Teufel Tag und Nacht verführerische Worte ins Ohr flüstert.

*) Ich sah einen Keller von einem einzigen Luftloch erhellt, ungefähr 15 Fuß unter der Erde, in welchem zuweilen bis zu 30 Prostituirte aufgehäuft lagen. Ein Zimmervermiether hatte von Brettern in einem Hinterhof 20 Zellen von 7½ Fuß Breite errichten lassen, und in jedes dieser Löcher begaben sich mindestens zwei solcher Mädchen, um daselbst die Nacht auf einem entsetzlichen Lager voller Ungeziefer und Koth zuzubringen u. s. w., Bd. I. pag. 607.

Das Uebel ist groß und die Frage ernst, wie ihm abzuhelfen? Jeden Morgen und Abend ertönen in allen Städten die Glocken und rufen zur Andacht und zur Predigt. Allein die jungen Leute waren in der Oper, die jungen Mädchen lesen Romane, sinnen im Geheimen auf tausend tolle Streiche, und schnüren die Taille, um sich bemerklich zu machen. Gewiß steht eine Radikalreform bevor. Wird man die Laren des Hauses in der großen Schlacht retten, die das Jahrhundert uns bereitet? Ich wünsche es, aber ich glaube es nicht.

In demselben Maße, als man die Ehe begünstigt, wird unerlaubte Liebe schwinden und öffentliche Ausschweifung aus dem Buche der gesellschaftlichen Vereine gestrichen werden. Um aber dahin zu gelangen, muß ein Jeder, sowohl Mann wie Frau, schon frühzeitig zu einer gesicherten Stellung gelangen. Die Erziehung der Frauen muß deßhalb eine völlige Umgestaltung erleiden; man muß ihnen eine besondere Existenz, eine mögliche Funktion, eine höhere Besoldung zuweisen; die Frau muß in den Stand gesetzt werden, auch außerhalb der Ehe zu den gemeinsamen Kosten beitragen zu können. Nähen, stricken, waschen wird jeden Tag nutzloser, und reicht nicht mehr aus. Nichts thun aber, weil man nichts zu thun versteht, den ganzen Tag den Galans ein williges Ohr leihen, damit verbessert man Sitten nicht. Könnte denn nicht ein öffentliches Erziehungssystem zu Stande kommen, welches die Kinder der Familie weniger überließe? Ich bin überzeugt, Alle würden dabei gewinnen, die Familie, der Staat und die Kinder. Wenn die Frauen erst recht des Gefühls inne werden, daß sie noch eine andere Bestimmung zu erfüllen haben, als bloß den Männern zu gefallen, zu lachen und zu plappern, dann werden sie auch einen andern Lebenszweck erkennen, als Liebe und Galanterie, und von einer rein passiven auch ihres Theils zu einer aktiven Rolle übergehen. Von dem Tage an, wo sie ihre Zeit bedürfen zu größeren Dingen, zu ernstern Beschäftigungen, werden sie auch weniger Zeit haben, des ersten Besten Liebesschmeicheleien anzuhören. Sie gelangen dann zur Ueberzeugung ihres Werths und ihrer Würde, und werden sich achten. Die Ehen werden dadurch dauernder seyn, als wenn sie nur auf das Gesetz gestützt sind.

Das neuere Aegypten.

Aberglauben.

(Fortsetzung.)

Die Moslims in Aegypten, wie in andern Ländern, hegen sehr wunderliche abergläubische Meinungen in Betreff der Personen, die sie Weli nennen; doch ist dieß ein sehr dunkler Gegenstand, über den sie sich, namentlich gegen Fremde, nicht gerne auslassen. Wollte jemand einen Zweifel an dem Daseyn ächter Welis ausdrücken, so würde er für einen Ungläubigen

erklärt, und ihm die Worte des Korans entgegen gehalten werden: „Sind nicht die Lieblinge Gottes (Weli) diejenigen, über welche keine Furcht kommen, und welche kein Kummer heimsuchen soll?" Diese Worte werden als hinreichender Beweis betrachtet, daß es eine Klasse von Menschen gibt, welche über die gewöhnlichen erhaben sind; die Frage ist nur, wer oder welcher Art sind diese Personen, und darauf erhält man die Antwort: Dieß sind Leute, welche Gott gänzlich ergeben, außerordentlich stark im Glauben, und je nach dem Grade ihres Glaubens mit der Macht, Wunder zu thun, begabt sind.

Der heiligste der Welis heißt Kutb: nach Einigen gibt es deren zwei, nach Andern vier. Der Ausdruck Kutb bedeutet eine Axe, und wird daher auf einen Weli angewendet, der über andere herrscht. Aus demselben Grunde gibt man diesen Titel auch weltlichen Herrschern oder sonstigen Vornehmen. Sehr verbreitet ist die Meinung, unter den vier Kutbs verstehe man die Gründer der vier berühmtesten Derwischorden, von denen jeder der Kutb seiner Zeit gewesen seyn soll. Der Kutb, welcher eine Oberaufsicht über alle andern Welis ausübt, hat Welis verschiedenen Rangs unter sich, welche verschiedene Aemter versehen. Der Weli kennt nur den Kutb, doch vielleicht auch die übrigen Welis. Der Kutb soll oft gesehen, aber nie als solcher bekannt werden, und dasselbe ist der Fall bei allen, die unter ihm eine Gewalt ausüben. Er hat stets ein demüthiges Aussehen und eine geringe Kleidung, und tadelt milde diejenigen, welche gottlos handeln, namentlich die, welche einen falschen Ruf der Heiligkeit genießen. Obwohl er selbst den Welis oft unbekannt ist, so kennt man doch seinen Lieblingsaufenthalt wohl, indeß ist er selten an diesen Orten sichtbar. Man behauptet, er sitze fast immer zu Mekka auf dem Dach der Kaaba, obwohl niemals hier gesehen, und rufe hier um Mitternacht zweimal: „O du, der du gnädig bist denen, die Gnade erzeigen!" welcher Ruf dann von den Minarets der Tempel herab von den Muezzins wiederholt werde. Ein zweiter Lieblingsaufenthalt dieses verehrten und unbekannten Mannes ist das Thor von Cairo Bab-Suweyleh genannt, welches am Südende desjenigen Theils der Hauptstadt liegt, der die alte Stadt bildete, obwohl es sich jetzt in der Mitte der Stadt befindet, da dieselbe sich gegen Süden wie gegen Westen sehr ausgedehnt hat. Ein Theil dieses großen hölzernen nie geschlossenen Thores schließt, wenn es zurückgelehnt wird, einen kleinen leeren Raum ein, und dieß soll der Platz des Kutb seyn; viele sprechen, wenn sie daran vorüber gehen, das Fat'hah, *) und einige geben einem Bettler, der gewöhnlich hier sitzt, und von der Menge als einer der Diener des Kutb betrachtet wird, Almosen. Viele von Kopfweh heimgesuchte Leute schlagen einen Nagel in die Thüre, um den Schmerz wegzuzaubern, und Viele, die an Zahnweh leiden, ziehen sich einen Zahn aus und stecken ihn in eine Spalte der Thüre, um sich gegen die Wiederkehr des Uebels zu schützen. Einige Neugierige versuchen oft, hinter die Thüre zu blicken, in der Hoffnung, den Kutb zu erblicken, wenn er anwesend und nicht gerade unsichtbar seyn sollte. Er hat noch andere Aufenthaltspunkte in Cairo, aber von geringerem Rufe, eben so am Grabe des Seid Ahhmed-el-Bedawi zu Tanta, einen andern zu el-Mahhalleh, welches wie Tanta im Delta liegt, so wie an mehrern andern Orten. Man glaubt, er könne sich in einem Augenblick von Mekka nach Cairo wie überhaupt überall hin versetzen. Obschon er eine Menge Lieblingsorte hat, so bleibt er doch nicht immer an diesen, sondern wandert durch die ganze Welt unter Personen jeder Religion, deren Aussehen, Kleidung und Sprache er annimmt, und vertheilt an die Menschen, namentlich durch die untergeordneten Welis, Unglück und Segnungen nach der Bestimmung des Schicksals. Wenn ein Kutb stirbt, so folgt ihm augenblicklich ein anderer in seinem Amte.

*) Wörtlich: die eröffnende, nämlich die erste Sure des Korans, welche allgemein als ein gewöhnliches Gebet gesprochen wird.

Viele Moslims sagen, Elias, den sie gewöhnlich El-Khidr nennen, sey der Kutb seiner Zeit gewesen, und bekleide nun die nachfolgenden Kutbs mit ihrem Amte, denn die Moslims erkennen wie die jüdische Ueberlieferung an, daß Elias nie gestorben sey. Dieser eigenthümliche Zug in den abergläubischen Begriffen über die Kutbs ist sehr merkwürdig, wenn man damit vergleicht, was in der Bibel von Elias erzählt wird, daß er durch den Geist Gottes von einem Orte zu dem andern gebracht worden sey, daß er Elisa mit seiner wunderthätigen Kraft und seinem Amte bekleidet habe, und daß die andern Propheten ihm und seinem unmittelbaren Nachfolger unterthänig geworden seyen. Einige Welis entsagen den Vergnügungen der Welt und der Gesellschaft der Menschen, widmen sich an einem öden Orte dem Nachdenken über den Himmel und dem Gebet, und verlassen sich für ihren Unterhalt auf die göttliche Vorsehung, aber ihr Aufenthaltsort wird bekannt, und die Araber bringen ihnen täglich Nahrung. Dieß erinnert abermals an die Geschichte von Elias, da viele der Meinung sind, man sollte im 4ten und 6ten Vers des 7ten Kapitels des zweiten Buchs der Könige statt „Raben" „Araber" lesen: „ich habe den Arabern befehlen, dich zu nähren," — „und die Araber brachten ihm Brod."

(Fortsetzung folgt.)

Merkwürdiges Leuchten der See in der Nähe der Shetlands-Inseln.

Der Leuchtthurminhaber zu Sumburghhead in Shetland schrieb unter dem 19ten September an den Ingenieur Stevenson Folgendes: Die Häringsboote fuhren in der Nacht hinaus aufs Meer, aber ein heftiger Sturm aus Nordosten trieb sie bald von ihren Netzen weg, von denen sehr viele verloren gingen. Bei dieser Gelegenheit bemerkten sie ein Licht, das sie ungemein beläſtigte: es glich einem im Wasser stehenden Glühofen, und die Lichtstrahlen schossen zu einer bedeutenden Höhe empor; mit Tagesanbruch wurde es schwächer, und verschwand endlich mit dem Tageslicht ganz, aber es dauerte zwei Nächte hindurch, und stand einigen der Boote so nahe, daß die Leute schon daran dachten, die Leinen abzuhauen, um ihm aus dem Wege zu kommen.

Chronik der Reisen.

Reise von Nischa nach Widdin und Besteigung des Rtanj mit dem Fürsten Milosch, von A. Boué.

(Fortsetzung.)

Die Sekretäre wohnten in andern Häusern, und in der Kanzlei befand sich nur ein einziger kleiner Tisch, so daß Viele auf dem Boden schreiben mußten. Gespeist wurde im Freien auf europäische Weise, und unter Lauben, deren Blätter schon ganz vertrocknet waren. Zum Spaziergang für den Fürsten und die Fürstin hatte man einen Weg gegen das Gebirge bis zu einer herrlichen Quelle gebahnt, an der eine Laube zum Ausruhen aufgeschlagen war. Hier ging der Fürst besonders des Morgens ganz allein spazieren, und sprach mit dem Ersten, der ihm begegnete. Er war europäisch gekleidet, so wie sein ganzer kleiner Hof und seine Kinder, nur trug er statt des Hutes eine Pelzmütze. Ich beeilte mich ihm für den Vorschub zu danken, den er uns auf unserer Reise in Serbien und der Türkei geleistet, wußte ihm aber sonst nur wenig zu erzählen, da er von einem früher angekommenen Begleiter bereits Alles erfahren hatte. Er lud mich ein am nächsten Morgen den Berg Rtanj in seiner Gesellschaft zu besteigen, um dessen Höhe zu messen und die Temperatur einer daselbst befindlichen natürlichen Eisgrube zu untersuchen. „Ich werde Ihnen sagen lassen, wenn ich zum Abmarsch bereit bin," sagte er beim Abschied, und da ich wußte, daß er gern früh aufstand, so war ich schon vor Tage auf den Beinen. Plötzlich sprengte ein Ulane in blau und rother Uniform heran und brachte mir die Nachricht, daß der Fürst aufbreche. Eilig warfen wir uns auf die Pferde, konnten aber das Gefolge nur erst eine Viertelstunde von Banja einholen. Die Gesellschaft bestand aus etwa vierzig Reitern und einem Dutzend Ulanen nebst einigen Trompetern. In der Umgebung des Fürsten und seiner Söhne zeichneten sich ihre Hofmeister, zwei Aerzte und mehrere Sekretäre, sämmtlich europäisch gekleidet, aus; dann noch einige Offiziere in kleiner europäischer Uniform, und ein Obrist nebst einigen Kapitänen und andern Hofchargen in schöner türkischer Tracht. So oft wir auf eine Ebene kamen, bliesen die Trompeter da und dort, indem sie Halt machten, und dann hatte man Gelegenheit mit dem Fürsten zu sprechen. Endlich kamen wir in einen kleinen Wald, wo wir mehrere Bauern damit beschäftigt fanden, unser Mittagessen zu bereiten, das aus Hühnern und einigen Schafen bestand, die, ganz an einem hölzernen Spieße steckend, an einem ungeheuren Feuer umgedreht wurden. Die Suppe wurde an einem besondern Feuer gekocht, und dieß, nebst Brod, Wein und Slibowitz, oder Zwetschenbranntwein, machte unsere Mahlzeit aus. Zum Obdach waren drei Lauben aus Baumzweigen aufgerichtet worden.

Zuerst besuchten wir die natürliche Eisgrube in einem 40 bis 50 Fuß tiefen Schacht in einem Kalkfelsen. Der Fürst warf seinen Rock ab und setzte sich an den Rand des Schachts, indem er mit sichtbarer Unruhe zusah, wie einige von uns hinabstiegen. Eine Leiter zu machen, hatte den Bauern zu mühsam geschienen, und so hatten sie denn vier fast senkrecht stehende Reihen von Baumstämmen an den Felsen gelehnt und Staffeln in dieselben eingehauen. Auf diesen gefährlichen Treppen steigen sie selbst hinab und holen große Quantitäten Eis herauf, die sie an die Kaffeewirthe zu Nischa und Widdin verkaufen. Ich kam ganz durchfroren wieder heraus, so groß war der Unterschied der Temperatur zwischen oben und unten. Nach geendeter Untersuchung speiste der Fürst mit seinen Kindern in der kleinsten der Lauben, und wir andern vertheilten uns in die beiden übrigen. Auf die Erde gelagert, langte man mit den Fingern zu und ließ die Flasche herumgehen, weil man nicht für nöthig gefunden hatte Bestecke und Gläser mitzunehmen. Nach dem Essen verzehrten die Bauern, was übrig geblieben war, und der Fürst hielt eine halbstündige Siesta, während welcher sein ältester 16 bis 17jähriger Sohn sich zu uns setzte und Theil an unserem politischen Gespräch nahm, und der jüngere sich muthwillig um uns herumtrieb. Der Fürst war jedoch bald wieder munter, schäkerte ein wenig mit seinem jüngsten Kind und gab dann das Zeichen zum Aufbruch nach dem Gipfel des Bergs. Da es galt, einen sehr steilen, mit Rasen bedeckten Abhang zu ersteigen, so mußten Viele von uns absitzen. Der Fürst saß auf einem Maulthier und hatte Rock und Mütze mit einer Nankinjacke und einem ungeheuren weißen Hut vertauscht. An der Kalkpyramide angekommen, mußte Alles absteigen, und von Fels zu Fels bis auf den wenig geräumigen Gipfel emporklimmen. Gegen Osten gerichtet, übersah man hier einen Theil von Serbien; gegen Norden stiegen Kalkfelsen terrassenförmig empor; im Süden tauchten ziemlich niedrige mit Wald bedeckte Gebirge und der bulgarische Jura auf, und gegen Osten lag das Bassin des Timok mit seinen Dörfern und Feldern wie eine Planzeichnung vor uns. Der Fürst schien diese letztere neue Acquisition zu Serbien nicht ohne Freude zu betrachten. Wir kehrten später in derselben Ordnung, und unter angenehmen Gesprächen über das Land, seine Zukunft und die umliegenden Gegenden, wieder nach Banja zurück. Wenn uns Bauern begegneten, nahmen sie ihren rothen Fes zum Gruß ab, ohne jedoch das Geschrei und die erniedrigenden Gebärden des Walachen nachzuahmen, der so weit geht, auf die Kniee niederzufallen. Das Bad Banja ist sehr alt und wahrscheinlich römischen Ursprungs. Es gibt hier ein besonderes Bad für die Männer und ein anderes für die Frauen. Das erstere ist das bessere, und besteht, wie in der Türkei, aus einem großen Bassin mit einer Einfassung und Bänken von Stein, von einer Kuppel überwölbt, durch die das Licht einfällt. Ein Vorsaal dient dazu, sich allmählich abzukühlen, ehe man in die frische Luft hinaustritt. Der Fürst nimmt großen Antheil an den Bädern, und zwar nicht bloß wegen ihrer Heilkraft, sondern weil ihre Lage eine raschere Entwicklung der Civilisation begünstigt.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Dr. Buckland erhielt von einem Herrn Wyatt ein Schreiben, demzufolge in den Schieferbrüchen zu Penrhyn ein Gang Trappgestein entdeckt wurde. Vor einigen Monaten, als man tiefer in den Schieferbruch eingedrungen war, stießen die Arbeiter plötzlich auf Trapp. Die Breite des Ganges beträgt 11 Fuß, und seine Richtung durchschneidet das Schieferlager fast im rechten Winkel. Da wo der Schiefer mit dem Trapp in unmittelbare Berührung kam, fand man ihn an einigen Stellen sehr verhärtet, er hatte seine spaltbare Eigenschaft verloren, und seine Farbe von Purpurroth in Schwarz verändert; zwei oder drei Fuß von dem Trappgang aber gewinnt der Schiefer wieder seine gewöhnliche Struktur und Farbe.

*

Die Zuckerfabrikation aus Kastanien scheint fast so wichtig werden zu wollen als die aus Runkelrüben. Man gewinnt bereits 14 Prozent Zucker, was mehr ist als bei den Runkelrüben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 51.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 Februar 1837.

Ueber den künftigen Zug gegen Constantine.

Dureau de la Malle, Mitglied der vom Kriegsministerium schon vor mehreren Jahren niedergesetzten Kommission, um die Geschichte Nordafrika's und seiner Kolonisation durch die Römer zu beschreiben, läßt sich in einem französischen Journal über die Jahreszeit vernehmen, in der die Unternehmung begonnen werden sollte. Gewiß hat er nicht Unrecht, wenn er sagt, es sey dieß hauptsächlich eine Frage der Klimatologie und der Kenntniß der innern Verhältnisse des Landes; er spricht sich für den Anfang Aprils als die beste Zeit aus, in welcher ein solcher Zug unternommen werden könne, und unterstützt diese Ansicht mit sehr plausiblen Gründen, deren Auseinandersetzung wir hier im Auszuge mittheilen wollen.

Vergleichen wir die Züge der Römer in Afrika, so finden wir, daß Metellus und Marius stets im Frühjahr aufbrachen, um Numidien, namentlich den Landstrich nördlich und östlich von Cirta, dem alten Constantine, anzugreifen, und doch hatten diese alle Küstenstädte und die an Hülfsmitteln aller Art reiche Provinz Afrika zum Stützpunkt: sie rückten durch die großen Seitenthäler des Atlas vor, und konnten diese große Mauer Afrika's umgehen, statt daß die Franzosen, welche nicht im Besitz von Tunis sind, sie übersteigen müssen. Metellus und Marius waren nach wiederholten Anstrengungen endlich glücklich, Aulus Posthumius dagegen, welcher im jugurthinischen Kriege einen Winterfeldzug unternahm, erlitt eine schmähliche Niederlage: er zog nach Suthul, dem heutigen Guelma, über die Ebenen, welche der Winterregen in Sümpfe verwandelt hatte, wurde hier überfallen, ihm die Zufuhr abgeschnitten, und er endlich gezwungen, mit seinem ganzen Heere zu kapituliren und unter dem Joche durchzugehen. Cäsars Beispiel, welcher am Ende Decembers in Afrika ankam, und am ersten Januar zu Leptis landete, darf man nicht anführen, denn er führte den Krieg in der flachen sandigen Provinz Byzacena, einem Theil des heutigen Tunis, welche im Winter und Frühjahr fruchtbar ist; noch jetzt wählen die Beis von Tunis den Winter zu ihren Kriegszügen, ein sicherer Beweis, daß Klima, Jahreszeiten, die Hülfsmittel für den Unterhalt der Truppen, die Sitten und Gewohnheiten der Einwohner seit fast 2000 Jahren nicht merklich geändert haben. Cäsar zwang Scipio zur entscheidenden Schlacht bei Thapsus am 4ten April; was er für seine in zehnjährigen Feldzügen abgehärteten Veteranen, für seine italienische und gallische Reiterei am meisten zu fürchten hatte, war die Hitze, so wie der Mangel an Wasser und Fourage: darum beeilte er sich, mit seinem Feldzuge zu Ende zu kommen. Die Züge Ludwigs des Heiligen gegen Tunis im Sommer und Karls V im Spätherbst gegen Algier fielen unglücklich genug aus: die Erfahrung scheint demnach dafür zu sprechen, daß das Frühjahr die beste Jahreszeit für eine solche Unternehmung ist.

Rückt man im Anfang Aprils von Bona aus, so finden die aus Frankreich gekommenen Truppen daselbst ein gesundes Klima, und können sich vollzählig in Marsch setzen, während sie im Julius, welche Zeit Einige als die für den Zug passendste vorgeschlagen haben, in 8 Tagen auf ein Drittel reduzirt wären, da die Sumpffieber um diese Zeit mit derselben Heftigkeit wüthen, wie die Aria cattiva in Rom und in den italienischen Maremmen. Nach dem 15ten April findet man allenthalben Heu für die Pferde, die Gerste ist reif, der Weizen dem Reifen nahe, das Wetter ist hell, aber die Sonne nicht allzu heiß, es findet sich Wasser in den Bächen, welche die Juliussonne austrocknet, und man wird wahrscheinlich auf wenig Feinde stoßen, denn die Araber und Kabylen dieser Provinz und überhaupt der ganzen Berberei beobachten sorgfältig nicht den Gottesfrieden, sondern den Erntefrieden: dieser Zeitpunkt macht allen Feindseligkeiten ein Ende, und die Nothwendigkeit, ihre Familien zu ernähren, hat in diesem von innern Uneinigkeiten zerrissenen Lande diesen Gebrauch allgemein gemacht. So lange die Ernte noch steht, hat man ein mächtiges Mittel, um auf die Araber einzuwirken; man biete ihnen Geld für die Erzeugnisse ihres Ackerbaus und ihrer Viehzucht, für ihre Pferde und Maulthiere u. dgl., und drohe ihnen, wenn sie sich widersetzen wollen, allenthalben ihre Felder niederzubrennen, so werden sie gewiß neutral bleiben, oder sich mit den französischen Truppen verbinden.

Zieht man dagegen im Julius aus, so ist das Gras vertrocknet, das Korn gedroschen und in unterirdischen Silos ein-

geschlossen, welche nicht leicht zu entdecken sind, die Sonne schießt ihre senkrechten Strahlen auf die dürre Erde herab, und entwickelt faule Miasmen, alle Bäche und Flüsse sind vertrocknet, selbst solche, wie die Seybuse, der Rummel u. dgl., die Hitze, der Wassermangel und die Fieber reiben die physische und moralische Kraft der Menschen aus dem Norden auf. Die Araber dagegen sind um diese Zeit am furchtbarsten: unbekümmert nach vollbrachter Ernte um den Unterhalt ihrer Familien, besteigen sie ihre numidischen Rosse, um durch Berg und Thal und Ebenen ihren Lieblingsleidenschaften, dem Raube und dem Kriege, nachzugehen. Ein europäisches Heer bietet durch den Luxus und die Reichthümer, welche es in seinem Gefolge mit sich schleppt, diesen halbnackten Wilden einen mächtigen Reiz dar: alle Nachzügler, alle Kranken sind verloren, und bei dem geringsten Unfall greifen sie den Nachtrab an, oder fallen dem Heer in die Flanken.

Die Zeit also, in welcher man den Zug unternimmt, wird über den Ausgang entscheiden; die, welche Metellus und Marius wählten, nämlich die erste Hälfte Aprils, ist in jeder Beziehung die günstigste.

Das neuere Aegypten.

Aberglauben.

(Fortsetzung.)

Einige Welis sollen von dem Kutb *) mit Diensten beauftragt seyn, welche keineswegs leicht scheinen, diese nennt man Ashhab-Ed-Darak (wörtlich wohl „Genossen der Würde"), was gewöhnlich als „Aufseher" gedeutet wird. Als Beispiel ihrer Beschäftigungen mag nachfolgende Erzählung dienen. Ein frommer Kaufmann Cairo's, welcher sehnlichst wünschte, ein Weli zu werden, wandte sich an einen Mann, welcher der allgemeinen Meinung nach zu diesem heiligen Orden gehörte, und bat denselben, ihm die Ehre einer Unterredung mit dem Kutb zu verschaffen. Der Kandidat wurde streng examinirt über seine Beweggründe, und erhielt dann den Befehl, am nächsten Morgen sehr früh die gewöhnliche Waschung vorzunehmen, dann sich zu der Moschee in der Nähe des Thors Suweyleh zu begeben, und den ersten Menschen, den er aus der großen Thüre dieser Moschee würde herauskommen sehen, anzuhalten. Er that, wie ihm geboten. Der erste, welcher herauskam, war ein alter, ehrwürdig aussehender, aber ärmlich gekleideter Mann in einem braunen wollenen Mantel; dieß war der Kutb. Der Kandidat küßte seine Hand und bat ihn, unter die Ashhab-Ed-Darak aufgenommen zu werden; nach langem Zögern ward die Bitte gewährt, der Kutb sagte: „übernimm den Distrikt Darb-el-Ahhmar **) und seine unmittelbare Nachbarschaft," und alsbald ward er zum Weli und erkannte, daß er Dinge wisse, die den gewöhnlichen Sterblichen verborgen sind. Denn ein Weli soll von Gott mit allen Geheimnissen, die ihm zu wissen nöthig sind, bekannt gemacht werden. Man sagt gewöhnlich von einem Weli, er wisse, was geheim ist oder nicht durch die Sinne entdeckt werden kann, eine Ansicht, die mit dem Koran in direktem Widerspruch steht, aber die Moslims sind um Erklärungen und Unterscheidungen nicht verlegen. Der oben genannte Weli hatte sein Amt kaum angetreten, so ging er durch seinen Distrikt, und als er in einem Laden einen Mann sah, der aus einem vor ihm stehenden Topfe gekochte Bohnen verkaufte, nahm er einen großen Stein, und zerbrach das Gefäß. Der Bohnenverkäufer sprang alsbald auf, prügelte den Weli tüchtig durch, aber der heilige Mann beklagte sich nicht, stieß auch keinen Schrei aus, sondern ging, als der Bohnenverkäufer ihn losließ, hinweg. Als er fort war, suchte der Bohnenverkäufer so viel möglich den umhergestreuten Inhalt des Topfs zusammen, ein Theil des Topfes stand noch auf seinem Platze, und als er hineinblickte, sah er darin eine in sich zusammen geringelte Schlange todt liegen. Entsetzt über das, was er gethan hatte, rief er aus: „Es gibt keine Gewalt noch Kraft, als in Gott, ich flehe um Verzeihung zu Gott, dem Allmächtigen! was habe ich gethan! Dieser Mann ist ein Weli und hat mich verhindert, etwas zu verkaufen, was meine Kunden vergiftet hätte." Er sah den ganzen Tag alle Vorübergehenden an, in der Hoffnung, den beleidigten Heiligen wieder zu sehen, um ihn um Verzeihung bitten zu können, aber er sah ihn nicht, denn derselbe war allzu zerschlagen, um gehen zu können. Am folgenden Tag aber ging der Weli, trotz dem, daß seine Glieder von den erhaltenen Schlägen noch geschwollen waren, durch seinen Distrikt, und zerbrach in einem Laden nicht fern von dem des Bohnenverkäufers einen großen Topf mit Milch; der Eigenthümer behandelte ihn, wie der Bohnenverkäufer den Tag zuvor gethan hatte, aber während er ihn schlug, rannten einige Leute herbei, hielten ihm die Hand, sagten ihm, daß der Mann, den er schlage, ein Weli sey, und erzählten ihm die Geschichte mit der Schlange, die in dem Topfe mit Bohnen gefunden worden war. „Geht hin und seht nach Eurem Milchtopf," sagten sie; „gewiß werdet Ihr auf dem Boden irgend etwas Giftiges oder Unreines finden." Er sah nach und fand in den Scherben des Topfs einen todten Hund. — Am dritten Tag hinkte der Weli mit Hülfe eines Stabs ganz schmerzvoll durch die Darb-el-Ahhmar, und sah einen Diener, der auf dem Kopfe eine Anzahl Schüsseln mit Fleisch, Gemüse und Früchten für eine Gesellschaft trug, die auf dem Lande ein Mahl einnehmen wollte. Er steckte seinen Stab dem Diener zwischen die Füße, und brachte ihn dadurch zum Fallen, wobei der Inhalt der Schüsseln auf der Straße umhergestreut wurde; fluchend begann der Diener alsobald, dem Heiligen eine so derbe Tracht Schläge zu geben, als er selbst von seinem Herrn für diesen Unfall erwartete, aber mehrere Personen sammelten sich bald um ihn her, und einer der Umstehenden bemerkte, daß ein Hund von einer der Schüsseln aß, und einen Augenblick darauf todt niederfiel; alsbald ergriff er die Hand des Dieners, und erzählte ihm den

*) Lane hat oben den Ausdruck Kutb mit axis erklärt, nach Freytags arabischem Lexikon aber hat die Femininendung Kutbet diese Bedeutung, während das Wort Kutb die ganz entsprechende Bedeutung „Polarstern" hat, welche mehr im metaphorischen Sinne, als im wirklichen angewendet wird.

**) Die Straße Ahhmar, welche südlich von dem Thore Suweyleh ist.

Umstand, welcher bewies, daß der Mann, den er schlug, ein Weli sey. Der Diener bat nun sogleich den beleidigten Heiligen um Vergebung, dieser war aber seines neuen Amtes so überdrüssig, daß er Gott und den Kutb anflehte, ihn desselben zu entheben; seine Bitte ward gewährt, die übernatürliche Macht ihm entzogen, und er kehrte in seinen Laden zurück, zufriedener als zuvor. Diese Geschichte gilt unter den Bewohnern Cairo's für wahr, und ist auch vielleicht nicht ganz falsch, denn der angebliche Heilige konnte Leute angestellt haben, welche die todte Schlange und den Hund in die Gefäße legten, die er zerbrochen hatte. Manche sollen durch Mittel dieser Art zu dem Ruf von Welis gelangt seyn.

Es gibt auch in Aegypten viele Beispiele von Welis, welche sich Bußen auflegen, ähnlich denen, wie sie von manchen Frommen in Indien geübt werden. Gegenwärtig lebt zu Cairo ein Weli, der ein eisernes Band um seinen Nacken legte, und sich an die Mauer seines Zimmers ankettete; in diesem Zustand soll er sich schon seit mehr als dreißig Jahren befinden. Einige Personen behaupten aber, man habe ihn oft gesehen, wie er sich mit einem Tuche bedeckte als wolle er schlafen, und wenn das Tuch gleich nachher weggezogen wurde, fand sich niemand darunter. Solche Geschichten werden häufig erzählt und auch von Personen geglaubt, die sonst ganz verständig sind; wollte man dabei lachen oder seinen Unglauben ausdrücken, so würde man großen Anstoß geben. Vor kurzer Zeit erzählte man, ein Weli sey wegen eines Verbrechens, das er nicht begangen habe, enthauptet worden, und sein Kopf habe, nachdem er bereits abgeschlagen gewesen, noch gesprochen; von einem andern, der unter ähnlichen Umständen enthauptet wurde, sagte man, sein Blut habe auf den Boden in arabischer Schrift nachstehende Erklärung seiner Unschuld gezeichnet: „Ich bin ein Weli Gottes und als ein Märtyrer gestorben."

Es ist ein sehr bemerkenswerther Zug in dem Charakter der Aegyptier und anderer Völker des Orients, daß Moslims, Christen und Juden von einander die abergläubischen Meinungen annehmen, während sie die vernünftigern Lehren des fremden Glaubens verabscheuen. In Krankheiten läßt der Moslim manchmal christliche und jüdische Priester rufen, um für ihn zu beten, Christen und Juden dagegen wenden sich in gleicher Lage und zu gleichem Zweck oft an moslemitische Heilige. Viele Christen in Aegypten haben die Gewohnheit, gewisse moslemitische Heilige zu besuchen, ihnen die Hände zu küssen, sie um ihr Gebet, ihren Rath, oder ihre Vorhersagung zu bitten und ihnen Geld und andere Geschenke zu geben.

Obgleich der Prophet bestimmt erklärte, er könne kein Wunder wirken, so schrieben ihm doch die Moslims eine Menge zu, und noch täglich sollen um seinetwillen dergleichen geschehen als Zeichen besonderer göttlicher Gnade. Die Pilger, welche Medina besuchen, erzählen, daß man jede Nacht eine Säule von schwachem Licht aus der Kuppel über dem Grabe des Propheten sich zu bedeutender Höhe erheben sehe; auch erblicke man schon in der Entfernung von drei Tagreisen in der heiligen Stadt stets ein flackerndes Licht, welches vermuthlich von dem Grabe des Propheten komme. Eine abergläubische, weder von dem Koran noch von der Ueberlieferung gebotene, oder auch nur erlaubte Verehrung wird von den Moslims aller Sekten, die der Wahabis ausgenommen, den verstorbenen Heiligen bewiesen, und auch hierin zeichnen sich wieder die ägyptischen Moslims aus. Ueber den Gräbern der meisten berühmten Heiligen sind entweder große Moscheen oder wenigstens kleine viereckige Gebäude mit einer Kuppel errichtet, und die Aegyptier besuchen diese Heiligthümer häufig, namentlich an dem bekannten oder vermutheten Geburtstag (Molid) des Heiligen. Gräber besonderer Schutzheiligen gibt es fast in jedem Dorfe.

Derwische sind sehr zahlreich in Aegypten, und diejenigen, welche sich auf religiöse Uebungen beschränken, und von Almosen leben, werden ungemein verehrt, namentlich von den niedern Ständen; sie gebrauchen manche Kunstgriffe, um sich einen Ruf von besonderer Heiligkeit zu verschaffen, und viele werden als Welis betrachtet. Ihre Lehrsätze, Regeln und Ceremonien kann man unmöglich kennen lernen, da sie gleich den Freimaurern dieselben vor den Uneingeweihten streng verheimlichen. Indeß sind fast alle Derwische Aegyptens Handelsleute, Handwerker oder Ackerbauer, und wohnen nur gelegentlich den Ceremonien ihrer Orden bei; nur wenige führen ein herumwanderndes Leben, und nähren sich von Almosen, welches sie oft mit großer Unverschämtheit fordern. Einige derselben zeichnen sich auf dieselbe Weise aus, wie die oben erwähnten Heiligen, nämlich durch den Dill oder Mantel aus verschiedenfarbigen Fetzen und den Stab mit Tuchstreifen von verschiedenen Farben am obern Theile. Außer den ägyptischen finden sich zahlreiche türkische und persische Derwische, welche in Aegypten umherwandern, und diese sind es namentlich, welche sich durch Zudringlichkeit und Unverschämtheit auszeichnen, besonders die ersten. Oft geht namentlich im Ramadan ein fremder Derwisch in die Moschee Hasanain, während die Gebete gelesen werden, läuft dann durch die Reihen der auf dem Boden sitzenden Personen durch, und legt vor jeden einen kleinen mit einigen Worten, welche zur Mildthätigkeit ermahnen, beschriebenen Zettel hin, worauf sie gewöhnlich von jedem ein Geldstück von 5 oder 10 Fedbahs oder mehr erhalten. Viele persische Derwische führen eine längliche Schaale, aus Kokosnuß, Holz oder Metall, worin sie die Almosen empfangen und ihre Speisen aufheben; dabei haben sie noch einen hölzernen Löffel. Die meisten fremden Derwische zeichnen sich durch die ihren respektiven Orden besondere Kleidung aus: die gewöhnlichste Art von Mützen sind die zuckerförmigen aus Filz; die übrige Kleidung besteht in einer Weste und Pumphosen oder einem Hemd und Gürtel und einem groben Ueberrock. Die Perser geben sich alle für Sunnis aus.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Stürme im westlichen Theil des atlantischen Meeres.

In New-York ist von einem Herrn Redfield eine kleine Schrift erschienen, deren Zweck ist, zu beweisen, daß die heftigen Stürme, welche so häufig den westlichen Theil des atlantischen Meeres heim-

suchen, keineswegs so gar zufällig sind, wie man glauben möchte, sondern vergleichungsweise sich sehr an eine Regel binden. Nach einer genauen Untersuchung der Aussagen über mehrere Stürme bemerkt er, daß dieselben einen ziemlich gleichförmigen Lauf einhalten, der in den tropischen Breiten und bis 30° N. B. stets nordwestlich ist. „In der Nähe dieser Parallele wenden sich die Stürme nördlich, und dann wird ihre Richtung nordöstlich, so daß sie sich allmählich mehr gegen Osten wenden, in je höhere Breiten sie kommen. Der Lauf, den der Sturm solchergestalt verfolgt, ist ganz unabhängig von der Richtung, welche der Wind an den verschiedenen Stellen nimmt, über welche der Sturm hinzieht. Bei allen solchen Stürmen erscheint der Wind als Wirbelwind in einem Umkreis, welcher mit der Seitenausdehnung des Sturms in Verhältniß steht, und in einer bestimmten Richtung oder Rotation, welche horizontal von Rechts nach Links, d. h. in der Richtung von Westen gegen Süden, geht.“ Die Richtung dieser Stürme scheint demnach mit der des Golfstroms zusammenzufallen.

Chronik der Reisen.

Reise von Nischa nach Widdin und Besteigung des Rtanj mit dem Fürsten Milosch, von A. Boué.

(Schluß.)

Wir hängen diesem Bericht nachstehendes Schreiben des Dr. Amie Boué an den Hofrath Keferstein in Halle bei, das derselbe die Güte hatte, der Redaktion mitzutheilen.

Belgrad, den 26sten August 1836.

Werther Freund! Da ich Ihnen schon so lange einen Brief schuldig bin, so sollen Sie der erste seyn, der von meiner türkischen Reise Nachricht haben wird. Ich habe in vier Monaten Serbien, einen Theil von Macedonien, einige angränzende Theile von Bulgarien, Albanien und Bosnien bereist. Nirgends fanden wir (zwei Franzosen, zwei Oesterreicher und ich) den geringsten Anstand, wir haben die Centraltürkei, das Centralgebirge Rumeliens mit einer Annehmlichkeit durchstreift, die wir selbst gar nicht erwarteten. Botanik und Entomologie, wie Geologie und Geographie, werden durch unsere Reise bereichert werden, aber wünschenswerth wäre es wenn Sie noch andere tüchtige Naturforscher vermöchten, die Türkei zu bereisen. Hindernisse stehen gar nicht mehr im Wege, alle Theile der Türkei, selbst Bosnien, sind leicht zu bereisen, nur hie und da muß man Bedeckung mit sich nehmen, doch wird es den Reisenden angenehm seyn zu erfahren, daß man von Belgrad nach Salonik, von Bitoglia oder Castoria nach Adrianopel eben so sicher als in Deutschland reist. Hat man einen Tataren bei sich, so ist es noch besser, und die Wohnung in den Städten bequemer; auf dem Lande findet man in den türkischen Wirthshäusern vielen orientalischen Komfort, nur darf man nicht im Winter reisen, denn es gibt keine Fenster, und der Himmel bildet gewöhnlich den Plafond der Reisestube.

Alle Karten sind höchst falsch, große Flüsse fehlen auf den besten, wie z. B. die Ibar in dem Novibazargebirge, die sich mit der Mitrovizer Ibar vereinigt. Seen sind angedeutet, wo nur schlängelnde Flüsse auf dem Grunde ehemaliger Seen fließen, wie bei Radomir der Strymon. Die Gebirge sind ganz nach der Phantasie gezeichnet; wo der höchste Kamm des Orbelus (zwischen Sophia und Uscup) angegeben wird, befindet sich nur ein etwas erhöhtes Hügelland; man kann durch Pässe (Kacsanick, Vrania, Radomir) und Hochebenen (Kossova, Radomir) von der Donau aus bis in die Centraltürkei gelangen, fast ohne einen Berg zu ersteigen. Sehr oft sind Ortschaften, Flüsse u. s. w. an ganz unrechten Orten verzeichnet, dagegen fehlen Tausende derselben; wo man nach der Karte nur eine Wildniß glaubt, findet man oft Kultur und viele Wohnungen, und sehr schöne Länder.

Die höchsten Gebirge finden sich 1) zwischen Uscup, Kalkandel und Scutari; 2) zwischen Dzumaa, Philipopoli, Dubrecza; 3) zwischen Ipek, Clementi, Rosalia; 4) in Bosnien der Dermitor bei Mostar; 5) der Pindus und Olymp; 6) der Balkan von Sophia nach Schumla, der viel niedriger ist als alle andern. Die höchsten Gebirge mögen (der Dermitor ausgenommen) nicht über 8000′ Höhe erreichen, vielleicht nicht einmal 7000′; genaue Messungen sind noch nicht berechnet.

Um einen richtigen geognostischen Begriff der türkischen Gebirge zu erhalten, darf man, wie ich glaube, den Despoto Dagh nicht vom Orbelus, Argentaro (Schor) und Balkan trennen. In den Alpen läuft Kalk parallel neben krystallinischem Schiefer, in der Türkei aber haben ungeheure Erhebungen in mehrern Richtungen die Kalk- und Schiefergebirge als getrennte Massen hingestellt. Kalk herrscht in Bosnien, in dem Ipeker Argentaro, am Pindus in dem südlichen Despoto Dagh u. s. w., krystallinischer Schiefer in den andern Gebirgen; sogenannter Uebergangsschiefer bildet den niedrigen Balkan von Sophia bis Uscup und einen großen Theil Serbiens. Am Fuße der höhern Gebirge liegen tiefe Thäler, erfüllt mit tertiärer Molasse, die hie und da durch Trachyt in Hügelland verändert, wie bei Kostendil, Eski-Palanka u. s. w. Das tertiäre Land erstreckt sich von Süden nach Norden in allen Hauptvertiefungen der Türkei, außer im Kerngebirge Rumeliens. Um Karatova, südlich von Kalfarie, Wodna u. s. w. sind ungeheure Anhäufungen von Trachyt. Granit spielt eine große Rolle im Centralgebirge zwischen Dzumaa und Melnik, Stanimak, im Pilogebirge; die Protogine findet sich bei Castoria, Serpentin in Serbien und Novibazar-Distrikt, wo auch Trachyt erscheint. Heiße Quellen finden sich im Ueberfluß bei Banja, Nischa, Kostendil, Novibazar, Salonik u. s. w. stets in der Nähe von trachytischen Ablagerungen oder Emporhebungen. Zwischen Radomir und Schartos ist Molasse durch Dolerit erhoben und umgestürzt.

Nächstes Jahr gehe ich über Konstantinopel nach Asien.

Vermischte Nachrichten.

Das englische Museum hat nach Aegypten Befehl geschickt, das berühmte Bild des Sesostris, welches ehemals in der Mitte der schönen Stadt Memphis stand, und jezt in einem Sumpfe von Metrehanny fast vergraben liegt, nach England zu schaffen. London wird demnach die kolossalste Bildsäule der Welt, und zugleich den schönsten nach riesenhaften Verhältnissen geformten Kopf besitzen.

•

Bekanntlich war man über die genaue Lage der Stadt Memphis lange im Irrthum. Der Marquis Spinetto machte vor einiger Zeit seine Forschungen bekannt, denen zufolge es jezt außer allem Zweifel seyn soll, daß sie im jezigen Bette des Nil unter 29° 46′ N. B. und 31° 50′ O. L. von Greenwich (45° 10′ O. L. von Ferro) gelegen habe.

•

Ein Herr Raddon von Bristol hat der entomologischen Gesellschaft in London eine zahlreiche Sammlung nordamerikanischer Insekten zugeschickt, die er aus dem rohen Terpenthin zog. Auch gelang es ihm mehrere fremde Insekten aus dem Kopalharze zu bekommen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 52.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 Februar 1837.

Die Fortschritte Englands. *)

Die Bevölkerung.

Bis zum Ende des 18ten Jahrhunderts war man über die Bevölkerung Englands nur höchst unvollkommen unterrichtet; vom Jahre 1700 hat man zwar angefangen, die Geburten und Sterbefälle zu registriren, da aber das erste Element, nämlich die früher vorhandene Volkszahl, fehlte, so tappte man dennoch im Dunkeln. Die erste eigentliche Volkszählung wurde im J. 1801 vorgenommen, und ergab für England, Schottland und Wales 10,942,646 Seelen,**) eine Zahl, welche wohl eher unter als über der Wirklichkeit stand. Nachstehende Tabelle zeigt die offiziellen Zählungen nach je 10 Jahren mit Einschluß des Heeres und der Marine. Die letztere Angabe über die Zahl des Heeres und der Marine, so wie der weiblichen Bevölkerung bei jeder der verschiedenen Zählungen war nothwendig, weil sich nur auf diese Weise die progressiven Fortschritte genauer nachweisen ließen.

	1811		1821		1831	
	Anzahl	Zunahme nach Proz.	Anzahl	Zunahme nach Proz.	Anzahl	Zunahme nach Proz.
England	9,538,827	10,50	11,261,457	18,05	13,091,005	16,24
Wales	611,788	12,97	717,458	17,27	806,182	12,36
Scholtland	1,805,688	12,92	2.095,456	15,95	2,365,114	15,
Heer und Marine	640.500		319,500		277,017	
	12,596.805	15.11	14.391,631	14,12	16,539,318	14,91
Frauen	6,269,650	14,15	7,254,613	15,71	8,575,760	15,45

Im J. 1801 wurde in Ireland noch keine Zählung veranstaltet, und die im J. 1813 war höchst unvollständig und mangelhaft, die von den Jahren 1821 und 1831 aber stellen sich auf folgende Weise dar:

	1821	1831		
	Totalsumme	Totalsumme	Vermehrung	Zunahme nach Proz.
Leinster	1,757,492	1,909,713	151,221	8,66
Munster	1,935,612	2.227,152	291,540	15,
Ulster	1,998,494	2,286,622	288,128	14,42
Connaught	1.110,229	1,343,914	233,685	21,
	6.801,827	7,767,401	965,574	14,19

Es geht aus diesen beiden Tabellen hervor, daß die Bevölkerung in England selbst am stärksten anwuchs, dann kam Ireland und dann erst Schottland und Wales, welche sich ziemlich gleich stehen. Die Erscheinung der raschen Zunahme ist um so auffallender, als im ganzen vorigen Jahrhundert die Bevölkerung in je 10 Jahren nur ein einzigesmal um $11^1/_2$ Prozent stieg, nämlich von 1760 bis 1770, in den andern zehnjährigen Perioden aber im Durchschnitt wenig über 6 bis 7 Proz. betrug; von 1770 bis 1800 stieg die Bevölkerung um fast 2 Millionen, oder $27^1/_{10}$ Proz., während sie in den 30 Jahren von 1801 bis 1831 in England, Schottland und Wales um 6 Millionen oder $56^3/_5$ Proz. stieg.

Die Verhältnißzahl der Männer zu den Frauen ist im ganzen vereinigten Königreich 49,18 zu 50,82, während sie in Frankreich nach dem letzten Census 48,91 zu 51,6 ist, und in Spanien nach der letzten Zählung, wobei das weibliche Geschlecht von dem männlichen unterschieden wurde, der von 1803, der Unterschied höchst unbedeutend ist, nämlich 49,12 Männer zu 50,28 Frauen. In den Vereinigten Staaten Nordamerika's ist unter den freien Weißen die Zahl der Männer etwas größer, nämlich 50,82 Männer zu 49,18 Frauen. Vergleicht man die Bevölkerung Englands mit der von Frankreich, so ergibt sich, daß die letztere in den 40 Jahren von 1791 bis 1831 nur um $23^1/_2$ Proz. zunahm, während die Zunahme der englischen Bevölkerung nicht weniger als $62^3/_4$ Proz. betrug; demnach würde

*) Aus dem Werke: The progress of the nation in its various social and economical relations, by G. R. Porter.

**) Im J. 1801 betrug die Bevölkerung von England 8,331,434, Wales 541,546, Schottland 1,599,068, Heer und Marine 470,598. Gesammts. 10,942,646. Zahl der Frauen 5,492,354.

sich die letztere in 48 Jahren, die von Frankreich erst in 88 Jahren verdoppeln.

In beiden Ländern ist das Steigen der Bevölkerung nicht sowohl das Resultat einer vermehrten Anzahl von Geburten als einer verminderten Zahl der Sterbefälle: die Zahl der Geburten in Frankreich im J. 1817 betrug 1 unter 31, im J. 1834 1 von 33²/₃; die Todesfälle dagegen, welche im J. 1817 1 unter 39¹/₃ betrugen, waren im J. 1831 auf 1 unter 41 gefallen. In England stellte sich das Verhältniß der Geburten zu den Sterbefällen seit Anfang des Jahrhunderts auf folgende Art:

In den 10 Jahren vor	1811	wurden geboren	1	unter	31¹/₃
		starben	1	—	53³/₄
— —	1821	wurden geboren	1	—	31³/₄
		starben	1	—	60¹/₂
— —	1831	wurden geboren	1	—	34¹/₄
		starben	1	—	58¹/₂

Schon das vorige Jahrhundert zeigte eine fortdauernde Abnahme der Sterblichkeit, was eine merkliche Besserung in der Lage des Volks andeutet, und mehrern zusammenwirkenden Ursachen zugeschrieben werden muß. Die bedeutendsten darunter sind wohl die geringere Ueberfüllung der Wohnungen, bessere Nahrung und leichtere ärztliche Hülfe, bessere und wohlfeilere Kleidung und vielleicht auch größere Mäßigkeit und Reinlichkeit; hiezu kommt noch die Kuhpockenimpfung, welche die Sterblichkeit unter den Kindern so sehr verminderte, und die Trockenlegung mancher Theile des Landes, wo stehende Wasser früher Wechselfieber erzeugt hatten. Auffallend ist, daß die Sterblichkeit in England mehr abnahm, als in irgend einem andern europäischen Lande.

Es war lange die Gewohnheit politischer Rechenmeister, ein größeres Verhältniß der Geburten als ein sicheres Zeichen des blühendern Zustandes eines Landes zu betrachten; unter gewissen Umständen, in dünne bevölkerten, aber fruchtbaren oder neu angesiedelten Ländern ist dieß allerdings der Fall, aber nicht in schon seit langer Zeit bewohnten Ländern, wo man häufig die Bemerkung macht, daß die Zahl der Geburten mit dem Fortschritt der Civilisation und der allgemeinern Verbreitung der Bequemlichkeiten des Lebens abnimmt, während in Landstrichen, wo durch Krankheit und Armuth der Einwohner das Sterblichkeitsverhältniß ungeheuer ist, die Verhältnißzahl der Geburten oft weit größer erscheint, als in glücklichern Gegenden. In England wird das Loos des Volks mit jedem Jahre besser, und doch nimmt die Zahl der Geburten im Verhältniß der Bevölkerung fortwährend ab, während in Irland die Bevölkerung fast eben so schnell zunimmt, und doch die Lage des Volks keineswegs besser wird.

Die Sterblichkeit in England betrug im J. 1780 1 unter 40, im J. 1820 1 unter 58¹/₂; ungefähr in einem ähnlichen Verhältniß haben auch die Heurathen abgenommen, wovon der Grund wohl kein anderer seyn kann, als die längere Lebensdauer, indem dadurch die Zahl derjenigen Personen, welche Alters halber nicht mehr heurathen können, wächst. Man rechnet gewöhnlich die Zahl der Heurathen im Verhältniß zu der ganzen Bevölkerung, und hiernach ergibt sich allerdings eine Verminderung, berechnet man sie aber im Verhältniß zu der Zahl der noch in der Vollkraft des Lebens befindlichen Personen, so wird man keine Verminderung, sondern eher eine Vermehrung finden.

Das neuere Aegypten.

Aberglauben.

(Fortsetzung.)

Einer der merkwürdigsten Züge in dem neuern Aberglauben des Volks ist der Glaube an geschriebene Zauberworte: die Abfassung der Amulette gründet sich auf Magie und beschäftigt die Feder fast jedes Dorfschulmeisters in Aegypten, welcher freilich das Studium selten weiter treibt als bis zur Kenntniß etlicher Zauberformeln, welche meist aus einigen Stellen des Korans und verschiedenen Namen Gottes nebst deren von Geistern, Dschinns, Propheten und Heiligen untermischt mit Zahlen und Diagrammen bestehen, welche insgesammt große geheime Kräfte besitzen sollen. Solche geschriebene Zauberformeln werden von Männern, Weibern und Kindern getragen, letztere versieht man besonders mit einer Zauberformel gegen das böse Auge, welches in ein dreieckiges Gehäus eingeschlossen und an der Mütze befestigt wird. Auch Pferden gibt man oft solche Anhängsel. Ueberhaupt nehmen die Aegyptier vielfache Vorsichtsmaaßregeln gegen das böse Auge und bemühen sich eifrigst, die vermeintlichen bösen Folgen desselben abzuwenden. Der gewöhnlichste Ausruf, um diesen Zweck zu erreichen, ist: Masch Allah (Gottes Wille). Der am häufigsten angewendete Zauber gegen Krankheiten besteht darin, gewisse Stellen des Korans auf die innere Seite eines irdenen Topfs zu schreiben, und dann so lange umzurühren, bis die Schrift ganz weggewaschen ist. Das Wasser mit den darin aufgelösten heiligen Worten wird von dem Kranken getrunken. Ueberhaupt hat der Koran eine Menge geheimer Kräfte. Als ich (der Verfasser des Buchs: der Engländer Lane) eines Tags eine Speise nicht essen wollte, weil ich glaubte, sie würde mir schaden, ermahnte man mich, die Sure Koreisch (das 106te Kapitel des Korans) herzusagen bis ans Ende der Worte: „Und versieht sie mit Speise gegen den Hunger;" und diese letztern Worte dreimal zu wiederholen, dann werde die Speise gewiß nicht schaden.

Auch manche andere Dinge werden als so kräftig betrachtet wie geschriebene Zauberformeln, z. B. Staub von dem Grabe des Propheten, Wasser aus dem heiligen Brunnen Zemzem im Tempel von Mekka und Stücke von der schwarzseidenen Decke der Kaaba. *) Das Wasser aus der Quelle Zemzem ist sehr hoch geschätzt, um damit die Grabtücher zu besprengen. Ein Kuchen aus Staub vom Grabe des Propheten wird manchmal in Leder eingenäht und als Amulet getragen.

*) Jedes Jahr den Tag nach Vollendung der großen Pilgerfahrt wird eine neue Decke über die Kaaba gehängt, die alte zerschnitten, und größtentheils an die Pilgrime verkauft.

So zahlreich sind die Zaubermittel, womit sich die Aegyptier das Glück zu sichern und Unglück jeder Art abzuwenden meinen, daß es einen dicken Band erfordern würde, um sie alle einzeln aufzuführen. Alle diese Zaubermittel, wenn sie nicht auf Religion oder Magie oder Astrologie gegründet sind, heißen Jlm-Erruktheh oder die Wissenschaft des Spinnrockens, d. h. der Weiber, was ihre Abgeschmacktheit anzeigen soll, weil Weiber am meisten darauf vertrauen. Einige glauben jedoch, dieß Wort sey absichtlich oder unabsichtlich verdorben aus Jlm-Eerukijeh, Wissenschaft des Zaubers. Welcher Art die angewandten Mittel sind, mögen einige Beispiele zeigen. Es ist eine sehr gewöhnliche Sitte in Cairo, eine Aloepflanze über die Thüre eines Hauses, namentlich eines neugebauten, zu hängen; dieß gilt für einen Zauber, um den Einwohnern langes und blühendes Leben und dem Hause selbst eine lange Dauer zu sichern. Die Frauen glauben auch, der Prophet besuche das Haus, wo eine solche Pflanze hängt, welche ohne Erde und Wasser Jahre lang fortlebt, und selbst Blüthen treibt. Wenn man von jemanden Uebles befürchtet, so ist es gewöhnlich, hinter seinem Rücken ein anderes Geschirr zu zerbrechen; auch geschieht dieß, um allen weitern Verkehr mit einer solchen Person zu hindern. Aehnliche Beispiele lassen sich in Menge anführen.

Die Moslims nehmen ihre Zuflucht zu manchen abergläubischen Gebräuchen, wenn sie unschlüssig sind, ob sie etwas thun sollen oder nicht. Einige nehmen eine Tafel, Zaiegeh genannt, deren Erfindung man dem Jdris oder Henoch zuschreibt: sie ist in hundert kleine Vierecke eingetheilt, in deren jedem ein arabischer Buchstabe geschrieben ist. Derjenige, welcher sie befragen will, wiederholt dreimal das erste Kapitel des Korans, und den 58sten Vers der Sueat-el-An'am (des 6ten Kapitels), welcher also lautet: „Bei ihm sind die Schlüssel der geheimen Dinge, niemand kennt sie als er, er weiß, was auf dem trocknen Boden und was im Meere ist; es fällt kein Blatt, welches er nicht weiß, noch gibt es ein einziges Korn in den dunkeln Theilen der Erde oder etwas Grünes oder etwas Trockenes, was nicht in einem durchsichtigen Buche (geschrieben) steht." Ist dieß geschehen, so setzt er, ohne auf die Tafel zu blicken, seinen Finger darauf, und schreibt den Buchstaben nieder, auf den der Finger gesetzt wurde, dann den fünften darauf folgenden, dann abermals den fünften und sofort bis er wieder zum ersten kommt; diese Buchstaben zusammen bilden die Antwort. Die Tafel gibt nur fünf Antworten, und da der Urheber derselben wußte, daß die Menschen gern thun, was Unrecht ist, und selten das, was Recht ist, so ist es in der Regel besser, etwas, worüber man in Zweifel ist, zu unterlassen, daher gab er nur eine bejahende und vier verneinende Antworten. Es gibt indeß noch andere weit verwickeltere Zairgehs, die Art ihrer Zuratheziehung erfordert aber mannichfache astrologische Berechnungen. Andere treiben, um ihre Wahl zu bestimmen, mit dem Koran denselben Unsinn, wie er auch im Abendlande mit der Bibel getrieben wurde und zum Theil noch getrieben wird, nämlich das sogenannte sortes legere, istilharah (eigentlich Gebet um Glück) bei den Arabern genannt; sie beten dabei dreimal die erste Sure, dann die 112te des Korans, hierauf den obengenannten Vers, lassen das Buch fallen, so daß es sich öffnen muß, und entnehmen nun aus der siebenten Linie zur Rechten die Antwort. Da diese sehr oft nicht gerade bezeichnend seyn kann, so entscheidet der gute oder schlimme Inhalt im Allgemeinen über die Bejahung oder Verneinung; manche zählen, wie oft die Buchstaben Kha und Schin vorkommen; sind die Kha zahlreicher, so ist die Antwort günstig, denn Kha bedeutet das Wort Khair, gut; herrschen aber die Schin vor, so ist die Antwort ungünstig, weil der Buchstabe Schin das Wort Scharr, böse, bedeutet. Noch andere bitten vor dem Schlafengehen Gott, daß er sie durch einen Traum erleuchten möge: wenn sie Weiß, Grün oder Wasser sehen, so ist dieß ein Beweis, daß Gott die Handlung billigt, und daß ihnen Gutes bevorsteht; sehen sie aber Roth oder Schwarz oder Feuer, so ist dieß ein schlimmes Zeichen. Vor dem Schlafen wiederholen sie zehnmal die erste Sure des Korans, und sprechen dann die Worte: „O Gott, beglücke unsern Herrn Muhammed!" so lange, bis sie einschlafen. Auf Träume bauen die Aegyptier überhaupt sehr viel, und lassen sich oft in den wichtigsten Handlungen ihres Lebens dadurch leiten; auch besitzen sie zwei große und berühmte Bücher über Traumauslegung, denen selbst die Gelehrten unbedingten Glauben schenken. Hat jemand einen bösen Traum gehabt, so spricht er gewöhnlich die Worte. „O Gott, beglücke unsern Herrn Muhammed!" und speit dabei dreimal über die linke Schulter, um böse Folgen zu verhüten.

In Aegypten wie in den meisten andern Ländern hegt man abergläubische Meinungen über die Wochentage. Die Aegyptier betrachten den Sonntag als einen Unglückstag wegen der darauf folgenden Nacht, die Montagsnacht genannt, die für unglücklich gilt, weil in derselben der Prophet starb. Der Montag gilt bei den einen als glücklich, bei den andern als unglücklich, der Dienstag aber allgemein unglücklich, und heißt der Bluttag, weil an diesem mehrere Märtyrer hingerichtet worden seyen; darum gilt er auch als ein günstiger Tag zum Aderlassen. Der Mittwoch ist gleichgültig, der Donnerstag aber heißt El-Mubarak, der gesegnete, und gilt für glücklich, namentlich des darauf folgenden Tages wegen. Die Nacht darauf gilt für sehr glücklich, namentlich zur Vollziehung einer Heurath. Der Freitag ist vor allen andern Tagen gesegnet, als der Festtag der Moslims, der Sonnabend aber ist der unglücklichste Tag, und fast jedermann in Aegypten hält es für sehr unrecht, an diesem Tage eine Reise zu beginnen, sich zu rasiren oder die Nägel zu schneiden. Einige Tage im Jahr gelten für sehr glücklich, z. B. die zwei großen Festtage, andere für unglücklich, z. B. der letzte Mittwoch im Monat Sefer, wo viele Personen durchaus ihre Wohnungen nicht verlassen wollen, weil sie glauben, daß an diesem Tage eine Menge Unglück die Menschen befalle.

(Fortsetzung folgt.)

Die Pest in Aegypten. *)

Die Pest, welche Aegypten länger als ein Jahr verheerte, brach im Monat Julius 1834 zuerst zu Alexandrien aus. Man behauptet

*) Nach dem Bericht eines Augenzeugen aus französischen Blättern.

die Seuche sey durch ein Kästchen in die Stadt gebracht worden, das die Kapuziner von Cypern an die von Alexandrien sandten, und das die gefälligen Konsuln von der Quarantäne befreiten. Da jedoch große Hitze die Entwicklung des Kontagiums hemmt, so wurden während der ersten Monate nur wenige Menschen ein Opfer der Epidemie. Die Meinungen der Aerzte selbst über die Natur der Krankheit waren sehr getheilt: die einen behaupteten, es sey nichts als ein Typhus, während andere alle Symptome bösartiger Wechselfieber zu erkennen glaubten. Als aber gegen Ende Novembers die Zahl der Opfer bedeutend zunahm, ließen sämmtliche Aerzte dem Scharfblick der arabischen Barbiere Gerechtigkeit widerfahren, die gleich anfangs in dem ausgebrochenen Uebel die Pest erkannt hatten.

Jetzt erst dachte man daran einen Gesundheitskordon um den Herd der Krankheit zu ziehen, um ihre weitere Verbreitung im übrigen Aegypten zu verhüten. Diese heilsame Maßregel wurde jedoch zu spät in Ausführung gebracht, denn nur zu bald ergriff die Seuche die Soldaten des Kordons selbst, und die Pest brach in mehrern Dörfern aus, die der Gefahr bereits entronnen zu seyn glaubten. Von nun an breitete sich das Uebel ungehindert an den Ufern des Nils aus, und nachdem einige zwischenliegende Punkte ihre verheerende Wuth empfunden hatten, kam sie gegen die Mitte Januars nach Cairo. Eine ganze europäische Familie und einige Berbern (Bewohner Oberägyptens) waren die ersten Opfer. Der Gesundheitsrath befahl die verpesteten Häuser zu cerniren, und zu verhindern, daß die mit den Erkrankten in Verbindung gestandenen Personen mit den übrigen Bewohnern der Stadt in Berührung kämen; allein diese Vorkehrung erwies sich als fruchtlos, weil aus Unterägypten täglich neue Pestkranke ankamen, und die Araber, die sich vor der Quarantäne fürchteten, die Todten lieber in ihren Häusern begruben, als der Behörde Anzeige machten. So wurde denn das Uebel immer verheerender, und nun verschlossen sich die europäischen Kaufleute in ihre Häuser und brachen jede Verbindung nach Außen ab. Die Dienerschaft mußte die Lebensmittel herbeischaffen, die nicht eher in die Küche kamen, als nachdem man sie zuvor im Wasser eingeweicht hatte. Der Vicekönig, von dem Generalkonsul begleitet, flüchtete sich nach Oberägypten; der Kriegsminister zog sich auf eine vom Nil unweit Cairo gebildete Insel zurück, und alle Schulen, Fabriken und öffentlichen Anstalten wurden in Quarantäne gesetzt. Vom April bis Ende Mai's richtete die Krankheit furchtbare Verwüstungen an. Die französischen Aerzte bewiesen sich wahrhaft heldenmüthig; alle Spitäler waren mit Pestkranken überfüllt, die Tag und Nacht die größte Sorgfalt in Anspruch nahmen, und dennoch begaben die Aerzte sich unverweilt in jedes Haus, wo das Uebel ausbrach, und wendeten alle Mittel ihrer Kunst so lange an, bis der Kranke genas oder starb. Aller Bemühungen ungeachtet konnte jedoch nur eine sehr kleine Anzahl gerettet werden; täglich erlagen von einer Bevölkerung von 200,000 Seelen mehr als 1800.

Gegen die Mitte des Junius ließ die furchtbare Seuche endlich nach, und atmosphärische Veränderungen wirkten zu ihrer Unterdrückung mit. Zuerst legte sich der erstickende Südwestwind, der Nil begann zu steigen, der Thau fiel stärker und die Sonne näherte sich ihrem Sommersolstitium. Die Araber setzten hinsichtlich des Aufhörens der Krankheit großes Vertrauen auf einen Stern, der zu dieser Zeit erscheint und den sie Surieh nennen. Einige glauben, daß es unser Syrius sey, andere aber halten ihn für den Stern, den Homer Menelaus nennt und der nur im Orient sichtbar ist. Am 24sten Junius wurden alle Quarantänen aufgehoben und die Geschäfte gingen den gewohnten Gang. Seit zehn Jahren hatte sich die Pest nicht in Aegypten gezeigt, ein Umstand, der den Glauben derer etwas erschütterte, welche die Pest für endemisch in Aegypten halten.

Nachdem die Epidemie Cairo verlassen hatte, zog sie sich den Nil und zwar am Arm von Damiette hinab, brach zu Damiette selbst gegen Ende Junius mit größter Heftigkeit aus und verschwand erst Ende Augusts. Sie hatte mithin binnen einem Jahre ganz Niederägypten durchzogen. Die Zahl der von ihr in ganz Aegypten hingerafften Opfer wird auf 200.000 angegeben. Mehrere Dörfer starben gänzlich aus und die Ernten blieben auf den Feldern stehen, weil es an Armen fehlte sie einzubringen. In Cairo standen mehr als 1700 Häuser leer, deren Bewohner dem Uebel sämmtlich erlegen waren. Lange noch wird Aegypten an den Nachwehen dieses furchtbaren Uebels zu leiden haben, und sollte diese Geisel fortan jedes Jahr zum Vorschein kommen, so läßt sich nicht absehen, wie das Land ihren furchtbaren Streichen zu widerstehen vermöchte.

Der bei allen Völkern des Orients bekanntlich so tief gewurzelte Fatalismus wird noch lange ein großes Hinderniß gegen alle wirksamen Vorkehrungsmaßregeln zu Unterdrückung des Uebels bleiben, denn der Moslem hängt an dem Glauben fest, daß man den Züchtigungen des Allmächtigen sich nicht entziehen dürfe, und dieß macht ihn gegen jedes Unglück gleichgültig. Wenn ihn ein Unheil befällt, hebt er die Augen gen Himmel und ruft: „Es kommt von Gott!" und verliert ein Sohn seinen Vater, so sagen alle Verwandten des Hauses: „Das Schicksal deines Vaters stand auf seiner Stirne geschrieben. Jedem Menschen wurde von Gott eine gewisse Anzahl von Tagen zugemessen, und ist der letzte abgelaufen, so vermag nichts den Tod abzuwenden." Wird jemand krank, so ruft man nicht etwa einen Arzt, sondern die Familie tritt zu ihm, fragt ihn, was er wünscht, und befriedigt dann alle seine Launen. Die Araber haben einen besondern Widerwillen gegen jede Diät; sobald einer der Ihrigen von der Pest befallen wird, rufen sie den Barbier, der ihm Moras *) applicirt; dann ißt der Kranke die unverdaulichsten Dinge, und nach zwei oder drei Tagen ist es gewöhnlich mit ihm vorbei.

Einige der höhern Beamten beginnen jedoch seit Kurzem einiges Vertrauen in die Arzneikunde zu setzen und sich der Quarantäne zu unterwerfen. Entgehen sie dem Uebel, so legen sie dann einen Spruch des Propheten zu Gunsten der Maßregel aus, der so lautet: „Wenn du dich einer Stadt nahest und hörst, daß eine Seuche in ihr wüthet, so gehe nicht hinein; bist du aber schon darin, so gehe nicht heraus." Der Rath, den der Prophet hinsichtlich einer Stadt ertheilt, wird hier auch auf Häuser angewendet. Das Volk bleibt jedoch gegen alle solche Subtilitäten taub, verachtet die Arzneikunde und überläßt seine Rettung der Versehung.

(Schluß folgt.)

Das berühmte Ferney, Voltaire's Landsitz ist im Aufstrich verkauft worden, und in die Hände eines Mannes gefallen, der mehr Sinn für Industrie als für Literatur hat, und das Gut in eine Runkelrübenzuckerfabrik umwandelt. Die kleine Kapelle mit der Inschrift: Deo erexit Voltaire, wird nun wahrscheinlich eine Scheune oder ein Stall werden.

*) Mora, asiatischer Wermuth, aus dessen sehr starker Pflanzenwolle ein Gewebe bereitet wird, von dem man Stücke auf der Haut verbrennt, um sie zu kauterisiren.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 53.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 Februar 1837.

Der Grabhügel Stenko Rasins.

Unterhalb Saratow neben der Wolga, 20 Werste oberhalb Kamyschin, erhebt sich in den Bergen ein Hügel, welchen man das Grabmal Stenko Rasins nennt; sonst war er den Einwohnern unter dem Namen des Muschelbergs bekannt. Warum er diese letztere Benennung erhalten, weiß man nicht. Die erstere hat er davon, daß hier der in der russischen Geschichte wohl bekannte Räuber Stenko Rasin sich aufhielt, welcher, einst der Schrecken dieses Landstrichs, die von Czar Alexei Michailowitsch auf dem kaspischen Meere erbauten Schiffe zerstörte. Dieser Hügel steht abgesondert von den übrigen, und erhebt sich etwa 100 Sashenen über das Bette der Wolga; seine Grundlage ist das steile Felsufer, gegen oben wird er immer schmäler, geht aber nicht ganz spitzig zu, denn sein Gipfel ist flach, und etwas gegen Norden geneigt; dieser Gipfel hat eine Länge von 50, und eine Breite von 30 Sashenen; gegen Süden fällt er fast schroff nach der Wolga hin ab, gegen Westen ist er gleichfalls ziemlich steil, und auf dieser Seite dehnt sich vor ihm eine grüne Fläche aus, an welche in geringer Ferne ein Tiefthal mit einem kleinen Eichenwalde stößt. Gegen Norden ist er steil, aber ohne Risse. An diesen Hügel stößt der Syrt, welcher allmählich aufsteigt, und mit den benachbarten Bergen zusammenhängt, wohin sich fruchtbare Tiefthäler und Wälder ziehen; gegen Osten läuft eine tiefe Schlucht nach der Wolga hin. An einigen Stellen ist der Hügel mit dünnem Eichengebüsch, mit Spiersträuchen und Zwergmandeln verbrämt, den übrigen Theil der Seiten und die Höhe bedecken das federartige Pfriemenkraut und andere Gräser. Die Aussicht von diesem Hügel ist entzückend: das Land jenseits der Wolga stellt sich dar wie ein uferloses Meer, nirgends ist die Aussicht gehemmt, der Strom aufwärts und abwärts mit seinen Krümmungen, Rinnsalen, Inseln und Wäldern zeigt sich auf einer ungeheuren Strecke. Von fern her ergießt sich in ihn der Fluß Jeruslan, dessen Gewässer auf einer großen Strecke sich ausbreiten. Auf der Bergseite der Wolga, d. h. auf der westlichen, sind da und dort waldbedeckte Hügel zerstreut, der aber, welcher dem kühnen Räuber zum Aufenthalt diente, bildet für sich eine wichtige Festung, welche leicht eine Belagerung aushalten könnte; hier war der Zufluchtsort der Räuberschaar, welche in Erdhütten lebte, wie die vom Rauch geschwärzten Steine in den zusammengestürzten Gruben zeigten. Backsteine finden sich nicht, in einer Grube aber fand man einen großen Haufen menschlicher Gebeine, an denen zum Theil noch das verweste Fleisch hing. Die Knochen waren ungemein groß, und seltsamerweise fand man sie nur in einer einzigen Grube. Nach der Sage lauerten auf diesem Hügel die Räuber auf die Wolgaschiffe, deren Eigenthümer unter Verbeugungen vor dem Ataman auf dem Hügel erschienen und Geschenke oder Geld darbrachten. Geschah dieß nicht, so wurde das Schiff angegriffen und geplündert, die Mannschaft ermordet und in die Wolga geworfen; manchmal war der Widerstand verzweifelt, und nicht immer glückte es den Räubern, siegten sie aber, so wurde nichts verschont. Der Aberglaube erzählt, Rasin selbst sey auf einem Filz auf der Wolga gefahren, ohne unterzusinken, weder Kugel noch Lanze hätten ihn verwunden können. Doch nicht auf der Wolga allein übte Rasin sein Räuberhandwerk: seine Schaaren plünderten auch zu Lande, aufwärts bis Saratow, abwärts bis an das kaspische Meer. Alles erstarrte vor Schrecken, wenn er erschien, und jetzt noch eilt der Reiter in geflügeltem Laufe vorüber, da der Aberglaube den Hügel mit phantastischen Schreckbildern bevölkerte. Die noch frische Sage erzählt von Rasin, daß er von Natur einen scharfen Verstand, heftige Leidenschaften, eine lebendige Einbildungskraft und hohen Muth besessen habe; er war hoch gewachsen und kraftvoll, die Gabe der Rede besaß er in hohem Grade, war zuweilen freundlich, dann aber wieder furchtbar und unerbittlich. Sein Leben war eine Kette von Verbrechen, Raub und Mord, sein Tod aber seines Lebens werth, denn ihn soll eine alte Frau in Astrachan, als er betrunken war, mit dem Bruchstück einer Wagendeichsel erschlagen haben.*) Mit seinem Tode

*) Diese Sage steht mit der gewöhnlichen Geschichte im Widerspruch, der zufolge Stenko Rasin im J. 1671 gefangen genommen und hingerichtet worden seyn soll. Die obige Auseinandersetzung ist namentlich deßhalb merkwürdig, weil sie beweist, daß die Empörung Rasins nicht eigentlich, wie man gewöhnlich angibt, mit Waffengewalt unterdrückt wurde. Stenko Rasin

zerstreute sich seine ganze Schaar, einen Theil traf die strafende Gerechtigkeit. Seit dieser Zeit ist auf dem Hügel Alles öde, man bemerkt weder Fußpfade noch sonstige Wege, nur mit der Benennung des Hügels ist das Andenken an den Ataman Rasin verschmolzen; lange noch, nachdem seine Schaar längst schon zerstreut war, dachte man im ganzen Lande nur mit Schrecken an diesen Berg.

Das neuere Aegypten.

Aberglauben.

(Fortsetzung.)

Wenn wir den gewöhnlichen Erzählungen Glauben beimessen, so gibt es heutzutage in Aegypten noch so gewaltige Zauberer als zu den Zeiten der Pharaonen. Die verständigern Moslims unterscheiden zwei Arten von Magie, welche sie Erruhani, die geistliche, und Essimijah, die natürliche oder trügerische nennen: die erstere bewirkt ihre Wunder durch die Kraft der Engel und Genien, durch geheimnißvolle Kräfte gewisser Namen Gottes und andere übernatürliche Mittel; die andere dagegen wendet nach der Ansicht der minder leichtgläubigen Moslims gewisse Parfumerien und Arzneimittel an, welche auf das Gesicht und die Einbildungskraft auf eine ähnliche Weise wie das Opium einwirken; auch das letztere selbst soll vielfach angewendet werden.

Erruhani, welches unter den Aegyptiern als die ächte Magie betrachtet wird, ist von zweierlei Art, Ilwi, die hohe, auch Rahhmani, die göttliche *) genannt, und Sufli, die niedere oder satanische. Die hohe Magie ist eine auf die Kraft Gottes und seiner Engel und der guten Genien gegründete Wissenschaft, wird stets zu guten Zwecken angewendet, von redlichen Männern, welche durch Ueberlieferung oder aus Büchern die Namen der übernatürlichen Wesen und die Anrufungen kennen lernen, wodurch man die Erfüllung seines Verlangens sichert. Das Schreiben von Zauberformeln zu gutem Zweck gehört zu diesem Zweig der Magie, so wie zur Astrologie und zu der Wissenschaft von den Geheimnissen der Zahlen. Die höchste Stufe in der göttlichen Magie besteht in der Kenntniß des Ism-El-Aazam oder des „größten Namens" Gottes, der, wie man allgemein glaubt, keinem andern als Propheten und Aposteln Gottes bekannt ist. Wer diesen Namen kennt, braucht ihn nur auszusprechen, um die Todten zu erwecken, die Lebenden zu tödten, sich selbst in jedem Augenblick an jeden beliebigen Ort hin zu versetzen, so wie überhaupt jedes andere Wunder zu thun. Einige glauben, dieser Name sey den ausgezeichneten Welis bekannt. Die niedere Magie soll auf der Kraft des Teufels, böser Geister und ungläubiger Genien beruhen, und nur von bösen Menschen zu bösem Zwecke angewandt werden. Diejenigen, welche den Darb-el-Mandal (die Weise des Zauberkreises) anwenden, geben vor, durch die Kraft von Genien zu handeln, also durch die Wissenschaft der Erruhhani, während andere diese Kunst des Zauberkreises zur Essimijah rechnen, weil dabei Parfumerien in Anwendung kommen. Außer diesen Wissenschaften gibt es noch Alchymie (El-Kimija) und die Kenntniß der Gestirne (Ilm-En-Nudschum), die keiner nähern Erklärung bedürfen; zu dieser letztern gehört der Darb-Er-Reml, eine Art Geomantie, die man in mehreren Uebersetzungen der Tausend und Eine Nacht mit Punktirkunst übersetzt findet; auch sie soll namentlich auf Astrologie gegründet seyn.

Vor ganz kurzer Zeit noch lebte in Aegypten ein Mann, der wegen seiner Kenntnisse in der höhern Magie in ganz Aegypten berühmt war, er hieß Scheikh Ismail Abu Ruus; selbst seine verständigern Landsleute erzählen die unglaublichsten Geschichten von seiner magischen Kunst, die Einige dadurch erklärten, daß er mit einer Dschinnijeh, d. h. einem weiblichen Dschinni, vermählt gewesen sey, Andere dagegen erklärten seine Kunst bloß daraus, daß er Genien in seinem Dienste gehabt habe, die er jeden Augenblick befragen und denen er Befehle ertheilen konnte. Er soll seine übernatürlichen Kräfte nur zu guten oder ganz unschuldigen Zwecken verwendet haben, auch von dem jetzigen Vicekönig sehr begünstigt und sogar manchmal zu Rathe gezogen worden seyn. Einer meiner *) verständigsten Freunde in Cairo erzählte mir, er habe einst Abu Ruus in dessen Wohnort Desuk in Gesellschaft des Scheikhs El-Emir, dessen Vater das Haupt der Sekte der Malekis war, besucht. Scheikh-El-Emir verlangte von Abu Ruus, ihnen einen Beweis seiner Kunst in der Magie zu zeigen, und der letztere willigte in das Begehren. „Laßt uns Kaffee auftragen," sagte der Scheikh El-Emir, „in den Tassen und Kannen meines Vaters, die zu Misr (Cairo) sind." Sie warteten einige Minuten, dann wurde der Kaffee gebracht, der Scheikh El-Emir sah die Tassen und Kannen an, und sagte, sie seyen in der That die seines Vaters. Hierauf wurde Scherbet aufgetragen in Bechern, die er gleichfalls für die seines Vaters erklärte. Endlich schrieb er einen Brief an seinen Vater, übergab ihn an Abu Ruus, und bat ihn, ihm eine Antwort zu verschaffen. Der Magier nahm den Brief, legte ihn hinter ein Kissen seines Diwans, und nach wenigen Minuten zog er das Kissen weg, und zeigte ihm, daß sein Brief fort und ein anderer an dessen Stelle da sey. Der Scheikh El-Emir nahm den letztern, las ihn, und fand in einer Handschrift, von der er geschworen hätte, es sey die seines Vaters, eine vollständige Antwort auf seinen Brief und eine Nachricht über das Befinden seiner Familie, welche er nach seiner wenige Tage darauf erfolgten Rückkehr nach Cairo für völlig richtig erkannte.

---

war kein gemeiner Räuber: er eroberte das ganze Land längs der Wolga hinab, und selbst Terki, tiefer unten am kaspischen Meere, fiel in seine Hände: er schlug mehreremal die Truppen des Czar, auch eine mit 6000 Streliţen bemannte Flotte desselben auf der Wolga, und die Zahl der Empörer wuchs endlich auf 200.000 Mann an. Er war einer der zahlreichen Hetmane, welche die Unabhängigkeit der Kosaken gegen die Macht der Großrussen zu vertheidigen strebten.

*) Nach dem stehenden Beiwort Gottes: Errahhman, der Barmherzige.

*) Wir lassen hier ganz den Verfasser sprechen, ohne an seinen Worten das Mindeste zu ändern, und nur die spätere zum Theil schon bekannte Erzählung von der Citirung Nelsons geben wir abgekürzt.

Ein merkwürdiger Fall von Magie kam während meines frühern Aufenthaltes in Aegypten vor die Regierung zu einer richterlichen Entscheidung, und erregte in der ganzen Hauptstadt die größte Verwunderung. Ich gebe die Erzählung dieses Vorfalls genau so, wie sie mir von meheern Personen in Cairo erzählt wurde, ohne eine der Uebertreibungen, womit sie ausgeschmückt wurde, wegzuschneiden, nicht nur darum, weil ich nicht weiß, in wie weit die Erzählung wahr ist, sondern auch, weil ich gern zeigen möchte, wie sehr die Aegyptier im Allgemeinen an Magie oder Zauberei glauben.

Mustapha Ed-Digwi, erster Sekretär im Gerichtshofe des Kadi, wurde seines Amts entlassen, und ihm folgte ein anderer, welcher gleichfalls Mustapha hieß, und Sarraf oder Geldwechsler gewesen war. Der erstere sandte eine Bittschrift an den Vicekönig, und bat um Wiedereinsetzung in sein Amt, ehe er aber noch eine Antwort erhielt, verfiel er in eine schwere Krankheit, welche er für die Wirkung einer Bezauberung hielt; er glaubte, Mustapha, der Geldwechsler, habe durch einen Magier einen Zauber schreiben lassen, der ihm den Tod bringe, deßhalb schrieb er zum Zweitenmal an den Vicekönig, und beschuldigte den neuen Sekretär dieses Verbrechens. Der Angeklagte wurde vor den Vicekönig gerufen, gestand sein Verbrechen ein, und nannte den Magier. Dieser wurde verhaftet, und da er die gegen ihn vorgebrachte Klage nicht läugnen konnte, ins Gefängniß geworfen, wo er bleiben sollte, bis man sehen würde, ob Ed-Digwi sterbe. Er wurde in ein kleines Gemach eingesperrt, und zwei Soldaten vor seine Thüre gestellt, damit der eine wachen könne, während der andere schlafe. Nun kommt der wunderbarste Theil der Geschichte. Zur Nachtzeit, als eine der beiden Wachen in Schlaf gefallen war, hörte die andere ein sehr seltsames murmelndes Geräusch, blickte durch eine Spalte der Thüre, und sah den Magier, der einige unverständliche Worte murmelte, mitten auf dem Boden sitzen. Plötzlich erlosch das Licht, welches vor ihm stand, und in demselben Augenblick erschienen vier andere Lichter, eines in jeder Ecke des Gemachs. Der Magier stand sodann auf, ging nach einer Seite des Gemaches, stieß mit dem Kopf dreimal gegen die Mauer, und jedesmal öffnete sich diese, und ein Mann trat daraus hervor. Nachdem der Magier einige Minuten lang mit diesen drei Personen geredet hatte, verschwanden sie wieder, eben so die vier Lichter, und dasjenige Licht, welches in der Mitte des Gemachs gebrannt hatte, entzündete sich wieder wie vorher; der Magier nahm dann seine Stellung auf dem Boden wieder ein, und Alles war ruhig. So war der Zauber, welcher Ed-Digwi tödten sollte, gelöst; früh am nächsten Morgen fühlte sich der Kranke so wohl, daß er nach einem Waschbecken und Wasser rief, die Abwaschung verrichtete, sein Gebet sprach, und von der Stunde an sich schnell erholte. Er erhielt wieder sein früheres Amt, der Magier aber wurde aus Aegypten verbannt. -- Wenige Tage später wurde ein anderer Zauberer verbannt, weil er einen Zauber geschrieben hatte, durch den ein muhammedanisches Mädchen in eine unbezwingbare Liebe zu einem koptischen Christen verfiel.

(Fortsetzung folgt.)

Das Leuchten der See.

Herr Duncan theilte in einer Sitzung der brittischen Gesellschaft die Beobachtungen eines Arztes über diesen Gegenstand mit. Am 28sten Oktober vorigen Jahres zeigte die See ein sehr glänzendes Schauspiel, jede Welle erschien wie eine rollende Masse von Phosphorus; er verschaffte sich etwas von diesem Wasser, und noch 18 Stunden später, wenn dasselbe in die geringste Bewegung gesetzt wurde, zeigte es phosphorescirende Funken, was aber nicht der Fall war, wenn es ruhig blieb. Dann zeigten sich unzählige scheibenförmige Thierchen gleich ungemein kleinen Oeltropfen ungefähr 60 bis 80 auf einen Quadratzoll Wasser; sie wurden sichtbarer, wenn man ein Stück schwarze Seide unterlegte, und erschienen dann fast weiß oder durchsichtig, mit Ausnahme eines Punktes, der dunkel blieb und stets am Rande der Scheibe gelegen war; auch war ihre Größe sehr verschieden. Er behielt das Wasser sechs Tage lang, nach deren Verfluß das Leuchten in der Dunkelheit, wenn man das Wasser in Bewegung brachte, noch bemerklich war, aber allmählich minder glänzend wurde. Man hat geglaubt, diese Thierchen schwämmen fortwährend auf der Oberfläche des Wassers, und ihre Anwesenheit an bestimmten Stellen hänge vom Wind und andern Umständen ab; schließt man jedoch nach gewissen Analogien, so kann ihr Erscheinen nicht ganz von zufälligen Ursachen abhängen, sondern, wie die Johanniswürmchen durch einen besondern Stand der Atmosphäre aus ihren dunkeln Verstecken hervorgelockt werden, so scheinen auch diese Thierchen nur bei gewissen Verhältnissen ihres Elements aus der Tiefe aufzusteigen.

Die Pest in Aegypten.

(Schluß.)

Die Pest bricht nicht bei Jedem mit gleicher Heftigkeit aus; die Aerzte haben drei oder vier Modifikationen beobachtet, welche nicht tödtlich verlaufen. Leute von kräftiger Leibesbeschaffenheit, alle, welche schnellem Temperaturwechsel ausgesetzt sind, wie Bäcker, Schmiede u. s. w., dann alle, welche schwere Arbeit zu verrichten haben, so wie auch junge Leute, Sklaven und Fremde sind der Ansteckung mehr als andere ausgesetzt. Kinder, Greise, Weiber, mäßig lebende und keinen Gemüthsbewegungen unterworfene Männer, die zudem noch nie krank waren, bleiben gewöhnlich verschont. Wollte man die in Europa herrschende Meinung hinsichtlich der Kontagiosität der Pest gelten lassen, so könnte es unter den Arabern auch nicht Einen Greis geben, der von dem Uebel frei geblieben wäre, und dennoch finden sich viele bejahrte Männer, die der Ansteckung während ihres langen Lebens stets glücklich entgangen sind. Furchtlosigkeit, mäßige Lebensweise und eine geregelte geistige und körperliche Thätigkeit sind, wie gegen jede ansteckende Krankheit, so auch gegen die Pest das zweckmäßigste Präservativ.

Das natürliche Talent der Araber für Erzählung ist weltbekannt. Das Mährchen und die Legende sind die Seele ihrer Unterhaltung; finden sich mehrere von ihnen zusammen, so erkundigt man sich zuerst wohl zwanzig Mal nach dem gegenseitigen Befinden, spricht dann von Geschäften und geht endlich zu Mährchen über. So bricht auch die Pest nie in einer Stadt aus, ohne Anlaß zu einer Legende zu geben. Sobald man erfährt, daß einige Personen der Krankheit erlegen sind, so erhebt des Abends, wenn die Araber im Kaffeehaus versammelt sind,

der Erzähler seine Stimme, und trägt eine mehr oder minder wunderbare Geschichte vor, um die Ursache des Ausbruchs der Epidemie zu erklären. Folgendes hörte man im Jahre 1835 zu Cairo erzählen:

„Gegen den im Orient herrschenden Gebrauch hat Mehemed Ali die Gewohnheit, sich sehr spät zur Ruhe zu begeben und den größern Theil der Nacht wichtigen Geschäften zu widmen. Nachdem er eines Tages lange mit seinen Adjutanten gearbeitet hatte, legte er sich in einem abgesonderten Zimmer nieder; plötzlich trat hier ein sehr großer und ganz schwarzer Dschin (Genius) vor ihn, neigte sich ehrfurchtsvoll und hob die rechte Hand zum Gruß vom Munde zur Stirne empor. Der Vicekönig, von Schreck ergriffen, erhob sich von seinem Diwan, erwiderte den Gruß und bot dem Genius den Ehrensitz an. Nachdem die gegenseitigen Höflichkeiten ausgetauscht worden waren, fragte endlich Mehemed Ali den Genius, was ihm die Gunst eines solchen Besuchs verschaffe. Der Genius aber schlug, ohne zu antworten, in die Hände und herein trat ein kleiner schwarzer Sklave mit Augen, so weiß wie die reinste Milch, der ein mit Perlmutter ausgelegtes Tabouret mitten in den Saal stellte. Kaum war der Sklave, um seinem Herrn nicht den Rücken zuzukehren, rückwärts zur Thüre hinaus gegangen, als sich ein anderer Diener des Genius, roth wie Feuer, an der Thüre zeigte, der eine große Platte in den Händen hielt, auf der drei bedeckte Schüsseln standen. Er stellte die Platte auf das Tabouret und zog sich in den Hintergrund des Saals zurück. Hierauf trat ein dritter Sklave von schöner goldgelber Hautfarbe vor, der in der einen Hand eine zierliche goldene Wasserkanne und in der andern ein Becken von gleichem Metall trug; ein schönes Handtuch hing über seine Schulter herab. Er ließ sich vor Mehemed Ali auf die Kniee nieder und bot ihm Wasser zum Händewaschen; kein Wort wurde gewechselt.

„Der Vicekönig gehorchte, von einer geheimen unwiderstehlichen Macht getrieben. Nachdem er sich die Hände gewaschen, nahm er das Handtuch von der Schulter des goldgelben Sklaven, schritt auf das Tabouret zu und setzte sich auf ein Polster. Der Sklave deckte dann die Schüsseln auf, von denen eine weiße Bohnen, die andere Reiß und die dritte ein dem Spinat ähnliches Gemüs enthielt, das von den Aegyptiern Meloqnie genannt wird. Der Genius lud Mehemed Ali durch Gebärden zum Essen ein. Der Vicekönig nahm mit der Hand von dem Meloqnie und mischte ihn mit Reiß; indem er jedoch den Bissen zum Munde führte, ließ er ein wenig Reiß auf die Schüssel mit Bohnen fallen. Er beeilte sich ihn aufzulesen, erwischte aber dabei einige Bohnen und aß sie mit. Nach einigen Augenblicken wendete sich der Vicekönig gegen den Genius, um ihm zu bedeuten, daß er gesättigt sey. Dieser verstand den Wink, erhob sich und sprach mit kläglicher Stimme wie folgt:

„Ein großes Unglück bedroht dein Reich; Gott aber, der sich mit Wohlgefallen daran erinnerte, daß du es warest, der seinen Tempel zu Mekka der Entheiligung der Ungläubigen entriß, hat dir die Wahl gelassen, auf welche Weise das Unheil auf deinem Volke lasten soll. Die Pest wird Aegypten verheeren, die Fellahs werden in großer Anzahl sterben, denn sie waren unter dem Meloqnie gemeint, von dem du so viel gegessen hast. Auch die Türken und Araber bleiben nicht verschont, weil du den Reiß, der sie vorstellt, mit dem Meloqnie gemischt hast, und auch die Europäer werden der Geisel zum Opfer fallen, jedoch nur in geringer Anzahl, weil du nur wenige von den Bohnen gegessen hast, durch die sie bezeichnet waren."

„Nachdem der Genius diese Worte gesprochen, ließ er Alles fortschaffen und verschwand."

Die Pest rechtfertigte diese seltsame Allegorie ganz nach dem von dem Genius angegebenen Maßstab.

Schließlich möge es vergönnt seyn, noch einer andern durch die Pest von 1835 hervorgerufenen Sage zu gedenken, die deßhalb besonders charakteristisch ist, weil sie den tiefen Abscheu der Araber vor der Konscription ausspricht. Die Kaufleute, welche gegen Ende Julius von der Messe von Tantah nach Damiette zurückkamen, brachten die traurigsten Nachrichten mit. Die einen sagten, daß die Pest so furchtbar wüthe, daß man alle Leichname in eine gemeinschaftliche Grube werfe, ohne die bei dem Begräbniß vorgeschriebenen Feierlichkeiten zu beobachten; andere behaupteten, daß Alles sich geflüchtet habe, um den vom Vicekönig zu Tantah befohlenen Aushebungen zu entgehen, und um endlich den Schrecken aufs höchste zu steigern, wurde Folgendes, als von den Kaufleuten selbst bestätigt, erzählt:

Nachdem gegen Ende Junius die Pest fast ganz aufgehört hatte, ließ der Vicekönig drei Araber in seinen Palast berufen, die von der Seuche verschont geblieben waren und am äußersten Ende der Stadt wohnten. Er befahl diesen Leuten, daß jeder von ihnen sich auf einen der drei Hauptbegräbnißplätze von Cairo begeben, sich in ein Leintuch hüllen und bei Aufgang der Sonne die angränzenden Quartiere der Stadt mit dem Geschrei durchlaufen solle, daß man ihn lebendig begraben habe und er nun wieder aufgewacht sey.

Die drei Araber vollzogen den erhaltenen Befehl pünktlich, und zeigten den erschrockenen Einwohnern die noch frischen Narben der Pestbeulen. Der Schrecken ward allgemein, denn jedermann fürchtete einen Angehörigen lebendig beerdigt zu haben, und viele überließen sich der Hoffnung, ähnliche Auferstehungen der Ihrigen zu erleben.

Kaum war der Gouverneur der Stadt von der allgemeinen Unruhe benachrichtigt, als er auch die drei Araber verhaften und unter großem Zulauf in den Palast des Vicekönigs führen ließ. Mehemed Ali schien lebhaft ergriffen, und befahl sogleich Soldaten auf alle Begräbnißplätze zu senden, um dem Volk die Ueberzeugung zu verschaffen, daß alle Begrabenen wirklich todt seyen. Alles strömte den Gräbern zu, als aber die Soldaten die Menge groß genug glaubten, fingen sie alle jungen Männer heraus, banden ihnen die Hände auf den Rücken und führten sie in die Citadelle, wo sie, des Geschreis ihrer Eltern ungeachtet, den Regimentern einverleibt wurden.

Die Furcht vor einer Wiederholung dieser Presse trieb alle jene in die Flucht, die sich eingefunden hatten, um der Messe von Tantah beizuwohnen.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 17** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Die Deutschen in Paris.** Von E. Destouches. — **Lieder von Beranger: Petition der Hunde; Frühlingsverwünschung. — Vicenzo Monti.** (Fortsetzung.) — **Proben aus dem englischen Dichter Marlowe.** (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 1-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 54.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 Februar 1837.

Die Keller von Roquefort im Departement Aveyron.

Die Käse von Roquefort genießen seit langer Zeit eines hohen Rufs, und Plinius gedenkt ihrer schon: sie bieten auch einen so gewinnreichen Handelszweig dar, daß man die Summe, welche davon jährlich im Lande bleibt, auf mehr als eine Million Franken anschlägt. Ihre vorzügliche Eigenschaft sollen die Käse dem Ort verdanken, worin sie zubereitet werden, nämlich den Kellern von Roquefort. Im südöstlichen Theile des Departements Aveyron zwischen den Thälern des Ergue und des Tarn erstreckt sich in einer Länge von 8 bis 9, und in einer Breite von 4 bis 5 Lieues der Causse du Larzac, das größte und vielleicht auch das höchste der sekundären Kalkplateaus von Aveyron. Am Nordabhang desselben liegen die Keller oder Grotten, worin man die Käse von Roquefort bereitet, und die ihnen ihren vortrefflichen Geschmack geben, indem die fortdauernd darin herrschende niedere Temperatur es nie zum Faulen kommen läßt.

Das Dorf liegt an einem Kalkberge, etwa 400 Metres über dem Thal, in welchem der Cernon fließt: die Hauptrichtung des Bergs ist von Osten nach Westen, während zwei kleine parallele Ausläufer, welche gewissermaßen die natürlichen Gränzen dieser Keller oder Grotten bilden, von Süden nach Norden gehen. Am Südende des Dorfs erhebt sich ein einzeln stehender ungeheurer Felsen von etwa 100 Meter Höhe, welcher im Westen die ersten Keller abschneidet, die den Namen ihres jetzigen Eigenthümers Delmas führen und für die besten gehalten werden. Zwischen den beiden genannten Ausläufern sind nun überhaupt die meisten und vorzüglichsten Keller gebaut, und in ihnen herrscht ein fast ununterbrochener, selbst im Sommer beinahe eisiger Luftzug.

Außer dem stets von dem Berg herabdrückenden kalten Winde ist namentlich zu bemerken, daß die Felsen, an denen die Keller anliegen, zahlreiche Spalten haben, aus welchen eine kalte Luft strömt, und zwar mit solcher Gewalt, daß eine an die Oeffnung gehaltene Fackel augenblicklich ausgelöscht wird. Diese Spalten scheinen mit bedeutenden unterirdischen Höhlen, und diese wieder durch andere Spalten mit der freien Luft in Verbindung zu stehen. Im Sommer ist die unterirdische Luft kälter und also schwerer wie die äußere: sie dringt demnach unten heraus, während ein wärmerer Luftzug oben hineintritt. Im Winter findet die Strömung auf eine umgekehrte Weise statt, und sie ist in beiden Fällen um so schneller, je verschiedener die Dichtigkeit der äußern und innern Luft ist. Wahrscheinlich liegt auch in den großen innern Höhlen, aus denen durch die Spalten die kältere Luft dringt, ewiges Eis, indem eine aus demselben Felsen, an den die Keller gelehnt sind, hervorkommende Quelle nur 6° R. hat, einen einzigen Grad mehr, als der kälteste Keller. Uebrigens sind solche wechselnde Luftströmungen in Bergwerken etwas sehr Gewöhnliches, nur kommen bei den Kellern von Roquefort mehrere Umstände hinzu, namentlich der weit vorspringende hohe Felsen, welcher verhindert, daß auch nur ein einziger Sonnenstrahl die äußere Mauer der Keller, namentlich derer, welche Delmas heißen, und deren Temperatur gewöhnlich um mehr als einen Grad niedriger ist, als die der andern, erreicht.

Die Keller an und für sich sind weder groß noch geräumig, wie man nach den unmäßigen Preisen vermuthen sollte, in denen sie stehen: der gegenwärtige Besitzer der einen Reihe hat die der einen Straße um 215,000 Fr. angekauft, obwohl ihre Erbauung gewiß keine 12,000 Fr. kostete; was man eigentlich kaufte, sind die kalten Luftströmungen, welche ohne Unterlaß aus den Spalten hervordringen. Ihre Höhe beträgt höchstens 10 bis 12 Meter, und längs den Wänden sind von oben bis unten Bretter angebracht, worauf die Käse gestellt werden. Die Behandlung dieser letztern, so wie die größere oder geringere Güte der Milch, trägt vielleicht auch dazu bei, diesen Käsen einen besondern Vorzug zu geben, doch scheinen diese Vortheile sekundär.

Auch Chaptal hat diese Keller untersucht, und schreibt ihre niedere Atmosphäre gleichfalls den Luftströmungen aus den Spalten zu; an dem Tag, wo er sie besuchte, stand der Thermometer an der äußern Luft und im Schatten auf 25° R. und sank, nachdem man ihn eine Viertelstunde in der Nähe der Spalten gehalten hatte, auf 4 Grad herab. Nach Chaptals Ansicht ist die Temperatur dieser Keller sehr wechselnd, namentlich je nach der Art und Richtung des herrschenden Windes: es

schien ihm, als ob die Keller um so kälter würden, je wärmer die äußere Luft sey, weil dann die Strömung stärker werde, auch glaubte er, der Südwind begünstige den frischen Luftzug.

Das neuere Aegypten.

Aberglauben.

(Fortsetzung.)

Wenige Tage nach meiner ersten Ankunft in Aegypten wurde meine Neugierde hinsichtlich der Magie rege gemacht durch einen Umstand, den mir Hr. Salt, unser Generalkonsul, erzählte. Da er Ursache hatte, unter seinen Dienern einen Dieb zu vermuthen, indem Mehreres aus seinem Hause gestohlen worden war, so schickte er nach einem berühmten Moghrebi-Zauberer, *) in der Absicht, sie zu schrecken, und den Schuldigen dahin zu bringen, sein Verbrechen zu gestehen. Der Magier kam, und erklärte, er wolle das genaue Bild des Diebs einem Knaben, der noch nicht das Alter der Mannheit erreicht habe, erscheinen lassen, und verlangte deßhalb von dem Herrn des Hauses, er solle einen Knaben herbeirufen. Da mehrere in dem an das Haus stoßenden Garten arbeiteten, so wurde einer derselben herbeigerufen. In die Fläche der rechten Hand dieses Knaben zeichnete der Magier mit einer Feder ein gewisses Diagramm, in dessen Mitte er ein wenig Dinte goß. In diese Dinte hieß er den Knaben unverrückt blicken, hierauf verbrannte er etwas Weihrauch und einige Stücke mit Zauberformeln beschriebenen Papiers, wobei er verlangte, daß verschiedene Gegenstände in der Dinte erscheinen sollten. Der Knabe erklärte, er sehe alle diese Gegenstände, und endlich auch das Bild des Schuldigen: er beschrieb seine Statur, sein Gesicht, seine Kleidung, sagte, er kenne ihn, und lief alsbald hinab in den Garten, wo er einen der Arbeiter faßte, und ihn vor den Herrn des Hauses führte, dem derselbe auch alsbald den Diebstahl eingestand.

Diese Erzählung machte mich begierig, während meines Aufenthaltes eine ähnliche Darstellung zu sehen, da ich aber weder den Namen des Magiers noch seinen Aufenthaltsort kannte, so konnte ich keine Nachricht über ihn erhalten; bald nach meiner Rückkehr nach England erfuhr ich jedoch, daß spätere Reisende in Aegypten ihn kennen gelernt hätten, daß er in Cairo wohne und Scheikh Abd-el-Kadir el-Moghrebi heiße. Wenige Wochen nach meiner zweiten Ankunft in Aegypten brachte ihn mein Nachbar Osman, Dolmetscher des englischen Konsuls, zu mir, und ich bestimmte einen Tag, wo er mich besuchen und mir eine Probe der Kunst geben sollte, durch die er so berühmt geworden war. Er kam zur bestimmten Zeit, etwa 2 Stunden vor Mittag, schien aber nicht sehr aufgelegt, blickte öfters durch das Fenster nach dem Himmel, und bemerkte, das Wetter sey ungünstig: es war trübe und wolkig, und der Wind blies sehr heftig. Das Experiment wurde mit drei Knaben angestellt, mit einem nach dem andern: mit dem ersten gelang es zum Theil, mit den beiden andern aber mißglückte es gänzlich. Der Magier sagte, er könne heute nichts mehr thun, wolle aber an einem spätern Tage Abends kommen. Er hielt sein Wort, und sagte, die Zeit sey jetzt günstig. Während wir auf meinen oben erwähnten Nachbar warteten, welcher Zeuge der Darstellung seyn wollte, nahmen wir Pfeifen und Kaffee, und der Magier schwatzte mit mir über gleichgültige Gegenstände. Er ist ein schöner, schlanker, kräftig gebauter Mann von ziemlich heller Gesichtsfarbe, mit einem dunkelbraunen Bart; er ist ziemlich schlecht gekleidet, und trägt als Abkömmling des Propheten gewöhnlich einen großen grünen Turban. In seiner Unterredung ist er gesprächig und ohne Affektation, und erklärte mir, er bewirke seine Wunder durch die Kraft guter Geister, obwohl er Andern das Gegentheil gesagt hatte.

Während er sich zu dem Experiment des magischen Dintenspiegels vorbereitete, den man, wie andere Vorstellungen ähnlicher Art, hier Darb-el-Mandal nennt, verlangte der Magier von mir zuerst eine Rohrfeder und Dinte, ein Stück Papier und eine Scheere; als er einen schmalen Streif Papier abgeschnitten hatte, schrieb er darauf gewisse Anrufungsformeln nebst einem andern Zauber, wodurch er die Sache ins Werk setzen zu können erklärte. Er versuchte nicht diese zu verbergen, und als ich ihn bat, mir Abschriften davon zu geben, willigte er sogleich ein, und schrieb mir dieselben auf, wobei er mir erklärte, daß er seinen Zweck durch die Macht der beiden ersten Worte „Tarschun" und „Tarjuschun" erreiche, was, wie er sagte, die Namen zweier Genien, seiner „dienstbaren Geister," seyen. Ich verglich die Abschriften mit den Originalen, und fand, daß sie genau damit übereinstimmten. *) Folgendes ist die Uebersetzung:

> Tarschun! Tarjuschun! kommt herab!
> Kommt herab, seyd anwesend, wohin sind gegangen
> Der Fürst und sein Heer, wo ist El-Ahhmar,
> Der Fürst und sein Heer, erscheint
> Ihr Diener dieser Namen!

> Und dieß ist die Entfernung, und wir haben entfernt von dir
> Deinen Schleier, und dein Gesicht ist heute
> Scharf. Wahrheit! Wahrheit!

Nachdem der Magier dieß geschrieben hatte, schnitt er das die Anrufungsformeln enthaltende Papier von demjenigen ab, auf das der andere Zauber geschrieben war, und schnitt das erstere Stück in sechs Streifen. Er erklärte mir sodann, der Zweck der letztern Zauberformel, welche einen Theil des 21sten Verses des 50sten Kapitels vom Koran enthielt, bestehe darin, die Augen des Knaben auf eine übernatürliche Weise zu öffnen,

---

*) Moghrebi bedeutet einen Mann aus dem Abendland, d. h. aus dem westlichen Afrika; merkwürdig ist, daß auch in Tausend und Eine Nacht, namentlich in Aladdins Wunderlampe, der dort vorkommende böse Zauberer ein Moghrebi ist.

*) Im Original sind Facsimile's des arabischen Texts abgedruckt, die durchaus nichts Auffallendes enthalten, die Schrift ist nicht schön, aber leicht zu lesen; Vokale sind keine angebracht, aber die diakritischen Zeichen fehlen nirgends.

damit sein Blick in das eindringe, was für uns die unsichtbare Welt ist.

Ich hatte nach der Angabe des Magiers für etwas Weihrauch und Koriandersamen und ein Becken mit glühenden Kohlen gesorgt, dieß wurde nun ins Zimmer gebracht, und zugleich kam auch der Knabe, den man auf mein Verlangen unter mehreren andern Knaben, die aus einer Manufaktur zurückkehrten, von der Straße weggerufen hatte; derselbe war acht oder neun Jahre alt. Auf meine Frage, was für Personen in dem magischen Dintenspiegel etwas sehen könnten, erwiderte der Magier: ein noch nicht zur Mannbarkeit gelangter Knabe, eine Jungfrau, eine schwarze Sklavin und eine schwangere Frau. Die Kohlpfanne wurde vor ihn und den Knaben hingestellt, welcher letztere auf einem Sessel saß. Der Magier ließ nun durch einen Diener etwas Weihrauch und Koriandersamen in die Kohlpfanne werfen, faßte dann des Knaben rechte Hand, und zog in der Fläche derselben ein Viereck von nachstehender Form: die Zeichen, die es enthält, sind arabische Zahlzeichen.*) In die Mitte

2	9	7
3	4 ●	6
5	1	8

goß er ein wenig Dinte, und befahl nun dem Knaben, hineinzusehen, und ihm zu sagen, ob er sein Gesicht darin abgespiegelt erblicke; der Knabe erwiderte: er sehe sein Gesicht ganz deutlich. Der Magier, der immerfort des Knaben Hand hielt, befahl ihm, fortwährend genau in die Dinte zu sehen, und den Kopf nicht zu erheben.

Er nahm dann einen der kleinen, mit den Anrufungsformeln beschriebenen Papierstreifen, und warf ihn in die Kohlpfanne auf die brennenden Kohlen und das Rauchwerk, dessen Dunst bereits das Zimmer erfüllte; zugleich begann er ein undeutliches Murmeln von Worten, was er während des ganzen Verfahrens fortsetzte, außer wenn er dem Knaben etwas zu sagen hatte. Das Papier mit den Worten aus dem Koran steckte er in den Vordertheil an der Mütze des Knaben, und fragte ihn dann, ob er etwas in der Dinte sehe; die Antwort war verneinend, eine Minute später aber sagte der Knabe zitternd und sehr erschreckt: „Ich sehe einen Mann, der den Boden fegt.“ — „Wenn er fertig ist,“ sagte der Zauberer, „so sage es mir.“ — Gleich darauf sagte der Knabe: „er ist fertig.“

Der Magier unterbrach abermals sein Gemurmel, und trug dem Knaben auf, zu sagen: „Bring eine Fahne!“ Der Knabe that es, und sagte bald darauf: „Er hat eine Fahne gebracht.“ — „Von welcher Farbe ist sie?“ fragte der Magier; der Knabe antwortete: „Roth.“ Er erhielt nun den Auftrag, eine andere Fahne zu verlangen, sprach dieß aus, und bald darauf sagte er auch, man habe eine andere gebracht, und diese sey schwarz. In gleicher Weise wurde ihm aufgetragen, eine dritte, vierte, fünfte, sechste und siebente zu verlangen, die er jedesmal, sobald sie vor ihn gebracht wurden, beschrieb, und ihre Farbe als weiß, grün, schwarz, roth und blau angab. Der Magier fragte ihn nun: „Wie viele Fahnen hast Du vor dir?“ — „Sieben,“ antwortete der Knabe. Während dieß vor sich ging, legte der Magier den zweiten und dritten der kleinen mit Anrufungsformeln beschriebenen Papierstreifen in die Kohlpfanne, und auch frischer Weihrauch und Koriandersamen wurde wiederholt hineingeworfen, so daß der Rauch auf die Augen unangenehm wirkte. Der Magier gab nun dem Knaben noch eine Reihe Aufträge, was er für Gesichter verlangen solle, und der Knabe versicherte, daß sie ihm alle erschienen, namentlich ein Sultan mit seinem ganzen Gefolge, der Magier hatte während dessen den letzten der sechs kleinen Papierstreifen in die Kohlenpfanne geworfen. In seinem Gemurmel unterschied ich nichts als die oft wiederholten Worte der geschriebenen Anrufung, und nur zwei- oder dreimal hörte ich ihn sagen: „Wenn sie Nachricht brauchen, so benachrichtigt sie, und seyd wahrhaftig.“

(Schluß folgt.)

Johann Jakob Astor.*)

Nachdem wir das traurige Schicksal des Tonquin und seiner Mannschaft kennen gelernt haben, deren Bestimmung es war, zur See den zu einer Niederlassung an der Mündung des Columbia bestimmten Punkt zu erreichen,**) kommen wir zu der Expedition zu Lande unter Hrn. Hunt. Diese hatte nicht nur kein ähnliches Unglück zu beklagen, sondern die zahlreichen Indianerstämme, die sie auf ihrer langen mühevollen Reise traf, die so verschiedenen Sitten und Gebräuche dieser Wilden, die Kunstgriffe, welche man gebrauchen mußte, ihre Freundschaft zu gewinnen, die wechselnde Scenerie, welche sich den Blicken der Reisenden bot, die zahllosen Schwierigkeiten, die sie theils beim Uebersteigen der Rocky-Mountains, theils beim Uebergang über die Flüsse, die ihren Weg hemmten, zu überwinden hatten, trugen vielmehr dazu bei, diese Expedition weit interessanter zu machen als die erstere. Herr Hunt, der Haupttheilhaber Astors, hatte den Auftrag, an der Mündung des Columbia zu der See-Expedition zu stoßen, und zu diesem Ende den Kontinent seiner ganzen Breite nach zu durchreisen, um die Punkte auszuwählen, wo sich die nöthigen Handelsposten am vortheilhaftesten anlegen ließen. Wir werden nun sehen, wie dieser muthige und ausdauernde Mann sich seiner schwierigen Aufgabe entledigte.

---

*) An deren Stelle wir hier unsere gewöhnlichen Zahlen gesetzt haben. Nur ist zu bemerken, daß die arabischen Zahlen nicht gerade, sondern schief stehen, und daß wegen der Aehnlichkeit der arabischen Züge die Zahlen 7 und 8 wohl auch unrichtig stehen könnten.

*) Eine vollständige Uebersetzung des Astoria or Anecdotes of an Enterprise beyond the Rocky Mountains. By Washington Irving, aus dem die obigen und die bereits mitgetheilten Auszüge genommen sind, wird demnächst in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erscheinen.

**) Siehe Nr. 1 u. ff. dieser Blätter von diesem Jahre.

Herr Hunt und sein Gefährte Donald Mackenzie reisten gegen Ende Junius 1810 nach Montreal ab, wo sie mit dem für ihre Expedition Erforderlichen ausgerüstet werden sollten. Die Hauptsache war, von den eben ohne Beschäftigung sich befindenden canadischen „Reisenden“ eine hinlängliche Anzahl anzuwerben; eine keineswegs leichte Aufgabe, da diese Leute sehr verschlagen sind, und die Nordwestkompagnie Alles anwendete, um die erfahrensten unter ihnen abzuhalten, sich für andere Unternehmungen gewinnen zu lassen. Auch konnte Herr Hunt keine andern als solche bekommen, die nicht zu den besten gehören; unter diesen wählte er die minder schlechten, und schiffte sich mit ihnen, seinem Schießbedarf, seinen Lebensmitteln und Waaren ein. Sein Kanot war 30 bis 40 Fuß lang, bestand aus Birkenrinde, durch die faserige Wurzel der canadischen Fichte zusammengehalten, und statt des Theers mit Fichtenharz kalfatert. Die Ladung war, um sie bequemer packen, ausladen und bei Landfahrten tragen zu können, in kleine Ballen abgetheilt, und das Kanot selbst konnte, ungeachtet es eine Ladung von vier Tonnen faßte, von der Mannschaft bequem auf den Schultern getragen werden.

Die Expedition fuhr, dem Gebrauch gemäß, von St. Anna, am äußersten Ende der Insel Montreal, ab. Dort befindet sich eine dieser Heiligen, der Schutzpatronin der canadischen „Reisenden“ geweihte Kapelle, in der sie vor Abgang auf ihre gefährlichen Expeditionen zu beichten und sich zu verloben pflegten. Ueberdieß war es Sitte bei ihnen, nachdem sie die Kapelle verlassen, auf glückliche Reise und zu Ehren der Heiligen noch tüchtig zu trinken. Die geworbene Mannschaft verfehlte nicht, dem Gebrauch nachzukommen, und Herr Hunt hatte hier Gelegenheit sich zu überzeugen, daß er zu Montreal sehr schlechte Acquisitionen gemacht. Erst am 22sten Julius kam er nach Mackinaw.

„Das jetzt gänzlich verödete Mackinaw hatte damals schon sehr viel von seiner Bedeutung verloren. Es war ein Dorf längs einer kleinen Bai, mit einem schönen Strand vor der Hauptfronte der Häuser und von einem alten Fort auf einer Anhöhe oberhalb des Dorfes beherrscht. Der Strand vertrat die Stelle einer öffentlichen Promenade, wo sich alle jene bizarren Auftritte zur Schau stellten, die ein Seehafen in dem Augenblick bietet, wo eine Flotte von einer langen Reise zurückkehrt. Hier vergeudeten die „Reisenden“ den Lohn ihrer mühevollen Arbeiten bei Tanz und Trunk in den bretternen Wirthshäusern; dort standen Gruppen vor einer Bude mit unächtem Geschmeide, wo sie allerhand Tand kauften und sich damit auf die abgeschmackteste Weise herausputzten. Zuweilen fanden sie Rivalen an den indianischen Stutzern vom jenseitigen Ufer, die, auf phantastische Weise bemalt und geschmückt, einherstolzirten, fest überzeugt, daß ihre bleichen Nebenbuhler von ihnen ausgestochen würden. Von Zeit zu Zeit erschien eine Truppe Männer des Nordens, vom Fort William kommend, in Mackinaw, die sich als die Ritterschaft des Handels betrachteten. Es waren Männer von Eisen, abgehärtet gegen alle Kältegrade, gegen Entbehrungen und Gefahren aller Art. Sie trugen den Knopf der Nordwestkompagnie auf ihren Kleidern, ein furchtbares Jagdmesser an der Seite und hatten eine Art militärische Haltung. Ihre Hüte waren mit Federn geschmückt, und mit trotziger Miene, die Hand in die Seite gestemmt, riefen sie denen von der Südwestkompagnie im Vorübergehen zu: „Ich bin ein Nordmann!“ Mit der tiefsten Verachtung blickten sie auf jene herab, die sie als durch mildes Klima und leckere Kost (Brod und Speck) verweichlicht betrachteten, woran die Nordmänner nicht gewöhnt waren; auch nannten sie sie nicht anders als die „Schweinfleischesser.“ Die Anmaßung dieser Großsprecher wurde stillschweigend geduldet, denn man konnte sich in der That nicht verhehlen, daß es viele unter ihnen gab, die sich durch außergewöhnlichen Muth und durch wahre Tollkühnheit in Ruf gesetzt hatten; denn auch der Pelzhandel hatte seine Helden, deren Namen und Großthaten weithin in der Wüste widerhallten.“

So stand es zu Mackinaw zu der Zeit, von der hier die Rede ist. Herr Hunt hielt sich einige Zeit daselbst auf, um sein Waarenlager zu vermehren und noch einige Reisende anzuwerben. Das letztere hatte seine besondern Schwierigkeiten, denn die Forderungen dieser Leute waren höchst überspannt. Während dieser Unterhandlungen stieß ein junger Schotte, Namens Ramsay Crooks, zu ihm, der bereits mehreren Expeditionen bei den Stämmen am Missouri beigewohnt hatte. Herr Hunt kannte ihn schon von früher, und war sehr erfreut von seiner Erfahrung Nutzen ziehen zu können. Crooks erklärte Herrn Hunt, daß es vor Allem nothwendig sey, sich in Achtung gebietender Anzahl auf den Weg zu machen, weil man sonst im Lande der Sioux Gefahr liefe, und wäre man auch glücklich genug diesen zu entgehen, so fände man in den sogenannten „Schwarzfüßen“ noch viel furchtbarere und schrecklichere Feinde. Es wurde demzufolge beschlossen, die bereits auf 30 Köpfe sich belaufende Mannschaft bis auf 60 zu vermehren. Die Einschiffung einer solchen Anzahl war keine leichte Sache. Jeder der canadischen Reisenden hatte eine Menge Vettern, Basen, Freunde und Gevatterinnen vor der Abreise zu traktiren und zu umarmen, und Herr Hunt mußte noch manche in den Wirthshäusern gemachte Schuld berichtigen. Am 12ten August endlich verließen die Reisenden Mackinaw, und schlugen den gewöhnlichen Weg durch die grüne Bai, auf dem Fuchsfluß und dem Wisconsin bis zur Prairie du Chien ein, von wo sie auf dem Mississippi nach St. Louis gingen, das sie am 3ten September erreichten.

Außer den Jägern und „Reisenden,“ die Herr Hunt noch zu St. Louis warb, gelang es ihm auch noch einen gewissen Herrn Miller zu gewinnen, einen gebildeten Mann von einer achtbaren Familie zu Baltimore, der in der Armee der Vereinigten Staaten gedient, jedoch aus Laune seinen Abschied genommen und sich seitdem mit dem Biberfang und mit dem Handel mit Indianern beschäftigt hatte.

Am 21sten Oktober verließ die Expedition St. Louis und erreichte bald die Mündung des Missouri, eines großen 1200 Meilen langen Flusses, den sie 180 Meilen weit aufwärts bis zu seinem Zusammenfluß mit dem Nodowa befuhren. Da das Land für die Jagd günstig war und die rauhe Jahreszeit heranrückte, so beschlossen sie hier ihre Winterquartiere aufzuschlagen. Wirklich zeigte sich auch am folgenden Morgen, daß der Fluß oberhalb ihres Lagers mit Eise ging. Wenige Tage darauf fanden sich noch zwei neue Gefährten ein, um Theil an der Expedition zu nehmen. Es waren die Herren Maclellan, der Herrn Crooks auf seiner unglücklichen Reise zu den Sioux begleitet hatte, und John Day, ein Jäger aus Virginien. Der erstere war hager, aber muskulös; sein ganzes Wesen zeugte von Kraft, Gewandtheit und unerschütterlichem Muthe. Seine Augen waren schwarz, sein Blick durchdringend; von innerer Unruhe getrieben, artete er oft in eine nur schwer zu mäßigende Heftigkeit aus. Die Einladung des Herrn Hunt war ihm hauptsächlich deßhalb willkommen, weil er hoffte sich dießmal an den Sioux für die auf seiner ersten Reise erlittenen Unbilde rächen zu können. Day war ungefähr 40 Jahre alt, sechs Fuß zwei Zoll hoch, von festem und stolzem Benehmen. Er pflegte von sich zu rühmen, daß ihn in seiner Jugend nichts habe weder verletzen, noch in Schrecken setzen können; allein er hatte zu geschwind gelebt und seinen Körper durch Ausschweifungen geschwächt.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 55.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 Februar 1837.

Die englische Sprache im Verhältniss zum Reisen in England.

(Von Dr. G . . . . . .)

Ist Geld das erste Requisit zu einer Reise in England, so ist die Kenntniß der englischen Sprache entschieden das zweite. Mehr oder weniger findet diese Nothwendigkeit bei einer Reise in jedes Land statt, bei einer Reise nach England aber am allermeisten: bei diesem so hoch civilisirten Volke so sehr, als bei dem wildesten; bei beiden kommt man mit seiner Muttersprache oder auch mit Hülfe der französischen, fast gleich schlecht durch. Nicht daß es in England z. B. nicht Deutsche oder Franzosen oder Eingeborne, welche die eine oder andere Sprache sprechen, genug gäbe, allein jene sind schwer zu finden, und hat man sie gefunden, so helfen sie wenig, und die zweiten sind zu sehr Engländer und zu schweigsam, um das Wort vorerst an uns zu richten, und Sprachkenntnisse stehen nicht auf der Stirne geschrieben. Außerdem sind die Sprachkenntnisse der Britten immer zu beschränkt, um den Reisenden befriedigen zu können, abgesehen davon, daß fremde Sprachen im Munde des Britten so sonderbar lauten, daß zum Fremdesten, das er in England findet, des Reisenden Muttersprache selbst gehört; sie ist eben fast ganz und gar unverständlich oder höchst komisch: wenigstens lautet das wenige Französisch, welches zum Bereiche der erworbenen Kenntnisse des Engländers gehört, merkwürdig unverständlich, oder, da der Britte alles ausländisch Sprachliche nach seiner Aussprache modelt, absolut unverständlich. Adoptirte Wörter sind nach Aussprache ganz englisirt, z. B. Messieurs, da es dem Master als Herr vor Namen am Plural fehlt, lautet Meschuhrs (mit Accent auf erster oder zweiter Sylbe), rendez-vous lautet Rendiwuhs ꝛc. Wer nun vollends gar die Absicht hätte, in England, z. B. mit Gelehrten, sich der lateinischen Sprache zu bedienen, der würde, aus eben erwähntem Umstande, das deutlichste Bild der babylonischen Sprachenverwirrung hören müssen. Wir fragen jene Leser, die der lateinischen Sprache mächtig sind, ob sie im Stande sind, in folgender Aussprache, die wir so viel als möglich genau nachahmen wollen: Teitiri tjuh pehtschjulih rikjubäns söb tegmini fehtschei, den virgilischen Idyllenhexameter: Tityre tu patulae recubans sub tegmine fagi zu erkennen. Man mag noch so gut englisch verstehen, man wird z. B. im Parlamente, wo Citate aus lateinischen und griechischen Autoren so häufig vorgebracht werden, nichts von diesem verstehen: man wird sie eher für Hottentottensprachstücke als für klassische Stellen nehmen, wenn sie nicht aus schottischem Munde kommen, welcher die alten Sprachen fast wie wir ausspricht. Man kömmt also in England nur mit englischer Sprache durch. Freilich, wollte man in England nur so reisen, wie der Engländer im Durchschnitt, namentlich der sogenannte Tourist, bei uns zu reisen gewohnt ist, so brauchte es keiner besondern Sprachkenntniß.

Allein der Nichtengländer, namentlich der Deutsche, reist nicht wohl auf solche Art: er will auch den gesellschaftlichen Verkehr des Volkes kennen lernen, und will oder muß häufig auch sparen, d. i. ökonomisch reisen. Kann der Mund nicht englisch voll seyn, so muß die Börse überfüllt seyn. Man kann z. B. in London sehr wohlfeil leben, das ist, sich nähren und wohnen, bei weitem wohlfeiler noch, als in manchen deutschen Provinzen oder Städten, und obendrein noch kräftig gut; aber ohne Sprachkenntniß ist dieß absolut unmöglich oder nur höchst zufällig. Man ist bei dem unendlichen Verkehr isolirt und nur viel Geld hilft zu etwas; Auswahl ist nicht möglich, also überall das Theuerste; wollen zwei Reisende, der eine der Sprache mächtig, der andere nicht, in England an demselben Orte, namentlich London, gleich haushälterisch mit ihren Mitteln umgehen, so wird der erste meist nur den vierten, oft den sechsten, nicht selten nur den zehnten Theil des zweiten brauchen. Ich habe dieß selbst erfahren und will beispielsweise einen aus vielen Fällen herausheben. Ein deutscher Landsmann, dem ich das Gesagte weit und breit auseinander gesetzt hatte, zog es vor, seinem eigenen Kopfe, in dem auch nicht ein einziges englisches Wort steckte, zu folgen, und nicht nach meiner Anweisung zu verfahren, die ihm zu einseitig schien; wir kamen auf demselben Schiffe in London vor dem Customhouse (Mauthhause) an. Bekanntlich kann das Dampfboot nicht genau am Quay anlegen, die Passagiere müssen in Booten abgeholt werden, dafür bezahlt die Person einen Sixpence (18 kr.); nun hatte

mein Landsmann keine kleine Münze, obgleich ich ihm auf dem Schiffe gerathen hatte, sich bei dem Kapitän oder Steward (Schiffsökonomen) für größere englische, auf dem Kontinent erhobene Münzen kleine geben zu lassen; er zahlte mit einer Krone (fünf Schillinge, 3 fl. rh.) auf Herausgabe hoffend; allein diese erfolgte nicht bei dem ungeheuren Gedränge, bei dem entsetzlichsten Platzregen, bei dem Umstande, daß ein paar Passagiere, die ins Wasser gefallen waren, heraus gezogen werden mußten, was die Verwirrung noch größer machte. Die Wiederherausgabe zu erreichen, wäre hier für den gewandtesten Ausländer, ja für den Eingebornen schwierig gewesen. Da meinen Mann das Gedränge so verdrängte, daß ich nichts weiter mehr von ihm sah, so konnte ich ihm nicht behülflich seyn. Am andern Tage begegnete ich ihm zufällig in Gesellschaft seines Führers, eines Juden, und er schlug die Hände über dem Kopfe zusammen: da erfuhr ich den Umstand mit der Krone, unter Verwünschung der englischen Betrügerei, genauer, und obendrein, daß er in einem großen Gasthof logire, wohin man ihn, er wisse nicht wie, gebracht hätte. Hier hat es nun, rief er aus, meine Börse tief empfunden, wie schlecht man wegkömmt, wenn man nicht englisch kann, und immer mit klingender Münze statt mit Worten, oder durch einen andern für sich reden lassen muß. (Hier verzog sich das Gesicht des Führers zu einem wahren sardonic grin, wie es Goldsmith nennt.) Ich habe nun mit Führen und Fahren, Transportiren, Absteigen, Einsteigen, Essen und Trinken, Wohnen, und Alles, wie mir scheint, mittelmäßig, bereits einige Pfund Sterling bezahlt: ich verzweifle! hätt' ich doch Ihren Rath befolgt. Wie sind nun Sie weggekommen?" — „Sehr billig: ich verließ mit meiner Frau das Boot, nachdem ich, da es Sonntag war, unsere Habseligkeiten von einem Mauthoffizianten, der zu dem Zweck auf das Schiff gekommen war, um einige Sachen, welche die Passagiere mitnehmen und nicht bis zum andern Tage zur Visitation liegen lassen wollten, zu untersuchen, frei erhalten hatte, und ging nun in das nächste Wirthshaus und erhandelte mir ein Zimmer, bloß für den übrigen Theil des Sonntags und die Nacht, da ich am Montage meine noch am Sonntag ausgemachte Wohnung schon beziehen wollte; Wohnung, einige Tassen Thee und Brod für Abend und den Morgen, haben nun nicht mehr als 2 Schillinge und einen Sixpence gekostet (1 fl. 30 kr. rh.)" — „Unglaublich! aber Transportkosten für Ihre Effekten?" — „Gar keine; denn da wir nur das Allernothwendigste mit uns führen, so bin ich im Stande, wenn es seyn muß, dieselben selbst zu tragen, was gestern um so eher der Fall war, da meine Wohnung ganz nahe am Landungsplatz war." — „Wie nun für die Zukunft? ich werde wohl im Gasthofe bleiben: ich weiß mir nicht zu rathen und zu helfen, meine Wohnung scheint theuer, sehr theuer zu seyn, ich habe wohl die Aussicht auf die Themse, aber welche Aussicht für meine Börse, beide mahnen mich an ein Rinnen und Zerrinnen, letzteres, da die Themsequellen unerschöpflich sind, nur bei der Börse." — „Ich bezahle für meine Wohnung, ein geräumiges ordentlich eingerichtetes Zimmer im schönsten und lebhaftesten Theile Westminsters, wöchentlich nur acht Schillinge; es ist mir ein Leichtes, Ihnen eine ähnliche Wohnung zu verschaffen." — „Ich bin so verwirrt, daß ich lieber bleibe, wo ich bin." — Als ich meinen Mann, der ziemlich lange in London bleiben wollte, ein Paar Tage später besuchen wollte, war er schon wieder abgereist, wie der Aufwärter sagte, und man kann hundert gegen eins wetten, daß er, wenn er Reiseskizzen über England schreibt, nicht genug über Betrug schreien wird.

(Fortsetzung folgt.)

Das neuere Aegypten.

Aberglauben.

(Schluß.)

Er wandte sich nun an mich, und fragte mich, ob ich wünsche, daß der Knabe irgend eine Person, sey es ein Abwesender oder Todter, sehe. Ich nannte Lord Nelson, von dem der Knabe augenscheinlich nie gehört hatte, denn erst nach mehreren Versuchen brachte er nicht ohne Schwierigkeit den Namen heraus. Der Magier trug dem Knaben auf, zu dem Sultan zu sagen: „Mein Meister grüßt dich, und verlangt, daß du ihm Lord Nelson bringest; bringe ihn schnell vor meine Augen, damit ich ihn sehe." Der Knabe sagte so, und fügte fast augenblicklich hinzu: „Ein Bote ist weggegangen und zurückgekehrt, und hat einen Mann in schwarzer *) europäischer Kleidung gebracht; der Mann hat den linken Arm verloren. Er hielt einen Augenblick inne, blickte genauer in die Dinte, und sagte: „Nein, er hat den Arm nicht verloren, sondern er liegt über der Brust." Diese Angabe machte die Beschreibung noch auffallender, da Lord Nelson gewöhnlich den leeren Aermel an die Brust geheftet trug; übrigens hatte er den rechten Arm verloren, und ich fragte daher, ohne merken zu lassen, daß der Knabe einen Mißgriff begangen, ob die Gegenstände in der Dinte so erschienen, wie wenn sie wirklich vor den Augen stünden, oder wie in einem Spiegel, wodurch die rechte Seite als die linke erschien. Der Magier erwiderte: „Wie in einem Spiegel," wonach die Schilderung des Knaben ganz richtig ausfiel.

Die nächste Person, die ich verlangte, war ein geborner Aegyptier, der sich viele Jahre in England aufgehalten, daselbst unsere Kleidung angenommen hatte, und ehe ich mich nach Aegypten einschiffte, lange Zeit durch Krankheit an sein Bett gefesselt worden war. Ich glaubte, sein in Aegypten nicht ungewöhnlicher Name würde den Knaben veranlassen, ihn unrichtig zu beschreiben, obwohl ein anderer Knabe bei einem frühern Besuche des Magiers denselben Mann als europäisch gekleidet beschrieben hatte. In dem gegenwärtigen Falle sagte der Knabe: „Hier hat man einen Mann gebracht auf einer Art Tragbahre und in ein Tuch eingehüllt. Diese Schilderung paßte, vorausgesetzt, daß die fragliche Person noch krank im Bette lag oder todt war. **) Da der Knabe gesagt hatte, das Gesicht sey be-

*) Lord Nelson trug dunkelblaue Uniform, dunkelblau aber nennen die heutigen Aegyptier Eswed, was eigentlich Schwarz bedeutet.

**) Wenige Monate, nachdem dieß geschrieben wurde, erfuhr ich, daß die hier erwähnte Person sich in bessern Gesundheitsum-

deckt, so trug man ihm auf, zu befehlen, daß es entblößt werde. Dieß geschah, und dann sagte er: „Sein Gesicht ist bleich und er hat einen Schnurrbart, aber keinen Knebelbart;“ was ganz der Wahrheit gemäß ist.

Mehrere andere Personen wurden noch nach einander verlangt, aber die Beschreibungen des Knaben von ihnen waren unvollständig, obwohl nicht ganz unrichtig: es war, als ob sein Gesicht immer undeutlicher werde, es dauerte eine Minute und darüber, bis er von den Personen, die er zu sehen behauptete, einige Beschreibung geben konnte, und der Magier sagte, man könne nicht weiter mit ihm gehen. Ein anderer Knabe wurde herein gebracht, das magische Viereck u. dgl. ihm in die Hand gezeichnet, aber er sah nichts. Der Magier sagte, er sey zu alt.

Obwohl über das Geschehene ganz verwirrt, waren die Leistungen doch unter meiner Erwartung geblieben, denn er hatte in Gegenwart einiger meiner Freunde und Landsleute bei weitem mehr gethan. Bei einer dieser Gelegenheiten hatte ein anwesender Engländer die ganze Darstellung lächerlich gemacht und versichert, nichts könne seine Zweifel beseitigen, als eine genaue Beschreibung des Ansehens seines Vaters, den gewiß von der ganzen Gesellschaft niemand kenne. Als der Knabe dem Verlangen gemäß die Person bei Namen gerufen hatte, beschrieb er einen Mann, wie natürlich in fränkischer Kleidung, mit der Hand am Kopfe, mit einer Brille und den einen Fuß auf den Boden, den andern hinter sich erhoben, als wolle er von einem Sitze herabsteigen. Die Beschreibung war in jeder Hinsicht genau: die besondere Stellung der Hand war die Folge von einem beinahe fortdauernden Kopfschmerz, und die des Fußes war durch ein steifes Knie veranlaßt, das er durch einen Sturz mit dem Pferde auf der Jagd sich zugezogen hatte. Bei dieser und bei mehrern andern Gelegenheiten erweckte derselbe Magier bei ganz besonnenen Engländern von meiner Bekanntschaft das lebhafteste Erstaunen. Einmal zeichnete er den magischen Spiegel in die Hand einer jungen englischen Dame, welche kurze Zeit hineinsah, als sie aber einen Besen erblickte, der, ohne von jemand gehalten zu seyn, den Boden fegte, erschrack sie so sehr, daß sie nicht länger hineinsehen wollte.

Ich habe diese Thatsachen theils aus meiner eigenen Erfahrung, theils von ganz glaubwürdigen Personen. Manche mögen vielleicht vermuthen, daß die Bilder in der Dinte durch irgend einen Reflex bewirkt worden seyen, dieß war aber augenscheinlich nicht der Fall, und eben so wenig fand ein Einverständniß statt, indem ich selbst den Knaben aus mehrern andern, die auf der Straße vorüber gingen, auswählte. Der Versuch schlägt öfters gänzlich fehl, sind aber seine Angaben einmal richtig, so sind sie es auch gewöhnlich immer; ist aber eine Angabe Anfangs gänzlich unrichtig, so entläßt ihn meistens der Magier, indem er behauptet, er sey zu alt. Die Parfümerien, aufgeregte Einbildungskraft oder Furcht können vielleicht auf den Knaben einwirken, daß er Gegenstände schildert, als erschienen sie ihm in der Dinte; wenn aber dem so ist, warum sieht er genau, was man verlangt, und Gegenstände, von denen er vorher durchaus keinen Begriff haben kann? Weder ich noch Andere sind im Stande gewesen, auf irgend eine Weise dieses Geheimniß zu lösen.

ständen befinde. Ob dieselbe gerade zu der Zeit, als das Experiment gemacht wurde, krank im Bette lag, konnte ich nicht erfahren.

Johann Jakob Astor.

(Fortsetzung.)

Herr Hunt glaubte den Aufenthalt, zu dem er genöthigt war, benützen zu müssen, um für seine Person noch einmal nach St. Louis zurückzukehren, um noch einige Gefährten und besonders einen in der Sprache der Sioux erfahrnen Dolmetscher zu werben. Am 1sten Januar 1811 machte er sich zu Fuß auf den Weg. Acht Personen begleiteten ihn bis zum Fort Osage, wo er Pferde miethete und seine Reise von nur zwei Männern gefolgt fortsetzte; am 20sten Januar kam er nach St. Louis.

Wir wollen die Hindernisse übergehen, welche die rivalisirende Kompagnie des Missouri Herrn Hunt in den Weg legte. Die meiste Mühe machte es ihm einen Dolmetscher zu finden. Der Einzige, der sich in dieser Eigenschaft bei ihm meldete, war ein Mann von gemischtem Blut, Namens Pierre Dorion, ein Sohn des französischen Dolmetschers Dorion, der die Herren Lewis und Clarke auf ihrer berühmten Entdeckungsreise jenseits des Rocky-Mountains begleitet hatte.

„Der alte Dorion war einer jener französischen Kreolen, die von den vormaligen französischen Canadiern abstammen, von denen noch viele an der westlichen Gränze leben, wo sie sich mit den Wilden vermischen. Dorion hatte sich unter verschiedenen Stämmen aufgehalten, seine rechtmäßige Frau aber, oder wenigstens die, zu der er sich gewöhnlich hielt, war eine Sioux-Indianerin, mit der er mehrere Kinder erzeugte, unter denen auch Peter. Das Hauswesen des alten Dorion war ganz auf indianischen Fuß eingerichtet. Vater und Kinder berauschten sich um die Wette, und dann wurde die Hütte gewöhnlich der Schauplatz von Schlägereien, bei denen dem alten Franzosen von seinen Bastardsprößlingen oft sehr übel mitgespielt ward. Nachdem eines Tages einer der Söhne den alten Vater zu Boden geworfen hatte, war er schon im Begriff ihn zu skalpiren, als der Greis rief: „Halt, mein Sohn, du bist zu tapfer und zu sehr ein Mann von Ehre, als daß du deinen alten Vater skalpiren solltest.“ Dieses Argument rührte das Herz des jungen Halbfranzosen und er ließ den Schädel des grauen Jägers unverletzt.“

Der Hauptfehler Peter Dorions war seine Unmäßigkeit; seine Liebe zum Trunk hatte ihn auch mit der Missourikompagnie entzweit, indem die Agenten derselben sich weigerten, eine von ihm im Depot der Kompagnie im Fort Manden für Whiskey gemachte Schuld zu bezahlen. Der Direktor der Kompagnie, Herr Lisa, benützte sogar diese Gelegenheit, um Herrn Hunt in Verlegenheit zu setzen, indem er Dorion drohte, ihn verhaften zu lassen, wenn er mit der Expedition ginge. Dorion ließ sich indeß durch diese Drohung nicht einschüchtern, benützte sie aber, um einen recht hohen Preis für seine Dienste zu erhalten, indem er sich als Jäger und Dolmetscher nicht anders als für

500 Dollars jährlich verpflichtete, wovon 200 voraus bezahlt werden mußten; dabei machte er noch zur Bedingung, seine Frau und seine beiden Kinder mitnehmen zu dürfen. Am zweiten Tag der Reise hatte Dorion einen furchtbaren Zank mit seinem Weibe, in dessen Folge er ihr eine so barbarische Züchtigung zumaß, daß sie, um sich weiterer übler Behandlung zu entziehen, in die Wälder flüchtete und ihre Kinder nebst den besten Sachen mit sich nahm. Am folgenden Tag Morgens kam sie jedoch wieder zur Expedition.

Am 17ten April fand sich Herr Hunt endlich wieder bei seinen Reisegefährten im Winterquartier ein. Der Frühling entfaltete bereits seine Anmuth; die Schlangen erwachten aus ihrem langen Schlaf und eine unermeßliche Menge von Tauben erfüllte die Wälder. Nur der Regen hinderte die Expedition sich auf den Weg zu machen; sobald dieser aber ein wenig nachgelassen hatte, ließ Herr Hunt das Lager abbrechen und die Fahrt den Missouri aufwärts beginnen. Die Reisegesellschaft bestand aus ungefähr 60 Personen, worunter fünf Theilhaber, ein Kommis, 40 „canadische Reisende“ und mehrere Jäger. Alle diese Leute wurden auf vier Barken eingeschifft, von denen die eine, sehr große, mit einem Steinmörser und zwei Haubitzen versehen war. Alle waren mit Masten und Segeln ausgerüstet, um sich derselben bei günstigem Winde bedienen zu können.

Den Tag über wurde die Reise fortgesetzt, die Nacht aber lagerte man am Ufer auf oft sehr malerischen Punkten. Zelte wurden aufgeschlagen, Feuer angezündet, und mitten unter sehr lebendigen Gesprächen, Scherzen und Gesängen von den „Reisenden“ das Nachtessen bereitet. Dann legte man sich zeitig zur Ruhe; die einen unter den Zelten, andere am Feuer in Decken gewickelt, oder auch unter die Bäume, oder in die Barken.

„In der Nacht des 7ten Mai's wurde das Lager plötzlich durch ein furchtbares Geschrei aus dem Schlafe geweckt, und eilf ganz nackte Sioux, die Tomahawks in den Händen, stürzten mitten unter die Reisenden. Augenblicklich wurden sie umringt und gefangen genommen, worauf der Anführer betheuerte, daß er durchaus keine Gewaltthat beabsichtige, sondern vielmehr in ganz friedlicher Absicht gekommen sey. Es ergab sich jedoch, daß sie eine Abtheilung von einem Kriegerhaufen waren, der auf einem Raubzug gegen einen benachbarten Stamm geschlagen worden, und daß sie in ihrem Zorn ihre Kleidung zum Opfer gebracht hatten. Es ist dieß der größte Beweis von Verzweiflung, den die im Krieg unglücklichen Indianer geben können, und das einzige Mittel, den Spöttereien ihrer Landsleute zu entgehen. Sie werfen dann ihre Kleider und ihren Schmuck von sich, weihen sich dem großen Geist und gehen auf irgend eine tollkühne That aus, um ihre Schmach abzuwaschen. Wehe dann den wehrlosen Weißen, die ihnen in die Hände fallen.“

Am 10ten Mai kam Herr Hunt in das Dorf der Omahas,*) das er nach einem Aufenthalt von 20 Tagen wieder verließ, und sich am nächsten Tage schon durch die Feindseligkeiten der Sioux aufgehalten sah.

„In den Morgenstunden des 31sten Mai's, als unsere Leute eben am rechten Ufer des Missouri ihr Frühstück einnahmen, ließ sich der schon zur Gewohnheit gewordene Ruf: „Die Sioux! die Sioux!“ hören, und zwar dießmal mit mehr Grund als früher, denn in der That kamen auf einer Landspitze am jenseitigen Ufer des Flusses zwei Indianer zum Vorschein, die eine Anrede an uns richteten. Da es unmöglich war, in so großer Entfernung zu vernehmen, was sie wollten, so ging Herr Hunt mit dem Dolmetscher über den Fluß und trat den Wilden muthig entgegen, um mit ihnen zu sprechen, während die Uebrigen in schweigender Unruhe lauschten, was geschehen werde. Sobald Herr Hunt ans Land trat, verschwand einer der Indianer hinter dem Gebirge, kam jedoch bald wieder zu Pferde zum Vorschein und jagte die Anhöhe hinan. Nachdem Herr Hunt eine Zeit lang mit dem zurückbleibenden Wilden gesprochen hatte, fuhr er wieder zu den Seinigen zurück. Es fand sich, daß die beiden Indianer Spione einer Abtheilung von 600 Kriegern waren, die eine Stunde vom Flusse lagerte und zu drei Stämmen der Sioux gehörte, nämlich zu den Yangtons Alma, den Tetons Bois Brulé und den Tetons Min-na-Kine-azzo. Sie erwarteten Verstärkung von zwei andern Stämmen, und lauerten schon seit 11 Tagen auf Herrn Hunts Ankunft, um sich der Fortsetzung seiner Reise zu widersetzen, da es ihr Hauptzweck war, den Handel der Weißen mit ihren Feinden, den Aricaras, den Mandans und den Minataris zu hintertreiben. Der zu Pferde abgegangene Indianer sollte die Krieger von der Ankunft der Expedition unterrichten, die sich demnach auf einen furchtbaren Zusammenstoß mit diesen Wilden gefaßt machen konnte, von denen man ihr bereits eine so grauenvolle Schilderung entworfen hatte.

„Man rüstete sich zum Kampfe. Auf dem linken Ufer befand sich eine Hügelreihe, von der die Indianer haufenweis theils zu Pferde, theils zu Fuß herabkamen. Indem man sie durch Ferngläser betrachtete, zeigte sich bald, daß sie zum Kriege gerüstet waren. Ihre Waffen waren Bogen und Pfeile, nebst einigen wenigen kurzen Karabinern; fast alle waren mit runden Schilden versehen. Bei dem Anblick dieses bewaffneten Haufens versammelte Herr Hunt einen Kriegsrath. Es blieb ihm kein Zweifel über die Richtigkeit dessen, was man ihm hinsichtlich der Sioux hinterbracht hatte. Dem Angriff auszuweichen und seinen Weg fortzusetzen, war unmöglich, es blieb also nichts übrig als sich zu schlagen oder umzukehren. Die Wilden waren zwar viel zahlreicher als die Weißen, aber die kleine Expedition bestand aus 60 wohl bewaffneten und reichlich mit Munition versehenen Männern, die außer ihren Büchsen auch noch drei Stück Geschütz zur Verfügung hatten. Es ließ sich daher hoffen, daß wenn man nur gleich Anfangs einen bedeutenden Vortheil erringe, die Wilden keinen weitern Angriff wagen würden. Der Kampf ward demnach beschlossen und die Barken wurden ans Ufer gezogen, so daß sie dem Feinde fast gerade gegenüber lagen. Nun untersuchte man die Gewehre, lud die Kanonen und feuerte einen Schuß ab. Der Knall hallte weithin wider und setzte die nur an Kleingewehrfeuer gewöhnten Wilden wahrscheinlich in Schrecken. Die Kanonen wurden hierauf mit so viel Kugeln geladen, als sie nur fassen konnten, dann schiffte sich Alles ein und ruderte dem jenseitigen Ufer zu. Die Indianer sahen schweigend zu; ihre bemalten Gesichter und Leiber glänzten in der Sonne und die Federn auf ihren Häuptern flatterten im Winde. Die armen Canadier betrachteten ihre Gegner mit ziemlicher Unruhe, und von Zeit zu Zeit entfuhr ihnen ein Ausruf des Entsetzens. „Wahrhaftig,“ sagte einer von ihnen, „da sind wir schön in die Patsche gerathen.“ — „Ja, mein Freund,“ erwiderte ein anderer, „wir gehen nicht zur Hochzeit.“

(Fortsetzung folgt.)

*) Was er dort Merkwürdiges erfuhr, haben wir unsern Lesern bereits in Nr. 322 dieser Blätter vom v. J. in dem Artikel: „Ein Bild aus den Wildnissen Nordamerika's,“ mitgetheilt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 56.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 Februar 1837.

Die Sage von dem Kubbar-rumiah. *)

In dem Lande der Hadschuten befindet sich ein kolossaler, alterthümlicher Pyramidentempel, welcher auf der Algierer Hügelkette, der Vorläuferin des Atlas, erbaut ist, und von seinem hohen Standpunkte aus, im Süden die ungeheure grüne Ebene von Metitschad, gegen Norden das weite Meer überschaut. Es ist ein völlig isolirtes Monument. In seiner Umgebung gewahrt man nichts, was zu der Vermuthung Anlaß geben könnte, als sey dasselbe ein Ruinenstück von einer zerstörten Stadt. Die Ansichten der Altertbumsforscher sind darüber nicht einig. Es könnte entweder das Grabmal der alten Könige Numidiens seyn, welches, nach Pomponius Mela, zwischen Julia Cäsarea und Jeosium, d. h. zwischen Scherschel und Algier stand oder das Monument, welches, nach Marmol, der bekannten Cava, Tochter des Grafen Julian, errichtet worden ist. Die seltsamen, verwirrten, wunderbaren Erzählungen der Mauren über die Entstehung dieses Denkmals scheinen mehr der letztern Ansicht günstig, doch sind dieselben freilich keine historischen Beweise. Auch unter den Arabern circuliren über das Kubbar-rumia eine Menge der seltsamsten Geschichten, welche zwar nicht so poetisch schön, wie die Mährchen von tausend und einer Nacht, aber doch beweisen, daß die Araber der Berberei den Geschmack ihrer Altvordern an Mährchen und Sagen nicht verloren haben. Folgende ist eine jener wunderbaren Geschichten, welche, genau nach dem Munde des arabischen Erzählers, in Gegenwart mehrerer ausgezeichneter Zuhörer, z. B. des Obersten Lamoriciere, der die arabische Infanterie kommandirt, des geistreichen Kapitän Pelissier, Verfasser der „annales Algériennes" ꝛc. übersetzt wurde.

„Es lebte vor sehr langer Zeit in dem Lande der Hadschuten ein Mann, Namens Ben-Cassem, der sehr reich und glücklich war. Seine Frau war sanft und schön, seine Kinder kräftig und gehorsam. Doch da er sehr muthigen Sinnes war, wollte er in den Krieg ziehen, wurde aber ungeachtet seiner Tapferkeit von den Christen gefangen, die ihn in ihr Land führten und als Sklaven verkauften. Obwohl sein Herr ihn mit ziemlicher Milde behandelte, war seine Seele doch voll Traurigkeit und er vergoß häufige Thränen, wenn er an das, was er verloren, dachte. Eines Tages fühlte er sich von seiner Feldarbeit mehr als je ermattet. Er setzte sich um auszuruhen unter einen Baum und überließ sich den schmerzlichsten Gedanken. „Ach," sagte er, „während ich hier die Felder meines Herrn pflüge, wer pflügt die meinigen? Was wird aus meinem Weibe und meinen Kindern? Bin ich denn verdammt, sie nie mehr wieder zu sehen und in dem Lande der Ungläubigen zu sterben?" Indem er diese traurigen Klagen ausstieß, sah er einen ernsten Mann auf sich zukommen, der die Tracht der Weisen trug. Dieser Mann näherte sich ihm und sprach: „Araber, von welchem Stamme bist du?" — „Ich bin Hadschut," erwiderte Ben-Cassem. „Wenn dieß ist, so mußt du das Kubbar-rumia kennen."

„Ach ja wohl! Meine Hütte, wo ich all die Gegenstände meiner Zärtlichkeit gelassen habe, ist nur eine Stunde von diesem Denkmale."

„Wärest du sehr froh, dieses und die Deinigen wieder zu sehen?"

*) Eine kurze Schilderung dieses merkwürdigen Monumentes habe ich in einer frühern Nummer des Auslands (s. Nr. 65 v. v. J.) mitgetheilt. Ich besuchte es im Jun. 1835, während der momentanen Besetzung des maurischen Städtchens el-Coleah durch den General Drouet d'Erlon. Da die Gegend durch die irrenden Räuberhorden der Hadschuten gefährdet war, so blieb mir nicht hinlänglich Zeit, eine Zeichnung davon aufzunehmen. Die, welche Dr. Shaw mittheilte, ist völlig falsch und scheint entweder aus der Phantasie gegriffen zu seyn oder einem andern Denkmale anzugehören. Er schätzte dasselbe auf 20 Fuß Höhe, während diese nach der später vorgenommenen Messung eines französischen Offiziers 138 Fuß beträgt. Hr. Adrian Berbrugger, der Sekretär des Marschalls Clauzel, welcher das Kubbar-rumia mehrmals zu besuchen Gelegenheit hatte, bestieg dasselbe auf einer halbzertrümmerten Stiege, die auf die Höhe der Pyramide führt. Die Mauren nennen dieses Monument in ihrem arabischen Dialekte „Kubber-romeah," die Araber dagegen „Kubbar-el-rumia." Wörtlich übersetzt hieße es, „das römische Grabmal." Die französisch-arabischen Dolmetscher aber übersetzen „das Grabmal der Christen." Auch scheint es wirklich unter den Eingebornen die letztere Bedeutung zu haben, denn „Rumi" femin. „Rumia" heißt im Arabischen zugleich Römer und Christ.

„Wie kannst Du fragen? Aber wozu nützen Wünsche, die nicht erfüllt werden können?"

„Ich kann sie erfüllen," erwiderte der Christ. „Ich kann Dir die Thore Deines Vaterlandes öffnen und Dich Deiner Familie wiedergeben, aber ich fordere dafür einen Dienst. Bist Du geneigt, ihn zu erzeigen?"

„Sprich! Ich will Alles thun, um aus meiner unglücklichen Lage mich zu befreien, nur darf das, was Du von mir forderst, nicht gegen das Heil meiner Seele seyn."

„Sey deßhalb ohne Sorge," sprach der Christ. „Ich will Dich von Deinem Herrn loskaufen und Dir die Mittel geben, nach Algier zu reisen. Wann Du zurück in Deiner Hütte bist, so verbleibe drei Tage bei Deiner Familie und Deinen Freunden. Den vierten aber begebe Dich nach dem Kubbar-rumia, zünde ein kleines Feuer wenige Schritte von dem Monumente an und verbrenne in diesem Feuer das Papier, das ich Dir geben will. Du siehst, nichts ist leichter auszuführen. Schwöre, das zu thun und ich gebe Dir auf der Stelle Deine Freiheit wieder."

Ben-Cassem that, was der Christ verlangte, welcher ihm ein Papier einhändigte mit magischen Schriftzügen bedeckt, deren Sinn er nicht verstehen konnte. Am nämlichen Tage noch wurde er in Freiheit gesetzt, und sein Wohlthäter führte ihn nach einem Seehafen, wo er sich nach Algier einschiffte. Er blieb nur wenige Augenblicke in dieser Stadt, so sehr sehnte er sich, seine Frau und Kinder wieder zu sehen, und begab sich auf das schleunigste nach seinem Stamme. Die Freude seiner Familie und die seinige kann man sich vorstellen. Seine Freunde kamen auch, sich mit ihm zu freuen und drei Tage lang war sein Hausch *) von Besuchern voll. Am vierten Tage erinnerte er sich, was er seinem Befreier versprochen hatte, und begab sich mit Anbruch des Tages nach dem Kubbar-rumiah. Dort zündete er ein Feuer an und verbrannte das geheimnißvolle Papier, so wie es ihm geheißen worden. Kaum war das letzte Stückchen dieser Schrift verzehrt, als Ben-Cassem zu seinem unbeschreiblichen Erstaunen Gold und Silberstücke zu Tausenden aus dem Monumente mitten durch die Steine hervorkommen sah. Es schien ein Bienenkorb, der durch einen plötzlichen Lärmen erschreckt worden. Alle diese Stücke nahmen, nachdem sie eine Zeit lang um das Monument geflogen, die Richtung nach dem Lande der Christen mit einer außerordentlichen Schnelligkeit, und bildeten eine Säule von unendlicher Länge, ähnlich vielen Staarenzügen. Ben-Cassem sah alle diese Reichthümer über seinem Kopfe hinziehen. Er sprang so hoch er konnte, und suchte einige davon mit seinen Händen zu erhaschen. Nachdem er sich in vergeblichen Anstrengungen erschöpft hatte, zog er seinen Bernuß aus, und warf ihn in die Höhe. Dieser Versuch gelang, und es fielen etwa zwanzig Gold- und hundert Silberstücke zu seinen Füßen. Aber kaum hatten diese Stücke den Boden berührt, als keine neuen mehr hervorkamen, und Alles wieder wie zuvor war. Ben-Cassem theilte einigen Freunden mit, was ihm begegnet war. Das außerordentliche Abenteuer kam zur Kunde des Pascha's, welcher Arbeiter absandte, das Kubbar-rumia zu zerstören, um sich der Reichthümer, die es noch enthielt, zu bemächtigen. Jene gingen mit Eifer an das Werk. Aber bei den ersten Hammerschlägen erschien ein Gespenst unter der Figur einer Frau auf der Höhe des Grabmals und rief: „Alula! Alula! **) Komme mir zu Hülfe oder rette Deine Schätze?" Alsobald stiegen ungeheure Fliegen, so groß wie Ratten, aus dem See und zwangen die Arbeiter durch ihre furchtbaren Stiche zur Flucht. Seit dieser Zeit sind alle Versuche, die man machte, das Kubbar-rumia zu öffnen, fruchtlos gewesen, und die Weisen haben erklärt, daß nur ein Christ sich der Schätze bemächtigen könne, die darin begraben liegen.

*) Hausch heißt Pachthäuschen.

**) Alula ist der Name eines kleinen Sees, welcher unweit des Kubbar-rumia sich befindet.

Die englische Sprache im Verhältniss zum Reisen in England.

(Fortsetzung.)

So geht es außerordentlich oft, wenn man der Sprache nicht mächtig ist und um so öfter, als die Gelegenheiten, geprellt, übernommen oder auch nur im gewöhnlichen Fuße mit dem Eingebornen genommen zu werden, so häufig sind. Man wird, da die besagten Gelegenheiten viel complicirter sind, eine große Summe Geldes ausgeben, wo man keinen Penny auszugeben brauchte. Wir reden nicht von Leuten, welche Geld zu verschwenden haben, sondern von solchen, die dasselbe am rechten Ort und mäßig anzubringen haben. Sie nehmen z. B. einen Führer, wo ein ganz einfacher Plan und das Nachfragen genügt: ein Führer aber verursacht eine große Ausgabe, und man ist von demselben meist schlecht geführt, gewiß aber angeführt. Nirgends findet man sich leichter als in englischen Städten, namentlich London; in allen Theilen der Stadt kann man, wenn man sich auch in den entferntesten Winkeln befindet, gleich wieder in die großen und regelmäßigen Straßen einlenken, und es gibt der auffallenden Punkte immer genug, nach denen man sich richten kann. So wird man in London nach zwei Richtungen, nördlich und südlich, wo man sich auch befindet, immer an die Themse kommen; findet man sich im Plane nicht zurecht, was bei der außerordentlichen Deutlichkeit und Genauigkeit eines solchen selten der Fall seyn wird, so gibt der erste beste Gefragte Auskunft. Ich habe dieß erfahren, wenn es mir unbequem war, den Plan aus der Tasche zu ziehen und mich zu orientiren: niemals habe ich eine Fehlfrage gethan; war der Ort, wohin ich wollte, zu weit entfernt, so erhielt ich die Angabe einer Mittelstation mit der Weisung, dann wieder zu fragen, oder in die zweite, dritte, vierte rc. Seitenstraße (turning) einzulenken oder auch nur gerade auszugehen (to go straight on); häufig blieb der Gefragte, wenn der Weg denselben nach der Richtung meiner Bestimmung führte, an meiner Seite, und ich konnte ein Gespräch anknüpfen, welches zwar kurz und gedrängt, aber meist interessant ist. (Dieß Gespräch wird um so lebhafter, als

man England und englische Einrichtungen lobt.) Mit Sprachkenntniß wird man überall bestimmten und genügenden Aufschluß über Dinge, die man zu sehen oder zu besuchen wünscht, erhalten. Der Engländer macht keine Komplimente, er geht ohne alle Ceremonien und Sprachweitschweifigkeiten gleich auf die Sache selbst, nur darf man keine alberne oder auch nur unpassende Frage thun; der Gefragte wird nur so lange gediegen und lehrreich antworten, als er sachgemäß gefragt wird. Muß aber Alles erst durch Dolmetschung an den Mann gebracht werden dann kömmt man in England wohl fast durchgehends übel an: man enthält entweder gar keinen oder höchst unvollkommenen Aufschluß. Die Leute, welche Aufschluß zu geben haben, nämlich an öffentlichen Anstalten, sind viel zu sehr pressirt, um die Zeit auf solche unnütze Weise vergeuden zu können, selten hilft dann Geld aus: der Bericht wird dieselbe Unvollständigkeit haben. Daher kömmt es auch, daß Berichte über England, die hier uns in besondern Druckschriften oder in Zeitschriften verbreitet werden, oft sehr das Gepräge der Unrichtigkeit oder Unvollkommenheit an sich tragen, oder nur aus englischen, oft veralteten Darstellungen der Sache, übersetzt sind. Man kann durch ausgezeichnete Rekommendationen (introductory letters) genaue statistische Notizen erhalten, allein ohne Sprachkenntniß richtige volksthümliche nie. Zur Erlangung jener braucht man übrigens England gar nicht gesehen zu haben, man kann sich dieselben auch schicken lassen, wo man aber selbst sehen muß, da muß man auch selbst sprechen können. Da ohne Kenntniß der englischen Sprache dem Besucher des Landes, namentlich Londons, fast aller Verkehr abgeschnitten ist, so wird bei dem unendlichen Verkehre, bei dem außerordentlichen Drängen und Treiben der Gewerbs-, Handels- und Geschäftsthätigkeit, bei dem fortgesetzten Einwirken der auffallendsten Kontraste, des Großartigsten und Abscheulichsten, durch die Sinne auf den Geist, der letztere bald so ermüdet und niedergedrückt werden, daß der längere Aufenthalt zur wahren Plage wird und unter andern die tödtlichste Langeweile oder zur Krankheit sich gestaltende Melancholie bewirkt, zumal da man ohnehin, wie man zu sagen pflegt, allenthalben verrathen und verkauft ist. Man wird, wenn man sich länger halten muß, lebenssatt; in Frankreich kann man sich mit Genuß entschädigen, man kann sich denselben auf die angenehmste und was wohl zu merken ist, gegen England, auf die wohlfeilste Weise verschaffen; in England ist es nicht so, die Genüsse sind einfach und in der Regel, wenn man die Gelegenheiten nicht ganz genau kennt, ungeheuer kostspielig, oder sie sind von der Art, daß sie zur bezeichneten Melancholie nicht wenig beitragen. Ein sehr unangenehmes Kapitel ist diese Erörterung: sie könnte, ausgeführt, sonderbare Details enthalten. Wir begnügen uns mit der Andeutung. Man denke an die so vielfältige Gefahr, vieler Dinge beraubt zu werden, die man so gern wieder erlangen möchte, oder etwas zu erlangen, dessen man schwer oder gar nicht mehr los werden kann. Aeskulaps Diener sind in England fast durchgehends, wenn es auf innere Behandlung eines Körperübels ankömmt, Quacksalber oder Quecksilberer (man verzeihe den Ausdruck); Calomel ist Universalmittel, d. i. wird fast in allen Fällen in den stärksten Dosen spedirt und häufig ist dann lebenslängliche Siechheit die Folge. Das größte Unglück, das einem Reisenden in England, namentlich London, passiren kann, ist eine Unpäßlichkeit, wir wollen nicht sagen Krankheit, denn zu dieser kann, wie leicht zu denken, jene bei solcher Behandlung leicht potenzirt werden, und nun rechne man hiezu die nothgedrungene Stummheit! Denn mit niemand reden können, ist so viel als Stummseyn. Von der Gefahr, bestohlen und überlistet zu werden in einem Lande oder in einer Stadt, wo Trug, List und Diebstahl die entschiedenste Meisterschaft erlangt haben, wollen wir gar nicht reden, diese Gefahr ist aber bei Unkenntniß der Sprache außerordentlich gesteigert. Eine ungeheure Menge Menschen, vielleicht alle Bedrängten manches Staates des Kontinents, könnten mit dem beglückt und reich gemacht werden, was die Gauner dem ungeschickten und unbedachten, namentlich sprachunkundigen Ausländer Jahr für Jahr abjagen! Doch genug hievon.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber das Wachsen der Felsen.

Ein Mann zu Salem, im Staate Ohio, der eben einen Mühlstein ausmeißelte, stieß, nachdem er die Oberfläche des Steins in einer Dicke von 5½ Zoll weggehauen hatte, auf mehrere Löcher in gerader Linie durch den Stein, und fand in einem derselben ein Stück von einem eisernen Keil. Zunächst waren zwei dünne eiserne Platten in dem Loch, zwischen die der Keil eingetrieben worden. Ein Theil von einer der Platten war weggebrochen, sonst aber befanden sich beide, eben so wie der Keil, gut erhalten und waren nur wenig verrostet. Der Stein, in dem sie staken, war von Außen und auch von Innen — mit Ausnahme jener Löcher — ganz und fest, und wahrscheinlich über jene Höhlungen zusammengewachsen.

Johann Jakob Astor.

(Fortsetzung.)

Als die Barken bis auf Flintenschußweite ans Ufer kamen, ergriffen die Jäger und die übrigen Streiter ihre Gewehre und rüsteten sich zum Kampfe. Plötzlich aber zeigte sich eine große Verwirrung unter den Wilden; sie entrollten ihre Mäntel von Büffelfellen, erhoben sie mit beiden Händen über ihre Häupter und breiteten sie dann auf den Boden. Kaum war dieß geschehen, so rief Peter Dorion, man solle nicht Feuer geben, weil dieß ein Friedenszeichen und eine Einladung zu Unterhandlungen sey. Wirklich trennten sich auch etwa ein Dutzend der ausgezeichnetsten Krieger von den übrigen, kamen bis zum Ufer herab, zündeten ein Feuer an, setzten sich im Halbkreis um dasselbe und zeigten den Weißen die Friedenspfeife, indem sie sie einluden ans Land zu steigen. Nachdem Herr Hunt seine Gefährten um Rath gefragt hatte, entschloß er sich der Einladung zu folgen, und stieg nebst den übrigen Theilhabern und dem Dolmetscher ans Ufer. Die Häuptlinge erwarteten die Ankommenden so ganz unbeweglich, daß man sie hätte für Statuen halten können. Herr Hunt schritt mit seinen Begleitern ohne Zaudern vorwärts und setzte sich mit ihnen zu den Wilden, so daß der Kreis vollständig wurde. Die auf den Anhöhen befindlichen Krieger traten in Gruppen zusammen und lauschten schweigend, die Augen auf die Unterhändler geheftet.

„Die Friedenspfeife wurde unter den gebräuchlichen Ceremonien herbeigebracht. Der Kopf bestand aus einem rothen, dem Porphyr ähnlichen Stein, das Rohr war sechs Fuß lang und mit Quasten von rothgefärbtem Pferdehaar geziert. Der Pfeifenträger stellte sich mitten in den Kreis, zündete den Tabak an, hob die Pfeife gegen die Sonne und dann gegen die vier Weltgegenden empor und reichte sie hierauf dem vornehmsten Häuptling, der einige Züge daraus that, und nun, den Kopf in der Hand behaltend, das Mundstück zuerst Herrn Hunt und dann allen übrigen Personen des Kreises reichte. Nachdem alle zum Pfand gegenseitiger Freundschaft und Aufrichtigkeit geraucht hatten, hielt Herr Hunt zuerst eine französische Rede, die von Dorion Satz für Satz sogleich übersetzt wurde. Er sagte den Sioux, daß es nicht seine Absicht sey, mit den am Ufer wohnenden Stämmen Handel zu treiben, sondern über die Gebirge an den großen See des Westens zu gehen, um einige seiner Brüder aufzusuchen, die er seit 11 Monaten nicht gesehen. Er fügte bei, daß er gehört habe, wie die Sioux sich seiner Reise widersetzen wollten, daß er aber entschlossen sey, sie um jeden Preis durchzusetzen. Er sey nichts weniger als feindselig gegen die Sioux gesinnt, und um ihnen davon einen Beweis zu geben, habe er ihnen ein Geschenk an Tabak und Getreide mitgebracht. Als er seine Rede geendet, befahl er 15 Rollen Tabak und eben so viele Säcke Getreide aus der Barke zu holen und sie vor dem Feuer niederzulegen.

„Der Anblick dieser Geschenke versöhnte den durch die Festigkeit der Weißen ohnehin schon eingeschüchterten Häuptling gänzlich. Er antwortete durch eine lange Rede, in der er erklärte, daß er seine Krieger nur versammelt habe, um zu verhindern, daß den Stämmen, mit denen er im Kriege lebe, nicht Waffen und Munition zugeführt würden. Jetzt, da er überzeugt sey, daß die Weißen nichts dergleichen im Schilde führten, könnten sie ihre Reise in Frieden fortsetzen. Er schloß mit Dank für ihre Geschenke, und rieth ihnen, ihr Lager am andern Ufer des Flusses aufzuschlagen, weil er unter seinen Kriegern einige junge Leute habe, für deren Bescheidenheit er nicht stehen könne. Als die Konferenz geschlossen war, stand Alles auf; man schüttelte sich die Hände und ging aus einander. Herr Hunt schiffte sich mit seinen Leuten ein und setzte seine Reise ungehindert fort."

In der Nähe des zwischen der 46sten und 47sten Parallele nördlicher Breite und 576 Stunden oberhalb der Mündung des Missouri gelegenen Dorfes der Aricaras wurde die Scenerie plötzlich weit wilder als bisher. Die unübersehbaren Flächen waren nur von zahllosen Büffelheerden belebt, die theils in langen Reihen diese lautlose Wildniß durchzogen, oder sich einzeln, oder in kleinen Gruppen auf den Anhöhen, oder mitten auf den Prairien zeigten, wo sie theils weideten, theils wiederkäuend auf dem Rasen lagen. An einer Stelle besonders schien das Ufer ganz mit Büffeln bedeckt zu seyn, von denen mehrere selbst im Fluß umherschwammen. Oft mischten sich diese unförmlichen Thiere unter Heerden majestätischer Hirsche und leichtfüßiger Antilopen, die schönsten und zierlichst gebauten Bewohner der Prairien. Man unterscheidet in diesen Gegenden zwei Arten von Antilopen, von denen die eine fast so groß als der gewöhnliche Hirsch, die andere aber nicht größer als die Ziege ist. Die Farbe ist hellgrau oder fahlroth und weiß gefleckt; sie haben kleine, denen der Hirsche ähnliche Geweihe, die sie jedoch nie absetzen.

Herr Hunt hielt sich einige Tage im Dorfe der Aricaras auf, um Pferde zu kaufen, die er zu Fortsetzung seiner Reise nöthig hatte. Der Aricara gleicht in seiner Leidenschaft für die Pferde und in der Geschicklichkeit, sie zu zähmen, dem Araber. Kaum war es bekannt geworden, daß die Weißen gekommen seyen, um zu handeln, als auch die Häuptlinge die Bedingungen festsetzten und das Dorf bald den Anblick eines belebten Jahrmarkts bot. Auf der nahen Ebene wurden die Pferde zur Schau gestellt, und von den Indianern mit der Grazie und Gewandtheit vorgeritten, welche die Bewohner dieser Gegend auszeichnen. So wie ein Pferd gekauft war, stutzte man ihm den Schweif, um es von denen des Stammes zu unterscheiden, denn die Indianer selbst verabscheuen diese Verstümmlung. Der Preis für ein Pferd, wie die Häuptlinge ihn bestimmt hatten, war 10 Dollars in Waaren. Um jedoch den Käufern eine größere Auswahl vorzuführen, ohne sich der Pferde zu berauben, die man gern selbst behalten hätte, machten die jungen Leute unter den Indianern Streifzüge zu ihren Nachbarn um von diesen Pferde zu stehlen, was bei ihnen für ein ehrenvolleres Gewerbe gehalten wird als die Jagd.

Während Hr. Hunt sich zu Fortsetzung seiner mühevollen Reise vorbereitete, begannen einige seiner Gefährten den Muth zu verlieren, wenn sie an die gefahrvolle Zukunft dachten, die ihnen bevorstand. Ehe man jedoch diese Leute der Feigheit beschuldigt, muß man die Wildniß etwas näher kennen, die zu betreten sie sich anschickten.

„Es ist dieß ein Land unermeßlich wie der Ocean und wie dieser ohne gebahnte Wege. Zu jener Zeit, von der hier die Rede ist, kannte man es bloß aus den unbestimmten Angaben indianischer Jäger. Jene Gegend erinnert an die unermeßlichen Steppen Asiens, und nicht ohne Grund hat man ihr den Namen der großen amerikanischen Wüste gegeben. Diese Wüste besteht aus unabsehbaren wellenförmigen ganz von Baumwuchs entblößten Ebenen, die durch ihre Einförmigkeit ermüden. Die Geologen vermuthen, daß sie vor vielen Jahrhunderten das Bett des Oceans gewesen, der seine Wogen an den granitnen Urfelsen der Rocky-Mountains brach. In diesem Lande hat niemand eine bleibende Wohnung aufgeschlagen, denn während einer gewissen Jahreszeit bietet sie auch nicht das geringste Subsistenzmittel; der Rasen ist dann verdorrt, die Bäche sind vertrocknet und der Büffel, das Elen und der Damhirsch ziehen fort, um das hinsterbende Grün zu verlassen."

„Am äußersten Ende dieser dürren Ebenen thürmen sich die Rocky-Mountains empor, die man als die Gränzen der atlantischen Welt betrachten kann. Die gefährlichen Engpässe und die tiefen Thäler dieser Gebirgskette dienen herumschweifenden Banden von Wilden zum Schlupfwinkel, die meist aus Ueberresten von Stämmen bestehen, welche einst die Prairien bewohnten, und nun, durch Krieg und Gewaltthat zerstreut, alle die unbezähmbaren Leidenschaften und zügellosen Sitten zur Verzweiflung getriebener Menschen mit in die Gebirgsschluchten bringen. Einige am Ufer der Flüsse gelegene Theile dieser unermeßlichen Wüste können vielleicht mit der Zeit dem Anbau zugänglich, und anderer als Weideland benützt werden, der bei weitem größere aber wird wohl für immer eine unfruchtbare Steppe bleiben."

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 18** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Schwedische Volkslieder: Die kleine Karin. Lied vom Meerkönige. — Vicenzo Monti. (Schluß.)**

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 57.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 Februar 1837.

Das neuere Aegypten.

Oeffentliche Erzähler.

Jedermann hat von den öffentlichen Erzählern der Araber gehört, aber wir besaßen dennoch keine genaueren Data über diese eigenthümliche Klasse, und Lane verdient unsern besten Dank, uns besser darüber unterrichtet zu haben; denn in kurzer Zeit wird auch diese nationale Sitte leider ganz verschwunden seyn. Wir entlehnen daher einen Theil seiner Bemerkungen darüber.

Der Erzähler setzt sich gewöhnlich auf den steinernen, an die Façade der Kaffeehäuser angebauten Sitz, ein Theil seiner Zuhörer nimmt den Rest derselben ein, andere setzen sich auf die Bänke der gegenüberstehenden Häuser, die übrigen auf Stühle ohne Lehnen, welche in die Straße gestellt werden, fast jeder hat seine Pfeife in der Hand, viele schlürfen ihren Kaffee, und alle sind entzückt nicht nur über die Geschichte selbst, sondern über die lebhafte und dramatische Art des Vortrags. Der Erzähler erhält ein kleines Geschenk von dem Kaffeewirth, der dadurch Gäste herbei zu ziehen sucht, die Hörer sind nicht verbunden, etwas beizutragen, und viele geben nichts, und wenige geben mehr als einige Pfennige. Dennoch gibt sich der Erzähler bei öffentlichen Vorträgen gewöhnlich mehr Mühe, als wenn er gemiethet wird, eine Privatgesellschaft zu unterhalten, da sein Gewinn bei jenen von dem Grad des Beifalls abhängt, den er zu erregen weiß.

Die zahlreiche Klasse der Erzähler ist die, welche Schuara (Dichter) genannt werden, sie heißen auch Abu Zeidieh, von dem Text ihrer Erzählungen, welcher in einem Roman besteht, der „das Leben von Abu Zeid" heißt. Ihre Zahl in Cairo beläuft sich auf ungefähr fünfzig, und sie beschränken sich auf die Abenteuer, welche dieses Buch enthält. Man sagt, daß der Roman auf Ereignissen beruhe, welche sich im dritten Jahrhundert der Hedschra ereignet haben, und die bald nachher niedergeschrieben worden seyn sollen, allein es ist nicht zu zweifeln, daß das Buch viel jünger sey, oder wenigstens sehr große Aenderungen durch Abschreiber erlitten habe. Es besteht gewöhnlich aus etwa zehn kleinen Bänden, und ist halb in Prosa, halb in Versen geschrieben, halb erzählend und halbdramatisch. Es besitzt wenigstens in seinem gegenwärtigen Zustande wenig literarisches Verdienst, ist aber als Beschreibung der Sitten und Gebräuche der Beduinen nicht ohne Werth. Die Helden und Heldinnen des Romans, welche meistens aus Arabien und zum Theil aus Nordafrika sind, ergießen ihre lebhaftesten Gefühle, ihre Anreden und Monologe in Versen; diese sind gegenwärtig ohne alles Metrum, aber einige Gelehrte in Cairo behaupten, daß sie ursprünglich in regelmäßigem Metrum abgefaßt waren, und daß die Abschreiber sie verdorben haben. Sie werden immer mit der populären (nicht literarischen) Aussprache recitirt, und ihr Laut ist keineswegs unangenehm.

Die Erzähler dieser Klasse wissen ihr Thema immer auswendig, und bedienen sich nie des Buchs zum Vortrag. Sie singen die poetischen Theile, und spielen nach jedem Verse einige Noten auf einer Geige mit Einer Saite, welche nur bei diesen Erzählungen im Gebrauch ist, und daher die Geige von Abu Zeid heißt. Der Erzähler hat gewöhnlich einen Gefährten, der ihn auf einem ähnlichen Instrumente begleitet. Einige derselben beschränken sich auf besondere Theile des Buchs, und recitiren hauptsächlich die Abenteuer, welche sich auf einen oder den andern arabischen Stamm beziehen, und tragen den besondern Namen, welche von denen ihrer Lieblingsstämme entlehnt sind, einige heißen z. B. Hilalieh, andere Zenatieh u. s. w. Abu Zeid, der Held des Romans, ist der Sohn des Fürsten des Stammes Hilal, und er und seine Mutter wurden von dem Vater verstoßen, weil er schwarz auf die Welt kam; später bekämpft und besiegt er seinen Vater, ohne diesen zu kennen, und wird von ihm anerkannt. Der beliebteste Theil des Romans besteht in einer langen Wanderung durch Nordafrika.

Die zweite Klasse der Erzähler heißt Mohaddit in (die Anekdotenerzähler), es sind ihrer gegenwärtig etwa dreißig in Cairo. Das ausschließende Thema ihrer Erzählungen ist ein Buch, genannt „das Leben von Zahir." Sie erzählen ebenfalls aus dem Gedächtniß. Der Roman, den sie vortragen, enthält die Geschichte des bekannten Sultan Zahir Beibars, der Aegypten vom Jahre 658 bis 676 der Hedschra regiert hat. Vollständige Exemplare dieses Romans sind so selten geworden, daß ich nicht glaube, daß ein anderes in Aegypten existirt, als das, welches

ich in sechs Quartbänden gekauft habe, und das aus Bänden verschiedener Exemplare zusammengesetzt ist. Der Verfasser und seine Zeit sind unbekannt, es ist in dem populärsten Style des neuägyptischen Dialekts geschrieben, aber es ist wahrscheinlich, daß Abschreiber die Sprache modernisirt haben. Die ältesten Bände meines Exemplars sind etwa 100 Jahre alt. Die Erzähler behandeln ihr Thema sehr frei, und schieben oft sehr witzige Episoden von ihrer eigenen Erfindung ein.

Die dritte Klasse von Erzählern heißt Antarieh, nach dem Namen von Antar, dem Helden des bekannten Romans. Sie sind weit weniger zahlreich, als die beiden ersten Klassen, und man versichert mich, daß ihre Zahl sich in Cairo gegenwärtig nicht über sechs belaufe. Ihr Hauptthema ist der Roman, von dem sie ihren Namen haben, sie lesen aus dem Buch vor, singen die Verse, lesen aber die Prosa in der Aussprache des Volks, und bedienen sich keines musikalischen Instruments. Ihre Zuhörer bestehen meistens aus Personen von einiger Erziehung, da die Verse von der Masse des Volks nur sehr unvollständig verstanden würden. Sie recitiren gelegenheitlich auch andere Sagen, z. B. vor einigen Jahren pflegten sie einen Roman unter dem Titel, Seif el Sezel, der ein Wundermährchen ist, und Stücke aus Tausend und Einer Nacht zu lesen. Aber die Exemplare dieser Werke sind so selten geworden, daß sie darauf verzichtet haben, denn man findet in Aegypten nur mit Schwierigkeit Fragmente derselben, und wenn sich ein vollständiges Exemplar der Tausend und Eine Nacht findet, so verlangt man einen Preis dafür, der viel zu hoch ist als daß ihn der Erzähler bezahlen könnte.

Ein anderes Buch, aus dem diese dritte Klasse von Erzählern bisweilen ihre Zuhörer unterhält, ist der Roman, genannt: Geschichte der Krieger, gewöhnlich auch Geschichte von Delhemeh. Dieses Buch ist noch seltener, als die vorher genannten; ein vollständiges Exemplar sollte aus 55 Bänden bestehen. Ich habe nach vielem Nachsuchen mir nur die Bände 1, 2, 3, 46 und 47 verschaffen können, die drei ersten enthalten zusammen 302 Seiten. Der Hauptgegenstand des Werkes besteht aus den Kriegsthaten der Araber der Wüste zur Zeit der Ommiaden und Abbasiden, und ist von verschiedenen Verfassern, deren neun in der Vorrede genannt sind, aber ihre Namen sind im Uebrigen unbekannt, so wie ihr Zeitalter und ihr Leben, der Styl beweist jedoch, daß sie nicht modern sind, und die ältesten Bände in meinem Besitz, sind vor etwa drei Jahrhunderten abgeschrieben. Die Erzähler pflegen von dem Ursprung des Buches folgende Rechenschaft zu geben. Nachdem Asmai die Geschichte von Antar geschrieben hatte, wurde dieses Werk bald populär, und erregte einen so großen Enthusiasmus für arabische Heldensagen, daß man sich überall mit dem Sammeln derselben zu beschäftigen anfing; aus diesen wurde das Delhemeh von einem unbekannten Schriftsteller compilirt, der den Verfasser von Antar, wo nicht in Beredtsamkeit, doch in der Ausdehnung seines Werkes übertreffen wollte, und daher sein Buch zu 55 Bänden ausdehnte, während Antar nur aus 15 Bänden besteht. (Diese Bände sind sehr klein, und man findet Exemplare von Antar in 12 Quartbänden.) Das Werk enthält eine große Menge von Gedichten, *) die nicht ohne Verdienst sind, obgleich sie in den Abschriften sehr verdorben sind.

*) Es ist wahrscheinlich, daß diese Gedichte nicht von den Verfassern der Erzählungen selbst verfertigt, sondern alte Volkslieder sind, welche sie nur in die Erzählung eingeschaltet haben. Dieß ist der Fall bei Antar, und Romane dieser Art sind daher sehr wichtige Quellen für alte arabische Volksliteratur, obgleich sie von den halbgelehrten arabischen Doktoren unsrer Tage sehr verachtet sind; die Zeit wird gewiß kommen, wo sie ihre Stelle in der Literatur einnehmen, und höher als die Concettis der spätern gelehrten Literatur der Araber gestellt werden. Anm. d. U.

Die englische Sprache im Verhältniss zum Reisen in England.

(Fortsetzung.)

Eine Eigenthümlichkeit in Bezug auf Kenntniß der englischen Sprache ist, daß eine geringe Kenntniß derselben so viel wie nichts ist, praktisch genommen (und so muß sie für den Besucher Englands genommen werden) gar keine Bedeutung hat; noch mehr, die größte gelehrte Kenntniß der Sprache, d. i. eine solche, die alle literarischen Erzeugnisse Englands versteht und mitunter auch grammatisch fehlerfrei ins Englische übersetzt, wird, wenn keine Sprachfertigkeit damit verbunden ist, gar nichts helfen, ja sogar Sprechfertigkeit ist nur von halbem Nutzen, wenn das sprechende Individuum das aus dem Munde des Eingebornen gesprochene Englische nicht gut versteht. Ueberhaupt ist häufig das Sprechen einer fremden Sprache leichter als das Verstehen derselben, wenn sie von Eingebornen gesprochen wird, am allermeisten ist dieß bei dem Englischen der Fall, weil die Aussprache so sehr von der Aussprache der andern Sprachen abweicht. Ein bloßes Radbrechen der englischen Sprache hilft also in England gar nichts, denn der Geradbrechte wird nicht verstanden. Man weiß, daß der Franzose äußerst bereitwillig zuhört und so viel er kann, nachhilft, sich, wie man sagt, dabei höchst höflich und artig benimmt; auf den Engländer wird von allen Reisenden, welche mit der Sprache nicht fortkommen, in Bezug auf diesen Punkt der herbste Tadel geworfen, derselbe ist aber im Durchschnitt ungerecht, weil der Engländer, wenn nicht ganz richtig gesprochen wird — und eine solche Aussprache ist von dem der die Sprache nur radbrechen kann, nicht zu erwarten — in der Regel von dem an ihn Gerichteten gar nichts versteht oder höchstens ein Wort, das aber keinen Zusammenhang errathen läßt. Da der Angeredete nun meist keine Zeit zu verlieren hat und überdieß nicht planderhafter Natur ist, wie der Franzose, so ist es kein Wunder, wenn er dem Radbrecher stumm den Rücken kehrt, denn was soll eine Entschuldigung, die nicht verstanden wird? Der Engländer weiß recht gut, daß jener, der nicht wohl verstanden werden kann, noch weniger versteht. Geht aber die Sprechfertigkeit über das Radbrechen hinaus, kann der Engländer nur einen Sinn zusammenbringen, so wird er, wenn Muße vorhanden ist, weniger gestikulirend, plaudernd höf-

lich aber mit der entschiedensten Gefälligkeit zuhören und dann, um verstanden zu werden, so langsam und deutlich reden, als in seiner Gewalt steht. Wird das Englische in feierlicherem, langsamerem Tone gesprochen, dann ist es nicht mehr besonders schwer zu verstehen. In Hinsicht auf den Glauben, daß nach kurzem Aufenthalt im Lande das Sprechen und Verstehen sehr schnell gehe, ist zu bemerken, daß dieß nur bei solchen Reisenden wahr seyn kann, welche die Sprache literarisch sehr inne haben und die Lage des Tones auf den Sylben wissen oder sonst ein besonderes Sprachgenie haben, welches sich bei manchen Menschen, namentlich Russen und Polen, erstaunlich schnell, so zu sagen sprachlich nationalisirt.

Zum allgemeinen Verstehen wird im Englischen mehr als in einer andern Sprache eine ausgedehnte Lektüre erfordert. Es ist nicht leicht eine Sprache der civilisirten Welt wortreicher. Nicht nur allein dieß, der Wortreichthum hat einen eigenthümlichen Charakter: er enthält eine ungeheure Menge von Synonymen und zwar eigener Art. In andern Sprachen sind die meisten gleich bedeutenden Wörter nur bedingt gleich bedeutend, das ist, es besteht immer ein kleiner Unterschied; im Englischen bedeuten solche Wörter oft absolut dasselbe, der Abstammung oder vielmehr der Herkunft willen, also aus historischem Grunde. Bekanntlich ist das Englische ein glückliches Gemisch (und zwar wunderbarer Art) verschiedener Sprachen, des Altbrittischen, Angelsächsischen, Lateinischfranzösischen; nun kann man sich leicht denken, daß für irgend eine Bedeutung Wörter aus allen drei Sprachen, also drei absolut gleich bedeutende Wörter vorhanden sind; wohl findet etwas Aehnliches in allen Sprachen statt, denn welche hätte nicht von einer andern auf politischem, kommerziellem oder wissenschaftlichem Wege Wörter empfangen? allein in so großem Maße, als im Englischen, findet dieß nirgends mehr statt: man denke nur, daß in dieser Sprache fast die ganze französische Sprache, namentlich was Begriffs- oder abstrakte Wörter betrifft, enthalten ist, und wie viel findet sich nicht vom Deutschen, resp. Angelsächsischen. Hiezu hat man dann erst den Reichthum der gewöhnlichen Synonymen zu rechnen, das ist, der gleichbedeutenden Wörter desselben Elementes, welche aber außer unsrer Frage liegen. Nun ist die Eigenthümlichkeit der englischen Sprache, diese historischen Synonymen nicht willkürlich zu gebrauchen: sondern die Stylart oder der Charakter jeder einzelnen Stylart bestimmt den Gebrauch oder die Anwendung dieses und nicht eines andern Synonymen (woher, nebenbei gesagt, die größte Schwierigkeit für den Ausländer, Englisch zu schreiben kömmt): own und proper sind absolut gleichbedeutend, aber die Anwendung ist nicht gleichgültig. Im Allgemeinen wählt die Poesie die Nationalstammwörter, das heißt, die altbrittischen am liebsten, dann die angelsächsischen, endlich die gallischen: die glückliche Mischung ist Meisterschaft. Der Lehrstyl der Professoren aller Wissenschaften gebraucht, wie man sich leicht denken kann, die Wörter, die französisch-lateinischen Ursprungs sind, weßwegen sich der gelehrte Ausländer, wenn er der Aussprache im Allgemeinen mächtig ist, in England mit dem Gelehrten am leichtesten findet; dieß erstreckt sich auch auf die Theologie, wissenschaftliche Vorträge sind daher dem Ohre bald geläufig. Der Sprache mit vorherrschendem Latinismus steht dann, wie bemerkt, die Sprache mit vorherrschenden brittischen und angelsächsischen Wörtern entgegen. Da aber unter den letztern fast die größte Zahl einsylbig ist, und eine große Formarmuth der Sprache durch Bildungssylben besteht, — das Verbum hat z. B. für die ganze Konjugation nur fünf Endungen, — so wird die Aussprache dieser Monosyllabensprache sehr unverständlich, weßwegen es sehr schwer ist, ein englisches recitirtes Gedicht zu verstehen; freilich ist der langsame Vortrag, der in diesem Falle allen Engländern eigen ist, einige Erleichterung. Die Schwierigkeit wächst noch durch die ungeheure Menge von Homonymen, ganz oder fast gleichlautende Wörter mit gleicher oder ungleicher Orthographie. Solche Homonymen finden sich auch in der französischen Sprache, z. B. j'en, chant, gens, champ, Jean, mechant, oder c'en, s'en, cent, sans, sens (Verstand), sens (dessus, dessous) tu sens, il sent, sang; allein im Englischen noch viel häufiger, weßwegen auch der Wortspiele (puns) kein Ende ist, z. B. fellow, felloe, weather, wether, meet, meat, reed, read, red, read (part. pret.) bawl, ball, tail, tale, besonders wenn die verschiedenen Töne der Vokale nicht genau geschieden zu werden pflegen; so ist es eine sehr störende Unart der Londoner im Allgemeinen, das kurze a wie kurz e zu sprechen, und gar keinen Unterschied zwischen land und lend, beg und bag, met und mat, leg und lag und einer Unzahl anderer Wörter zu machen, während ein genauer und leicht zu hörender Unterschied ächt Englisch ist; fast dasselbe findet statt, wenn zwischen diesem kurzen a und dem a vor r und andern Buchstaben kein Unterschied gemacht wird, wie z. B. von vielen Bewohnern des nördlichen Englands. Auf den höchsten Grad steigern die Homonymität aber diejenigen, welche entweder gar keinen oder nur geringen Unterschied zwischen den harten und weichen Consonanten derselben Gattung machen, denen also pet, bet; bat, pat; bale, pale; mat, mad; mate, made; pound, bound; bit, bid; bite, bide; ride, rite, write, right und ein ungeheures et caetera gleich lauten. Die Unart, weiche und harte Buchstaben nicht verschieden hören zu lassen, ist in England übrigens bei weitem nicht so sehr zu Hause, wie in Deutschland, namentlich Süddeutschland, oder in Frankreich (bercer, percer etc.), allein es haben dieselbe doch sehr viele Engländer, und es ist dann für den Ausländer eine wahre Kunst, ihre Sprache, resp. Aussprache zu verstehen. Kommen nun erst Provinzialaussprachen ins Spiel, dann ist natürlich in England, wie in jedem andern Lande das Verstehen an sich schwierig, obgleich die deutschen Provinzialaussprachen in Verschiedenheit unter allen Sprachen wohl den Vorrang erhalten müssen. Der breite Yorkshire'sche Dialekt ist gegen Hochenglisch, was der tyroler, zum Theil auch westrheinische oder altbayrische Dialekt gegen rein Hochdeutsch ist; der irländische Dialekt mahnt an den schwäbischen.

(Fortsetzung folgt.)

Flaschen ins Meer versenkt.

Während meiner ersten Reise nach Südafrika, sagt Campbell in seinem Werk über dieses Land, versenkten wir Weinflaschen 50 Faden tief ins Meer, nachdem wir sie vorher gut verpfropft und verpicht hatten, um sie gegen das Eindringen von Wasser zu schützen. Als sich aber fand, daß dennoch welches eingedrungen war, so glaubten Einige, dieß könne nur durch die Poren des Glases geschehen seyn, und meinten, das Wasser könne auf diese Weise von seinen Salztheilen gereinigt werden. Um diesen Umstand ins Reine zu bringen, hatte mich ein Freund mit zwei kugelförmigen hermetisch verschlossenen und eigens zu diesem Zweck verfertigten Krystallflaschen beschenkt. Unter 11° 27′ N. B., westlich von den Inseln des grünen Vorgebirgs, wurden diese Flaschen nebst mehrern andern mittelst zweier Bleigewichte, das eine von 22, das andere von 28 Pfund, zweihundert Faden tief senkrecht ins Meer hinabgelassen. Die beiden kugelförmigen Flaschen waren, als man sie wieder herauszog, leer, eine verstopfte und verpichte Weinflasche aber kam ganz mit Wasser gefüllt, jedoch mit umgekehrtem Stöpsel darauf. Ein Irrthum konnte hier nicht stattfinden, da der Kork, bevor er verpicht wurde, oben mit rothem Siegellack überzogen worden, und die Flasche, als sie auf das Verdeck kam, zwar noch zugestopft war, doch so, daß der mit rothem Siegellack bedeckte Kopf des Korks im Hals der Flasche unterhalb, das andere Ende aber oben stak. Eine andere Weinflasche war noch verpicht, aber fast ganz voll Wasser, in dem der Kork herumschwamm. Zwei andere Flaschen waren ganz mit Wasser gefüllt, aber noch eben so verstopft, als man sie hinabgelassen hatte. Das Wasser selbst aber war um nichts minder salzig, als es vor seinem Eindringen gewesen.

Johann Jakob Astor.

(Fortsetzung.)

Am 18 Julius verließ Hr. Hunt das Dorf der Aricaras ohne eine für seine sämmtliche Mannschaft ausreichende Zahl von Pferden bekommen zu haben. Seine Karavane bestand aus 82 größtentheils mit Waaren zum Handel mit den Wilden, Biberfallen, Munition, Mais, Mehl u. s. w. schwer beladenen Pferden. Jeder der Theilhaber war beritten. Dem Dolmetscher Peter Dorion war ebenfalls ein Pferd zum Transport seines Gepäckes und seiner Kinder gestattet; seine Frau ging nebst der übrigen Mannschaft der Expedition zu Fuße.

Nach einem mehrtägigen Marsche kam man an den Fuß der schwarzen Gebirge, einer bedeutenden, ungefähr 100 Meilen östlich von der Rocky-Mountains gelegenen Kette, die sich in nordöstlicher Richtung von der südlichen Gabel des Nebraska, oder la Platastromes, bis zur großen nördlichen Biegung des Missouri ausdehnt. Die schwarzen Gebirge bestehen größtentheils aus Sandstein und sind oft sehr schroff und von furchtbaren seltsam geformten Abgründen unterbrochen. Oft glaubt man Städte oder Mauern mit Zinnen vor sich zu sehen; auch hegen die Indianer seltsamen Aberglauben hinsichtlich dieser Berge.

„Die herumschweifenden Stämme der Prairien glauben, wenn sie um den Gipfel dieser Berge Wolken sich zusammenziehen sehen, aus denen Blitze von dumpfem Donner begleitet hervorbrechen, während auf der Ebene das heiterste Wetter ist, daß hier die Wohnung der bösen Geister sey. Wenn sie die Engpässe besuchen, versäumen sie daher nie, eine Opfergabe unter die Bäume oder auf den Felsen zu legen, um sich den Schutz der unsichtbaren „Herren des Gebirges" zu sichern und schönes Wetter und gute Jagd von ihnen zu erhalten. Bei dem ruhigsten Wetter und zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht, hört man in diesem Gebirg sehr oft ein Geräusch, das dem Knall mehrerer Artilleriestücke gleicht. Die Herren Lewis und Clarke hörten dergleichen auch in den Rocky-Mountains, wo es von den Indianern den reichen Silberadern im Innern der Gebirge zugeschrieben wird, die, ihrer Meinung nach, diese Explosion von Zeit zu Zeit hervorbringen. Die Gelehrten selbst haben zu Erklärung dieser Erscheinung oft sehr seltsame und im Ganzen wenig befriedigende Systeme aufgestellt. Am einfachsten und der Wahrheit am nächsten kommend möchte wohl die Erklärung derer seyn, welche jenes Getöse großen Felsenmassen zuschreiben, die sich vom Gebirg ablösen und in die Schluchten stürzen; andere dagegen meinen, die Explosion werde durch Freiwerden von Wasserstoffgas erzeugt, das in Folge von Verbrennung unterirdischer Steinkohlenschichten stattfinde. Welches jedoch auch immer die Ursache dieser Naturerscheinung seyn möge, ihre Existenz ist zum mindesten gewiß. Es ist dieß eines jener Naturgeheimnisse, zu denen man den Schlüssel noch nicht gefunden hat, die aber eine Art übernatürlichen Zaubers über die wilde Einsamkeit der Gebirge verbreiten."

Hr. Hunt bemühte sich vergebens einen Uebergangspunkt über das schwarze Gebirge aufzufinden; er war genöthigt, in südwestlicher Richtung an demselben hinzuziehen. Auf diesem Wege sah er zum Erstenmale zwei Thiere, die nur in diesen Gegenden heimisch sind. Das erste war der Hirsch mit schwarzem Schweif, der größer als der gewöhnliche, dessen Fleisch aber nicht so gut ist; er hat sehr lange Ohren und die Spitze des Schweifes ist schwarz. Das andere wird das Thier mit großen Hörnern genannt, das Einige für den Argali, Andere aber für den Ibix halten, von welchen beiden es sich unterscheidet. Die Mandans nennen es Ahsata. Seine Hörner sind ungewöhnlich groß und gewunden wie die eines Widders. Es ist so groß als ein kleines Elen und von fahlrother Farbe, jedoch mit Ausnahme des Bauchs und der Schwanzspitze, welche weiß sind. Es führt die Lebensart der Ziege und springt gleich der Gemse von einem Felsen zum anderen. Ein gefährlicheres Thier jener Gegenden ist jedoch der graue Bär, das einzige wahrhaft furchtbare Raubthier des nordamerikanischen Festlandes. Er erreicht die Größe einer gewöhnlichen Kuh und besitzt eine ungeheure Stärke. Wird er vom Hunger getrieben, so fällt er selbst Menschen an; er ist schneller als der Mensch, doch vermag er ein Pferd im Lauf nicht einzuholen.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen.

A. Puschkin hat einen neuen Roman in Versen herausgegeben unter dem Namen: Eugen Onjegin. Derselbe hat in ganz kurzer Zeit drei Auflagen erlebt.

Gegenwärtig wird Hoffmanns Kater Murr ins Russische übersetzt; Bruchstücke davon wurden bereits in einem Journal, der Telegraph, mitgetheilt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nro. 3.)

Nr. 58.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 Februar 1837.

Die Verbrecher in Sibirien.

(Nach Stepanow.)

Die Absendung der von den russischen Gerichten verurtheilten Verbrecher in zusammengeketteten Zügen nach Sibirien erfolgt immer dann, wenn man einige Hunderte beisammen hat. Eine Abtheilung Militär muß sie bis zu ihrem Bestimmungsort begleiten; auch wird eine gewisse Anzahl berittener Kosaken zur Verfügung des den Transport befehligenden Offiziers gestellt. Die Marsch- und Rasttage, so wie die Zeit der Ankunft des Transports an den Etappenplätzen, sind so genau bestimmt, daß auch nicht einmal eine Verspätung von einigen Stunden stattfinden darf. Die größte Ordnung herrscht auf dem Marsch, und die Truppen der Eskorte sind der strengsten Disciplin unterworfen. Zu Krasnojarsk, dem Hauptort der Provinz Jeniseisk, muß der Transport stets am Mittwoch eintreffen. Hier werden die in der Provinz zu vertheilenden Verbrecher von den übrigen ausgeschieden und dann geht der Zug weiter nach Irkutsk, wo über die Bestimmung der andern noch übrigen entschieden wird. Die Einen werden in Rußland entweder zu schwerer Arbeit auf Lebenszeit oder auf einen gewissen bestimmten Zeitpunkt verurtheilt, Andere aber als Kolonisten an den Ort ihrer Verbannung geschickt. Die erstere Strafe wird nur über schwere Verbrecher verhängt, die dann unter harter Zucht in den Bergwerken oder Fabriken arbeiten müssen. Jene, welche nur auf Zeit zu solchen Arbeiten verurtheilt sind, gehen nach Erstehung ihrer Strafe in die Klasse der Kolonisten über.

Zu dieser letztern Kategorie kommen Diebe, Vagabunden, Trunkenbolde und andere unsittliche Menschen, die in ihrer Heimath als unverbesserlich erkannt wurden. In Sibirien treten sie dann in die Rechte der Kronbauern, sind aber nicht an die Scholle gebunden. Sie beginnen damit, als Knechte bei den Bauern zu arbeiten, und haben sie sich etwas erworben, so bauen sie sich für eigene Rechnung an. Die Regierung weist ihnen ein Stück Land an, das sie in einer bestimmten Frist urbar machen müssen, während welcher sie von allen Abgaben befreit sind. Das nöthige Arbeitsgeräthe, so wie auch einige Stücke Vieh, wird ihnen von der Regierung geliefert, und Alles, was sie nun verdienen, gehört ihnen eigen. Statt, wie im europäischen Rußland, eingekerkert zu werden, ist der Verbrecher in Sibirien frei und nicht gezwungen, stets an demselben Ort zu bleiben.

Durch dieses gezwungene Kolonisationssystem hat die Bevölkerung Sibiriens im gegenwärtigen Jahrhundert bedeutend zugenommen, allein das Land ist so groß, daß man diesen Zuwachs kaum wahrnimmt. Während der Verwaltung des Herrn von Stepanow zählte man in der Provinz Jeniseisk außer 1857 Katorschniks oder zu schwerer Arbeit Verurtheilten, 24,750 Verbannte, neben 50,000 Kronbauern. Unter den Verbannten befanden sich 3895 Weiber. Bei den letztern ist Liederlichkeit das Hauptmotiv der Verbrechen, um derentwillen sie verurtheilt werden; doch hat sich auch schon ergeben, daß Weiber nur deßhalb Verbrechen begingen, um zu ihren schon früher verbannten Männern zu kommen.

Wenn die zur Kolonisation Bestimmten am Ort ihrer Bestimmung anlangen und in die verschiedenen Dörfer vertheilt sind, hören sie auf, der Regierung zur Last zu fallen, indem sie Arbeit bei den Bauern suchen müssen. Finden sie dieselbe in dem einen Dorfe nicht, so können sie sich in ein anderes verfügen. Gewöhnlich lassen sie sich von dem Bauer, bei dem sie in Dienst treten, einen kleinen Vorschuß geben; die schriftliche Vollmacht, welche sie bei sich haben, dient dem Bauer als Unterpfand.

Viele Verbrecher ziehen das Herumstreifen der Arbeit vor; sie verschwinden aus den Dörfern und flüchten in die Wälder, wo sie elend von dem leben, was sie stehlen. Oft kommen mehrere solcher Elenden zusammen und bilden kleine Banden, die den Bauern oft sehr furchtbar werden. Selten nur greifen sie Reisende und niemals Regierungstransporte an; dem Bauer aber zünden sie nicht selten die Hütte an und zwingen den Eigenthümer durch Martern zum Geständniß, wo er seine Kostbarkeiten verborgen. Sobald die Regierung von dem Daseyn einer solchen Bande Kenntniß erhält, werden die Bauern aufgeboten, denen man einige Kosaken mitgibt, und ist sie stark, so sendet man wohl auch Linienmilitär aus.

Zuweilen wagen solche Verbannte den Versuch, nach Rußland zurückzukehren, doch werden sie meist auf ihrer langen Reise wieder aufgegriffen. Dann wirft man sie ins Gefängniß, bis ihr Name und voriger Aufenthalt ausgemittelt sind, was oft lange dauert, und ist dieß gelungen, so sendet man sie mit der größten Strenge dahin zurück, um sie zu überzeugen, daß man nicht ungestraft dem großen Kerker entrinnt, der sich Sibirien nennt.

Man hat mancherlei versucht, um die nach Sibirien verurtheilten Kolonisten an ein seßhaftes und arbeitsames Leben zu gewöhnen, allein keiner von allen bis jetzt eingeschlagenen Wegen hat sich als zweckmäßig erprobt, weil der Müßiggang diesen Verbrechern zur zweiten Natur geworden, und ihnen nichts so verhaßt ist als Arbeit.

Die englische Sprache im Verhältniß zum Reisen in England.

(Fortsetzung.)

Man könnte fragen, welches von beiden Geschlechtern, das männliche oder weibliche, in Bezug auf Aussprache des Englischen leichter zu verstehen wäre. Der Vorzug muß ohne Weiteres dem ersteren eingeräumt werden, obgleich die Sprache im Munde der Damen für manches Ohr angenehmer lauten mag; kräftiger muß sie wohl aus dem Männermunde tönen, und eben diese Eigenthümlichkeit macht es, daß die Schauspielerin, namentlich die tragische, bedeutend mehr Kraft in ihre deklamatorische Aussprache legt, als man in Deutschland zu hören gewohnt ist. Die Accentuation der englischen Schauspielerin ist in der Regel und die Aussprache immer sehr deutlich; anfangs fällt dem Deutschen das Männliche am Weibe in dieser Hinsicht fast auf und möchte da, wo es dem Engländer gerade recht ist, jenem widerlich erscheinen; doch man gewöhnt sich bald daran.

Einen größeren Unterschied in Bezug auf Aussprache kann es nicht leicht in irgend einer Sprache geben, als den, welcher zwischen dem Umgangstone (colloquial) und dem höheren Redetone (oratorial, sublime) besteht, welcher am entschiedensten im Lust- und Trauerspiel gehört werden kann. Um ihn zu erlernen, und überhaupt eine eingreifende und erfolgreiche Lektion in der englischen Sprache, in so fern es auf Verstehen der Sprache, das ist, des Gesprochenen, abgesehen ist, zu nehmen, wird man gut thun, entweder anfangs das aufzuführende Stück (welches man in der Gegend der Theater oder oft an demselben, aber nicht in demselben, wie in Paris, in der Regel um den geringen Preis eines Sixpence's (18 kr. rh.) haben kann, und zwar so, wie es für das Theater arrangirt ist) mit dem Buche in der Hand zu verfolgen, oder dasselbe voraus zu lesen, was leicht ist, da die Piecen für eine ganze Woche voraus angegeben werden in Zeitungen und auf den Zetteln. Die nächste Lektion ist der Gottesdienst, weil man auch hier einen großen Theil desselben verfolgen kann, wegen der großen Menge von Gebeten und Litaneien: hat man selbst kein Buch, so ist der Kirchendiener uneigennützig bereit, so wie den besten Platz an der Kanzel — wo möglich — anzuweisen, auch ein Buch herzuleihen: wo nicht, kostet es nur ein gutes Wort, beim Nachbarn oder der Nachbarin hineinsehen zu dürfen. Der Theologe wird mir es verzeihen, daß ich das Anhören des Gottesdienstes zu einer Lektion mache. Die Profanation ist nur scheinbar, denn die Feierlichkeit des Vortrages wird nicht verfehlen, auch religiöse Erhebung bei dem Mitlesenden zu erregen; endlich ist man bei bedeutender Sprachkenntniß bald im Stande, den Gebeten ohne Buch zu folgen, die Predigt ist ja ohnehin freier Vortrag und muß also vom Zuhörer auch frei aufgefaßt werden. Die Feierlichkeit liegt in der ausdrucksvollen Betonung und der Herz oder Gemüth gewinnenden Deklamation der Geistlichen, besonders wenn dieselben ein gutes Organ haben. Vor Allem wird das Herz durch den außerordentlich deutlichen und feierlichen Vortrag des Gebetes des Herrn oder des Vaterunsers zur Andacht unwillkürlich gestimmt, von dem eigenthümlichen, Gemüth gewinnenden Gesang nicht zu reden. Unter solcher Stimmung kann es schon verziehen werden, wenn der in dem besonderen Lerngeschäft begriffene Verstand bei den folgenden Vorlesungen aus der Bibel auf Accent und besonders die Aussprache der biblischen Eigennamen merkt, die wohl gemacht ist, die Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. Jede Sylbe wird genau gehört, der Hauptaccent tritt in seiner vollen Kraft und Reinheit auf und nur hier bekömmt man die richtige Idee des untergeordneten Accentes (secondary accent), welcher, da er zwei oder auch mehr Sylben vor dem Hauptaccente hörbar macht, dem Worte und dadurch dem Satze eine große Biegsamkeit und angenehm lautende Harmonie verleiht, die man in der französischen Sprache umsonst sucht. Dieser Accent kann sich, wie sich von selbst versteht, nur in vielsylbigen, also in Wörtern lateinischer und griechischer Abstammung, finden z. B. in conversation, commendation, lamentation, demonstration; — arteriotomy, meteorology, hypochondriacal; in beiden Klassen dieser Wörter ruht der sekundäre Accent auf der ersten Sylbe, steht aber nicht gleich weit vom Hauptaccent; dieser ist bei der ersten Klasse auf der dritten, bei der zweiten Klasse auf der vierten Sylbe; im Worte indivisibility kann man füglich zwei sekundäre Accente annehmen, auf der ersten und dritten und den Hauptaccent auf der fünften Sylbe. Im Deutschen kann dasselbe statt finden, und ein guter, auf angenehme Tonmodulation der Deklamation sehender Redner wird den Sekundäraccent wohl zu benützen wissen. Es ist ein großer Unterschied, ob in der freien prosaischen Rede, unverfänglich ⏑ ⏑ — ⏑, oder mit dem Sekundäraccent auf erster Sylbe — ⏑ — ⏑ zur Stütze des Hauptaccentes auf der dritten Sylbe gelesen wird. Vergleiche Liebenswürdigkeit ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑, mit Secundäraccent — ⏑ — ⏑ ⏑; Unerläßlichkeit, Unerreichbarkeit, untergeordnet, letztes ⏑ ⏑ ⏑ — ⏑, mit Sekundäraccent — ⏑ ⏑ — ⏑ u. s. w. Der feierliche Redner, namentlich der religiöse, weiß mit den Endsylben, welche, wenn sie den Ton nicht haben, in der Umgangssprache (colloquial speech) höchst nachlässig gesprochen und also fast gar nicht gehört werden, gut umzugehen: er läßt sie deutlich hören und hat mit denselben ein sehr erfolgreiches Bindungsmittel zur Harmonie des Satzes; so

wird er die Endsylbe des Part. Prät. ed deutlich hören lassen, meist wie id lautend, z. B. blessed; so ist es auch mit der Endung der dritten Person singul. praes. s oder es: hier wird nicht nur das schon nothwendig bestehende es, z. B. in he preaches, deutlich hörbar gemacht, als fast is lautend, sondern die Verlängerung mit e tritt auch ein, wo sie nicht nöthig ist, und das s geht allgemein in th über, welcher eigenthümliche Zischlaut eine feierliche Dämpfung der Rede bezweckt, z. B. he calleth, speaketh. Mit eigenthümlich scharfem Accent lauten die Endsylben ation, otion, ition, asion, ision, xion; die Zischung, sch, scharf und on noch besonders herausgehoben. Wer nur einmal eine solche Rede gehört hat, wird sie nie mehr vergessen, wird sie aber, wenn er Sinn für Aussprache hat, bald nachahmen können. Die Rede wird mit einer Mittelintonation, doch nicht Baßstimme, vorgetragen, wo sie am meisten Biegsamkeit hat, und wo über das Ganze aus geschicktem Munde ein gleichsam leise wogender, unaussprechlicher Zauber gegossen werden kann. Der religiöse Redner kann dieß um sehr mehr, da er seine Zuhörer so viel als möglich beisammen hat und seine Rede also nicht durch übermäßiges Schreien zu verderben braucht; ist die Kirche sehr groß, so ist eine Kirche in der Kirche, d. h. Redner und Auditorium befinden sich in dem abgeschlossenen Chore, z. B. in der Pauls- und Westminsterkirche zu London. Bei solchem Grad von Aufmerksamkeit, als wir von dem, welcher sich eine tüchtige Aussprache des Englischen aneignen will, erwarten, wird ihm auch nicht das Geringste entgehen. Man muß sich gewöhnen, den freien Vortrag zu hören, wobei häufig die Unbequemlichkeit statt findet, zu weit von dem sprechenden Individuum entfernt zu seyn, im Theater kann man sich helfen, indem man einen Platz zunächst am Orchester, und in der Kirche zunächst an der Kanzel, und zwar dem Redner gegenüber zu gewinnen sucht, die weite Entfernung schadet ja dem Verstehen in der Muttersprache, geschweige in einer fremden Sprache, mehr als die Hälfte, ja der ganze Zusammenhang geht verloren, und ärgerlicher Mißmuth, ja oft ein halbes Verzweifeln an irgend einem Erfolg ergreift den, welcher in seinem Zwecke schon halb gewonnen hatte. Im Parlamente ist man meistens weit vom Redner entfernt und nur die wohl- und lauttönende Stimme wird auch wohl verstanden.

In den Old Bailey Assisensitzungen, in Newgate, ist die Bequemlichkeit auf der Zuschauergalerie, namentlich in der ersten Bank, nicht sehr groß: der Saal ist nicht besonders geräumig, Richter und andere Advokaten sitzen gerade gegenüber; da aber der Beklagte diesen gegenüber, also wohl ziemlich unter der Galerie steht, und mit dem Rücken gegen die Zuschauer, so entgehen leicht die Worte, namentlich, wenn er halb erstickt oder schluchzend spricht; die Zuschauer auf den hinteren Galeriebänken, obgleich sie terrassenförmig erhöht sind, werden ihn gar nicht sehen und meist auch gar nicht hören; die kanzelartige Erhöhung für die Zeugen, etwas seitwärts, bietet einen bequemeren Ort dar, um leicht zu verstehen. Man darf übrigens einen großen Grad von Aufmerksamkeit entwickeln, wenn man der ganzen Verhandlung folgen will; die Ruhe ist zwar sehr groß, sehr scharf geboten, allein sie wird dennoch oft genug unterbrochen durch laute Zeichen der Wehmuth, des Widerwillens oder des Scherzes, je nachdem das Gemüth in Anspruch genommen wird; Widerwillen und Lachen äußern sich meist beim Zeugenverhör, und wird auch Ruhe geboten, die äußern Zeichen der innern Bewegung sind meist unwillkürlich. Ueberdieß muß man schlechte, leise, zitternde, eingeschüchterte, affektirte Aussprache der verschiedenen Zeugen in Anschlag bringen; während aber auf der andern Seite eben die Praxis im Verstehenlernen der Sprache sehr groß und höchst mannichfaltig ist. Noch bequemer ist eine solche Praxis in den Polizeiamtsstuben der verschiedenen Stadttheile, namentlich in Bondstreet in der Nähe des Coventgardentheaters. Man erhält, namentlich als Fremder, leicht und zwar ohne Bezahlung, was im Oldbaileygerichte nicht der Fall ist, Zutritt, und wird auf die respektabelste Bank gewiesen. Hier kann man, da die Stuben oft klein sind, Alles leicht hören, die Polizeibeamten, Ankläger, Beklagten, Zeugen, worunter die Konstabler, wie sich von selbst versteht, die Hauptrolle spielen, deutlich vernehmen. Es ist hier nicht der Ort, eine Schilderung solcher Polizeigerichtsscenen zu geben; allein so viel kann gesagt werden, daß sie die größte Mannichfaltigkeit darbieten, also auch für den Zweck, die englische Aussprache in allen Verschiedenheiten kennen zu lernen, am passendsten sind. Leute aller Stände, eben so der Geschlechter, Alter und Charaktere, kommen hier zum Sprechen; alle Gemüthsbewegungen werden rege, und sprechen sich auf die unumwundenste Weise aus. Man hört die schönste und schlechteste Aussprache, sie sey nun eine scheinbar gute, das ist affektirte, oder eine wirklich barbarische. Geht der Barbarismus sehr weit, so machen sich die Berichterstatter für die Journale und Zeitungen den Spaß, denselben, wie er in seiner Unorthographie nur gegeben werden kann, auszudrücken. Liest man denselben in den Zeitungen, so gehört schon ein großer Grad des Verstehens der Sprache dazu, das Wahre zu entziffern; dazu kommt oft auch noch ein recht unorthographisch geschriebenes Schriftwerk, ein Brief oder quasi Aufsatz eines Beklagten oder Klägers vor, welcher ebenfalls wörtlich abgedruckt wird.

(Schluß folgt.)

Ein Kampf mit einer Schlange.

Auszug eines Briefes aus Kirtu, bei Purah, 8ten Jul. 1836. — Der Briefsteller war auf der Jagd und hatte sich, um auszuruhen, unter einem Baume niedergelegt, als er plötzlich durch das wüthende Bellen seiner Hunde aufgeweckt wurde. „Als ich mich umwandte," sagt er, „sah ich, wie eine Schlange, zur Species der Cobra Capella gehörend, ihren Weg auf einen Punkt zu nahm, der ganz nahe lag, in einem Nu war ich auf den Beinen. Im Augenblick, als die Schlange meine Gegenwart gewahr wurde, wandte sie sich gegen mich mit ausgedehnter Haube, sprühenden Augen und schön gebogenem Halse; der Kopf erhob sich fast zwei Fuß vom Boden, und schwankte, unzweideutig einen rachsüchtigen Feind andeutend, von einer Seite zur andern. Ich ergriff die nächste Waffe, ein kurzes Bambusrohr, das einer der Schläger zurückgelassen hatte, und schleuderte es meinem Gegner an den Kopf. Ich hatte das Glück, die Schlange unterhalb

des Auges zu treffen. Sie fiel alsbald, und lag wie leblos da. Ohne mich einen Augenblick zu bedenken, ergriff ich sie etwas unterhalb des Kopfes, schleppte sie unter den Baum und setzte mich kaltblütig nieder, um ihren Mund der Giftzähne wegen, wovon die Naturforscher so viel sprechen, zu untersuchen. Während ich mich bemühte, den Mund mit einem Stabe zu öffnen, gleitete mir der Kopfsaft aus der Hand, und zu meinem äußersten Erstaunen ward ich gewahr, daß ich nun mit einer der tödtlichsten Schlangen in ihrer vollen Kraft und Stärke zu kämpfen hatte. Wirklich war ich in einem Augenblick hievon überzeugt, denn als ich sie fester am Halse packte, wand sich ihr Leib mir um den Nacken und Arm. Wenn der Leser die allgemeine Furcht kennt, die man durch ganz Indien vor der Cobra Capella hegt, und den beinahe augenblicklichen Tod, der unabänderlich ihrem Bisse folgt, so wird er sich einigermaßen meine Gefühle denken können: eine Art eckelerregenden Uebelbefindens durchdrang meinen ganzen Leib, als ich die klebrige Falte des Reptils fester um meinen Nacken sich schlingen fühlte. Immer noch hielt ich sie am Halse, allein länger wäre es mir unmöglich gewesen. Unmittelbar unter dem Griffe meiner Hand machte sich ein Arbeiten und Kriechen der Haut bemerklich, das gerade durch die Festigkeit, womit ich sie hielt, an Kraft zu gewinnen schien — ich hatte Handschuhe an. Da ich troß meiner Anstrengungen fand, daß meine Hand mit jedem Augenblick näher an mein Gesicht gedrückt ward, so kam ich plötzlich auf den Gedanken, daß wenn ich im Stande wäre, ihren Mund mit einem scharfen Werkzeuge zu durchstechen, dieß vielleicht das Reptil hindern würde, seine Giftzähne zu gebrauchen. Zu meinen Füßen lag mein Gewehr, der Ladstock schien mir hiezu ganz geeignet, und es gelang mir mit einiger Schwierigkeit, ihn, da ich nur Eine Hand frei hatte, herauszuziehen. Mein rechter Arm zitterte nun vor allzu großer Anstrengung, und mein Halt verlor allmählich an Kraft, als es mir glücklicherweise gelang, den Stock mitten durch die untere Kinnlade der Schlange hindurch zu stoßen. Nicht ohne beträchtliches Zögern ließ ich die Kehle los, ergriff rasch den Ladstock zu gleicher Zeit mit beiden Händen und machte meinen Nacken dadurch, daß ich sie plötzlich über meinen Kopf schwang, von der Umhalsung frei, die mich beinahe erwürgt hätte. Nun hatte ich keine große Schwierigkeit mehr meinen rechten Arm frei zu machen, und endlich das Reptil von mir weg auf den Boden zu schleudern, wo es sich fort und fort in tausend Krümmungen der Wuth und des Todeskampfes wand und drehte. Nach einem nahen Strome laufen, mir Hals, Hände und Gesicht in seinem kühlenden Wasser waschen — das war das Erste, was ich that, als ich meinen furchtbaren Feind vollends getödtet hatte.

Johann Jakob Astor.

(Fortsetzung.)

Wir übergehen die Zusammenkünfte des Hrn. Hunt mit mehreren Indianerstämmen, da sie nichts Interessantes darbieten. Am Morgen des 9ten Septembers kam die Karawane an das Ufer eines Armes des Windflusses, welchen Namen derselbe deßhalb erhalten hat, weil seine Ufer im Winter fortwährend von einem sehr starken Wind gefegt werden, welcher verhindert, daß Schnee daselbst liegen bleibt. Dieser Wind kommt, wie man glaubt, aus einer Höhle, aus welcher der Fluß hervorbricht und sich einen Weg durch senkrechte Abgründe bahnt, deren Felsenwände so glatt sind, daß sie von Menschenhand behauen zu seyn scheinen. Am 14ten desselben Monats befand sich die Karawane auf einer bedeutenden Anhöhe, von wo man eine weite Aussicht hatte. Hier deutete einer der Führer auf drei mit Schnee bedeckte Spitzen, die in der Ferne auftauchten, indem er sagte, daß diese Gebirge sich an einem Arm des Columbia emporthürmten. Unsere Reisenden begrüßten die willkommene Erscheinung wie Seefahrer, die nach langer gefährlicher Reise den Leuchtthurm begrüßen, der die Nähe des Hafens verkündet. Doch schloß man, daß die mit so vieler Freude erblickten Felsenspitzen zum mindesten noch 40 Stunden entfernt seyn müßten.

Als unsere Reisenden an dem Ufer des „tobenden Flusses," eines Beiflusses des Columbia, anlangten, hielt Hr. Hunt mit seinen Reisegefährten Rath, ob sie ihren Weg zu Lande fortsetzen oder sich auf diesem Flusse einschiffen sollten. Die Mehrheit stimmte für das Einschiffen, wie leicht vorauszusehen war; denn wenn der Mensch sich in schwieriger Lage befindet, erscheint jede Veränderung ihm auch zugleich als eine Verbesserung. Jetzt handelte es sich vor Allem darum, Bäume zu finden, die groß genug zu Kanots wären; endlich entdeckte man deren und machte sich an die Arbeit, während welcher Hr. Hunt einen nicht minder wichtigen Umstand in Erwägung zog. Astor hatte ihm empfohlen, sich Biberfelle zu verschaffen, sobald er in diese von den Jägern damals noch wenig besuchten Gegenden gekommen seyn würde, und nun war man bei dem Aufsuchen von Holz zu Kanots wirklich auf zahllose Fährten dieser Thiere gestoßen. Demzufolge wurden vier kühne Jäger mit dem Auftrag abgeschickt, einige Monate in der Wüste zu bleiben, eine hinreichende Anzahl von Biberfellen zu sammeln, sie auf ihre Pferde zu laden, und sich dann auf dem kürzesten Wege entweder nach der Mündung des Columbia, oder nach einem der zwischenliegenden Posten zu begeben, die von der Compagnie errichtet werden würden. Die muthigen Jäger nahmen Abschied von ihren Kameraden und gingen munter und guter Dinge auf eine Expedition aus, auf der sie sich in keiner besseren Lage befanden, als ein paar Männer, die man auf einem schwachen Kahn in den weiten Ocean hinausschickt.

Die Jäger waren noch nicht lange abgegangen, als zwei Indianer von dem Stamme der Schlangen in das Lager kamen, die, als sie die Fremden mit Verfertigung von Kanots beschäftigt sahen, den Kopf schüttelten und ihnen begreiflich zu machen suchten, daß der Fluß nicht schiffbar sey. Da dieß durch eine Abtheilung, die man auf Entdeckungen ausgeschickt hatte, ebenfalls bestätigt wurde, so gab man den Kanotbau auf, und beschloß den Weg nach einem Posten einzuschlagen, den Herr Henry, von der Missouricompagnie, im Jahr zuvor an einem obern Arm des Missouri errichtet hatte. Unsere Reisenden gelangten am 8ten Oktober dahin, und nahmen von den verlassenen Hütten Besitz. Hier beschlossen sie abermals sich einzuschiffen; sie bauten 15 Kanots und machten sich am 19ten Oktober auf den Weg, nachdem sie zuvor ihre Pferde einem Schlangenindianer übergeben hatten. Vor Abfahrt der Karawane trennte sich jedoch abermals eine Abtheilung Jäger von ihr, um auf den Biberfang auszugehen. Zum großen Erstaunen Herrn Hunts, versammelte Hr. Miller, einer der Theilhaber, im Augenblicke wo die Jäger aufbrechen wollten, seine Mittheilhaber, und erklärte, daß er seine Aktie aufgeben und mit den Jägern gehen wolle. Vergebens suchte man ihn von der Theilnahme an einer so gefährlichen, für einen Mann seines Standes und seiner Erziehung gar nicht passenden Unternehmung abzubringen — Alles war vergebens, er schloß sich der Jagdexpedition an.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 59.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 Februar 1837.

Die englische Sprache im Verhältniss zum Reisen in England.

(Schluß.)

Das Besuchen der Wirthshäuser, selbst der gewöhnlichsten Art, gewährt zum Zwecke des Verstehens der Aussprache großen Vortheil, wie man sich leicht denken kann, in London besonders, da man gar nicht in die verschiedenen Provinzen zu reisen braucht, um hier alle und jede Provinzialaussprachen beisammen zu haben; es gibt Bierhäuser, welche immer von Irländern, andere die von Schotten, wieder andere, die von andern Provinzialen gefüllt sind, manche enthalten ein Gemisch, eine wahre Dialektmusterkarte. Es versteht sich von selbst, daß viel Fleiß und Besonnenheit dazu gehört, sich auf solche Weise seine Sprachkenntniß zu verschaffen. Schließlich mag in Bezug auf Aussprache die Bemerkung nicht unnütz seyn, daß man sich die Benennung der englischen Buchstaben recht geläufig eigen mache, denn man kann ein gewaltiger Sprachkenner seyn, und doch den gewöhnlichen Anfang, das Abc übergangen, d. i. die englischen Buchstaben immer nach seiner Muttersprache benannt haben. Nun wird man aber oft genug einen Engländer um ein Wort zu fragen haben, er sagt es und buchstabirt es in der Regel auch, weil er weiß, wie sonderbar die Aussprache seiner Muttersprache ist; hat man sich nun nicht recht geläufig die Benennung der englischen Buchstaben angewöhnt, so ist man nicht im Stande, das Wort zu fassen, die Verschiedenheit ist wesentlich, man urtheile, eh, bi, si, di, i, (e) ef, dschi (g), ehtsch (h) ei (i), dsche (j) ke, el, mu, en, o, pi, kjuh, ar, es, ti, juh, wi, Dobbeljuh (w), ecks, hwei (y) sed: Man höre nur rasch auf einander, z. B. ehtschhweipieh siehtschohendiariehsiehel, um hypochondriacal zu haben. Vorzüglich ist dieß der eigenen Namen willen anzurathen: sind diese Namen nicht allbekannt oder drücken sie als Familiennamen nicht besondere, leicht kenntliche Bezeichnungen von Naturgegenständen, Thieren, Pflanzen rc. oder Gewerbsbenennungen aus, so müssen sie vorbuchstabirt werden; hiebei ist nun das Nichtverstehen eine ärgerliche, aber für den Ausländer fast gewöhnliche Sache. Dieß Nichtverstehen ist aber gewisse Folge der Vernachlässigung der Einübung des englischen Alphabets. Umgekehrt werden wir mit unserm Alphabete dem Engländer unverständlich, man müßte denn immer zum Schreiben seine Zuflucht nehmen.

Nach der Aussprache der Sprache kömmt die letztere selbst, als solche, nach ihrem volksthümlich grammatikalischen Gehalt in Betracht, welcher für den Ausländer nicht weniger interessante Züge darbietet als die Aussprache. Vor Allem ist ein allgemein verbreitetes Vorurtheil zu berichtigen, nämlich das der Leichtigkeit in Bezug auf das Erlernen des Englischen, namentlich für die Individuen des germanischen oder lateinischen Sprachstammes, da sie beide so großen Stoff ihrer eigenen Sprache in der englischen vorfinden. Zunächst führt die außerordentliche Formarmuth des Englischen zu jenem Vorurtheile; die ganze Form der englischen Grammatik kann auf die eine Seite eines Quartblattes geschrieben werden. Nach ganz kurzer Zeit kann man vom Englischen übersetzen. Dieß ist verführerisch genug, um auch in kurzer Zeit glauben zu machen, man verstehe schon den größten Theil, wie leicht ist des Menschen Eigendünkel nicht zu erregen? Man bedenkt nicht den schon weiter oben erwähnten Synonymenreichthum der englischen Sprache, weßwegen man aber auch nicht mit einem bischen Englisch in England fortkömmt; in den Sprachen, die dem Latein fast ganz nachgebildet sind, ist geringer Vorrath von Kenntniß eher anzuwenden, im Englischen nicht, die Mannichfaltigkeit ist zu groß, und die Verschiedenheit der Anwendung zu auffallend, um mit Wenigem nur einigermaßen etwas ausrichten zu können. In keiner Sprache ist eine größere Lektüre nöthig, um einen großen Wortreichthum zu bekommen. Die Stylarten sind außerordentlich nüancirt, nicht nur nach dem Stoffe, sondern sogar nach den Schriftstellern, welche ihn behandelt haben; endlich ist das, was man die Masse der technischen Ausdrücke nennt, von außerordentlichem Umfange. Dieß ist leicht aus dem Stande des Handels, der Manufakturen, der Schifffahrt und mechanischen Kunst, so wie des rein geistigen Elementes jeder Art abzunehmen; die Masse der zusammengesetzten Wörter, welche im Französischen wegen der Unbehülflichkeit der Sprache, sie zu bilden, beschränkt

ist, zeigt sich ungeheuer groß, wächst mit jedem Tage, und die besten Wörterbücher enthalten bei weitem nicht alle, oder können sie nicht enthalten, da die Bildungsleichtigkeit zu groß ist, ja, man kann sagen, es herrsche hierin, wie in der Synonymik eine wahre Ueppigkeit vor. Je mehr man sich in diesen Reichthum einläßt, desto mehr lernt man ihn kennen; je mehr aber jemand vom Wahn besessen ist, schon recht viel zu wissen, desto weniger ist er dann geeignet, noch mehr zu lernen; kömmt er nun auf einmal nach England, dann findet er zu seinem Erstaunen und Aerger den nun einmal nicht mehr zu läugnenden oder durch Selbsttäuschung zu bemäntelnden Mangel.

Eine besondere Aufmerksamkeit wende man auf die oben wegen Aussprache schon besonders herausgehobenen einsylbigen, meist alten, brittischen oder angelsächsischen, Wörter; sie sind vor Allem in der Poesie, häufig aber auch in der Technik vorwaltend. Oft sind sie Substantiven und Verben zugleich, und haben, namentlich als letztere, meist die Eigenthümlichkeit, daß sie nicht bloß eine scharf markirte Bedeutung einer Handlung oder eines Zustandes haben, sondern gleich eine ganze Erklärung der Handlung und Handlungsweise, gleichsam ein ganzes Bild, ein Gemälde enthalten, weßwegen die englische Poesie so ausdrucksvoll und metaphorisch, darum aber auch oft gar keiner Uebersetzung, sondern nur einer Paraphrase fähig ist. In der Poesie ist, wie jeder erkennen wird, der sich die Mühe geben will, die Probe zu machen, ein solches Uebersetzen, namentlich wenn die Verszahl beobachtet wird, fast unmöglich, und der genialste Uebersetzer, selbst nächster Geistesverwandter mit dem Autor seines Originals, ist nur im Stande, Halbvorzügliches zu geben.

Statt daß sich die Wörterbücher mehr auf diese Eigenthümlichkeiten einließen, geben sie, wie nur zu oft der Fall ist, Erklärungen und Beispiele, die sich jeder selbst machen kann, ja überfüllen die Spalten mit einem Uebermaße von biblischen Stellen, die doch jeder, wenn er die so leichte Bibel liest, schon aus Analogie, kennt. Eine große Anzahl von Wörtern der bezeichneten Art sind solche, welche gewisse Naturerscheinungen bezeichnen, die rasch vorübergehen, den Sinnen, besonders dem Auge und Ohre auffallen, und wofür es uns an Wörtern fehlt, d. h. in der Schriftsprache; das Volk hat dieselben wohl, sie werden aber von den Schriftstellern stolz zurückgewiesen, zum größten Nachtheil der energischen und bilderreichen Sprache. In Bezug auf die Grammatik ist zu merken, daß der Ausländer unendliche Schwierigkeit hat, bei so außerordentlicher Formarmuth (in Endungen nämlich) der Sprache sich die verschiedenen Wendungen, welche der Satzbau im Englischen zuläßt, nur einigermaßen geläufig zu machen. Die englische Konstruktion ist sehr frei. Außerdem hat die Sprache in ihrer Grammatik eine Menge Dinge, welche von Leuten, die nur auf das leichte Dekliniren und Konjugiren sehen, übersehen werden und leider in gar vielen Grammatiken, deren es doch so viele gibt (im Gegensatz mit der Grammatikliteratur der französischen Sprache), gar nicht oder zu unvollständig abgehandelt werden. Dahin gehören die Latinismen, z. B. der doppelte Akkusativ bei einem Heere von Verben, z. B. tell, show, give, refuse, deny etc. z. B. show me a room (me ist Akkusativ, nicht Dativ, weil die Passivconstruktion gemacht werden kann J was shewn a room und so bei den andern); die lateinische Konstruktion bei den Verben nennen, erwählen, dafürhalten etc.; der Akkusativ cum infin. z. B. bei desire; der casus absolut. in der Participialkonstruktion, der Gebrauch des Gerundiums, oder Deklination des Infinitiv nach Präpositionen in der Form des Part. Präs. auf ing, z. B. after, on, in, with etc. writing u. s. w. Sehr wenig Sorge wird gewöhnlich auf die Verben, die nothwendig mit einer Präposition verbunden sind, gewendet; sie bestehen wie im Deutschen, z. B. schlagen: an, auf, ein, durch, aus etc. schlagen, in welchem Fall im Englischen nur die Präposition nachsteht, und meist nicht zum Substantiv, wie irrig geglaubt wird, sondern absolut zum Verb gehört, z. B. speak of, Passiv spoken of; act upon, — to be acted upon etc. Eben so wichtig, aber auch wenig beachtet ist die Satzweise und Konstruktion des Adverbialsatztheiles, welcher, wie das einzelne Adverb, künstlich und harmonisch in der Regel vor das Verb gesetzt wird und äußerst viel Aufmerksamkeit erfordert. Es ist nun kein Wunder, wenn es nicht so leicht ist, in England sich gut auszudrücken, ohne nicht jeden Augenblick ein Kauderwelsch hervorzubringen; zudem sieht nicht leicht eine Nation so sehr auf einen richtigen Ausdruck als die englische. Es gibt nur wenige englische Schriftsteller von Bedeutung, welche der Nachlässigkeit in der Diktion beschuldigt werden können. Auch die meisten Engländer von Bildung sprechen korrekt, zusammenhängend und mit einer wahrhaft volksthümlichen Eloquenz, wovon man natürlich die vornehme Nachlässigkeit der aristokratischen Sir Johns oder die Sprachverhunzung der Dandies wegrechnen muß. Dieser Eloquenz nur einigermaßen nachzukommen, ist dem Ausländer schwer; der Franzose kömmt mit seiner geschwätzigen Oberflächlichkeit ohnehin in der Regel schlecht weg; allein auch der Deutsche hat, ungeachtet so vieler Punkte geistiger Verwandtschaft, große Schwierigkeit. Der Norddeutsche möchte bei größerer Eloquenz weniger Schwierigkeit als der Süddeutsche im Allgemeinen haben. Oben ist schon berührt worden, daß es für den Ausländer fast unmöglich ist, englisch wie ein englischer Schriftsteller zu schreiben: mancher hat sich schon versucht, und ist übel gefahren. Der Engländer ehrt übrigens das Talent des Ausländers, sich mündlich oder schriftlich gut englisch auszudrücken, sehr, gibt aber wenig auf bloße Fertigkeit in Ausdrücken der gewöhnlichen Alltagsphrasen, sondern zollt erst Beifall, wenn der Sprechende im Stande ist, sich in ein Raisonnement mit ihm einzulassen und sich gut aus der Sache zu ziehen weiß, obgleich der Gebrauch der Alltagsphrasen sehr viel Mühe kostet, wenn man nicht alle Augenblicke einen blunder (unpassende, oft zweideutige Rede) machen will, was dem, der das Englische nur auf gelehrtem Wege lernte, leicht begegnen kann. Man muß daher viel zu Zeitungen Zuflucht nehmen, sie häufig und in allen Arten von Berichten lesen, welche Lektüre, um in dem Alltäglichen der Literatur, namentlich der Beredsamkeit zu Hause zu seyn, unumgänglich nothwendig ist. Die Krone der Lektüre zum Behufe der Fertigkeit im Sprechen ist das Lesen der Lust- und Schauspiele, welche nun in Deutschland allgemein verbreitet sind, und täglich noch

verbreiteter werden, da der Bücherpreis durch Nachdruck so sehrgefallen ist. Sheridan's Rivals und School for Skandal bleiben im Lustspiel die vortrefflichsten Muster, anderer Schätze im Lustpiel und Drama nicht zu gedenken.

Mit solcher sprachlicher Ausrüstung, zu welcher man bald früher, bald später kömmt, was natürlich von Talent, Geläufigkeit, Fleiß, Liebe zum Gegenstande, Alter, in welchem man beginnt und von einer richtigen Methode abhängt, gehe man nach England, und Alles wird unter solcher Ausrüstung ein anderes Ansehen haben, denn nochmal gesagt, England von Angesicht zu sehen, ist nur für den möglich, welcher Englands Sprache mächtig ist.

Ueber einige vorzügliche Mineralquellen Siebenbürgens.

Unter die Naturschätze Siebenbürgens gehören vornehmlich auch die Mineralquellen, womit der Gebirge Schoß in so außerordentlicher Menge ausgestattet ist. Insbesondere scheint das Land der Szekler, welches den östlichen Theil Siebenbürgens bedeckt, die Werkstätte zu bergen, worin die Natur ihre heilkräftigen Wasser bereitet. Im obern Homorod-Distrikt, eine erhabene, 4 □Meilen umfassende Gegend, welche von der Stadt Udvarhely, dem Dorfe Olaffalu, den Städten Csik und Bardocz und den Dörfern Almas und Löwete begränzt wird, entspringen 4 Quellen, an der Landstraße, welche nach Csik führt, im Thale gleiches Namens, eine Stunde von Olaffalu. Die unterste Quelle enthält nach der von Gergelyff angestellten Analyse in 1000 Kub. Zoll 125 K. Z. kohlensaures Gas, 5 Gran schwefelsaures Natron, 5 Gr. salzsaures Natron, 12 Gr. kohlensaures Natron, 11 Gr. kohlensauren Kalk, $7\frac{1}{2}$ Gr. kohlensauren Talk, $2\frac{4}{10}$ Gr. kohlensaures Eisen, $2\frac{1}{4}$ Gr. Kieselerde. Von ähnlichem Gehalt ist die zweite nur zu Bädern gebrauchte Quelle und eine dritte 500 Schritt entfernte. Dasselbe ist der Fall mit dem Wasser ob Hamor, nur daß es mehr Kochsalz enthält, und das Wasser Keruly, das sich durch einen größern Gehalt an Kohlensäure auszeichnet, so wie die zwei Wasser zu Farkas Mezö im Distrikt Almas. Aehnliche Bewandniß hat es mit den Mineralquellen und kalten Bädern des Distrikts Szombatha; das Wasser von da wird in ungeheurer Menge nach Udvarhely gebracht und daselbst getrunken; ferner mit den Sauerbrunnen von Korond, Artsd genannt. Aus der Gegend der Sauerbrunnen, am Fuße des Berges Hollokö, welcher das rechte Ufer des Korondflusses begränzt, erblickt man sanft ansteigende Vorberge, in jeder Dimension ungefähr eine Viertelstunde betragend. In diesem Distrikt wird man schon in der Ferne an verschiedenen Orten ansehnliche weiße Stellen, von Kalkbergen herrührend, gewahr, aus deren Gipfel und Seiten Schwefelwasserstoffgas ausdünstende Salzquellen mit Gewalt hervorstürzen. Der untere Theil heißt Nyerges Szeike, der obere Hegyes Szeike. Die mit Kochsalz geschwängerten Wasser, vorzüglich aus ersteren Gegenden, enthalten eine beträchtliche Menge Schwefelwasserstoffgas, kohlensaures Gas und die übrigen Bestandtheile jener Quellen aus Hegyes Szeike ergaben in 4 Kubikzoll des Wassers ½ Unze, 9 Gran sehr weißes Salz. Nicht minder reich an Säuerlingen ist der als der höchstgelegene Theil Siebenbürgens bekannte Györgyer Bezirk im Csiker-Stuhl, woselbst beinahe mit jedem Schritt eine derartige Quelle hervorsprudelt. Unter diesen sind namentlich die Brunnen bei den Dörfern Remete, Varhegy und Szarhegy, vor allen aber der Borsseker, welcher über 2000 Fuß hoch im Gebirge entspringt, merkwürdig, und lezterer ist als einer der stärksten Siebenbürgens bekannt. Im Haron-Szek brechen an den allgemein für Vulkane erklärten Bergen Büdösch und Balvanyosch eine Anzahl eisenhaltige Quellen hervor, die aber leider noch nicht chemisch untersucht wurden, aber zuverlässig den gefeiertsten kohlensauren Eisenwassern an die Seite gesezt werden könnten. In den Ländern der Magyaren und Sachsen herrscht derselbe Ueberfluß an mineralischen Quellen; hauptsächlich ist in lezterem, ungefähr 4 Meilen von Hermannstadt, ein Brunnen, der sich durch seinen mächtigen Gehalt an geschwefeltem Wasserstoffgas auszeichnet, so daß, wenn man sich demselben mit einem Lichte nähert, das Wasser blitzschnell sich entzündet und wie Weingeist brennt und flammt. Die Flamme steigt bei zwei Fuß in die Höhe und verzehrt Holz und andere brennbare Sachen, wenn man sie demselben zu nahe bringt. Wird von diesem Wasser geschöpft, so verliert es seine Brennbarkeit vollständig, und dient wie anderes Wasser Feuer zu löschen. Dieses Wasser wird gegen verschiedene Arten Krankheiten des Viehs angewandt und soll namentlich gegen Kolik u. dgl. schon treffliche Dienste geleistet haben.

Johann Jakob Astor.

(Schluß.)

Der Raum gestattet nicht, alle Unfälle einzeln aufzuführen, welche den Reisenden auf ihrer mühevollen Fahrt begegneten. Jeden Augenblick ward ihre Fahrt durch Stromschneller unterbrochen, auf deren einer sie einige Kanots und einen ihrer geschicktesten Schiffleute verloren. Am 28sten Oktober kamen sie endlich an eine Stelle wo der Fluß in ein 50 Fuß breites Bett eingegränzt war, an dessen beiden Ufern sich mehr als 200 Fuß hohe Felsenwände erheben. Am Ufer dieses Wirbels, dem man den Namen des „Kessels" gab, ließ Hr. Hunt das Lager aufschlagen, um sich mit seinen Gefährten über das zu berathen, was weiter zu thun sey. Nachdem mehrere auf Recognoscirung ausgesandte Abtheilungen mit der Nachricht zurückgekommen waren, daß jede weitere Fahrt unmöglich sey, beschloß man die Kanots im Stich zu lassen und den Weg zu Fuße fortzusetzen, was um so fataler war, weil man zugleich auch die Waaren zurücklassen mußte, und sich so außer Stand gesezt sah, mit den Indianern auf die man stoßen konnte, Handel zu treiben. Herr Hunt ließ es sich nun vor Allem angelegen seyn, hier die Gegenstände auszumitteln, die man nicht transportiren konnte.

„Die Kaufleute und Jäger bedienen sich des Wortes Cache (Versteck) um den Ort zu bezeichnen, wo sie Vorräthe verbergen, die sie für den Augenblick nicht mit sich nehmen können. Dieses ursprünglich französische Wort wurde zuerst von den Colonisten von Canada und Louisiana eingeführt, die Sache selbst aber war den Eingebornen schon lange vor Ankunft der Weißen bekannt. Es bedarf großer Geschicklichkeit und Vorsicht, um die Caches so anzulegen, daß sie den Luchsaugen der Indianer verborgen bleiben. Zuvörderst wählt man

einen geeigneten Platz, gewöhnlich eine niedrig gelegene Stelle auf einem Thonboden am Ufer eines Flusses. Dann werden Decken, Schabracken und ähnliche Dinge auf dem Rasen ausgebreitet, damit kein Fußtritt im Boden sich abdrücke, und überhaupt so wenig Leute als möglich zu dieser Arbeit verwendet. Hierauf sticht man einen Kreis von ungefähr zwei Fuß im Durchmesser auf dem Rasen aus, hebt die ganze Scholle sorgfältig ab und legt sie an einen Ort, wo sie nicht beschädigt werden kann. Nun wird bis auf eine Tiefe von etwa drei Fuß senkrecht eingegraben und dann das Loch so erweitert, daß es eine kugelförmige Höhlung von sechs bis sieben Fuß Tiefe wird. Die ausgegrabene Erde wird in Gefäße gesammelt und dann in den Fluß, mitten in die Strömung geworfen, um sie so ganz zu beseitigen. Ist die Sache zufällig zu weit von einem Fluß entfernt, so wird die Erde weit weg getragen und ausgestreut, damit keine Spur von ihr übrig bleibe. Ist das Loch fertig, so wird es mit trockenem Gras, Zweigen u. dgl., oder auch mit einer trockenen Haut ausgefüttert; dann legt man die zu verbergenden Gegenstände hinein, breitet zuerst ein Fell darüber, legt dann trockenes Gras und Steine darauf und tritt alles recht fest. Ist nun das Loch voll, so legt man den abgehobenen Rasen darauf, fügt ihn gut ein und begießt ihn öfter. Die Decken werden dann weggenommen, das niedergedrückte Gras aufgerichtet und überhaupt alles wieder in den natürlichen Stand gesetzt. Ist alles vollendet, so verläßt man den Ort während der Nacht, untersucht am folgenden Morgen alles noch einmal, und findet man alles in Ordnung, so kommt man nicht eher wieder als bis man das Verborgene abzuheben willens ist. Hr. Hunt mußte neun solcher Caches für seine Effecten graben lassen."

Nachdem unsere Reisenden den „Kessel" verlassen hatten, begannen erst die größten Mühseligkeiten für sie. Der Winter rückte heran, und da Hr. Hunt einsah, wie schwer es ihm werden würde, so viele Leute zu ernähren, so theilte er die ganze Gesellschaft, die nach Absendung der verschiedenen Jagdexpeditionen nur noch aus 40 Personen bestand, in zwei Karawanen. Er selbst ging mit 18 Personen und Peter Dorion nebst seiner Familie am nördlichen Ufer des Flusses, während Hr. Crooks mit den 18 übrigen den Weg am südlichen Ufer einschlug. Am 9ten November Morgens traten beide Parteien ihre Reise an.

Nach unsäglichen Leiden und Entbehrungen sah Hr. Hunt mit seinen Gefährten am 21sten Januar 1812 endlich die Gewässer des Columbia vor sich. Vor 6 Monaten hatten sie das Dorf der Aricaras verlassen, und, ihrer Rechnung nach, theils zu Wasser, theils zu Lande einen Weg von 1751 englischen Meilen zurückgelegt. Nachdem sie 60 Meilen am Ufer des Flusses gegangen waren, stießen sie auf einen Indianerstamm, von dem sie die ersten dunkeln Nachrichten über die Seeexpedition erhielten. Am 31sten Januar gelangte Herr Hunt zu den Fällen des Columbia und machte im Dorf Wishram Halt. Hier erhielt er genauere Nachricht von Astoria und dem unglücklichen Schicksal des Tonquin. Die Karawane blieb bis zum 5ten Februar in Wishram, um sich die zur Fahrt flußabwärts nöthigen Kanots zu verschaffen, und kam am 15ten Februar nach Astoria.

Der Rest der Geschichte der Unternehmung Astors ist nichts als ein Bericht von Unfällen. Die verschiedenen auf die Biberjagd ausgehenden Abtheilungen kommen nach unendlichen Leiden und Gefahren, denen manche der geschicktesten Jäger erlagen, zurück. Das Schiff, welches Astor alljährlich der Kolonie mit Lebensmitteln und Waaren schicken und das die gewonnenen Pelzwaaren als Rückladung nehmen sollte, traf nicht zur rechten Zeit ein, wodurch die Kolonisten in die peinlichste Verlegenheit geriethen. Das eine dieser Schiffe wurde durch widrige Winde aufgehalten, und das andere konnte wegen des zwischen den Vereinigten Staaten und England ausgebrochenen Krieges gar nicht abgehen. Um das Unglück voll zu machen, erfuhren die Bewohner von Astoria auch noch, daß die brittische Regierung beschlossen habe, ihr entstehendes Etablissement zu zerstören. Die erschrockenen Kolonisten traten zusammen, um zu berathen, was zu thun sey; Hr. Hunt war eben auf einer Reise zu den russischen Niederlassungen an der Nordwestküste von Amerika begriffen, mit denen er einen Tauschhandel anknüpfen wollte. In seiner Abwesenheit war die Oberleitung der Anstalt Hrn. Mac-Dougal anvertraut, der, selbst brittischen Ursprungs, eine geheime Neigung für seine Landsleute nährte. Er beredete daher die übrigen Theilhaber, daß, um wenigstens einen Theil der Kapitalien Astors zu retten, nichts übrig bleibe, als unverzüglich ein Uebereinkommen mit der englischen Pelzhandelskompagnie abzuschließen, um so eine Wegnahme mit Gewalt zu verhüten. Seine Meinung drang durch; das Fort sammt allen Waaren wurde den Engländern für einen bestimmten Preis übergeben, und so endete ein Unternehmen, das in jeder Hinsicht eines besseren Schicksals würdig gewesen wäre. Später wurde Astoria aufgegeben und die Hauptanstalt nach Fort Vancouver am jenseitigen Ufer des Columbia verlegt.

Literarische Notizen.

Das Echo du Monde Savant berichtet, daß Hr. Waldeck auf dem Punkt stehe, seine Reise in der Provinz Yucatan herauszugeben. Die Karten zeigen außer einer kleinen Anzahl Küstenpunkte nur drei Städte im Innern: Merida, Valladolid und Bacalar an, das Land ist also jedenfalls ziemlich unbekannt. Nach Hrn. Waldeck soll diese Provinz ungemein reich sein an Ueberresten des Alterthums: er will nicht weniger als fünf große Städte in Trümmern entdeckt haben, die den Indiern selbst kaum bekannt seyen.

Hr. de Gregori, Rath am königl. Gerichtshofe zu Riom, gibt gegenwärtig in Verbindung mit dem Grafen Pozzo di Borgo die historischen Schriften über Korsika heraus. Ihr Plan ist, die wichtigsten Originalschriftsteller über die korsische Geschichte drucken zu lassen, und unentgeldlich an alle Kantonshauptorte der Insel zu vertheilen. Bereits sind auf diese Weise Petrus Cyrnäus und Filippini herausgegeben und vertheilt worden. Hr. de Gregori arbeitet auch an einer allgemeinen Geschichte Korsika's von den ältesten Zeiten an, und der erste Band ist bereits beendigt. Diese Geschichte soll in 1000 Exemplaren abgezogen und davon die Hälfte im Lande, die andere Hälfte auswärts unentgeldlich vertheilt und keines verkauft werden.

Vermischte Nachrichten.

Zu Syra fand man an der Seite des Berges zwischen der oberen und unteren Stadt eine alte Eisenmine, die noch Berücksichtigung zu verdienen scheint. Die Ausgrabung läuft horizontal in den Berg hinein, und dient jetzt den Schäfern ihre Heerden darin zu hegen, weßhalb die Aushöhlung auch die schwarze Hürde genannt wird. Etwas vor dem Eingang liegt eine große Masse Eisenerz, 8 bis 10 Fuß hoch. Das Erz ist augenscheinlich herausgehauen und nicht gesprengt, also muß es das Werk der alten Griechen, nicht der Venetianer seyn, wie einige vermuthen.

Die HH. Cagnard Latour und Demonferrand haben ein Instrument erfunden, das sie einen akustischen Pyrometer zu benennen vorschlugen, indem dasselbe je nach der Temperatur, in die man es bringe, Töne von sich gibt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat Februar.)

Nr. 60.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 März 1837.

Der rothe Pfeifenstein. *)

Vor einigen Tagen schon richtete ich von hier aus ein Schreiben an Sie, das, wenn es anders in Ihre Hände gekommen ist, Sie überzeugt haben wird, daß ich mich an einem der merkwürdigsten Orte unsers Kontinentes befinde, merkwürdig nicht nur hinsichtlich der über ihn umlaufenden Sagen — von denen ich Ihnen sogleich einige mittheilen will, — sondern auch wegen des höchst romantischen Anblicks, den er bietet. Schon lange hatte ich von den Indianern so Vieles über diesen Punkt gehört, daß ich der Lust ihn zu besuchen nicht widerstehen konnte. Aus den nachfolgenden Sagen und meinen am obern Missouri vor vier Jahren schon eingezogenen Erkundigungen ergibt sich, daß die Indianer diesen Ort in frühern Zeiten oft besuchten, und daß er einst ein gemeinschaftlicher Platz, ein neutraler Boden für die verschiedenen Stämme war, wo sie sich einfanden, um Pfeifenköpfe zu schneiden, und wo dem Tomahawk dieser natürlichen Feinde, die ihn sonst überall erhoben, wo sie sich begegneten, Ruhe geboten war. Man wird jedoch finden, daß die Sioux vor einigen Jahren (und wahrscheinlich auf Anstiften der Weißen, die sie darauf aufmerksam machten, daß sie, wenn sie den übrigen Stämmen den Zutritt nicht gestatteten, sondern allein Pfeifenköpfe verfertigten und an die andern Stämme verkauften, viel gewinnen könnten), den Steinbruch als alleiniges Eigenthum ansprachen, was sie um so leichter konnten, als derselbe auf ihrem Gebiet lag, und sie mächtiger als jeder der übrigen Stämme waren. Daß die sonst so feindlich gesinnten Indianerstämme diesen Ort ohne Unterschied besuchten und sich hier friedlich benahmen, weil sie die Rache des „Großen Geistes" fürchteten, der ihrer Meinung nach über dem Steinbruch wachte, wird den nicht befremden, der den religiösen Aberglauben dieser Leute kennt. Ich selbst habe mehrere gesprochen, die vor noch nicht langer Zeit daselbst waren, und ein noch deutlicherer Beweis der Sache liegt in den Totems oder heraldischen Zeichen der verschiedenen Stämme, welche von diesen am Orte eingegraben wurden, und von denen viele der ältesten noch jetzt deutlich zu sehen sind, die der Reisende, der unter jenen Stämmen lebte, leicht wieder erkennen wird. Die Tausende von eingegrabenen Zeichnungen an dem Felsen sowohl als auch die Spuren alter Brüche werden für den, der den Ort besucht, ein interessanter Anblick seyn, ohne ihm jedoch auch nur die geringste Auskunft weder über Zeit wo man hier zuerst Steine brach, noch über die Periode zu geben, zu welcher die Sioux das ausschließliche Recht auf den Ort sich anmaßten.

Unter den vielen Sagen, die mir von den verschiedenen Stämmen mitgetheilt wurden, möge hier zuvörderst jene folgen, die mir vor vier Jahren von einem angesehenen Knisteneaux am obern Missouri mitgetheilt wurde. Nachdem er mir gesagt, daß er selbst im Steinbruch gewesen, und mir ihn genau beschrieben hatte, fuhr er fort wie folgt:

„Zur Zeit einer großen Wasserfluth, die vor vielen Jahren losbrach und alle Völker der Erde vernichtete, versammelten sich alle rothen Männer auf dem Coteau du Prairie, um Schutz vor der hereinbrechenden Fluth zu suchen. Nachdem sie sich von allen Seiten her eingefunden hatten, stieg das Wasser so hoch, daß es sie alle bedeckte, und ihr Fleisch wurde in den rothen Pfeifenstein verwandelt. Deßhalb ist der Coteau stets als neutral betrachtet worden; er gehörte allen Stämmen gleichmäßig, und allen war gestattet dahin zu gehen und gemeinschaftlich Pfeifen zu schneiden. Während alle ertranken, glückte es jedoch einem jungen Mädchen, K-w a p t a h-w (Jungfrau), den Fuß eines großen Vogels zu erhaschen, der eben vorüberflog; sie hielt sich fest, und ward von dem Vogel auf eine hohe vom Wasser freie Klippe getragen. Hier gebar sie Zwillinge, deren Vater der „Kriegsadler" war, und diese Kinder haben seitdem die Erde bevölkert. Aus dem Pfeifenstein, der das Fleisch ihrer Vorfahren ist, wird von ihnen als Symbol des Friedens geraucht, und des Adlers Feder schmückt das Haupt des Tapfern."

Unter den Sioux geht folgende Sage: „Vor der Schöpfung des Menschen pflegte der große Geist (dessen Spuren noch auf den Steinen der „Rothen Pfeife" in Gestalt großer Vogelklauen zu sehen sind) den Büffel auf der Spitze des Coteau du Prai-

*) Nach dem Schreiben eines gewissen Georg Catlin, vom rothen Pfeifensteinbruch, auf der Coteau du Prairie, im September 1836, an die Redaktion des New-York Commercial Advertiser.

rie zu tödten und zu verzehren; das Blut dieser Thiere drang in den Boden und färbte die Steine roth. Eines Tages kroch eine große Schlange in das Nest des Vogels, um seine Eier zu speisen; eines derselben sprang aber mit dem Getöse des Donners auf und der große Geist ergriff ein Stück des Pfeifensteins, um es nach der Schlange zu werfen. Der Stein aber verwandelte sich in einen Menschen, dessen Fuß im Boden wurzelte, wo er viele Jahre stand und mithin sehr alt wurde; er war älter als hundert Menschen heutiges Tages. Dabei trug er köstliche Früchte, von denen einige auf den Boden fielen, aus dem dann ein Baum emporwuchs. Nun kam die große Schlange wieder, nagte den Mann und den Baum an der Wurzel los und sie gingen mit einander fort. Von ihnen stammen alle Menschen ab, die jetzt die Erde bewohnen. Nach vielen hundert Jahren als diese verschiedenen Stämme mit einander in Krieg verwickelt waren, sandte der große Geist Boten aus, und berief sie alle zur „Rothen Pfeife." Er trat auf die Spitze des Felsens und die rothen Stämme waren auf der Ebene versammelt. Der große Geist brach nun ein Stück Stein aus dem rothen Felsen und machte eine große Pfeife daraus, aus der er über Alle rauchte, indem er ihnen sagte, dieser Stein sey ein Stück des Fleisches, aus dem sie beständen. Obschon sie sich gegen einander im Kriege befänden, so müßten sie doch an diesem Platze friedlich bei einander hausen, denn er gehöre ihnen allen gemeinschaftlich. Sie sollten aus diesem Stein ihre Friedenspfeifen machen, und aus denselben rauchen, wenn sie wünschten, daß er ihnen geneigt bleiben solle. Der Rauch aus der großen Pfeife breitete sich in ungeheuren Wolken aus, in denen der große Geist verschwand, und aus dem letzten Dampf brach ein Feuerstrahl hervor, der über die Felsen hinfuhr und ihre Oberfläche schmolz; in demselben Augenblick fuhren zwei Weiber unter heftigem Feuer unter die beiden Felsen, wo sie noch jetzt hausen und zuvor um Erlaubniß gefragt werden müssen, bevor man den Pfeifenstein wegnimmt."

Die nachstehende Rede von einem Mandan, die derselbe im Dorfe dieses Stammes an mich hielt, nachdem ich ihn abgezeichnet hatte, enthält eine weitere Bestätigung des bereits Gesagten.

„Mein Bruder! Du hast mein Bild gemacht, und das ist mir sehr lieb. Meine Freunde sagen mir, sie könnten die Augen sich bewegen sehen; das Bild muß mithin sehr gut, ja es muß fast seyn als ob es lebte. Ich bin erfreut darüber, obschon mehrere meines Volks deßhalb erschrocken sind. Ich bin ein junger Mann, aber mein Herz ist stark. Ich habe den Sprung auf den Manito-Felsen gewagt, meinen Pfeil dort aufgepflanzt, und kein Mandan kann ihn herabholen. *) Der rothe Stein ist schlüpfrig, aber mein Fuß war fest, ich glitt nicht aus. Mein Bruder! diese Pfeife, die ich Dir gebe, holte ich von einem hohen Gebirg, das gegen Sonnenaufgang liegt, von wo viele Pfeifen gebracht werden, und wir nahmen sie in Frieden mit uns fort. Wir ließen unsre Totems und Zeichen an den Felsen zurück, in die wir sie tief eingruben und wo sie noch zu sehen sind. Der große Geist gebot allen Nationen dort in Frieden sich zu versammeln, und alle verbargen die Kriegskeule und den Tomahawk. Die Sioux, unsre Feinde, sind sehr stark; sie haben den Tomahawk erhoben, und das Blut unsrer Krieger hat den Felsen benetzt. Mein Freund! wir müssen die Felsen besuchen, denn unsre Pfeifen sind alt und ausgebrannt. Mein Freund! ich wünsche, daß Du mit unserm großen Vater hierüber sprechen mögest."

Schu-di-ga-ka, Häuptling der Punchas am obern Missouri, machte in einer Rede, die er an mich hielt, als er mir eine recht hübsche Pfeife überreichte, folgende Erwähnung von dem Steinbruch.

„Mein Freund! diese Pfeife, welche ich Dir hier überreiche, wurde von mir aus dem Boden gegraben, geschnitten und geglättet, wie Du sie jetzt siehst. Ich wünsche, daß Du sie behalten mögest, und wenn Du daraus rauchst, so gedenke daran, daß dieser rothe Stein ein Theil unsers Fleisches ist. Dieß ist eins der letzten Dinge, die wir je weggeben können. Unsere Feinde, die Sioux, haben die rothe, blutige Fahne auf dem Pfeifensteinbruch aufgesteckt, und unser Heilmittel *) wird dort von ihnen unter die Füße getreten. Der Sioux sind viele und wir können das Gebirg der rothen Pfeife nicht mehr besuchen. Wir haben alle Nationen auf diesem Platz zusammen rauchen sehen, jetzt aber, mein Bruder, ist es nicht mehr so."

Einer der alten Häuptlinge der Sack-Indianer bemerkte, als er einige der Steine sah, die ich aus dem Steinbruch mitgenommen hatte, Folgendes: „Mein Freund! als ich jung war, pflegte ich mit unsern jungen Leuten auf den Berg der rothen Pfeife zu gehen, um Steine für unsere Pfeifenköpfe zu graben. Jetzt aber gehen wir nicht mehr hin, und unsrer rothen Pfeifen sind, wie Du siehst, nur wenige. Die Sioux haben das Blut der rothen Männer auf diesem Platze vergossen und der große Geist ist beleidigt. Die weißen Kaufleute haben den Sioux gesagt, sie sollen ihre Bogen auf uns spannen, wenn wir dahin gehen, und haben uns viele Pfeifen zum Kauf angeboten. Wir wollen aber nicht daraus rauchen, weil wir wissen, daß der große Geist beleidigt ist. Mein Zeichen ist an mehrern Stellen am Felsen eingegraben, aber ich werde es nicht wieder sehen.

*) Der Manito- (Sprung-) Felsen, ist eine Steinmasse, die sich von der Felsenwand einer Schlucht losgerissen hat, und auf gleicher Höhe mit der Wand, aber sieben bis acht Fuß von ihr entfernt steht. Der Stein selbst hält etwa sieben Fuß im Durchmesser, ist 35 Fuß hoch, auf der Spitze und an den Seiten glatt wie ein Spiegel, und steht frei da wie eine ungeheure Säule. Es gehört Muth und Kraft dazu, den Gipfel durch einen Sprung zu erreichen und den Rückweg auf gleiche Weise zu finden. Schon mancher Indianer brannte vor Begierde den kühnen Sprung zu vollbringen, ohne jedoch tollkühn genug zu solch einem Wagniß zu seyn. Nur wenige haben es mit Erfolg unternommen und ihre Pfeile in eine Spalte des Felsens gesteckt, wo jetzt noch mancher derselben zu sehen ist. Viele dagegen rutschten auf der glatten Oberfläche, wo der Fuß keinen festen Halt findet, aus, und stürzten in die Tiefe. Jeder junge Indianer setzt einen Ruhm darein, diesen Sprung vollbracht zu haben, und der, dem er gelingt, rühmt sich dessen sein ganzes Leben lang.

*) Der Pfeifenkopf nämlich, der aus dem Stein geschnitten wird.

Es befindet sich da, wo der große Geist es sieht, denn sein Auge waltet über jenem Platze, und er bemerkt Alles, was dort vorgeht."

Ke-O-Kuk, Häuptling der Sack- und Fuchs-Indianer, den ich fragte, ob er auch im Steinbruch gewesen, erwiderte: „Nein, ich habe ihn nie gesehen; er liegt in Feindesland. Ich wünschte, er läge in unserm; ich wollte ihn den Weißen für viele Kisten Geldes verkaufen."

Dieß sind einige der Sagen von den vielen, die über diesen Steinbruch im Munde der Indianer leben, und die alle auf dasselbe hinauslaufen.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise durch einen Theil von Armenien und Kleinasien, von J. Brant, englischem Konsul zu Erzerum.

1. Reise nach Diar-Bekir.

Kleinasien besteht aus einer hohen Masse von Bergen, welche ein Tafelland tragen, das eine Reihe weiter fruchtbarer Ebenen darbietet, und im Allgemeinen sich von Osten nach Westen zieht. In den höchsten Strichen entspringen die Flüsse von Armenien, Natolien und Mesopotamien: der Kur oder Cyrus, welcher die ganze Provinz Georgien bewässert und zahlreiche Zuflüsse vom Kaukasus her erhält, der Aras oder Araxes, welcher rund um den Fuß des Ararat fließt, und mit dem Kur vereinigt ins kaspische Meer fällt, der Tschorok oder Acampsis, der Tschar-Schambah-Su *), von den Türken Jeschil-Irmak, der grüne Fluß genannt, der Iris der Alten, und endlich der Kisil-Irmak (rothe Fluß) oder Halys, der größte Fluß Kleinasiens, welcher in bogenförmigem Laufe fast die ganze Halbinsel durchzieht. Diese drei letzten fließen ins schwarze Meer, der Tigris und Euphrat aber fallen nach einem Laufe von 250 geogr. Meilen, auf welchem sie die große und berühmte Ebene von Mesopotamien, jetzt Al-Dschesira (die Halbinsel) genannt, einschließen, vereinigt in den persischen Golf. Auf der Nordseite überblickt dieses Bergland das schwarze Meer, auf der Südseite das Mittelmeer und die Ebenen von Mesopotamien und Syrien. Zwischen dem schwarzen Meer und dem Fuße der Berge ist gewöhnlich ein bald mehr, bald minder breiter Streif ebenen Landes, das sich manchmal, wie in der Provinz Dschanik, zu großen Ebenen erweitert. Wo sich keine solchen Ebenen finden, erreichen die Berge in der Entfernung von etwa 12 Stunden vom Meere ihre größte Höhe von 6 — 7000 Fuß. Ehe man auf dieses Tafelland gelangt, hat man eine dreifache Reihe von Ost nach West streichender Berge zu übersteigen. Der Tschar-Schambah-Su läuft dieser Kette parallel, bis er sich unter 54° 10′ **) um das westliche Ende derselben herumwindet und bei Sambun ins Meer fällt. Der Tschorok begränzt ihr östliches Ende in der Nähe von Batum, wo er unter 59° 10′ östl. L. gleichfalls ins Meer fällt. An einer Stelle ist die Kette zum Theil von dem Fluß durchschnitten, welcher bei Gumisch-Khane entspringt und sich bei Tireboli ins Meer ergießt. Die ganze Bergkette von einem Meere zum andern besteht aus Kalkstein, aber vulkanische Felsen finden sich häufig: zuerst an dem Nordabhang bei Trapezunt, dann zu Erzerum, zu Diarbekir und Kaisarieh; zwischen Gumisch-Khane und Trapezunt steigt hie und da Granit empor. Die Berge sind voll Kupfer- und Bleiadern, welche letztere reich an Silber sind. Mineralquellen finden sich in Menge, und die meisten davon sind heiß. Gegen das schwarze Meer zu sind die Berge bis auf eine Höhe von etwa 4500 Fuß mit Wäldern bekleidet, über dieser Höhe aber ist das Land gewöhnlich baumlos, obwohl in einigen Bergthälern Bäume selbst in den mittleren und höchsten Theilen sich finden. Die Pässe von der Küste aus sind zahlreich, mit Ausnahme derjenigen aber, welche den Thälern der großen Flüsse folgen, sehr schwierig zu passiren, und viele sind nur im Sommer offen. Der Boden ist meistens fruchtbar und das Land wohl bewässert; die Bevölkerung im Verhältniß des anbaufähigen Landes ziemlich gering.

Trapezunt, am südlichen Ufer des schwarzen Meeres gelegen, war von seiner Erbauung durch die Griechen an ein wichtiger Platz; seit das schwarze Meer allmählich wieder den Europäern geöffnet wurde, kam auch der alte Handelsweg nach Indien und Persien wieder in Gang: im J. 1830 gingen fünftausend Ballen europäischer Waaren durch Trapezunt nach Persien, im Jahr 1835 nahe an zwanzigtausend Ballen. Die Stadt enthält 25 — 30.000 Einwohner: die Griechen kann man auf 3500 — 4000, die Armenier auf 1500 — 2000, die Muhammedaner auf 20 — 25.000 anschlagen. In dem ummauerten Theile der Stadt wohnen nur die letzten; die Vorstädte enthalten die christliche Bevölkerung, einige muhammedanische Familien, die Bazars und die Khane. Die Bewohner aller Sekten, Christen wie Muhammedaner, sind in hohem Grade unwissend und bigott, und den Europäern sehr abgeneigt.

Seit der Vertreibung der Genueser und der Einnahme der Stadt durch die Türken ist der Handel zur Unbedeutenheit herabgesunken, und bestand vor 1830 nur in der Ausfuhr einiger Landesprodukte nach Konstantinopel, in der Ausfuhr von Eisen aus Taganrog und dem Handel mit Abchasien, wohin Salz, Schwefel, Blei und türkische Manufakturwaaren gingen, und wogegen die rohen Produkte der wilden Stämme des Kaukasus so wie eine große Anzahl männlicher und weiblicher Sklaven ausgeführt wurden. Die Blokade der abchasischen Küste, in der Absicht, die wilden kaukasischen Stämme zu unterjochen und den Sklavenhandel zu vernichten, hat den Handel zwischen Abchasien und Trapezunt zerstört, und die einheimischen Kaufleute haben seitdem ihre Aufmerksamkeit nach Konstantinopel gewendet. Die unmittelbare Umgebung von Trapezunt bietet wenig Gegenstände zum Tauschhandel mit Europäern dar; Tabak, Wachs, Honig, Butter u. dgl. werden nach Konstantinopel ausgeführt. Die benachbarten Berge sind reich an Kupfer- und Bleiminen, aber das herrschende System, nach welchem diese Minen bearbeitet werden, hindert die Entwicklung dieser Quelle von Nationalreichthum. Die gegenwärtige Wichtigkeit von Trapezunt liegt fast allein darin, daß es der bequemste Ort ist, um Waaren nach Persien und Armenien ans Land zu setzen. Doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß einige Nachgiebigkeit von Seite der türkischen Regierung und eine Abänderung des jetzt in

---

*) Das heißt: Das Mittwochswasser, wahrscheinlich von einem Dorfe, in welchem an diesem Tage Markt gehalten wird.

**) Die Längenbestimmungen sind im Original wie natürlich nach dem Meridian von Greenwich angegeben, hier aber mit 17°40′ auf den Meridian von Ferro reduzirt.

Georgien geltenden Tarifs Trapezunt einmal zu einem wichtigen Handelspunkt machen können, abgesehen von dem Transporthandel nach Persien und Armenien.

Ich schiffte mich am 19ten Mai 1835 in einer Galeere nach Batum ein, und hielt mich bis zur russischen Gränze, eine Strecke von 60 Stunden längs dem Ufer von Lasistan*). Der Fluß Tschorok, an welchem Batum liegt, ist die Gränze zwischen den Paschaliks Trapezunt und Kars; Batum liegt am Ostufer, also in dem leztern. Der Fluß ist einer der größern Armeniens und vereinigt die Flüsse aller Thäler an dem West- und Nordabhang der Berge, in denen der Kur, der Aras, der Arpatschai (Harpasus) und der Karasu oder westliche Euphrat entspringen, welche die Gewässer der entgegengesezten Seite der Kette ableiten. Flüsse kommen von Atwin in drei Tagen nach Batum herab, aufwärts gehen sie manchmal in 8 — 10 Tagen, aber nach dem was ich hörte, könnte er wegen Felsen und Schwellen niemals recht schiffbar werden. Das Land ist ohne Straßen, im Winter ist eine direkte Verbindung mit dem Innern über die Berge ganz unthunlich, zwischen den Küstenorten aber wird die Verbindung zur See unterhalten. Die russische Geänze, welche etwa acht Stunden von Batum und zwei jenseits des Bazars von Tschorok-Su liegt, wird durch einen Fluß gebildet, welcher Scheskatil-Su heißt, und in den Bergen entspringt, die ostwärts und südwärts von der Bai von Batum laufen, und die südliche Gränze dieser ungeheuern Ebene bilden. Der Fluß durchschneidet die Ebene schräg in nordwestlichem Laufe, und schneidet von der Ebene ein kleines Stück ab, das von dem Fluß, den Bergen und der See eingeschlossen ist und im Besiz der Türkei blieb. An dem nördlichen Ufer des Scheskatil-Su ist ein kleines russisches Fort, St. Nikola genannt, wo eine Quarantaine-Station ist.

Tschorok-Su hat einen größern Bazar als Batum, nebst mehreren Kaffeehäusern und einer Moschee; außer der Wohnung des Bei sind aber keine Wohnhäuser da; die Leute, welche Buden im Bazar haben, sind zum Theil Fremde von der Küste von Lasistan, zum Theil Eingeborne; die leztern leben in den benachbarten Bergen, und kommen einmal in der Woche am Markttag auf den Bazar, welcher stark besucht ist. Die Lasen verlassen den Ort in der ungesunden Jahreszeit im Herbst, und kehren zurück, wenn diese vorüber ist. Hier ist kein Hafen, und Batum wird wohl mehr und mehr das Uebergewicht erlangen, da auch wirklich zu Tschorok-Su alles dem Verfall entgegen zu gehen scheint. Der Distrikt gehört zum Paschalik von Kars. Das Haus des Bei liegt am Ufer hart am Bazar, und sollte in ein Fort eingeschlossen werden, das nach dem russischen Kriege begonnen, aber später nicht fortgesezt wurde. Der Bazar ist auf einer steilen Bank von Kieseln, die das Meer aufwarf, angelegt, und diese leztere schüzt die dahinter liegende niedrige Ebene. Die Gewässer fließen in trägen Krümmungen durch dieß niedere Land, und machen es beim heftigen Regen zu einem vollständigen Sumpf; sie haben sich durch die Kieselbank tiefe Betten gegraben und münden sich auf diese Weise ins Meer aus. Jenseits der meist ziemlich schmalen Ebene beginnt ein Waldland, welches sich bis zum Fuße der Berge hin über zwei Stunden weit ausdehnt.

Zu Tschorok-Su verließ ich das Schiff, und begann meine Reise zu Land, die Entfernung, die ich zurückzulegen hatte, betrug etwa 25 geogr. Meilen bis Digwir hart an der russischen Gränze, und von da über Ardahan nach Kars etwa 15 geogr. Meilen. Bis zu den Höhen oberhalb Digwir ist das Land sehr bergig und waldig, die Gipfel aber bestehen aus Waldland ohne Holz; von da steigt man hinab nach Paschkow durch eine Reihe fruchtbarer, jedoch baumloser Ebenen, an deren Rändern allein und tiefer in den Thälern sich hie und da Föhrenwälder finden.

Auf dieser Reise von mehr als 350 g. M. reißte ich als Konsul, und war demnach mit einem Firman vom Sultan versehen. Mein Gefolge bestand aus einem Dolmetscher, einem Tataren und zwei Dienern, und ich hatte gewöhnlich 12 Pferde, mit Einschluß derer für zwei Führer. Da ich Eile hatte, war mein Gepäck aufs nöthigste beschränkt. Ich reißte gewöhnlich 10 — 16 Poststunden des Tags, etwa 7 — 10 g. M. Die laufenden Ausgaben für Pferde, Wohnung u. dgl. betrugen etwa 30 Pfd. Sterling für jede 100 Poststunden. Dabei waren Geschenke, Tataren, Wachen und einige Nebenausgaben, die ein Privatmann nicht zu machen hätte, nicht mit einbegriffen. Ich wurde von jedermann mit großer Aufmerksamkeit behandelt: stets wurden Wachen aufgestellt, und obwohl sie selten, ja fast nie nöthig waren, so konnte ich doch, ohne zu beleidigen, das Kompliment nicht ablehnen, denn als ein Kompliment hatte ich sie zu betrachten.

Auf den Querstraßen findet man selten Postpferde, aber die Dorfbewohner sind gehalten, und meistens auch ganz bereitwillig, sie zur Posttaxe, nämlich zu einem türkischen Piaster (7½ Kreuzer) für die Poststunde zu liefern; ich wurde nur hie und da durch Mangel an Pferden längere Zeit aufgehalten. Ein Reisender, der nicht gerade besondere Eile hat, wenig Gepäck und nicht viele Dienerschaft mit sich führt, könnte mit 30 Pfd. St. alle seine Ausgaben für 100 Poststunden bestreiten. Darin wäre die Bezahlung seines Tataren und alles andere mit eingeschlossen. Die Bauern, welche in den Dörfern den Reisenden aufnehmen, überlassen gewöhnlich ihre Belohnung seiner Freigebigkeit; nur selten fand ich sie unzufrieden mit dem, was ich gab, und leider muß ich gestehen, daß dieß gewöhnlich im Hause irgend eines armen Christen der Fall war; die Muhammedaner fand ich im Durchschnitt höflich, bereit, alles zu geben, was sie hatten, und dankbar für das, was sie erhielten. In Städten wurde mir gewöhnlich das Quartier im Hause irgend eines reichen Armeniers angewiesen und stets wurde ich von ihm gut behandelt; selten wollten sie irgend etwas verlangen oder Geld annehmen, in welch leztern Falle ich der Frau ein kleines Geschenk machte.

(Fortsezung folgt.)

*) Siehe Nro. 8 von diesem Jahr.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 19** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Die drei Gräber.** Von S. T. Coleridge. — **Etwas von Hölderlin.**

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 61.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 März 1837.

Die Sallaschen auf den Karpathen.

Die Gebiegsbewohner jenes Theils der Kaepathen, welcher im Nordwesten Ungarns hinzieht und dasselbe von Schlesien scheidet, werden die Sallaschaken auch Sallaschner, und ihre Wohnstätte Sallaschen (Sennhütten) genannt. Sie sind gleich den übrigen Bewohnern dieses Gebirgs Hirten, welche von Viehzucht, namentlich Schafzucht und Milchwirthschaft, sich nähren. Vom Jablunka-Passe angefangen, ziehen sich diese Sallaschen in einzelnen, zerstreut liegenden Wirthschaften (wovon jede einen besondern Namen führt, welcher entweder vom Besitzer oder von der Alpe entnommen, auf derèn Grund sie steht), auf dem Hochrücken der Karpathen bis gegen Dukla in Galizien hin, wo ein andeees Hirtenvolk, die Goeallen, sich anschließt. Das zu einem Sallasch gehörige Grundeigenthum erstreckt sich über 800 bis 1600 Joch, bestehend aus Wiesen und Waldungen, und gewährt 500 bis 600 Stück Schafen mitunter auch Kühen und anderm Hornvieh ziemlich reichliche Nahrung das ganze Jahr hindurch. Die Schafe bleiben Sommer und Winter auf dem Gebirge, wo zu deren Unterkunft Baeraken aufgestellt sind, worin sie überwintern, und nur die Kühe werden dann von den Eigenthümeen nach Hause genommen. Im Sommer dagegen bleibt das Vieh Tag und Nacht unter freiem Himmel, so lange bis der Schnee einfällt. Die Hürde, wo das Vieh zur Nachtzeit beisammen gehalten und gemolken wird, besteht aus einem mit Zaunstücken und Reißig umgebenen feeien Platz und heißt Kolyba. Unweit dieser befindet sich gewöhnlich die Hütte der Hirten, die auch zum Butter und Käsemachen dient; sie besteht aus einem nur von Balken und Brettern zusammengefügten Wetterdache, auf vier Pfählen ruhend, mit Zaunspänen und Reißig durchflochten. Solch eine Hütte hat etwa 9 Fuß in der Länge und 5 bis 6 Fuß in der Breite; in der Mitte brennt das Feuer, über welchem der Kessel hängt, worin die Milch gesotten wird. Käse bereiten sie fast täglich, Butter aber gewöhnlich nur alle 8 bis 10 Tage, wozu in der Regel Kuh- und Schafmilch gemischt werden. Ein Sallasch enthält 3 bis 4 und mehr Kolyben, deeen Standpunkt mit jedem Jahr verändert wird, um die Bergwiesen durch Veränderung der Hürde nach und nach zu düngen. Wenn auch dee Sallasch nur Einem oder zwei Wirthen angehört, so haben sie doch oft 10 und mehr Gesellschafter, die sie Mischniaken nennen. Nach der Anzahl des Viehs theilen diese den Nutzen ihrer Wirthschaft unter sich, was aber in der Art geschieht, daß der Mischnik nach Verhältniß seines Viehstandes den 10ten oder 20sten Tag die Milch von der ganzen Kolyba für sich allein bezieht, nur die Butter wird gemeinschaftlich gemacht, und dann verhältnißmäßig entweder in Natura oder der hiefür gelöste Kaufschilling getheilt. Auch die Schafhirten, welche Sommer und Winter bei ihren Viehheerden auf dem Gebiege bleiben, haben an baarem Gelde fast gar keinen Lohn, sondern es ist ihnen gleich wie den Mischniaken ein Tag bestimmt, an dem sie ihren Antheil Milch und Käse beziehen. Zu ihrer Bekleidung eehalten sie einige Klafter Huniatuch, ein Paar Schaffelle zur Fußbekleidung, zwei zwillchene Hemden und einen Hut. Ihre Nahrung besteht fast ausschließlich in Schafmolken und Käse; im Sommer laben sie sich auch an den Heidelbeeren, womit das Gebiege hier gleichsam übeesäet ist, und die Winterkost besteht in Erdäpfeln. Brod und Fleisch gehören bei ihnen schon zu den Festmahlgenüssen, die ihnen nur dann zu Theil werden, wenn bei außerordentlichen Veranlassungen etwa ein Lamm geschlachtet wird, oder einer von ihnen in eine benachbaete Stadt kömmt. Indessen ist diese Molke so nährend, daß eine Maß hinreicht, diese stämmigen Bursche zu sättigen. Da die Schafhirten selten das Gebirge verlassen, jeder Witterung Teotz bieten und nicht selten mit Wölfen, die selbst im Sommer sich hier einfinden, kämpfen müssen, ist es wohl kein Wunder, wenn mehrere von ihnen den Nomaden Afrika's gleichen; dabei wissen sie auch wenig von Gott und seinen Geboten, denn Kirche und Schule sind ihnen feemd; dessen ungeachtet gibt es wenig Beispiele, daß sich einer dieser rohen Naturmenschen eines groben Verbeechens schuldig gemacht hätte. So einfach und ärmlich im Grund die Lebensweise dieser Sallaschen ist, sind sie nichts desto weniger stets heiteen und frohen Sinnes, und haben äußerst wenige Bedürfnisse, welche sie immer leicht befriedigen können. Besucht ein Fremder ihre Berge, so bitten sie ihn wohl um einige Kreuzer auf ihren Nektar, Branntwein, wird ihnen aber die Bitte ab-

geschlagen, so geben sie sich auch zufrieden. Mit dieser Gutmüthigkeit verbinden sie mancherlei natürliche Anlagen, wie sie allen Slawaken eigen sind, denn zu diesem Volksstamm gehören die Sallaschen. So sind sie unter Anderem namentlich in Holzarbeiten sehr geschickt; ihre Czerpoken (Trinkgeschirre), so wie die Milchschaffeln und Milchgefäße verfertigen sie alle selbst aus dem Stamm der Weißbuche, die hier in Menge angetroffen wird und von der sie unten die Rinde ablösen, in der Breite als sie die Gefäße hoch haben wollen; der entblößte Theil des Holzes wird binnen Jahresfrist flaserartig, der Baum wird gefällt und sie höhlen den abgerundeten Stock aus, poliren den Reif, setzen einen Boden ein und suchen einander im Schnitzwerk der Handhabe zu übertreffen.

(Schluß folgt.)

Der rothe Pfeifenstein.

(Schluß.)

Dieser berühmte Pfeifensteinbruch liegt westlich von den St. Antonsfällen, in einer Entfernung von 220 bis 230 Meilen, auf dem Gipfel des Gebirgsrückens, der die Flüsse St. Peter und Missouri von einander scheidet. Dieses Gebirg wird von den Franzosen „Coteau du Prairie“ genannt, und der „Pfeifensteinbruch“ befindet sich unweit des südlichen Endes, mithin nicht auf dem höchsten Punkt desselben. Wir bestiegen das Gebirg von Osten her, und unser Weg führte 30 oder 40 Meilen über eine ununterbrochene Folgenreihe von Abhängen und Terrassen, die sich in merkwürdig regelmäßiger Weise über einander empor thürmten. Westlich, gegen den Missouri hinab, behauptet das Gebirg denselben ausgezeichneten Charakter. Von dem höchsten Punkt des Gebirgs herab sieht man weder Baum noch Gebüsch, obschon man gegen Osten und Westen eine fast unbegränzte Aussicht über eine Fläche hat, die mit kurzem Gras bedeckt ist, das in weiter Ferne eine blaue Farbe annimmt, so daß man den Ocean zu erblicken glaubt.

Den Weibern sind gewiße Gränzen gesteckt, über die sie nicht hinaus dürfen. Es ist ihnen nicht gestattet, den geheiligten Boden der rothen Pfeife zu betreten, nur von fern dürfen sie ihn schauen.

Auch wir, als Fremde, wurden, als wir uns dem Steinbruch näherten, von den Sioux angehalten, und ich lasse zu Ihrer Erbauung den bedeutendsten Theil der bei dieser wichtigen Gelegenheit gehaltenen Reden hier folgen. Nachdem die kupferfarbigen Vertheidiger der Rechte ihres Landes sich um uns versammelt, und jeder Zugang des Hauses mit Indianern angefüllt war, wurde das Gericht auf folgende Weise eröffnet: Te-O-Kunkho (der hurtige Mann) erhob sich zuerst und sprach: „Meine Freunde! Ich bin kein Häuptling, wohl aber der Sohn eines Häuptlings, und ist mein Vater nicht gegenwärtig, so erheischt meine Pflicht für ihn zu sprechen; er ist nicht hier, aber was ich sage, sind die Worte seines Mundes. Man hat uns gesagt, daß Ihr den Pfeifensteinbruch besuchen wollt. Wir fragen euch daher, zu welchem Zweck und was für Geschäfte ihr dort habt.“ Alle gaben ihre Zustimmung dadurch zu erkennen, daß sie hau, hau! riefen, was in ihrer Sprache so viel als „Ja“ bedeutet.

„Brüder,“ fuhr der Redner fort, „ich bin ein Tapferer, aber kein Häuptling; mein Pfeil steckt auf dem Gipfel des Sprungfelsens; alle können ihn dort sehen, und alle wissen, daß Te-o-kun-khos Fuß dort gewesen. (Alle riefen hau, hau!) Brüder! wir blicken auf euch und sehen, daß ihr Tsche-mo-ki-Männer-Kapitän (Beamte der weißen Männer) seyd. Wir wissen, daß euer Volk euch abgeschickt hat, um zu untersuchen, was der Platz werth sey, und wir glauben, das weiße Volk wolle ihn kaufen. Brüder! Wir haben stets gefunden, daß das weiße Volk, wenn es etwas in unserm Lande sieht, das es braucht, Beamte sendet, um es zu schätzen, und ist es nicht zu kaufen, so sucht es auf anderm Wege dessen habhaft zu werden, was es wünscht. (Alle: hau, hau!) Brüder! ich spreche nachdrücklich, mein Herz ist stark und ich spreche fest. Diese rothe Pfeife ist den rothen Männern von dem großen Geist gegeben worden; sie ist ein Theil unsers Fleisches und deßhalb ein großes Heilmittel. (Alle: hau, hau!) Brüder! wir wissen, daß die Weißen einer großen Wolke gleichen, die im Osten aufsteigt und das ganze Land überziehen will. Wir wissen, daß sie all' unsere Länder haben wollen; sollten sie aber je des rothen Pfeifenbruchs begehren, so werden sie ihn theuer bezahlen müssen. (Alle: hau, hau, hau!) Brüder! wir wissen, daß noch niemals ein weißer Mann in dem Pfeifensteinbruch gewesen, und unsere Häuptlinge haben in ihrem Rathe oft beschlossen, daß niemals ein weißer Mann dahin kommen soll. (Alle: hau, hau!) Brüder! ihr habt gehört, was ich euch zu sagen hatte, und ihr dürft nun nicht weiter, ihr müßt umkehren und wieder rückwärts gehen. (Alle: hau, hau, hau!) Brüder! ihr seht, der Schweiß rinnt von meiner Stirn, denn ich bin sehr bewegt.“

Als diese Rede zu Ende war, erwiderte ich Folgendes: „Meine Freunde! Es thut mir sehr leid, daß ihr uns und unsern Besuch in euerm Lande in so falschem Verdachte habt. Wir sind keine Beamte, und von niemand gesandt, sondern zwei arme Reisende, gekommen die Sioux zu besuchen, ihnen die Hände zu schütteln und zu sehen, was es Merkwürdiges oder Interessantes in ihrem Lande gibt. Der Mann, der mich begleitet, ist mein Freund und ein Sa-ga-nosch (Engländer).“

Alle standen hier auf, und mehrere zogen englische Münzen hervor, die sie an sich verborgen hatten und klingerten damit.

„Wir haben gehört,“ fuhr ich fort, „daß der rothe Pfeifensteinbruch eine große Merkwürdigkeit sey; deßhalb machten wir uns auf den Weg ihn zu besuchen, und niemand wird uns aufhalten.“

Hier wurde ich von Ma-rau-tsche-tah, einem grimmigen Kerl mit schwarzem Gesicht, unterbrochen, der aufsprang, daß der Boden zitterte, seine krausen Locken schüttelte, und mich voll giftigen Hasses anblickte, indem er mir mit der Faust unter der Nase herumfuhr. „Bleiche Gesichter,“ sagte er, „ihr dürft nicht eher reden als bis wir alle gesprochen haben. Ihr seyd unsere Gefangenen; unsere jungen Leute stehen außerhalb des

Hauses, und ihr müßt auf das hören, was wir zu sagen haben. Was entschieden wurde, ist gerecht, ihr müßt alle zurück. (Alle: hau, hau!) Kein weißer Mann war je bei der rothen Pfeife, und keiner soll dahin kommen. Ihr seht," fuhr er fort, indem er einen Pfeifenkopf an seinen Arm hielt, „diese Pfeife ist ein Theil unsers Fleisches. Die rothen Männer waren von dem rothen Steine gemacht. Wenn die weißen Männer ein Stück von dem rothen Pfeifenstein nehmen, so wird ein Loch in unser Fleisch gemacht und unser Blut wird fließen; wir können es nicht zurückhalten. Der große Geist hat uns gesagt, daß der rothe Stein allein zu unsern Pfeifen verwendet werden soll, und aus dem rothen Stein sollen wir zu ihm rauchen. Warum sind die weißen Männer hieher gekommen? Ihr führt nichts Gutes im Schilde, wir wissen es, und je bälder ihr wieder umkehrt, um so besser." (Alle: hau, hau, hau!)

Mu-za (Eisen) war der nächste, der sich erhob. „Meine Freunde," sagte er, „wir wollen euch kein Leids thun; ihr habt die Worte unsers Häuptlings gehört, und seht, daß ihr jetzt zurück müßt. Tschan-du-pah-scha Kah-fri (der rothe Pfeifenstein) ward uns von dem großen Geiste gegeben, und niemand braucht um den Preis zu fragen, denn es ist ein Heilmittel. Meine Freunde! Ich glaube, was ihr uns eröffnet habt, und bin überzeugt, daß eure Absicht gut ist; aber unsere Häuptlinge haben uns immer gesagt, daß kein weißer Mann dahin dürfte, und so könnt ihr nicht weiter gehen. Der rothe Pfeifenstein ist ein Theil unsers Fleisches; dieses ist roth, und wenn die weißen Männer sich ihm nähern, so fürchten wir, es möchte weiß werden. Sie kommen zu uns und unsere Kinder werden weiß; es gibt weißen Thon genug; mögen die weißen Männer diesen nehmen, wenn sie Pfeifen brauchen. (Alle: hau, hau!) dieß ist Alles was ich zu sagen habe."

Te-co-wan-de-tschi: „Meine Freunde! Ihr seht, ich bin ein junger Mann; ihr erblickt an meiner Kriegskeule zwei Skalpe von den Häuptern meiner Feinde; meine Hände waren mit Blut getränkt, aber ich bin ein Freund der Weißen — der Kaufleute — und diese sind eure Freunde. Ich liefere ihnen jährlich 3000 Bisamratten, die ich in meinen eigenen Fallen fange. Wir besuchen den Pfeifenstein gern und holen uns ein Stück zu unsern Pfeifen, aber immer bitten wir zuvor den großen Geist um Erlaubniß. Wenn die weißen Männer dahin gehen, so werden sie den Stein herausnehmen, aber die Löcher nicht wieder ausfüllen, und der große Geist wird zornig werden. Läßt man die Weißen dahin gehen, so werden sie bald eine große Mühle errichten, auf der sie Pfeifen machen für alle Völker der Welt; denn man hat mir gesagt, daß sie große Holzblöcke auf ein großes Rad legen, und daß dann Hunderte von Brettern und Latten unter dem Rade hervorkommen. Ich wünsche euch nichts Böses, aber ich wollte, ihr ginget aus dem Lande; ihr dürft nicht weiter." (Alle: hau, hau!)

Stun-ne-wus-fi: „Meine Freunde! hört mich, was ich euch sagen werde, ist wahr. Ich habe ein großes Stück Pfeifenstein einem weißen Manne gegeben, um eine Pfeife daraus zu machen; er war ein Handelsmann, der mit uns verkehrte, und ich wünschte, daß er eine recht gute Pfeife haben möchte. Als ich aber das nächstemal in sein Waarenlager kam, da hatte er eine Schüssel aus dem Steine gemacht. So würden die weißen Männer den rothen Stein benützen, wenn sie ihn bekommen könnten. Dieß würde aber den großen Geist erzürnen und des rothen Mannes Herz zerreißen. Brüder! wir wollen euch nichts zu Leide thun, wenn ihr umkehrt und zurückgeht; ihr und eure Pferde werdet wohl daran thun; ihr könnt nicht weiter gehen. Wir wissen, daß wenn ihr zum rothen Pfeifenstein geht, der große Geist euch sieht; daran denken aber die weißen Männer nicht. (Alle: hau, hau!) Ich habe nichts mehr zu sagen."

Wohl noch ein Dutzend Reden wurden in diesem Sinne gehalten, die ich so gut als möglich zu widerlegen suchte, und mit der Erklärung schloß, daß ich mich nicht aufhalten lassen werde.

Mah-cau-tschi-fah unterbrach mich abermals und sagte: „Weiße Männer, eure Worte sind glatt; ihr führt etwas im Schilde, sonst beharrtet ihr nicht so fest darauf, vorwärts zu gehen. Ihr habt keine gute Absicht, und je schneller ihr umkehrt, um so besser. Es ist der Brauch nicht, weiter etwas in der Sache zu sagen; haltet ihr es für besser, vorwärts zu gehen, so versucht es; das ist Alles, was ich euch zu sagen habe." (Alle: hau, hau!)

Auf diesen letzten Beschluß erklärte ich fest, daß wir entschlossen wären, eher zu sterben als umzukehren; und würde man uns Hindernisse in den Weg legen, so wollte ich bald mit Männern zurückkommen, stark genug an Zahl, um uns den Weg zum rothen Pfeifenstein zu bahnen.

Die Indianer schienen diese Drohung gar nicht zu beachten, und bestanden fortwährend darauf, daß wir umkehren sollten; wir sattelten jedoch unsere Pferde und ritten rasch mitten durch die Menge davon.

Klima von Griechenland.

Der französischen Akademie wurde eine Reihe meteorologischer Beobachtungen, die in Griechenland angestellt wurden, mitgetheilt, und wir heben nachstehende Punkte aus derselben aus. Das Klima ist mild aber wandelbar, die letzten drei Winter waren indeß zu Athen ungewöhnlich streng. Ewiger Schnee bleibt nirgends liegen, der erste Schnee fällt gewöhnlich im Oktober, der letzte im April. Im Juli und August wäre die Hitze unerträglich, wenn nicht in der Mitte des Tages Seewinde wehten. Regen fällt im Sommer beinahe gar keiner, am Ende des Herbstes und im Anfang des Winters dagegen sehr reichlich, doch hängt die Menge des fallenden Regens sehr von der Nachbarschaft der Berge ab. Stürme sind im Sommer selten, außer auf hohen Bergen, eben so der Hagel, und manchmal vergeht ein ganzer Monat, ohne daß sich eine Wolke am Himmel sehen ließe. An der Küste wehen leichte Seewinde, die den kleinen Küstenfahrzeugen sehr vortheilhaft sind. In gewissen Golfs sind die Winde periodisch und häufig sehr stark; ein nördlicher Wind, der manchmal sehr heftig im Sommer weht, ist ungemein heiß und verursacht Krankheit.

Chronik der Reisen.

Reise durch einen Theil von Armenien und Kleinasien, von J. Braut, englischem Konsul zu Erzerum.

1. Reise nach Diar-Bekir.

(Fortsetzung.)

Als wir Tschorok-Su verlassen hatten, stiegen wir bald bergan durch prächtige Wälder von Buchen, Kastanien und Wallnußbäumen. Die erste Nacht brachten wir in einem Dorfe, Namens Jagat zu, dessen Häuser in dem Walde zerstreut liegen. Weizen wird hier nicht gebaut, aber Mais, Hirse und etwas Reis; die Winter sind nicht streng, aber Sommer und Herbst naß, und darum schlägt die Ernte öfters fehl; indeß wachsen noch Trauben genug, um Wein daraus zu bereiten. Am folgenden Tage blieb der Anblick des Landes derselbe, und wir erreichten gegen Abend das Dorf Didewagi gerade unterhalb des Passes von Kolowah-Dagh. Die Höhe des Dorfs über der See mag nicht über 4000 Fuß betragen, aber der lange achtmonatliche Winter, der neblichte und feuchte Sommer und der frühe Herbst machen den Ackerbau höchst unsicher, und so liefert das wenige anbaufähige Land selbst in guten Jahren für nicht mehr als sechs Monate Korn. Auch gibt es wenig Hornvieh oder Schafe, weil man denselben nicht hinreichend Winterfutter verschaffen kann, das man ihnen beinahe acht Monate hindurch geben muß. Die Einwohner sind eine schöne Raçe, und man kann ihre Mischung mit georgischem Blute nicht verkennen; auch hört man gleich nach Batum georgisch sprechen, und in dem Thal, durch welches ich zog, verstanden viele der Eingebornen gar kein Türkisch. Die Männer gehen stets mit einem Gewehr und einem Kammah, d. h. einem großen zweischneidigen Messer bewaffnet aus, und tragen immer noch am Gürtel einen Strick, welcher jetzt nur noch zur Zierde, früher aber dazu diente, jeden Georgier, den sie auf ihren Streifereien trafen, zu fesseln.

Das Land ist sehr schwierig, und es finden sich nur Fußpfade durch dicke Wälder und an gefährlichen Abgründen vorüber. Karawanen ziehen diese Straßen gar nicht, sondern gehen von Batum das Thal von Kulah oder Adschira hinauf. Von Didewagi, wo ich mich befand, gibt es zwei Pässe, um ins Adschirathal zu gelangen: der über den Perengah-Dagh und dann das Dschiwanahthal hinab, der andere führt über den Kolowah-Dagh und durch das Akothal hinab. Der Perengah-Dagh ist der östliche und schwierigere, macht aber einen kürzeren Abschnitt und läuft nahe an der russischen Gränze; ich hatte gewünscht, diesen einzuschlagen, der Schnee aber verhinderte es, und selbst auf dem Zug über den Kolowah-Dagh mußte das Gepäck durch Menschen getragen werden, da beladene Pferde nicht fort konnten; die große Steilheit des Berges nöthigte mich, hinauf und herab zu Fuße zu gehen. Der Abhang, an dem ich hinaufstieg, war mit einem Walde von den größten Buchenbäumen bekleidet, die ich je sah. Der Gipfel des Bergs war am 30sten Mai noch tief mit Schnee bedeckt, welcher jedoch schnell vollends schmolz. Nur an dem oberen Theile wachsen noch einige verkrüppelte Wachholdersträuche und die Sprossenfichte, der Gipfel selbst aber war kahl. Das Hinabsteigen ins Thal von Ako war ausnehmend steil und lang: ich brauchte 4 Stunden zum Heraufsteigen und eben soviel zum Hinabsteigen, freilich mit Einschluß öftern Anhaltens. Ako ist ein hübsches Thal, und enthält etwa 60 wie es scheint ziemlich wohlhabende Familien, denn das Thal ist gut angebaut, und das Klima gemäßigt: Roggen und Mais werden viel, Weizen aber nur in geringer Menge gebaut; auch wird etwas Seide gewonnen. Das Vieh nährt sich auf den Weiden des Perengah-Dagh, und wenn es auf georgisches Gebiet hinübergeht, so fordert man für das Gras während der Sommermonate 4 Piaster per Stück. Das Volk scheint dem auf der andern Seite der Kette sehr zu gleichen, ihre Gesichtszüge sind georgisch, auch sprechen sie die Sprache.

Von Ako stieg ich in das Thal von Kulah oder Adschirah hinab, durch welches ein bedeutender Fluß strömt, der sich mit dem Tschorok vereinigt, bevor dieser bei Batum ins Meer fällt. Die Wälder auf dieser Seite sind gänzlich von denen auf dem andern Abhang verschieden: hier sind sie ganz alpinisch, und bestehen meist aus Zwergeichen, untermischt mit der schottischen und Sprossenfichte; je weiter man hinaufkömmt, desto mehr verschwindet die Eiche, und in den höhern Theilen findet man nur die Sprossenfichte mit wenigen Birken und Erlen. Längs dem Thal bis Kulah hinauf stößt man wiederholt auf Dörfer, deren Einwohner sich in ziemlich guten Umständen zu befinden scheinen. Kulah, das Erbgut Ahmed Pascha von Kars, etwa 12 g. M. von Batum, ist der Hauptort des Thals und enthält etwa 60 Häuser und einen Bazar mit 20 Buden. Das Klima ist gut, die Trauben reifen hier noch leicht, höher hinauf im Thale aber findet man sie nicht mehr.

Als wir unsern Zug thalaufwärts fortsetzten, erreichten wir an dessen Ende das Dorf Danesvorota, nachdem wir eine Stunde zuvor das kleine Dorf Redsched passirt hatten, wo der Aga des Distrikts sich aufhält. Die Entfernung von Kulah beträgt etwa drittehalb g. M., aber der felsige Weg und die häufigen Umwege, die wir machen mußten, um über die Bergwasser zu kommen, waren Ursache, daß wir nur sehr langsam vorwärts kamen. Die Wälder und Berge zeigten eine Erhebung von wahrscheinlich 5000 Fuß, und der Schnee bleibt so lang auf dem Boden liegen, daß oft das Korn nicht reift; ein weiterer Beweis für die Strenge des Klimas mag darin liegen, daß über dem Föhrenwald, welcher unmittelbar oberhalb des Dorfes liegt, die Birken und Erlen im Anfang Junius erst Knospen trieben. Aber nach allen Seiten hin finden sich üppige Wiesen, welche einen prächtigen Schlag zahlreichen Viehs nähren. Danesvorota ist meist von Leuten bewohnt, welche das an Rußland abgetretene Gebiet verließen, und sich hier ansiedelten, bis sie einen besseren Ort finden können.

Sobald man das Dorf verlassen hat, führt der Weg eine Stunde lang durch einen Föhrenwald auf die Höhe der Kette, wo ausgedehnte Weiden sind, die auch von den Einwohnern des Thals im Sommer benützt werden; sie sind aber nur drei bis vier Monate frei von Schnee, und selbst zu der Jahrszeit, wo ich hinüberzog, lag der Schnee an einigen Stellen noch so tief, daß meine Packpferde mit Mühe durchkamen.

Von der Höhe hinab ist der Abhang leicht bis in die Ebene von Paschkow. Das Land und seine Bewohner nehmen mit einemmale einen ganz andern Charakter an, als auf der entgegengesetzten Seite der Berge, wo das Land bergig und waldreich, die Häuser von Holz, die Sprache georgisch und das Volk schön und schlank gebaut ist. Auf dieser Seite ist das Land offen, oder vielmehr eine Reihe von Ebenen ohne Wald, einige Thäler tief in den Bergen ausgenommen; die Wohnungen sind nach armenischer Art unter dem Boden, und das Volk spricht nur türkisch und trägt die unterscheidenden Züge der armenischen Raçe. Der ganze Landstrich ist zum Kornbau wie zur Viehzucht wohl geeignet, und obwohl jetzt durch die Folgen des Kriegs entvölkert, wird es doch bald wieder bewohnt seyn. Der Sandschak von Paschkow wurde von den Russen bis zur definitiven Regulirung der Gränze behalten, und entweder bei der Räumung oder während der Besetzung alle Dörfer zerstört; einige davon werden gegenwärtig wieder hergestellt, viele aber liegen noch in Ruinen.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 62.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 März 1837.

Volksaufklärung in Schweden und Norwegen.

(Aus dem Tagebuch eines preußischen Offiziers.)

In Norwegen gibt es keine Edelleute, keine Juden, und keine Katholiken. Es ist vielleicht das einzige Land unter den christlichen Staaten, wo diese drei Klassen von Menschen theils nicht seyn dürfen, oder nie gewesen sind. Der Adel ist vermöge eines Beschlusses des Storthings, gegen den Wunsch des Königs, aufgehoben, die Juden dürfen nicht ins Land kommen, und Katholiken sind hier seit der Reformation nie gewesen. Der Papst mag auch wohl nach dieser Domaine nie Verlangen gehabt haben, wo die Natur nur Steine, Holz und Eisen hervorbringt, und dessen Fische höchstens die Fasten bereichern können. Die Reformation ging hier schon früh in voller Reinheit auf, und das einsam glückliche Land blieb verschont von den blutigen Kriegen, die Religionshaß und Parteiwuth über die größten Reiche brachte.

Wenn der Begriff von Aufklärung von den Fortschritten abhängt, die ein Volk im Handel, in der Politik, in Erfindungen und Entdeckungen, in der Theilung der Arbeit und in den Naturwissenschaften macht, — so steht der Norweger zurück gegen viele Völker. Dieß liegt jedoch weniger in einem Mangel natürlicher Anlagen und Bestrebungen des Volks, als mehr in der gänzlichen Abgeschiedenheit seiner Lage, in der Vernachlässigung, womit sie unter dänischer Regierung behandelt wurden, und in der großen Armuth an rohen Landesprodukten. Aber in seiner klimatischen Zone ist es auf jeden Fall das glücklichste, reichste und aufgeklärteste Volk des Erdbodens. Verbinden wir mit dem Begriff von Aufklärung die Fortschritte, welche, besonders die zahlreichste Volksklasse, in sittlicher und religiöser Hinsicht, in der allgemeinen Unterweisung der Jugend macht, so stehen die Norweger weit über manchen Völkern, die wir für hochcivilisirt halten. Es fällt dieß in einem Lande auf, wo keine Landschulen sind, weil es keine geschlossenen Dörfer gibt, sondern die zu einem Kirchspiel gehörigen Gehöfte meilenweit in Felsen und im Gebirge umher zerstreut liegen, zwischen denen im größten Theil des Jahres alle Wegsamkeit aufhört. Was der Norweger weiß, das hat ihn sein Vater gelehrt; er lernt in seinem Leben etwas dazu, und lehrt es seinen Kindern wieder. Der Eifer der Lehrenden und Lernenden ist gleich groß. Ich habe bei Bauern Beispiele von Wißbegierde erlebt, und mir erzählen lassen, die ergötzlich sind, und die man in andern polizirtern Ländern nicht in diesem Umfange antrifft. So erzählte mir der norwegische Kapitän Munthe in Christiania folgenden Zug, der ihm in seinem Nachtquartier zu Maursäter, einem einzelnen Hof des Leir-Elf, am nördlichen Fuß des großen Hardanger Fjeld, begegnete: Einen dortigen Bauern interessirten die topographischen Arbeiten des Kapitäns so lebhaft, daß er sich die Methode merkte, nach welcher Kapitän Munthe seine Karten machte. Er hatte zugleich dem Kapitän als ein kundiger Führer in den unwegsamen Thälern, Klüften und auf dem Hochplateau eines Theils dieses Gebirges sehr nützlich gedient. Nach einem Jahr schickte der Bauer unaufgefordert eine eigens angefertigte und sehr brauchbare Aufnahme vom ganzen Hardanger Fjeld, die als ein gutes Material zur großen Karte von Norwegen benutzt werden konnte. Es war nicht Eigennutz, sondern ein lebhafter Eifer, für die richtige Aufnahme seines Vaterlandes auch ein Scherflein beizutragen, was den Bauer bewog, sich einer Mühe zu unterziehen, die für ihn in zwiefacher Hinsicht unsäglich genannt werden kann. Seine Arbeit ward um so mehr mit Dank angenommen, als es die einzige Karte war, welche über diese ansehnliche Fläche im Zusammenhang existirte, und auf der genau die Gränze zwischen den Stiftern Bergen und Christiansand, so wie die größten Höhen in diesem ungeheuren Gebirgsraum verzeichnet standen. Die mühsame und richtige Zeichnung aller Seen und Flußläufe haben dem Kapitän bei Vergleichungen mit seinen Aufnahmen Bewunderung für das Talent des Bauern abgenöthigt. Ich habe die Karte selbst gesehen, und halte sie, wenn ihr auch die Schönheit abgeht, wegen ihrer Genauigkeit für ein sehr brauchbares Material, welches als ein Denkmal von dem eben so seltenen als lobenswerthen Eifer und Sinn eines Bauern in den Archiven aufbewahrt zu werden verdient.

Die Meinungen, welche über den geringen Aufklärungsgrad der Norweger verbreitet sind, und mit denen ich in dieß Land trat, sind so unrichtig, daß ich selbst erst in Norwegen

eine Menge Irrthümer über die Unwissenheit, Rohheit und Wildheit der Bewohner ablegte. Ich fand unter der niedern Volksklasse eine Wißbegierde, aus meinen Zeichnungen und Karten etwas zu lernen, die mich oft überrascht hat, und wobei ich nichts mehr bedauere, als daß ich der Landessprache doch nicht so mächtig gewesen bin, um auf ihre vielen Fragen gehörigen Bescheid geben zu können. Wenn ich damit die Stumpfsinnigkeit vergleiche, mit der unser Bauer dergleichen Gegenstände bei sich vorübergehen läßt, so erkenne ich hierin einen grellen Unterschied im Nationalcharakter. Auch der schwedische Oberstlieutenant Carpelan in Stockholm erzählte mir, daß er bei seinen Messungen in Norwegen einen jungen Bauerssohn kennen lernte, der ihm auf die uneigennützigste Weise, bloß aus Interesse für seine Arbeiten, geholfen habe, daß er dabei mit aller Anstrengung ihm etwas abzulernen versucht, und ihn zuletzt dringend um eine Karte von Norwegen gebeten habe. Leider hat von diesem Drang nach Wissen die vornehme Klasse in Norwegen wenig abbekommen. Ich traf auf solche Unwissenheiten und auf eine so unverzeihliche Unkunde in ihrem eignem Lande, daß ich in unangenehme Verlegenheiten kam, wenn ich über Manches Belehrung suchte, und sie nicht fand.

Eine Vorstellung von dem Zustand der Literatur, und von dem geringen Verlangen der höhern Klassen nach geistiger Nahrung erhielt ich in Christiania, als ich dort nach den Buchhandlungen fragte. Es gab nur Einen Buchladen, den des Buchhändlers Winter, aber im norwegischen Winter erstarrt Alles. Der Mann hat keinen Absatz, also schafft er nur an, was ihm gefällt, da sich kein anderes Verlangen rege macht. Ein schlechter Grundriß von Christiania und ein lithographirter Prospekt von einem Wasserfall, so schlecht wie die ersten Holzschnitte vor Jahrhunderten gewesen seyn mögen, war Alles, was die Kunst mir darbot.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sallaschen auf den Karpathen.

(Schluß.)

Sie haben zweierlei blasende musikalische Instrumente, die Tromba bis 10 Fuß lang, ein ausgehöhltes junges Bäumchen von 1½ Zoll im Durchmesser, oben mit einem Mundstück und unten mit einem kegelförmigen Ansatze von zusammengefügter, mit Bast umwundener Baumrinde versehen, und eine Art Schalmei. Beide Instrumente, so einfach sie sind, tönen recht harmonisch: sie spielen darauf eine Art des schweizerischen Kuhreigen, und wenn einer auf der Tromba bläst, so antworten die Hirten vom nächsten Berge, und das ganze Gebirge ertönt von zwar rauhen, aber keineswegs unangenehmen Melodien. Durch dieses Instrument wissen sie sich auch mit ihren entfernten Nachbarn zu verständigen, und mittelst eigener Signale rufen sie bei Annäherung irgend einer Gefahr sämmtliche Hirten der Nachbarschaft zusammen, die auf ein solches Zeichen plötzlich herbei eilen, dem Bedrängten beizustehen. Die Angriffe wilder Thiere ausgenommen, haben sie übrigens selten etwas zu befürchten, denn selbst von Räubern und Landstreichern, welche sich ehedem nicht selten auf den Sallaschen aufhielten, wurden die Hirten eher gefürchtet als verfolgt, und zuweilen ereignete es sich sogar, daß diese unter ihnen lebten, wie dieß namentlich bei dem berüchtigten Räuber Janoschik der Fall war, dessen sich noch immer die ganze Karpathenkette, so weit sie von Slawaken bewohnt ist, mit Schaudern erinnert. Alle Nachrichten, deren es sehr viele von ihm gibt, stimmen jedoch darin überein, daß ihn namentlich das Landvolk mehr bewundert als verachtet hat, denn er soll in Hinsicht seiner Denkart unter seinesgleichen rühmlich sich ausgezeichnet haben. Während er wohlhabende Reisende ausplünderte, was immer mit vieler Schonung geschah, ließ er Arme, insbesondere reisende Studenten selten die Straße ziehen, ohne sie reichlich zu beschenken. Letztere examinierte er öfters, und ermahnte sie fleißig zu studiren. Die Erwachsenen nöthigte er zu Zeiten, ihm und seinen Leuten ordentliche Predigten zu halten, wozu er augenblicklich den nächsten Baum hoch über der Erde abstocken und aus dem Stock eine Art Kanzel hauen ließ. Er mit sammt seinen Spießgesellen hörten dann die Predigt sehr andächtig an, und ließ hierauf alle seine Leute Geldopfer machen, auf eben die Art, wie dieß in Kirchen üblich ist, während er selbst die Studenten sehr reichlich beschenkte, nicht nur mit Geld, sondern auch mit Leinwand und Kleidern, wobei er anstatt der Elle, sich der Entfernung eines Baumes zum andern bediente. Nicht minder artig und gefällig soll er sich gegen das weibliche Geschlecht betragen und auch diese selten ohne Geschenke entlassen haben. Einst traf er einen seiner ehemaligen Schulgenossen, der gerade im Begriff war, seine Hochzeitsreise zu machen. Diesem näherte er sich, ohne aber ihm oder dessen reichgeschmückter Braut etwas zu Leide zu thun, und nahm ihm nur das Versprechen und als Unterpfand einen silbernen, mit Edelsteinen besetzten Säbel ab, daß dieser mit seiner Braut eben denselben Weg auch zurück nehmen werde. Im Vertrauen auf den Edelmuth des Räubers, obschon, wie man sich vorstellen kann, nicht ohne große Verlegenheit, hielt dieser sein abgedrungenes Versprechen, und traf im Rückweg auf derselben Stelle den sammt der ganzen festlich geschmückten Rotte wartenden Räuber an. Dieser bewillkommnete die Braut sehr anständig, beschenkte sie mit allerlei Kostbarkeiten, gürtete selbst den Säbel dem Eigenthümer um, schloß mit herzlichen Wünschen zum Ehestand, und ließ das staunende Paar friedlich seine Straße ziehen. Auf den Sallaschen war die Hauptsache, ein Schaf zu schlachten, Mahlzeit daraus zu bereiten, Milch zu trinken, und die Hirten mußten Dudelsackmusik machen, wobei er sich gut unterhielt, und gewöhnlich die Mahlzeit mit einem Tanze beschloß. Durch Verrath seines Dudelsackpfeifers gelang es der Obrigkeit endlich, dieses gefürchteten Mannes habhaft zu werden, und nachdem er eine lange Reihe von Jahren sein Unwesen getrieben, empfing er (1713) in Lypto, nächst Sz. Miklos, seiner Thaten Lohn, indem er bei einer linken Rippe aufgeknüpft, sein Leben lassen mußte. Unter den Slawaken existirte längere Zeit hindurch ein angeblich von Janoschik selbst verfaßtes Manuskript, worin die Haupt-

niederlagen der von ihm geraubten Schätze bezeichnet waren, und an vielen Orten wurden von dem leichtgläubigen Hirtenvolke Nachgrabungen angestellt, allein es gelang, so viel man weiß, noch niemand, irgend etwas zu finden. Diese und andere gräuliche Geschichten sind denn noch immer im Schwung, und werden mit Schaudern von den Sallaschnern jedem Fremden erzählt, der ihnen willig Gehör schenkt. Ein-, auch zweimal des Jahrs hindurch werden diese Sallaschen von den Forstbeamten der verschiedenen Distrikte bereist, und das Vieh genau nachgezählt, welches jeder Sallaschner zu halten berechtigt ist. Die Eigenthümer mit ihren am meisten hiebei interessirten Mischniaken müssen sich dann bei den Kolyben einfinden, ihr Schaf- und Rindvieh in die Hürden treiben, wo es nachgezählt und die Zahl festgesetzt wird, wie viel sie auf dem Sallasch halten dürfen. Zugleich werden ihnen Regeln vorgelesen, wie sie sich in Bezug auf die Waldungen und das obrigkeitliche Jagdrecht zu benehmen haben, denn Hunde frei herum laufen zu lassen, eiserne Obuschken (Hacken mit langem Stiel) zu haben, dem Wildpret, welches sich in außerordentlicher Menge hier aufhält, nachzustellen, ist ihnen streng untersagt. Allein diese Ordnung zu überschreiten gebietet ihnen gar manchmal die Noth, denn Hunde und eiserne Obuschken gereichen ihnen zum Schutze gegen Wölfe und Adler, die ihnen manch junges Lamm entführen. Der Feldbau ist bei diesen an Entbehrungen aller Art gewöhnten Menschen natürlich höchst unbedeutend; in der Nähe seiner Hütte reißt der Sallaschner mittelst der Hacke ein Stück Bergwiese um, baut Erdäpfel und Haidekorn, hierauf Haber, und der Acker ist fertig. Da die Wege zu diesen Gebirgswirthschaften zur Winterszeit gewöhnlich sehr ungangbar sind, so werden bei einem Todesfall die Leichen so lange aufgehoben, bis die Witterung ihre Beerdigung gestattet. Gegen sonstige Unglücksfälle wissen sie sich aber immer selbst Rath zu schaffen, zumal sie selbst im Besitz von allerhand natürlichen und sympathetischen Mitteln sind, wobei jedoch unter den erstern ein kräftiger Schluck mit Kräutern oder Pfeffer versetzten Branntwein die Hauptrolle spielt.

Die Ebenen ostwärts der Rocky Mountains.

Ein neuerer Reisender schildert diesen interessanten bisher noch wenig bekannten Landstrich folgendermaßen: die ganze Oberfläche dieses ungeheuren Landstrichs ist hart und eben, fast ohne Stein und Kies, und überzogen von einem grünen Rasen, dessen Gras nur drei bis vier Zoll hoch ist. Darüber hin würden die Räder eines Wagens Hunderte von Meilen weit so leicht fortrollen, als auf einer macadamisirten Straße, und die geringen Unebenheiten würden nirgends einen Reiter aufhalten im Galopp darüber hinzujagen. Die volle Ausdehnung und der eigentliche Charakter dieser Prairien sind bis jetzt noch wenig bekannt, man wird aber gestehen, daß sie ein wahrhaft großartiges Schauspiel darbieten, wenn ich versichere, daß ein Wagen mit sechs Pferden über unendliche grüne Felder von den St. Antonsfällen bis Lord Selkirks Niederlassung, von da bis zur Mündung des gelben Steinflusses, bis zum Platte-Flusse, bis zum Red-River und Arkansas und endlich von da über St. Fé und durch Texas bis an den mexikanischen Golf in vollem Galopp, und — mit Ausnahme der Flüsse und Schluchten — mit der größten Leichtigkeit fahren könnte.

Chronik der Reisen.

Reise durch einen Theil von Armenien und Kleinasien, von J. Brant, englischem Konsul zu Erzerum.

1. Reise nach Diar-Bekir.

(Fortsetzung.)

Ich brachte die Nacht im Dorfe Digwir zu, wo der Bei des Gandschaks Paschkow residirt, und überstieg am folgenden Morgen eine sehr baumlose und schwach bewohnte Bergkette, die kaum im Sommer den Heerden einiger Turkomannenstämme hinreichende Weide darbieten mag. Von der Bergkette stieg ich hinab in die reiche vom Kur bewässerte Ebene von Ardahan, deren oberer Theil in der Nähe der Quellen des Flusses sumpfig ist, und nur als Weidland dient, der untere Theil ist aber gut angebaut und fruchtbar. Ardahan enthielt früher 500 Häuser, wurde aber von den Russen eingenommen und zerstört, und zählt jetzt nur noch 70 Familien. Die Wohnungen sind wie in den armenischen Dörfern unter dem Boden, eine Bauart, die man wegen des strengen Klimas angenommen hat. Die hier befindliche Veste wurde von den Russen geschleift und die Kanonen abgeführt; der Platz wäre jedoch nie von Bedeutung gewesen, da er von den umliegenden Höhen beherrscht wird. Innerhalb der Schloßmauern sind einige steinerne Häuser, sie liegen aber jetzt gleichfalls meist in Trümmern.

Von Ardahan führt der Weg über ein hohes Tafelland, das reich ist an herrlichen Weiden, die jedoch von Sümpfen durchschnitten sind. Auf einer Strecke von 6 g. M. stößt man auf kein einziges Dorf, und erst 5 Stunden vor Kars findet man wieder Dörfer und angebauten Boden, und das Land wird wohlbevölkert und fruchtbar. Kars war früher eine große Stadt, litt aber durch den Krieg bedeutend: als die Russen einzogen, entfernte sich die türkische Bevölkerung, und als die Türken wieder kamen, zogen die Armenier ab, wodurch viele Dörfer verödet wurden. Ueber Kars hinaus kommt man durch eine reiche wohl bewässerte, etwa 6 g. M. lange Ebene mit üppigen Weiden, viel Ackerbau und zahlreichen Dörfern, die mit Ausnahme eines einzigen alle von Türken bewohnt sind. Am Ende der Ebene steigt man allmählich aufwärts an dem Suwanli-Dagh, der mit Wäldern von schottischen Föhren bedeckt ist. Es wäre leicht, über diese Bergkette, die im Sommer mit Karren überstiegen wird, einen für Wagen brauchbaren Weg anzulegen. Der Aufstieg ist lang und allmählich, und die Höhe mag etwa 5500 Fuß betragen, die Hinabfahrt ist kurz und steil, und endigt an den Ufern des Aras, der durch die Ebene von Pasin strömt, die wegen ihrer Fruchtbarkeit berühmt ist. Unzählige armenische Familien zogen mit der russischen Armee von Pasin ab, so daß jetzt die meisten Dörfer nur halb bewohnt sind, und weite Strecken fruchtbaren Landes wüste liegen. Diese Ebene ist von der von Erzerum durch eine Bergkette getrennt, die sich nur 800 — 1000 Fuß über die Ebene erhebt, und Deveh-Boyini oder Kameelshals heißt. *)

*) Sie bietet dennoch einen der höchsten Punkte Armeniens dar, und bildet die Wasserscheide zwischen dem Araxes und Euphrat, deren Quellen sich hier auf dritthalb g. M. einander nähern.

Hasan-Kale war ein bedeutender Ort, ist jetzt aber nur noch ein Trümmerhaufen, welcher 30 oder 40 Familien enthält; er ist ummauert und hat ein genuesisches Schloß in Ruinen, das nicht in vertheidigungsfähigen Stand gesetzt werden konnte wegen der benachbarten Berge. Die Entfernung von Kars nach Erzerum beträgt ungefähr 25 — 27 g. M. Die Wälder des Suwanli-Dagh versehen Kars, Erzerum und die Dörfer in der Ebene von Pasin mit Bau- und Brennholz. Wenige Kurden bewohnen die Ebene, ziehen nicht darüber hinaus und leben ganz friedlich.

Erzerum wird durch seine Lage stets ein wichtiger Punkt bleiben: es liegt in einer fruchtbaren, 7 — 10 M. langen und 3 — 5 Meilen breiten Ebene, die der Kara-Su oder westliche Arm des Euphrat bewässert. Nach allen Seiten hin finden sich reiche Kornländer, worin vorzügliche Pferde und Maulthiere, Hornvieh und Schafe in großer Anzahl gezogen werden. Erzerum beherrscht die Straße nach Persien und deckt den Zugang nach Konstantinopel, als Paschalik steht es an Größe und Wichtigkeit nur dem von Bagdad nach. Das Klima ist rauh wegen der hohen Lage über dem Meere, die ich auf 5500 Fuß anschlage. Die Ebene enthielt früher etwa 100 wohlbevölkerte und blühende Dörfer, von denen einige zum Theil, andere ganz von Armeniern bewohnt waren; die letztern sind ausgewandert, und so liegt ein großer Theil der Ebene nun wüste; der Boden ist nicht allenthalben gleich fruchtbar: in der Nähe der Berge, wo die Stadt liegt, trägt der Waizen nur 6 — 8fach; in dem niedern Theile in der Nähe des Flusses 12 — 15fach, alle Kornarten in diesem Theile Armeniens gelten für sehr vorzüglich. Die Stadt erhebt sich langsam von dem Schlage, den ihr die Besetzung durch die Russen und die Auswanderung so vieler fleißigen Armenier zufügte; ihre frühere Bevölkerung schätzte man im J. 1827 auf ungefähr 150,000, jetzt kann sie nicht über 18,000 betragen, aber sie schwankt bedeutend wegen der ungeheuren Anzahl von Fremden, welche unaufhörlich mit den Karawanen kommen und abgehen. Die Stadt enthält eine Citadelle aus den Zeiten der genuesischen Besetzung; ein großer Theil derselben, in dem die hauptsächlichsten Bazars und Khanes sind, ist von einer Mauer eingeschlossen.

Ich verließ Erzerum am 2ten Julius, zog, dem Laufe des Kara-Su folgend, ungefähr 5 g. M. weit durch die Ebene, wich dann von der großen Straße nach Konstantinopel, die in der Nähe des Flusses fortläuft, ab, und betrat nun einen höher gelegenen Landstrich, der wenig Anbau und wenig Dörfer zeigte. Es fehlt demselben gewöhnlich an Feuchtigkeit, und darum sind die Ernten schwach, in nassen Jahreszeiten aber ist der Ertrag günstig. Von diesem hohen Landstrich aus stieg ich hinab in die Ebene von Terdschan, wo der Mamah-Khatun sich mit dem Kara-Su vereinigt. Dieß ist eine schöne wohlbewässerte Ebene, welche größtentheils von Türken und einigen wenigen Armeniern bewohnte Dörfer enthält, aber eine weit größere Bevölkerung ernähren könnte, da ein großer Theil fruchtbaren Landes wüste liegt. Die Leute beklagten sich über die Räubereien der Kurden, die in den südlich gelegenen Dudschikbergen hausen, und denen sie den öden Zustand des Landes zuschreiben. Man darf kein Vieh bei Nacht im Freien lassen, und alles geschnittene Korn muß vor der Nacht eingeheimst werden, wenn nicht die Kurden es fortführen sollen. Das Klima ist viel milder als zu Erzerum, wie sich aus dem Stand der Feldfrüchte ergab: hier war das Korn bereits gelb geworden, während es zu Erzerum noch nicht in Aehren geschossen war; der Weizen trägt hier zehnfältig. Die Gebäude sind nach armenischer Sitte halb unter dem Boden, doch ist der Winter nicht so strenge, daß man das Vieh nicht außerhalb weiden lassen könnte. Der Kara-Su wird nach seiner Vereinigung mit dem Mamah-Khatun ein bedeutender Fluß, der selbst in der trockensten Jahreszeit nur wenige Furten darbietet. Die Entfernung von Erzerum nach Karghan, das nicht weit unter der Vereinigung beider Flüsse liegt, beträgt etwa 15 g. M. in südwestlicher Richtung.

Zwischen den Ebenen von Terdschan und Erzingan schiebt sich eine Bergkette mit vielen festen, leicht zu vertheidigenden Pässen ein: sie ist von Kurden bewohnt und bildet einen Theil der Dudschikkette. Der Fluß macht eine Biegung weit in die Berge hinein, und sein Bette soll hier voller Felsen und Schnellen seyn; als wir die Ebene von Erzingan betraten, näherte er sich wieder unserm Wege. Die Dudschikberge sind nur von Kurden bevölkert, welche den Winter über in Dörfern wohnen und das Land bauen. Sie gelten für reich, zahlen dem Sultan keine Abgaben, lassen aber keine Gelegenheit entschlüpfen, solche von den Reisenden zu erheben, und plündern unaufhörlich ihre Nachbarn. Es sind zwei mächtige Stämme, Schah-Husein und Balabanli genannt, von denen jeder, wie man sagt, vier bis 5000 Mann, meist Fußsoldaten, ins Feld stellen kann. Mehrere andere Stämme bewohnen außerdem noch diese Berge, über die ich, da sie in den südlichen Theilen dieser Kette hausen, keine nähere Nachricht erhalten konnte. Die Entfernung von Karghan nach Erzingan schätzte ich auf etwa 7 bis 8 Meilen in südwestlicher Richtung.

Erzingan enthält etwa 3000 Häuser oder Familien, worunter 800 armenische, der Rest türkische; die Stadt steht unter einem Bei, und ist von dem Paschalik Erzerum abhängig. Die Häuser hier und in allen Dörfern der Ebene sind über dem Boden erbaut, was ihnen ein freundlicheres Ansehen gibt, als in den übrigen Theilen Armeniens. Die Stadt liegt am westlichen Ende einer schönen fruchtbaren Ebene, welche 5 Meilen lang und 3 bis 4 M. breit ist. Die Dudschikberge bilden ihre Südgränze, und an ihrem Fuße fließt der Kara-Su. Das Klima ist hier im Winter nie strenge, und im Sommer warm, die Ernte war bei unserer Durchreise (d. 6. Juli) zum Schneiden reif, und dießmal eher etwas zurück. An der Nordseite der Ebene ist der Fuß der sie begränzenden Berge mit Dörfern bedeckt, die von sehr ausgedehnten Gärten umgeben sind, woraus die benachbarten Distrikte bis Erzerum, Baiburt und Gumisch-Khane mit vortrefflichen Früchten, namentlich Trauben und Melonen, im Ueberfluß versehen werden. Die Ernten sind hier üppiger, als ich sie je gesehen hatte, der Weizen ist schwer und das Stroh viel länger als auf den Ebenen bei Erzerum; der Weizen soll hier das zwölfte Korn geben. Die Mitte der Ebene ist etwas sumpfig und zeigte Spuren von Salz, bietet indeß einer großen Menge von Pferden, Hornvieh und Schafen Weideplätze dar. Es sollen gegen hundert Dörfer in der Ebene seyn; aber die kurdischen Räubereien haben die Zahl der Einwohner allmählich vermindert: ein Dorf, an welchem ich anhielt, hatte früher 100 Familien, jetzt aber nur etwa 30, und man erzählte mir, daß die meisten Dörfer in gleichem Grade verringert waren. In keinem Theile Kleinasiens sah ich eine Ebene mit einer üppigeren Vegetation, noch mit dem Anschein eines sorgfältigeren Anbaues.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 63.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 März 1837.

Benediktiner-Abtei Szkalka.

Eine Stunde von Trentsin, stromaufwärts, bei dem Dorfe Opatowa rücken die Bergufer der Waag näher an einander, gleichsam einen Engpaß bildend, dessen rechte oder westliche Wand als ein mächtiger, an tausend Fuß hoher Felsen aus dem Strome sich erhebt, der ihn zürnend umbraust. Theils Hochwald, theils niederes Gesträuch bekleiden den Berg bis zum Gipfel, an welchem wundersam angeklebt die Gebäude der wohlhabenden, dem Titel nach gegenwärtig noch bestehenden Benediktiner-Abtei Szkalka gar räthselhaft zwischen Himmel und Erde schweben. Beflügelten Schritts eilt der Wanderer im Thale an dieser Stelle vorüber, befürchtend, jede Minute möchte das von den weit sich vorbeugenden Felsen gehaltene Gebäude abgeschüttelt werden, und ihn erschlagen. Allein bereits ist über ein halbes Jahrtausend verflossen, seit die Andacht hier den ersten Stein zum Bau legte. Noch länger ist es aber, daß die Natur jene tiefe Wölbung in dem harten Felsen erbaute, die einen Apostel des Christenthums beherbergte, und Veranlassung zu den spätern Bauten in dieser Wildniß gab. Der Weg dahin ist ungemein beschwerlich und steil, und windet sich über des Berges Rücken bis zu der tiefer gelegenen ehemaligen Kloster-Meierei. Eine freilich nicht mehr im besten Zustande befindliche Treppe von 180 Stufen, nur zum Theil noch bedeckt, führt von hier aus zu der in Fels gehauenen Pforte des Klosters, durch welche man in einen kleinen abschüßigen Hof eintritt. Die rechts sich aufthürmenden, mehrere Stockwerke umfassenden Gebäude waren vor wenigen Jahrzehenden noch in bewohnbarem Zustande nun aber sind sie durch Sorglosigkeit so verwüstet, als ob seit drei Generationen nur die Windsbraut in den hallenden Gemächern gehaust hätte. Gleichwohl bietet dasselbe der Sehenswürdigkeiten noch manche dar, worunter insbesondere die großartigen Obst- und Weinkeller, vor Allem aber die Höhle des h. Benedikt gehört, welche jedes Fremden Aufmerksamkeit ausschliessend fesselt. Eine dem Haupteingang des Gebäudes gegenüber befindliche kaum vier Schuh hohe Oeffnung, so schmal, daß wohl mancher der hiesigen Einsiedler den Durchgang nur mit strengem Fasten erkaufen mochte, führt in deren Inneres. Man tritt nun in einen dunkeln, mit äußerst kühler Zugluft erfüllten Felsgang, dessen Ende nach etwa sechs Klaftern in einen geräumigen Saal sich erweitert, gegen Osten mit einer Mauer geschlossen ist, zu einer Kapelle geweiht wurde. Ueberreste eines Altars, mit höchst mittelmäßigen Malereien und der Treppe eines offenen Todtengewölbes sprechen deutlich die Bestimmung dieser weiten Halle aus, in deren Boden die Jesuiten, bei Gelegenheit einiger Bauveränderungen, Särge mit den Ordenszeichen der Templer gefunden haben sollen. Die Fortsetzung des Ganges in der rechten Ecke dauert noch eine ziemliche Strecke hindurch, und ist sehr naß und schlüpfrig, denn das träufelnde Wasser bringt eine schmutziggraue, strichweise dunkelbraun ockerartige Erde mit sich, die Boden und Wände überzieht und zum Theil auch das Steinbild überzogen hat, das den im Hintergrund befindlichen Benediktus, den ehemaligen Bewohner dieser Gegend, versinnlicht und zugleich das Ziel der Wanderung bezeichnet. Ein Kranz von verwelkten Blumen ziert das Haupt, ein Strauß die erhobene Rechte dieser Statue, von frommen Mädchen am jeweiligen Jahrestage des Heiligen dargebracht. Die Legende belehrt uns über die Lebensumstände dieses Heiligen in Folgendem: In derselben Zeit, als Geysa und sein erhabener Sohn Stephan die alten Götzen der Magyaren von den Altären stürzten und den erlösenden Christus darauf setzten, lebte Benedikt, ein Dalmatiner von Geburt, mit seinem Freunde und Meister Zoerard in der vordern Höhle dieser einsamen Felsen, das Evangelium den Zuhörern verkündend. Um ihre Lehre zu verbreiten, trennte sich Zoerard in der Folge von seinem Schüler, begab sich auf den Berg Zobor bei Neutra und starb in Ausübung des Amtes, wozu ihn der Geist berufen, im ersten Zehend des eilften Jahrhunderts. Benediktus, der jetzt allein war, verdoppelte seinen Eifer, dem Himmel Seelen zu gewinnen, und erlangte bald den Ruf Gott wohlgefälliger Frömmigkeit. Allein dieses Streben mißfiel manchen, die den alten Göttern anhingen, und es vereinigten sich drei, zugleich lüstern nach den Schätzen, die wie sie glaubten, der h. Mann von den Spenden der Gläubigen zusammen gehäuft habe, ihn zu ermorden. Wehrlos, eben im Gebet begriffen, trafen sie den Greis beim Eindringen in die Höhle. Im festen Vertrauen auf die göttliche Allmacht befahl

Benedikt dem Fels, ihn aufzunehmen und gegen seine Feinde zu schützen. Und siehe da, wie er sie berührte, öffnete sich die Wand und entzog ihn den Blicken der bestürzten Mörder. Fünf runde Löcher, von dem Durchmesser etwa eines halben Zolles, und zwei Fußtapfen, die man im Stein deutlich wahrnimmt, rühren von diesem Wunder her, und heilten einst kranke Hände und Füße, die hingehalten wurden. Der Gerettete bewohnte nunmehr die innere neu entstandene Höhle, die das böse Gewissen nicht zu betreten wagte, und fuhr fort in seinen rathenden und bekehrenden Bemühungen. Da erwarteten ihn die Räuber einst am Wege, schleppten ihn an den Rand des nächsten Felsens und stürzten ihn in die vorüberfließende Waag. Sanft trugen die Wellen den Leichnam an das jenseitige Ufer, über ihm erhob sich ein Adler mit lautem Klaggeschrei und weilte schwebend und ruhend so lange, bis einige Leute durch die wunderbaren Töne herbeigezogen, den Körper fanden und zur Erde bestatteten. Von hier gelangte er jedoch um das Jahr 1013 in die Domkirche zu Neutra, wo er nebst den Ueberresten seines Freundes Zoerard der öffentlichen Verehrung ausgesetzt ward. Dreihundert Jahre hindurch ruhte er hier im Frieden, bis Mathias von Trentsin, Karls I furchtbarer Gegner, die ihrem König treue Stadt eroberte und die silbernen Särge beider Heiligen ihres Inhalts entlastete, der so zerstreut wurde, daß gegenwärtig nur mehr ein Schenkel Zoerards daselbst aufbewahrt wird.

Um den Ort, wo Benediktus gemordet worden, zu ehren, ließ Jakob Bischof von Neutra im J. 1222 mit des Königs Bewilligung ein Kloster daselbst erbauen, das er den Söhnen Benedikts von Monte Cassino einräumte und mit liegenden Gründen dotirte, die sich in der Folge bis zu einer ansehnlichen Herrschaft ausdehnten. An der Stelle, wo der fromme Einsiedler in den Fluß geschleudert ward, befahl Georg Graf von Thurzo 1520 eine Kirche auf dem Felsen aufzuführen, die aber bereits in Ruinen liegt, ein Vorspiel von dem Schicksal, welchem die Gebäude der Abtei mit schnellen Schritten entgegen eilen.

Volksaufklärung in Schweden und Norwegen.

(Fortsetzung.)

Eben so erfreut sich die dramatische Kunst keiner besondern Theilnahme der höhern Klassen. Ich wohnte einem Ritterschauspiel bei, was ich lange nicht wieder vergessen konnte, so viel Mühe ich mir auch gab. Ein langes niedriges Gebäude, welches ich für eine Reitbahn hielt, verspricht schon von vorn herein nicht viel. Beim Eintritt in diesen Musentempel einer nordischen Hauptstadt hatte ich die Wahl unter drei Plätzen: das Parquet unmittelbar hinterm Orchester, wo außer einer kurzen Bank an der Seitenwand keine Anstalt zum Sitzen war. Hier zahlte ich 2 Mark (14 Sgr.). Der erste Platz erhebt sich amphitheatralisch hinterm Parquet, und zwar mit langen Bänken. Es kostet eine halbe Species (17 Sgr.) Die Gallerie ist der hinterste und höchste Raum, dicht unterm Balken, in tiefem Dunkel gehüllt, also nicht sichtbar, aber hörbar. Dort erlegt man viel: 36 Schilling (10 Sgr.).

Das Orchester bestand aus 20 Musikanten, die recht präcis spielten. Wäre es jedoch möglich gewesen, daß auch sie ohne Licht fungiren konnten, so hätte man wahrscheinlich gar kein Licht mehr gesehen. Die Lampen der Notenblätter sollten das das ganze Lokal erleuchten, wodurch sich außer einer recht weise angelegten Oekonomie noch der besondere Vortheil ergab, daß man das traurige Innere des dürftigen Hauses nicht genau erkannte, und daß man über manche dunkle Schattirung an den Wänden in einer angenehmen Täuschung blieb. Es wäre gut gewesen, wenn sich diese Täuschung mit ihrem magischen Dunkel auch über die Freskomalerei des Vorhangs und über die malpropre Garderobe der agirenden Ritter verbreitet hätte. Die Kostüme schienen die abgelegten Stücke einer auswärtigen Theatergarderobe zu seyn. Sie paßten nirgend recht. Ein Ritter hatte während des Spiels einen großen Theil der Aufmerksamkeit auf seine zu weiten Stiefeln zu richten. Einen alten Ritter, der zu den Hauptakteurs gehörte, konnte man bei den feierlichsten und rührendsten Scenen nicht ohne Lachen ansehen. Die Farben und übrigen Kunstmittel, mit denen er ein altes Gesicht hervorzubringen hatte, waren so grob aufgetragen, daß er einem schrecklich zerfetzten Krieger ähnlich sah. Aber sein Spiel war noch schrecklicher, denn seine ganzen Gestikulationen bestanden darin, sich unaufhörlich mit gefalteten Händen auf den Unterleib zu schlagen. Dessenungeachtet erfreute er sich eines lauten Beifalls. Mit dem Beifallklatschen war man sehr splendid.

Der Inhalt des Stücks war gräßlicher Unsinn, aber der Verfasser hat sein Publikum gekannt. Durch ein schauderhaftes, ungeschicktes Zusammentreffen mehrerer Mordthaten versucht er die nordischen Nerven auf eine grobe Art zu erschüttern. Die allgemeine Rührung war so groß, daß ich mehrere Frauen laut schluchzen hörte, und mich nur mühsam des Lachens erwehren konnte. Durch drei Akte quält der Verfasser seine Zuhörer mit langweiligen Dialogen hindurch. Am Ende des dritten Akts erfolgt die Explosion, indem jener alte Ritter einen unerwünschten Geliebten bei seiner Tochter überrascht, welcher die drei Knappen im Gefolge des alten Ritters niederhaut, worauf dieser das Schwert zieht, aber ebenfalls niedergehauen wird. Nun stürzt ein junger Ritter herein, dem die Tochter zugesagt, und der zufällig ein Freund des gewaltigen Todtschlägers ist. Vor diesem wirft er seine blutigen Waffen verwundernd nieder und rennt wild weg.

Dieß ward mir zu viel, und auch ich rannte schnell davon zum gutbesetzten Abendtisch meines alten Gastwirths, ohne das Ende dieses Stücks abzuwarten.

Unter den öffentlichen Erziehungsanstalten verdient die Kriegsakademie oder Kadettenanstalt zu Christiania eine rühmliche Erwähnung. Ich ward von den Offizieren zuvorkommend empfangen. Alle sprachen deutsch und bemühten sich mir das zu zeigen, was ihre kleine, aber sehr hübsche Anstalt Interessantes aufzuweisen hat. Zuerst sah ich den Lehrplan und war erstaunt über die Menge Gegenstände, in denen die jungen Leute unterrichtet werden. Ich bin in B..... Kadet gewesen, aber ich

muß beschämt gestehen, daß ich damals die Wissenschaften kaum dem Namen nach gekannt habe, in denen der junge Norweger außer den gewöhnlichen Schulwissenschaften hier noch Unterricht empfängt. Von Statik, Nautik, Hydraulik, Mechanik habe ich als Kadet nicht einmal eine Erklärung gehört. Niemand verläßt die Anstalt als Offizier, der nicht fertig deutsch sprechen kann. Auch in der Physik wird Unterricht ertheilt.

Beim Eintritt in die Klassen fand ich die jungen Leute mit Planzeichnen beschäftigt. Dieß interessirte mich, weil es mein Metier ist. Ich darf mir also ein Urtheil über das zutrauen, was ich hier sah, und kann versichern, daß mich die große Fertigkeit wahrhaft überraschte, mit der alle diese jungen Leute arbeiteten. Es ward mir eine große schöne Zeichnung mitgegeben, die ich als ein theures Andenken aufbewahre. Die Art, wie sie die steilen und sanftern Abdachungen der großen Felsflächen mittelst engen und weiten, — starken und feinen Horizontalen darstellen, und dadurch recht deutlich von den reinen Erdböschungen unterscheiden, ist ansprechend und zweckmäßig. Alle Erdböschungen zeichnen sie nach der Lehmannschen Beleuchtungstheorie wie wir.

In der hübschen Bibliothek der Anstalt wurden mir viele deutsche Werke vorgelegt, wie man denn überhaupt auf die deutsche Literatur einen hohen Werth legt. In einem andern Zimmer sah ich die äußerst kunstvollen Modelle von Bergwerken, künstlichen Brücken, so wie eine recht reichhaltige Mineraliensammlung.

Ein gewisser Anker stiftete dieß Institut auf eigene Kosten. In vier Klassen werden 40 Zöglinge unterrichtet, von denen 30 eine jährliche Pension von 90 Species (100 Thlr.) und 10 Zöglinge jährlich 230 Species zahlen. Die jungen Leute wohnen aber in der Stadt. Es werden nicht bloß Offiziersöhne aufgenommen. Nach fünf Jahren treten sie als Offiziere in die Armee, wenn sie zuvor ein strenges Examen abgelegt haben. Jeder erhält alsdann 80 Species zu seiner Equipirung. Der feine Anstand der jungen Leute, ihre militärische Haltung und Ordnung in Anzug und Manieren, haben einen erfreulichen Eindruck auf mich gemacht und ich bewahre eine angenehme Erinnerung an die Stunden meines dortigen Besuchs.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schlangenzauberer in Aegypten.

(Nach Lane)

Viele neuere Schriftsteller über Aegypten erzählen Erstaunliches von dieser Menschenklasse, welche gleich den alten Psylli von Cyrenaika die geheime Kunst verstehen sollen, sich gegen das Schlangengift zu sichern. Viele verständige Aegyptier betrachten diese Leute als Betrüger, niemand aber kann das allergewöhnlichste und interessanteste Verfahren derselben erklären. — Manche Saadi- und Rifai-Derwische gewinnen ihren Lebensunterhalt dadurch, daß sie Schlangen aus den Häusern wegzaubern. Sie reisen in ganz Aegypten herum, und finden hinreichende Beschäftigung, gewinnen doch aber kaum so viel, daß sie leben können. Der Zauberer behauptet, entdecken zu können, ob Schlangen in einem Hause sind, ohne daß er sie sieht (vielleicht durch den Geruch), und dann sie an sich zu locken. Sie haben dieß schon gethan in ganz hellen Zimmern, umgeben von Zuschauern, von denen einige Zweifler sie vorher durchsucht und fast nackt ausgezogen hatten, und stets war der Erfolg vollständig. Man hat behauptet, sie führten Schlangen bei sich, es ist aber ausgemacht, daß selbst die erfahrensten keine giftigen Schlangen bei sich zu tragen wagen, ohne ihnen vorher den Giftzahn ausgezogen zu haben. Der Zauberer nimmt eine geheimnißvolle Miene an, schlägt mit einem kurzen Palmenstock an die Mauern, pfeift, gluckt wie eine Henne, und speit auf den Boden, wobei er gewöhnlich sagt: „Ich beschwöre dich bei Gott, wenn du unten oder oben bist, komm heraus; ich beschwöre dich bei dem größten Namen, wenn du folgsam bist, komm heraus; bist du ungehorsam, stirb! stirb! stirb!“ Die Schlange wird gewöhnlich durch seinen Stab aus einer Mauerspalte vertrieben, oder fällt von der Decke herab. Das Verzehren lebendiger giftiger Schlangen ist bekannt: sie essen den Kopf, nachdem die Giftzähne ausgezogen sind, und einige Bissen von dem Nacken, den Rest werfen sie weg. Man betrachtete dieß als eine Art religiöser Handlung, der gegenwärtige Scheik dieser Derwische hat dieß aber verboten.

Chronik der Reisen.

Reise durch einen Theil von Armenien und Kleinasien, von J. Brant, englischem Konsul zu Erzerum.

1. Reise nach Diar-Bekir.

(Fortsetzung.)

Als wir in südlicher Richtung über die Ebene gezogen waren, betraten wir nach anderthalb Stunden ein sehr enges Defilé, durch welches der Kara-Su fließt; dieß Defilé in seiner ganzen Länge bis Khemak ist sehr fest, und bietet unzählige vertheidigungsfähige Punkte dar: der Fluß strömte zu meiner Linken am Fuße der Dudschikberge, und rechts stiegen beinahe ganz schroffe Höhen auf. An einem oder zwei Orten kann man den Fluß in der trocknen Jahrszeit, jedoch nicht ohne Mühe durchwaten. Ich brauchte 10 Stunden von Erzingan nach Khemak, obwohl die Entfernung nicht über 6 M. beträgt; die Stadt betrat ich über eine hölzerne Brücke, welche man über eine tiefe Schlucht geschlagen hat, durch welche der Fluß sich Bahn brach. Kurz zuvor hatte der Kumer-Su sich mit dem Karasu vereinigt: der erstere kommt aus den westlich gelegenen Bergen, und auf demselben kommt Holz herab, das man auf dem Kara-Su bis Egin und Kebban-Maden flößt.

Khemak ist ein seltsamer Ort: der höhere Theil der Stadt ist von einer sehr alten Mauer umgeben, aber von den nahen umliegenden Bergen beherrscht; der übrige Theil liegt zwischen Gärten, auf dem Abhang nach dem Fluß hinab. Der Gouverneur ist einer der noch übrigen Dereh-Beis (Thalfürsten) deren Familie dieses Amt seit mehreren Generationen inne hat, und ausgedehnte Strecken Landes in der Nähe besitzt. Die Stadt enthält 400 türkische und etwa 50 armenische Häuser, scheint aber weder Handel noch Manufakturen zu haben. Die Einwohner nähren sich durch den Anbau der benachbarten Thäler und durch den Transport von Holz nach Egin und Kebban Maden. Der Fluß hat fast überall hinreichend Wasser, um mit Booten befahren zu werden, aber Schnellen, Felsen und Untiefen machen allzu häufig die Schiffahrt schwierig. Ich erfuhr jedoch von

einem Manne, der viel Holz von Khemak nach Egin transportirte, daß die Schwierigkeiten, die einer Schiffbarmachung des Flusses entgegenstünden, keineswegs unüberwindlich seyen.

Als ich Khemak verließ, mußte ich über die Brücke zurück, ging nun mehr westlich vom Flusse ab in die Berge hinein, wo ich manche sehr feste Stellungen fand. Die Poststation war früher in der Nähe des Flusses, jezt aber zu Herhemeh, einem kleinen Dorfe, das ich nach zehnstündigem Ritt erreichte, obwohl die direkte Entfernung nicht groß seyn kann, da ich von diesem Dorf nach dem Fluß und zu der Fähre von Khoslu in vier Stunden gelangte. Der Fluß bei der Fähre von Khoslu ist reißend und breit. Auf dem linken Ufer sah ich einige Weiber Korn schneiden, und Männer bewaffnet dabei Wache halten, um zu verhindern, daß die Kurden es nicht raubten. Nachdem ich auf das linke Ufer des Flusses hinübergegangen, sezte ich etwa anderthalb Stunden weit meinen Weg längs demselben fort, bis ich ein Dorf erreichte, unterhalb dessen der Fluß wieder in einem ungeheuern Riß zwischen den Bergen tritt, die sich auf beiden Seiten schroff auf 1000 bis 1500 Fuß erheben. Hier verließ ich den Fluß, und zog, um den Weg abzukürzen, über die sehr steilen Berge; der Weg längs dem Flusse soll, obwohl länger, doch besser seyn. Die von Herhemeh bis Egin schäzte ich auf ungefähr 7 M. in südsüdwestlicher Richtung, aber die Beschaffenheit des Wegs machte den Tag hart für die Pferde und mühselig für die Reiter, da wir ungefähr 15 Stunden auf der Straße geblieben waren.

Egin liegt in einem sehr tiefen Thale am rechten Ufer des Euphrats, indeß enthält das Thal zahlreiche Dörfer, die fast so volkreich sind, als die Stadt selbst. Die Berge erheben sich von den Ufern des Flusses ziemlich steil und endlich ganz schroff; die ganze Höhe der Berge mag etwa 4000 Fuß betragen, und das Thal ist so schmal, daß sie über die Stadt hereinzuhängen scheinen. Der Abhang der Berge ist mit Gärten bedeckt, die sich auf Terrassen übereinander erheben, und da die Bäume ziemlich dicht stehen, so scheinen die Häuser in einem Walde zu liegen; der Kontrast zwischen dem niederen Theile des Thals und den schroffen Kalkfelsabstürzen, die es begränzen, bringt einen ganz seltsamen Eindruck hervor. Das Klima ist sehr gemäßigt, durch die Menge der Bäume und das Wasser, so wie durch den Luftzug im Thale angenehm kühl, und im Winter bleibt selten Schnee auf dem Boden liegen, aber die höheren Berge sind dann ungangbar, und die Kommunikation zwischen dem Thal und den jenseits der Berge gelegenen Orten oft wochenlang abgeschnitten. Die Stadt enthält 2100 Häuser, wovon 2000 muhamedanische und 100 armenische; viele Dörfer enthalten 4 bis 500 Häuser. Sehr wenig Korn wird in dem Thale gebaut, weil es an ebenem Boden fehlt; die Bäume bestehen meist aus weißen Maulbeerbäumen, deren Früchte frisch gegessen oder auch getrocknet, und dann in Branntwein umgewandelt oder auch zu Petmeg, einer Art Syrup, verkocht werden, den man auch aus Trauben gewinnt. Wein wird nur in geringer Menge gekeltert, gewöhnliche Früchte aber sind in Ueberfluß vorhanden. Der Kropf ist eine häufige Krankheit, und ich fand einen Mann, der ihn für erblich in seiner Familie erklärte; seine Mutter und alle ihre Kinder hatten ihn, während die Kinder seines Vaters von einer andern Frau davon befreit waren.

Nachdem wir Egin verlassen, sezten wir unsern Weg am westlichen Ufer fort, statt aber den Wendungen des Flusses zu folgen, überstiegen wir mehrere steile Berge und tiefe Thäler; der Weg ist etwas besser als vorwärts Egin. Der Lauf des Flusses war bald mehr bald minder von Felsen und Untiefen gehemmt, und wird nur wegen Entfernung von Holzflößen zum Gebrauch der Minen von Kebban-Maden befahren. Nachdem wir den Fluß gegen 4 g. M. verfolgt, wandten wir uns westlich in die Berge hinein, wo wir allmählich ansteigend ein hohes Plateau erreichten, auf welchem Arabgir liegt; die Entfernung von Egin dahin mochte etwa 7 M. betragen, es soll aber nordwestlich vom Flusse ein kürzerer und besserer Weg von Herhemeh nach Arabgir führen.

Arabgir ist 15 Karawanentagreisen*) von Aleppo und nur 12 von Trapezunt entfernt; die Straße nach Trapezunt ist sicherer. Das Klima von Arabgir ist wegen seiner hohen Lage sehr streng, und es fällt im Winter viel Schnee. Die Sommer sind kühl, und die Ernte reift gegen die Mitte Julius, gerade zwei Monate später, als um Smyrna. Das Land um Arabgir ist fruchtbar und soll vom Weizen das zwölfte Korn geben, da aber viel Felsenboden da ist, welcher wenig oder nichts erträgt, so wird kaum genug Korn gewonnen für den Verbrauch der Einwohner. Die Stadt liegt mitten in dem Walde von Fruchtbäumen, unter denen der weiße Maulbeerbaum der gewöhnlichste ist; es finden sich etwa 6000 Häuser, worunter 4800 türkische und 1200 armenische; die Armenier sind hauptsächlich beschäftigt, Baumwollenzeuge aus brittischem Garn zu *verfertigen*. Dieser Industriezweig wurde erst vor wenigen *Jahren eingeführt*, verbreitete sich schnell, und jezt sind nahe an 1000 Webstühle in der Arbeit. — In dem Distrikt von Divrigi gegen Norden befinden sich Eisenminen, die aber nicht regelmäßig bearbeitet werden. An einem Orte, Namens Zeiten, an der Straße nach Aleppo sollen sich ganz regelmäßig bearbeitelete Eisenminen befinden, welche das umliegende Land mit vorzüglichem Eisen versorgen.

Die Straße von Arabgir nach Kebban-Maden führt über einen undulirenden, offnen und unfruchtbaren Landstrich, auf dem nur ein schwaches Gras wächst. Zwischen Arabgir und dem Euphrat, eine Strecke von 5 g. M., fand ich nur ein einziges Dorf mit wenig angebauten Feldern. Ehe ich den Fluß erreichte, stieß ich auf die Militairstraße, welche auf Befehl Reschid Muhammed Paschas von Samsun aus erbaut war, sie schien aber mit allzu großer Eile angelegt, um Dauer zu versprechen. Ueber den Euphrat sezte ich auf einer Fähre: es finden sich hier drei plumpe aber mit vieler Geschicklichkeit gehandhabte Boote. Der Fluß ist etwa 550 Fuß breit, tief und reißend. Zwei Stunden oberhalb dieses Fahrplatzes fällt der Murad-Tschai oder östliche Euphrat, dessen Quellen in der Nähe von Diadin liegen, in den Kara-Su oder westlichen Euphrat, welcher in der Nähe von Erzerum entspringt. Die vereinigten Flüsse behalten den Namen Murad-Tschai bis Bir, wo dann der Strom den Namen Frat (eigentlich Forat) annimmt.

(Schluß folgt.)

*) Diese beträgt 8 bis 9 Stunden.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 20** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Ueber das Poetische in der modernen Poesie Frankreichs. Zweiter Artikel. Balzac und Viktor Hugo. — Die drei Gräber. Von S. T. Coleridge. (Schluß.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 64.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 März 1837.

Aktien-Gesellschaften in Portugal.

Lissabon, 28sten Jannar 1837.

Die Portugiesen, welche man füglich die europäischen Affen nennen kann, da sie Alles, was andere Nationen unternehmen, nicht nur nachahmen, sondern auch gleich weit besser machen wollen, und sich dann die Finger verbrennen, bekamen denn auch vor zwei Jahren die Aktien-Manie, die man auch gegenwärtig noch zu unterhalten sucht, jedoch mit geringerem Erfolg, da man schon eingesehen, daß dabei nicht viel herauskommt; denn jede Aktienkompagnie in Portugal, die nicht auf unmittelbaren Umsetzungen des Geldes beruht, z. B. wie Bank- und Versicherungsanstalten, geht hier aus folgenden Gründen in die Brüche.

1) Vermöge des Hinneigens zum Großthun, welches in dem Charakter der Nation liegt, sollen solche Unternehmungen in die Augen fallen, man will andere Nationen wo nicht übertreffen, ihnen doch gleichkommen, und da meint man, daß man Alles auf das Großartigste anfangen müsse, dazu fehlen aber in der Folge die nöthigen Kenntnisse und die durchaus nothwendige Ordnung der Geschäfte. Man verbringt unnöthigerweise viel Geld, macht fortwährend die Rechnung ohne den Wirth, die Fonds schwinden fast ganz unter den großartigen Anfangsgründen, und nun fehlt es in allen Ecken und Enden; der Enthusiasmus der Unteenehmer hat nachgelassen, keiner will mehr Beiträge liefern, und so kommt denn endlich das Ganze ins Stocken, man macht einen Quasi-Bankerot. Würde man nun, nachdem dieser herbei geführt, die Rechnungen in gehöriger Form abschließen und das Unternehmen eegelmäßig auflösen, so würde dieses in der Ordnung seyn; allein dieses geschieht selten, denn niemand bekümmert sich darum, als nur diejenigen, welche für sich noch etwas zu retten hoffen; das Unternehmen bleibt dem Namen nach fortbestehen, es bleibt in den Händen einiger Administratoeen, die sich wohl vorsehen, daß sie dabei nicht zu kurz kommen, und wenn man endlich so weit damit gekommen ist, daß es gar nichts mehr rentirt, so veekauft man ein Stück des Inventariums nach dem andern, bis endlich gar nichts mehr vorhanden ist.

2) Der andere Grund, warum Unternehmungen, welche die Beförderung der Industrie bezwecken, hier nicht fortkommen können, ist die völlige Negation der Portugiesen gegen Alles, was von Ausdauee und Ordnung abhängig ist. Zeitverlust kommt bei ihnen in gae keinen Betracht, und jeder andere kleine Verlust, wo es sich nicht um Tausende handelt, wenn er sich auch tausendmal wiederholt, ist für sie nur immer eine Bagatelle. Die Bagatellen zu summiren fällt ihnen gar nicht ein.

3) Schon bei der Schaffung eines solchen Unternehmens denkt man daran, wie viele Verwandten und Feeunde dabei emploviet werden können, und da werden denn drei Peesonen mit guten Gehalten angestellt, wo einer zueeichend seyn würde. Diese vielen Angestellten sehen ihre Stellung nur als Zweck ihres Lebens an, nicht als Mittel der guten Verwaltung des Unternehmens. Vielfältig hat es sich in Portugal schon bestätigt, daß wegen dieser Gründe auch noch nicht ein einziges industrielles Unternehmen gediehen ist.

Im Jahre 1835 entstanden mit Einemmale eine Menge solcher Aktien-Gesellschaften, die angesehensten Personen traten an ihre Spitze, das Publikum bekam Vertrauen, und wer nur einige tausend Reis entbehren konnte, nahm Aktien bei dee Omnibus-Kompagnie, den Leziriae- und Versicherungskompagnien, besonders aber bei der Fischkompagnie, wovon man glaubte, daß sie jedem Aktionär gebratene Fische ins Haus liefern würde. Die Nachfrage wegen Aktien dieser Kompagnie war so groß, daß man die ursprüngliche Aktienzahl von 4000 auf 10,000 setzen mußte; es wurde ein National-Institut, denn jeder Hauptoet in Portugal, dem man keine Aktien angeboten, fand sich dadurch beleidigt; in Zeit von acht Tagen waeen alle Aktien ausgegeben, und man erhielt dadurch einen Nominalfond von 1,600,000 Thalee, welcher in Beiträgen von nicht mehr als 5 Proz. nach und nach, so wie es der Bedarf erfordere, eingetrieben werden sollte. Seit nicht vollen zwei Jahren aber haben schon sechs Zahlungen dee Beiteäge stattgefunden, ohne daß die Aktionäre Fische gesehen, weßhalb die Kompagnie schon in Mißkredit gekommen, und wenige mehr dazu beiteagen wollen.

Die Statuten aller dieser Kompagnien verordnen, daß am Anfange jeden Jahrs eine Generalversammlung der Aktionäre

gehalten werden soll, worin die Administratoren Rechnung ablegen müssen. Die Versammlungen der verschiedenen Aktien-Gesellschaften gaben im gegenwärtigen Jahre folgende Resultate.

Die Bank in Lissabon, eine Aktien-Unternehmung, die nun schon seit 10 oder 12 Jahren besteht, beweist ihre vortheilhaften Geschäfte durch eine Dividende von $5\frac{3}{4}$ Proz. auf jede Aktie für das letzt verflossene halbe Jahr. In dem ersten Semester hatte die Dividende 3 Proz. betragen, und betrug folglich nun für das ganze Jahr $8\frac{3}{4}$ Proz., weßhalb die Aktien auch gestiegen sind.

Die Versicherungskompagnie, Fidelidade genannt, welche nur 48 Aktionäre und einen Nominalfond von 80,000 Thaler hat, zeigte, daß dieselbe unter der Direktion von Ernst Niester, ein Mann deutschen Abkommens und jetzt nationalisirter Portugiese, so vortheilhafte Geschäfte gemacht hatte, daß sie eine Dividende von 40 Proc. aufzuweisen habe. Da die Kompagnie gegenwärtig auch Lebensversicherungen übernehmen will, so ist nicht zu bezweifeln, daß ihre Aktien auf den doppelten Werth steigen werden.

In der Versammlung der Omnibus-Kompagnie wurde eine Dividende von beinahe 5 Proc. für das letzte halbe Jahr producirt. Es ist nicht zu bezweifeln, daß diese Kompagnie noch viel bessere Geschäfte machen müßte, da sie das exclusive Privilegium besitzt, wenn nicht, wie oben bemerkt, es dabei besonders auf Aufsicht und Ordnung ankäme. Der Zulauf um sich der Omnibus zu bedienen, ist außerordentlich groß, es setzt manchen Rippenstoß, um einen Platz darin zu bekommen, allein die Ausgaben sind sehr beträchtlich, denn da wird die Kompagnie erstlich im Ankaufe der Wagen, Geschirre, Pferde und Maulthiere geprellt, da läßt man aus Mangel an Aufsicht Maulthiere und Pferde lahm werden, die Knechte stehlen das Futter, die Konduktoure stecken das Geld von Passagieren in die Tasche, und so entstehen denn große Verluste, welche den Gewinn schmälern.

Fisch-Kompagnie. Zu der Generalversammlung dieser Kompagnie hatten sich nicht weniger als 112 Aktionäre eingefunden und die Administration konnte nicht anders als die unbefriedigendsten Resultate vorlegen. Die Ursachen, welche davon angegeben wurden, liegen schon selbst in der Natur der Sache, daß man von einem so großartigen Unternehmen in den ersten Jahren gar nichts erwarten darf; allein damit ist es den Leuten nicht gethan! Als Hauptschuld des bis jetzt ungünstigen Erfolgs brachte man vorzüglich das zum Vorschein, daß viele Personen Aktien genommen, ohne das Geld dazu aufbringen zu können, in der Hoffnung eines schnellen Gewinnes, und daß diese, nachdem sie den ersten und zweiten Beitrag gegeben von 5 Proc., ohne Aussicht auf einen nächsten Gewinn, mit den folgenden Beiträgen, die schon bis zum sechsten vorgerückt sind, zurückgehalten hätten, so daß die Administration, welche auf die vollen Beiträge gerechnet, anstatt große Fortschritte in der Verwaltung zu zeigen, nur ein großes Deficit zu produciren habe, und die Nothwendigkeit der Einzahlung der Beiträge darstellte, wenn das Unternehmen nicht zu Grunde gehen sollte; denn außer den Etablissements in Lissabon und den Kolonien hatte die Administration 30 Schiffe bauen lassen, die nun unterhalten seyn wollten. Dieses war, wie schon gesagt, die Rechnung ohne den Wirth gemacht, man fing zu groß an. Besonders wurde der Administration vorgeworfen, ein so großes Schiff für den Wallfischfang gekauft zu haben, daß man ihm nie volle Ladung würde verschaffen können. Die Unzufriedenheit war allgemein in der Versammlung, und man kann dieser Kompagnie wohl das Prognostikum stellen, daß sie nicht lange leben wird; die Großartigkeit des Unternehmens führt ihren Untergang herbei, die Aktionärs ziehen sich zurück, die Ausgaben können nicht mehr bestritten werden, die Schiffe verfaulen im Hafen, und damit hat das Ganze ein Ende, jedoch manches Jahr wird ihre Administration noch bestehen, bevor Alles aufgezehrt seyn wird.

Eine der Hauptaktienkompagnie ist die der sogenannten Lezirias des Tajo und Sado, eine Ackerbau-Kompagnie, welche die ausgedehnten fruchtbaren Flächen, die den Ueberschwemmungen der beiden genannten Flüsse ausgesetzt sind, dem Staate abgekauft hat, für die Summe von 2000 Contos oder 3 Mill. Thaler baares Geld. Von ewigen Zeiten her waren diese Ländereien, die dem Hause der Königin, des Infanten oder dem Hause Braganza zugehörten, verpachtet und in der neuesten Zeit dem Staatsschatze überwiesen. Nun stellte man aber das Prinzip auf, daß das Gouvernement weder Fabrikant noch Ackerbauer seyn müsse; die Staatswirthschaftspfuscher zeigten in den schönsten Reden, wie diese Ländereien in den Händen von Privaten das Korn für ganz Portugal liefern könnten, und es bildete sich die große Aktien-Kompagnie; diese bot die Hälfte des Werthes, das Gouvernement brauchte Geld und hatte schon auf diese Ländereien geborgt; man schlug sie der Kompagnie zu in öffentlichem Aufgebot. Wer hätte auch wohl 3 Mill. Thlr. überbieten können! die Hälfte der Zahlung mußte gleich geleistet werden, die andere Hälfte am Schlusse des Jahrs, als dieses aber herbeikam, hatte die Kompagnie noch 500 Aktien zu verkaufen, die niemand wollte, bis endlich die Bank ihr aus der Verlegenheit half und die 500 Aktien übernahm. Nun sitzt die Kompagnie, und weiß nicht wo sie mit den Verbesserungen anfangen und wie sie es machen soll, und so treibt man den alten Schlendrian fort, verpachtet die Ländereien für ein Spottgeld, so daß die Kompagnie lange nicht ihre Interessen von dem angewendeten Kapital zieht. Wie wenig die Direktoren den Vortheil der Kompagnie zu berechnen und zu verstehen wissen, kann man schon aus dem einzigen Umstande abnehmen, daß sie die großen Torflager, die sich auf einem Theile dieser Ländereien vorfinden, und deren Reichthum von dem Obersten von Eschwege entdeckt wurde, ganz unbeachtet lassen, ungeachtet dieser bei dem so seltenen und theuern Brennmaterial in und um Lissabon, die großen Vortheile davon dargethan, und deßhalb die geeignetsten Vorschläge gethan; allein schon deßhalb, weil die Vorschläge von einem Fremden ausgehen, will man diese Vortheile lieber unbenutzt lassen, als daß man einem Fremden Dank schuldig seyn will.

Volksaufklärung in Schweden und Norwegen.

(Fortsetzung.)

Da, wo es in Norwegen Stadt- oder Landschulen *) gibt, hat man meist die Lankaster-Methode eingeführt. Ich fand, daß die Kinder in diesem Elementarunterricht mehr Forschritte machen als bei uns. Die Arbeit der Lehrer ist dabei nicht so ermüdend, und es werden mit weniger Lehrern eine größere Anzahl Schüler besser unterrichtet. In Christiansand lernte ich den norwegischen Lieutenant L . . . . . . als Dirigenten einer solchen Bürgerschule kennen. Dreihundertdreißig Kinder werden dort unter der Leitung eines einzigen alten Schullehrers in zwei Sälen unterrichtet. Der Dirigent schien ein lebensfroher Mann, der die Geselligkeit über die Amtspflicht stellte. Er hatte den Militärdienst wegen Invalidität verlassen, und betrachtete diesen Posten als seine Versorgung. Bei solchen Betrachtungen pflegt das Einkommen die Hauptsache, der Posten Nebensache zu seyn. Man fand ihn selten zu Hause, noch seltner in der Schule, und die Schule ging doch, vielleicht besser, als wenn er dabei gewesen wäre. Es ist das Eigenthümliche dieser Unterrichtsmethode, daß von der Individualität des Lehrers weniger abhängt. Es ist Lankaster's Geist, der mit seiner Lehrweise über alle Stumpfheit, aber auch über Verdienstlichkeit der Lehrer erhaben, seine eigene Wirkung thut, seine eignen Früchte trägt, eine Lehrweise, die ihren Werth für sich allein bewahrt, und den Lehrern eben so wenig Arbeit als Verdienst übrig läßt.

Es ist unmöglich, daß bei uns der eifrigste Schullehrer nur unter 10 Kindern die Aufmerksamkeit hervorbringen und erhalten kann, welche ein Lankaster-Lehrer ohne großen Eifer und mit aller Ruhe und Bequemlichkeit bei 300 Kindern stets im gespanntesten Grade aufrecht erhält. Dieß ist ein Vorzug, den man anerkennen muß, und der ungemein anspricht. Aber auch das Ehrgefühl der Kinder kann kein Lehrer so erregen und erhalten, als es die Lankaster-Methode thut. Körperliche Züchtigung ist hier gar nicht denkbar. Die Kinder standen in Gruppen zu vier und fünf an den Wänden herum. Vor ihnen hingen gedruckte Lesetafeln. Den Lese-Unterricht einer jeden Gruppe leitete ein Moniteur (das sind die vorgerückten Schüler, welche nun schon als Lehrer fungiren, und sich als solche erst recht vervollkommnen). Der Moniteur hat die Macht, seine Schüler durch Herauf- und Herunterstellen zu lohnen und zu strafen. Der ungeheure Lärm im Saale störte keineswegs die gespannte Aufmerksamkeit, welche in jeder einzelnen Gruppe herrschte. Ich weiß, daß man Manches gegen den Lankasterschen Unterricht einwenden kann, wenn man ihn nicht selbst gesehen, und den Erfolg desselben nicht persönlich kennen gelernt hat. Wo Resultate und Thatsachen sprechen, hören die Einwendungen auf.

Der Lieutenant L . . . . . hatte als Dirigent 300 Species Gehalt, eine große freie Wohnung und Feuerung. Sein Amt vergleiche ich mit einer Sinecure, bei der das Amt Nebensache, das Einkommen die Hauptsache ist.

Eine zweite Lankaster-Schule fand ich auf dem Lande in dem Bergwerksort Fossum, welches dem Bankier Beneke von Grödizberg zu Berlin gehört. Derselbe kaufte vor mehreren Jahren das Blaufarbenwerk, welches wegen Mangels an Betriebskapital so in Verfall gerathen war, daß kaum noch 100 Arbeiter dabei Beschäftigung fanden. Herr von Beneke ließ den hiesigen Kobaltstein untersuchen, aus dem die zarteste blaue Farbe zum Färben des Porzellans und anderer Mineralgegenstände fabrizirt wird. Er ließ aus dem Erzgebirge einen sächsischen Bergwerksmeister kommen, der nun hier eine weit schönere Farbe macht, als die sächsischen Werke liefern; wodurch sich der ganze, sehr bedeutende Debit nach England hieher gezogen hat. Herr von Beneke ließ bei der vermehrten Nachfrage mit vielen Kosten die Anlagen erweitern, so daß jetzt 7 bis 800 Arbeiter dabei Beschäftigung finden. Er versichert, einen reinen Gewinn von 30 Prozent zu haben. Er bringt zugleich ein neues Leben und Nahrung in ein Land, was durch den Mangel an Betriebskapitalien, nicht aus Mangel an Betriebsgeist, ärmer und nahrungsloser ist, als es zu seyn verdient.

Für diese Zahl von Arbeitern baute Hr. v. Beneke einen geschlossenen Ort, eine seltene Erscheinung mitten im Gebirge, wo man sonst immer nur einzelne Gehöfte umher gestreut liegen sieht. Ein norwegischer Lieutenant von den Nationaltruppen (Landwehr), der jährlich nur vier Wochen exercirt, findet hier mit seiner Familie sein Brod, indem er als Rechnungsführer angestellt ist. Für die Kinder seiner Arbeiter ließ Hr. v. Beneke eine Lankaster-Schule einrichten. Hier sah ich 40 Kinder unter einem jungen Schullehrer, der außer einem Jahrgehalt von 200 Species (220 Thlr. preußisch), Wohnung, Garten und Feuerung hat. Auch hier fand ich die Fortschritte der Kinder im Verhältniß ihres Alters auffallend größer als bei uns, und da ich nicht Ursache habe, die natürlichen Fähigkeiten der dortigen Kinder höher zu stellen als die der unsrigen, da ferner die Lehrer außer der Erhaltung der vorgeschriebenen Formen und Disciplinarordnung wenig zu thun haben, so nehme ich aus Norwegen die Ueberzeugung mit, daß allein der Methode alle Erfolge zuzuschreiben sind.

(Schluß folgt.)

---

*) In einzelnen wenigen geschlossenen Dörfern des südlichsten Norwegen gibt es Schulen.

Europäische Bevölkerung der französischen Besitzungen in Afrika.

Aus genauen Angaben, welche der Moniteur algérien mittheilt, geht hervor, daß die europäische Bevölkerung im Jahre 1856 sich um 1690 Seelen vermehrt hat. Am 51sten December v. J. waren es 5485 Franzosen, 1802 Engländer, 4502 Spanier, 1846 Italiener, 810 Deutsche, 6 Griechen und Russen und 21 Portugiesen. Unter dieser Anzahl befinden sich 7756 Männer, 5079 Frauen und 3658 Kinder. Diese Bevölkerung ist folgendermaßen vertheilt: zu Algier 9094, zu Oran 5068, zu Bona 1967, Budschia 156, Mostaganem 75.

Chronik der Reisen.

Reise durch einen Theil von Armenien und Kleinasien, von J. Brant, englischem Konsul zu Erzerum.

1. Reise nach Diar-Bekir.

(Schluß.)

Die Stadt und das Bergwerk Kebban-Maden liegt in einer Schlucht, etwa eine halbe Stunde von dem Fahrplatze; die Stadt verdankt ihr Daseyn offenbar dem Bergwerk, da rund umher sich nichts findet, was Menschen hätte veranlassen können, sich hier niederzulassen, denn die Berge zeigen eine abschreckende Unfruchtbarkeit, da sie weder Bäume noch Stauden, und nicht einmal Gras erzeugen. Die Berge treffen sich hier unter einem spitzigen Winkel, wodurch die Schlucht so eng wird, daß kein Raum zum Anbau des Bodens bleibt. Das Klima ist im Sommer ausnehmend heiß, und wegen der Höhe der Berge fällt im Winter ziemlich viel Schnee. Die Stadt enthält etwa 4 oder 500 Familien, die alle entweder bei dem Bergwerk beschäftigt sind, oder für die Bedürfnisse der Bergleute sorgen. Die Mehrzahl sind Griechen aus den Bergen zwischen Gumisch-Khane und Trapezunt, doch finden sich auch einige Armenier und Türken; die letztern sind gewöhnlich die Direktoren der verschiedenen Geschäftszweige, die Armenier sind Handwerker und die Griechen Bergleute. Handel ist keiner in der Stadt, als so weit er für den Verbrauch der Einwohner nöthig ist. Das Bergwerk liefert ein silberhaltiges Blei, scheint aber zum Mindesten in den Händen der Regierung keinen sonderlichen Gewinn abzuwerfen. Wir verließen Kebban-Maden, indem wir die Schlucht aufwärts zogen, und gelangten nach einem Ritt von 2 g. M. auf ein offeneres, fruchtbareres Land, das aber immer noch bergig war, und von dem aus wir nach abermals zurückgelegten dritthalb geographischen Meilen in eine prächtige, wohl bebaute und mit Dörfern besäete Ebene hinabstiegen; diese mag dritthalb bis drei g. M. lang und anderthalb Meilen breit seyn. Wir durchzogen sie in ihrer Breite; eine niedere Bergkette trennt diese Ebene von der daranstoßenden Ebene von Kharput. Die Entfernung von Kebban-Maden nach der Stadt Kharput mag etwas über 7 g. M. betragen.

Kharput liegt auf einer Anhöhe am Ende einer Bergkette, aber höhere Berge beherrschen es, so daß die Stadt nicht als starker militärischer Punkt betrachtet werden kann; man überblickt von ihr aus eine weite, schöne und fruchtbare Ebene, welche 1400 türkische, 500 armenische und 30 katholische Familien enthalten soll, da sie aber vor Kurzem das Hauptquartier Reschid Paschas war, so muß die Bevölkerung gegenwärtig wohl viel größer seyn. Die Ebene liefert Korn in ungeheurer Menge, hat eine Länge von nicht weniger als 9 g. M., gewöhnlich aber nicht mehr als eine bis anderthalb Meilen Breite; sie ist nicht überall gleich fruchtbar: die Mitte ist von zahlreichen Bächen gut bewässert, und darum höchst fruchtbar, während der Strich am Abhang der Berge hin dürr und steinig ist. Weizen liefert das zwölfte bis sechzehnte Korn. Das Klima ist gemäßigt, weder im Sommer übermäßig warm, noch im Winter sehr kalt, die Erzeugnisse sind mannichfach, und bestehen aus allen Arten von Korn, vorzüglichen Trauben, Oel aus Sämereien und Baumwolle. Die Gewässer dieser Ebene fließen östlich, bis sie in den Murad-Tschai fallen.

Zu meinem Erstaunen erfuhr ich, daß in dieser Ebene die Bevölkerung übermäßig groß sey, was man sonst nie in der Türkei hört. In einem armenischen Dorfe von 80 Familien erfuhr ich, daß nur 16 Ländereien besaßen, die übrigen dienten als Taglöhner, und wenn sie an Ort und Stelle keine Arbeit mehr finden, so gehen sie in irgend eine der größern Städte, und lassen als Pfand für ihre Rückkehr ihre Familien zurück, die dann freilich den Reichern zur Last fallen; dennoch läßt man diese Leute mit ihren Familien nicht nach andern Theilen des Landes ziehen, wo die Bevölkerung dünn und Land im Ueberfluß ist. Dieß Verbot gilt indeß, wie ich glaube, nur gegen Christen, und soll die Auswanderung und die Verminderung der Lokalabgaben verhindern, denn jedes Familienhaupt muß seinen Antheil an diesen an demjenigen Orte bezahlen, wo seine Familie wohnt, wenn gleich die Noth ihn zwingen mag, anderswo Beschäftigung zu suchen. — Im Ganzen genommen habe ich mit Ausnahme Erzingans keinen Ort gefunden, wo die Einwohner so viel Wohlstand zeigten, wie in der Ebene von Kharput.

Wir zogen von der Höhe herab, auf welcher Kharput liegt, dann in schräger Richtung über die Ebene, und stiegen endlich einen steilen Berg hinan, auf welchem die Militärstraße fortgesetzt wurde; die Passage ist aber immer noch wegen der großen Steilheit ungemein schwierig, und wir brauchten zwei Stunden, bis wir hinauf kamen. In einer weitern Stunde stiegen wir hinab nach dem See Gölbschik (der kleine See), den man gewöhnlich, jedoch mit Unrecht, als salzig beschreibt; der See hat etwa 3 g. M. Länge und ist etwa 1 Meile breit. Von da zogen wir durch ein ziemlich gut gebautes Thal bis zu einem wohlhabenden kurdischen Dorfe, und kamen bald darauf in eine Reihe äußerst schwieriger Bergpässe hinein, wo alle Spuren der Militärstraße aufhörten. In diesen unfruchtbaren Bergen liegen die Quellen des Tigris und das Kupferbergwerk von Arghana. Hier wohnen 270 griechische, 175 armenische und 500 türkische Familien, deren Beschäftigungen auf dieselbe Art vertheilt sind, wie zu Kebban-Maden. Die Entfernung von dem Bergwerk nach der Stadt beträgt etwa dritthalb Meilen, und der Weg führt südöstlich über steile, unfruchtbare Berge.

Arghana liegt unterhalb eines hohen Berggipfels, auf dem sich ein großes armenisches Kloster findet, und überblickt eine unermeßliche Ebene, die zur arabischen Wüste gehört; es enthält etwa 600 Familien, zur Hälfte Muhammedaner, zur Hälfte Armenier, und schien sehr im Verfall. Die hohe Lage gibt der Stadt den Vortheil einer kühlen Luft, während in der Ebene die Hitze drückend ist. Den Abhang von der Stadt nach der Ebene nehmen Felder und Gärten ein, wo alle Arten von Korn, Baumwolle, Früchte und ein vorzüglicher Wein gewonnen werden. Von Arghana nach Diarbekir zogen wir über eine ungeheure von einer Kette niederer Kalksteinberge durchschnittene Ebene, sahen aber auf dem ganzen Wege von 9 g. M. nicht ein einziges Dorf; doch kamen wir an einigen Weizen- und Hirsefeldern vorüber, die, wie man sagte, einigen Kurden gehörten, deren Lager etwas vom Wege ablag; die Felder schienen nicht sehr günstig zu stehen. Wir sahen nur einen Bach von schmutzigem Wasser, doch soll sich auf der ganzen Ebene in mäßiger Tiefe vortreffliches Wasser finden. — Die Entfernung von Kharput nach Diarbekir kann man auf 13 bis 14 g. M. anschlagen.

Am 7ten Januar d. J. fiel an Bord der Brick le Hussard, im Angesicht der Insel Cuba, unter 23° N. B. das Thermometer durch einen Windstoß aus Norden auf — 12°,5 Centigrad, eine für diese Breite ganz ungewöhnliche Kälte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 65.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 März 1837.

Darstellung der Schlacht bei Konieh,

geliefert den 21sten Sept. 1832, von den Türken und Aegyptiern. *)

Vom frühen Morgen an deckte ein dichter Nebel die Ebene, und beide Heere mußten ihre Anstalten treffen, ohne sich gegenseitig zu sehen. Die Aegyptier hatten den Vortheil, daß sie ihr Terrain, ja sogar ihre Schlachtordnung zum Voraus wählen konnten. Ihr Obergeneral, wohl fühlend, was seinen Truppen an militärischer Erziehung abgehe, beobachtete die Vorsicht, sie in den Bewegungen einzuüben, welche er dem feindlichen Heere gegenüber zu vollziehen gedachte. Da er wußte, daß jenes noch minder geübt war, als das seinige, und nicht im Stande sey, sich den Angriffen durch geschickte Gegenmanövres zu entziehen, so hoffte er, demselben seinen Plan aufzudringen. Er hatte die Schlacht wohl zwanzigmal probirt, ehe er sie lieferte. Die Schlachtordnung der Aegyptier war folgende:

In erster Linie standen unter Selim-Bey-Monasterli acht Bataillone vom 13ten und 18ten Regimente entwickelt. In einer Entfernung von 500 Schritten stand in zweiter Linie das 12te und 14te Regiment unter Soliman Bey (dem französischen Offizier Séve) in doppelten Bataillons-Kolonnen, jedes Bataillon gegenüber den Zwischenräumen der ersten Linie. Die äußersten Bataillone bildeten auf 150 Meter von den Flügeln Vierecke zur Deckung gegen Umgehungen. Dreihundert Schritte hinter der Mitte der zweiten Linie stand das Garderegiment des Obersten Selim Bei in doppelten Bataillonskolonnen mit den gehörigen Zwischenräumen. In gleicher Höhe mit der rechten und linken Flanke der Garde und 150 Schritte weiter zurück, marschirten in Schwadrons-Kolonnen 2 Brigaden Reiterei, jede zu 2 Regimentern auf: die erste unter Ahmed-Bey-Menikli, die zweite unter Ahmed-Bei-Stambuli; die Garde und die beiden Reiter-Brigaden formirten die Reserven. Auf dem rechten Flügel, in der Mitte und auf dem linken Flügel standen 150 Schritte vorgeschoben die 1ste, 2te und 3te Batterie; vor der Mitte der 2ten Linie die 4te und 5te Batterie; hinter der Mitte der Garde, in gleicher Höhe der Kolonnenspitzen der Reiterei, die 6te Batterie; auf dem äußersten rechten Flügel und rückwärts die Delis und Beduinen. Entlang den Bergen gegen Sileh waren 2 Bataillone des 20sten Regiments in aufgelöster Ordnung detaschirt worden. Dieses Regiment hatte man erst kurz zuvor aus übergegangenen Türken organisirt.

Bei dem Anblicke dieser regelmäßigen Schlachtordnung soll einer der kleinen Häuptlinge des Landes, der dem Obergeneral seine und der Seinigen Dienste angeboten hatte, über diesen ungewohnten Anblick in Erstaunen gerathen seyn. „Masch-Allah!“ rief er aus, „braucht es so vieler Umstände, um seinen Feind anzugreifen, nun ich, für meinen Theil, weiß auf solche Weise nicht zu fechten!“ und ohne weitern Vorstellungen Gehör zu geben, verließ er mit den Seinigen das Schlachtfeld.

Das ägyptische Heer hatte Konieh hinter sich. Rechts vorwärts lagen Sümpfe, welche sich bis an die Stadt ausdehnen; links rückwärts auf eine Stunde Entfernung lag Sileh mit seinen Bergen. Vor dem Heere erhoben sich Anhöhen, welche die Ebene gegen Norden begränzen, und am Fuße dieser Berge stand das türkische Heer, das der Nebel bis jetzt noch verbarg.

Das türkische Heer hatte sich in 4 Linien formirt, die erste Linie entwickelt, die 3 andern in Bataillonsmassen. Die erste Linie bestand aus 3 Infanterieregimentern, nämlich einem der kaiserlichen Garde und 2 Linienregimentern; auf jedem der Flügel standen 2 Regimenter regelmäßiger Reiterei, so daß diese Linie eine Front von 35 Bataillonen und Schwadronen darbot. Auf jedem der Flügel stand hinter der Reiterei ein weiteres deployirtes Reiterregiment; die 2te, 3te und vierte Linie bildeten 2 Reiterregimenter und ein regelmäßiges Infanterieregiment. Hinter dem rechten und linken Flügel standen Massen unregelmäßiger Truppen, Albaneser und Bosniaken, Infanterie und Reiterei, befehligt von einer Menge Paschas. Die Artillerie war entlang der Front der Linien vertheilt, je 2 Geschütze auf 1 Bataillon und je 4 Geschütze auf ein Reiterregiment. Der rechte Flügel stand unter Hayredin-Pascha, die Mitte unter Sadulah-Pascha, Reschid Mehemed hatte sich das Kom-

*) Nach authentischen Quellen aus der demnächst erscheinenden „Geschichte des Kriegs Mehmed Ali's gegen die Pforte,“ von Cadalvène und Barrault.

mando des linken Flügels vorbehalten; den Rücken lehnte das türkische Heer an die Berge, welche im Norden die Ebene von Konieh begränzen, den rechten Flügel an die Höhen von Silch, den linken an die Sümpfe, vor sich hatte es Konieh und die Linien der Aegyptier. Die Straße nach Konstantinopel durchschnitt die Mitte beider Heere.

Ein entscheidender Kampf stand bevor. Auf beiden Seiten befanden sich kriegsgewohnte Soldaten, und die beiden Obergenerale, berühmt durch ihre Talente und ihren heroischen Muth, waren die würdigsten Nebenbuhler, welche der Orient einander entgegen zu stellen vermochte. Allein das türkische Heer zählte 53,000 Mann und 93 Geschütze von ungleichem Kaliber; das ägyptische Heer kaum 15,000 Mann und 36 Sechspfünder. Ibrahim, der es nicht für wahrscheinlich hielt, daß seine mehr als dreimal schwächern Truppen die Schlacht schon am ersten Tage gewännen, richtete sich dergestalt ein, daß sie im Stande wären, lange genug zu manövriren, um die Gelegenheit zum Siege zu finden. Daher ließ er in der Nacht der Infanterie auf 4 Tage Zwiebak, und der Reiterei auf 2 Tage Gerste austheilen. Für die Araber gab es keine Rettung, als im Siege. Auch das türkische Heer stand trotz des Vortheils seiner Ueberzahl unter dem Einflusse einer bedenklichen Nothwendigkeit; schlecht verproviantirt, entfernt von jedem sichern Rückzugspunkte, mußte es der Lebensmittel und Unterkunft wegen siegen. Reschid Mehemed, entschlossen, seine Personen nicht zu schonen, hatte Tags zuvor seinem Kiahya-Bey das Reichssiegel, das ihm als Großweisir anvertraut war, übergeben. Indem er seine Offiziere anfeuerte, drohte er jeden mit eigener Hand zu strafen, der seine Schuldigkeit nicht thun würde; falls er selbst derselben ermangeln sollte, ermächtigte er sie, ihn nicht zu verschonen. Um unter seinen Generalen jede verderbliche Eifersucht zu verhüten, hatte er denjenigen bezeichnet, der, falls er getödtet würde, ihm im Kommando folgen sollte: es war Ahmed Fewzi Pascha. Endlich war die strenge Jahrszeit für beide Armeen, insbesondere aber für Aegyptens Söhne, ein Grund der Gefahr für den Fall einer Niederlage, denn an diesem Tage stieg die Kälte bis auf 11 Grad.

(Fortsetzung folgt.)

Volksaufklärung in Schweden und Norwegen.

(Schluß.)

Der Aufklärungsgrad der Norweger in politischer Hinsicht bietet seltsame Erscheinungen dar. Man kann sagen ein Gemisch von Unerfahrenheiten und Besonnenheiten, nicht ohne hellglänzende Lichtpunkte. Dieß erklärt sich aus der frühzeitigen Aufklärung dieses Landes in sittlicher und religiöser Hinsicht, aus ihrer Vaterlandsliebe, und aus der Abgeschiedenheit und Theilnahmlosigkeit, in der sie von dem politischen Treiben der übrigen Welt leben; daher auch bei allen freilich nur seltenen Berührungen mit andern Staaten ihre unentwickelten Kenntnisse von der auswärtigen Politik desto greller hervortreten. Sie bilden sich in ihrem abgeschiedenen Felslande, bei ihrem Sinn für Freiheit und Menschenrechte, bei ihrem festen und geraden Charakter ganz eigne politische Ansichten, die schwer in Uebereinstimmung zu bringen sind mit den gangbaren Formen und Ansichten der großen Staatenpolitik.

Unter den Lichtpunkten ihrer politischen Besonnenheiten glänzen aber recht aufgeklärt die Ansichten hervor, die sie von einem neuen Adelstand haben. Der König versuchte schon Einigemal beim Storthing vergeblich die Einführung eines neuen Adels, wobei er die neuen Institutionen des schwedischen Adels als Muster stellte. Hierüber äußerte sich ein aufgeklärter Storthings-Mann folgendermaßen: „Die adligen Familien Norwegens gehörten nicht der Geschichte des Landes an. Der Adel war dort eine fremde Pflanze, von Dänemark hieher versetzt, ohne daß es ihm jemals gelang, hier Wurzel zu fassen. Es ist also eigentlich kein Adel in Norwegen, denn der, welcher fast ausgestorben, war in der That keiner, daher ist die Rede von Einführung eines neuen Adels. Aber es gibt bei der Ruhe unsers Landes keine Gelegenheit zu Auszeichnung einzelner Individuen. Nirgend sind große Thaten vorhanden, die ein im Innern ruhiges Land Gelegenheit zu einer nicht bloß zufälligen Einrichtung eines Adelsstandes geben könnten. Die stillen Verdienste des Kaufmanns, Gelehrten und Beamten mögen da, wo ein Adel ist, durchs Adeln belohnt werden, aber sie können keinen erzeugen, nach dem allgemeinen Begriff vom Adel. Die Einwohner sind durch die Lage des Landes theils Produzenten, theils Kaufleute oder Beamte. Eine vierte Klasse kann nicht statt finden. Der Ackerbau reicht noch nicht hin, die Bedürfnisse der Einwohner zu befriedigen. Die Bauern sind zwar nicht arm, in vielen fruchtbaren Thälern sind sie vielmehr ihrem Stande nach reicher als anderswo, und dabei freie Eigenthümer, die mehr als in andern Ländern geachtet sind. Sie verdienen auch diese Achtung, wo das Verderben einer halben Kultur noch nicht hingedrungen ist. Man hofft, daß der Ackerbau so zunehmen wird, daß die Zufuhr nur in ungünstigen Jahren nöthig ist, was freilich in einem so nördlich gelegenen Lande häufiger eintritt. Sie hat in der letzten Zeit wirklich abgenommen. Die übrigen Reichthümer des Landes, die wenn Absatz ist, völlig hinreichen, allgemeinen Wohlstand zu verbreiten, sind: Fischereien im hohen Norden, Eisen- und Kupferwerke und die Wälder. Aber die großen Besitzer der Bergwerke und Wälder, so wie die Fischhändler sind nothwendig Kaufleute. Da nun bedeutende Grundbesitzthümer, wie sie in andern Ländern das eigentliche Fundament des Adelstandes ausmachen, in Norwegen nicht entstehen können, ohne eine gewaltsame Verkehrung der Verhältnisse der Bauern herbeizuführen, ja ohne eine theilweise Veränderung dieses Standes, der in sittlicher und nationaler Rücksicht der Kern des Landes ist; da ferner der geadelte Kaufmann und Beamte nur einen neuen Titel erhält, ohne daß in seinen Verhältnissen irgend etwas wesentlich verändert wird, so würde, wenn auch Norweger geadelt würden, doch kein wahrer Adelstand entstehen. Wäre es die Absicht, daß die so Geadelten, wie in Schweden, in einer eigenen Kammer repräsentirt werden sollten, so ist schwer einzusehen, wie das eigenthümliche Element

einer abgesonderten Repräsentation entstehen, und der geadelte Kaufmann oder Beamte von den übrigen repräsentirenden Kaufleuten und Beamten unterschieden werden sollten."

Der schwedische Adel ist jetzt von jedem andern sehr verschieden. Er hat von jeher versucht, sich zu erweitern, und wie man in andern Ländern nur ungern Bürgerliche sich in den Adel eindrängen sieht, sucht man vielmehr in Schweden den Einfluß des Adels dadurch zu verstärken, daß man alle ausgezeichneten wissenschaftlich gebildeten Männer adelt. Darum ist der Adel so herrschend auf dem Reichstage, und die wichtigsten Handlungen, die bedeutendsten Vorschläge gehen von ihm aus. Daher ist in keinem Lande wie in Schweden der Adel die höchste Concentration der geistigen Kraft, und schließt die Intelligenz der Nation in sich.

Schweden steht in industrieller und wissenschaftlicher Hinsicht meist über, in sittlicher Hinsicht tief unter Norwegen. In Schweden verleihen die großen adeligen Grundbesitze und die damit verknüpften Reichthümer und Vorrechte einem einzelnen Stande noch immer so viel Ansehen und Macht, daß man in der allgemeinen Anerkennung der Menschenrechte nicht sehr vorgeschritten, und hinter Norwegen weit zurückgeblieben ist. Der schwedische Bauer ist dem Edelmann unterthan und erduldet oft eine harte Behandlung. Die dienende und arbeitende Klasse lebt in Schweden beinahe in derselben verächtlichen Unterwürfigkeit, wie noch vor Kurzem die preußischen Polen. Da hievon die sittliche Kulturstufe der zahlreichsten Klasse abhängt, so stelle ich in dieser Hinsicht Schweden tief unter Norwegen.

In diesem schroffen Gegensatz der Institutionen beider Reiche, die nun seit 22 Jahren unter Einem Scepter stehen, ist besonders der unvertilgbare Keim jenes Nationalhasses zu suchen, dessen Erbitterung sich jedesmal erneuert, sobald ein vornehmer Schwede mit seinem Hochmuth nach Norwegen kömmt, und dort die arbeitende Klasse mit derselben Verächtlichkeit behandeln will, als er es in Schweden gewohnt ist. Dann fühlt der Norweger seine Nationalwürde, und den Vorzug seiner Institutionen. Es kommt zu Reibungen, aus denen derjenige beschämt hervorgehen muß, der für seine Brutalitäten keine anderen Grundlagen hat, als die verdienstlosen Vorrechte der Geburt und veraltete Vorurtheile. Deßhalb werden die vielfältigen Bemühungen des Königs, jenen Völkerhaß zu tilgen, immer vergeblich seyn, so lange dieß Wurzelübel bestehen bleibt.

Der König wollte einst die ersten Aemter in Norwegen mit Schweden besetzen, deren liebenswürdige Persönlichkeit er kannte, um durch sie bei den Norwegern Annäherung und Vertrauen zu erwecken, allein man wies Alles hartnäckig zurück, und so wird zuletzt auch diese Angelegenheit dem allgemeinen Entwicklungsgang überlassen bleiben müssen, der in den menschlichen Unvollkommenheiten und Organisationen am Ende der beste Versöhner und Ausgleicher ist, weil er einem großen Naturgesetz folgt, dem keine Macht der Erde widerstehen kann.

Die Maramaros.

Die nordöstliche Spitze Ungarns bildet ein Landstrich reich an Naturschätzen mannichfacher Art, jedoch unverhältnißmäßig menschenleer und wenig angebaut. Hohe Gebirgskämme mit majestätischen Urwäldern bekleidet, aus deren tiefen dunkeln Thälern und finstern Schluchten zahllose Felspyramiden, meist kahles Gestein, emporsteigen, bedecken und umziehen dieses Terrain in seltsamer grandioser Gestalt, und scheiden es gleichsam von der übrigen Erde, als ob die Natur ihre Reichthümer, womit sie dieser Berge Schoß so reichlich ausgestattet, des Menschen Blick entziehen oder ihm den Zugang versagen wollte.

Es ist diese vielfach gesegnete Landschaft die Maramaros (Marmatia, Marmarosch), die natürliche Salzkammer Ungarns, unrichtigerweise auch das ungarische Sibirien genannt, und unter den Gespannschaften dem Raum nach der größten, aber mindest bevölkerten eine. Auf einem Flächenraum von 178 Quadratmeilen enthält sie nicht mehr als 156,000 Seelen, folglich bloß 764 auf einer □ Meile, während in sämmtlichen Komitaten im Durchschnitt 1500 bis 2000 und mehr Menschen auf einem gleich großen, ja zuweilen minder fruchtbaren Raum leben. Nach der Karte Lipszky's liegt sie unter dem 48 und 49° N. B., gegen Osten und Westen an Szathmar, Ugocs und Beregh, gegen Norden und Osten an Galizien und die Bukowina, im Süden an Siebenbürgen gränzend, von welchem Lande die Maramaros bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts einen Bestandtheil ausmachte, worauf sie aber unter Kaiser Karl VI von demselben getrennt und Ungarn einverleibt worden ist. Ihre größte Länge beträgt von Norden nach Westen etwas über 26 und ihre größte Breite über 12 g. M. Ihr Boden ist durchaus uneben und bergig, so wie auch die Lage des Landes überhaupt sehr hoch, indem es von dem Hauptgebirgsstock *) Ungarns, der hier beinahe seine höchste Höhe gewinnt und häufig über die Waldregion seine steilen und zum Theil nackten Gipfel erhebt, nicht nur völlig umgürtet, sondern auch im Innern von dessen Vorbergen gänzlich überdeckt wird, und diese sind es hauptsächlich, welche dem Lande jene großen Schätze verleihen, die bei Rhonaszek zu Tage gefördert werden. Die höchsten Spitzen dieser Bergkette sind die Alpen Hoverla, Pap-Ivan, Magura und vor allen der in steilen, zerrissenen Felsengipfeln über 7000 Fuß am Horizont sich aufthürmende und beinahe mit ewigem Schnee bedeckte Rußky-Petrosa. Die Flüsse, welche das Innere des Landes bewässern und nach verschiedenen Richtungen durchfurchen, sind außer der Theiß (Tißza), der Wisso, Talabor, Taraczk, Iza und Nagy-Agh, welche sämmtlich ihren Ursprung hier nehmen und zum Theil sehr fischreich sind. Ersterer, nächst der Donau, Ungarns Hauptstrom, entquillt hoch oben in den Karpathen an der Alpe Csorna, nördlich von Körösmezö an Galliziens Gränze, aus drei Hauptquellen, genannt die schwarze, die weiße Theiß und Lazestynerbach, welche sich bei Bocsko vereinen, raschen Laufes über Tribussa, Szlatina u. s. w. auch Szigeth zufließen, auf welchem Wege dann die Theiß sämmtliche Flüsse des Komitats, so wie auch in der Folge eine Menge kleinerer Gewässer aufnimmt, und auf solche Weise verstärkt als schiffbarer Strom in nordwestlicher Richtung durch die Maramaros sich hinwälzt, welche er unterhalb Huszt verläßt, um nach einem 88 Meilen langen Laufe, der mit dem Eintritt in die Ugocser Ebene überaus langsam und träge wird,

*) Karpathen, eine Fortsetzung der nördlichen Kette, welche sich hier mit jener vereint, die auch Siebenbürgen halbmondförmig umgürtet.

sich bei Titel mit der Donau zu vereinen. An stehenden Gewässern ist, außer den Morästen bei Mokra, bloß ein kleiner See vorhanden, der am Fuß der Alpe Gutin gelegen, und seiner Tiefe und eiförmigen Gestalt wegen den Namen Oculus maris erhielt. Die Luft ist hier, wie man sich vorstellen kann, ziemlich rauh, jedoch im Allgemeinen sehr rein und gesund, so wie auch der Boden keineswegs undankbar genannt werden kann. Es gedeihen alle gemeinnützlichen Gattungen Feld- und Gartenfrüchte, so wie auch Obst, und im Westen des Landes ist eine üppige Vegetation, namentlich prangen die Thäler der Theiß, Borzawa und Nagy-Agh mit dem herrlichsten Pflanzenwuchse; allein der Boden wird lange nicht so benutzt, als er benutzt werden könnte. Außer dem Thal der Theiß und den Umgebungen der größern Ortschaften, wo überall ein herrliches Getreide wächst, ist das Land kaum in so weit angebaut, als nur der eigene Bedarf erfordert. Die üppigen Thalgründe sind größtentheils dem Vieh zur Weide überlassen, dessen Zucht durch diese und die ausgedehnten Alpenweiden allerdings ungemein begünstigt und nicht selten zum Nachtheil des Ackerbaues betrieben wird. Von dem Areal des ertragsfähigen Bodens, welches zu 1,345,199 Joch berechnet wird, nimmt das Ackerland kaum etwas über ein Fünftheil, alles übrige die Waldungen ein. Diese liefern Holz im Ueberfluß und nähren auch Wildpret aller Art. Bären und Wildschweine sind keine seltene Erscheinung; Hirsche, Rehe, Hasen, Murmelthiere und sonstiges Wild ist in Menge vorhanden, und auf dem Koloß Petrosa und dessen kahlen Nachbarn werden auch Gemsen getroffen. Außerdem ist die Landschaft reich an Federwild, namentlich Birk- und Auerhähnern, und in den höchsten Alpen-Kuppen horsten selbst Adler und Geier. Allein der vornehmste Reichthum besteht in Steinsalz, womit der Gebirge Schoß in außerordentlicher Menge gesegnet ist. Das Salz wird aus einem Flötze gewonnen, dessen Mächtigkeit außerordentlich ist, so daß es bis jetzt an wenigen Stellen nur gelingen konnte, dessen Ausdehnung und Tiefe zu erforschen, ungeachtet alljährlich im Durchschnitt über eine Million Centner davon ausgebeutet werden. Ihre Salzbergwerke können deßhalb nächst dem von Wieliczka und Bochnia die reichhaltigsten und berühmtesten der Erde genannt werden. Im Ganzen sind es sechs Hauptgruben, wo das Salz zu Tage streicht, und wovon die bei Rhonaszek die östlichste, älteste und bisher auch die mächtigste war. Ihr Salzstock liegt etwas über 10 K. unter der Erdoberfläche, und besteht aus 1 Fuß mächtigen parallelen, ganz regelmäßigen Lagen dichter graulicher Masse, nur hie und da findet man Striche weißen krystallisirten Salzes. Ihre Ausbeute beträgt alljährlich 150 bis 200,000 Centner und beschäftigt allein 300 Individuen. Dieser folgt Sugatagh, welche die größten Hoffnungen erregt und seit dem Jahre 1778 im Gange ist. Ihre Erzeugung steigt alljährlich auf 300 bis 350,000 Centner Stückstein- und Minutiensalz. Westlich von ersterer, näher an der Theiß, ist Szlatina die dritte, von gleicher Mächtigkeit und bereits über 120 K. tief benutzt. Sie liefert des Jahres immerhin 100,000 Centner Stein- und nebstdem noch etwa 100,000 Centner Minutiensalz. An diese reihen sich westlich Kerekhegy, Taladorfalva, Sandorfalva, welchen in gleicher Richtung die Salzspuren von Sosfalva, Baranya und Huszt-Koz folgen, die bei Huszt an der Gränze des Komitats enden. Höchst wahrscheinlich ist, daß das Flötz im ganzen Mittelgebirge einen fortdauernden Zug bildet, welcher unter Szlatina durch die Theiß setzt, wenigstens sprechen hiefür eine außerordentliche Menge Salzbrunnen, die im Westen gleich einer Kette sich hinziehen. Das Salz kommt hier in zwei Arten vor: als blättriges Steinsalz von weißer, röthlicher und blauer Farbe in Taladorfalva, Kerekhegy und Sandorfalva; aber auch hier nur an wenigen Stellen und häufig durch Letten verunreinigt, niemals in ganzen Bergstrecken. Ferner als faseriges Steinsalz durch alle Abstufungen, am häufigsten aber von graulich weißer Farbe, und dieses ist es hauptsächlich, welches den Schatz ausmacht, auf welchen Ungarn stolz seyn kann.

Während nun aber das Mittelgebirge des Landes auf solche Weise von der Natur ausgestattet wurde, scheint auch das Hauptgebirge von derselben nicht vernachlässigt worden zu seyn, indem man überall Spuren von Erzen auf der Höhe der Alpen, selbst uralte Pingen und zahlreiche Schlackenhaufen antrifft, welche das Vorhandenseyn verschiedener edler und anderer Metalle vermuthen lassen. Allein der Bau auf dieselben war bis jetzt von geringer Bedeutung. Auch der Bergkrystall ist merkwürdig, welcher in reinen doppelt zugespitzten sechsseitigen Säulen, theils in den Bächen, theils auf den Feldern der Verchovina und im Thale der Nagyagh von der Größe eines Stecknadelknopfs bis zu jener einer Haselnuß sehr häufig angetroffen, und besonders nach jedem Regen oder Austreten eines Baches mit geringer Mühe aufgefunden und gesammelt werden kann. Die kleinern Krystalle sind in der Regel sehr rein, von wasserklarer Farbe und voll Feuer; doch trifft man zuweilen auch welche von gelbbrauner Farbe. Die größern dagegen enthalten häufig einen Einfluß von schwarzen Punkten oder sie sind zerfressen, und die Vertiefungen bis in das Innere des Krystalls mit Thon angefüllt, wodurch sie viel an Werth verlieren. Diese Bergkrystalle sind allgemein unter dem Namen der Maramaroser-Diamanten bekannt, da sie ein sehr lebhaftes Feuer haben, wodurch sie selbst das Auge des Kenners vom ächten Diamanten manchmal kaum zu unterscheiden vermag.

Höchst auffallend ist endlich auch der Reichthum an Mineralquellen, womit die südliche und östliche Gegend der Maramaros, besonders des Iza, Visso, Theiß und Kossepojana-Thal versehen ist. Unter diesen zeichnen sich im Iza-Thal die Säuerlinge bei Dragomerfalva, Glod und Batiza, indem ersterer nebst den kohlensauren Salzen auch einen kleinen Antheil Steinöl, letztere eine bedeutende Menge Kohlensäure besitzen, wodurch ihr Wasser, schnell getrunken, berauschende Kräfte äußert. Die meisten Säuerlinge besitzt aber das obere Visso-Thal, welches gleichsam die Werkstätte zu seyn scheint, worin die Natur dieses Wasser bereitet, da man beinahe mit jedem Schritte eine derartige Quelle hervorsprudeln sieht. Im Thal der Theiß sind jene bei Bocsko, Rabo, Borkut, und im Kossepojana-Thal jener von Kobolepolyana, der einen beträchtlichen Theil Eisen mit sich führt, merkwürdig; mit letzterem ist auch eine ziemlich gut eingerichtete und stark frequentirte Badanstalt verbunden. Dieß die Naturprodukte dieses Ländchens.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Eine Frau aus Kent von etwa 60 Jahren, welche vor einem Jahre durch eine schwere Krankheit ihr Haar verloren hatte, hat nun neue Haare, die ganz denen eines Kindes gleichen, erhalten. Der eigenthümlichste Umstand ist, daß ihr bereits stark mit Grau gemischtes Haar immer straff gewesen war, jetzt aber nußbraun und so stark gelockt ist, daß es mehr dem Kopf einer Puppe gleicht, als dem Haar eines Menschen in irgend einem Lebensalter.

Nach dem Reisenden Russegger enthält der Taurus noch uralte Cedernwälder, und der ächte Steinbock soll diese Höhen noch in ganzen Heerden durchstreifen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 66.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 März 1837.

Ueber das Grundeis in den sibirischen Strömen.

Jede von den Naturforschern gemachte Beobachtung, welche den bisher angenommenen Gesetzen der Natur widerspricht, stößt auf Unglauben, bis die gehäuften Beweise keinen Zweifel mehr übrig lassen. Die lange geläugnete Existenz von Granit über sekundären Felsen gelagert, ist jetzt eine anerkannte Thatsache. Eben so ist das Phänomen von Eis auf dem Grunde der Flüsse schon allzu oft beobachtet worden und zu sehr bestätigt, um noch irgend einen Zweifel zuzulassen; nur eine genügende Erklärung steht noch aus. Da jedoch der Gegenstand erst seit Kurzem Aufmerksamkeit erregt hat, so sind neue Beobachtungen noch immer wünschenswerth, und nachstehende Mittheilung von Hrn. Weitz, einem höhern Offizier in dem russischen Bergwerkskorps, wird vielleicht nicht ohne Interesse seyn:

„Wenn man im Anfang des Winters über die reißenden Ströme des Nordens setzt, so kann man sich leicht von der Bildung des Grundeises überzeugen. Die Ströme, ihren Quellen im Hochlande nahe, fließen reißend dahin über ein sandiges oder steiniges Bett, und troß der Intensität und der Dauer der Kälte und der Menge von Schnee bleiben sie immerfort fließend, und führen eine ungeheure Menge schwimmenden Eises mit sich fort, welches größtentheils aus dem Quelllande kommt, und sich vermehrt durch dasjenige, was von den Seiten losgerissen wird, oder von dem Grunde des Flusses in die Höhe steigt. Der Kann ist ein Fluß dieser Art; er entspringt in einem Zweig der sajanischen Berge, und mündet sich 40 Werste von Krasnojarsk in den Jenisei aus. Ich setzte im November nach einer sehr strengen Kälte über diesen Fluß, und hatte Gelegenheit, die Bildung des Eises auf dem Grunde zu beobachten. Das Eis zeigt sich in Form langer prismatischer und pyramidenförmiger Krystalle, die sich manchmal in großen Massen ansammeln, die auf dem Grunde des Flusses liegen, und aus denselben herauszuwachsen scheinen. Die große Durchsichtigkeit dieser Flüsse läßt klar sehen, was auf dem Grunde vorgeht. In einer Tiefe von 14 Fuß und mehr kann man das auf dem Grunde gebildete Eis sehen, dessen grünliche Färbung es dem Ansehen nach den Conservoideen ähnlich macht. Manchmal reißen sich diese Massen ohne irgend eine sichtbare Ursache vom Grunde des Flusses los, steigen an die Oberfläche auf, werden durch die Berührung mit der kalten Luft kompakter, und stoßen mit andern Eisschollen abwärts. Es geschieht häufig, daß diese Stücke Sand und Steine mit herauf bringen, welche die Strömung somit gleichfalls fortreißt. Kommen diese endlich an demjenigen Theil des Flusses an, wo durch die sehr geringe Abdachung des Flußbettes die Bewegung des Wassers langsam und die Oberfläche manchmal überfroren ist, so sammeln sich diese schwimmenden Massen, reihen sich an einander, und werden fest, weßhalb die Eingebornen behaupten, der Fluß gefriere von unten herauf, bis das Gefrieren endlich auch die höhern und reißendern Theile erreiche. Andere behaupten, an seichten Stellen fange das Eis an, sich auf dem Grunde zu bilden, und wachse allmählich aufwärts, bis es die Oberfläche erreiche, wodurch die herabkommenden Eisschollen aufgehalten, und das Gefrieren der Oberfläche des ganzen Flusses befördert werde.

„Ich habe dieses Phänomen bis jetzt nur in dem Flusse Kann bemerkt, aber man hat es auch in der Angara bei Irkutsk gesehen, und mehrere Personen haben es in der Wolga beobachtet. Meiner Ansicht nach muß es allen Flüssen des Nordens gemeinsam seyn, deren reißender Lauf troß der Intensität und Dauer der Kälte das Gefrieren an der Oberfläche hindert. Ich glaube, daß eine lang andauernde strenge Kälte Ursache seyn kann, daß der Boden bis auf die Tiefe des Flusses gefriert, namentlich wo die Tiefe nicht groß ist, und daß hier das Wasser in Folge seiner verminderten Geschwindigkeit gleichfalls zum Gefrieren kommt, namentlich wo Löcher sind, in denen das Wasser stehen bleibt. So lange die gefrorenen Massen klein sind im Verhältniß zu der unmittelbar über ihnen befindlichen Wassermasse, bleiben sie wie an den Boden gewurzelt; wenn sie aber allmählich sich vergrößern, so überwiegt endlich die Verschiedenheit in ihrer specifischen Schwere ihre Adhäsion am Boden, sie steigen empor, und bringen, wie schon erwähnt, Kies und Steine mit herauf, woraus wir den Schluß ziehen können, daß die Strömung nicht nur durch das Losreißen des lockern Bodens eine Veränderung in dem Bette des Flusses veranlaßt, sondern auch, daß das Eis, welches sich in sehr kalten Ländern

auf dem Grunde reißender Flüsse bildet, gleichfalls zu einer solchen Veränderung beiträgt."

An der Wahrheit der obigen Thatsachen kann kein Zweifel seyn, nur wäre zu wünschen, daß Hr. Weitz die krystallinischen Formen des Grundeises näher beschrieben hätte; indeß stimmen alle bisher gemachten Beobachtungen in dem Umstand überein, daß der Prozeß des Gefrierens auf dem Grunde eines Flusses von dem Gefrieren auf der Oberfläche gänzlich verschieden ist. Wahrscheinlich kann auf dem Grunde eines Flusses kein Gefrieren statt finden, außer wenn die Temperatur der ganzen Wassermasse auf oder nahe an Null steht, in welchem Falle das Wasser allenthalben gefriert, wo die Bewegung hinreichend gemindert ist. Die grünliche Farbe dieses Grundeises, wie sie Hr. Weitz beobachtete, ist gleichfalls ein sehr bemerkenswerther Umstand, und es verlohnt wohl der Mühe, über diesen so wie über andere begleitende Umstände nähere und genauere Beobachtungen anzustellen.

Darstellung der Schlacht bei Konieh,

geliefert den 21sten Sept. 1832, von den Türken und Aegyptiern.

(Fortsetzung.)

Sowohl die Türken, als die Araber trafen wegen des Nebels ihre Anstalten nur langsam; kaum hatten jedoch die Aegyptier ihre Aufstellung beendigt, als der Nebel etwas sank und das türkische Heer auf kaum 3000 Meters in voller Schlachtordnung vor sich gewahrten.

Bei diesem Anblicke versagte das ägyptische Heer durch eine Frontveränderung rückwärts seinen linken Flügel. Aller Wahrscheinlichkeit nach dirigirte das türkische Heer seinen Angriff gegen den linken arabischen Flügel, und das arabische Heer griff mit seinem rechten Flügel an. Der Feind mochte nun eine parallele Stellung mit den Arabern nehmen, oder senkrecht auf der Straße von Konstantinopel fortrücken, so entzogen sich diese durch die Versagung ihres linken Flügels dem Angriffe, mit dem sie bedroht waren, während sie für den eignen Angriff die freie Disposition ihrer Streitkräfte behielten. Ibrahims Angriffsplan ward überdieß auch durch die Beschaffenheit des Schlachtfeldes bedingt; vor seinem linken Flügel wäre er alsbald auf die Anhöhen gestoßen, welche die Ebenen begränzen, wo die Türken mit leichter Mühe den Vortheil der Ueberzahl geltend gemacht haben würden. Vor seinem rechten Flügel dagegen dehnte sich ein ebenes Feld bis an die Sümpfe und einen in Trümmer liegenden Khan aus, und gestattete der Reiterei und der Artillerie freien Spielraum zu tüchtigen Angriffen; im Falle des Erfolgs konnten die südlichen Linien von hinten angegriffen und eine Aufstellung senkrecht auf der Straße nach Ladik, der Rückzugslinie der Türken, genommen werden; durch ein ähnliches Manöver, wie bei Homs und Beylan, hoffte Ibrahim auch an diesem Tage zu siegen.

Der Nebel hinderte das türkische Heer hinsichtlich der Schlachtordnung der Aegyptier eine bestimmte Richtung zu nehmen, es setzte seinen Marsch senkrecht auf der Straße von Konstantinopel fort, rückte in Ordnung bis auf 500 Meter von der feindlichen Stellung heran, und unterbrach durch anhaltende Geschützsalven die feierliche Stille, welche bis dahin das Schlachtfeld umgeben hatte. Das ägyptische Heer antwortete nicht, und sah ruhig zu, wie der Feind die eigenen Linien seiner Stellung, welche eine düstere Atmosphäre bis jetzt einhüllte, mit Feuer bezeichnete, nur die zweite Linie, beunruhigt durch die Kugeln, welche in ihre Massen einschlugen, deployirt und nähert sich der erstern auf 300 Schritte, weil der Nebel ihr deren Anblick entzogen hatte.

In diesem Augenblicke reitet Ibrahim an der Fronte seiner Truppen herab, und ermuntert sie durch seine unerschrockene Haltung und durch seinen gewöhnlichen Zuspruch: Ja walidi aferin! Vorwärts, Kinder, Muth! Sofort begibt er sich gegen einen Brunnen auf der rechten Seite des Schlachtfeldes in der Richtung seiner zweiten Linie, um von hier aus das kaiserliche Heer am besten zu übersehen. Sein Geleite bilden 1500 Beduinen, und seine Adjutanten Muktar-Bey, Kaya-Bey, Ahmed-Effendi. Zu seiner Seite ritt ein Scheik, der seit einiger Zeit ihm mit besonderer Treue folgte und das Vorrecht hatte, ihn durch seine langen Reden zu ermüden. Unterwegs nahm eine Kugel dieser heiligen und geschwätzigen Person dicht neben Ibrahim den Kopf weg: als er ihn fallen sah, drückte seine erste Regung eine Art Erleichterung aus, welche das unverhoffte Stillschweigen des Scheiks in ihm hervorbrachte. Bei dem Brunnen angelangt, übersah er nach einigen Minuten bei immer mehr fallendem Nebel das ganze türkische Heer, während er zugleich auf den ersten Blick den Vortheil erfaßte, den ihm dieses entweder durch einen Zufall, oder durch einen Fehler der Disposition darbot.

Die Reiterei des linken Flügels im ersten türkischen Treffen hat sich auf dem Marsche von dem linken Flügel der Infanterie entfernt; dadurch war eine Oeffnung von 1000 Schritten entstanden, welche die linke Flanke den feindlichen Massen bloß gab. Ibrahim beschließt, mit seiner Reserve in diese Oeffnung einzudringen. Während er die nöthigen Befehle absendet, schickte er die Beduinen zur Vervollständigung der Recognoscirung vor; allein vor dem lebhaften Geschützfeuer der Feinde kehren diese Kosaken der Wüste den Rücken und verschwinden von dem Schlachtfelde. Unterdessen zieht sich in Folge des erhaltenen Befehls die Reserve, Infanterie, Reiterei und Artillerie rechts; die Garde, indem sie mit rechtsum aus der Flanke marschiet, die Reiterei, indem sie in Zügen rechts schwenkt. Schon ist die Garde über den Brunnen hinaus gerückt; in der Richtung des in Trümmer liegenden Khans angelangt, macht sie Front, und ritt mit Führer rechts auf den Khan, wobei das erste Bataillon die Direktion gab. Die Reiterei schwenkt hinter ihr links ein, und unterstützt die Bewegung der Garde.

In diesem Augenblick brach das ägyptische Schlachtkorps das seither gegen das türkische Geschützfeuer beobachtete Stillschweigen. Eine der beiden Batterien der Mitte des zweiten Treffens ritt zu der rechten Flügel-Batterie des ersten Treffens, worauf sämmtliche Geschütze vor der Front des Heeres ein wohl unter-

haltenes Feuer eröffnen, während die Reserve zur Rechten die entscheidende Bewegung fortsetzt, welche Ibrahim in Person leitet. Auf 500 Meter von dieser Frontveränderung deployirt das erste Bataillon der Garde, das 2te Regiment der 2ten Reiterbrigade entwickelt sich gleichfalls und deckt die Bewegung des 4ten Reiterregiments, das sich zum Angriff der türkischen Reiterei bereit macht, die am Rande des Sumpfes steht, und bereits durch drei Geschütze der Reservebatterie in den Flanken beschossen wird. Plötzlich demaskirt sich das 4te Reiterregiment und stürzt sich unter der Anführung Ahmed-Bei-Menliklis, der schon so oft Beweise von Tapferkeit abgelegt hat, auf die türkische Reiterei; durch den heftigen Stoß über den Haufen geworfen, erhielt sie auf dem Rückzuge das Flankenfeuer des ersten Bataillons der Garde; das zweite Regiment chargirt in Linie, und um jede Sammlung zu verhindern, verfolgt das 4te Regiment lebhaft und wirft die Feinde in den Sumpf.

Kaum ist diese Bewegung vollzogen, so rückt die Garde mittelst einer Direktionsveränderung links gegen eines der feindlichen Korps vor, das so eben ein kühnes Manöuver auszuführen im Begriff ist. Das 17te türkische Infanterieregiment hat sich nämlich aus dem dritten Treffen in die Ebene gegen den ägyptischen rechten Flügel in Massen vorgezogen und ward bereits von den beiden vereinten Batterien dieses Flügels beschossen. Die Garde schwenkt in die Flanke dieses Regimentes, links rückwärts durch das deployirte erste Regiment der ersten Brigade, rechts durch eine halbe Batterie gedeckt, und weiter rückwärts durch das 2te Regiment der 2ten Brigade unterstützt; das erste Bataillon der Garde deployirt und unterstützt durch sein Gewehrfeuer das der Batterie. Das türkische Infanterie-Regiment hält Stand; eines seiner Bataillone sucht sogar die Vertheidigung durch eine Frontveränderung zu verlängern, bis es endlich, von drei Seiten beschossen, der äußersten Nothwendigkeit weicht und sich ergibt. Ibrahim wohnt rechts von der Batterie und etwas vorwärts des 2ten deployirten Regiments diesem neuen Erfolge seiner Reserve bei.

(Fortsetzung folgt.)

Statistische Notizen aus den V. St. von Nordamerika.

Baumwollenernte im J. 1836 1,570,000 Ballen.
(210,000 Ballen mehr als im J. 1835. Per Ballen werth circa 50 Dollars.)

Zuckerernte im J. 1825 40,000 Faß.
— — 1831 100,000 —

Zunahme des baaren Geldes seit 1829 45,093,207 Dollars.
— — Bankkapitals seit 1830 220 Millionen.

Export im J. 1828 50 Millionen.
— — 1835 101 —
— — 1836 Ueber 120 Millionen.

Importation, nach Abzug des Goldes und Silbers:
Im J. 1829 50 Millionen.
— 1835 125 —
— 1836 150 —

Für verkauftes Land an die Regierung bezahlt:
1830 — 2½ Millionen. 1836 — 24½ Millionen.

In den letzten 6 Jahren von den Indianern gekauftes Land: 90 Millionen Acres.

Zunahme der Kattunfabriken in England von 1834 bis 1836 — 20%.

Produktion einer Hauptkohlenmine im J. 1820 565 Tonnen.
— — — — 1836 682.420 Tonnen.

Zunahme der übrigen Minen der Kohlengegend 210.000 Tonnen.

Zunahme der Kohlen-Importation von 1827 bis 1835 — 100%.
1821 17,000 Tonnen. 1836 60,000 Tonnen.

Kohlenkonsumtion im J. 1820 17,000 Tonnen.
— — 1836 1 Million Tonnen.

Diese Angaben sind alle unter dem wirklichen Betrage, und nur nach den offiziellen Zollisten.

Die Exportation ist berechnet nach dem bei Verladung angegebenen Werthe. Diesem muß noch zugezogen werden die Fracht, da fast Alles in amerikanischen Schiffen exportirt wird, circa 10%. Der Gewinn in Europa 30%, der auch wenigstens zur Hälfte America zufällt, circa 15%. — also wenigstens 25%. — ferner alle Konsumtion der auswärts segelnden Schiffe.

Die Maramaros.

(Fortsetzung.)

Was die Produkte der Kunst anbetrifft, so sind diese noch in einem sehr dürftigen Zustande. Außer einigen Glashütten, einer Papiermühle und den mit dem Bergbau verbundenen Gewerken, worunter hauptsächlich vier Frischhämmer und zwei Nagelschmieden gehören, welche das für das Bergwesen erforderliche Eisen auf die gewöhnliche Art durch das Anlaufen des gefrischten Eisens und durch das darauf folgende Strecken desselben verfertigen, gibt es hier nichts von Industrie. Diese, so wie die Verfertigung der für den Salztransport nöthigen Flöße und Schiffe, worunter namentlich die sogenannten Siebnerzöller sich auszeichnen, gleich wie die Seilereien u. s. w., werden größtentheils von Deutschen betrieben. Ein großer Theil der Einwohner in der Verchovina verfertigt Holzwaaren aller Art, namentlich Faßdauben, Scheffeln u. s. w., welche auf dem Nagyagh verschifft werden. An Leinwand und Tuch wird in der Regel kaum so viel gewebt, als für den eigenen Bedarf nöthig; das einzige, was in Menge gemacht wird, sind Kotzen und Handschuhe aus gefärbter Schafwolle. Uebrigens trifft man in den größern Ortschaften alle gewöhnlichen erforderlichen Handwerke, so wie auch einige Bier- und Branntweinbrennereien. Dabei ist natürlich auch der Handel von wenig Bedeutung, und wird überdieß durch den Mangel an gebahnten Wegen sehr erschwert. Außer der Salzstraße von Szigeth nach Huszt in der Ugocs, dann der Poststraße von Felsöbanya über Sugatagh nach Szigeth, Rhonaszek und Kobolopolyana, so wie jener längs der Iza bis Szacsal und von Sandorfalva nach Buszyvasaja, und von Szigeth nach Bocsko sind alle übrigen Wege bloß Saum- und Fußpfade. Auch die Kommunikationswege zwischen den Ortschaften sind fast durchgängig bloß Saumwege, weßhalb denn der Transport größtentheils auf Lastthieren geschehen muß. Der Handel besteht daher fast ausschließlich in dem Transitohandel mit Vieh, welcher von Armeniern und Juden getrieben wird. Die Haupteinfuhr besteht in Wein, Tabak und wenigen Manufakturwaaren, die von Wien und

Pesth über Debreczin hieher gelangen. Außer den Produkten des Berg- und Hüttenbaues ist die Ausfuhr äußerst unbedeutend; etwas Vieh, Butter, Schmalz, Häute, grobe wollene Zeuge, Holz und Holzwaaren ist Alles, was das Land produzirt. Der Hauptzug des Handels geht theils in den drei erstgenannten Straßen, die indessen nur mit gering belasteten Wagen passirt werden können, theils über Toryana am Nagyagh und Körösmező nach Galizien und Siebenbürgen. Außer diesen aber ist die Theiß die einzige Wasserstraße, auf der immerhin am meisten Verkehr stattfindet.

Die Volksmenge der Maramaros besteht aus Ruthenen, Walachen, Magyaren und Deutschen, deren Mehrheit sich zur katholischen oder unirten Religion bekennt; doch gibt es auch Reformirte und Lutheraner, welche letztere aber keine eigene Gemeinde bilden, und endlich Juden und Zigeuner. Den zahlreichsten Volksstamm bilden die Ruthenen, gemeinhin auch Rußniaken genannt; sie haben den westlichen und nördlichen Theil des Landes ganz inne, und sind, so wie ihre Nachbarn in Galizien und in der Bukowina, der griechisch-katholischen Religion zugethan, und halten den Gottesdienst in slavischer Sprache. Ihre Hauptbeschäftigung ist Viehzucht und etwas Feldbau, der aber meistens durch die Weiber betrieben wird. Obgleich sie auf keiner so niedrigen Stufe der Civilisation stehen als ihre Brüder in Galizien, sind sie im Ganzen doch träge, der Völlerei und den Ausschweifungen des Geschlechtstriebs ergeben. Bei jeder Gelegenheit gibt es Schmausereien, wobei der Tokan, ein Gericht aus Maismehl und Schafkäse, die Hauptspeise ist, aber auch der Branntwein nicht vergessen wird. Den östlichen und südlichen Theil bewohnen in der Mehrzahl die Walachen, doch findet man sie zerstreut auch in den übrigen Gegenden des Landes. Sie sind alle der griechisch-katholischen Religion zugethan und mögen im Ganzen ein Drittheil der Volksmenge des Komitats ausmachen. Ein großer Theil von ihnen ist adelig und bildet mehrere abgeschlossene adelige Gemeinden, die übrigens nur durch die Beträchtlichkeit ihrer Besitzungen sich auszeichnen, und dabei doch als bloße Hirten wenig wohlhabend sind. Ihr Adel soll sich von Stephan dem Heiligen und seinen ersten Nachfolgern herleiten, und es sollen sogar einzelne Familien noch im Besitze ihrer Diplome seyn. Uebrigens unterscheiden sie sich von den Ruthenen nur durch ihren hohen kräftigen Körperbau und regelmäßigere sanftere Gesichtszüge, sonst aber stehen sie diesen in nichts nach. Nur die Weiber zeichnen sich durch unermüdete Thätigkeit, Fleiß und Reinlichkeit aus. Diese bestellen das ganze Haus- und Feldwesen und schützen die Familie vor Hungersnoth, der sie bei der Trägheit und Bequemlichkeit des Mannes unausweichlich unterliegen müßte. Nicht selten erblickt man sie spinnend im Gehen und Reiten, wobei sie öfter noch den Säugling auf dem Rücken tragen. In Verfertigung von Leinwand und groben Tüchern sind sie sehr geschickt, weben und wirken selbst artige Teppiche, Handschuhe u. dgl. m. mit künstlichen Zeichnungen, wozu sie auch die Wolle durch Pflanzensäfte sehr lebhaft zu färben verstehen. Aus dem Leder der Schafe fertigen sie selbst ihre Fußbekleidung (Bocskor) und aus der Wolle künstlich gewirkte Schafpelze zu Oberkleidern. Ihre Gebräuche entsprechen ganz ihrem Charakter, haben aber viel Aehnlichkeit mit jenen der Walachen in Siebenbürgen; auch ihre Gastereien sind sehr frugal und bestehen meistens aus Maisbrei und Käse, wobei jedoch der Branntwein niemals fehlen darf. Die Ungarn findet man bloß in Hußzt, Szigeth, Hosszumező, Visk und Técső, wo sie den Stand der Honoratioren und Beamten ausmachen. Nebst diesen ist auch der ansässige Adel, nämlich die größern Güterbesitzer, entweder Nationalungarn oder schon ganz in Ungarn umgewandelte Abkömmlinge von Deutschen oder Walachen. Sie sind meistens der reformirten Religion zugethan und haben in den ebengenannten Orten auch ihre eigenen Kirchen. Deutsche gibt es nur mehr wenige. Die in frühern Zeiten hier angesiedelten haben sich schon größtentheils in Ungarn und Walachen verwandelt, so daß sie von diesen kaum mehr zu unterscheiden sind. Außer diesen gehören hieher, welche im Laufe des vorigen Jahrhunderts zum Behuf der Salzerzeugung sich ansiedelten. Diese stammen aus Oberösterreich, und sind theils Grubenarbeiter, theils Schiffszimmerleute in Bocsko, Bustyaháza und Lonka, theils Gewerbsleute und Holzhauer, welche, mit eigenen Privilegien versehen, besonders vom Militärdienst frei und der Mehrzahl nach in Rónaszék, Königsfeld, Rahó, Körösmező und Visso angesiedelt sind. Die Juden haben, wie überall, auch hier sich gebreitet, wo sie vom Kleinhandel und der Pachtung von Branntweinschenken leben. Sie sind meistens aus Polen eingewandert, und haben Tracht, Sitten und Gebräuche mit allen ihren Glaubensgenossen gemein. Außer diesen sind auch noch Armenier in den Hauptorten des Komitats ansässig. Sie bekennen sich zur römisch-katholischen Kirche und leben vom Viehhandel, der von ihnen fast ausschließlich, so wie auch ein Theil des Transito- und Großhandels betrieben wird.

(Schluß folgt.)

Geologische Notizen.

Ein französischer Arzt, welcher sich in Candia aufhält, hat an die Akademie der Wissenschaften Bruchstücke von fossilen Knochen geschickt, welche man für Menschenknochen hält. Leider hat derselbe sie ganz aus dem Felsen losgebrochen, so daß man über die geologische Lagerung nicht urtheilen kann. Man weiß durch das Beispiel der Insel Guadeloupe, daß sich Menschenknochen in einem sich täglich fortbildenden Kalkstein oder Travertin finden können, ohne daß diese Knochen wirklich als fossil gelten müssen.

Auf Guadeloupe hat ein neuer vulkanischer Ausbruch der sogenannten Soufrière stattgefunden: seit 10 Jahren hatte man häufige Erdbeben, dießmal wurde pulverartige Lava und vulkanische Asche ausgeworfen. Der Ausbruch begann am 3ten December um 2 Uhr Nachmittags mit einem Geräusch, ähnlich dem eines Waldstroms, der über Felsen herabstürzt; man hörte es deutlich vier oder fünf Minuten lang. Seit dieser Zeit hat die Soufrière fortdauernd Asche und Schwefeldampf ausgestoßen, dessen durchdringender Geruch sich bis in die Stadt herab bemerklich machte. Die alten Vulkane im Süden sind in voller Thätigkeit; der Boden ist voll Risse und es hat sich ein neuer Schlund geöffnet, der zugleich in horizontaler und vertikaler Richtung Dampf ausstößt. Man kann sich indeß dem Krater unmöglich nähern, weßhalb man über seine Ausdehnung nichts weiß. Der Krater im Osten hat am meisten Asche ausgeworfen, die im Norden dagegen und an der chinesischen Brücke sind ganz still.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 21** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Erinnerung. Der Herbst. Von Lamartine. — Ueber das Poetische in der modernen Poesie Frankreichs. (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 67.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 März 1837.

Die Seeküste des Departements Niedercharente.

Die ganze Küste von Royan ist für die Seeleute höchst gefahrvoll, und furchtbar ist das Meer an der Mündung des Flusses. Jeden Tag nagt es ein neues Stück von der Spitze von Grave. Es zertrümmert die Schiffe und wälzt ganze Berge von Sand mit sich fort, ich selbst sah es bis in die Straßen von Royan hinaufstürmen, Thüren und Mauern einstürzen. Nicht weit von da grollt dumpf wie ein fernes Gewitter der Strudel von Maumusson, und der Bewohner der benachbarten Küste erzählt, daß er in seinem immer gähnenden und immer brüllenden Schlund ganze Flotten verschlinge, die Schiffe wanken, taumeln, kämpfen einen Augenblick wirbelnd mit dem Schaum und verschwinden. Rechnet man alle poetische Ausschmückung von diesem Glauben ab, so bleibt immer eine sehr gefährliche Stelle übrig, das Meer ist zwischen die Küste und die Sandbänke eingezwängt, thürmt vom Westwind gepeitscht die Wellen hoch auf und schleudert sie gegen andere Wellen mit dumpfem Gebrülle, welches man über acht Meilen weit hört. Auf dieser ganzen Küstenstrecke findet sich kein Zufluchtsort, kein Punkt der Rettung für die Schiffe. Der Hafen von Royan ist zu klein und den Klippen zu nahe, als daß man dort mit Sicherheit ankern könnte. An der Spitze des Molos sieht man bei niederem Wasser noch die Gerippe der gescheiterten und versandeten Barken, und ich selbst war Zeuge einiger Schiffbrüche.

Auf der ganzen Küste hat man Leuchtthürme errichtet. Einige derselben haben ein unbewegliches Feuer, die andern ein mittelst eines Pendels bewegliches. Der schönste, älteste und bewundertste ist der Thurm von Cordouan. Man begreift nicht, wie dieser Thurm mitten in diesem Meer der Wogen erbaut werden konnte, wie es einer Menschenhand möglich gewesen, diesen Leuchter auf eine zwei Meilen vom Ufer entfernte Klippe zu stellen, wie man es zu Stand gebracht, diese Felsen auszuhöhlen und die Fundamente auf eine täglich zweimal von der Fluth überströmte Unterlage zu setzen. Nach einer alten Volkssage soll Medoc durch eine Landzunge mit Cordouan verbunden gewesen seyn, wie durch einen natürlichen Damm, den später die See eingerissen habe. Aber die Sage irrt. Als Loys de Foir den Thurm von Cordouan baute, mußte er mit Hülfe von Pfahldämmen einen Raum von 600 Toisen absperren, und unaufhörlich, der Himmel weiß wie viele hydraulische Maschinen in Bewegung erhalten; die Chronik erzählt, daß man zu dieser gigantischen Arbeit alle Forste von Saintonge entvölkerte. Die Fundamente allein kosteten mehr als der Thurm selbst, obgleich dieser so reich verziert mit seinen architektonischen Ordnungen überbaut ist und seine äußeren Galerien und Corridors wie ein Werk der Träume bis in die Wolken sich erheben. In unseren Tagen wurden die beiden obersten Stockwerke abgetragen und neu aufgebaut, um den Thurm zu erhöhen; man zerbrach die wundervollen Säulen und Rampen, das Schöne wurde dem Nützlichen geopfert.

In dem Thurm leben drei Wächter. Man kann nur bei seichtem Wasser dahin gelangen, indem man seine Barke am Fuß der Felsen auf den Strand laufen läßt. Oft ändert sich binnen weniger als einer Stunde das Wetter, der Wind beginnt zu pfeifen, die Woge sich stürmisch zu heben, ein leichter Schaum deckt hin und wieder ein ungeheures Meer; dann muß man auf Cordouan bleiben. Einst mußte eine Dame acht Tage lang dort Schwarzbrod essen und auf einer elenden Matratze schlafen. In den langen Winternächten, bei den schwarzen Nebeln, welche den ganzen Himmel bedecken, kommen ganze Schwärme wilder Seevögel, zerarbeiten und zerstoßen sich an den erleuchteten Scheiben und werden von den Wächtern mit Stöcken getödtet. Diese halten auch beim Eintritt der Ebbe mit alten Säbelklingen eine eigene Fischjagd in allen Schlünden und Höhlen der Felsen. Es ist ein sehr belustigendes Vergnügen, so wie der Fang der Seekrebse, so fern man vernünftig genug ist, seine Finger vor jedem Conflikt mit ihren furchtbaren Scheeren zu bewahren.

Außer diesen Leucht- und Signalthürmen wurden die Anstalten zur Sicherheit an der Küste noch mit Piloten vermehrt. Der Muth dieser alten Seeleute ist nicht genug zu bewundern, er ist eine Hingebung jeder Stunde und jeder Minute, eine immerwährende Aufopferung seines Lebens zur Rettung des Lebens und des Wohls der Nebenmenschen. Sobald durch das Getöse der Wogen und das Geheul des Sturms der Donner der

Lärmkanonen gehört wird, erblickt man eine schmächtige Schaluppe, oft ganz aufrecht gegen den Wind anstemmend, auf das Gefahr umdrohte Schiff hinrudern, und dasselbe durch Sturm und Meereswuth in den nächsten Hafen bringen. Dieses Institut umschließt eine Art von Brüderlichkeit, von Gemeinschaft der Arbeit, der Verluste, der Leiden, und erinnert lebhaft an jene Brüderschaften des Mittelalters. Wenn bei der nahenden Fluth die Gespanne schwerfälliger Ochsen auf Fichtenwalzen die neugebaute Schaluppe herabziehen, tritt ein junges Mädchen heran, reicht dem ersten Zimmermann eine Schale und füllt sie ihm mit Wein; dieser zertrümmert die Schale an der Seitenwand der Schaluppe und tauft sie dadurch mit einem koketten Namen, mit dem Namen der Schönheit, um sie gegen die Westwinde und gegen Windstöße zu schützen. Sic te Diva potens Cypri.

Darstellung der Schlacht bei Konieh,

geliefert den 21sten Sept. 1832, von den Türken und Aegyptiern.

(Fortsetzung.)

Inzwischen hat der Großwessir die Verwüstung, welche die feindlichen Kugeln in seinen Gliedern anrichten, und die Unordnung seines linken Flügels wahrgenommen. Die ägyptische Artillerie, vortrefflich bedient und vor dem ersten Treffen aufgefahren, schleudert ihre Kugeln in seine Massen, während seine Artillerie, welche in den Zwischenräumen der Schlachtordnung, folglich weiter zurück stand, die arabischen Bataillone kaum erreichte. Sein linker Flügel, dessen Entfernung ihm lange Zeit wegen des Nebels verborgen blieb, ist gewichen; er erfährt dieß durch die lärmende Unordnung seiner unregelmäßigen Truppen, auf welche der gegen seine regelmäßige Reiterei geführte kräftige Schlag zurückgewirkt hat. Es war seine Absicht, den rechten Flügel des feindlichen Heeres durch die Deployirung der Reiterei seines linken Flügels aufzuhalten, und um diese Bewegung zu unterstützen, hatte er das 17te Infanterieregiment vorrücken lassen, während er mit beinahe allen seinen Streitkräften ihren linken Flügel anzufallen entschlossen war. Ibrahim kam ihm an der Spitze seiner Reserve zuvor; dieser Augenblick des Zuvorkommens verschaffte ihm den ersten Vortheil. Der Großwessir sucht seinen linken Flügel zu sammeln, er eilt in dem Momente herbei, in welchem das 17te Infanterieregiment beinahe ganz vernichtet, das Gewehr streckt. Schon waren ihm zwei Pferde unter dem Leibe getödtet worden, jetzt wird auch das dritte von einer Kugel getroffen; hingerissen von seinem Muthe, setzte er, beinahe allein, seinen Weg fort, in der Hoffnung, auf seinem linken Flügel die Ordnung herzustellen, und dann über den linken Flügel der Araber nach seinem anfänglichen Plan herzufallen und ihnen den Sieg zu entreißen. Ein ägyptischer Stabsoffizier sieht mitten durch den Nebel einen Mann mit langem Barte und goldgestickter Weste vorüberreiten. Unverzüglich zeigt er ihn einigen Beduinen aus dem Gefolge des Obergenerals; die Beduinen verfolgen ihn auf dem rechten Flügel und hinter dem 2ten Reiterregiment, holen ihn ein und schlagen auf ihn an. Mit einem Zeichen gebietet er ihnen, einzuhalten: „Schießt nicht,“ ruft er ihnen zu, „ich bin der Großwessir Reschid Mehemed!“ bei diesen Worten senken die Beduinen ihre Waffen, aber sie werfen sich auf ihn, und nehmen ihm ohne Ehrfurcht vor seiner Würde seinen Säbel, seine Pistolen und sogar die Goldbesetzung seiner Kleider. Der Artillerie-General Selim Bei und Ahmed Effendi, Adjutant des Obergenerals, kommen herbei, befreien ihn aus den Händen der Beduinen und führen ihn zu Ibrahim. Die Schlacht hatte bereits zwei Stunden gedauert, als der Großwessir gefangen ward.

Die Kunde eines eben so wichtigen, als unerwarteten Ereignisses ward alsbald den Truppen bekannt gemacht, welche zu Ehren Mehemed Ali's ausriefen: Allah! Gott erhalte die Tage unsers Herrn Mehemed Ali! Allein die Entfernung des Punktes, wo der Großwessir gefangen worden war; der Nebel, welcher die Verbindung zwischen der Reserve und dem Schlachtkorps etwas unsicher machte; endlich das Unvorhergesehene eines solchen Ereignisses: alles dieß erhob unter den Truppen einigen Zweifel über die Gewißheit der verbreiteten Kunde. Der General, welcher das zweite Treffen befehligt, sah ein, wie wichtig es sey, die Begeisterung der Armee nicht durch Zweifel erkalten zu lassen; er begibt sich zu dem Gefangenen, dem der Obergeneral eine Ehrenwache unter dem Oberstlieutenant Tscherkes-Ali-Aga beigegeben hat, und holt denselben ein, ehe er noch die Straße nach Konieh einschlägt. Er fragt hierauf den Oberstlieutenant, wer die Person sey, welche er geleite. „Ein Offizier,“ erwidert der Gefangene. Der General stellt ihm vor, daß ein gewöhnlicher Offizier von dem Obergeneral kein so ehrenvolles Geleite erhalten haben würde, und fügt hierauf dringend, aber ehrerbietig hinzu: „Herr, bist Du nicht der Sardar Azhem?“ „Es gab einen Augenblick, wo ich es war,“ antwortete Reschid Mehemed mit edler Einfachheit. Sogleich erweist der General dem Großwessir die seinem Range gebührenden Ehrenbezeugungen, führt das Geleit an der Front der ersten Linien und an der Mitte der zweiten hinab, begleitet ihn selbst, und befiehlt mit lauter Stimme vor dem Großwessir das Gewehr zu präsentiren, worauf Reschid Mehemed die Straße nach Konieh einschlägt, um sich in Ibrahims Palast zu begeben. Das ägyptische Heer, auf solche Weise von der Gefangennehmung des Großwessirs überzeugt, wird von neuem Vertrauen in dem Sieg belebt.

Inzwischen setzte die Reserve unter Ibrahims Befehl ihre Bewegungen fort. Das 4te Bataillon der Garde bleibt auf der Stelle des eben erfochtenen Erfolges; die drei andern Bataillone überragen mittelst einer Flankenbewegung das zweite türkische Treffen, wobei sie rechter Hand fortwährend durch das 2te Reiterregiment und 3 Geschütze gedeckt worden. Die 1ste Brigade war, als sie der Bewegung der Garde folgen wollte, im Nebel von der Richtung des in Trümmer liegenden Khans abgekommen, entlang dem Sumpfe zurückgekehrt, und hatte sich auf dem rechten Flügel des Schlachtfeldes aufgestellt. Dagegen verfolgte das 4te Regiment der 2ten Brigade unter dem tapfern Ahmed Bey Aheniki die türkische Reiterei bis in den Sumpf,

drang bis zu jenem Khan durch, und schloß sich hierauf dem rechten Flügel der Garde wieder an. Das Feuer der 3 Bataillone und der halben Batterie beschoß seit einiger Zeit das 19te Infanterieregiment des 4ten türkischen Treffens in der Flanke und im Rücken. Dieses 19te Infanterieregiment war beinahe in die Höhe des zweiten türkischen Treffens vorgerückt, und hatte sein linkes Flügelbataillon im Vierecke aufgestellt. Von drei Seiten angefallen kann dieses Regiment dem kräftigen Angriffe des 4ten Regiments nicht widerstehen, das entlang der Front der Reserven sich abermals auf den Feind stürzt; ohne die Charge des 2ten Regiments abzuwarten, streckt das 19te türkische Infanterieregiment das Gewehr. Das unregelmäßige Fußvolk der Mitte wird auseinander gesprengt, und zieht sich theils gegen den Fuß der Berge, theils in der Richtung auf Sileh, theils auf der Straße nach Ladik zurück.

Während die Reserve durch diese successiven Angriffe die feindliche Reiterei des linken Flügels zerstreute, und zwei Infanterieregimenter vernichtete, blieb das türkische Heer nicht unthätig. Die Gefangennehmung des Großwessirs war ihm nicht bekannt, und troß seiner Abwesenheit führete es in Folge der von ihm ertheilten Befehle das geschickte Manöver aus, welches er angeordnet hatte, ehe er in die Hände der Araber gefallen war. Die drei Infanterieregimenter des ersten türkischen Treffens, die ganze regelmäßige Reiterei des rechten Flügels stellte sich in gebrochener Linie in der linken Flanke des ägyptischen Heeres auf, nahm dasselbe in der Front, in der Flanke und im Rücken. Das zweite türkische Treffen, aus zwei regelmäßigen Regimentern bestehend, folgte in Bataillonsmassen dieser Bewegung. Das arabische Heer ist von drei Seiten umringt.

Dieser Angriff war furchtbar; nahmen die türkischen Truppen Sileh, das den linken ägyptischen Flügel deckte, so drangen sie mit dem größern Theil ihrer Streitkräfte bis Konieh, bemächtigten sich des Materials und der Spitäler, regten die Einwohner zu ihren Gunsten auf, und zwangen die Araber, in gänzlicher Entblößung, bei strenger Jahreszeit unter der Last einer Niederlage sich auf der Straße von Ismil nach dem Taurus zurückzuziehen. Das ägyptische Heer hatte durch die Versagung seines linken Flügels den Feind genöthigt, einen großen Raum zurückzulegen, um bis zu demselben heran zu kommen. Dadurch gewann Ibrahim Zeit, dem linken Flügel der Türken einen entscheidenden Schlag beizubringen und sogar ihre Mitte zu umfassen, ehe der Angriff gegen den linken Flügel der Araber deutlich hervortrat. Die ägyptische Artillerie ließ nicht lange auf sich warten: die Batterie, welche noch vor dem 2ten Treffen stand, ritt zur Verstärkung der linken Flügelbatterie des ersten Treffens vor, und diese 12 Geschütze nebst den 6 der Mitte eröffnen ihr Geschwindfeuer, wobei sie von Zeit zu Zeit die Richtung desselben verändern. Das im Viereck auf dem linken Flügel stehende Bataillon des 14ten Regiments macht mit seinen drei äußersten Seiten ein lebhaftes Gliederfeuer; auf dem rechten Flügel richten die zwei vereinten Batterien ihre Geschütze auf das 2te türkische Treffen, das sie in der Front und in der Flanke beschießen. Während $^3/_4$ Stunden hält von beiden Seiten ein lebhaftes, mörderisches Feuer an. Hier muß die Schlacht gewonnen oder verloren werden. Ibrahim, der seine Bewegung zur Rechten vollzogen hat, erhält unheilverkündende Nachrichten von seinem linken Flügel.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise durch einen Theil von Armenien und Kleinasien, von J. Brant, englischem Konsul zu Erzerum.

2. Rückreise von Diarbekir über Kaisarieh und Tokat.

Diarbekir, das alte Amida, liegt auf dem rechten Ufer des Tigris; der Flächenraum der Stadt ist sehr bedeutend, die Mauern hoch und fest, aus den Trümmern älterer Gebäude aufgeführt, und überragt von einem hohen Parapet zum Schutze der Musketiere; offenbar sind die Mauern vor dem Gebrauche der Kanonen erbaut. Einst enthielt die Stadt 40,000 Familien, und zahllose Webstühle waren in unaufhörlicher Thätigkeit, ein lebhafter Handel wurde mit Bagdad in indischen und mit Aleppo in europäischen Waaren getrieben, die Ebene war allenthalben angebaut und mit Dörfern von 4 bis 500 Häusern bedeckt, von denen viele christliche Kirchen hatten. Gegenwärtig ist die Bevölkerung auf etwa 8000 Familien herabgesunken, worunter 1500 armenische, 85 katholische, 70 griechische, 50 jüdische und 6000 türkische sind; nur einige hundert Webstühle sind halb beschäftigt, der Handel mit Bagdad ist vernichtet und der mit Aleppo zur Unbedeutenheit herabgesunken; nur noch wenige Kaufleute sind in der Stadt und diese nicht reich, das Volk ist im Elend und ohne Beschäftigung, nicht ein Dorf ist in der ganzen Ebene noch übrig, niemand wagt sich außerhalb der Mauern aufzuhalten, und die Ebene ist von den Kurden nur sehr schwach angebaut. Ehe Reschid Pascha sich zu Diarbekir aufhielt, befanden sich die Einwohner fast im Belagerungsstande, da niemand anders als in Begleitung einer Karawane die Stadt zu verlassen wagte, und die Verbindung mit Bagdad selbst für Tataren abgeschnitten war. Diese ganze Verödung und Entvölkerung ist ein Werk der Kurden, und zwar erst während der letzten 25 Jahre. Das Klima, obwohl im Sommer ausnehmend heiß, ist doch nicht ungesund, und im Winter ist die Witterung ungemein lieblich. Man sagte mir, der Weizen trage 16fach, und die schlechten Felder, die ich sah, seyen nur eine Folge der ungenügenden Aussaat und des nachlässigen Ackerbaues der Kurden. Die Lage von Diarbekir ist für eine große Handelsstadt ungemein geeignet, und um ihr ihre ehemalige Wichtigkeit wieder zu geben, bedürfte es nur einer Entfernung der Ursachen, die ihr Sinken herbeiführten, nämlich sein Aufhören der Unsicherheit und der Unterbrechung ihrer Verbindungen mit Bagdab. — Der Tigris wird so hoch hinauf bis Diarbekir nicht zur Schifffahrt benutzt, doch gehen manchmal Flöße mit Zimmerholz hinab.

Von Diarbekir kehrten wir nach Kharput zurück, und schlugen von da den Weg nach Malatijah ein. Am Ende der Ebene von Kharput stießen wir auf eine hohe mit Zwergeichen bedeckte Bergkette, und kamen, nachdem wir dieselbe überstiegen, an die Ufer des Murad-Tschai, wo die Ruinen einer Moschee und eines großen Karawanserais liegen. Von Kharput bis an den Fluß sind es etwa 50 Meilen. Eine halbe Stunde unterhalb des Karawanserais bricht sich der Euphrat seine Bahn durch die Hauptkette des Taurus, läuft hier 11 g. M. weit zwischen

Bergen fort, die sich hoch und steil auf beiden Seiten neben ihm erheben, und wird hier durch Schnellen und Felsen häufig unterbrochen. Auf diesem Theil seines Laufes wird er nirgends beschifft, sobald er aber durch dieß Defilé hindurch ist, stößt die Schifffahrt auf keine weitere Unterbrechung mehr. — Von dem zerstörten Karawanserai aus fuhren wir etwa 1 g. M. weit den Fluß hinauf, und setzten dann bei Eiz-Oglu (vielleicht Eyas-Oglu?) auf das andere Ufer über. Auf beiden Ufern liegen Dörfer, die zusammen etwa 100 kurdische Familien enthalten mögen. Die Bewohner scheinen arm, und wir konnten uns keine Lebensmittel verschaffen, sahen jedoch Abends viel Vieh von der Weide nach Hause treiben.

Aspuzi liegt etwa 5 g. M. in westlicher Richtung vom Euphrat, mitten in einem Walde von Fruchtbäumen an der Seite eines Bergs, anderthalb geographische Meilen oberhalb Malatijah, dessen Einwohner sich auf sieben Monate nach Aspuzi begeben, und nur für die fünf Wintermonate nach Malatijah zurückkehren; während der Sommermonate ist Malatijah bis auf wenige Personen, die zur Hut der Häuser zurückbleiben, gänzlich verlassen, obwohl kein besonderer Nachtheil in der Lage Malatijahs diese seltsame Sitte veranlaßt zu haben scheint. Malatijah und Aspuzi, die man als Eine Stadt betrachten kann, enthalten 3923 Familien, worunter 2800 türkische, der Ueberrest besteht aus Armeniern. Pest, Cholera und kurdische Räubereien haben die Bevölkerung so herabgebracht, und die weite fruchtbare Ebene von Malatijah ist jetzt beinahe eine unbebaute Wüste. Als wir Malatijah sahen, waren die Einwohner ausgezogen, und es läßt sich nichts Oederes denken als diese Stadt: kein lebendes Wesen war zu sehen, und die Straßen waren mit Gras überwachsen. Die alten Mauern liegen in Trümmern, die Häuser haben ein elendes Aussehen, und die Buden auf dem Bazar sind bloße Lehmhütten. Ich sah zwei gut gebaute Moscheen und zwei Karawanserais, alle in persischem Baustyl. Als ich durch die Stadt gegangen war und zu einem schönen Thore hinausging, sah ich die Leute, die als Hauswächter zurückgelassen waren, und ihr Anblick schien den düstern Eindruck, den die Stadt auf mich gemacht hatte, nur noch zu vermehren.

(Fortsetzung folgt.)

Die Maramaros.

(Schluß.)

In politischer Hinsicht ist dieß Land in fünf Distrikte eingetheilt: in den Szigether-Distrikt, welcher den Mittelpunkt der Maramaros bildet; in den untern oder Hußzter-Distrikt gegen Westen; den Kaßoer-Distrikt gegen Süden; den obern Distrikt gegen Osten und den Verchoviner-Distrikt gegen Nordwesten. Diese sind sowohl ihrer Größe als Bevölkerung nach sehr ungleich, und enthalten im Ganzen 5 Marktflecken oder Kronmärkte, 159 Dörfer und einige Prädien. Hußzt, Hoßzumezö, Visk, Szigeth, Taecsö bilden die Hauptorte des Landes, worunter Szigeth der Sitz und Kongregationsort des Komitats, so wie der Kameraladministration und zugleich das große Entrepot für den Salzhandel des ganzen Reichs ist. Seine Lage im Mittelpunkt des Landes, am Zusammenfluß der Iza und Theiß, ist eben so vortheilhaft als anmuthig, und wird überdieß durch ein herrliches Klima begünstigt. Der Ort besteht aus etwa 7000 Einwohnern und 900 Häusern, worunter drei Kirchen, ein Piaristen- und Reformirten-Kollegium und eine Synagoge. Außer dem Komitatshaus, einigen herrschaftlichen Gebäuden und den großen Salzmagazinen bietet der Ort wenig Bemerkenswerthes dar. Von mehr Wichtigkeit ist der Verkehr, da von hier die Salzversendungen aus den Rhonaszeker und übrigen Gruben gemacht werden. Von diesen gelangt das Salz bis hieher auf der Achse, wo es dann auf der Theiß verschifft wird. Mittelst angebrachter bedeutender Wasserklausen kann dieser Strom zwar schon bei Bocsko mit Flößen befahren werden, allein größere Lasten trägt er erst von hier an, wo er eine Breite von mehr als 600 Fuß gewinnt, und mit Lasten von 150 bis 2000 und mehr Centnern befahren werden kann. Das zu versendende Salz besteht theils aus Normalsteinen zu 80 Pfund, aus kleinern Steinen bis über 50 Pfund, theils aus reinem Minutiensalz, welches in Fässer gepackt ist. Das Fahrzeug wird gewöhnlich seiner ganzen Breite nach mit drei Lagen Salzsteinen geladen, wobei die Flöße oft kaum drei Finger hoch über dem Wasser stehen. Zurück werden die Schiffe mit Viktualien befrachtet, meistens von Zigeunern gezogen, was, da die Theiß keinen sichern Weg an ihren wandelbaren Ufern hat, immer eine höchst beschwerliche Arbeit ist.

Sonstige bemerkenswerthe Orte sind Rhonaszek, welches ungefähr drei Stunden östlich von Szigeth entfernt, in einem tiefen, nur einerseits zugänglichen Thale liegt. Nicht eher als bis man sich von dem Dorfe Ober-Rhona, wo sich die Gebirgskette von beiden Seiten immer mehr und mehr schließt, dem Bergwerke nähert, ist derselbe sichtbar. Außer den Beamten, Bergleuten, einigen Handwerkern und ein paar Krämern wird das Thal von niemandem bewohnt; die innere Einrichtung des Bergwerks ist höchst einfach und in jeder Beziehung merkwürdig. Die Gewinnung des Salzes geschieht mittelst des Spitzhammers oder durch Pulversprengung, und wird selten durch Grundwässer und Klüfte gefährdet. Gewöhnlich ist es ein zäher Letten, welcher zwischen dem Salz und der Dammerde liegt. Die Erzeugung des Centner Salzes kommt das Aerarium nicht auf 12 Kreuzer; 40 bis 50 Arbeiter können immerhin 20,000 Centner monatlich ausbringen. Eine halbe Stunde oberhalb Rhonaszek liegt hart an der Theiß der Pfarrort Bocsko, dessen Einwohner sich hauptsächlich mit Handschuh- und Kotzenmanufaktur beschäftigen. Unweit davon befindet sich Szlatina, ganz nahe an der Theiß. Die übrigen Grubenorte sind minder vortheilhaft gelegen, da sie meist entfernt von der Theiß sind, wodurch der Transport kostspielig wird. So liegt das Goldbergwerk bei dem adeligen Dorfe Borsa über 2000 Fuß, die Kupfergrube Suradoj mehr als 4000 Fuß über der Meeresfläche. Der Marktflecken Hußzt ist bemerkenswerth durch den starken Hanfbau, den seine Einwohner (etwa 4000 an der Zahl) treiben, so wie durch sein altes Schloß, welches über der Theiß auf einem Berge thront, Markt und Strom mit der herrlichsten Aussicht beherrschend. Körösmezö ist ausgezeichnet durch seine hohe Lage, und dürfte wohl das höchste Dorf Ungarns seyn. Es ist durchaus von Ruthenen bewohnt und liegt etwas über 2250 Fuß über der Meeresfläche, umgeben von mehr als hundert Schafalpen, welche die herrlichste Weide darbieten. Ausgezeichnet ist unter den vielen zum Theil seltenen Alpenpflanzen Arctium personata, welche hier in seltener Menge und Ueppigkeit wächst, so daß ihre Blätter den Ruthenen gewöhnlich als Regenschirme dienen.

Ueber das Erdbeben in Syrien sind noch keine nähern Nachrichten eingegangen. Die Richtung desselben scheint von Südost gegen Nordwest gewesen zu seyn.

München, in der Litterarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 68.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 März 1837.

Der Yankee und der Virginier.

(Aus Chevaliers Briefen über Nordamerika.)

Die große Bewegung gegen Westen, welche von den Seen im Norden bis nach Florida hinab fast gleichmäßig statt fand, wurde ohne vorhergegangene Uebereinkunft mit einer merkwürdigen Energie und Uebereinstimmung unternommen. Die Bewohner Neu-Englands breiteten sich anfangs auf ihrem alten Gebiet aus, gründeten hier die verhältnißmäßig neuen Staaten Maine und Vermont, und wandten sich dann gegen den Westen des Staats New-York; von hier an möglichst an der nördlichen Gränze der Vereinigten Staaten sich haltend, rückten sie an den Seen Ontario und Erie fort, und besetzten das ungeheure Delta zwischen dem Ohio und dem obern Mississippi, welches jetzt die Staaten Ohio, Indiana, Illinois und Michigan umfaßt. Die Bewohner von New-York und Pennsylvanien haben sich wenig aus ihrem Gebiete entfernt, welches sehr ausgedehnt ist, und im J. 1783 noch wenig bewohnt war; doch haben sie zu dem großen Zuge gegen Westen auch ihr Kontingent geliefert. Virginien bevölkerte sich zuerst selbst gegen Westen hin, gab dann dem Staate Kentucky das Daseyn, und schickte gegen den Golf von Mexiko zahlreiche Schwärme aus, welche sich in den südlichen Staaten verbreiteten. Nordcarolina, welches reichlich das Seinige dazu beitrug, gab auch dem Staate Tenessee das Daseyn, und Georgia nebst Südcarolina trugen das meiste zur Gründung von Mississippi und Alabama bei; Tenessee und Kentucky bevölkerten endlich ihrerseits Missouri und Arkansas.

Die Staaten ohne Sklaverei haben wahrhaft demokratischen Republiken das Daseyn gegeben, welche wesentlich auf den Ackerbau begründet sind, und mit Ausnahme des Weinstocks Alles hervorbringen, was man in den gemäßigten Ländern Europa's anbaut. Diese jungen Staaten sind auf das kleine Eigenthum und die faktische Gleichheit gebaut, und die Mehrzahl der Besitzungen haben eine ziemlich gleichmäßige Größe von 80 bis 160 Acres. Die südlichen Staaten dagegen haben aristokratische Republiken erschaffen, gegründet auf Sklaverei und großen Landbesitz; diese sind noch ausschließlicher ackerbautreibend, und erzeugen meist Baumwolle, eine kostbare Waare, welche dem Ausfuhrhandel jährlich etwa einen Werth von 40 Millionen Dollars liefert. Unter den von Osten gegen Westen rückenden Massen unterscheidet man also zwei völlig verschiedene Klassen, welche man nach den Hauptpunkten, von denen sie ausgehen, die Virginier und die Yankees nennen kann. Derjenige Theil Virginiens, welcher zur Zeit der Unabhängigkeit am meisten bevölkert war, hat einen flachen, sandigen, im Allgemeinen ziemlich armen Boden. Längs den Flüssen war derselbe fruchtbarer, aber auch hier wurde er durch den Tabaksbau bald erschöpft, und die Grundeigenthümer mußten endlich darauf denken, diesen Boden zu verlassen: so wandten sie sich nach den vortrefflichen Ländereien Kentucky's, und siedelten sich hier, jedoch erst nach langen Kämpfen mit den Indianern an. Sobald einigermaßen Sicherheit gewonnen war, zogen die großen Grundeigenthümer mit ihren Sklaven dahin, führten hier, umgeben von diesen und ihren Heerden, ein patriarchalisches Leben, widmeten sich mit Leidenschaft der Jagd, und verschwendeten oft ihre Ernten in tollen Wetten über die Schnelligkeit ihrer Pferde, auf welche sie stolz waren, und deren Stammbäume sie sorgfältiger bewahrten als ihren eigenen. Als allmählich durch Vervollkommnung der Maschinen in England der Begehr nach Baumwolle wuchs, und die Dampfschiffe das Mississippithal eröffnet hatten, wanderten sie gegen Süden, stets ihre Sklaven mit sich führend. Eben so sagten die betriebsamen Söhne Neu-Englands dem felsigen und undankbaren Boden ihres Geburtslandes Lebewohl, luden auf einen Wagen ihren Pflug, ihr Bett, ein Fäßchen gesalzenes Fleisch, die unerläßliche Provision von Thee und Zucker, ihre Bibel und ihre Frau, und machten sich auf gegen Westen, die Hacke auf der Schulter, ohne Diener und ohne Gehülfen, um Hunderte von Meilen entfernt mitten im Walde eine Blockhütte zu errichten, den Wald umzuhauen, und die erste Anlage zu einem Bauergute zu machen. Die ersten, welche so fortzogen, waren aus Connecticut, dem Granitstaat, wie man ihn nennt, der sich selbst unter den puritanischen durch seine Strenge auszeichnet.

Der Virginier und der Yankee haben beide je nach ihrer Art und Weise kolonisirt: die Rolle, welche sie in der Erschaffung der neuen Staaten des Westens spielten, erklärt, weßhalb so

bis 60 Mitglieder des Kongresses aus Virginien oder Connecticut stammen. Bei dieser Eroberung blieben die Europäer keine unthätigen Zuschauer, sie sandten tüchtige Arbeiter aus, welche sich mit den Söhnen Neu-Englands vereinigten, weil ihnen die Sklaverei zu großen Abscheu einflößte. Viele Irländer und Schotten, eine ungeheure Anzahl Deutsche und Schweizer, und auch einige Franzosen sind gegenwärtig in Ohio, Indiana, Illinois und Michigan angesiedelt, aber die Mitwirkung der Europäer nimmt den Yankees die erste Ehre der unternommenen Arbeit nicht: sie haben begonnen, sie haben den Ton angegeben und vollziehen noch jetzt immer die härteste Arbeit. Die Verschmelzung der Europäer mit ihnen geht nur langsam vor sich, denn der Yankee ist nicht sehr gesellschaftlich, doch hat sich schon fremdes Blut mit dem Blute der Yankee's hinreichend gemischt, daß die Kreuzung der Racen den ursprünglichen Charakter der neuenglischen Bevölkerung modificirt und den dritten amerikanischen Typus, den des Westens, geschaffen hat, dessen Züge noch so unsicher sind, wie seine Zukunft, der aber mit jedem Tage mehr seine athletischen Formen, seine hochfliegenden Ansprüche zeigt, und die beiden andern zu beherrschen berufen scheint.

(Schluß folgt.)

Darstellung der Schlacht bei Konieh,

geliefert den 21sten Sept. 1832, von den Türken und Aegyptiern.

(Schluß.)

Plötzlich, als wollte der Feind noch eine letzte Anstrengung versuchen, sprengen 1500 Reiter, welche auf dem linken Flügel des 2ten türkischen Treffens standen, an die Straße von Konstantinopel gelehnt, gegen die Mitte der ersten ägyptischen Linie heran. General Selim-Bei-Monasterli, sey es aus Mangel an Erfahrung oder aus Verrath, läßt sich darauf ein, mit dieser Reiterei zu parlamentiren, statt sie durch ein tüchtiges Feuer in ihrer Bewegung aufzuhalten. Die Reiterei wirft sich auf die Geschütze, haut die Kanoniere nieder, und wendet sich gegen die Mitte des zweiten Treffens. Allein der Oberst des 18ten Regiments, gefaßter als Selim-Bei-Monasterli, empfängt sie mit einem schrägen Feuer, worauf sie sich zum Rückzug wendet. Der Oberst des 11ten Regiments läßt dieses Rechtsumkehrt machen und rückwärts Feuer geben. Die türkische Reiterei stiebt auseinander, ein Theil flieht nach der Ebene, ein anderer gegen Konieh. Die Hauptsache war geschehen; der linke Flügel der Aegyptier hat durch seinen kraftvollen Widerstand den Angriff des türkischen rechten aufgehalten und zurückgewiesen. Der Feind weicht, verliert die Frucht seines geschickten Manövers und zieht sich in Unordnung gegen den Fuß der Berge zurück. Auf diese Kunde entweicht die Reiterei, welche bis Konieh gedrungen ist, nachdem sie einige Einwohner geplündert hat. Auf Ibrahim's Befehl macht sich die zweite Brigade zur Verfolgung des türkischen Heeres auf, die erste Brigade wirft sich vom rechten Flügel aus in den Rücken desselben. Das türkische Heer flieht in gänzlicher Verwirrung von dem Schlachtfelde, und läßt 5 bis 6000 Gefangene, 46 Geschütze und viele Fahnen in den Händen des Siegers; die Zahl seiner Todten beträgt 3000 Mann. Die Aegyptier zählen 262 Todte und 530 Verwundete. Die Delis und Beduinen verfolgten den Feind bis an die Thore von Ak-Schehr, und machten noch weitere Gefangene. Die Schlacht hatte gegen Mittag begonnen und dauerte bis zwei Stunden nach Sonnenuntergang; 7½ Stunden lang ward der Sieg streitig gemacht.

Das siegreiche Heer zog Abends um 8½ Uhr ein. Als Ibrahim den Säbel in die Scheide steckte, konnte er mit Stolz auf die von ihm seit Jahr und Tag zurückgelegte erfolgreiche Laufbahn zurückblicken: Acre mit Sturm genommen und Abdallah gefangen nach Cairo abgeführt: zwei Schlachten bei Homs und Beylan gegen den Feldmarschall und seine Generale gewonnen; ein dritter Sieg über die türkischen Kerntruppen erfochten; der Großwessir gefangen und die Straße nach Konstantinopel von Truppen gesäubert. Alle diese Vortheile verdankte er größern Theils der Einführung der europäischen Organisation und Taktik bei seinen Truppen.

Gereichte der Sieg dem Heere und seinem Führer zum Ruhm, so war er auch reich an großen Resultaten. Mehemed Ali's Autorität war in Aegypten und Syrien befestigt, und der Vasall erhob sich zur Selbstständigkeit. Die Araber hatten ihre Gleichheit mit den Türken wieder erobert, und die 300jährige Sklaverei und Erniedrigung ihres Stammes hinweg getilgt. Das osmanische Reich schien sich in seinen außereuropäischen Ländern in zwei große Theile zu spalten, von denen der eine sich gegen Konstantinopel, der andere gegen Cairo wendete.

Als Ibrahim sich in seinen Palast zurückgezogen hatte, konnte er dem Verlangen nicht widerstehen, Reschid Mehemed zu sehen. Er trat in dessen Gemach, fand ihn schlummernd und weckte ihn auf. Seiner Einladung zufolge erhob sich der Sardar Azhem und folgte ihm in den Divan, ungewiß über das Schicksal, das ihm der Empfang des Siegers zu verheißen schien. Obgleich Ibrahim das kaiserliche Heer zum Drittenmale geschlagen hatte, heuchelte er noch immer die gleiche Treue gegen seinen Souverän, und bezeugte dem gefangenen Großwessir, als dem höchsten Repräsentanten des Sultans, seine Ehrerbietung. Er gab ihm die Waffen zurück, welche ihm von den Beduinen abgenommen worden waren, und die er von diesen zurückerkauft hatte: auch räumte er ihm ehrfurchtsvoll den Ehrenplatz ein. Reschid Mehemed vermuthete unter dieser ernsten Komödie irgend eine Schlinge, denn nach den alten orientalischen Sitten wächst der Verdacht in gleichem Maße mit den Freundschaftsbezeugungen. Als man daher nach den gewöhnlichen Begrüßungen den Kaffee brachte, nahm er denselben nicht an; er habe Durst, sagte er, und bat um Wasser. Sogleich ließ ihm Ibrahim Sorbet reichen, aber Reschid-Mehemed nahm auch diesen nicht an. „Ein Glas Sorbet," rief Ibrahim heftig dem Diener zu; „ein Glas Sorbet!" Reschid Mehemed schwieg und ergab sich in sein Schicksal. Er dachte, die Durchsichtigkeit des klaren Wassers würde eher, als jede andere Flüssigkeit einen Verrath enthüllen, der die auf dem Schlachtfelde begonnene

Niederlage etwa in dem Diwan vollenden könnte: Ibrahim hatte ihn durchschaut. Der Sorbet ward gebracht und der Diener reichte unter tiefer Verbeugung dem Großwessir die mit dem gefärbten Getränke gefüllte Schale. Schon streckte Reschid Mehemed, ohne eine Miene zu verziehen die Hand nach derselben aus, als Ibrahim sie ergriff, mit langen Zügen zur Hälfte austrank und dem schweigenden Großwessir einen Blick zuwendete, in welchem sich ein leichtes Lächeln zeigte; hierauf reichte er die halbgeleerte Schale an Reschid Mehemed, der sie mit derselben ernsten Würde austrank. Nicht ein Wort ward zwischen den beiden Pascha's gewechselt, allein seit diesem Augenblicke herrschte das vollkommenste Vertrauen zwischen dem Großwessir und Ibrahim.

Der letztere spielte die übernommene Rolle bis ans Ende, indem er seinen Gefangenen nicht nur als Großwessir, sondern auch als Obergeneral des ägyptischen Heeres behandelte. Den Tag nach der Schlacht holte er die Befehle Reschid Mehemeds ein, worauf er Soliman Bei beauftragte, zur Verfolgung des türkischen Heeres aufzubrechen.

Inzwischen gelangte die Nachricht von dieser dritten Niederlage schleunigst nach Konstantinopel. Der Tatar, welcher mit derselben vor dem Palaste des Seraskiers eintraf, hatte nicht den Muth, in denselben einzutreten. Als Chosrew die Gewißheit von der Gefangenschaft des Großwessirs und der Niederlage des Heeres erfuhr, flog ein Lächeln über seine Lippen: der Seraskier hatte gesiegt. Ein Tatar folgte auf den andern, jeder brachte neue Angaben über die Schlacht und ihre Folgen: alle stimmmten darin überein, daß die Zahl der gefangenen Pascha's so beträchtlich sey, daß man dieselbe nicht genau auszumitteln vermöge. Tiefe Bestürzung herrschte in dem Serail. In dem Herzen des Sultans war die Kühnheit erstorben. Um diesen verhängnißvollen Schlag wieder gut zu machen, waren nur noch die Trümmer, welche sich nach Ak-Schehr geworfen hatten, und die 25,000 Mann starke Reserve übrig. Allein diese Truppen waren entmuthigt, und es fand sich kein General, den man an ihre Spitze stellen konnte. Bald darauf trat auch Ahmed Fewzi Pascha das Kommando des Heeres an Emir Reuf ab, und kehrte verkleidet, um sich der Wuth des Volkes zu entziehen, in die Hauptstadt zurück. Von allen Seiten erhob sich die öffentliche Stimme gegen Mahmud und sah in Mehemed Ali's Siege den Rathschluß Gottes.

Ueber das Verschwinden des Po bei Martiniana.

Ein Herr Landi gibt in der Statistik von Saluzzo eine Erklärung über das Verschwinden des Po, die vielleicht auch noch auf manche andere Flüsse, namentlich auf die Loire, paßt, deren Bett sehr mit Sand angefüllt ist. Man weiß, daß der ältere Plinius (Hist. natur. Lib. III. cap. 16) behauptet, der Po versinke in den Boden, und komme tiefer unten wieder heraus. Manche wollten behaupten, dieß Verschwinden sey bloß eine Folge der zahlreichen Wasserableitungen, und das Wiedererscheinen in der Nähe von Staffarda erkläre sich durch das Zuströmen von Wasser aus den benachbarten Sumpfländereien. Indeß findet das Verschwinden nur statt, wenn das Wasser sehr klein ist, sonst aber strömt der Fluß in seinem Bette fort. Herr Landi, der die Lokalität genau untersuchte, bestätigt die Ansicht von Plinius, und um sich gegen allen Widerspruch sicher zu stellen, wählte er zu seinen Untersuchungen die Winterszeit, wo man keine Bewässerungen vornimmt und die Verdünstung sehr schwach ist. „Die Gewässer des Po, welche oberhalb der Straße von Revello in Einen Arm vereinigt sind, vermindern sich hier durch mehrere Abzugkanäle, und sind Martiniana gegenüber um die Hälfte geringer. Das übrige Wasser verliert sich auf einer Strecke von 2400 Metres bald unter den Steinen, bald erscheint es zum Theil wieder, verschwindet endlich ganz und das Bette bleibt 5800 Metres lang, nämlich bis San Firmino, trocken. Hier beginnen einige Quellen sich zu zeigen, theils im Bette selbst, theils längs den Ufern, ohne daß das nahe liegende Land sumpfig wäre. Der Po empfängt sodann das Bergwasser von Pironda und bald darauf den Rivotorto. Wenn im Laufe des Sommers diese beiden Beiflüsse wasserleer sind, sieht man weiter unten im Bette des Flusses, bald rechts, bald links, einige Pfützen von unbedeutender Tiefe und Ausdehnung, aus denen aber viel Wasser hervorbringt. Von der Einmündung des Rivotorto bis zu der des Ghiandone unterhalb Staffarda springen viele Quellen hervor und vermehren die Wassermasse, so daß sie hier schon dreimal so groß ist als anfangs. Dabei ist es unverkennbar, daß die benachbarten Sümpfe, deren Abfluß eine ganz andere Richtung nimmt, zur Verstärkung dieser Quellen nicht beitragen können. Die Ansicht von Plinius ist demnach begründet, obwohl man nicht sagen kann, daß ein unterirdischer Kanal bestehe. Das Verschwinden des Flusses ist eine Folge der Infiltration des Wassers durch die Steine, um auf einem alten Flußbett zu laufen, das gegenwärtig durch eine Menge aus den Bergen herabgeschwemmter großer Steine und Kiesschutt bedeckt ist. Das Wasser setzt demnach seinen unterirdischen Lauf fort, bis da, wo der Boden minder abschüssig und die Masse des durch die Strömung herabgeführten Kiesschutts geringer wird, dann erscheint es wieder von neuem."

Chronik der Reisen.

Reise durch einen Theil von Armenien und Kleinasien, von J. Braut, englischem Konsul zu Erzerum.

2. Rückreise von Diarbekir über Kaisarieh und Tokat.

(Fortsetzung.)

Wir zogen nun die Ebene hinab nach dem Tokhmah-Su, den wir auf einer Brücke, nicht ganz 1 g. M. vor seiner Mündung in den Murad-Tschai, überschritten. Eine Straße von Bögen führt von beiden Enden der Brücke aus quer durch das Thal, und deutet an, daß der Fluß manchmal stark über seine Ufer tritt. Anderthalb geographische Meilen von dem Tokhmah-Su kamen wir an einen andern Fluß, den Tschamurin-Su, welcher durch ein tiefes, enges, wohl bebautes und bewässertes Thal fließt, und gleichfalls in den Murad-Tschai fällt. Ich kam in der Ebene an einer Steinsäule vorüber, welche die halbe Entfernung zwischen Konstantinopel und Bagdad bezeichnet; auch befand sich ein zerstörter Khan in der Ebene.

Hasan-Batrik (Patriarch) ist ein Dorf am Ende der Ebene, die in nordwestlicher Richtung läuft und etwa 4 g. M. breit ist, die Länge der Ebene längs dem Tokhmah-Su muß sehr bedeutend seyn. Hasan-

Batrik enthält 50 muhammedanische Familien; hier liegen auch die Ruinen einer schönen Moschee und eines Karawanserais, welches in persischem Styl aus Quadersteinen aufgeführt war. Die Ebene war, die Flußthäler ausgenommen, eine reine Wüste, augenscheinlich aus keinem andern Grunde, als wegen der Unsicherheit des Landes, denn die Felder um die Dörfer her schienen sehr fruchtbar, und auch einige Baumwolle wird gezogen.

Jenseits Hasan-Batrik betrat ich ein Defile, in dem der Tschamurlu-Su fließt; die Berge sind hoch, aber nicht steil, das Thal dagegen schmal. Wir gingen über den Fluß, wo uns das Wasser bis an den Gürtel ging, obwohl wir uns in der trocknen Jahreszeit befanden, denn im Frühjahr ist das Uebersetzen beschwerlich und gefahrvoll, und wird selten von jemand andern als von Tataren versucht. Die Entfernung von Malatijah nach Hakim-Khan, wohin wir jetzt kamen, beträgt etwa 9 g. M., und der Weg geht in nordwestlicher Richtung. Hakim-Khan ist eine kleine arme Stadt, welche 250 türkische und 35 armenische Familien enthält; es befindet sich ein altes Schloß hier und ein Khan in persischem Styl, den ein Arzt gebaut haben soll, woher der Name kommt. Das Land umher ist gebirgig und dürr, und die Felsen bestehen alle aus Kalksteinen. Weinreben gedeihen hier nicht wegen der Strenge des Winters.

So weit waren wir von Diarbekir aus der großen Straße nach Konstantinopel gefolgt, welche in gleicher nordwestlicher Richtung fortläuft, während ich mich westlich gegen Ghurun wandte. Wir zogen über Berge, Thal und Flüsse, ohne einem gebahnten Wege zu folgen, und kamen endlich wieder an den Tokhmah-Su, den wir bei Malatijah verlassen hatten; auf diese Weise hatten wir den Bergrücken Agdschi-Dagh umgangen. Ich folgte dem Laufe des Tokhmah-Su bis Ghurun, oberhalb welchem der Hauptarm dieses Flusses entspringt. Die Entfernung von Hakim-Khan nach Ghurun beträgt ungefähr 11 g. M. Diese Stadt enthält 850 türkische, 860 armenische und 65 katholisch-armenische Familien, das einzige Beispiel einer Stadt im Innern, wo die christliche Bevölkerung die muhammedanische übersteigt. Der Winter ist streng, der Sommer kurz, und der Anbau des Bodens scheint keinen sonderlichen Gewinn abzuwerfen. Die Einwohner ohne Unterschied treiben einen Handel mit den nomadischen Stämmen der Turkomanen und Kurden, welche in ihren Wanderungen von Angora her, wo sie überwintern, mehrere Wochen auf den Weidegründen um Ghurun sich aufhalten. Die Händler aus der Stadt versehen diese wandernden Stämme mit allen Bedürfnissen, und empfangen dagegen die Erträgnisse ihrer Schaf- oder Rinderheerden, worunter Wolle das bedeutendste ist.

Von Ghurun stieg ich die steile Ostseite des Thals hinan, und zog über einen Bergstrich, dessen Thäler reich an schönen Weiden, dessen Gipfel aber dürrer Kalkstein sind; die Weiden sollen sich bis in die Nähe von Kaisarieh erstrecken. Im Frühjahr sind dieselben üppig mit Gras bewachsen, jetzt aber war Alles verdorrt, übrigens auch bereits von den Heerden der Kurden abgeweidet. Mandschelik, 6 g. M. von Ghurun in nördlicher Richtung, ist ein kleines Dorf und das einzige auf dieser Straße; es enthielt früher über 100 Familien, aber alle Türken haben es wegen der Räubereien der Kurden verlassen, und nur 15 armenische Familien sind geblieben, weil hier eine sehr alte, dem heiligen Thoros geweihte Kirche liegt, die ein ungemein heilig geachteter Wallfahrtsort ist. Das umliegende Land ist fruchtbar, aber die Einwohner können bei weitem nicht Alles bebauen; das Klima ist im Winter ungemein streng, Schnee fällt in Menge, die Sommer sind kurz und nicht heiß, obwohl das erzeugte Korn von vorzüglicher Gattung ist. Die Bauern sind mit allen Erträgnissen des Ackerbaues reichlich versehen, diese werden aber meist von Gästen aufgezehrt, welche für ihre Bewirthung nicht zahlen. Ich wohnte in einem Hause, das vier Brüdern gehörte, die alle bei Vertheidigung ihres Eigenthums gegen kurdische Angriffe schwere Wunden erhalten hatten. Paschas und Agas plagen die Bewohner nicht sehr, weil das Dorf das einzige ist zwischen Ulasch und Ghurun, einer Strecke von mehr als 12 bis 15 g. M., die ohne das Unterkommen, was man hier findet, im Winter für Karawanen ganz ungangbar wäre; die Furcht, die Einwohner möchten einen für die Kommunikation so wesentlichen Posten verlassen, scheint die Ursache zu seyn, daß ihnen nicht das gewöhnliche Quantum von Plackerei und Erpressung zu Theil wird.

Von Mandschelik bis Ulasch, eine Strecke von mehr als 7 g. M., findet man dieselben Weiden, wie früher, aber auch nicht ein einziges Dorf, woran nur die Räubereien der Kurden schuld sind. Ulasch ist nur von Armeniern bewohnt und enthält 60 Familien. Der Boden ist reich und Weizen trägt 10 bis 12fach. In einer Vertiefung in der Ebene, welche im Winter 1 bis 2 Fuß tief mit Wasser angefüllt ist, jetzt aber trocken war, fanden sich Inkrustationen von Salz. Die Bewohner scheinen sehr wohlhabend. — Auf der Straße nach Siwas (4½ g. M.) befinden sich zwei große Salzwerke, wo das Salz aus Quellen gewonnen wird, und die der Regierung, welcher sie gehören, einen bedeutenden Ertrag abwerfen sollen. Das Land von Ulasch bis zu der Ebene von Siwas ist bergig, doch nicht ganz ohne Anbau, obwohl wir durch kein Dorf kamen.

Siwas *) liegt in einer Ebene, welche eine bis anderthalb g. M. breit, vielleicht 4 bis 5 lang ist und sich durch vorzügliches Getreide auszeichnet. Die Ebene ist von dem Kizil-Jamak bewässert, der, obwohl noch nicht weit von seiner Quelle entfernt, bereits ein bedeutender Fluß ist, und in einer Entfernung von 2 oder 3 Stunden zwei steinerne Brücken hat. Bau- und Brennholz kommt auf dem Flusse aus den Bergen herab, in denen er entspringt. Das Klima ist streng, aber ausgezeichnet gesund. Die Stadt nimmt einen großen Raum ein, hat aber viele ganz zerfallene Häuser, und enthält ungefähr 5000 türkische und 1200 armenische Familien. Viele der alten Moscheen und Khans beweisen, daß die Stadt einst unter persischer Herrschaft stand. Die Lage von Siwas begünstigt den Handel ungemein: von dem schwarzen Meere aus kann man leicht dahin gelangen, und die von Reschid Pascha angelegte Militärstraße hat noch mehr dazu beigetragen. Sie liegt mitten in einem an allen Erzeugnissen des Bodens reichen Distrikt, und gewiß ist die Straße über Siwas die beste, um Malatijah, Kharput, Diarbekir und selbst Bagdad zu erreichen. Die Bazars sind groß, Khane finden sich in Menge und beide sind mit Waaren wohlgefüllt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Siwas liegt an der Stelle des alten Sebaste und ist die Hauptstadt des Paschaliks desselben Namens; im Armenischen lautet der Name Sepastia, Sebastia und in der Volkssprache Sevast.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 22** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Dramatische Poesie in England.** Zweiter Artikel. — **Ueber das Poetische in der modernen Poesie Frankreichs.** (Fortsetzung.)

Zu dem Abonnement darauf dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 69.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 März 1837.

Die arabische und persische Literatur des 19ten Jahrhunderts. *)

(Von Mirza Ibrahim.)

Ehe wir auf die Fortschritte und den jetzigen Zustand der arabischen und persischen Literatur in den letzten 50 Jahren eingehen, ist es durchaus nöthig, eine kurze geschichtliche Notiz über beide Literaturen und einige Bemerkungen über die Regierung und die politischen Einrichtungen der Länder, in denen sie auftrat, mitzutheilen.

Es wäre nutzlos, über die Art und den Charakter der arabischen und persischen Literatur vor Muhammed sich einzulassen, denn kaum ist irgend ein Punkt der alten Geschichte ungewisser. Wollen wir indeß einigermaßen eindringen in die Dunkelheit, welche die „Tage der Unwissenheit," wie die Araber sie nennen, bedeckt, so kommen wir zu dem fast sichern Schluß, daß die Araber zu der Zeit, wo sie den neuen Glauben annahmen, ein sehr ungebildetes Volk waren. Einige rohe Poesien sind allein übrig, um auf den Charakter und die Sitten jener dunkeln Zeit ein Licht zu werfen, und obwohl Einige die Behauptung wagten, die Tage der Unwissenheit seyen verschönert und verherrlicht gewesen von einer ausgedehnten Literatur, welche hinweggeschwemmt worden sey durch den mit Feuer und Schwert ausgebreiteten neuen Glauben, so finden wir diese Ansicht ein wenig allzu phantastisch, denn aus den noch übrigen Liedern kann man sich eine ziemlich vollständige Meinung bilden über die herrschenden Sitten und Gewohnheiten der Zeit, welcher sie angehören; ihr Gegenstand waren meist Thaten des Raubs, des Kriegs und der Rache, allerdings sehr dichterisch aufgefaßt, und in jenem reichen Style behandelt, welcher die arabische Sprache bezeichnet, aber die Mannichfaltigkeit der Erfindung und die fruchtbaren Hülfsmittel, welche nur dem civilisirten Leben angehören, fehlen ihnen: die Bilder sind wenig zahlreich und meist roh; wir finden keine Spur von gesammelten Kenntnissen oder Naturbeobachtung, noch läßt sich daraus eine bestimmte Ansicht über die Gegenstände gewinnen, wovon sie handeln. Manchmal wird die Monotonie unterbrochen durch eine Liebesgeschichte, aber die Liebe ist nur sinnlicher Art; die Erzählung von dem beleidigten Ehemann, dem beschimpften Vater endet mit Entdeckung, Verfolgung und Mord; diesem folgen dann die Kämpfe, welche sich von Stamm zu Stamm ausbreiten, als eine Erbschaft vom Vater auf den Sohn übergehen und Jahrhunderte lang den Sand der Wüste mit dem besten Blute Arabiens überschwemmten. Manchmal wird der Dichter von natürlichern Regungen ergriffen, er spricht edlere Gesinnungen aus, und beschreibt mit Entzücken die verschiedenen Stellen seines Heimathlandes, welche er wieder zu sehen sich sehnt. Aber auch bei diesen sanftern Regungen zeigt sich der herrschendr Geist: wenn er zu den Lagerstätten seiner Jugend gelangt, weisen ihm die Kamelspuren den Weg und erinnern ihn an die Niederlage irgend eines mächtigen Stammes, dessen Söhne die Frechheit hatten, ihre rothhaarigen Kamelracen höher zu schätzen, als die schwarzäugigen eines seiner Ahnherrn, oder er kommt an die Stelle, wo er einst das Glück hatte, sein bestes „Schiff der Wüste" zu Ehren eines schönen Mädchens zu opfern, und erzählt, mit welchem Vergnügen sich die muntern Houris mit den blutigen Ueberresten des geschlachteten Thiers bewarfen, „dessen Fett den Trodbeln von damascenischer Seide glich." Dieß möchte noch als eine Schilderung der alten Nationalsitten hingehen, wäre nur die Monotonie durch irgend eine Spur von Erziehung und Bildung unterbrochen, aber die einzige in diesen alten Romanzen gepriesene Tugend ist die der Gastfreundschaft, und die Schilderung des Eifers, womit sie zu allen Zeiten von den Arabern geübt wurde. *)

*) Dieser Aufsatz ist aus dem englischen Athenäum entnommen, welches versprochen hatte, nach und nach Aufsätze über die Literatur des 19ten Jahrhunderts in den verschiedenen Ländern zu liefern: die türkische Literatur von Hammer und die Uebersicht der amerikanischen, welche wir im vorigen und vorvorigen Jahre mitgetheilt haben, gehörten zu dieser Reihe.

*) Wir brauchen wohl kaum zu erwähnen, wie beschränkt diese Ansicht von den alten vormuhammedanischen Gedichten ist. Mit dem gleichen Recht könnte man die ossianischen Gedichte, die Iliade und die Edda mit hochmüthiger Verachtung verwerfen. Sinnlich und räuberisch waren die Araber allerdings, aber auch kräftig, von lebhafter, origineller Phantasie, und die

Was die Perser vor Muhammed betrifft, so scheinen diese mehr verfeinert und civilisirt gewesen zu seyn; wir besitzen zwar keine Geschichte von ihnen, nicht ein Bruchstück von Prosa oder Poesie, welches den Grad ihrer Bildung andeuten könnte, läßt sich verweisen, aber andere Umstände lassen keinen Zweifel hierüber; wenn wir in den Geschichtebüchern anderer Nationen von der Macht ihrer Herrscher, der Ausdehnung ihres Gebiets und der Pracht ihres Hofes lesen, so läßt sich unmöglich annehmen, daß sie über ein durchaus ungebildetes, viel weniger über ein barbarisches Volk herrschten: die Nachrichten von ihren Weisen und Gesetzgebern, ihrem regelmäßigen Erziehungs- und Regierungssystem und ihrer vergleichungsweise reinen Religion, Alles beweist, daß sie eine Literatur gehabt haben, und einigermaßen mit den schönen Künsten bekannt gewesen seyn müssen. Ueber die Formen ihrer Literatur aber und über ihre Fortschritte vor der Eroberung durch die Araber, darüber wissen wir nichts, und diese interessanten Fragen werden wohl für immer unbeantwortet bleiben. Die Geschichte der arabischen und persischen Literatur muß daher mit der Erscheinung Muhammeds beginnen, von welcher Zeit an wir regelmäßige und genugsame Nachrichten haben. Die merkwürdigeren Punkte während der eilf ersten Jahrhunderte wollen wir nur kurz berühren.

(Fortsetzung folgt.)

Der Yankee und der Virginier.

(Schluß.)

Der Virginier und der Yankee sind zwei sehr unähnliche Wesen, welche sich nicht sonderlich lieben und häufig im Streit sind: es sind die nämlichen Menschen, welche sich in England unter dem Namen Cavaliers und Rundköpfe den Hals brachen. Der Virginier von reiner Race ist offen und herzlich, höflich in seinem Benehmen, nobel in seinen Gesinnungen und großartig in seinen Ansichten, von Jugend auf von Sklaven umgeben, welche ihm jede Handarbeit ersparen, ist er nicht sonderlich thätig, aber großmüthig und freigebig, in den neuen Staaten mehr als in dem verarmten Virginien. Ist die Baumernte gut gewesen, und sind die Preise fest, so läßt er, seine Feldsklaven ausgenommen, gern jeden an seinem Reichthum Theil nehmen, ohne sich sonderlich zu bekümmern, wie die nächste Ernte ausfallen wird. Gastfreundschaft ist für ihn eine Pflicht und ein Vergnügen: gleich den alten Patriarchen läßt er für einen ihm von einem alten Freund empfohlenen Gast einen Ochsen am Spieße braten und tischt dazu Madera auf, dessen Vortrefflichkeit er rühmt, wie die seiner Pferde. Er liebt die Institutionen seines Landes, zeigt aber dennoch den Fremden mit Selbstzufriedenheit sein Familiensilber, dessen durch die Länge der Zeit fast verlöschte Wappen den Beweis führen, daß er ein Abkömmling der alten Kolonisten ist, und daß seine Vorfahren einem guten Hause in England angehörten. Hat er seinen Geist durch Studien gebildet, sind seine Formen durch eine Reise nach Europa schmiegsamer geworden, so wird er allenthalben mit Vortheil auftreten; lebhaften Geistes und warmen Herzens besitzt er meist kein geringes Rednertalent, und hat er vollends einen gewissen Ordnungsgeist und etwas von der bei seinen nördlichen Brüdern so gewöhnlichen ausdauernden Thätigkeit, so vereinigt er alle zu einem ausgezeichneten Staatsmann nöthigen Eigenschaften.

Der Yankee dagegen ist zurückhaltend, verschlossen, mißtrauisch, seine Haltung ist ohne Anmuth, aber bescheiden, sein Benehmen kalt, und nicht sonderlich zuvorkommend, seine Ansichten etwas eng, aber praktisch; er hat durchaus nichts Chevalereskes, und doch ist er abenteuerlich und gefällt sich in einem herumwandernden Leben: seine thätige Einbildungskraft schafft sich wunderliche bizarre Ideen, denen man darum auch den besondern Namen Yankee notions gegeben hat. Der Yankee ist die arbeitsame Ameise: er ist fleißig, genügsam und haushälterisch, früher auf seinem armen Boden bis zur Knickerigkeit; in dem gelobten Lande des Westens hält er zwar auf Ordnung, zählt aber doch nicht mehr so die Cents. In Neu-England zeigt er viele Vorsicht und Klugheit, einmal unter den Schätzen des Westens aber wird er zum Spekulanten, selbst zum Spieler, obwohl er Karten und Würfel haßt. Er ist schlau, stets berechnend, und bildet sich etwas ein auf die Kniffe, womit er einen sorglosen Käufer berückt, weil er darin einen Beweis seiner Geistesüberlegenheit findet: mit seinem Gewissen weiß er sich hierüber abzufinden. Er ist sehr rasch in Geschäften, weil er den Werth der Zeit kennt. Sein Haus ist ein Heiligthum, welches er dem Profanen nicht öffnet; Gastfreundschaft übt er nicht viel, hat er indeß jemand aufgenommen, so bewirthet er ihn reichlich. Er spricht leicht, ist aber kein glänzender Redner; zum Staatsmann fehlt es ihm an Umfang des Geistes, um mit Leichtigkeit die Sinnesart anderer aufzufassen. Es ist der eingefleischte Individualismus, und der Lokalgeist ist bei ihm aufs äußerste getrieben.*) Taugt er zum Staatsmann wenig, so ist er ein desto besserer Verwalter und ein erstaunlicher Geschäftsmann: die Menschen weiß er wenig zu behandeln, desto besser aber die Sachen

Als Kolonist ist der Yankee bewundernswerth: für ihn gibt es keine Ermattung, er hat zwar nicht wie der Spanier das Talent, Hunger und Durst zu ertragen, aber er hat das größere, allenthalben Speise und Trank zu finden. Er weiß sich immer zu helfen: überrascht ihn in der Nacht im Walde ein Orkan, so baut er in einer halben Stunde ohne andere Hülfe als ein Messer ein Schutzdach für sich und sein Pferd; überfällt ihn im Winter einer der bei uns unbekannten Schneestürme, so macht er sich in einem Augenblick einen Schlitten und setzt seinen Weg fort, indem er sich gleich einem Indianer nach der Rinde der Bäume richtet. Er hat in dem verflossenen halben Jahrhundert den Vereinigten Staaten seinen Stempel aufgedrückt: im Rath der Republik hat ihm Virginien den Rang

---

Lieder der vormuhammedanischen Zeit werden fortleben, so lange die arabische Sprache lebt. A. d. R.

*) In Massachusetts, welches 550,000 Seelen hat, zählt man 600 Abgeordnete in der Legislatur, weil das geringste Dorf seinen eigenen Repräsentanten haben will.

abgelaufen,*) aber auch er hat geherrscht, und den Virginier in seinem eigenen Lande ausgestochen, denn um diesen seiner südlichen Trägheit zu entreißen, mußte ihm der Yankee das Beispiel seiner Thätigkeit und seines Unternehmungsgeistes vor die Augen bringen; ohne den Yankee wären die Baumwollenfelder des Südens noch unangebaut, denn ein Yankee, Namens Ely Whitney, erfand am Ende des vorigen Jahrhunderts den Cotton Gin, die Maschine zum Reinigen der Baumwolle, welche den Reichthum des Südens ausgemacht hat. Neu-England hat der Union nur zwei Präsidenten geliefert, welche beide vor der Wahl nicht sonderlich populär und nach derselben entschieden unpopulär waren, und nicht zum Zweitenmal gewählt wurden, während alle andern aus Virginien oder Nordcarolina zweimal das Amt bekleideten. Aber der Yankee hat sich dafür entschädigt: zu Baltimore, wie zu Boston, in New-Orleans wie in Salem, wenn man einen Kaufmann trifft, welcher durch kluge Berechnung der Umstände ein großes Vermögen gesammelt hat, so ist er ein Yankee; kommt man im Süden vor einer Plantage vorbei, welche besser gehalten ist, als andere, und fragt, wem gehört sie? so ist die Antwort: einem Mann aus Neu-England, das ist ein smart-man (ein tüchtiger, thätiger Mann). Hört man auf den Flüssen ein Dampfschiff nennen, wo nie ein Unfall vorkommt, welches Reisende und Kaufleute vorzugsweise aufsuchen, so ist der Kapitän ein Yankee. Der Vorzug, welchen der Yankee als Kolonist behauptet, war Ursache, daß er den neuen Staaten den Stempel seiner Sitten und Gewohnheiten aufgedrückt hat: durch ihn wurden sie streng religiös und selbst bigott; durch ihn wurden alle, selbst die unschuldigsten Vergnügungen und Zerstreuungen für unmoralisch erklärt; durch ihn werden die Gefängnisse verbessert, die Schulen vermehrt und die Mäßigkeitsgesellschaften verbreitet, und durch ihn und sein Geld gründen die Missionäre in der Südsee in aller Stille Kolonien zum Vortheil der Union.

Jetzt ist die grobe Arbeit der Kolonisation bedeutend vorgeschritten, die materielle Grundlage der Gesellschaft ist gelegt, und auf dieser Grundlage soll sich nun ein gesellschaftliches Gebäude erheben, dessen Formen noch unbekannt sind, dessen Plan aber neu seyn wird, weil die Materialien es sind. Es scheint, daß jetzt der Virginier an die Reihe kommt, und daß in der Phase, in welche die Vereinigten Staaten allmählich treten, seine gesellschaftlichen Eigenschaften den Vorrang behaupten werden, wie in der Zeit, wo der Boden erst umgebrochen werden mußte, der Charakter des betriebsamen Yankee vorgeherrscht hat. Wenn die Union sich erhält, und der Westen fortschreitet, von New-Orleans bis an die Niagarafälle nur Eine große Masse zu bilden, so wird der immer stärker sich hebende Typus des Westens mehr und mehr vom Virginier und wenig vom Yankee annehmen.

*) Gegenwärtig sind von 48 Senatoren 10 aus Virginien gebürtig; viele Mitglieder des Kongresses sind zwar aus Neu-England, namentlich aus Connecticut, aber sie sind im Allgemeinen weniger einflußreiche, mit vorzüglichen Fähigkeiten ausgestattete Menschen, als ausgezeichnete Arbeiter.

Tlemecen.

Die Stadt Tlemecen liegt ohne Zweifel auf der Stelle oder in der unmittelbaren Nähe einer römischen Stadt, die nach den allenthalben umherliegenden Trümmern von Bedeutung gewesen seyn muß. Kapitäle und Marmorblöcke mit lateinischen Inschriften wurden zum Bau des Metschuar verwendet, andere Skulpturüberreste befanden sich in den Mauern der zerfallenen Moschee Agadir, östlich an der Stadt. Manche glaubten, durch die Aehnlichkeit des Namens verführet, die Stadt Tremula habe hier gestanden, aber dieß lag fast mitten zwischen Volubilis (Walily) und Tingis (Tanger) südlich von der letztern, muß also in der Nähe von Worsan, 80 Lieues westlich von Tlemecen, gewesen seyn. Vermuthlich lag an der Stelle Tlemecens Calama oder Pagnard. Entscheiden läßt sich nicht, ehe man eine größere Anzahl Inschriften gesammelt hat. Die Stadt muß noch kurz vor der arabischen Eroberung sehr blühend gewesen seyn.

Chronik der Reisen.

Reise durch einen Theil von Armenien und Kleinasien, von J. Brant, englischem Konsul zu Erzerum.

2. Rückreise von Diarbekir über Kaisarieh und Tokat.

(Fortsetzung.)

Der Weg von Siwas nach Kaisarieh führt durch weite Ebenen, welche durch meist niedere Bergketten von einander getrennt sind, und die Entfernung beträgt ungefähr 20 g. M. Die Ebenen sind fruchtbar, gut angebaut, und das Land besser bevölkert, als in andern Strichen. Ich kam nach Kaisarieh zwei Tage, nachdem es durch ein Erdbeben heimgesucht worden war, und fand es beinahe verlassen: die Einwohner hatten sich in die Dörfer geflüchtet, oder lagerten außerhalb der Stadt unter Zelten. Glücklicherweise war das Unglück zu einer Jahreszeit eingetreten, wo viele der Einwohner sich auf dem Lande befinden, sonst würde der Verlust an Menschenleben viel bedeutender gewesen seyn; ungefähr 150 Personen kamen in der Stadt um und etwa 400 in den Dörfern; viele Häuser waren völlig eingestürzt, und kaum eines war unbeschädigt.

Kaisarieh, das alte Cäsarea,*) liegt am Fuß des mächtigen stets mit Schnee bedeckten Bergs Erdschisch (Argäus), welcher vermuthlich eine Höhe von 10.000 Fuß über dem Meere hat; nahe daran liegen die Ruinen einer noch ältern Stadt, welche durch ein Erdbeben zerstört wurde. Die Stadt ist von einer zerfallenen Mauer umgeben, und hat ein Kastell, das aber nicht höher liegt als die Stadt, und sich gegen Kanonen nicht halten könnte. In der Umgegend sowohl als in der Stadt finden sich manche Gebäude, welche den Beweis liefern, daß die Perser hier geherrscht haben. Das Klima ist im Sommer warm und im Winter nicht streng, gilt aber für nicht sehr gesund. Es finden sich hier die Erzeugnisse eines warmen Klima's, wie Melonen, Feigen, Granaten, Trauben u. dgl. Die Ebene schien mir weder fruchtbar noch gut angebaut, außer in der nächsten Umgebung der Stadt; der Fuß des Bergs ist mit Gärten bedeckt, die außer vielen Früchten auch die gelbe Beere (rhamnus infectorius) erzeugen, die in den berühmten Färbereien der Stadt gebraucht wird. Der Berg liefert Bau- und

*) Dieß ist die Hauptstadt des alten Cappadociens und hieß damals Mazaca; unter Tiber wurde der Name in Cäsarea umgewandelt.

Brennholz und Kohlen, was man Alles zu mäßigen Preisen haben kann. Die Stadt enthält ungefähr 5000 türkische, 2500 armenische und 500 griechische Häuser; die Dörfer in der Nachbarschaft sind groß und volkreich, und die christlichen Einwohner zeigen auf ihren Landsitzen ihren Reichthum und ihren Luxus mehr als in andern Theilen der Türkei. Diese Stadt ist der Hauptmarkt in dem mittlern Theile Kleinasiens, und ihre Bewohner sind durch ihren Unternehmungsgeist und ihre Thätigkeit berühmt. Indeß hat die Wichtigkeit des Orts seit einigen Jahren abgenommen, hauptsächlich wegen der Unsicherheit des Landes durch die Kurden.

Der mittlere Theil Kleinasiens leidet im Allgemeinen an Holzmangel, denn außer einigen zerstreuten Wäldern in den Thälern ist im ganzen Lande kaum ein Baum zu sehen; getrockneter Kuhdünger wird in Städten von den ärmern Klassen, in den Dörfern allgemein als Feuerungsmittel gebraucht. — In ganz Kleinasien findet man häufig Roggen unter den Weizen gesäet, aber selten ganze Roggenfelder.

Die Entfernung von Kaisarieh nach Juzgat mag in beinahe nördlicher Richtung 24 g. M. betragen; das Land ist weder sehr fruchtbar noch besonders bevölkert, was wohl abermals die Schuld der Kurden ist. Zweimal auf diesem Theil meiner Reise stieß ich auf Banden von Kurden, und die Dorfbewohner waren überall genöthigt, ihre Felder in der Nacht zu bewachen, damit nicht Schafe und Vieh hineingetrieben oder das abgeschnittene Korn weggeführt werde. Bei der Wanderung der Kurden im Frühjahr wird die junge Saat oft durch ihre zahlreichen Heerden abgeweidet, und so die Hoffnung des armen Bauern auf eine Ernte zerstört. — Zu Bodslian, einem Dorf an der Straße, wird eine große Menge Salpeter gewonnen, womit der Boden stark geschwängert ist. Das Land ist hier sehr dürr, scheint überhaupt einer der wenigst fruchtbaren Theile Kleinasiens, und an Holz fehlt es so sehr, wie auf dem ganzen Hochland in Armenien.

Juzgat wuchs zur Bedeutung heran unter der Familie Tschapan-Oglus, die ihren Wohnsitz hier aufschlug, und wurde aus einem unbedeutenden Dorf eine blühende Stadt, die schönste und reinlichste, die ich in der Türkei sah; sie ist unmauert, einige Kanonen standen sonst an den Thoren, wurden jedoch, als die Familie wegzog, nach Konstantinopel geschafft. Die Mauern dienten bloß, um die Einwohner gegen Räuberschaaren oder unregelmäßige Truppen zu schützen, denn die Stadt liegt in einem engen Thal und ist von allen Seiten beherrscht. Der Gründer der Familie Tschapan-Oglu war ein kleiner Turkomanenhäuptling, welcher durch ausgezeichnete Geschicklichkeit und Muth sich zum Rang eines mächtigen Dereh-Beis emporschwang und seine Herrschaft über einen großen Theil Anatoliens ausdehnte, den er mit unumschränkter Gewalt beherrschte. Die Familie behauptete ihre Stellung zwei Generationen lang, in der dritten aber wurden sie zu Paschas gemacht, aus ihren erblichen Besitzungen entfernt, und verloren von diesem Augenblick an ihren Einfluß, während ihre Reichthümer eine Beute des Sultans und seines Hofes wurden. Der Vater der jetzigen Generation war ein freigebiger, prachtliebender Fürst, der seine fürstlichen Einkünfte verwendete, um seine Stellung mit Würde zu behaupten und eine schrankenlose Gastfreundschaft zu üben. Gegenwärtig ist Juzgat von einem räuberischen Musellim regiert, hat keine Manufakturen und kein anderes Erzeugniß als Korn, weßhalb es zu einer unbedeutenden Provinzialstadt herabgesunken ist, deren Bewohner ihre frühern prachtliebenden Herren zurückwünschen.

Ein wenig rechts von der geraden Straße von Tokat nach Juzgat befindet sich eine silberhaltige Bleimine, von dem Berg, in dem sie liegt, Ak-Dagh-Maden, die Grube des weißen Bergs genannt. Ich sah den Direktor zu Juzgat, und er benachrichtigte mich, daß etwa 500 Familien bei der Mine Beschäftigung finden, daß sie seit seiner Verwaltung bei weitem mehr Silber abwerfe als vorher, bei einer wissenschaftlichen Behandlung aber eine weit größere Menge Erz bei geringern Kosten ergeben würde. Wenn ich mich recht entsinne, so betrug das Silber, welches er nach Konstantinopel sandte, 380 Okas oder 825 Pfund, die man auf ungefähr 5000 Pfd. St. schätzte.

Von Juzgat machte ich einen Ausflug, um einige Ruinen zu besuchen, die angeblich sehr ausgedehnt und noch von keinem Europäer besucht seyn sollen; sie lagen in der Richtung von Boghaz-Keui, das ich ohnehin besuchen wollte, da in der Nähe einige Ruinen und mit Skulpturen bedeckte Felsen sich finden, welche Herr Texier das Jahr vorher entdeckt hatte. Ich kam nach dem kleinen Dorfe Nefiz, welches drei Stunden von Juzgat in nordwestlicher Richtung liegt. In dem Dorfe selbst finden sich beim Bau der Häuser zahlreiche Marmorblöcke verwendet; auf vielen derselben sind einzelne Buchstaben oder Worte ausgehauen. Auf dem Kirchhofe befanden sich gleichfalls eine Menge Marmorfragmente, so wie zwei Grabschriften aus der christlichen Zeit. Auf einem konischen Hügel in der Nähe, den die Dorfbewohner das Schloß nennen, fanden sich zwei Marmorblöcke, welche schön ausgehauen waren, und einen Theil des Karnießes eines Daches gebildet hatten. Am Fuße dieses Hügels hatte man angefangen ein Gebäude auszugraben, das aus großen Steinen bestand und mit Marmor verkleidet gewesen war. Auf einem zweiten Hügel hatte man eine ungeheure Menge Marmorblöcke ausgegraben und zum Bau einer Moschee zu Juzgat verwendet; die Einwohner erzählten mir, sie hätten Münzen gefunden, da dieselben aber nur von Kupfer gewesen waren, so hatten sie dieselben nicht aufbewahrt, und ich konnte mir deßhalb auch keine anschaffen. Von hier schlug ich den Weg nach Boghaz-Keui ein, das etwa 4 Stunden entfernt ist, und erreichte es spät am Abend. Am folgenden Morgen miethete ich einen Führer, und besuchte zuerst die mit Skulpturen bedeckten Felsen. Dieß sind ungeheure Massen von Kalkfelsen, 40 bis 50 Fuß hoch, die augenscheinlich von den unmittelbar darüber befindlichen Felsen herabgestürzt sind, und zufälligerweise ein Parallelogramm von 60 Fuß Länge und 30 Breite gebildet haben. Die Figuren sind an vielen Stellen durch die Einwirkung der Atmosphäre beinahe verwischt, an einigen Stellen aber sind die Gegenstände noch ganz deutlich. Die lange Linie der kleinen Figuren ist etwa 3 Fuß hoch, dann kommen fünf größere Figuren, von denen die zwei bedeutendsten sich die Hände reichen. Hinter der einen befinden sich drei andere Figuren, und alle stehen auf dem Rücken von Thieren. Hierauf kommt eine Linie kleinerer Figuren, und am Ende auf einem besondern Felsen die Hauptfigur, welche auf zwei Bergen steht, und in ihrer rechten Hand ein Emblem hält, gleich dem ägyptischen Symbol der Ewigkeit, nämlich einen Kreis mit Flügeln. Herr Texier hat von diesen interessanten Ueberresten einige schöne Zeichnungen entworfen, man sollte aber danach dieselben besser erhalten glauben, als sie wirklich sind. — Von hier ging ich über eine Schlucht und kam nach einer Viertelstunde über die Trümmer eines ungeheuren Gebäudes; nur die untern Grundmauern stehen noch, reichen jedoch hin, um den allgemeinen Plan zu erkennen, welcher die Form eines Parallelogramms hat; die Steine sind groß und auf der äußern Seite unbehauen. Rund um die Hügel her sind Ueberreste von Mauern, Gebäuden und Thoren, aber in einem sehr zerfallenen Zustand und von sehr roher Bauart.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 70.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 März 1837.

Die Sklaverei in Paraguay.

Die Sklaverei ist in Paraguay nicht abgeschafft, aber die Anzahl der Sklaven ist sehr klein im Vergleich mit denen, die sich in andern Theilen Amerika's finden. Die Sklaven bestehen fast ganz aus Mulatten oder Kreolen-Negern, da man schon seit langer Zeit keine Schwarze aus Afrika oder Negros Bozales, wie man sie nennt, eingeführt hat. Uebrigens bezog man diese von Buenos-Ayres, und niemals von der afrikanischen Küste, was sie theuer machte, so daß von jeher wenige in Paraguay eingeführt wurden. Stets waren es nur Einzelne, die dergleichen zu ihrem eignen Dienste kommen ließen, und es bestand in diesem Lande nie ein Negermarkt wie in den Seehäfen. Die Neuangekommenen kreuzten sich vorzugsweise mit Weißen und Mulatten, so daß ihre Race sich schnell verminderte.

Da die Weißen bei der Revolution von dieser kleinen Anzahl Sklaven nichts zu fürchten hatten, so gab man ihnen auch nicht die Freiheit, noch traf man eine Verfügung zu ihren Gunsten. In Buenos-Ayres, wo ihre Anzahl die der Weißen übertraf, bildete man Fußjägerregimenter aus ihnen, und versprach ihnen nach achtjährigem Dienst die Freiheit; sie kamen fast alle in Oberperu durch Kälte und Wechselfieber um. Zu gleicher Zeit wurde ein Gesetz erlassen, welches die Kinder der Sklavinnen frei erklärte; das Kind einer freien Frau war zu allen Zeiten dem Stande der Mutter gefolgt, selbst wenn der Vater ein Sklave war. In Paraguay nimmt indeß die Zahl der Sklaven fortdauernd ab, weil man viele emanzipirt und völlig frei läßt, und es keine Mittel mehr gibt, neue einzuführen. Uebrigens ist ihr Schicksal viel milder, als in andern Ländern, wo man Sklaven hält. Außer den höhern Klassen kommt es häufig vor, daß man den Herrn nicht von dem Sklaven unterscheiden kann. Man züchtigt sie selten, und niemals mit der Grausamkeit, wovon man in Brasilien jeden Tag Zeuge seyn kann, wo Sklaven oft auf eine Art gepeitscht werden, daß man einen Finger in die Wunde legen könnte.

Die alten spanischen Gesetze, welche man in Paraguay noch streng befolgt, begünstigen die Sklaven sehr: ein mißhandelter Sklave kann gegen seinen Herrn klagen bei dem Defensor de los menores (Vertheidiger der Unmündigen), der, wenn die Anklage begründet ist, ihn unter seinen Schutz nimmt, und einem Dritten übergibt, bis er für ihn einen andern Herrn findet. Der Sklave, welcher sich loskaufen kann, indem er seinem Herrn den Preis bezahlt, den er ihm gekostet hat, oder wenn er jung gekauft wurde, eine mäßige Summe hinzufügt, ist frei, und der Herr kann die Loskaufung nicht verweigern. Eben so, wenn der Sklave einen andern Herrn findet, der ihn um einen billigen Preis kaufen will, darf der ehemalige Herr sich nicht widersetzen. Am Sonntag darf man die Sklaven nur mit kleinen häuslichen Arbeiten beschäftigen. Eben so wenig darf man sie hindern, sich zu verheurathen. Seit der Revolution haben die Sklaven diese schützenden Gesetze oft mißbraucht, um ihre Herren zu plagen, der Diktator aber hat diesem Uebelstand schnell abgeholfen.

Obwohl man gewöhnlich nur bejahrte Sklaven frei läßt, so sieht man doch Freigelassene von jedem Alter, die theils durch Testament, theils durch irgend einen Akt der Wohlthätigkeit freigegeben wurden; andern schenkt man die Freiheit zum Lohn für ihre Dienste. Manche Mulatten wurden von ihren Herren freigegeben, nachdem sie ihnen durch ihre Geschicklichkeit im Handel ein Vermögen erworben hatten. Die jungen Mulattinnen, die, wenn sie weiß und hübsch sind, in den Augen der Weißen einen großen Werth haben, wissen sich durch ihre Liebhaber loskaufen zu lassen.

Die Mulatten sind im Allgemeinen stolz und treulos; selten hört man von ihnen einen ehrenvollen Zug erwähnen. No se fie de mula y mulatta (man darf den Maulthieren und Mulatten nicht trauen) ist ein altes spanisches Sprüchwort, das viel Wahres hat. Die Neger dagegen zeichnen sich oft durch Anhänglichkeit an ihre Herren aus. Deßhalb behandelt man auch die Mulatten auf eine erniedrigendere Weise, und der Ausdruck Mulatto ist ein Schimpfwort selbst gegen freie Mulatten.

Mit der Verbesserung des moralischen Zustandes der Sklaven gibt man sich keine Mühe; hat man sie in der Jugend das Bendito und den Rosenkranz gelehrt, und schickt man sie später von Zeit zu Zeit zur Beichte und Kommunion, so glaubt man sich aller Pflichten gegen sie entledigt zu haben. Die meisten

Sklaven, welche lesen und schreiben können, haben es ohne Wissen ihrer Herren gelernt.

Die arabische und persische Literatur des 19ten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Die Erklärung des Propheten, daß die Wahrheit seiner Sendung durch das poetische Verdienst des Korans bewiesen sey, war der erste große Anstoß für die Araber, ihre eigene Sprache anzubauen. Seine Herausforderung an Alle, welche an dessen göttlichen Ursprung nicht glauben wollten, die Schönheiten auch nur eines einzigen Kapitels nachzuahmen, rief eine Unzahl von Dichtern ins Feld, die theils aus Eitelkeit, theils aus Haß seine Gegner waren. Je weniger es ihnen gelang, desto ergrimmter wurden sie gegen den Verfasser des Korans, und desto eifriger in ihren Bemühungen. Diese mußten nothwendig ein regelmäßiges System herbeiführen, Formen und Regeln der Beredtsamkeit feststellen, und nach vielen Kämpfen und Streitigkeiten wurde das wunderbare Buch selbst zum anerkannten Vorbild. Ali, des Propheten Schwiegersohn, gilt allgemein als derjenige, der zuerst die Regeln der arabischen Sprache festgesetzt habe, doch nicht zufrieden damit, verfaßte er selbst vortreffliche Gedichte, und suchte den Geschmack seiner Landsleute zu verfeinern, was ihm auch in hohem Grade gelang, denn seine Schriften, welche gänzlich frei sind von den rohen Begriffen der alten Araber, leiteten den Geist seiner Zeitgenossen auf die Abfassung schönerer und minder sinnlicher Geisteswerke. Er stellte in einer Reihe glänzender Reden und schöner Gedichte die Irrthümer und Abgeschmacktheiten ihrer frühern halb wilden und götzendienerischen Ansichten dar, und bemühte sich, in ihnen vernünftige Ideen über das Weltall und seinen Schöpfer, Ehrerbietung gegen Gott und brüderliche Liebe gegen ihre Mitmenschen zu erwecken. Muhammed selbst war nicht minder thätig, seinen Anhängern Liebe zur Wissenschaft einzuflößen, denn er lobte die Gelehrten und versprach ihnen große Belohnungen. Er ermahnte alle durch Lehre und Beispiel, sich Kenntnisse zu erwerben, vor Allem die des heiligen Korans: er errichtete allenthalben Schulen der Beredtsamkeit, und die Kurral-Sabah oder sieben orthodoxen Koranleser wurden besonders beauftragt, die Gläubigen zu unterrichten, wie das heilige Buch zu lesen sey, denn es galt für unehrerbietig, ja für verbrecherisch, die Worte Gottes nicht mit dem geeigneten Nachdruck zu lesen, nicht an besondern Stellen inne zu halten, oder an den geeigneten Plätzen sich nicht zum schwelgenden Gebet niederzuwerfen.

Da der Prophet in sich die weltliche Würde eines Herrschers mit der geistlichen Obergewalt eines Stellvertreters Gottes vereinigt hatte, so mußten seine Nachfolger sich zu beiden Aemtern, namentlich zu dem letztern, geschickt machen, und niemand, der im Gesetze nicht wohl erfahren und nicht hinreichend rasch in seiner Anwendung auf schwierige Fälle war, wie sie in jener frühern Zeit sehr häufig seyn mußten, hatte die geringste Aussicht, in der Regierung festen Fuß zu fassen, wie groß auch seine Talente als Feldherr oder Staatsmann seyn mochten. Das erste und speciellste Erforderniß für einen Khalifen waren literarische Kenntnisse und Beredtsamkeit: wer nicht die Bewunderung seiner Landsleute durch prächtige Reden sich erwerben konnte, hatte keine Aussicht, ein moralisches Uebergewicht oder auch nur die Achtung des Volkes sich zu erwerben. Waren diese Eigenschaften selbst den Khalifen nöthig, die zu Medina herrschten, so waren sie es noch mehr für die untergeordneten Beamten, welche als Gouverneure nach den verschiedenen Theilen des Reichs gesandt wurden. Es bestand die Sitte, wenn ein neuer Gouverneur oder auch nur ein Staatsbote von dem Sitze des Khalifats ankam, daß das Volk entweder am Tage seiner Ankunft oder am ersten Feiertage nachher in der großen Moschee, oder wenn die Versammlung zahlreich war, auf einem öffentlichen Platze in oder außer der Stadt sich versammelte, um den Neuangekommenen seine erste Rede halten zu hören, und sein künftiges Glück oder Unglück hing vielfach von dem Eindruck ab, den er auf die Gemüther der Menge machte. Manchmal fühlte sich ein Gouverneur oder Imam nicht stark genug, die forschenden Blicke zu ertragen, denen er bei diesen Gelegenheiten ausgesetzt war, und die Kraft fehlte ihm in dem Augenblicke, wo er sie am meisten bedurfte. Kaum zeigte er aber einiges Zaudern, so war er auch schon durch den Urtheilsspruch der Menge als todt erklärt, was nämlich den religiösen oder politischen Einfluß auf seine Zuhörer betraf. Otsman, der dritte Khalife, hatte das Unglück, an dem Tage seiner Einsetzung sich in diesem Falle zu befinden, und entging mit genauer Noth und nur für eine Zeit lang dem Verdammungsurtheil: er wurde verwirrt, und fühlte, daß er in seiner Verwirrung der hohen Aufgabe nicht gewachsen sey. In diesem entscheidenden Augenblicke kam ihm ein glücklicher Gedanke, den er rasch aussprach, und sich damit allgemeinen Beifall errang. Auf die umherstehende Menge blickend, sprach er: Ihr habt einen handelnden Imam nöthiger, als einen schwatzenden.*) Nichtsdestoweniger gelang es ihm niemals, eine sichere, moralische Herrschaft über seine Unterthanen zu gewinnen: er hatte weder Rednertalent genug, seinen sinkenden Ruf wieder zu heben, noch geistige Kraft, um die hohe Würde zu behaupten, zu der er auf eine unwürdige Weise gelangt war. Während seines kurzen und unglücklichen Khalifats beleidigte er jedermann, und machte jede Provinz mißvergnügt durch seine zügellose Prunksucht und seine rücksichtslose Verletzung vieler Gesetze des Propheten, für welche die Araber allmählich eine abergläubische Anhänglichkeit gewonnen hatten. Endlich brach ein allgemeiner Aufstand aus, die Empörer, unter denen sich selbst Leute aus Mesopotamien und Syrien befanden, marschirten nicht weniger als 100,000 Mann stark gegen Medina, und schlossen die heilige Stadt ein; Otsman wurde nun von seinen Freunden der Wuth des Pöbels preisgegeben, der ihn aus seinem Palast schleppte und in der Straße barbarisch ermordete.

Sein Vorgänger Omar hatte die arabische Herrschaft be-

*) Diese Worte bilden im Arabischen einen Vers mit wohllautender Kadenz.

deutend ausgedehnt, und seine Waffen und seine Religion in viele Nachbarländer getragen. Die stolzen Perser waren unter den ersten civilisirten Nationen, welche von diesen Kindern der Wüste unterjocht wurden, und denen die Eroberer eine neue Literatur und neue Gesetze aufzwangen. Gegen andere Nationen hatten die Araber keinen Zweck, als ihre Lust zu Krieg und Raub zu befriedigen und ihre Religion auszudehnen, an den Persern aber hatten sie Beleidigungen zu rächen. Ihr stolzer König hatte die heilige Aufforderung des Propheten, den wahren Glauben anzunehmen, in Stücke gerissen, und den Boten verhöhnt. Dieß hatten die Araber weder vergeben noch vergessen, und nicht sobald war ihr Glücksstern im Steigen, als sie ihrer wilden Rachlust freien Lauf ließen, und mit unbezähmbarer Wuth über Persien herfielen. Sie stürzten die Regierung des besiegten Volkes, ächteten dessen Religion, traten seine Gesetze in den Staub und stürzten alle bürgerlichen Verhältnisse in Verwirrung durch die gezwungene Einführung des Mondkalenders statt des Sonnenkalenders; ja die Sprache selbst, die durch das Gesetz der Natur gegen unmittelbare und gänzliche Vernichtung gesichert war, wurde bis zu einem kaum glaublichen Grade durch eine Ueberschwemmung mit arabischen Worten verdorben. Nicht nur wurden die Nationalchroniken zerstört oder auf andere Weise von den bigotten Eroberern vernichtet, sondern fanatische Missionäre wurden durch das Land ausgeschickt, um die Masse des Volkes mit einem blinden Eifer für die neue Religion zu entflammen, daß es an dem Vernichtungswerke selbst mit Hand anlege. Man lehrte die bethörten Proselyten, die Geschichtebücher ihrer Ahnherren als eben so viele Denkmale des Götzendienstes zu betrachten, und brachte sie zu dem Wahn, daß, wer eines derselben vernichte, sich dadurch einen reichen Sitz im Paradies sichere; weltliche Belohnungen wie geistliche wurden Allen angeboten, welche eines der geächteten Bücher den Führern der Gläubigen überbrächten; darum ist es kein Wunder, daß wir über die frühere Periode der Perser so wenig wissen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber einige bisher unbekannte Vulkane in Südamerika.

Ein Herr Roulin hat an Herrn Arago Details über die südamerikanischen Vulkane geschickt, welche die bisher bekannte Liste derselben vervollständigen. Schon bei Gelegenheit der großen Erdbeben in Neugranada in den Jahren 1826 und 1827 wurde die Aufmerksamkeit Herrn Roulins auf den für erloschen gehaltenen Vulkan von Tolima gelenkt, der an der Ostseite der mittlern Andenkette nicht weit von Ibague liegt. Später bemerkte Herr Boussingault auf der andern Abdachung derselben Kette einen thätigen Vulkan und sah im Jahre 1829 von Marmato aus eine Rauchsäule sich aus dem Paramo de Ruiz erheben. Herr von Humboldt glaubte, beide Beobachtungen bezögen sich auf denselben Punkt, aber von Marmato aus kann man den Pik von Tolima nicht sehen. Herr Pavageau, gegenwärtig Vicekonsul zu Carthagena, sah im Jahre 1828 von der Höhe des Raizal aus von dem Nordende des Bergs Ruiz eine Rauchsäule sich erheben. Kürzlich erfuhr Herr Roulin durch einen Brief, diese Rauchsäule komme von Pennas Blancas, einem in der Ebene zwischen den Städten Honda und Mariquita befindlichen Punkt. — Bezieht sich diese Beobachtung und die des Herrn Pavageau auf denselben Punkt, der in dem Briefe des Herrn Boussingault erwähnt ist, so muß dieser Vulkan ganz nahe am Gipfelpunkt der Kette liegen.

Chronik der Reisen.

Reise durch einen Theil von Armenien und Kleinasien, von J. Brant, englischem Konsul zu Erzerum.

2. Rückreise von Diarbekir über Kaisarieh und Tokat.

(Schluß.)

Die Entfernung von Juzgat nach Tokat beträgt etwa 25 g. M. in ostnordöstlicher Richtung. Das Land ist eine Reihenfolge von Ebenen, die durch niedere Berge geschieden sind; die Ebenen sind fruchtbar, wohlbevölkert und gut angebaut, aber ganz ohne Bäume. Das Klima ist im Sommer gemäßigt, im Winter kalt. Ich traf einige Turkomanenstämme, die nicht umherwandern: sie lagern vom Frühjahr bis in den Herbst in den offenen Ebenen, und ziehen sich im Winter nach irgend einem geschützten Eck am Rande der Ebene zurück, bauen ihre Mauern am Abhang eines Bergs und brauchen ihre Zelte als Dach. Sie sind nicht reich, plündern nicht offen, doch sind sie zu kleinen Diebstählen sehr geneigt. Die Ebenen sind durch kleine Bäche wohl bewässert. Ard-Ovah, die letzte große Ebene vor Tokat, enthält etwa 70 Dörfer, und erzeugt eine unglaubliche Menge Korn. Nachdem ich diese Ebene verlassen, kam ich über einen gebirgigen minder angebauten und dünner bevölkerten Distrikt, der mich endlich durch ein langes schmales und felsiges Defilé nach Tokat hinabbrachte.

Tokat liegt an der Mündung des Defilé's, das sich in der Nähe desselben etwas erweitert, immerhin ist aber die Stadt auf drei Seiten von hohen Bergen dermaßen eingeschlossen, daß uns die Hitze in dem engen Thal unerträglich fiel. Das ganze Thal ist mit Frucht- und Weingärten angefüllt, und eine Unzahl von Bächen durchströmt dasselbe. Die Stadt gilt für ungesund, namentlich herrschen im Herbst die Fieber; sie enthält 6750 Familien, worunter 5000 türkische, 1500 armenische, 50 armenisch-katholische, 60 jüdische und 150 griechische. Die Armenier sind im Allgemeinen sehr reich, oder es finden sich zum Mindesten die reichsten Personen unter ihnen. Die Wichtigkeit von Tokat als Handelsort ist dahin, und die zahlreichen schönen Khans stehen leer. Die Straßen von hier nach Konstantinopel und Samsun sind vortrefflich; die Militärstraße von Samsun nach Kharput führt gleichfalls durch Tokat.

Von hier nach Trapezunt mußte ich möglichst eilen, um daselbst noch Herrn Ellis zu treffen, und da ich stets nur anhielt, um auszuruhen und Pferde zu wechseln, so hatte ich wenig Gelegenheit, auf dem Wege Nachforschungen anzustellen. — Die Straßenlinie von Tokat aus läuft östlich, dem schwarzen Meere parallel, zwischen den Bergketten, die sich aus den Ebenen von Dschanik erheben, und kaum niederer sind, als das mittlere Tafelland von Kleinasien; das Gebirge enthält große Wälder, auch viele schöne Ebenen, die erträglich bevölkert und bebaut sind. Auch finden sich einige bedeutende Städte und zahlreiche Dörfer, denn der ganze Strich liegt außer der Straße der kurdischen Wanderzüge, und ist deßhalb vollkommen sicher.

Niksar liegt 6 bis 7 g. M. östlich von Tokat, und zwischen beiden Städten läuft eine Kette wohlbewaldeter Berge. Ersteres enthält etwa 1000 Familien, liegt an der Ostseite einer sehr weiten und ausgezeichnet fruchtbaren Ebene, und ist von dem bedeutenden Flusse Tschar-Schambah bewässert. Reiß wird auf derselben in großem Maßstabe gebaut. Die Stadt liegt in einem Walde von Fruchtbäumen; das Klima ist warm. Es finden sich hier auch die Trümmer einer alten römischen Stadtmauer und eines Schlosses aus derselben Zeit. Von Niksar aus führt der Weg eine sehr hohe Bergkette hinauf, deren Gipfel über der Baumregion liegt, und also wohl über 6000 Fuß hoch seyn muß; als wir diese Kette überstiegen hatten, führte der Weg zwischen minder hohen Bergen und durch Wälder und Wiesen fort, bis wir bei Kulah-Hisar abermals an den Tschar-Schambah-Su gelangten, an dessen Ufern der Weg fortläuft, bis er nach der Stadt Karah-Hisar ansteigt, welches sehr hoch liegt.

Karah-Hisar (das schwarze Schloß) ist von Niksar ungefähr 17 g. M. entfernt, hat 2500 Häuser und unterhält einen beträchtlichen Handel mit der Küste und dem Innern. Kerah-Sun ist der Hafen am schwarzen Meere, mit dem es die thätigsten Verbindungen hat und von dem es nur 15 g. M. entfernt ist. Ein altes Schloß liegt auf dem Gipfel des einzeln stehenden Bergs, um den die Stadt her erbaut ist. In ihrer Nähe sind ausgedehnte Alaunminen, von denen die Stadt den Zunamen Schebb-Khaneh, das Alaunwerk, erhalten hat, da in der Türkei noch mehrere andere Städte den Namen Karah-Hisar führen. — An einem kleinen Dorfe, Uleh genannt, im Distrikt Schirwan, 12 g. M. östlich von Karah-Hisar, verließ ich die große Straße nach Erzerum, und wandte mich nordwärts gegen Trapezunt. Zwischen Uleh und Gumisch-Khane sind die Berge steiler und schwieriger zu passiren, als ich sie bisher in Kleinasien getroffen hatte, mit Ausnahme des Abschira-Thales.

Gumisch-Khane (die Silberwerke), eine Stadt an den Ufern des Flusses Kharschut, ist in der Nähe der Minen von silberhaltigem Blei allmählich emporgewachsen. Die Minen waren einst sehr reich an Silber, jetzt aber ist der Ertrag sehr klein, wovon indeß mehr das von der Regierung befolgte System als der Mangel an Erz die Schuld trägt; einst waren 40 Oefen in voller Thätigkeit, jetzt nur noch zwei. Der ganze Distrikt ist überreich an Kupfer- und Bleierz, wenige Minen werden jetzt bearbeitet, und auch diese ertragen wegen des schlechten Verwaltungssystems der Regierung nur wenig.

Es ist schwer, auf einer raschen weiten Reise, wie die hier unternommene, von den verschiedenen Gegenständen eine sehr genaue und kurze Uebersicht zu geben, doch läßt sich das Wichtigste ungefähr in Folgendem zusammenfassen:

Das Centraltafelland von Armenien ist ein fruchtbares Kornland und zugleich reich an Weiden. Die Abhänge der Berge, welche dieß Tafelland tragen, sind bewaldet und die Ebenen an ihrem Fuße fruchtbar. Das Klima an den Ufern des schwarzen Meeres ist gemäßigt, an denen des Mittelmeeres ungemein heiß, während es in den mittlern Theilen wegen ihrer großen Höhe kalt ist. Das Land ist durchgängig wohlbewässert; die Pässe von der Küste nach dem Innern sind schwierig und leicht zu vertheidigen. Die Bevölkerung ist gering: der größte Theil derselben besteht aus Türken, welche als Soldaten, bürgerliche Beamte, Landbauer, Kaufleute und Handwerker Beschäftigung finden. Zunächst nach ihnen der Zahl nach, ja vielleicht ihnen gleich, sind die Kurden, welche in abgesonderten Stämmen leben, mit ihren Schafen und ihrem Hornvieh von den Bergen nach den Ebenen und umgekehrt wandern, je nach der Jahreszeit, meist ohne andere Wohnungen, als ihre Zelte; sie sind kriegerisch, stets bewaffnet, raubsüchtig, und bis vor Kurzem dem Sultan kaum mehr als dem Namen nach unterworfen. Es war der Zweck von Reschid Paschas Operationen, sie zu vollständigem Gehorsam zu bringen. Die Armenier, die Ureinwohner des Landes, treiben meist den Handel in den Städten oder sind Landbauer; sie sind durchaus Christen, dürfen keine Waffen tragen, und mögen ungefähr ein Drittheil der türkischen oder ein Siebentheil der Gesammtbevölkerung ausmachen. Außer den eben genannten Völkerschaften finden sich noch in mehreren Theilen Kleinasiens einige Turkomanenstämme, Reste der ehemaligen Eroberer des Landes; sie bewahren noch ihre Nomadensitten und gleichen den Kurden ungemein.

Die Wege sind bloß durch den fortdauernden Zug der Reisenden und der Karawanen bezeichnete Striche, ohne daß sie besonders als Straßen angelegt wären; ihre Anzahl ist groß und sie sind im Allgemeinen ziemlich genau bestimmt: in den Bergen bleiben sie stets dieselben, auf den Ebenen aber ändern sie häufig ihre Richtung, je nach den Veränderungen, die im Anbau des Landes vorkommen. Die einzige Ausnahme bildet die Militärstraße, welche Reschid Pascha kürzlich von Samsun nach Diarbekir, eine Strecke von nahe an 100 g. M., zum Transport seiner Artillerie anlegte.

Die rohen Produkte des Landes sind Korn von verschiedener Art, Schaf- und Ziegenwolle, Seide, Galläpfel, Häute, Felle und Gummi. Die Minen liefern Kupfer, Blei, Silber, Eisen, Alaun und Salz. Es herrscht ziemlich viel Manufakturindustrie, und mehrere Baumwollen- und Wollenwaaren werden verfertigt, die zum Theil im Lande verbraucht, zum Theil nach Georgien und der Krim ausgeführt werden. — Aus einer Reihe barometrischer Beobachtungen in der Stadt Erzerum, welche im Monat December 1830 angestellt und gewöhnlich zweimal im Tage aufgezeichnet wurden, geht hervor, daß die Höhe Erzerums über dem Meere nicht über 5000 bis 5500 Fuß betragen kann, was wohl der Wahrheit ziemlich nahe kommen mag.

Der Graf von Casa Egula, welcher gegenwärtig unter den Karlisten eine Oberbefehlshaberstelle bekleidet, war in den Jahren 1825 bis 1827 Generalkapitän von Galizien, und wäre in jener Zeit einmal beinahe das Opfer eines hinterlistigen Anschlags geworden, indem er ein Paket erhielt, das im Siegel Knallpulver und scharfe Nägelspitzen enthielt. Er saß gerade an einem Tisch, an welchem mehrere Schreiber arbeiteten, und da das Paket mit „ganz geheim“ bezeichnet war, so öffnete er es unter dem Tisch. Dieß rettete ihm das Leben, doch wurden ihm fast alle Finger zerschmettert oder abgerissen.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 23** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Der Abend. Von Lamartine. — Dramatische Poesie in England. (Fortsetzung.) — Ueber das Poetische in der modernen Poesie Frankreichs. (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 71.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 März 1837.

Reise durch die mexikanischen Provinzen Tumalipas, Cohahuila und Texas im J. 1834,

von Eduard Ludecus.

Wer in diesem kleinen Bande nähere Aufschlüsse über den gegenwärtigen Zustand der Dinge in Texas, über die Kräfte und Aussichten der Mexikaner und nordamerikanischen Texaner zu finden hofft, wird sich getäuscht sehen: dieses ganzen Streits ist im Buche nicht einmal erwähnt. Hat man aber sich über diese getäuschte Erwartung hinausgesetzt, so bietet das Buch manches Interessante dar, nur sollte der Titel desselben, um dem Inhalt gehörig zu entsprechen, „Auswanderungsversuch in Texas" heißen. Wer ein recht anschauliches Bild der zahlreichen übel entworfenen und schlecht ausgeführten Auswanderungs- und Ansiedlungsplane bekommen will, der lese dieses Buch, welches in mancher Beziehung lehrreich ist. Der Verfasser war, einer Stelle seines Buchs zufolge, noch ein Jahr zuvor Handlungskommis in Berlin, wollte wie so mancher Andere sein Glück in Nordamerika versuchen, und reiste mit „leidlichem Geld und gutem Muth" dahin ab; in New-York schloß er sich an einen Hrn. Beales an, welcher durch verwandtschaftliche Verhältnisse einen ziemlich ansehnlichen Landstrich in Texas von der mexikanischen Regierung verwilligt erhalten hatte. Von dem Augenblick der Landung in der Arranzassa-Bai beginnen die Abenteuer der Ansiedler, welche von dem Verfasser, trotz dem, daß sie gar nichts Poetisches an sich hatten, frischen Muths bestanden wurden.

Merkwürdig ist das Buch namentlich durch zwei Dinge, erstens durch den bodenlosen Leichtsinn, womit die ganze Unternehmung von Seite der Vorstände geleitet wird, weßhalb denn auch die Sache nach kurzer Zeit wegen Mangels an Geld aus einander ging, und zweitens durch den ziemlich klar hervortretenden Umstand, daß näher gegen die Felsengebirge hin, besonders gegen Süden, die Ansiedlung schon wegen der Natur des Bodens weder so schnell noch so leicht vor sich geht, als auf der Ostseite des Mississippi und in dem Mississippithale selbst. Die Flußthäler ausgenommen, ist das Land häufig kaum irgend eines Anbaus fähig, und so lange die Nordamerikaner andern Boden haben, als denjenigen, den ihnen Texas bietet, so lange werden sie schwerlich in großen Schaaren sich dahin wenden; ein Ackerbausystem, wie es in dem mittlern Theil der Vereinigten Staaten existirt, ist gar nicht wohl möglich, was indeß gelingen und wirklich Vortheil abwerfen kann, sind große Ranchos mit zahlreichen Viehheerden. Um aber dazu zu gelangen, müßten die Indianer vorher ganz anders gebändigt seyn, als sie es bis jetzt sind. Das Entstehen zahlreicher Heerden wird nur ihre Raubsucht reizen, und da sie größtentheils beritten sind, so ist der Raub um so leichter.

Liest man das vorliegende Buch durch, so kann man sich des Gedankens kaum erwehren, daß die spanische Bevölkerung sich selbst überlassen, — denn von der mexikanischen Regierung hat sie nicht viel Hülfe zu erwarten, — mehr und mehr das werden wird, was die Gauchos in Südamerika sind. Die einzelnen Presidios, welche die ehemalige spanische Regierung unterhielt, sind zerfallen, an einen regelmäßigen Schutz gegen die Indianer ist nicht mehr zu denken, und darum sind auch seit den letzten Jahren eine Menge ehemaliger blühender Ranchos zu Grunde gegangen. Um sich in das Leben der Gauchos zu finden, müßten die nordamerikanischen Settlers ihre Natur bedeutend ändern, und zu sorglosen genügsamen Spaniern werden. An der Meeresküste hin könnten die Nordamerikaner wohl fortrücken auf der Westseite des Mississippi, aber höher hinauf gegen die Gebirge hin werden ihre Ansiedlungen noch lange sehr schwach bleiben, und es ist die Frage, ob sie je in großem Maßstabe sich daselbst festsetzen werden.

Einige interessante Beispiele von Vermischung der Nordamerikaner mit den Mexikanern finden sich gleichfalls in diesem Buch, ob aber diese beiden zu Einem Volke zusammenwachsen, oder ob die eine Race die andere verdrängen wird, möchte jetzt noch schwer zu sagen seyn.

Die arabische und persische Literatur des 19ten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Was Beredtsamkeit, Dichtkunst und das Verständniß des Korans betrifft, so wurde die arabische Literatur unter den auf einander folgenden Khalifen aus dem Hause Ommijah, dessen Herrschaft etwa 100 Jahre dauerte, fortdauernd gepflegt, aber die Uneinigkeiten unter den verschiedenen Häuptern hielten das Land in einem so unaufhörlichen Kriegszustand, daß die Araber keine Zeit hatten, das geistige Gebiet zu erweitern, und somit wurde ihre riesenhafte Sprache, die gleich einem unmäßig schnell aufgewachsenen Kinde Jahrhunderte lang in ihre Wiege eingeschlossen worden war, noch ein weiteres Jahrhundert hindurch in die Gränzen einer bloßen Rhetorik eingeschlossen. Während dieser Periode aber und aus den oben erwähnten Umständen traten einige Dichter und ausgezeichnete Redner auf, namentlich unter den Khalifen selbst, und da diese Männer von Gelehrsamkeit waren, so war es natürlich, daß sie auch Talente und Gelehrsamkeit unterstützten. Jezid, welcher um das Jahr 679 zu Damaskus herrschte, war ein Mann von ausgezeichnetem Geschmack und feinem Sinn, ein glänzender Redner und ein bewunderter Dichter. Einige Proben seiner Gedichte sind noch vorhanden, und zeigen nicht gewöhnliche Anlagen.

Mit der Erhebung des Hauses der Beni-Abbas oder Abbasiden zur Khalifenwürde begann die ruhmvolle Epoche, während welcher die arabische und persische Literatur ihre höchste Vollkommenheit erreichte. Mit wenigen Ausnahmen waren diese Khalifen das edelste Königsgeschlecht, das je einen großen Herrscherthron zierte: sie selbst waren die ausgezeichnetsten Literaten ihrer Zeit, und ihre Höfe waren angefüllt mit talentvollen Männern aller Nationen. Die Aufmunterung, welche sie der Kunst und Wissenschaft angedeihen ließen, und ihre Freigebigkeit gegen gelehrte Männer, sind, auch wenn man sie aller orientalischen Uebertreibung entkleidet, ganz außerordentlich. Ihr Schutz und ihre Freigebigkeit weckte Jahrhunderte hindurch die Talente ihres eigenen Landes, und zog durch die Gewißheit, geschätzt und geehrt zu werden, gelehrte und hochbegabte Männer anderer Nationen herbei. Mansur, der erste Khalif aus diesem edlen Geschlecht, war ein Fürst von außerordentlichem Talent und Geschmack, und liebte Wissenschaft und Literatur über Alles. Nachdem er die Stadt Bagdad gegründet und sie zum Sitze seiner Regierung gemacht, strömte eine Masse gebildeter und wissenschaftlicher Männer von allen Seiten nach dieser Hauptstadt, und unter diesen, in Folge des zerrissenen Zustandes ihres eigenen Landes, viele Griechen, die damals den Arabern wie später den Nationen des Westens, die Schätze ihrer alten Weisheit mittheilten. Die Muttersprache Arabiens, welche allmählich zur Reife herangewachsen war, zeigte jetzt ihre ganze außerordentliche Kraft: nicht länger eingeschlossen in ein einziges enges Bette, nicht länger ausschließlich verwendet in dem dürren Dienste einer eitlen Redekunst oder nichtssagender Gedichte, wurde sie nun angewendet zur Verherrlichung jedes Zweigs der Wissenschaft und Kunst, und der Erfolg zeigte sich in jenen glänzenden Werken, welche Jahrhunderte hindurch die Literatur des Orients schmückten.

Die Araber haben stets einen Widerwillen gegen andere Sprachen gehegt, und mit barbarischer Eitelkeit alle andere Nationen Adschem genannt, was wörtlich „stumm" bedeutet, ihren Begriffen nach aber den Barbaren der Griechen entspricht. Aber die Khalifen verachteten diese thörichten Vorurtheile der Unwissenheit, ermunterten das Studium fremder Sprachen aus allen Kräften, und belohnten aufs freigebigste diejenigen, welche Fortschritte darin gemacht hatten. Unter ihren Auspicien wurden viele Werke über mannichfache Gegenstände aus dem Syrischen, Koptischen, Griechischen, Indischen und wahrscheinlich auch aus dem Persischen, obwohl es davon keinen bestimmten Beweis gibt, ins Arabische übersetzt. Mit Astronomie scheinen die Araber bereits bekannt gewesen zu seyn, aber andere Wissenschaften, wie Geometrie, Metaphysik, Medizin, Logik und Naturwissenschaften, wurden in dieser denkwürdigen Periode unter ihnen verbreitet, und jeder Zweig der Literatur wurde zu größerer oder geringerer Vollkommenheit gebracht: alle Hauptwerke der Araber wurden unter der Herrschaft dieser freigebigen Fürsten geschrieben, und auch die größten Dichter zierten ihre Dynastie.

Aber der Islam, so nützlich er auch war, um die Araber der Wüste und vielleicht manche andere Nationen aus einem barbarischen Götzendienst zu erheben, sie die Verehrung Eines Gottes zu lehren, und in den Künsten eines civilisirten Lebens zu unterrichten, ist doch, wenn seine Formen streng beobachtet werden, nicht geeignet, Wissenschaft zu befördern oder Kenntnisse zu verbreiten. Die Gelehrsamkeit, wozu er ermuntert, ist besonderer Art und sehr beschränkt, und die strengen Vorschriften, selbst über die unbedeutendsten Dinge des täglichen Lebens, sind gewiß eben so viele Hindernisse auf dem Wege des Fortschritts. Die bestimmte Art von Studien, die er vorschreibt, fesselt den menschlichen Geist, und verhindert eine tüchtige Entwicklung der Geisteskräfte. An Muhammed liegt indeß der Fehler nicht, keiner seiner Aussprüche ist gegen wissenschaftliche Studien, nur hat er sie nicht gerade besonders anbefohlen, obwohl manche seiner durch Tradition aufbewahrten Lehren und Ansichten jeden vernünftigen Muhammedaner hinreichend rechtfertigen, wenn er wissenschaftliche Studien im weitesten Umfange betreibt. Aber Muhammeds unwissende Nachfolger, welche sich Imams und Muftis nennen, haben den Mangel einer bestimmten Vorschrift als absichtliches Schweigen und somit als Verbot gedeutet, und daraus Schlüsse gezogen, die jedem Fortschritt des Menschengeistes und menschlicher Einrichtungen entgegen sind, so daß endlich ihren bethörten Schülern nichts übrig blieb, als über zahllosen Gesetzbüchern und endlosen Abhandlungen über die sich selbst oft widersprechende Tradition (Hadits), den Ausgeburten phantastischer Gehirne, zu brüten.

Ganz anders war der Geist der freisinnigen abbassidischen Khalifen, die sich jedoch in günstigerer Lage befanden, als die muhammedanischen Herrscher neuerer Zeit. Noch bestand keine Priesterschaft, die eine Kontrole über sie ausgeübt hätte, und die Vorschriften der Religion und die Gesetze waren bei weitem

nicht so verwickelt, als sie es seitdem geworden sind. Sie herrschten in dem doppelten Charakter als unumschränkte Fürsten des muhammedanischen Reichs, und als die Statthalter des Propheten auf Erden; ihre Handlungen waren nicht so dem forschenden Auge des Pöbels ausgesetzt, sondern wurden als die dem Volke gegebenen Beispiele der Stellvertreter des Allerhöchsten betrachtet. Der berühmte Mamun-Erraschid, der sechste dieser Khalifen, der im zweiten Jahrhundert der Hedschra um das Jahr 815 den Thron bestieg, war einer der ausgezeichnetsten seines Geschlechts. Sein Vater Harun-Erraschid hatte ihm die Königreiche Transoxana und Khorasan zugetheilt, welche er noch zu Lebzeiten desselben verwaltete, und er gewann eine solche Zuneigung zu denselben, daß er auch noch nach seiner Thronbesteigung sich lange in denselben aufhielt, ohne indeß Bagdad, die berühmte Stadt seiner Ahnherrn und den Sitz der Regierung, zu vernachlässigen. In Khorasan machte er Tus, damals die Hauptstadt des Königreichs, zu seinem Wohnsitz, und viele interessante Ereignisse in der Literärgeschichte sind mit seinem Aufenthalt in dieser Stadt verknüpft. Unter seinem Schutze wurde Khorasan der Zufluchtsort der Gelehrten, das alte Hyrkania trat in gleichen Rang mit Mesopotamien, und die Stadt Tus wurde die große Nebenbuhlerin von Bagdad. Die zerstreuten Strahlen der Gelehrsamkeit, die seine freigebigen Vorfahren aus vielerlei Ländern um sich versammelt hatten, konzentrirten sich nun in zwei glänzenden Brennpunkten, von wo sie sich über die ganze civilisirte Welt ausbreiteten.

Die Perser hatten sich jetzt für einige Zeit von dem ungeheuren Stoß der arabischen Eroberung erholt, und begannen eine neue Literatur anzubauen, doch erst, als sie fast jeden unterscheidenden Zug ihres Nationalcharakters verloren hatten. Die arabische Sprache war die Sprache ihrer Gesetze geworden, der Islam verlangte, daß sie ihre Gebete arabisch hersagen und die Vorschriften des Korans verstehen sollten, der in keine Sprache der Adschems oder Barbaren übersetzt werden durfte, weil dadurch der Beweis seines wunderbaren Ursprungs, die Reinheit und Schönheit seines Styls, verloren gegangen wäre. Alles wurde arabisch geschrieben, jeder wurde begierig, die Sprache des Paradieses zu lernen, und wo möglich zu sprechen, wie die Engel im siebenten Himmel sprachen. Darum wurde die persische Sprache fast drei Jahrhunderte lang gänzlich vernachlässigt, und als sie endlich wieder einigermaßen zu Ehren kam, war sie von dem alten Persischen ungemein verschieden. Die reine Einfachheit war verdorben durch die unharmonische Mischung einer fremden Sprache von ganz verschiedenem Charakter, und die Eleganz und Weichheit, die sie vor allen andern Sprachen ausgezeichnet hatte, ging verloren unter den harten Gutturallauten der neuen Religionssprache. *) Auch wurde sie mit arabischen Buchstaben geschrieben, damit sie desto weniger der Schrift der ungläubigen Magier gleichen möchte, und um sie noch mehr zu reinigen, vermischte man sie mit Wörtern aus dem Koran, Phrasen von heiligen Moslims, und Aussprüchen der arabischen Dichter, welche die Perser als ihre Meister betrachteten und im Styl und Charakter ihrer Versifikation nachzuahmen suchten. Nicht ein einziges Buch fand sich in dem Nationaldialekt: von dem elendesten Elementarwerke bis zur gelehrtesten Abhandlung wurde Alles arabisch geschrieben. Die Perser selbst, wenn sie zu Gelehrsamkeit sich erhoben, bedienten sich dieser Sprache, was noch jetzt der Fall ist, kurz, die Literatur beider Nationen, der Gang ihrer Studien, der Geschmack und die Vorstellungsart ihrer Dichter, so wie die Religion und die Gesetze wurden eins und dasselbe. Die Vollkommenheit, zu der es die Perser im Studium des Arabischen brachten, setzte ihre Sieger in Erstaunen, und selbst die berühmtesten Gelehrten des Mutterlandes gewöhnten sich, die Werke von Fremden (Adschems) zu Rathe zu ziehen, in der sichern Ueberzeugung, daß sie dadurch gewinnen würden. Daher die Bemerkung, daß die persische Literatur arm sey, und wenige Werke von Wichtigkeit über Künste und Wissenschaften enthalte. Die Bemerkung ist indeß nur dem Worte nach wahr, denn die Araber ernteten wegen des allgemeinen Gebrauchs ihrer Sprache größtentheils den Ruhm von den Werken gelehrter Perser. Kaum läßt sich irgend ein Werk in irgend einem Zweig der Literatur nennen, das jetzt noch unter den Persern eines großen Rufs genießt, und nicht von einem ihrer eigenen Gelehrten geschrieben wäre, der aber aus mißverstandenem Stolz oder einem Gefühl von Pflicht sein geistiges Kind in die Windeln der heiligen Sprache des Propheten eingewickelt hatte. Diese Sprache, welche anfänglich den Persern mit der Degenspitze aufgedrungen und später aus religiösem Eifer oder Aberglauben studirt wurde, hat sich jetzt so sehr als ein Theil der Literatur des Landes festgesetzt, daß es selbst für einen Perser, der seine Muttersprache richtig sprechen will, unerläßlich ist, einige Kenntniß des Arabischen zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

*) Es ist indeß zu bemerken, daß Dichter, wie Firdusi, der doch schon im dritten Jahrhundert der Hedschra schrieb, nur sehr wenig arabische Worte einmischten, und es scheint überhaupt, daß die Perser in manchen Dichtungsarten die arabischen Wörter möglichst vermeiden, ungefähr wie die Engländer die französischen.

Chronik der Reisen.

Die Insel Borneo. *)

Diese große Insel, die nicht nur wegen ihres trefflichen Bodens, sondern auch wegen ihrer reichen Gold- und Diamantgruben die ganze Aufmerksamkeit der Europäer verdient, ist in der That über die Küstenstriche hinaus nur noch wenig gekannt. Die hier mitgetheilten Notizen sind von Herrn Earl theils auf einer Reise an der westlichen Küste, theils aus den Berichten eines Reisenden gesammelt, der das Innere der Insel von der östlichen Küste aus besuchte.

Die Dajaks, welche man für die ursprünglichen Besitzer der Insel hält, sind, wie Herr Earl bemerkt, von den chinesischen und malayischen Kolonisten, die sich seit langer Zeit schon an der westlichen Küste angesiedelt hatten, in das Innere zurückgedrängt worden. Die Chinesen beschäftigen sich mit Berg- und Ackerbau, die Malayen aber treiben meist Seeräuberei. Die Chinesen bewohnen größtentheils das Land

*) Bericht von Herrn G. W. Earl: vorgetragen in einer der jüngsten Sitzungen der königlich asiatischen Gesellschaft in London.

zwischen den Flüssen Pontianak und Sambas, beides Ströme von beträchtlicher Tiefe, die ihren Lauf weit hinein ins Land erstrecken. Der Sambas ist von den Holländern 80 bis 90 Meilen aufwärts befahren worden, und die Malayen sollen auf ihren Kanots einen zwei Tagereisen von der Stadt Borneo entlegenen Ort erreicht haben. Der Pontianak ist nicht so groß als der Sambas, jedoch bedeutender als dieser, wegen der holländischen Hauptfaktorei an seiner Mündung und einer andern Niederlassung an einem seiner kleinern 70 Meilen von dem Meere entfernten Arme in der Nähe der Hauptdiamantgruben. Der Pontianak wurde von einer Expedition, die von der Faktorei an seiner Mündung ausging, 250 Meilen weit aufwärts befahren; leider ist kein Bericht über den Erfolg veröffentlicht worden. Herr Earl erfuhr nur so viel, daß man gefunden habe, daß dieser Fluß sich in einen 25 Meilen langen und 5 Faden tiefen See ausbreite.

Von der holländischen Niederlassung an der Mündung der beiden genannten Flüsse werden die auf dem dazwischen liegenden Lande wohnenden Chinesen in einer Art von Gefangenschaft gehalten. Beständig kreuzen holländische Kanonenboote an der Küste, welche niemand weder landen noch abfahren lassen, ausgenommen durch Vermittlung ihrer Faktoreien, wo nicht nur von Waaren ein ungeheurer Zoll entrichtet werden muß, sondern wo auch jeder, der das Land verlassen will, eine Abgabe von 60 holländischen Gulden zu bezahlen hat; ein System, welches den Küstenhandel fast ganz ruinirt, und den Holländern selbst einen bedeutenden Verlust an Einkünften zugezogen hat.

Die Bugis von Celebes wohnen an der Ostküste von Borneo, wo sie einen bedeutenden Handel treiben. Im Jahre 1827 ging Herr Dalton von Singapur nach Coti, eine Stadt 60 Meilen aufwärts am Fluß gleiches Namens, den er noch 1000 Meilen weit hinauf befuhr. Er fand allenthalben gute Aufnahme, und wurde von einem der Häuptlinge im Innern als Bruder adoptirt. Herr Dalton ist bereits gestorben, und seine Papiere enthalten leider wenig oder gar keine geographischen Nachrichten, wohl aber Manches über die Sitten und Gebräuche der Dajaks, die sehr wilde Menschen zu seyn scheinen, da sie mit andern Stämmen ohne Unterschied nur darum Krieg führen, damit sie recht viele Menschenschädel erhalten, um ihre Wohnungen damit auszuschmücken, und dadurch Anspruch auf den Namen von „Männern" zu erhalten. Ohne wenigstens Einen solchen Schädel zu besitzen, darf kein Mann heurathen, und je mehr er deren in seinem Hause hat, um so höher steigt sein Ansehen. Die Dajaks scheinen jedoch nicht unverbesserlich zu seyn; Herr Earl fand, daß diejenigen, welche in der Nähe der Chinesen lebten, ihrer empörenden Lebensweise ganz entsagt hatten. Ihre Anzahl anzugeben, ist nicht möglich, doch glaubt Herr Dalton, daß die unter den Häuptlingen am Flusse Coti lebenden Dajaks auf 270 000 sich belaufen mögen, die jedoch sämmtlich durch nur wenige Bugis in Respekt gehalten werden können, da ihre Furcht vor Feuerwaffen so groß ist, daß der Knall eines Schusses sie meilenweit in die Flucht jage. Die Bugis wohnen in bedeutender Anzahl auf der Südseite von Borneo, von wo sie Diamanten, Gold, Pfeffer u. s. w. nach Java ausführen. Viele kleine Städte an der Südküste sind von diesen Leuten bewohnt, die, seit England den Hafen von Singapur anlegte, immer mehr an Bedeutung gewinnen.

Herr Earl bezweifelt das Vorhandenseyn der auf den Karten angegebenen von Nordost nach Südwest durch Borneo ziehenden Gebirgskette, und ist der Meinung, daß der auf den Karten bezeichnete Raum vielmehr mit einer Kette von Seen bedeckt sey. Er gründet seine Meinung hauptsächlich auf den Umstand, daß alle Gebirge des indischen Archipels, die vulkanischen Ursprungs ausgenommen, von Nordwest nach Südost streichen, und Herr Dalton, der doch diese Gebirgskette überschritten haben müßte, sagt in seinen Berichten nicht ein Wort davon. Herr Earl schließt mit der Bemerkung, daß er hoffe, man werde die Geographie von Borneo nicht länger vernachlässigen, da doch eine Menge von Flüssen Mittel zu Eröffnung einer Verbindung mit dem Innern böten, und die Feigheit der Einwohner keine Widersetzlichkeit befürchten lasse, während der treffliche Boden und die reichen Minen werthvolle Produkte zum Austausch gegen brittische Manufakturwaaren böten.

Die Werften zu Alexandrien.

Diese Werften bilden theils durch die hohe Vollkommenheit, die sie in kurzer Zeit erreichten, theils durch die großartige Anlage eine der schönsten Ansichten in dem neuen Alexandrien. Einige lange Reihen schöner steinerner Gebäude in angemessener Entfernung von den Docks enthalten die Vorrathskammern und Werkstätten der verschiedenen Abtheilungen. In dem untern Stockwerk sind die Arbeitsstätten der Schmiede, Zimmerleute u. dgl., so wie die Vorrathskammern für schwere Artikel, wie Eisen und Zimmerholz. Oben sind die Vorrathskammern für leichtere Gegenstände, wie Segeltuch, Kleider, mathematische und nautische Instrumente und andere Ausrüstungsgegenstände, so wie die Werkstätten für Seiler, Schneider u. dgl., ferner Unterrichtszimmer, Bureaux und Druckerpressen. Eine Seilerwerkstätte nimmt die ganze Länge dieses Gebäudes ein, und ist 1000 Fuß lang. Die Vorrathskammern enthalten alles Mögliche für die Ausrüstung eines Schiffes, selbst das Ameublement für die Offizierskajüten, welche bis auf die unbedeutendsten Gegenstände hinaus auf Kosten des Vicekönigs geliefert werden, selbst Kleider und Haarbürsten für die Offiziere finden sich dabei. Die meisten kleinen Artikel sind aus fremden Ländern, namentlich Frankreich, bezogen, und manche Lieferung scheint auf Betrug hinauszulaufen, wie z. B. die Haarbürsten für Leute, die sich den Kopf fast glatt scheeren; aber das Segeltuch aus Baumwolle, die Stoffe für die Kleidung der Matrosen sind von ägyptischer Manufaktur. In den Vorrathshäusern finden sich auch einige metallene einpfündige Drehbassen, meist in Aegypten verfertigt und sämmtlich mit Perkussionsschlössern versehen. Die im Arsenal verwendete Mannschaft beträgt gegen 5000 Personen, wozu freilich auch Schneider u. dgl. gehören. Die Arbeiter sind mit geringen Ausnahmen lauter Landeseingeborne, und ihre Arbeit ist in der That zum Erstaunen gut, wenn man erwägt, in welchem Alter sie erst ihr Gewerbe zu lernen anfingen, und wie kurz sie erst darin arbeiten. Die Werkmeister sind meist Fremde, Franzosen, Italiener und Malteser. Der Direktor der Anstalt und zugleich Marinebaumeister, Cerisy-Bei, ist ein geborner Franzose. Der Sold eines Werkmeisters ist etwa 5 Franken des Tags, der eines Arbeiters, je nach seiner Geschicklichkeit, 2 bis 11 Sous (5 bis 24 Kreuzer). Diejenigen, welche den geringsten Sold erhalten, beziehen übrigens noch eine Ration von Lebensmitteln. Im Vergleich mit dem Arbeitslohn von Gewerbsleuten in andern Ländern ist dieß sehr gering bezahlt, doch genügt es in einem Lande, wo man selten Brod ißt und wo alle von den Eingebornen als Lebensnothwendigkeiten betrachteten Gegenstände um eine Kleinigkeit zu haben sind.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 72.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 März 1837.

Astronomische Entdeckungen Sir John Herschels am Vorgebirg der guten Hoffnung. *)

Seit meiner Ankunft war ich fast unausgesetzt beschäftigt, den Grund des mechanischen Theils meiner Arbeiten zu legen. Seitdem habe ich meine ganze Zeit auf Beobachtungen verwendet, und davon eine bedeutende Masse gesammelt, die jedoch noch ganz ungeordnet vor mir liegen. Ich war stets von einem vollkommen heitern Himmel begünstigt, und die Sterne, welche ich mit meinen Instrumenten beobachtete, stellten sich mir in einem so klaren und ruhigen Licht und in einem Glanz dar, von dem man sich nicht leicht einen Begriff machen kann. Ich habe bereits ein sehr zahlreiches Verzeichniß von Nebelflecken und Doppelsternen aller Art entworfen, und eine kleine Liste meiner merkwürdigsten Entdeckungen an Herrn Schumacher zur Einrückung in sein astronomisches Journal gesandt. Jetzt will ich mich darauf beschränken, Ihnen einige Hauptzüge mitzutheilen.

Der Anblick der australischen Circumpolarregion, eine Distanz von 60 bis 70°, ganz um den Pol herum begreifend, ist ausgezeichnet prachtvoll und reich. Dieß kommt von dem vergleichungsweise hier weit stärkern Glanz der Milchstraße her, welche sich den Blicken als ein sehr lebhaft leuchtender Streif darstellt, der den ganzen Raum umfaßt, welcher sich von der Konstellation des Orion bis zu der des Antinous erstreckt. Dieser Glanz wird indeß durch fast schwarze und beinahe ganz von Sternen entblößte Flecken unterbrochen, und zwar hauptsächlich im Scorpion, in der Nähe des Sternes Alpha des Centauren und unweit der Verzweigung dieses großen Nebelfleckens. Gegen Norden aber wird die Milchstraße bleich und sehr trübe und verschwindet endlich fast ganz. Meiner Meinung nach ist es unmöglich, diesen glänzenden Gürtel, dessen Sternenreichthum wahrhaft überraschend ist, und dessen südlicher Rand so zu sagen von einer wunderbaren Franse von Sternen zweiter und dritter Größe eingefaßt wird, die sehr regelmäßig vertheilt sind, aufmerksam zu betrachten, ohne die volle Ueberzeugung zu gewinnen, daß die Milchstraße keine Schichte, sondern ein Ring von Sternen ist. Zum mindesten muß man erkennen, daß unser System in eine der leersten und ärmsten Regionen der allgemeinen Gruppe gestellt ist, die sich sogar sehr weit vom Mittelpunkt entfernt befindet, so daß unsre Sonne der Verzweigung der Milchstraße viel näher steht, als den dieser Richtung entgegengesetzten Stellen.

Die beiden Konstellationen, welche man die Nebelflecken Magellans, die Nubecula major und die Nubecula minor genannt hat, sind höchst merkwürdig. Die größere ist eine Anhäufung (congeries) von deutlichen Sternen, von unregelmäßigen oder kugeligen Formen, oder von Nebelflecken, und alles dieß ruht auf einem Grund von gleichförmigem mattem Licht, der ohne Zweifel nichts Anderes seyn kann als Sternenstaub. Diese Flächen, durch mein großes Teleskop betrachtet, erschienen mir wie eine allgemeine matte Lichtfläche, auf welcher die Sterne oder glänzenden Räume sich nur schwach unterscheiden ließen. Einige der Gegenstände, welche ich in diesem Magellanischen Nebelflecken erkennen konnte, schienen mir von seltsamen, fast unbegreiflichen Formen zu seyn. Eines der merkwürdigsten Gestirne ist das mit 30 bezeichnete des südlichen Fisches, was aus einer Anhäufung von Zirkeln oder Ovalen besteht, die sich sämmtlich zu einem Knoten mit schwarzem Mittelpunkt verschlingen, ungefähr einem Büschel von Bändern ähnlich, aus denen man einen sogenannten Liebesknoten gebildet hat. An keiner andern Stelle des Himmelsgewölbes, und noch dazu auf einem so kleinen Raum, habe ich eine so dichte Anhäufung von Sterngruppen und Nebelflecken gesehen als die, aus denen diese Magellanischen Nebelflecken gebildet sind. Der kleine Magellanische Nebelfleck ist weit minder ausgezeichnet, aber neben ihm sieht man eine der reichsten und prächtigsten kugelförmigen Anhäufungen, welche sich am Firmament befindet; es ist dieß der Stern 47 des Tucan. Merkwürdig ist, daß dieser schöne Nebelfleck auf einen Punkt gestellt ist, der in allen Gestirnverzeichnissen um mehr als eine Stunde von seiner eigentlichen Stellung abweicht; meiner Meinung nach beruht dieser Irrthum auf einem argen Druckfehler.

*) Aus einem Schreiben Herschels, von Feldhausen am Kap, vom 15ten Junius 1836, an Sir William Hamilton, Vicepräsidenten der brittischen Gesellschaft für Beförderung der Wissenschaften.

Die großen Nebelflecken des Orion und die des Argus sind nahezu die merkwürdigsten Gegenstände der Hemisphäre, unter der ich mich befinde. Der des Orion zeigt sich unendlich deutlicher als auf unsern europäischen Breiten und bietet eine Menge von Anhängseln, Zweigen und Windungen, die sich in Europa wegen ihrer dem Horizont stets sehr genäherten Stellung nicht gut unterscheiden lassen. Was den Nebelflecken des Argus betrifft, so ist dieser ein Gegenstand eigener Art, von dem man sich ohne Zeichnung unmöglich einen Begriff machen kann. Ich habe keine Mühe gespart, um diese Zeichnungen so genau als möglich zu machen, was um so nöthiger ist, als keine der bis jetzt von dem Nebelfleck des Argus gefertigten auch nur die geringste Aehnlichkeit mit dem Gegenstand selbst hat. Er ist von ungeheurer Größe und mit Sternen besäet, die auf einem gleichförmigen bleichen Grund leuchten.

Die planetarischen Nebelflecke des australischen Cirkumpolarhimmels sind, im Verhältniß zu der gewöhnlichen Seltenheit dieser Himmelskörper, ziemlich zahlreich und haben sehr hervorstechende Kennzeichen. Ich habe deren fünf entdeckt, welche sämmtlich eine so rein abgegränzte Scheibe haben als die Planeten, und auf allen ihren Punkten in gleichförmigem Lichte glänzen. Man kann sich hinsichtlich ihrer so täuschen, daß ich den ersten, der mir aufstieß, in jeder Hinsicht für einen vollkommenen Planeten hielt. Nur erst nach mehreren von Herrn Maclean auf der königlichen Sternwarte angestellten Beobachtungen, aus denen sich ergab, daß er durchaus keine eigne Bewegung habe, mußte ich die verführerische Hoffnung aufgeben, eine neue, unserm System angehörige, um die Sonne in einer geneigtern Bahn als die Pallas sich drehende Welt entdeckt zu haben.

Von der Reinheit des Himmels unter diesem Klima kann man sich einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß, wie der provisorische Gouverneur Oberst Bell mich versicherte, man während 42 auf einander folgenden Tagen nur an dreien derselben den Planeten Venus am hellen Tage um 9 Uhr Morgens, bei schönem Sonnenschein, nicht sehen konnte. Ich selbst konnte eine sehr feine Damenschrift bei dem Licht lesen, das eine freilich nicht totale Mondsfinsterniß noch am Himmel ließ.

Die schönsten Doppelsterne, welche ich bis jetzt entdeckte, und die bisher noch nicht bemerkt wurden, sind die Sterne Gamma des Wolfs, Pi und Gamma des Centauren, Beta der Hydra, und Epsilon des Kamels. Die Sterne der erstern Gruppen stehen einander sehr nahe und können mit den einander am nächsten stehenden Sternen der nördlichen Hemisphäre auf gleiche Linie gestellt werden.

Noch muß ich bemerken, daß die außerordentliche Luftstille während der letzten Monate meinen Reflektoren ihre ganze Kraftentwicklung gestattete. Ich konnte mithin sehr kleine Sternscheiben erhalten, sie selbst bei der stärksten Vergrößerung auf bloße Punkte reduciren und mich so vergewissern, daß diese Sterne doppelt oder vielfach sind, oder, was nicht minder wichtig ist, daß sie ganz gewiß einfach sind.

Die arabische und persische Literatur des 19ten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Die Macht der Abbassiden begann schon im dritten Jahrhundert der Hedschra, ungefähr um das Jahr 900, zu sinken, und eine Anzahl kleiner Fürsten theilten das Land in mehrere unabhängige kleinere Staaten, anfangs als Vasallen des großen Khalifen, von dem sie ihre Titel erhielten; die Freigebigkeit derselben trug in hohem Grade dazu bei, eine Nationalliteratur, wenn auch in arabischer Sprache, in Persien zu begründen Aber im Anfang des folgenden Jahrhunderts fand eine ausgedehnte Revolution statt, wodurch Literatur und Wissenschaft noch mehr gefördert wurde. Das mächtige, durch die Eroberung der Araber gegründete Reich zerfiel in zwei Königreiche, unter der Herrschaft abgesonderter Dynastien, der Deilemiten und Ghaznaviden;*) das letztere umfaßte ganz Centralasien, einen großen Theil von Indien und einen Theil von Khorassan; das erstere begriff ganz Persien, Mesopotamien und einen Theil von Syrien. Die Fürsten dieser beiden Häuser waren die großartigsten Beschützer persischer Sprache und Literatur; niemals wurden gelehrte und talentvolle Männer mehr geehrt und freigebiger unterstützt, als in den zwei Jahrhunderten ihrer Herrschaft, denen zwei andere kaum minder ruhmwürdige Jahrhunderte unter den Seldschuken und Atabegen folgten. Damals bestand eine literarische Nebenbuhlerschaft unter den muhammedanischen Fürsten: jeder betrachtete es als einen Gegenstand erster Wichtigkeit, unter seinen Freunden einige berühmte Dichter oder Philosophen zu zählen, und sparte keine Kosten, um sie an seinen Hof zu locken und ihnen ihren Aufenthalt angenehm zu machen. Natürlicherweise fand dieß Beispiel Nachahmer fast bei jedem untergeordneten Gouverneur oder Stammhäuptling, die gleichfalls gebildete Männer um sich sammelten, und den größten Theil ihrer Zeit unter ihnen zubrachten.

Während dieser vier Jahrhunderte lebten fast alle großen Dichter Persiens; indeß waren sie nicht bloß Dichter, denn sie haben in andern Werken, die zum Theil noch vorhanden sind, den Beweis niedergelegt, daß sie zugleich auch die gelehrtesten Männer waren. Khakani und Falaki waren nicht minder durch ihre Gedichte als durch ihre Geschicklichkeit in allen Zweigen der reinen und angewandten Mathematik ausgezeichnet. Der berühmte Firdusi war vielleicht noch ein größerer Philosoph als Dichter, obwohl sich wenige Werke mit dem Schah-name messen können. Enweri, dieser Herkules der persischen Dichter in der Elegie und dem Epigramm, war außer manchen Vorzügen auch der größte Astronom seiner Zeit. Unter den vergleichungsweise neuern Dichtern Persiens hat der berühmte Sadi Werke über Theologie und Moralphilosophie hinterlassen, die eben so bewundernswerth sind, als seine unsterblichen Gedichte. Manlewi-Rum, der berühmte Verfasser des Mesnewi, hat in seinen Versen seine tiefe Kenntniß der Philosophie und seine innige Bekanntschaft mit der Natur gezeigt. Hafiz, Attar u. A. waren

*) Bekanntlich so genannt von Ghizni im Lande Kabul.

lauter gelehrte Männer, die zum Theil über sehr verschiedene Gegenstände Werke herausgaben, aber alle waren, mit Ausnahme ihrer Gedichte, arabisch geschrieben, nicht eine Zeile in ihrer eigenen Sprache, ja einige derselben, Dschami zum Beispiel, haben fast so viel arabische als persische Verse geschrieben. Bloß Dichter zu seyn, ohne andere gelehrte Kenntnisse zu besitzen, verschaffte damals einem Manne noch keineswegs Zutritt in die Kreise der Gelehrten, ja es setzte ihn vielmehr der allgemeinen Verachtung aus, und erwarb ihm den verächtlichen Titel Gadaz-Kafiah (der Bettler in Versen), eine Benennung, die man noch jetzt in Persien einem müßigen, nicht sonderlich gebildeten Dichter beilegt. Der beste und gründlichste Kommentar über den Koran, worin die Regeln der Beredtsamkeit und die Schönheiten des Styls alle erklärt sind, war das Werk von Baidawi, gebürtig aus Baida, einem Dorfe bei Schiras. Der staunenswerthe Kamus (der Ocean), berühmt als das vollständigste arabische Wörterbuch, wurde von dem gelehrten Firuzabadi geschrieben, welcher gleichfalls aus einem Dorf in der Nähe von Schiras gebürtig war. Wer mit den Eigenthümlichkeiten der arabischen Sprache bekannt ist, kann dieß Werk nicht öffnen, ohne über das Wunder von Gelehrsamkeit erstaunt zu seyn, und wenn eine vollständige Kenntniß dieser riesenhaften Sprache als ein Wunder gelten kann, so hätten die Perser im 7ten Jahrhundert der Hedschra die Bewohner Arabiens auffordern können, einem neuen Propheten zu huldigen. Es wäre eine eitle Mühe, diese oder jene Sprache mit dem Arabischen vergleichen zu wollen; ihre Hülfsmittel sind unerschöpflich, denn von Natur reich, haben viele Umstände noch dazu beigetragen, sie bedeutend zu bereichern. Die geschriebene Sprache ist eine Kombination der verschiedenen Dialekte, welche von den mannichfachen Stämmen Arabiens gesprochen werden, und von denen jeder für sich beinahe vollständig war, aber bedeutend von jedem andern abwich, und zwar so sehr, daß sie für eine Menge Naturgegenstände ganz verschiedene Benennungen hatten.

Als die muhammedanischen Araber eine Nationalliteratur zu begründen begannen, wurden diese verschiedenen Dialekte in eine regelmäßige geschriebene Sprache zusammengeschmolzen. Die Folge war, daß ihr eine Unzahl Wörter einverleibt wurde, die man recht gut hätte missen können, wenn sie nicht bei den verschiedenen Stämmen im Gebrauch gewesen wären, welche fortfuhren, ihren heimischen Dialekt zu sprechen. Aber die Dichter und wissenschaftlichen Schriftsteller benützten auf eine scharfsinnige Weise diesen Reichthum, und wandten ihn auf die glücklichste Weise an; wenn es z. B. fünfzig oder hundert verschiedene Worte für das Kamel gab,*) so wurde dadurch jedes Stadium seines Alters vom Tage, wo es geworfen wurde, bis zum Tage seines Todes, mit einer verschiedenen Benennung bezeichnet. So ändert ein Kamel seine Benennung achtmal, ehe es 3 Jahre alt wird; Kamele von verschiedenen Farben, Gemüthsarten und Mißstaltungen haben alle ihre besonderen Namen, so wie man wieder eigene Benennungen für das Kamel im Laufen, Springen, Stehen und Niederliegen hat. Eben so hat jeder Theil des Körpers eines Kamels seine besondere Benennung, welche sich nicht auf denselben Körpertheil eines andern Thieres anwenden läßt. Es ist eine der Eigenthümlichkeiten der arabischen Sprache, daß es wenige Dinge gibt, wofür sie nicht viele verschiedene und sehr bezeichnende Worte haben, und daß selten oder nie zwei verschiedene Worte denselben Gegenstand bezeichnen, ohne irgend eine Modifikation auszudrücken. Daraus entspringt eine der großen Schwierigkeiten der arabischen Dichtkunst, deren Sprache dadurch einem Fremden so schwer wird, und daher kommt es auch, daß eine einzige Linie oft drei oder vier Seiten Kommentar braucht, um alle die Anspielungen und die Feinheiten des Ausdrucks zu erläutern. Dieser schrankenlose Reichthum zeigt sich namentlich in Werken, welche von Künsten und Wissenschaften handeln. Während die Araber viele ihrer wissenschaftlichen Kenntnisse andern Nationen verdanken, wurden sie durch die wunderbaren Hülfsmittel ihrer Sprache in den Stand gesetzt, Begriffe und Gegenstände zu bezeichnen, ohne auch nur ein einziges fremdes Wort aufzunehmen, was ganz ohne Beispiel ist.*)

Eine andere Ursache des Reichthums der arabischen Sprache liegt darin, daß ihr Bau keine zusammengesetzten Wörter zuläßt; dieß wäre in jeder andern Sprache ein bedeutender Mangel, bei der Vollendung und der Regelmäßigkeit des Arabischen aber ist es gar nicht nöthig. Alle Verbalnomina oder Infinitive, welche als die Wurzeln betrachtet werden, von der alle andern Worte abgeleitet sind, bestehen mit wenigen Ausnahmen aus drei Buchstaben. Durch den Wechsel der Vokale, durch Hinzusetzung von einem, zwei oder drei besondern Buchstaben an diese dreibuchstabigen Wurzeln können bis dreizehn Konjugationen abgeleitet werden, und in jeder derselben erhält dasselbe Zeitwort oder Hauptwort eine verschiedene Modifikation. Zum Beispiel aus der Wurzel „tanzen" werden durch diese einfache Operation ohne andere Hülfsmittel die Begriffe gebildet: „getanzt," — „tanzen machen" — „zum Tanz auffordern," — „zum Tanzen zwingen," — „ein Tanzplatz," — „die Zeit zum Tanzen" — „ein Tanzmeister" u. s. w., und in allen diesen Formen, mit Einschluß der Zahl und der Person, hat man im Arabischen nur ein einziges einfaches Wort. Auf dieselbe mechanische Weise macht man ein aktives Verbum zum Passivum, ein intransitives zum transitiven u. dgl. Nachfolgendes Beispiel mag einerseits die außerordentlichen Hülfsmittel des Arabischen, andererseits den hohen Grad, wie nichtarabische Muhammedaner dieselbe studirten, beweisen. Feisi, Bruder des Geschichtschreibers Abulfazl, schrieb einen ge-

*) Für jeden, der nicht wenigstens oberflächlich mit der arabischen Sprache bekannt ist, muß dieß als eine Uebertreibung erscheinen, allein dieß scheint nur so, da die meisten dieser Wörter nicht ursprünglich das Kamel bezeichnen, sondern sogenannte epitheta perpetua sind, die allmählich durch den Gebrauch nur für diese Klasse von Thieren angewendet wurden.

*) Daß einige Schriftsteller die griechischen Worte: Philosophie, Logik, Arithmetik, Mathematik aufgenommen haben, kann man gar wohl als Ungeschicklichkeit dieser einzelnen Schriftsteller betrachten, denn der arabischen Sprache fehlt es durchaus nicht an Worten, um alle Zweige dieser Wissenschaften genau zu bezeichnen.

lehrten Kommentar über den Koran, wobei er von den acht und zwanzig Buchstaben des Alphabets nur dreizehn anwandte. Wer mit dem Arabischen bekannt ist, weiß, daß diese acht und zwanzig Buchstaben lauter Konsonanten sind, von denen jeder einen verschiedenen Ton hat, und wobei die Vokale nur durch Punkte bezeichnet werden; diese Buchstaben sind alle für die Sprache gleich wesentlich, nicht einer derselben kann an die Stelle eines andern treten, auch kann man nicht zwei oder mehrere derselben so kombiniren, daß man dadurch den Ton eines andern darstellt. Eine Abschrift dieses außerordentlichen Denkmals von gelehrter Spielerei befindet sich in der Bibliothek der ostindischen Kompagnie.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Schomburgs zweite Expedition ins Innere von brittisch Guiana. *)

In Uebereinstimmung mit dem dem Gouverneur von brittisch Guiana, Sir James Carmichael Smith, vorgelegten Plan wurde der Fluß Corentyne als das Feld für die Forschungen Herrn Schomburgs von 1836 auf 1837 ausersehen. Die wenige Kenntniß, welche man bisher von diesem Flusse hatte, so wie auch die Berichte jener Kolonisten, welche seine untern Theile gelegentlich besucht hatten, vereinigten sich sämmtlich dahin, daß das Land an demselben ganz vorzüglich zum Anbau geeignet sey, so daß mithin eine nähere Untersuchung als sehr wünschenswerth erschien. Lieutenant Losack vom 69sten Regiment und die Herren Cameron und Reiß erboten sich Herrn Schomburg als Freiwillige zu begleiten; Herr Weith als Ornitholog und Herr Herant als Zeichner schlossen sich ebenfalls der Expedition an, die Demerara am 2ten September in dem Schooner „Lady d'Urban" verließ, der die Reisenden nach Berbice bringen sollte. Die Schifffahrt auf dem Corentyne ist so wenig gekannt, daß unsere Abenteurer kein Fahrzeug direkt nach dem Fluß finden konnten, sondern genöthigt waren, ein anderes Schiff zu miethen, um sie nach der Pflanzung Skeldon am westlichen Ufer des Flusses zu bringen, wo sie am 9ten ankamen und von dem Eigenthümer, Herrn Roß, gastfreundlich aufgenommen wurden.

Die Ufer des Corentyne sind im Ganzen genommen niedrig, aber außerordentlich fruchtbar. Bis jetzt sind sie fast ganz unbewohnt, mit Ausnahme von zwei Niederlassungen von Holzhauern. Auf der brittischen Seite des Flusses sieht man auf eine weite Strecke hin keine Spur von Bewohnern, und große Flächen des fruchtbarsten Landes liegen unbebaut. Nicht nur seine Fruchtbarkeit macht diesen Boden beachtenswerth, sondern auch die bequeme Verbindung, die sich zwischen dem Fluß und Canje herstellen ließe.

Nach mehreren Bemerkungen über die Strömung des Flusses und die geologische Struktur längs seiner Ufer bis Berbice gedenkt Herr Schomburg der üppigen Vegetation, die immer zuzunehmen schien, je weiter die Reisenden vorwärts kamen. Sie fanden alles das treffliche Bauholz, wegen dessen Guiana so berühmt ist. Der Boden ist eben so gut, wo nicht besser als der am Essequibo und ruht auf einer Schichte von Letten. Auf den meisten alten Karten ist eine Verbindung des Corentyne und Nickerie durch den Maratica angegeben; Herr Schomburg konnte nicht die mindeste Nachricht hierüber erhalten; da aber die Caribbis, welche die Niederlassungen am Corentyne besuchen, stets auf diesem Fluß kommen, so beweist dieß, daß sie keinen andern Weg kennen, weil sie sonst den kürzesten wählen würden. Zu Tomatai fanden die Reisenden drei Weiber der Macusie, die von den Caribbis gefangen worden waren. Kurz zuvor hatte eine derselben zu entweichen versucht, war aber wieder eingeholt worden; was mit ihr geschehen, konnte nicht in Erfahrung gebracht werden, und man sagte den Reisenden auf ihr Befragen nur, daß sie nach Caperania gebracht worden sey. Der schändliche Sklavenhandel wird von den Caribbis noch immer betrieben, und die Reisenden brachten in Erfahrung, daß eben eine Expedition gegen die Macusie im Werke war. Tomatai liegt unter 4° 59' 25'' N. B. und 57° 15' 45'' W. L.

Am 11ten Oktober verließen die Reisenden Tomatai und fuhren den Fluß hinauf. Hier fiel ihnen besonders ein ganzer Wald von Lilak auf; diese schöne Wasserpflanze stand in voller Blüthe, was gegen die kahlen Granitfelsen am Ufer einen angenehmen Kontrast bildete. Eines der Blätter der Pflanze maß 5 Fuß 2 Zoll in der Länge und 2 Fuß in der Breite.

Da die Caribbi-Indianer, welche die Reisenden begleiteten, auch Lebensmittel gleich den übrigen verlangten, obschon ihre Cassava-Felder ihnen Unterhalt auf sechs Monate geliefert hätten, und Herr Schomburg, um keinen Zwist zu erregen, ihrem Verlangen sich fügte, so schmolzen die Vorräthe so sehr, daß man fürchten mußte, kaum noch auf drei Wochen versehen zu seyn. Man hatte durch diese Reise nicht nur Kenntniß von der Beschaffenheit des Landes oberhalb der Katarakten gewonnen, sondern auch mehrere neue Orchideen und einige Cactus entdeckt, den Fluß kennen gelernt und sich von der Anbaufähigkeit des Landes an seinen Ufern überzeugt. Nicht minder wichtig ist der Umstand, daß sich aus der Formation des Bodens in der Nähe des Flusses die Hoffnung schöpfen läßt, daß man Steinkohlen finden werde.

*) Mitgetheilt in einer der Sitzungen der geographischen Gesellschaft zu London.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 73.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 März 1837.

Ueber den neuen russischen Tarif.

Wir theilen unsern Lesern nachstehende Bemerkungen mit, welche Bulgarin in der nordischen Biene über diesen Gegenstand macht; sie verdienen in mehrfacher Hinsicht Aufmerksamkeit, und zeigen deutlich, mit welcher Umsicht und Klugheit die russische Regierung bei diesem Gegenstand zu Werke geht.

„Das bekannte Kontinentalsystem brachte in dem Manufakturbetrieb eine sehr weitgreifende Veränderung hervor, deren Folge ein allgemein angenommenes Schutzsystem war. Vorher hatte England fast den ganzen Kontinent, namentlich Deutschland und Rußland, mit den Erzeugnissen seiner Fabriken versorgt, und im Austausch dagegen rohe Produkte, namentlich Korn jeder Art genommen. Während der Zeit, wo der Kontinent für England geschlossen war, erreichte der Ackerbau in demselben eine sehr hohe Stufe der Vollkommenheit, und als beim Abschluß des allgemeinen Friedens die ehemaligen Handelsverbindungen wieder angeknüpft wurden, bemerkte man mit Erstaunen, daß die Verhältnisse und Bedürfnisse sich verändert hatten: Deutschland verlangte von England nicht mehr so viel Waaren, und England holte nicht mehr so viel Korn aus den nördlichen Häfen. Was sollte Rußland thun? Sein ganzer Reichthum bestand in Korn und rohen Erzeugnissen; wir mußten den Manufakturstaaten tributpflichtig werden, d. h. ihnen das Recht überlassen, den Preis für ihre Waaren und unsere rohen Produkte festzustellen, oder es blieb nichts übrig, als selbst Manufakturisten zu werden. Die Lage war schwierig: die Regierung wählte den mühseligen, aber richtigen Weg zur Befreiung Rußlands von dem fremden Manufaktureinfluß, indem sie einen schützenden Tarif annahm. England verbot die Einfuhr russischen Korns, alle deutschen Staaten schlossen sich nach und nach gegen die Einfuhr fremder Manufakturerzeugnisse durch schützende Zölle, und alle spekulirten auf Rußland, wo damals noch (zwischen 1815 und 1822) Fabriken und Manufakturen in sehr schwachem Zustande waren. Damals stürzte eine kräftige Maßregel, nämlich der Tarif des Jahres 1822, die Berechnungen der Fremden und erweckte die russische Thätigkeit: man mußte die fremde Einfuhr in allen Zweigen der Industrie ersetzen, und so erhoben sich schnell Fabriken und Manufakturen aller Art. Mit väterlicher Sorgfalt so wie mit großer Klugheit und Freigebigkeit unterstützte die Regierung den ersten Anfang, und half mit Kapitalien, Freijahren, Belohnungen und Privilegien nach: im Laufe von 15 Jahren machte Rußland unglaubliche Fortschritte und kam so weit, daß es jetzt den innern Markt fast mit allen Waaren, nicht nur der ersten Nothdurft, sondern selbst des Luxus versieht.

„Viele, wenigstens die dabei persönlich Interessirten, glaubten, dieß müsse ewig so bleiben, die weiter sehende Regierung erkannte aber die falsche Richtung, welche unsere Industrie nahm, und bemühte sich, durch alle ihr zu Gebot stehenden Mittel sie auf eine andere Bahn zu bringen. Die einheimische Industrie hatte bald Großes geleistet in der Quantität, aber nur selten hinsichtlich der Qualität der Erzeugnisse, und da die Fabrikanten keine Konkurrenz mit Fremden zu fürchten hatten, so wurden sie äußerst nachlässig. Umsonst ordnete die Regierung Industrieausstellungen an, belohnte diejenigen, welche sich ausgezeichnet hatten, durch Orden, Medaillen und Titel, die Fabrikanten bewiesen, daß sie so gute Erzeugnisse liefern *könnten*, als die Fremden, aber diese Beweise beschränkten sich stets auf die geringe Anzahl Waaren, welche zur Ausstellung geschickt oder in einigen Magazinen der Hauptstädte aufgestellt wurden; die große Masse der Waaren, welche in die Gouvernements und auf die asiatischen Märkte kam, war schlecht und nachlässig gearbeitet, so daß oft selbst die russischen Bauern sie nicht wollten, trotz der Wohlfeilheit. Die guten russischen Waaren waren dreimal so theuer, als die fremden gleicher Qualität.

„Bei dieser Lage der Dinge mußte erstens die Einfuhr einiger früher ganz verbotenen gestattet, und zweitens der Zoll auf alle diejenigen herabgesetzt werden, welche entweder für uns nothwendig, oder deren wohlfeile und gute Bearbeitung wegen Mangels an rohem Material und an Maschinen, welche die Arbeiten erleichtern und wohlfeiler machen, in Rußland nicht wohl möglich war. In dieser Absicht erhielt der Tarif vom J. 1822 zum Erstenmal im J. 1826, zum Zweitenmal am 6ten December 1836 einige Zusätze. Wir sind gar nicht der Ansicht derjenigen, welche behaupten, Rußland sey ein ackerbauender Staat,

und könne und dürfe kein Manufakturstaat seyn. Dieser allgemeine Satz ist an und für sich grundfalsch, denn jeder Staat muß, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, zugleich Manufakturstaat und Ackerbaustaat seyn, d. h. selbst die Erzeugnisse seines Bodens verarbeiten; dann braucht ein Staat wie Rußland weder die Konkurrenz der Fremden, noch selbst die Feindschaft der Manufakturstaaten zu fürchten, denn indem er das inländische rohe Material verarbeitet, bleibt er stets von dem Fremden unabhängig. Bei der Bearbeitung fremder roher Erzeugnisse dagegen und bei seiner noch schwachen Bevölkerung würde sich Rußland, wenn durch irgend einen Zufall kein rohes Material mehr eingeführt würde, der Gefahr aussetzen, seinen Manufakturbetrieb stocken und eine Menge seiner Arbeiter unbeschäftigt zu sehen, was bei Fabriken, welche die rohen inländischen Stoffe verarbeiten, nie der Fall seyn kann. Letztere Bemerkung bezieht sich namentlich auf Seide und Baumwolle, in welcher Hinsicht man erst darauf denken muß, der Erzeugung des rohen Materials mehr Ausdehnung zu geben. Die Erlaubniß der Einfuhr seidener und baumwollener Stoffe gegen Bezahlung eines hohen Zolls ist darum noch immer eine von der Klugheit gebotene Maßregel, denn sie kann unsere Fabriken nicht ruiniren, und verhindert doch das Schlimmste aller Uebel, das Monopol, indem sie die Fabrikanten nöthigt, gute und schöne Waaren, was sie bei dem hohen Zolle leicht thun können, wohlfeiler zu liefern, als die Fremden; dann sind die Konsumenten nicht mehr genöthigt, schlechte Waaren zu kaufen. Dasselbe läßt sich von allen denjenigen Waaren sagen, welche man gegen Bezahlung eines hohen Zolls einführen darf, und es ist somit für jeden einleuchtend, daß der neue Tarif nicht als eine Systemsänderung zu betrachten ist.

„Die Regierung hat mit großen Kosten verschiedene Arten von Fabriken und Manufakturen errichtet, einzig in der Absicht, um zu zeigen, daß ausgezeichnete Erzeugnisse geliefert werden können: die Glas- und Porzellanwaaren unserer kaiserlichen Fabriken, unsere Tapeten nach Art der Gobelins, die Erzeugnisse unserer Juwelenschleifereien sind auf einen hohen Grad von Vollkommenheit gebracht; aber der Staat tritt gern den Privaten den Rang im Handel ab, denn der Verschleiß dieser Fabriken ist ohnehin gesichert, er will nur einen Wettstreit in der Kunst erwecken, und opfert gern den Vortheil auf, dem Privatpersonen so eifrig nachjagen. Als Beweis hievon können die letzten Zusätze zum Tarif dienen, welche die Einfuhr von Industrie-Erzeugnissen gestatten, welche auch von kaiserlichen Fabriken geliefert werden. Würden die Waaren in den Privatfabriken in solcher Vollkommenheit geliefert, wie in den kaiserlichen, so wäre es gar nicht nöthig gewesen, den Tarif zu ändern.

„Wir haben viele Gegenstände, gegen welche wir seidene und baumwollene Gewebe eintauschen können: wir können Millionen feinwolliger Schafe, tübetanischer Ziegen u. dgl. erwähnen, und obwohl die Schafzucht bei uns noch keinen besondern Grad von Vollkommenheit erreicht hat, so fabriciren wir schon recht gute Tücher. Dieser Industriezweig ist tüchtig vorangeschritten, weil hier die Konkurrenz mit den polnischen Tuchmanufakturen statt fand. Wir könnten die ganze Welt mit Leinwand, verarbeiteten Häuten und Saffian versehen, aber diese Industriezweige sind bei uns fast im Verfall, und einige gute Fabriken reichen bei weitem nicht für Rußland, ja nicht einmal für beide Hauptstädte aus; es ist eine Schande für uns, daß die Engländer die Juften aus unserm Lande führen und verarbeitet zurückschicken. Der jetzige Tarif arbeitet darauf hin, solchen Uebelständen abzuhelfen.“

Die arabische und persische Literatur des 19ten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Als die Macht der Khalifen durch die Usurpationen einer Menge Abenteurer sank, hatten sie die Kränkung, zu sehen, wie die schönsten Königreiche und Provinzen ihnen entrissen und zu unabhängigen Staaten umgeschaffen wurden. Ein äußerer Schein von Achtung war Alles, was dem Haupte des Islam zu Theil wurde, die wirkliche Macht befand sich völlig in den Händen der Beherrscher von Ghizni und der Könige von Persien. Der große Mahmud, der Beschützer Firdusis, behandelte den Khalifen mit der größten Achtung, der berühmte Azed-ed-Doulah aber, der König von Persien, war nicht so ceremoniös; er marschirte mit einem Heere gegen Bagdad, nahm die Stadt, und behandelte den Khalifen Nazir-Billah mit großer Rücksichtslosigkeit. Der Khalif wurde genöthigt, den persischen Krieger als Beherrscher der Gläubigen anzuerkennen, gab ihm seinen Segen, und suchte zu seinen Gunsten den Titel Schahan-Schah, König der Könige, wieder hervor, den die ehemaligen Monarchen Persiens geführt hatten; er selbst behielt für sich nur das ehrwürdige Amt eines Imams oder Großpriesters, in welcher Eigenschaft er die religiösen Verhältnisse der Gläubigen zu ordnen und ihre religiösen Bedürfnisse zu befriedigen unternahm. Azed-ed-Doulah war zu Isfahan gegen Ende des 4ten Jahrhunderts der Hedschra oder gegen den Anfang des 10ten Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung geboren; er behielt stets eine große Anhänglichkeit an seine Geburtsstadt und gründete hier die große Universität, welche viele Jahrhunderte hindurch blühte, und noch den Ruf einer der ausgezeichnetsten Universitäten Persiens genießt.

Wie der Aufschwung der arabischen Literatur mit der Erhebung des Hauses der Abbassiden begann, so sank sie auch zugleich mit demselben, und ihr gänzlicher Fall unter den Arabern trifft beinahe mit der endlichen Vertilgung dieses großherzigen Fürstengeschlechts zusammen. Wie die politische Macht der Khalifen von Bagdad abnahm, waren sie auch minder im Stande, ihre literarischen Institute aufrecht zu erhalten, und in dem Verhältniß, als der Kreis ihrer Schutzherrschaft sich verengerte, und ihre Hülfsmittel abnahmen, konnte auch die Schaar der gelehrten Männer, womit sie sich umgeben hatten, nicht länger zusammengehalten werden. Einige wurden nothgedrungen entlassen, andern erlaubte man, sich auf einen neuen Schauplatz zu begeben, der ihnen größere Ehren und Belohnungen versprach, als jetzt an dem Hofe der Häupter des Islam zu gewinnen war.

Es ist bemerkenswerth, daß die glanzvolle Zeit der Literatur,

welche ursprünglich am arabischen Horizont aufstieg, und von hier aus einen so hellen Tag über fremde Nationen im Osten und Westen verbreitete, das eigentliche Arabien ziemlich dunkel ließ. Der schwache Anstoß, welcher bis an die Gränzen des wüsten Arabiens sich ausdehnte, wurde nicht mehr gefühlt, als die politischen Stürme die Macht und den Einfluß derjenigen zerstörten, von denen er ausgegangen war. Die eigentlichen Araber haben sich stets durch ihren Aberglauben und ihr strenges Festhalten an alten Gewohnheiten ausgezeichnet. Die Macht der abbassidischen Khalifen, die so weit hin sich fühlbar machte, drang niemals tief genug in ihr Land ein, um den unruhigen Geist der Bewohner zu bezwingen, oder sie einem regelmäßigen Regierungssystem und der Civilisation zu unterwerfen; auch schienen die Khalifen selbst die öden, wenig einladenden Ebenen Arabiens keiner sonderlichen Aufmerksamkeit zu würdigen. Hiezu kam noch, daß sich stets in Arabien Prätendenten erhoben, welche die Khalifen für Usurpatoren erklärten. Die einflußreichsten darunter waren die Nachkommen Ali's, welche sich für die rechtmäßigen Nachkommen des Propheten, und somit für die ächten Imams erklärten; ihre Anhänger waren zahlreich, denn obwohl sie keine andern Waffen hatten, als die Kraft der Rede, so hat diese doch stets auf die Araber eine große Macht ausgeübt, und manche dieser Prätendenten besaßen außerordentliche Talente, wie es aus vielen noch erhaltenen Predigten und theologischen Schriften hervorgeht. Während die Khalifen den Islam auswärts verbreiteten, und die arabische Literatur verfeinerten und bereicherten, waren die Imams daheim beschäftigt, ihren Einfluß zu untergraben; sie beschuldigten ihre glücklichen Nebenbuhler der Ketzerei, daß sie Wein tränken, Musik anhörten, und sich mit den Künsten und Wissenschaften fremder Götzendiener beschäftigten. Sie verstanden es recht gut, ihre Diatriben mit Berufungen auf Worte Muhammeds auszuschmücken, und lehrten ihre Anhänger, daß alle Kenntniß, die des Korans ausgenommen, eitel und verdienstlos sey. Ihr Asyl war Medina, in welcher heiligen Stadt sie vor ihren Feinden sicher waren. Manche von ihnen wurden zwar von den Khalifen durch die Aussicht auf glänzende Belohnungen und Heurathen herausgelockt, und dann in Mesopotamien oder Khorassan heimlich vergiftet. Aber solche Verräthereien nährten nur den Haß gegen die Abbassiden, welche jetzt neben ihrem eingebildeten Verbrechen auch noch als Mörder der Heiligen und als Vertilger des auserwählten Geschlechts des Propheten verflucht wurden. Diese Imams, deren zwölf an der Zahl waren, sind die Gründer der großen muhammedanischen Sekte der Schiiten, was wörtlich „Anhänger" bedeutet, weil sie den Lehren der heiligen Imams anhingen. Die Sekte der Schiiten zerfällt in mehrere Unterabtheilungen, unter denen die Dschafari's die zahlreichste ist und für die orthodoxeste gilt.

Um dieselbe Zeit, wo die Imams der Schiiten ihre Ansichten zu Medina predigten, gab es noch eine andere Klasse von Prätendenten, welche Mekka und seine Umgebung zum Schauplatz ihrer religiösen und politischen Umtriebe gemacht hatten. Dieß waren die Nachkommen des Hauses Ommijah, welche gleich den Schiiten die Würde des Khalifats ansprachen, und in ihren Bemühungen gegen die Abbassiden, die sie gleichfalls als Usurpatoren bezeichneten, nicht minder heftig waren. Sie gründeten die andere große muhammedanische Sekte, die der Sunni's, was wörtlich diejenigen bedeutet, welche auf dem Pfade der wahren Religion gehen. Diese Schiiten und Sunniten standen einander nicht minder heftig gegenüber, als den Khalifen selbst, und ihre religiösen Streitigkeiten und politischen Intriken verschlossen schon frühzeitig der Literatur den freien Eingang in die wichtigsten Theile Arabiens. Wo immer die Khalifen in ihrem Eifer, die Araber zu civilisiren, Künste und Wissenschaften einführten, hemmte der unmäßige Ehrgeiz der Imams und die wüthende Bigotterie ihrer Anhänger ihren Fortschritt und ihre heilsamen Wirkungen: Bigotterie und Aberglauben gewannen die Oberhand, und die Araber, die ohnehin ihren alten Sitten barbarischer Freiheit anhingen, fielen allmählich in einen Zustand zurück, welcher mehr den „Tagen der Unwissenheit" als einem civilisirten Zeitalter glich.

(Fortsetzung folgt.)

Das etruskische Museum im Vatican.

Papst Gregor XVI hat, dem Diario di Roma zufolge, den Vatican mit einem neuen Museum bereichert. Dieses Museum, welches den Namen des Gregorianischen führen wird, ist besonders den Werken etruskischer Kunst gewidmet. Die Vorhalle des Museums ist mit Graburnen und andern Werken der Skulptur und Plastik ausgeziert. In dem Saal, der die Benennung Meridian führt, sieht man einen ganz besondern Sarkophag aus den unterirdischen Gewölben von Tarquinii. Er ist viereckig und auf jeder seiner vier Flächen ist die Darstellung eines Menschenopfers ausgehauen. Das nächste Zimmer enthält Gegenstände aus gebranntem Thon, die sowohl geschichtlichen als künstlerischen Werth haben. Es ist dieß eine Auswahl aus den zahlreichen im Schlosse Cerveteri gemachten Entdeckungen. Das dritte Zimmer enthält etruskische Bronzen, eine Sammlung, die sowohl wegen Vollkommenheit der Gegenstände, als auch wegen ihrer guten Erhaltung Staunen erregt. Man sieht hier unter Anderem eine Cippe und einen Dreifuß, in der Nekropolis von Valsinii gefunden. Die Mauern dieses Zimmers sind mit Kopien von Gemälden geziert, die man in einem Grab des Tarquinius entdeckt hat. Jene, welche man etwa noch finden sollte, werden ebenfalls copirt und im Museum aufbewahrt werden. Bronzen von größerem Maßstab nehmen den vierten Saal ein; hier sieht man die schöne zu Vulci gefundene weibliche Statue und die merkwürdige zu Todi entdeckte Kriegerstatue, welche durch eine auf derselben befindliche etruskische Inschrift einen unschätzbaren Werth erhält. Zu diesen unter Gregor XVI entdeckten Alterthümern gehört auch noch der Arm eines bronzenen Kolosses, wahrscheinlich des Trajan, und mehrere andere Bruchstücke von ausgezeichneter Arbeit, die in den Grundlagen des Hafens von Civita-Vecchia gefunden wurden. Der letzte Saal, von halbzirkelförmiger Form, ist zu Aufnahme der Sammlung gemalter Vasen bestimmt. Er enthält deren 42 höchst seltene Stücke, von ausgezeichneter Feinheit der Arbeit und historischem Interesse. Der Mittelpunkt des Halbzirkels ist mit dem Porträt des Papstes geziert. Das Gregorianische Museum wurde am 2ten Februar, dem Jahrestag der Wahl Gregors XVI, eröffnet.

Chronik der Reisen.

Neueste Nachrichten von der Euphrat-Expedition.*)

Bagdad, den 20sten September 1836.

Mit wenigen Worten melde ich Ihnen unsere Ankunft in der Stadt der Khalifen. Mein letzter war aus Grane, oder Quait, auf der arabischen Seite des Golfs. Der Aufenthalt, den wir zu Buschir erfuhren, hat den Verfolg unserer Unternehmung bis in eine ziemlich späte Jahreszeit hinausgeschoben, und leider haben wir nur das größere Dampfboot zu unserer Verfügung. Die erste indische Briefpost traf mit dem Schooner der Kompagnie, Shannon, ein, der zugleich die Nachricht brachte, daß gegen Ende des Monats eine zweite mit dem Hugh Lindsay zu erwarten stehe. Der Shannon kam zu Mohammra zu uns, eine Stadt, welche Bassorah bald übertreffen dürfte und im Handel auch bereits hinter sich läßt. Sie liegt an der persischen Seite des Schat el Arab, unterhalb Bassorah. Es blieb keine Zeit mehr übrig, mit der Briefpost den Euphrat hinaufzufahren und wieder zurückzukehren, um auch die mit dem Hugh Lindsay zu erwartende abzuholen, und so erhielten wir denn bei unserer Ankunft zu Korna den unerwarteten Befehl, den Tigris aufwärts nach Bagdad zu gehen. Unsere Fahrt hieher wurde ohne Unfall zurückgelegt, und unsere Ankunft brachte fast die ganze Bevölkerung der Stadt auf die Beine.

Ali Pascha ist von einem kurzen Feldzug gegen Rawandus zurückgekehrt — ein kurdischer Häuptling, der sich, da er nur Ein Auge hat, selbst den Tamerlan seiner Zeit nennt. Jetzt ist er indeß Gefangener Reschid Paschas, des Oberbefehlshabers der türkischen Truppen, welche in den nördlichen Ländern als eine Beobachtungsarmee gegen Aegypten aufgestellt sind. Unser verdienter Astronom, Lieutenant Murphy, starb zu Bassorah; sonst ist der Gesundheitszustand unter uns sehr befriedigend. Man hegt auch volles Vertrauen hinsichtlich der Fortdauer eines guten Einvernehmens mit den Arabern. Der Scheikh des Stammes der Ben Haschem, mit dessen Leuten wir Zwist hatten, weigerte sich nicht nur Partei zu nehmen, sondern erklärte auch, daß seine Leute Unrecht hätten.

Das Dampfboot Tigris ist mit dem niedern Wasserstand wieder zum Vorschein gekommen. Es ward in geringer Entfernung von der Stelle aufgefunden, wo es unterging, und lag mit dem Kiel aufwärts. Ein Offizier mit der nöthigen Mannschaft lagert am Ufer, um die Arbeiten zur Rettung des Fahrzeugs zu betreiben. Die Landstrecke vom Tigris bis zum Euphrat wird zum Behuf der Anlage eines Kanals zwischen beiden Flüssen nivellirt; ein Unternehmen, welches der Pascha von Bagdad selbst bald beendigt zu sehen wünscht, da es für den Handel und die Herstellung der Dampfschifffahrt in diesem Lande der großen Flüsse von unschätzbarem Werthe ist. Während unseres Aufenthalts zu Mohammra fuhren wir 75 Meilen weit einen andern großen Fluß aufwärts, Karun genannt, der die Mauern von Schuster bespült — die jetzige Hauptstadt von Kusistan, einer Provinz, reich an allen Erzeugnissen der besten Länder des westlichen Asiens.

Hinsichtlich der botanischen Untersuchungen kann ich nur sagen, daß wir, was die Mannichfaltigkeit der Pflanzen betrifft, unsere Erwartungen getäuscht fanden, die Bestimmung der geographischen Vertheilung derselben Formen über Landstrecken von gleichem Charakter uns dagegen befriedigte. Während die größern Flüsse mehrere Formen animalischen Lebens, besonders in Bezug auf Vögel, bieten, die ihnen eigen sind, stellen sich auch Formen dar, die ihnen und dem Tigris, diesem und den Flüssen Hindustans und dem Indus, dem Ganges und dem Nil gemein sind. Der Tigris aber, der die Formen des animalischen Lebens mit dem Euphrat übereinstimmend hat, kann sich in der Zoologie sehr unterscheidender Züge rühmen, deren genauere Aufzählung für den Naturforscher von hohem Interesse seyn wird.

Hinsichtlich der Geologie war die Ausbeute sehr befriedigend. Die Ufer des Euphrat bilden das anerkannte Land der Sündfluth. Es blieb demnach nur übrig, nicht nur Beweise für diese Katastrophe aufzusuchen, und sie mit denen zu vergleichen, die man in europäischen Ländern aus jener Zeit aufgefunden zu haben glaubt, sondern auch noch den durch geologische Kennzeichen gelieferten unsichern Beweis von den zuverlässigen Angaben der heiligen Schrift zu sichten. Es war dieß eine sehr schwierige Arbeit, die jedoch, wie ich hoffe, ohne Nachtheil weder für die Wissenschaft noch für die Religion vollendet wurde. Im Bassin des Euphrat und Tigris und im Delta von Susiana haben sich Beweise von einigen der spätesten und merkwürdigsten Veränderungen gefunden, welche innerhalb der Perioden traditionärer und dokumentirter Geschichte stattfanden. Die Art, wie ich hiebei zu Werke ging, war, daß ich die Strukturgränzen des Alluvialbassins studirte, wozu die Exkursionen nach Grane und Buschir und die Fahrt den Karun hinauf Gelegenheit boten. Dann zog ich auch die Reise Nearchs, den Herodot, Plinius und andere Geschichtschreiber zu Rathe, und befliß mich des Studiums der vergleichenden Geographie hinsichtlich der Lage von Oertlichkeiten im Alterthum und in jetziger Zeit, wodurch ich Resultate erhielt, welchen bei der Erörterung hinsichtlich der Zunahme von Land, welche in diesen Ländern in neuerer Zeit stattgefunden hat, eine entscheidende Stimme zugestanden werden konnte. Es stellt sich nach Allem heraus, daß jener Zuwachs von Land bei weitem nicht so groß ist, als von neuern Schriftstellern vermuthet worden.

Die barometrischen Beobachtungen am Euphrat sind noch nicht ganz in Ordnung, da man bei der Fahrt aufwärts in einer andern Jahreszeit dieselben noch mehr zu vervollständigen hofft. Große Vortheile lassen sich noch von der genauen Aufnahme zu Herstellung richtiger Karten von diesen alten berühmten Ländern und noch mehr von der bereits erlangten Gewißheit erwarten, daß die drei großen Flüsse: Euphrat, Tigris und Karun, mit eigens dazu gebauten Booten gegen den Strom und zwar zu jeder Jahreszeit befahren werden können.

*) Aus dem Schreiben eines Offiziers dieser Expedition.

Vermischte Nachrichten.

In der Londoner botanischen Gesellschaft las ein Herr Lewis ein Memoire über die Ranunkeln vor. Sie zerfallen in 29 Gattungen und 632 Arten, welche folgendermaßen vertheilt sind: die größte Zahl, nämlich ein Fünftel, findet sich in Europa, Nordamerika hat ungefähr ein Siebentel, Indien ein Fünfundzwanzigstel, Südamerika ein Siebzehntel; sehr wenige finden sich in Afrika, mit Ausnahme der Ufer des mittelländischen Meeres, und achtzehn Arten hat man bisher in Neuholland entdeckt.

Das größte Tau, das man je gesehen hat, wurde kürzlich zu Sunderland fabrizirt: es hat über 4000 Yards Länge und 7 Zoll im Umfang; sein Gewicht beträgt 15 Tonnen und es wird 400 Pfd. St. kosten. Es ist für die Eisenbahn zwischen London und Birmingham bestimmt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 74.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 März 1837.

Geheime Versammlung der Marron-Neger und der Vergifter.

Episode aus Levilloux's Roman: Les Créoles ou la vie aux Antilles.

Die Sonne begann schon am Horizont hinab zu steigen, als Iviane, eine alte Negerin, und Bois-Piquant, ihr Begleiter, noch den schwierigsten Theil des Weges zurückzulegen hatten. Bala, das Haupt der Marron-Neger, wollte Iviane, seine Mutter, mitten in seinem wilden Reiche an einem Orte empfangen, der den Blicken der Weißen und der treuen Neger der Plantagen unzugänglich wäre. Hier sollte in der folgenden Nacht der höllische Senat der Vergifter aus den verschiedenen Pflanzungen sich versammeln, um unter dem Vorsitz der alten Iviane neue Verbrechen zu verabreden.

Bois-Piquant stieg den rauhen steilen Abhang des Berges hinab, indem er sich an die Wurzeln, Lianen und Felsenspitzen festklammerte; oft wandte er den Kopf in der Furcht, die Zauberin möchte ihn dem Teufel überliefern, und durch die leichteste Bewegung in den Abgrund hinabstürzen. Um diesem Unglück auszuweichen, entschloß er sich, seine alte Gefährtin auf seine kräftigen Schultern zu nehmen, damit sie, wenn er hinabstürze, sein Schicksal theilen müsse. An einem Steilabsturze setzte er sie endlich wieder nieder, und da er sich allmählich der Gefahr enthoben sah, so faßte er Muth, und begann sich über die Alte lustig zu machen; darüber erzürnte sich diese so heftig, daß sich die Falten ihrer Stirn zusammenzogen, und aufrichteten wie ein Hahnenkamm; die dicken halbgeöffneten Lippen ließen die weißen, spitzig zugefeilten Zähne sehen. Bei diesem Anblick wurde der abergläubische Neger von Schrecken ergriffen, und sprang auf die Seite, aus Furcht, die Zauberin möchte ihren vergifteten Speichel nach ihm spucken; in diesem Augenblick aber wich ein Stein unter ihm, und rollte in den Abgrund hinab, doch seine Gewandtheit und eine Wurzel, die er packte, retteten ihn, und mit einem kräftigen Schwung stand er wieder auf festem Boden.

„Ich keinen Zauber auf Euch werfen wollen," sagte Iviane, und spuckte auf die Erde (ein Zeichen der größten Verachtung bei den Negern), „ich bin es, welche die Wurzel gehalten," setzte sie mit einem geheimnißvollen Blicke hinzu, willigte sodann ein, wieder auf die Schultern des Führers zu steigen, und Bois-Piquant begann den gefährlichen Absturz hinabzuklettern. Einige Wurzeln, an denen er sich festhielt, erlaubten ihm, den Boden zu erproben, ehe er die Füße niedersetzte, aber bald fühlte er sich aufs äußerste ermattet, seine Brust hob sich schnell, und der Schweiß floß in Strömen von der Stirne herab. „Aie," rief er, „nimm die Blume von diesem Rohr." Iviane, ohne ihren Sitz zu verlassen, streckte die Hand aus, und brach die ungeheure scharlachrothe Blüthe ab, die in ihrer Becherform den Regen und Thau des Himmels empfängt; der Marron fand genug Wasser darin, um seinen Durst zu löschen und seine Kräfte wieder herzustellen. Je weiter er jetzt hinabstieg, desto heftiger schlug das Brüllen des ausgetretenen Stroms an seine Ohren, denn hier stürzte er sich in einen durch zwei Steilabhänge gebildeten Schlund hinab.

Ueber den Strom gerade über dem Schlund bildete der kolossale Stamm eines durch den Sturm entwurzelten Baums eine Art natürlicher Brücke, deren sich die Marrons und die kecken Jäger bedienten; die Feuchtigkeit hatte ihn mit Moos und einem schlüpfrigen Schlamm überzogen, und wenn der Fluß angeschwellt war, strömte das Wasser darüber hin. Als Iviane und ihr Führer vor diesem gefahrvollen Uebergangspunkte ankamen, bedeckte schon tiefe Dunkelheit alle umliegenden Gegenstände, nur die Spitzen der beiden Berge waren noch schwach erleuchtet. Doch auf dem entgegengesetzten Ufer glänzte mitten unter den Bäumen das große Feuer im Lager Bala's. Bois-Piquant setzte seine Last auf den Boden, und stieß einen langen kräftigen Schrei aus, der das Toben der Gewässer übertönte; dieß war das verabredete Zeichen. Bald erschienen Feuer im Walde, und nahmen ihre Richtung nach der andern Seite der gefährlichen Brücke. Endlich zeigten sich die dunkelrothen Gestalten mehrerer Neger mit Fackeln in den Händen, und die Alte rief nun: „Bala, Bala! Iviane hier!"

Unter den Marrons unterschied man einen Neger, der besser gekleidet war, als die andern, und eine lange und große Liane, an deren Ende ein Stein befestigt war, in der Hand hielt. „Mutter Iviane! Bala euch nicht vergessen," antwortete

er mit starker Stimme, und warf zugleich die Liane auf das andere Ufer hinüber. Bois-Piquant befestigte sie in Gürtelhöhe an einem Baum, und so bildete sie, von einem Ufer zum andern gespannt, ein Geländer an dieser gefährlichen Brücke. Bois-Piquant wagte trotz der Aufforderung Bala's und der andern Marrons nicht, Zviane abermals auf die Arme zu nehmen und über die Brücke zu tragen, so daß Bala endlich herüberkam, und seine Mutter selbst auf seinen Armen herübertrug.

Um einen ungeheuren Boucan (großes Feuer) gruppirt sich schweigend die Marron-Bande, noch aufgeregt durch den abergläubischen Schrecken, den ihr die alte Zviane eingeflößt. Ein weißer Rauch erhebt sich in dichter Säule bis an die grüne Wölbung, und hängt sich in unermeßlichen Draperien an die Zweige der Bäume, aus dem weiten Flammenheerd strahlt ein dunkelrothes Licht in den Wald hinein, und bildet die wunderlichsten Gestalten, welche die Einbildungskraft nur ersinnen kann. Auf Blätterlagern umherliegend bieten die Marrons einen Theil des Körpers dem Reflex der Flamme dar. Auf einem Baumstamm am Eingang seiner Ajoupa sitzt der Häuptling Bala, rechts von ihm die alte Zviane, und links seine Lieblingsfrau Sudaina. Bala ist von mittlerer Größe, aber athletisch gebaut; seine stark rückwärts gebogenen Beine verunstalten ihn zwar, aber seine Bewegungen sind darum nicht minder kräftig und lebhaft. Seine Beine sind nackt bis an die Knie, und von kleinen Streifen aus Caratafasern *) umwickelt, die ein kräftiges Amulet gegen boshaften Zauber sind. Ein grober Mantel ohne Aermel läßt seine durch viele Beulen bezeichnete Arme bloß. Er trägt ein weißes Tuch auf seinem mit dichtem Wollenhaar bedeckten Kopfe, von dem eine lange platte Haarflechte an jeder Schläfe herabhängt. Seine Ohren sind statt mit Gehängen von Gold mit kleinen Bleistücken verziert.

Die zwei vorspringenden Charakterzüge der Negerrace, List und Eitelkeit, erschienen deutlich auf der Physiognomie des Häuptlings, aber diese Eigenschaften sind gehoben durch einen unternehmenden Muth und die Lust an waghalsigen Abenteuern; stets gegen seinen eigenen ungestümen Sinn kämpfend, kann er es kaum über sich gewinnen, seine geheimen Gedanken nicht zu verrathen. In seiner wilden Physiognomie, in seinen aufgeblasenen Nasenflügeln, auf seiner vortretenden breiten Stirne zeigt sich die unaufhörliche Aufregung des afrikanischen Spartakus, und in seinen stets rollenden Augen erkennt man die Thätigkeit eines rohen, aber kräftigen Talents, das, sich selbst unbewußt, nur in der Ausübung der Macht an seine Stelle fühlt.

Die finstere Ungeduld in seinen Blicken verschwand manchmal, wenn seine geliebte Sudaina ihm seinen Sohn hinreichte, aber nichts konnte sie auf längere Zeit verscheuchen. Bala hatte einen seiner Leute auf die Pflanzungen geschickt, um die Vergifter zu sammeln, und sie an den voraus bestimmten Ort zu führen; die Stunde, wo er zurückkommen sollte, war verstrichen, und Bala blickte jeden Augenblick voll Unruhe in den Wald hinein, wo sie herkommen sollten. Mit einem Male flog ein Lächeln über sein Gesicht, er stand auf und rief: Das ist Adonis! Alsbald legten sich die andern Marrons mit dem Ohr an den Boden, um desto leichter das ferne Geräusch zu vernehmen, und nach einigen Augenblicken hörte man ein leichtes Gemurmel, welches in einzelnen Pausen wieder erstarb. Das ist Adonis! rief Bala abermals, und stieß einen Schrei aus, welchen die Marrons mit donnerndem Zuruf beantworteten, und dann mit einer gewissen Scheu die Erscheinung der geheimnißvollen Zauberer erwarteten.

Endlich erblickte man hinter einer Erhöhung anfangs den Kopf, dann den Körper von Adonis, welcher mit seinen durch den Pian *) verdrehten Gliedern und mit seinen schwankenden Bewegungen einer Boa glich, welche sich vermittelst ihres Schweifs aufrichtet. Ihm folgte die Schaar der Vergifter, jeder mit einer Fackel in der Hand; mitten in einem Streif von Feuer und Rauch durchzogen sie den Wald, und sah man sie in der Finsterniß, welche die Flamme der Fackeln nur wie ein Blitz durchschnitt, mit ihren raschen Bewegungen in dem dichten Gewinde des Waldes, so hätte man glauben mögen, eine Schaar scheußlicher Salamander bewege sich daher in einem Feuerstrome. Ein langes Geheul begrüßte ihre Ankunft, von beiden Seiten wechselte man Worte und Zeichen der Freundschaft, aber dennoch lauerte Mißtrauen in allen Augen: die bewaffneten und zahlreichen Marrons zitterten vor der unsichtbaren Macht dieser Zauberer, die ihrerseits nur an geheime, feige Schliche gewöhnt, von Seite ihrer Gastfreunde Gewaltthat fürchteten.

Bala rüstete sich, die Neuangekommenen mit einer Rede zu empfangen, als ein scharfer durchdringender Schrei die Marrons, die Vergifter und Bala selbst erschreckte: ihre scheuen Blicke begegneten und frugen sich, und jeder suchte die Ursache des Unglück weissagenden Schrei's zu erforschen. Bala allein faßte sich bald, und griff nach seinem Gewehr, aber Sudaina, welche fortwährend ruhig dasaß, hielt seinen Arm, und deutete auf Zviane hin. Diese war von der Mühseligkeit der Reise ermattet eingeschlafen, und schien in diesem Augenblick mit einem schweren Traum zu kämpfen: bald lag sie unbeweglich, und glich einer Leiche, bald wand sie sich konvulsivisch, und ihre Lippen murmelten einige unverständliche Worte. Die Marrons glaubten, sie spreche mit den unsichtbar anwesenden bösen Geistern, und in ihrer aufgeregten Einbildungskraft wähnten sie andere Worte aus den Tiefen des Waldes, aus den Bäumen und in dem Boden hervorkommen zu hören. Plötzlich erhob sich Zviane, und stieß heulend die Worte aus: „Bala, Bala, rette mich! rette Zviane!" Ihre Augen waren geschlossen, und ihr Körper zitterte unter dem Einfluß der lebhaften Vision aufs heftigste. Bei diesem Anblick stieß Bala einen wilden Schrei aus, faßte sein Gewehr, und seine Augen rollten wild umher, als umringten ihn seine tödtlichen Feinde, die Pflanzer, von allen Seiten, die Marrons und ihre Gefährten schauerten vor Furcht, nur Sudaina blieb ruhig, und Zviane sank bald wieder scheinbar bewußtlos auf ihr Lager von Blättern.

(Schluß folgt.)

*) Carata ist der einheimische Name für die amerikanische Aloe.

*) Eine furchtbare Krankheit, welcher die Neger unterworfen sind.

Die arabische und persische Literatur des 19ten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Die Studien der neuern Araber beschränkten sich völlig auf ihre eigene Sprache, welche allerdings von den Gelehrten des Mittelalters bis zur Vollkommenheit verfeinert wurde, und noch ihre eigenthümliche prachtvolle Phraseologie beibehalten hat; aber die unwissenden Schriftsteller des gegenwärtigen Jahrhunderts haben keine Kenntnisse, die würdig wären, in einer so edlen Sprache ausgedrückt zu werden, und ihre rohen Begriffe rechtfertigen das wunderliche Gleichniß eines persischen Dichters, der sie mit „todten Körpern in reine Seelen eingehüllt," verglich. Es ist wahr, daß die Araber immer noch viel von ihrer Liebe zur Poesie sprechen, und Einige nennen sich sogar Dichter, aber ich habe einen gelehrten Scheikh aus Mekka gehört, der sich für den ersten Dichter seiner Zeit hielt, und sein Vaterland verlassen hatte, um die Adschems durch seine Beredtsamkeit in Erstaunen zu setzen, der aber die Verse des berühmten Motenebbi recitirte, ohne auf eine einzige Regel der Prosodie zu achten, und ohne zu bemerken, daß er alle Melodie und Schönheit dieser herrlichen Sprache zerstöre. Seine eigenen Gedichte waren ganz erbärmlich, doch nicht schlechter, als manche andere Erzeugnisse seiner Landsleute, welche ich zu lesen Gelegenheit hatte.

Außer dem Koran umfaßt das Studium der neuern Araber nur die Tradition (Hadits) und das Gesetz (Fikh); da diese aber sehr komplizirt und schwierig sind, so überläßt man sie den Scheikhs und Muftis, und nimmt jede Auslegung an, welche diese denselben zu geben belieben. Logik, Metaphysik, Philosophie irgend einer Art, d. h. wenigstens Etwas, das dieses Namens werth wäre, sind gänzlich unbekannt, ja es gilt bei Einigen für gottlos, die Zeit mit solchen Beschäftigungen zu verderben, wenn man sie auf eine so kostbare und fromme Weise anwenden kann zum Lesen des heiligen Korans, seiner Kommentarien, der Traditionen vom Propheten, und des obenerwähnten Gesetzes. Sollte irgend einer, kecker oder forschender als seine Nachbarn, sich herausnehmen, von himmlischen Gestirnen zu reden, welche bei der schönen klaren Atmosphäre Arabiens die Aufmerksamkeit nothwendig auf sich ziehen müssen, so nennen sie ihn, der unzweifelhaften Hadits gemäß, einen Lügner. Sagt man ihnen, die Erde sey rund, so antworten sie: dein Verstand (Akl) ist rund, eine Metaphee, welche so viel heißt, als: du bist toll; so sprechen sie aber nur, wenn sie milde gesinnt sind, denn Andere erklären den, der eine solche Behauptung wagt, für einen Ungläubigen, weil im Koran geschrieben steht: „Gott hat die Erde ausgebreitet." Wie kann denn nun etwas Rundes ausgebreitet seyn? In der That, diese edle Literatur, welche sich einst über die Welt verbreitete, ist jetzt von den Eingebornen so gänzlich vernachlässigt, daß Gelehrsamkeit, weit entfernt, für die Zierde eines Mannes zu gelten, ihn der Gefahr aussetzen würde, des Unglaubens beschuldigt zu werden, indem er nicht hinreichendes Vertrauen auf den Koran setze, worin sich, wenn er nur vollkommenen Glauben habe, alles „Trockene und Feuchte" in der Schöpfung, die Gebilde des Geistes wie die Wunder der Materie, verzeichnet finden. Mit gleicher Unwissenheit werden auch Aerzte verdammt, als setzten sie sich der Vorsehung entgegen, da ja geschrieben steht, daß jedem bestimmt ist, an welcher Krankheit er sterben muß, und nichts diesen Spruch ändern kann. Indeß ermahnt die Hadits jeden, seine Gesundheit zu erhalten, so lange er kann, durch frühes Aufstehen, einfache Nahrung, Enthaltung von dem Fleisch unreiner Thiere, — worunter das Schwein begreiflich den ersten Rang einnimmt, und Entsagung des Weins; außer diesen allgemeinen Vorsichtsmaßregeln wird aber kein Mittel angewendet, da das unabwendbare Schicksal erfüllt werden muß.

Die Araber hängen ihrem Lande ungemein an; selten verleitet sie die Neugierde, fremde Länder zu besuchen und die Sitten anderer Nationen zu beobachten, denn sie betrachten die übrigen Menschen als eine untergeordnete, ihrer Aufmerksamkeit unwürdige Kaste. Doch setzen die Araber häufig über den Golf, und statten widerwillig den Persern einen Besuch ab auf ihrer Pilgerfahrt nach Khorassan, wo sie am Grabe Reza's, des achten Imams, ihr Gebet verrichten. Bei diesen Gelegenheiten reisen sie in großen Schaaren mit ihren Scheikhs oder Muftis, welche während dieser verdienstlichen Reise Gebete lesen und sie in ihren religiösen Pflichten unterrichten. Diese gelehrten Männer, die man stets mit einem Koran und einem Gebetbuche über der Brust gehängt findet, sind die ächten Repräsentanten jener großen Schaar abergläubischer Drohnen, welche die arabischen Universitäten entehren. Sie sind eben so wild bigott, als kläglich unwissend; da sie aber aus Hedschas stammen, und ihre erhabene Sprache mit der schönsten Genauigkeit sprechen, so bemühen sich die persischen Gelehrten um ihre Bekanntschaft, und ertragen ihren Hohn selbst im eigenen Lande. Will man mit ihnen über irgend einen literarischen Gegenstand reden, wofür sich nicht im Koran eine entscheidende Autorität findet, so fallen sie über einen her mit einem Strome von Citationen aus der Hadits, oder weisen einen ab mit dem Ehrentitel Akhu-Scheitan (Satansbruder), der die Ungläubigen zu dem Studium dieser ungöttlichen Dinge verführt. Ueberhaupt treiben sie ihren religiösen Eifer viel weiter, als der Prophet befahl oder die Imams erwarteten; als Beispiel hievon mag folgende merkwürdige Anekdote dienen. Im J. 1820 zog eine Schaar Pilgrime von Schiras aus nach Khorassan, und unter ihnen befand sich ein sehr frommer Scheikh, der mit allem Zubehör des wahren Glaubens um Nacken und Brust hängend, dem Grabe des Imam Reza seine Verehrung bezeugen wollte. Er war stets pünktlich, die Gläubigen vor Sonnenaufgang aus dem „Schlaf der Trägheit" zu erwecken, sie durch seine melodische und feierliche Stimme zum Morgengebet einzuladen, und auch nachher noch geraume Zeit hindurch die schlaftrunkenen Seelen der Rechtgläubigen wach zu erhalten durch Absingen des heiligen Korans unter gehöriger Beobachtung aller Regeln der Artikulation nach den Vorschriften der orthodoxen Koranleser. Es gibt einige Stellen im Koran, wobei, wenn man sie laut liest, Zuhörer und Leser sich alsbald niederwerfen, und eine gewisse Form von Gebet vornehmen müssen; diese Stellen werden des-

halb beim Lesen des Korans gewöhnlich übergangen, der Scheikh aber ließ sich von seinem heiligen Eifer häufig zu weit fortreißen, und veranlaßte oft, daß die ganze Karawane absteigen und die vorgeschriebene Kniebeugung verrichten mußte. Aus diesem Grunde forderte man ihn sehr selten auf, den Koran zu lesen, der gute Scheikh aber ermangelte niemals, dieß heilige Amt auch ungebeten zu verrichten. Nach den Vorschriften des Propheten müssen die Moslims das Fasten des Ramadhan, wenn sie sich während dieser Zeit auf der Reise befinden, auf eine andere Zeit verlegen; auch das tägliche Gebet wird dann auf die Hälfte reduzirt, und ein Moslim darf während eines gefährlichen Marsches nicht vom Pferde oder Kamel absteigen, um auch nur dieses zu verrichten, denn es reicht hin, wenn ein Reisender zur Zeit des Gebets mit beiden Händen gegen den Packsattel schlägt, mit dem daraus aufsteigenden wirklichen oder eingebildeten Staub die Abwaschung verrichtet, und während der Marsch fortgesetzt wird, das Gebet spricht. Dieses Hinausschieben des Fastens, diese Abkürzungen des täglichen Gebets auf der Reise sind von dem Gesetz eben so entschieden geboten, als die strenge Beobachtung beider, wenn jemand zu Hause ist. Unser frommer Scheikh aber wollte während dieser mühsamen Pilgerfahrt auch nicht ein Jota von seinen religiösen Pflichten ablassen, und glaubte dem Propheten um so mehr gefällig zu seyn, wenn er die vorgeschriebenen Ceremonien eben so genau verrichte, als wenn er sich im Tempel zu Mekka befände. Einmal aber befürchtete die Karawane einen Angriff von Turkomanen, und die Pilger beschlossen, ihr Gebet im Fortreiten zu sprechen, nur der fromme Scheikh wollte von einem solchen Vorschlag nichts hören, stieg ab von seinem Thier, verrichtete die Abwaschung vermittelst einer Flasche Wasser, die er gewöhnlich an seinem Maulthier hängen hatte, und begann die ganze Ceremonie des Abendgebetes. Die Karawane wollte nicht warten, bis diese Extraandachtsübungen zu Ende seyen, und die Folge war, daß der fromme Mann von einigen streifenden Turkomanen, die gewöhnlich dem Zuge einer großen Karawane folgen, fortgeschleppt wurde, und man nichts mehr von ihm hörte. Mit diesem ächten Charakterzug von einem gelehrten Araber des 19ten Jahrhunderts schließen wir unsere Skizze der arabischen Literatur, und gehen nun auf den jetzigen Standpunkt der persischen Literatur über. *). (Forts. folgt.)

*) Es mag allerdings auffallen, daß hier gar keine neuern Schriftsteller mit Namen genannt sind, allein die Araber der neuern Zeit drehen sich in der That so sehr in den alten hergebrachten Ideen und Formen herum, daß es nicht verlohnt, einzelne der neuern Werke namentlich aufzuführen. Uebrigens ist nicht zu verkennen, daß der Verfasser die Araber mit sichtlicher Abneigung behandelt, und namentlich den Fehler begeht, Aegypten, das Land, in welchem jetzt die arabische Bildung sich konzentrirt, gar nicht in den Kreis seiner Uebersicht zu ziehen.

Arzneikunst der Chinesen.

Der bekannte Missionär Gützlaff hat an die asiatische Gesellschaft in London ein Memoire über die unter den Chinesen üblichen ärztlichen Methoden eingesandt. Dieß liefert einen merkwürdigen Beweis der Anhänglichkeit dieses seltsamen Volks an alte Gewohnheiten. Nach ihren Ansichten wurde die Arzneikunde erfunden von Schin-nong, einem der ältesten Kaiser, den man vielleicht als eine mythologische Person betrachten kann. Dieser wohlthätige Monarch studirte die Eigenschaften der Pflanzen, und machte viele nützliche Entdeckungen hinsichtlich ihrer Kunst in verschiedenen Krankheiten; seine Nachfolger in dieser Wissenschaft haben seinen nützlichen Beobachtungen eine große Menge theoretischer Regeln hinzugefügt. Sie haben alle Krankheiten, denen die menschliche Natur unterworfen ist, in gewisse Klassen abgetheilt, von denen jede unter dem Einfluß einer der Weltgegenden steht, und sie herrschen der Reihe nach, je nachdem irgend ein Kardinalpunkt im Aufsteigen ist. Eine andere und nicht minder wichtige Abtheilung der Krankheiten ist die der fünf Elemente: wenn alle Elemente in gehörigem Gleichgewicht sind, dann ist der Körper gesund, wenn aber irgend eines der fünf Elemente ein ungehöriges Uebergewicht hat, so leidet der Theil des Körpers, der unter seinem vorherrschenden Einfluß steht. Auch sind eine große Menge Regeln zu beobachten hinsichtlich der Farbe des Gesichts, des Zustandes des Pulses u. dgl., und in allem diesem darf der Arzt nicht nach seiner eigenen Erfahrung ändern, sondern muß den vor Alters niedergelegten Regeln folgen. Die Abweichung von dieser Vorschrift scheint nicht dem Patienten, sondern dem Arzte große Gefahr zu bringen, denn wenn ein Patient unter der Behandlung eines Arztes stirbt, der sich ganz an die classischen Regeln gehalten hat, so schließt man daraus, daß der Arzt Alles gethan hat, um den Erfolg zu sichern, daß aber die Krankheit unheilbar war. Ist aber der Tod erfolgt und der Arzt von den herkömmlichen Regeln abgewichen, so setzt er sich der Gefahr aus, daß man gegen ihn als Mörder verfährt. Die Aerzte scheinen überhaupt in China nicht sonderlich geachtet, und der Stand scheint bloß von solchen ergriffen zu werden, welche in literarischen und andern Beschäftigungen nicht glücklich waren; der Stand eines Chirurgen ist wegen der großen Abneigung der Chinesen gegen Operationen beinahe unbekannt, doch mit Ausnahme der Akupunktur und der Moxa, die schon seit undenklicher Zeit bei den Chinesen im Gebrauch sind, und welche die Europäer wahrscheinlich von ihnen überkommen haben. — Das Memoire schloß mit den Bemerkungen eines chinesischen Schriftstellers, daß bei geeigneter Aufmerksamkeit auf Diät und Lebensweise alle Arzneien überflüssig seyen, daß aber die schlechten Neigungen des Menschen ihnen so viele Uebel zugezogen hätten, daß der Gebrauch derselben ein nothwendiges Uebel geworden sey.

Im Jahre 1825 wurden in der Morgue zu Paris nicht weniger als 268 Leichen niedergelegt, worunter 226 männlichen und 42 weiblichen Geschlechts.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 24** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Der Golf von Bayä. Von Lamartine. — Dramatische Poesie in England. (Fortsetzung.) — Ueber das Poetische in der modernen Poesie Frankreichs. (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 75.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 März 1837.

Die arabische und persische Literatur des 19ten Jahrhunderts.

Die persische Literatur.

Die persische Literatur hatte beinahe vier Jahrhunderte lang geblüht, als plötzlich ein Sturm aus Nordosten hereinbrach, und ihre Existenz abermals bedrohte. Beim Einbruch der Mongolen wurden die Perser ohne Unterschied des Geschlechts und des Alters zu Hunderttausenden hingeschlachtet, und geraume Zeit mußte vergehen, ehe das Land sich von dem furchtbaren Schlag erholte, und die Gelehrten, welche den Sturm überlebt hatten, sich allmählich wieder sammelten. Glücklicherweise war Oktai Khan, der älteste Sohn von Dschingis Khan, ein Mann von milder und edler Gesinnung, welcher seine neuen Unterthanen mit Unparteilichkeit und Gerechtigkeit beherrschte, aber er und mit ihm alle Mongolen und Tataren, waren, als sie den Islam annahmen, zur Sekte der Sunniten übergetreten, und nur mit Mühe konnte er die schiitischen Perser gegen den Fanatismus der sunnitischen Priester schützen. Zwar verharrete auch Hulagu Khan, ein Enkel von Dschingis Khan, in dieser großmüthigen Gesinnung gegen die Perser, und bewies dieß namentlich dadurch, daß er den berühmten Nasireddin aus Tus, einen etwas übereifrigen Schiiten, zu seinem Wesir ernannte, aber die Kriegsstürme dauerten fort, und der letzte der Abbassiten, Mostasem-Billah, fiel durch Hulagu. Noch waren keine 150 Jahre seit dem ersten Einbruch der Mongolen verlaufen, als ein neuer furchtbarer Sturm unter Timur hereinbrach.

Damals besaß Persien drei Universitäten, die von Tus, welche Mamun gegründet hatte, und welche sich besonders als der Hauptsitz der Mathematik auszeichnete; die von Isfahan, welche dem berühmten Azed-ed-Doulah ihren Ursprung verdankte, und die große Schule der Philosophie und Medizin war; drittens endlich die Universität von Schiras, von den atabegischen Fürsten gegründet, wo allgemeine Literatur und Dichtkunst vorzüglich betrieben wurden. Jede dieser Hauptstädte erlitt ihren Theil schweren Unglücks bei dem Einbruch der Tataren, aber Isfahan namentlich, die größte und volkreichste Stadt des Reichs, erfuhr Timurs Rache. Ihre Bewohner hatten ihn gereizt, indem sie, nachdem er bereits im Besitze der Stadt war, die Wiedereroberung derselben versuchten; der Plan mißglückte, und Timur gab seinen barbarischen Truppen Befehl zu einer allgemeinen Metzelei, welche längere Zeit hindurch fortdauerte. Nahe an 200,000 Einwohner kamen auf diese Weise um, die unglückliche Stadt, so wie das Reich selbst, erholten sich erst nach anderthalb Jahrhunderten von diesem Unglück, und persische Literatur so wie Künste und Handel der niedergeschmetterten Nation waren zu langer und trauriger Entwürdigung verdammt.

Mit der Erhebung des Hauses der Sofis begann persische Literatur noch einmal zu blühen. Diese edlen Fürsten, welche im 16ten und 17ten Jahrhundert Persien beherrschten, sparten keine Mühe, das Land wieder zu heben, das durch so viele Revolutionen gelitten, und nun unter so manchem fremden Joche geseufzt hatte. Sie glichen in ihren Bemühungen um die Literatur den abbassidischen Khalifen, nur daß sie für persische Literatur eine entschiedene Vorliebe zeigten. Fast in jeder Stadt des Königreichs bauten sie Kollegien, und begabten sie reichlich. Die Vornehmen folgten dem Beispiel der Herrscher, und selbst deren Frauen unterstützten gelehrte Männer durch reichliche Spenden. Kaum war ein Kollegium von dem Könige gebaut, so wurden andere von seinen Dienern begonnen, und mit Ländereien oder Geld hinreichend ausgestattet, um Lehrer und Lernende (welche niemals für Unterricht oder Unterhalt in einem Kollegium zahlen) sorgenfrei und unabhängig zu stellen. Unter dem großem Abbas wurde Isfahan abermals der Sitz der Gelehrsamkeit, und das berühmte Schiras gewann noch einmal seinen alten Ruf. Da die erstere Stadt die Hauptstadt des Reichs und die Lieblingsresidenz der Könige war, so wurde die größere Zahl der Kollegien hier gegründet, und eine ungeheure Menge von Lehrern und Schülern sammelte sich aus allen Theilen Persiens und bildete eine große und glänzende Universität. Damals strömte der befruchtende Born der Literatur aus drei verschiedenen Quellen über das Land: Meschid, welches an der Stelle von Tus die Hauptstadt von Khorassan geworden war, befruchtete den nordwestlichen Theil des Königreichs, Isfahan den mittleren und Schiras die südwestlichen Provinzen. An allen diesen Orten wurde die arabische und persische Sprache studiet,

denn durch das Medium von diesen wurden alle Zweige der Literatur betrieben. Die bloße Liste der Gelehrten, welche während dieser zwei Jahrhunderte blühten, würde beinahe einen Band, und ihre Werke eine Bibliothek füllen; wir können jedoch nur wenige Namen nennen, und beschränken uns auf diejenigen, welche entweder die Gründer neuer Schulen, oder wegen ihrer Kenntnisse in irgend einer Lieblingswissenschaft besonders berühmt waren.

Mir-Ali, genannt Damad, oder der Bräutigam, weil er an die Lieblingsschwester des großen Schah Abbas verheurathet war, lehrte ein weit reineres und erhabeneres System von Philosophie, als bis jetzt bekannt gewesen war. Sein unsterblicher Schüler Sadraw zeigte sich durch seine zahlreichen Werke dem Aristoteles in abstrakten Wissenschaften überlegen,*) obwohl dieser Philosoph bisher als der Meister in diesem Zweig der Gelehrsamkeit gegolten hatte. Mulla-Muhammed-Bader, mit dem Zunamen Medschlesi (die Zierde der Versammlungen), war in allgemeiner Literatur, Gesetzkunde und Theologie der gelehrteste Mann, den Persien je hervorbrachte; er stand in so hoher Achtung, daß Schah Suleiman ihm die Hand seiner Tochter anbot, die derselbe jedoch ausschlug. Ein einziges Werk dieses berühmten Mannes, eine Abhandlung über Theologie und Kirchengeschichte, umfaßt vierzehn ungeheure Foliobände. Scheikh von Tuk, Mir von Fenderisk, Husseini von Khonsar, Dschemal sein gelehrter Sohn, Razi, Mortaza und viele Andere zeichneten sich unter den Gelehrten Persiens aus durch zahlreiche Werke, die noch jetzt in den Händen der Lernbegierigen sind. Fast alle diese sind unter der Dynastie der Sofis geschrieben, welche endlich durch die Schwäche und Thorheit von Schah Sultan Husseini zu Grunde ging. Die Türken brachen von Nordwesten, die Afghanen von Südosten herein, überschwemmten das Land mit zahllosen Heeren, und kämpften um die Herrschaft über dieß Land in einer Schlacht, die in der Mitte des Reichs geschlagen wurde. Die Türken unterlagen und mußten sich mit dem nördlichen Theil des Königreiches begnügen, während die Afghanen in den südlichen und mittlern Provinzen hausten. Damals verwüsteten diese das Reich auf eine Art, daß es sich zum Theil jetzt noch nicht davon erholte. Namentlich litt Ispahan aufs furchtbarste; gegen 300,000 Menschen wurden in sechs allgemeinen Niedermetzelungen erschlagen; jetzt nach einem Jahrhundert kann man die Spur dieser afghanischen Verwüstungen in der unglücklichen Stadt noch an einer Menge zerstörter Kollegien, Moscheen, Straßen und Bazars erkennen. Wie es um Literatur und Wissenschaft damals gestanden haben mag, läßt sich eher denken als beschreiben.

(Fortsetzung folgt.)

*) Diese Behauptung des orientalischen Verfassers wollen wir, wie so manche seiner Ansichten, dahin gestellt seyn lassen.

Geheime Versammlung der Marron-Neger und der Vergifter.

(Schluß.)

Nach einigen Augenblicken stummen Schreckens sprang Bala auf, als wollte er die Furcht, welche ihn ergriffen hatte, abschütteln, und befahl den Marrons, das Fest zu bereiten. Die Speisen waren so seltsam, wie die Gäste: hier sah man drei Fuß lange Eidechsen, ein Lieblingsgericht der Gourmands in den Kolonien, große Frösche, Papagayen, Flußkrabben, Cassavawurzeln und die Früchte des Bananenbaums. Der stärkste Pfeffer würzte Alles. Zum Getränk hatten sie Wasser und Tafia, diesen Nektar der Antillen. Während dieser Vorbereitungen hatte Bala seinen Ehrenplatz wieder eingenommen, Adonis berichtete über seine Expedition, und Bala frug, ob die Weißen wüßten, wo er seine Ajoupa erbaut habe. — „Die Weißen ruhig schlafen!“ erwiderte Adonis. Bei diesen Worten lächelte Bala bitter, warf sein Gewehr in die Luft, daß es sich mehrmals umdrehte, und fing es dann im Fallen wieder auf.

„Euer Gewehr zu stark schreien,“ sagte ironisch einer der Vergifter, und hob dabei nach einander den Daumen und alle fünf Finger der Hand auf; er wollte damit in seiner figürlichen Sprache sagen, daß für Einen Weißen, den er mit seiner Waffe tödte, er fünf andere aufwecke. „Die Vergifter,“ fuhr er fort, „sind geschickter, und die Weißen wissen nie, wenn sie kommen.“ Bala wandte sich zornig gegen den Widersprechenden, und frug, ob ein anderer Neger besser wie er, die Weißen überfallen, eine Pflanzung in Brand stecken und ein auf ihn gerichtetes Gewehr furchtloser anblicken könne. Ein mißbilligendes Gemurmel ließ sich bei diesen Worten vernehmen, wild blickte Bala die Unzufriedenen an, und versetzte einem derselben, dem Adonis, mit einem Bambusrohr einen Schlag auf die knochigen Schultern, daß er ein Geheul, ähnlich dem Gebell eines Hundes, ausstieß. Dabei hielt indeß Bala sein Auge fest auf denjenigen gerichtet, welcher ihm zuerst widersprochen hatte, aus Furcht, er möchte ihm einen bösen Zauber (piaille) zuwerfen. Endlich konnte er seine Wuth nicht länger zähmen, und lud sein Gewehr; erschreckt hierüber stürzte sich der Vergifter auf das am Busen Subaina's schlafende Kind, faßte es an einem Bein, und hielt es über den Kessel. Bala schlug auf das Ungeheuer an, Subaina stieß einen Schrei der Verzweiflung aus, und warf sich dem Vergifter zu Füßen, aber Iviane, durch diesen Auftritt völlig aus ihrem todtenähnlichen Schlummen aufgeweckt, gebot Ruhe, winkte Bala, sein Gewehr abzusetzen, dem Vergifter, das Kind der Mutter zurückzugeben, und sagte: „Die Weißen würden sich allzu sehr freuen, wenn die an Kunst und Muth ausgezeichnetsten Schwarzen der Insel sich unter einander zerrissen, wie die Hunde.“ Ein Beifallsgeschrei ertönte bei diesen klugen Worten, und bald führte die Fortsetzung des Festes die Eintracht in das Lager zurück.

Die Tafiaflasche ging von Mund zu Mund, die Freude wurde immer lärmender, und nur Iviane schien diese materiellen Genüsse stolz zu verachten. Bala war der Held der Orgie: je mehr er dem Rum Bescheid that, desto kecker und übermüthiger wurden seine Reden, er begann Sprache und Sitten der Creolen nachzuahmen, brachte einige rein französische Worte vor, nannte seine Gäste Messieurs, und gab ihnen den Namen ihrer Herren; die ganze Gesellschaft that dasselbe, und bot eine lebendige Karrikatur der Gesellschaft der Weißen dar. „Nie,“ fing endlich die alte Iviane an, „Neger haben Arme, Neger haben Bäuche, aber Neger haben keinen Kopf.“ Dadurch fühlten

sich die Vergifter beleidigt, aber Bala gebot Schweigen, und die Alte fuhr fort, sie seyen nicht hieher gekommen, um sich dem Schwelgen hinzugeben, sondern um einen großen Zweck auszuführen; dazu müsse man zuerst die Zauberer (d. h. die Vergifter) fragen, — eine Aeußerung, welche von den letztern mit Wohlgefallen aufgenommen wurde. Um ihre beginnende Herrschaft über diese Menschen fest zu begründen, machte sie einen Vorschlag, von dem sie wußte, daß er mit Freude aufgenommen werden würde: sie schlug nämlich vor, daß jeder seine Lebensgeschichte erzählen solle. Alle thaten dieß der Reihe nach, nur derjenige, welcher anfangs Bala widersprochen hatte, schwieg lange, doch begann auch er endlich, und erzählte, wie er anfangs alles gethan hätte, um sich an den Weißen zu rächen, daß er aber stets von feigen Negern verlassen und verrathen worden sey; endlich habe er von einer sterbenden Negerin die Kunst des Vergiftens gelernt, und nun an den feigen dummen Menschen, welche ihn im Aufstand verlassen und verrathen hätten, seine Rache genommen. „Wo sind sie nun?" schloß er seine Rede; „nur ihre Kinder sind noch übrig, welche bald vielleicht . . . . ." Er vollendete nicht; Bala sprang auf, verließ seinen Ehrensitz, räumte ihn dem Vergifter ein, und Iviane bot ihm ein Horn voll Tafia an. Mit durchdringendem Blick suchte der Vergifter das Gesicht der Alten zu erforschen, ob vielleicht ein Gedanke von Mord darin liege, denn er wußte wohl, daß er durch sein voriges Benehmen Bala und seine Mutter tödtlich beleidigt habe; aber Ivianens Gesicht ist ruhig und undurchdringlich, er lächelt, riecht an dem Tafia, und trinkt dann das Horn auf Einen Zug aus.

Jetzt beginnt Iviane zu erzählen. Ihr erster Herr hatte sie zur Amme seines Sohnes gemacht, und dann weit weg verkauft und von ihrem Sohne Bala getrennt; seit dieser Zeit hatte sich der Versucher ihrer bemächtigt, und nach langem Bemühen war es ihr gelungen, in die Geheimnisse der Vergifter einzudringen. Sie erzählte nun, wie sie das Vermögen ihres letzten Herrn zu Grunde gerichtet, indem sie ihm seine besten Sklaven tödtete. „Hört mich," fuhr sie endlich mit Heftigkeit fort, „Gott hat zweierlei Menschen erschaffen, den Weißen und den Neger; er läßt die Gewalt den Weißen, wenn die Neger nicht den Rath ihrer Zauberer hören wollen, welche allein die Geheimnisse ihrer Herren besitzen, aber wann hat Gott den Mulatten erschaffen?" Bei diesen Worten stößt Bala einen Schrei aus, und alle Schwarzen theilen die Wuth ihres Anführers. Iviane ergreift diesen Augenblick, um zu bemerken, daß Esteve Oreilly *) nur ein Mulatte sey; „er war das Kind, welches ich als Amme gesäugt und dessen Geburt all mein Unglück veranlaßt hat; jetzt will er den Hochmuth so weit treiben, eine Weiße zu heurathen, um seine stolze Race noch mehr über die Schwarzen zu erheben."

Von allen Seiten ertönen Verwünschungen: „Rache für Iviane!" ruft Bala. Alle, mit Ausnahme eines Einzigen, strecken den Arm aus, und schwören. „Gift! Gift!" rufen die Megäre und ihre Genossen; „Brand, Mord!" schrien Bala und seine Truppe. Alsbald beginnt ein wilder Tanz; sie springen wie Rasende umher, und nur Einer nimmt nicht daran Theil: es ist der Vergifter, welchem Bala seinen Sitz eingeräumt hatte. Endlich sammeln sich die Tanzenden um ihn, laden ihn ein, an ihren Tänzen Theil zu nehmen, und Iviane stößt ihn an, als wolle sie ihn aufwecken. Da fällt ein Leichnam zu den Füßen der lustigen Bande, heftiges Murren ertönt von allen Seiten, aber Iviane ruft: „Er war ein Verräther, ein Spion der Weißen, ich habe die Beweise." Der abergläubische Schrecken, welchen sie bereits eingeflößt, bringt Alles zum Schweigen, die Vergifter zittern, und schwören über der Leiche aufs neue, ihr Versprechen treu zu halten. Bala kündigt jetzt an, daß der Tag zu grauen beginne, die Bande entfernt sich eilig, und in wenigen Augenblicken ist auch der letzte Vergifter verschwunden.

*) Dieß ist der Held des Romans, dem die alte Iviane aus Leben wollte, aus Gründen, die für diese Schilderung gleichgültig sind.

Chronik der Reisen.

Reise von den Sandwichs-Inseln nach China und Aufenthalt daselbst.

(Nach dem Holländischen des Kapitän-Lieutenant J. Boelen, mitgetheilt von Tietz.)

1. Fahrt nach Canton.

Wir hatten die Sandwichs-Inseln verlassen und passirten Mittwoch den 19ten März 1828, wie der Chronometer angab, den letzten Meridian von Greenwich, und kamen also nun wieder auf die östliche Halbkugel. Dadurch hatten wir jetzt schon über zwölf Stunden früher, wie im Vaterland, und waren folglich (nach der Länge von Greenwich gerechnet) einen Tag zurück, weßhalb wir, um mit der Zeitrechnung wieder gleich zu kommen, unser Datum einen Tag vorspringen lassen mußten. Ich suchte dieß so zu bewerkstelligen, daß ich in meinem Journal den ersten April und Dienstag notirte, und zwar schon den Tag nach Sonntag am 30sten März.

Allgemein wehte der Wind stets aus Ost, meistentheils von O. zu N., O.N.O. und auch aus N.O. zu O., mit einer angenehmen Braamsegelkühlte und der gewöhnlichen Passatluft. Einigemal bekamen wir Regenschauer, doch behielten wir im Ganzen gutes Wetter.

Den 25sten befanden wir uns, nach der Karte von Arrowsmith (1798), auf der Höhe der Wakes-Insel, die auf jener Karte unter dem 19° N. B. und 166° 46′ O. L. von Greenwich angegeben ist, und die wir den Mittag N.W. zu W. auf 6 Meilen Abstand von uns hatten und sie auf 5 Meilen passirten. Ich sah mit dem Fernrohr viel nach der Insel, habe aber nichts erblickt, weßhalb ich glaube, daß ihre Lage auf jener Karte unrichtig angegeben ist. Dennoch sahen wir den ganzen Tag eine Menge Vögel.

Den 24sten und 25sten segelten wir unsern der neuentdeckten Inseln Halkon und Sebastian-Lobos vorbei. Den 1sten April gewahrten wir bei Sonnenaufgang die Ladronen- oder Marian-Inseln, und steuerten Südwest zu West, um zwischen Grigan und Pagon durchzukommen. Nachdem wir diese Inseln passirt hatten, fanden wir einen unregelmäßigern Passatwind, der von Zeit zu Zeit flau und stürmisch wurde, bei dicker und dunkler Atmosphäre und dichtem Sturzregen. Der Wind variirte rund um den ganzen Kompaß.

Den 13ten April — bei S.S.W. zu S.W. Wind — hatten

wir während der Nacht eine dicke, dunkle Luft, mit Bliz und Donner rund um uns, so daß der Barometer, der Mittags auf 29,44 stand, bis auf 0.02 fiel, und wir einen von den schweren Orkanen zu erwarten hätten, die man manchmal in der chinesischen See und bei den Basshee-Inseln antrifft und von den Chinesen Tyfongs genannt werden. Doch Morgens 7 Uhr ging der Wind nach N. und N. N. O. herum, das Wetter klärte sich auf und wir hatten wieder den gewöhnlichen N. O. Passatwind mit einer flauen Braamsegelkühlte.

Den 15ten des Morgens 11 Uhr sahen wir die nördlichste der Basshee-Inseln und hielten auf den Kanal von Formosa zu. Wir peilten *) am Mittag, und fanden die nördliche Breite von 21° 23′, nach der Karte von Norie (1821), unter 122° 28′ O. L. von Greenwich. Die Abweichung der Nadel war östlich. Der Wind wehte meistens aus Norden, und um 5 Uhr Abends hatten wir die nördlichste dieser Inseln schon auf die Entfernung von zwei Meilen südlich von uns, und befanden uns also schon in der chinesischen See.

Den 17ten befanden wir uns unter 22° 6′ N. B. und 117° 55′ O. L., und mußten also auf der Höhe der chinesischen Küste von Quangtong seyn. Bei dem Werfen des Lothes ergaben sich 42 Faden Tiefe und ein feinsandiger Grund. Tags darauf in den Morgenstunden sahen wir auch bereits eine Menge chinesischer Fischerboote.

Den 19ten April hatten wir den Felsen Pedra Branca im Nordwesten acht und eine halbe Meile und im Westen den großen Lema-Kanal 20¼ Meile von uns. Als wir uns Abends 6 Uhr jenem Felsen, den die Chinesen Ty-sing-cham nennen, bis auf 4 Meilen näherten, zeigte er sich von gespaltetem Ansehen, mit einem hohen weißen Gipfel, wovon er seinen portugiesischen Namen Pedra Branca — weißer Felsen — erhalten hat. Diese Klippe, die sich ganz steil aus der See emporhebt, liegt im O. N. O. auf 12¼ Meile von dem großen Lema-Kanal entfernt und die See hat in ihrer Nähe noch 20 Faden Tiefe, so daß man sich ihr ganz nähern kann. Da die Pedra Branca ein guter Wegweiser nach dem Fluß von Canton ist, so ist sie für die aus Osten kommenden Schiffe in dieser Hinsicht von Nutzen.

Den folgenden Tag, Sonntag den 20sten April, erblickten wir bei anbrechendem Tage auch schon die Küste von China. Der Wind ging plötzlich von S. S. O. nach S. S. W. mit allen Vorzeichen eines großen Unwetters, weßwegen wir das Schiff wendeten und es auf O. S. O. auslaufen ließen, um, falls uns ein Ty-fong (der oben bemerkte, hier gewöhnliche Orkan) überfiel, nicht der Küste zu nahe zu seyn. Die Braam-Raaen wurden inzwischen abgenommen, die Untersegel festgemacht, die Marssegel eingezogen und dichtgerefft, die vordern Braamstangen aufs Deck genommen und der äußere Klüverbaum eingeführt, damit man ganz gerüstet war. Aber das Unwetter brach schon los, so daß es schwer hielt, die Marssegel noch fest zu bekommen. Der Sturm begann aus W. N. W., worauf er nach W., nach S. S. W. und nach S. umsprang; ich ließ das Schiff nach S. O. und O. S. O. auslaufen.

Mit dem Abend legte sich der Wind und wir erblickten wieder die Küste von China mit den Lema-Inseln, dann die Insel Heong-kong und das Westland von der Mirs-Bai. Am 21sten April kamen wir in den Bereich des Lema-Kanals. Um halb 6 Uhr näherten sich uns zwei chinesische Fahrzeuge, von denen einige Chinesen auf kleinen Böten zu uns an Bord geschickt wurden, die uns anboten, das Schiff als Lootsen nach der Rhede von Macao zu bringen, wofür sie aber die ungeheure Summe von 150 Piaster forderten. Als sie merkten, daß ich entschlossen war, lieber selbst mein Schiff hineinzubringen, als dieses Lootsengeld zu zahlen, fingen sie an zu handeln, und entschlossen sich die „Wilhelmine und Maria“ für 22 Piaster noch in derselben Nacht auf die Rhede zu bringen. Da mir dieß lieber war, als erst den folgenden Tag hineinzukommen, bewilligte ich ihnen das Geforderte, doch mit der Abänderung, daß sie uns nicht nach der Rhede von Macao, sondern nach der von Lintin lootsen sollten. Da wir kein Wort ihrer Sprache verstanden, zog sich unsere Unterhandlung sehr in die Länge, bis sie sich durch das Aussprechen des Worts Dollar (so viel wie Piaster) verständlich zu machen suchten, und durch Aufzählen von chinesischen kleinen Kupferstücken die Summe anzeigten, die sie begehrten.

Nachdem wir also über das Einlootsen eins geworden waren, kamen zwei von ihnen, bejahrte Leute, zu uns an Bord, während die übrigen mit ihren kleinen Booten wieder zu ihren Fahrzeugen zurückkehrten. Unsere chinesischen Lootsen holten nun einen kleinen runden Kompaß hervor, worauf nur die acht Hauptstriche angegeben waren, und der keine bewegliche Rose, wie unsere Seekompasse, sondern ganz einfach eine Nadel auf einem Punkt hatte, um Norden und Süden anzudeuten. Hiemit nun steuerten sie das Schiff so genau und mit so viel Aufmerksamkeit, daß der Mann am Steuerruder, ihrer Anweisung folgend, stets den rechten Cours behielt.

Wir durchsegelten den Lema-Kanal, und ließen dabei die Inseln Potoy und Lin-ting an Steuerbord liegen; dann passirten wir ferner zwischen der letztgenannten und den — von uns an Backbord gelassenen — Inseln Sammoon und Jchow, wobei unser Cours W. zu S. war. Vor Mitternacht hatten wir frisches und helles Wetter, doch nach Mitternacht bezog sich der Himmel so mit schweren Wolken, daß es den Lootsen zu dunkel wurde, um mit dem Schiffe fortarbeiten zu können. Auch verließ uns der bisher günstige Wind von S. O., sprang um und wurde flau, weßhalb wir — da noch dazu der Ebbestrom gegen uns war — gegen Morgen halb fünf Uhr in dem Lantoa-Kanal, zwischen den Inseln Achow und Chi-chow, Anker warfen, und zwar in 10 Faden Wasser auf Schlammgrund.

Gegen sechs Uhr gingen wir wieder unter Segel, und steuerten, nach Anweisung unserer Lootsen, N. N. W. und N. W. zwischen den an Backbord gelassenen Inseln Laff-sam-mee, Now-tow-moon und Chung-chow-soe, neben der großen Insel Lantoa am Steuerbord, durch. Gegen acht Uhr kam das Boot des holländischen Comprador (?) an Bord und brachte mir Briefe von dem Herrn van der Meulen, Schwiegersohn des Herrn Bleitermann in Macao. Der Kapitän des königlich preußischen Seehandlungsschiffes, Prinzessin Louise, der einige Tage vor uns von Honoruru abgegangen, und, ohne sich unterwegs aufzuhalten, geradewegs nach China gesegelt war, hatte von mir einen Brief an Herrn Bleitermann mitgenommen, worin ich denselben ersuchte, uns durch das Comprador-Boot wissen zu lassen, ob ich zuerst bei Lintin vor Anker gehen oder sogleich nach Canton segeln sollte. Statt Herrn Bleitermanns, der gerade nach Batavia verreist, hatte Herr van der Meulen mein Schreiben beantwortet, wonach ich beschloß, vor Lintin zu ankern. Derweil ich nun dem ersten Steuermann auftrug, unsere Wilhelmine und Maria nach der genannten Insel zu bringen, fuhr ich mit dem Comprador-Boot nach Macao.

(Fortsetzung folgt.)

*) Peilen — die Höhe messen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 76.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 März 1837.

Die Fortschritte Englands.

Beschäftigung des Volks.

Seit geraumer Zeit geht in der verhältnißmäßigen Anzahl derjenigen, welche sich mit Ackerbau, Gewerben, Handel u. dgl. beschäftigen, eine große Veränderung vor, und die unten angehängte Tafel *) gibt diesen Wechsel in Zahlen an, nach den drei letzten zehnjährigen Zählungen. Der auffallendste Umstand ist verhältnißmäßige Abnahme der Ackerbauer, welche unter 100 Einwohnern in den letzten 20 Jahren im Ganzen genommen von 35,2 auf 28,2 fiel, so daß die Menge von Nahrungsmitteln, zu deren Hervorbringung früher fünf Familien nöthig waren, jetzt von vieren erzeugt wird. Dieß ist ein sehr wichtiger Punkt, namentlich in Beziehung auf die Frage, ob es möglich sey, daß das Land hinsichtlich der Manufakturen in gleicher Art wie bisher fortschreiten könne. Der durch die Tafel angezeigte Wechsel erscheint noch stärker, wenn man erwägt, daß die Zahl der Familien überhaupt während der letzten 20 Jahre bedeutend zugenommen hat; diese Zunahme betrug 34 Prozent, die Zunahme der Ackerbauer aber nur 7¹/₃ Proz., die bei den Gewerben nahe an 11 Proz., und die Zahl aller andern Familien hat sich beinahe verdoppelt.

Geht man die einzelnen englischen Grafschaften durch, so ergibt sich, daß nur etwa acht, oder der fünfte Theil das Verhältniß hinsichtlich der Beschäftigung der Familien so ziemlich beibehalten. Diese Grafschaften sind Bedford, dessen Bevölkerung fast ausschließlich ackerbauend ist, Somerset, Devon und Cornwall, welche eine gemischte Bevölkerung haben, Middlesex und Surrey, welche beide zur Hauptstadt gehören, und endlich Lancashire, und Warwickshire, welche die beiden wichtigsten Manufakturdistrikte sind.

Unter den mit dem Ackerbau beschäftigten Männern hat man eine sehr wichtige Unterscheidung gemacht, hinsichtlich der Landbesitzer, welche Arbeiter verwenden, solcher Landbesitzer, welche keine Hülfe brauchen, und endlich Arbeiter, welche von andern Beschäftigung erhalten. Der Theil der Bevölkerung, welche in Ireland sich mit Ackerbauarbeiten beschäftigt, ist verhältnißmäßig mehr als doppelt so groß wie in England, die eben bemerkte Unterabtheilung zeigt aber auf eine noch auffallendere Weise, welche große Verschiedenheit in den Sitten und in dem Zustand

*) Vergleichende Angabe der Zahl und Beschäftigungen der Familien in England, Schottland und Wales in den J. 1811, 1821, 1831.

	Am Ende März jedes Jahres	Gesammtzahl der Familien	Mit Ackerbau beschäftigt	Mit Gewerbe, Manufakturen, Handel rc. beschäftigt	Alle andere Familien	Verhältniß. Ackerbau	Gewerbe rc.	Andere Familien
England	1811	2,012,391	697,353	923,588	391,450	34,7	45,9	19,4
	1821	2,346,717	773,732	1,118,295	454,690	33,	47,6	19,4
	1831	2,745,336	761,348	1,182,912	801,076	27,7	43,1	29,2
Wales	1811	129,756	72,846	36,044	20,866	56,2	27,7	16,1
	1821	146,706	74,225	41,680	30,801	50,6	28,5	20,9
	1831	166,538	73,195	44,702	48,641	43,9	26,9	29,2
Schottland	1811	402,068	125,799	169,417	106,552	31,3	42,1	26,6
	1821	447,960	130,699	190,264	126,997	29,2	42,5	28,3
	1831	502,301	126,591	207,259	168,451	25,2	41,3	33,5
Großbritannien	1811	2,544,215	895,998	1,129,049	518,668	35,2	44,4	20,4
	1821	2,941,383	978,656	1,350,239	612,488	33,2	45,9	20,9
	1831	3,414,175	961,134	1,434,873	1,018,168	28,2	42,	29,8

der Einwohner beider Inseln besteht. In Großbritannien sind von der ackerbautreibenden Bevölkerung etwa zwei Siebentel Landbesitzer, und diese zerfallen ungefähr zu gleichen Theilen in solche, die andere Arbeiter verwenden und in solche, welche keine Hülfe brauchen; die Taglöhnerbevölkerung bildet die übrigen fünf Siebentel dieser Klasse. In Ireland besitzt etwa $^1/_{13}$ der ackerbautreibenden Bevölkerung so viel Land, daß sie Arbeiter zur Bebauung nöthig haben; die andern $^{12}/_{13}$ sind ziemlich gleich unter denen vertheilt, welche ohne Gehülfen das Land bauen, und welche andern als Gehülfen dienen.

Ein Theil der Agrikulturbevölkerung von Ireland ist beschäftigt, Nahrung für die Bewohner Großbritanniens zu erzeugen. In den 19 Jahren von 1815 bis 1833 lieferte Ireland an allen Arten von Korn und Mehl 32,868,002 Quarters nach England und Schottland, namentlich nach dem erstern; davon bestanden 23,532,816 Quarters in Hafer. Rechnet man nun auch den Ueberschuß auf der einen Seite und den Abfall auf der andern noch so hoch, so zeigt sich doch immer ein ungeheurer Unterschied zwischen der Erzeugungsfähigkeit der Ackerbauthätigkeit in beiden Ländern. Daran trägt der Boden keine Schuld, die wahrscheinlich in Ireland ganz dem Mangel an Geschicklichkeit oder an Mitteln, wahrscheinlicher aber noch beiden zusammen zugeschrieben werden muß. Unter einer Bevölkerung von 3,414,175 Familien in Großbritannien sind 991,134 Familien oder ungefähr 282 unter Tausend, also zwischen einem Drittel und einem Viertel der Einwohner, mit Erzeugung von Lebensmitteln beschäftigt, während in Ireland unter einer Bevölkerung von 1,385,366 Familien nicht weniger als 884,339 Familien, also 638 unter Tausend oder nahezu zwei Drittheile der Bevölkerung, dasselbe Geschäft treiben.

Vermehrte Erzeugungskraft bei den Bewohnern eines Landes ist an und für sich schon ein Beweis von Fortschritt in der Civilisation. In Zeiten, wo der größere Theil der Arbeiter eines Landes nöthig ist, um die ersten Lebensbedürfnisse zu erzeugen, müssen die Mittel, Lebensbequemlichkeiten oder die Erzeugnisse anderer Klimate zu gewinnen, äußerst beschränkt seyn. In Ländern, wo die Arbeit des Menschen, der den Boden baut, nur gerade eine für seinen eigenen Unterhalt hinreichende Menge von Lebensmitteln zu erzeugen vermag, ist es augenfällig, daß die Gesellschaft keine Fortschritte in der Civilisation thun kann; wenn aber durch verbesserte Werkzeuge oder verbesserte Kulturmethoden die Arbeit von Zweien hinreicht, um für den Unterhalt von Dreien zu sorgen, so wird die Arbeit des Dritten frei zur Erzeugung anderer Waaren, welche den allgemeinen Wohlstand vermehren. Es dauert aber lange, ehe ein Land solche Fortschritte macht, daß ein Drittel der Bevölkerung bei dem Anbau des Bodens entbehrt werden kann: Ireland ist über diesen Zustand hinaus noch nicht weit vorgeschritten.

Der Vortheil, die Bevölkerung je nach ihren Beschäftigungen zu klassifiziren und zu verschiedenen Perioden zu vergleichen, ist ungemein groß, indem man dadurch allein in den Stand gesetzt wird, die Fortschritte eines Landes gehörig zu beurtheilen.

Die arabische und persische Literatur des 19ten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Der große Nadir Schah rächte sein unglückliches Vaterland an den Türken und Afghanen, aber sein unbegränzter Ehrgeiz stürzte das Reich in fortwährende Kriege, die persische Literatur wurde daher während seiner Herrschaft völlig vernachlässigt, und ein besonderer Umstand trug noch dazu bei, die Sache zu verschlimmern. Die Mullahs oder Priester hatten unter den Sofis sich zu großer Macht und Unabhängigkeit emporgeschwungen; sie bemühten sich jetzt, diese Stellung wieder zu erreichen, und würden die Handlungen des Königs einer Aufsicht unterworfen und sein Benehmen fort und fort genau untersucht haben, hätte sein Stolz oder seine Politik ihnen gestattet, denselben Einfluß wie früher auszuüben. Muhammed hat für die Diener seiner Religion keine bestimmte Vorsorge getroffen, und gegen Priesterherrschaft sich sehr stark und entschieden ausgesprochen. Nichtsdestoweniger hatten während der langen Herrschaft des Hauses der Sofis und selbst früher noch die Bewilligungen an Land und anderem Eigenthum, welche von Zeit zu Zeit an Kollegien, Moscheen und andere religiöse Institute gemacht wurden, in den Händen der Mullahs ein so ungeheures Vermögen vereinigt, daß sie mehr als ein Drittheil des Gesammteinkommens des Königreichs besaßen, und dadurch als Korporation mächtig und furchtbar waren. Ihre Ländereien hatten indeß während der verheerenden Einfälle der Afghanen und Türken bedeutend gelitten, und waren fast sämmtlich in Verfall gerathen. Die Mullahs, welche nur die Nutznießung davon bezogen, besaßen nicht die Mittel sie so zu verbessern, so daß alsbald ein Einkommen daraus hätte bezogen werden können, und der schlaue Nadir Schah ergriff diese günstige Gelegenheit, ihnen die Auszahlung einer bestimmten jährlichen Summe aus dem Staatsschatz anzubieten, wenn sie alle Ansprüche auf ihren Landbesitz aufgeben wollten. So wurden die sämmtlichen Fonds der literarischen Institute des Landes durch die Schlauheit eines ehrgeizigen Despoten und die Habsucht kurzsichtiger und selbstsüchtiger Priester mit Einemmale verschwendet. Die Kollegien und öffentlichen Gebäude, welche während der politischen Unruhen schon so viel gelitten hatten, wurden deßhalb niemals hergestellt, manche davon, welche halb zerstört als traurige Denkmale der afghanischen Einfälle da standen, zerfielen vollends ganz aus Mangel an aller Ausbesserung. Bei Nadir Schahs Tode fiel das Land wieder in Anarchie und Verwirrung, und Bürgerkriege, Hunger, Heuschrecken und Erdbeben vermehrten noch, fast ein halbes Jahrhundert lang die Entvölkerung. Unter solchen Verhältnissen konnte freilich keine Literatur gedeihen.

Nach manchem furchtbaren Blutvergießen zerfiel Persien in mehrere kleine Fürstenthümer; diese fuhren fort, Krieg gegen einander zu führen, und die wilden Afghanen brachen abermals herein. Aber Karim-Khan-Zand, ein tapferer Krieger, sammelte ein Heer, welches meist aus den Stämmen Zand und Mafey

bestand, schlug die Afghanen in mehrern Gefechten, trieb sie endlich aus dem Land, und sicherte sich so das Königreich Fars oder den südlichen Theil Persiens, während Khorassan zum Theil in den Händen der Nachkommen Nadirs blieb, und die Länder am kaspischen Meere von Muhammed Hassan Khan Kadschar, dem Urgroßvater des jetzigen persischen Königs, behauptet wurden. Später siegte die Macht Karim Khans, und mit Ausnahme einiger Theile Khorassans kam beinahe ganz Persien unter seine Herrschaft, die er dreißig Jahre hindurch mit Mäßigung und Milde behauptete. Aber während der Herrschaft dieses Monarchen geschah wenig oder nichts für die persische Literatur. Er bestrebte sich zwar, seine Unterthanen möglichst glücklich zu machen, war aber zum Unglück für die literarischen Institute des Landes völlig ungebildet, wie denn eigentlich seine ganze zahlreiche Familie nur eine Bande unwissender, selbstsüchtiger und halbwilder Räuber war. Karim Khan selbst war nicht ohne natürliche Anlagen, und da er seine Unwissenheit wohl erkannte, nahm er gern Belehrung über Gegenstände an, über die er sich selbst kein Urtheil zutraute. Er hatte mehrere geschickte persische Minister, und unterhielt an seinem Hofe viele Dichter und andere ausgezeichnete Männer. Nie gebrauchte er einen Mann aus seinen eigenen rohen Stämmen in der bürgerlichen Verwaltung, welche gänzlich unter der Aufsicht von Persern stand; die Leute aus dem Zandstamme benützte er nur zu militärischen Geschäften, und darin waren sie sehr erfahren. Er besaß einen ausgezeichnet guten Geschmack in der Baukunst, schmückte seine Hauptstadt Schiras mit einer glänzenden Moschee, vier Bazars, mehrern schönen Karawanserais, Wasserleitungen, Bädern, öffentlichen Gärten und einer prächtigen Befestigung, und legte auch den Grund zu einem großen Kollegium, dessen Beendigung er jedoch nicht mehr erlebte. Aber nach seinem Tode wurde das Reich durch die Schwäche seines Sohnes abermals der Schauplatz des Bürgerkriegs. Auka Muhammed Khan Kadschar, der Oheim und Vorgänger des verstorbenen Königs Fateh-Ali, trug endlich den Sieg davon, und die Vaterlandsliebe Hadschi Ibrahims von Schiras sicherte ihm auch die Hauptstadt von Fars, wo er dem letzten Prätendenten aus dem Hause der Zand ein Ende machte, und im J. 1786 oder 1201 der Hedschra einziger Beherrscher von ganz Persien wurde.

Die hier gegebene Uebersicht der furchtbaren politischen Erschütterungen, welche über die arabische und persische Literatur so manches Unheil brachten, wird hoffentlich das übereilte Vorurtheil mancher gelehrten Europäer entfernen, die ohne die Ursachen gehörig zu erwägen, den Arabern und Persern bloß die Stelle von Uebersetzern und Kompilatoren in der Wissenschaft anwiesen, und damit zu verstehen geben, daß diese Nationen durch ihre natürlichen Anlagen nicht geeignet seyen, eine höhere Stellung einzunehmen und selbstthätig die Wissenschaft weiter zu fördern. So irrig diese Meinung an sich selbst ist, so sollte man doch auch noch erwägen, daß keine Nation die Wissenschaft fördern und neue Entdeckungen machen kann, bis nicht Alles, was vorher über einen Gegenstand geschrieben wurde, gehörig studirt und allgemein bekannt ist. Nun aber haben Araber und Perser diesen Punkt nie erreicht, ohne durch irgend ein politisches Ereigniß, das die Regierung und oft die Civilisation selbst bis in ihren Grundvesten erschütterte, wieder auf Jahrhunderte zurückgeworfen zu werden. Muse, Talent und Ausdauer zusammengenommen sind allein im Stande, Fortschritte in den Wissenschaften herbeizuführen: was die beiden letzten betrifft, stehen die Perser keiner Nation auf der Erde nach, was aber den ersten Punkt betrifft, der vielleicht der wesentlichste ist, so waren sie darin vorzugsweise unglücklich. Die Araber haben unter der Herrschaft der Abbassiden so außerordentliche Fortschritte in Künsten und Wissenschaften gemacht, wie nicht leicht ein anderes Volk in der doppelten Zeit, und doch haben die Perser unter dem Schutze der seldschukischen Fürsten und der Sofis in gleich kurzer Zeit selbst die Araber übertroffen; beide Nationen können also darauf Anspruch machen, daß auch sie die Wissenschaft weiter befördert, und daß die orientalische Literatur ihrem erfindsamen Geiste größtentheils ihre Verfeinerung verdankt. Doch wir kehren jetzt zur Dynastie der Kadscharen zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Inschriften in Südarabien.

Einige Offiziere der angloindischen Armee besuchten im Anfang des Jahres 1835 die Südküste von Arabien. Sie gingen von Gusseirh 7 Grade östlich von der Straße Bab el Mandeb aus und reisten eine Strecke weit ins Innere hinein. Mit Hülfe eines Beduinen erreichten sie einen Berg, Aatebma genannt, wo sie eine große Höhle fanden, die mit Inschriften in rother Farbe bedeckt war. Einige Stellen waren noch so glänzend, als ob sie ganz neu wären, an dem größern Theil aber war die Farbe verblichen. Gleich auf den ersten Anblick schienen die Schriftzüge sehr den äthiopischen zu gleichen, und bei näherer Untersuchung waren mehrere Buchstaben wirklich völlig identisch mit den äthiopischen. Die andern aber hatten gar keine Aehnlichkeit damit, und glichen eher den Formen des griechischen Alphabets, wie man es in Inschriften findet. Etwa 14 Tage später machten dieselben Offiziere ungefähr einen halben Grad weiter östlich abermals eine Exkursion ins Land hinein, und fanden eine zweite geräumige Höhle mit Inschriften in denselben Charakteren und mit demselben Material ausgeführt. Man hat Kopien davon der asiatischen Gesellschaft in London zugeschickt, aber keiner der Anwesenden konnte die Schrift entziffern.

Chronik der Reisen.

Reise von den Sandwichs-Inseln nach China und Aufenthalt daselbst.

1. Fahrt nach Canton.

(Fortsetzung.)

Herr van der Meulen empfing mich mit vieler Artigkeit, und gern machte ich von seinem gastfreien Anerbieten, in seinem Hause zu bleiben, Gebrauch. Es war gerade der Tag, an dem er gewöhnlich bei der Familie seines Schwiegervaters mit seiner Frau speiste, wel-

halb er mich einlud, mit ihm zu gehen, und ich muß gestehen, daß nach einer 26monatlichen Abwesenheit vom Vaterlande es mir ein großes Vergnügen war, im Blettermann'schen Hause wieder eine — wenn auch auf Macao geborne — ächt holländische Familie zu finden, in deren Mitte ein sehr feiner, doch ungezwungen fröhlicher Ton herrschte, wozu noch die angenehmen Talente der jungen Damen kamen.

Als ich Herrn van der Meulen ersucht hatte, mir bei dem Einhandeln der Sachen für die Expedition behülflich zu seyn, äußerte er ein so gesundes Urtheil, daß man in ihm gleich den mit dem Lokale völlig bekannten und vertrauten Kaufmann erkennen mußte, weßhalb ich auch beschloß, mich ganz nach seiner Anweisung zu richten. Doch bevor wir fortfahren, wird es für den Leser vielleicht interessant seyn, einige Einsicht über die Schifffahrt in China und den damit verbundenen Angelegenheiten zu erhalten.

Der Fluß Tigris, auch wohl der Kanton, und von den Chinesen Choo-keang genannt, ist an seiner Mündung durch einen Archipel von Inseln verschanzt, welche mit einander eine große Anzahl von Einfahrten bilden, von denen einige selbst mit großen Schiffen zu passiren sind, obschon zwei dieser Fahrwasser, und zwar die am rechten und linken Ufer, als die sichersten benutzt werden, die andern aber nur bei dringenden Gelegenheiten. Die am weitesten außer der Flußmündung liegenden Inseln sind die Lemas, die den Lema-Kanal bilden, der nach der Passage von Lantoa führt, und als das nördliche (oder vielmehr östliche) Fahrwasser zu betrachten ist. Die der genannten Gruppe am nächsten liegenden sind die großen und kleinen Ladronen-Inseln, die erstern von den Chinesen Ty-man-chan genannt, welche mit dem rechten Ufer das südliche oder westliche Fahrwasser bilden.

Die verschiedenen malerischen Ansichten, welche diese Inseln, während man zwischen ihnen durchsegelt, darbieten, und gleichsam ein lebendiges Panorama bilden, sind wirklich reizend und originell. Hier sieht man dieselben sich kuppel- oder tafelförmig erheben, dort mit himmelwärts strebenden pyramidal- oder kegelförmigen Piks; — hier wechseln fruchtbare Thäler mit hohen Felsen ab, dort erscheinen kleine chinesische Dörfer oder Gehöfte, meistens von Fischern bewohnt, die mit ihrer Beschäftigung das Schauspiel beleben und in ihrer sonderbaren Tracht eine originelle Staffage bilden. Sie gehen gewöhnlich in bloßen Füßen, während ihre Kleidung aus kurzen weiten Pantalons besteht, worüber sie ein ledernes Wams tragen, das sie sowohl gegen leichte Verwundungen, als auch gegen Regen und Wasser schützt, in welchem sie, wie Amphibien, einen großen Theil ihres Lebens zubringen. —

Um sich von dem Flusse Tigris, sofern er von großen Schiffen befahren werden kann, ein deutliches Bild zu machen, ist es nöthig, denselben in vier verschiedenen Theilen zu betrachten. Der erste Theil umfaßt — mit Ausschluß des genannten Archipels — an dem rechten Ufer das Fahrwasser der großen Ladronen und die Rhede von Macao, die vor der Stadt dieses Namens liegt. Hier hat man, nördlich von den Inseln der Mündung, das ungefähr 3½ Meile höher hinaufliegende Eiland Lintin vor sich. An dem linken Ufer dagegen liegt die große Lantoa- (oder Tiger-) Insel, die mit der sichern Küste die Rhede von Cap-sing-moon bildet.

Während der Zeit der nördlichen Winde bietet in diesem Theile des Flusses die Insel Lintin eine sichere Rhede dar, wo dann die Schiffe auf der Westseite derselben liegen, während sie bei Südwestwind an der Nordseite vor Anker gehen. Zeigen sich aber Vorboten von dem Nahen des sogenannten Ty-fong-Sturms, dann segeln alle von der Rhede von Lintin nach der von Cap-sing-moon. Die Rhede von Macao dagegen ist im Allgemeinen, vornehmlich aber bei Südweststürmen, sehr unsicher, so daß man in dieser Zeit nur in der höchsten Noth daselbst zu verweilen pflegt.

Denjenigen, welche von der Rhede von Macao nach der von Lintin oder Cap-sing-moon segeln wollen und hier unbekannt sind, ist zu rathen, dieß nicht ohne Lootsen zu unternehmen, da man auf der Fahrt nach der ersten Insel am Backbord die sogenannten Neun-Klippen passirt, in deren Nähe bei einem flauen Winde ein Strudel sich befindet, in welchem das Schiff dem Steuer nicht mehr gehorcht. Dazu kommt noch die Ungelegenheit, in die von den chinesischen Fischern hier mitten ins Fahrwasser eingerammten vielen Pfähle zu gerathen, an welche verfaulter und zäher Köder mittelst Taue festgebunden wird, die stark genug sind, um das größte Schiff aufzuhalten. Mir ist ein englisches Kompagnieschiff bekannt, welches, von dem Strom in diese Fischereianstalten getrieben, Fockmast und Bogspriet dabei verlor. Hat man nicht schon draußen auf der See einen Lootsen angenommen, so ist es zu rathen, in Macao einen zu engagiren. Man sey übrigens auch behutsam, am Abend nicht einzelne Schaluppen von Bord zu schicken, da sie leicht in die Hände von Räubern fallen, von denen es auf den umliegenden Inseln wimmelt. Mannichfaltige hier in den Buchten des Flusses vorgekommene Beispiele sprechen dafür. Nicht allein die Schaluppe fiel in ihre Hände, sondern die Bootsbesatzung wurde auch ermordet, oder mußte für eine große Summe losgekauft werden. Vor einigen Jahren traf dieß Loos die Mannschaft eines nordamerikanischen Kauffahrers. Der Unterbefehlshaber dieses vor Macao vor Anker liegenden Fahrzeugs war mit einer Schaluppe nach Canton hinaufgesegelt, um sich dort zu unterrichten, ob es der Mühe lohnte, mit seinem Schiffe bis dort hin zu gehen. Den Abend nach seiner Abreise legte sich ein chinesisches Fahrzeug an die Seite des Amerikaners, ein Chinese stieg herüber, fragte nach dem ersten Steuermann und händigte diesem einen Brief ein, mit dem Vorgeben, er sey von seinem — des Steuermanns — Kapitän. Der Steuermann, nichts Böses ahnend, begab sich an das Nachthaus, um bei dem darin vor dem Kompaß brennenden Licht die Adresse zu lesen, als der Ueberbringer des Briefs ihm mit einem Beil das Hinterhaupt spaltete, so daß er leblos aufs Deck fiel. Mittlerweile waren schon die andern Chinesen ins Fahrzeug hinübergesprungen, ermordeten die ganze Equipage, plünderten das Schiff und zogen mit ihrer Beute, die größtentheils in Geld bestand, davon. Erst den Tag darauf, als das chinesische Comprador-Boot sich mit frischen Lebensmitteln nahte, wurde die Missethat bekannt. Der zweite Steuermann war der einzige, der noch Zeichen von Leben gab, und in Macao ans Land gebracht, von Allem umständlichen Bericht abstattete. Die chinesischen Mandarinen ließen sich die Sache sogleich angelegen seyn, und nahmen nach genauer Beschauung der Leichen und der an ihnen geschehenen Mißhandlung ein ausführliches Protokoll auf. Unterdeß ward auf die Bösewichter Jagd gemacht, man fing sie sammt und sonders, und sie wurden nach einem kurzen Verbalprozeß in der Art bestraft, daß man sie mit denselben Verwundungen und Mißhandlungen, die sie an den Amerikanern ausgeübt, tödtete. —

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 77.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 März 1837.

Der Haifischfang in Rußland.

Schon seit mehr als einem Jahrhundert durchschneiden die Ladias der russischen Schiffer die Gewässer des nördlichen Oceans, und die Bürger von Kola so wie die Anwohner des weißen Meeres trieben längst den Fischfang an dem murmanischen *) Ufer. Der Hauptfang bestand immer in Stockfischen, Bütten, Häringen, Lachsen u. dgl. Das stürmische Meer, die häufigen Nebel, die Entfernung des Fangs vom Ufer und die Unkenntniß der ersten Schifffahrtsregel waren große Hindernisse des Seefischfangs, welche nur durch Geduld und ausharrenden Muth überwunden werden konnten. Aber auch andere Hindernisse stellten sich entgegen, welche bald den Fischern selbst Verderben drohten, bald den Erfolg ihrer Anstrengungen vereitelten: darunter gehörte namentlich die Erscheinung eines kolossalen Fisches aus dem Geschlecht der Haifische.

Dieser Fisch, welcher sich von Stockfischen, Bütten und andern kleinern Fischen nährt, sucht sich seine Beute an den Orten, wo der Fang betrieben wird, frißt die Fische weg, und beschädigt oft die Netze so sehr, daß die armen Fischer um all das Ihrige kommen. Bis jetzt hat man noch nicht recht gewagt, diesem schlimmen Feind den Krieg zu erklären, **) doch manchmal fingen ihn die Fischer in ihren Netzen, wenn er seinen Schweif darein verwickelt hatte; war das Unthier getödtet, so benutzte man das Fett, welches aus der Leber gewonnen wurde, und jedesmal einige Pud ausmachte. Dieß war ein schwacher Ersatz für den erlittenen Schaden, denn das Fleisch und die Haut warf man als völlig unnütz ins Wasser oder aus Ufer. Die russischen Fischer nannten ihn das reißende Thier, und hegten einen entschiedenen Abscheu gegen das Fleisch; die Nachbarn der Einwohner von Kola aber, die Norweger, denen er bei ihrem Fischfang nicht weniger Schaden that, suchten sich auf andere Weise zu entschädigen, kosteten das Fleisch, fanden es schmackhaft und begannen sich mit dem Fang der Haifische eifrig zu beschäftigen, wobei sie nicht nur ihren Feind vernichteten, sondern auch ihren übrigen Fischfang verbesserten, und dadurch einen bedeutenden Vortheil vor den russischen Fischern voraus hatten.

Lange fand dieß Beispiel unter den russischen Fischern keine Nachahmung, endlich aber vor zwei Jahren faßte ein Schiffer aus Archangel, Namens Paschin, den Entschluß, Jagd auf die Haifische zu machen; er hatte die Art des Fangs bei den Norwegern gelernt, und verbesserte diese noch, indem er sie mit der unter den russischen Fischern gebräuchlichen Art, Stockfische zu fangen, verband. Im vorigen Sommer machte er den ersten Versuch, und war auch damit sehr glücklich, nur wurde er dadurch längere Zeit im nördlichen Ocean und am Ufer von Kola aufgehalten, so daß er nicht mehr wie in den vorhergehenden zwei Jahren mit seiner Schiffsladung voll Fische nach Petersburg kommen konnte. Im J. 1834 war er der erste gewesen, welcher mit seiner Ladia aus den nördlichen Meeren um die skandinavische Haldinsel herum nach Petersburg fuhr; im J. 1835 machte er dieselbe Reise mit einem Schooner, im vorigen Jahre aber konnte er, wie schon erwähnt, nicht mehr nach Petersburg kommen, und brachte deßhalb im Winter zu Lande einige Fuhren der gefangenen Haifische nach der Hauptstadt, wo er dem Kaiser vorgestellt wurde, und von diesem zur Belohnung seines Eifers und für die Eröffnung eines neuen Erwerbszweigs für die russischen Fischer einen Brillantring zum Geschenk bekam. Zugleich übergab er zur nähern Untersuchung dieser Fischgattung einen der mitgebrachten Fische der Akademie, und wir fügen hier nach den Beobachtungen Paschins selbst noch Einiges darüber bei.

Dieser Haifisch, bei den Russen Akkula *) genannt, dem jedoch der Akademiker Bär den Namen Sonja beilegte, hat keine sägeförmigen Zähne, sondern sie stehen in mehrern Reihen getheilt, sind klein, und in der obern Kinnlade außerordentlich

*) Dieß ist eine russische Verketzerung statt normannisch.

**) Vor 18 Jahren geschahen einige Versuche durch einen Kaufmann von Archangel, Namens Gerasimow, welcher sich mit dem Fang der Wallfische und zum Theil auch der Haifische abgab.

*) Dieser Name scheint von den Lappländern oder Finnen entlehnt, welche den Hai (Squalus corcharias) Akkalagge nennen. (S. Nemnichs Polyglottenlexikon der Naturgeschichte.) Im russischen Original, aus dem das Obige gezogen ist, findet sich die Bemerkung, dieser Haifisch habe seinen Namen Akkula davon, weil er den Rachen ganz unterhalb des Kopfes habe.

spitzig: mit diesen zerreißt er leicht die Taue und andere zum Fischfang benützte Werkzeuge; der Rachen befindet sich ganz unten. Er ist mit einer rauhen, nicht schuppenartigen Haut bedeckt, und gleicht in seinem Körperbau dem Hausen im kaspischen Meere. Obgleich man ihn im Eismeer fängt, so wird sich doch wohl dieser neue Erwerbszweig vom weißen Meere längs dem Ufer des russischen Lapplands bis zum norwegischen Gebiet ausdehnen, wo der Fang schon seit einiger Zeit betrieben wird. Die bei den Norwegern gebräuchliche Art, sie zu fangen, ist folgende: In einer Tiefe von 20 bis 100 Klaftern läßt man eine Kette mit einem Haken hinab, an welchem ein Köder befestigt ist; die 6 bis 8 Fuß lange Kette bindet man an ein langes Seil fest; Paschin wandte auch diese Ketten an, versuchte aber den Haifisch zugleich in mehrfacher Zahl zu fangen. Zu dem Ende befestigte er an ein dickes Tau 30 bis 50 solcher Ketten mit Haken von gehöriger Größe, welche alle einen Köder von Fett und Fleisch von Seehunden, Seekälbern oder auch andern Fischen hatten. Diese Zurüstung ließ er ins Meer hinab, so daß das Tau auf dem Boden lag, und nach ein oder sechs Stunden zog er es wieder heraus. Auf ähnliche Art fängt man Stockfische und Butten im nördlichen Ocean, und die dortigen Meeranwohner nennen dieß einen Jarus. Mit jedem Jarus fing Paschin 8 bis 12 Haifische von verschiedener Größe, gewöhnlich von 6 bis 20 Fuß Länge, von 2 bis 35 Pud und darüber schwer. Aus der Leber eines einzigen Haifisches wird 1 bis 10 Pud und darüber Oel gewonnen, welches an Güte das beste Stockfischfett übertrifft, und zu Lampen, zum Einschmieren von Maschinen u. dgl. benützt werden kann. Das Fleisch ist sehr schmackhaft, und wird in Norwegen zu den Leckerbissen gerechnet: frisch an Ort und Stelle genossen, gleicht es dem Hummer, gesalzen dem Hausen, und marinirt kann man es dem Aale gleichstellen.

Die arabische und persische Literatur des 19ten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Was immer die Gesinnungen und Ansichten Auka Muhammed Khans in Beziehung auf die Literatur seines neu errungenen Reichs gewesen seyn mögen, gewiß ist, daß die Gelehrten Persiens sich um den Schutz und die Gönnerschaft ihres finstern, unbeugsamen Monarchen nicht eigentlich bewarben. Anfangs begann ein heftiger Kampf zwischen der unabhängigen Macht eines despotischen Königs und dem bedeutenden Einfluß der Mullahs, welche damals eine große Gewalt über die Gemüther des Volkes besaßen; obwohl aber die letzteren am Ende triumphirten, so trug doch dieser Sieg, da der König die unbeschränkte und unbestrittene Herrschaft über das Einkommen des Reichs besaß, nicht viel zur Förderung der Literatur bei. Die Uebereinkunft Nadir Schahs über die Güter der kirchlichen und literarischen Institute des Landes war den Zwecken dieses ehrgeizigen Monarchen dienlich gewesen, insofern dadurch die Mullahs völlig von ihm abhängig wurden, und ihr Einfluß auf seine Unterthanen sich verminderte. Als mit Nadirs Tode das Land abermals in Anarchie verfiel, wurden die bedungenen Pensionen mehr und mehr vermindert, bis endlich die Mullahs sich genöthigt sahen, für ihren Unterhalt andere Hülfsquellen aufzusuchen. Sie verbanden sich demnach enger als je mit dem Volke, von dem sie allein noch etwas zu erwarten hatten, fröhnten dem Aberglauben desselben, erweckten fortdauernd seine Vorurtheile oder seine Furcht, so daß sie endlich die vollständigste Herrschaft über die Gesinnungen der Menge und dadurch eine so furchtbare Macht errangen, daß sie seitdem stets der Gewalt ihrer despotischen Könige Trotz boten und diese, willig oder unwillig, genöthigt waren, um ihre Freundschaft zu buhlen und um ihren Segen zu bitten; dabei mußten sie sich ausnehmend hüten, kein Vorrecht der Mullahs anzutasten oder durch allzu harten Druck des Volks, dessen Sache die Mullahs stets ergriffen, sich der Gefahr auszusetzen, sie gegen sich aufzubringen. Auka Muhammed Khan beging im Anbeginn seiner Laufbahn einmal die Unbesonnenheit, seine Stärke gegen den Einfluß dieser mächtigen Körperschaft zu erproben, hatte aber Ursache, diesen unklugen Schritt bitter zu bereuen. Während er zu Kermanschah sich befand, entfloh ein Steuereinnehmer, welcher eine bedeutende Summe unterschlagen hatte, den Gerichtsbeamten, und suchte eine Zuflucht im Hause Muhammed Ali's, des Modschtahed oder obersten Mullahs der Stadt. Der König verlangte seine Auslieferung, der Mullah aber verweigerte sie, erklärte jedoch, er sey bereit, den Fall anzuhören und zu entscheiden, wenn der König seinen Wakil (Advokaten) senden wolle. Der stolze Monarch wollte sich nichts vorschreiben lassen, und der Priester kein Jota von seinen Vorrechten abweichen. Der König gerieth endlich in Zorn, und befahl seinen Beamten, sich insgesammt hinzugeben und den Verbrecher aus seinem Zufluchtsorte zu reißen. Der Modschtahed verließ sogleich sein Haus, um sich nach der großen Moschee zu begeben, und forderte das Volk auf, ihm dahin zu folgen, da die muhammedanische Religion durch einen ungläubigen Usurpator bedroht sey. In weniger als zwei Stunden verbreitete sich die Nachricht durch die Stadt und das Lager, und eine unermeßliche Menge versammelte sich in der großen Moschee; nun bestieg der Modschtahed die Kanzel, donnerte gegen Muhammed Khan als einen Ungläubigen, sprach auf die feierlichste Weise den Bann gegen ihn aus, und ermahnte die Gläubigen mit den Worten des Propheten, sich gegen einen ungläubigen König zu empören, der sich selbst gegen die Religion empört habe. Die Kaufläden und selbst die Moscheen wurden alsbald geschlossen, alle Geschäfte standen still, und Verwünschungen gegen den König wurden von allen Klassen seiner Unterthanen ausgesprochen. Seine Soldaten vereinigten sich allenthalben mit dem Volke, und selbst seine Hofleute würden ihn verlassen haben, wenn er nicht die von ihnen vorgeschlagene Alternative angenommen hätte: mit einem Schwert um seinen Hals und einem Koran in der Hand kniete der unumschränkte Monarch Persiens vor Tausenden seiner Unterthanen nieder, und flehte unter einem Strom von Thränen die Gnade des Modschtahed an. „Stehe auf," sagte der frohlockende Priester,

„kommst Du auf diese Weise wie ein reuiges Kind, so ist es meine Pflicht Dir zu vergeben, und Gott zu bitten, daß er Dir auch vergeben möge. Sey tugendhaft und fürchte nichts, Du bist der König von Persien und der Vertheidiger des Glaubens." Der Modschtahed bestieg noch einmal die Kanzel, um anzukündigen, daß er mit dem Benehmen des Königs zufrieden sey, worauf das Volk sich allmählich zurückzog, und nach wenigen Stunden war die Ordnung völlig hergestellt.

Fateh Ali Schah, der seinem Oheim vor etwa 40 Jahren auf den Thron folgte, und vor wenigen Jahren starb, war ein milder und menschlich gesinnter Mann; er hatte eine vortreffliche Erziehung erhalten, besaß einige literarische Kenntnisse, war ein erträglicher Dichter, und liebte die Gesellschaft von gelehrten Männern, die er freigebig beschenkte. Er achtete die Mullahs nicht sowohl aus Furcht vor ihrem Einfluß als aus gewissenhafter Verehrung der Religion und Liebe zur Wissenschaft; er vermehrte die geistlichen Gehalte, und gab die Ländereien der Kollegien zurück, so weit bloß ohne Ungerechtigkeit geschehen konnte. Während seiner Regierung wurden mehrere Kollegien zu Teheran gebaut, eines von ihm selbst und andere von den Großen seines Hofes und seinen Verwandten, unter denen sich seine vortreffliche Mutter befand. Der Schah besuchte oft die Kollegien zu Fuße, nur von wenigen Dienern begleitet, und unterhielt sich herablassend mit den Schülern, unter die er Geld vertheilte. Mehrere achtungswerthe Dichter befanden sich unter seinen ersten Hofleuten, und verschiedene seiner Minister waren Leute von entschiedenem Talent und großer Gelehrsamkeit.

Seit dem Anfang dieses Jahrhunderts ist die persische Literatur entschieden im Fortschreiten, oder mit andern Worten, sie erholt sich allmählich von den herben Stößen, welche sie im vorigen Jahrhundert erlitten hatte. Ihre unterscheidenden Züge werden mit jedem Tage interessanter, und wenn das Land, wie zu hoffen, ruhig bleibt, so wird sich das einheimische Talent mehr und mehr wieder beleben. Ein Geist intellektueller Verfeinerung fängt an, wieder einen Einfluß auf die Gesellschaft zu gewinnen, und unter den Persern der gegenwärtigen Generation herrscht allgemein der Wunsch nach Erweiterung ihrer Kenntnisse. Dem Verfasser dieses sind mehrere Fälle bekannt, wo Leute aus niedern Klassen, deren Erziehung in ihrer Jugend vernachlässigt worden war, im Alter von 20 und selbst von 40 Jahren sich emsig bemühten, größere Kenntnisse zu erwerben: viele derselben wurden nicht nur vollkommen Meister ihrer eigenen Sprache, sondern lernten auch noch das Arabische, um sich so mit den höhern Zweigen der Literatur bekannt zu machen. Mit Ausnahme der niedersten Klasse von Landleuten und wirklicher Armen finden sich wenige, die nicht ihre Kinder, namentlich die Knaben, in irgend eine Schule schicken, nur ist leider das Unterrichtssystem in den Vorbereitungsschulen so schlecht, daß viele Schüler nach vier- oder fünfjährigem Unterricht weder lesen noch schreiben können. Ein mißverstandener Eifer für Religion ist die Ursache. Man lehrt die Kinder zuerst das arabische Alphabet, und dann sollen sie den Koran lesen lernen; ehe sie dieß nicht fließend thun können, wovon sie jedoch keine Sylbe verstehen, macht man keinen Versuch, sie auch nur ein einziges Wort in ihrer eigenen Sprache zu lehren. Sind sie indeß einmal so weit gekommen, so ist das Unterrichtssystem ziemlich gut: diejenigen, deren Eltern sie länger in der Schule zu unterhalten vermögen, und die, welche für die Universität bestimmt sind, machen nun rasche Fortschritte, und drei Jahre reichen gewöhnlich hin, sie in der persischen Sprache vollständig zu unterrichten; dann erst, und nicht früher, wird die arabische Sprache grammatikalisch gelehrt, und ein junger Mann fängt nun allmählich an, den Koran zu verstehen. Die Abgeschmacktheit und die nachtheiligen Folgen dieses Systems dringen sich jedoch mehr und mehr auf, und man beharrt nicht mehr so streng bei demselben wie früher.

Ein anderes Ereigniß, welches nothwendig wichtige Folgen für die Literatur haben muß, ist die Einführung der Druckerpresse. Diesen unschätzbaren Vortheil verdankt Persien der Freigebigkeit Fateh Ali's und dem Patriotismus eines Privatmannes von Tauris, welcher mehrere Jahre in Rußland zubrachte, und sich mit der Typographie genau bekannt machte. Die erste Presse wurde vor etwa 18 Jahren in Tauris errichtet, eine zweite in viel größerem Maßstabe sechs Jahre später zu Teheran, und eine dritte soll jetzt zu Isfahan eingerichtet werden. Die bisher gedruckten Bücher bestehen meist aus Elementar-Schulbüchern und Werken über Theologie und Rechtswissenschaft.

Ein dritter Umstand, der vielleicht nicht so wichtig ist, aber deutlich für die wohlthätigen Veränderungen, die jetzt in Persien vor sich gehen und für den besseren Sinn der gegenwärtigen Generation zeugt, besteht darin, daß die Mädchen jetzt viel besser unterrichtet werden wie früher, und ein Vater sich trotz den Imams nicht mehr scheut, seine Tochter im Schreiben unterrichten zu lassen, was diese Führer der Gläubigen früher streng verboten. Sie würden auch den Frauen verboten haben, ein Buch zu öffnen, hätte nicht der Prophet selbst alle seine Anhänger ohne Unterschied von Geschlecht und Kaste klar und unzweideutig ermahnt, Kenntnisse zu erwerben, und namentlich den heiligen Koran zu lesen. Die guten Wirkungen des Unterrichts der Frauen treten auch mit jedem Jahre mehr hervor: ein großer Theil derselben läßt sich nicht mehr wie früher an Männer verheurathen, deren Gesicht sie nicht einmal sehen durften, und sie halten es jetzt für keine Verletzung kindlicher Pflicht, bei solchen Gelegenheiten auch wohl Nein zu sagen.

(Schluß folgt.)

Baktrische Münzen.

In einer neulichen Sitzung der asiatischen Gesellschaft in London wurden einige alte Münzen vorgelegt, welche in dem Distrikt von Udschein nach Kutsch, im Nordwesten Indiens gefunden wurden, und sich durch mehrere Eigenthümlichkeiten auszeichnen. Die Ausführung zeigt eine Bekanntschaft mit griechischer Kunst, und die Schrift auf der Vorderseite ist zwar nicht ganz griechisch, doch nähert sie sich den Formen des griechischen Alphabets. Die Schrift der Kehrseite ist offenbar von der Dewanagarischrift abgeleitet, und nähert sich einigermaßen der

jezigen Form der tübetanischen. Die Köpfe scheinen einen tatarischen Ausdruck und Schmuck zu haben. Das Profil ist gut gezeichnet, das Kinn glatt, die Oberlippe aber mit einem krausen Schnurrbart geziert. Der Kopf ist mit einem flachen Hut oder Helm bedeckt, unter dem das Haar in drei langen gedrehten Locken hervortritt. Im Ohr hängt ein länglichter Ring und ein Halsband ist um den Nacken geschlungen. Man schreibt diese Münzen den Yue-tschi oder dem Mondgeschlechte zu, einem Tatarenstamme, der nach den chinesischen Annalen zum Sturze des griechisch-baktrischen Reichs am meisten beitrug. Diese Yue-tschi dehnten ihre Herrschaft weit in Indien aus, namentlich längs dem Indusstrome hinab bis Baroach und dem Tempel von Somnath in Katteiwar, genau in der Linie, auf der man jezt diese Münzen findet. Dieß erklärt den anscheinenden Widerspruch im Charakter dieser Münzen: die neuen Beherrscher fühlten wohl die künstlerische Ueberlegenheit ihrer neuen Unterthanen, daher wollten sie auf ihre neuen Münzen auch ihr eigenes Bild und ihre eigenen Schriftzüge haben. Man weiß nicht genau, wie lange die Herrschaft der Yue-tschi in Indien dauerte: das lezte von De Guignes eruirte Datum ist 266 n. Chr., was von dem Sturze des baktrischen Reichs an eine Zeit von 100 Jahren ergeben würde.

Chronik der Reisen.

Reise von den Sandwichs-Inseln nach China und Aufenthalt daselbst.

1. Fahrt nach Canton.

(Fortsetzung.)

Die zweite Abtheilung des Flusses — von der Insel Lintin bis nach der sogenannten Boca Tigris — erstreckt sich auf die Länge von fünf Meilen nach N.N.W. Hier nun trifft man die Insel mit einer für ankommende Schiffe vortrefflichen Rhede, dem gewöhnlichen Ankerplaz der Opiumschiffe, an. Diese, meistentheils aus englischen und auch einigen portugiesischen Fahrzeugen bestehend, liegen hier schon seit mehrern Jahren, und dienen ganz und gar zu Packschiffen oder Magazinen für die Ladungen jenes Artikels, der jährlich, um ihn in China zu verhandeln, durch die Engländer und Portugiesen eingebracht wird. Obgleich die Einfuhr von Opium in China aufs strengste verboten ist und die von den Mandarinen dabei betroffenen Chinesen alle ohne Unterschied mit dem Tode bestraft werden, blüht dennoch dieser Handelszweig dort mit so zunehmendem Absatz, daß, als wir uns in China befanden, die jährliche mittelst der vor Lintin gelegenen Schiffe bewirkte Ablieferung von Opium schon im Werthe von mehr als 15 Millionen Piaster berechnet wurde. Dieser Handel geschieht auf folgende Art:

Die mit diesem Artikel aus See kommenden englischen oder portugiesischen Schiffe laden denselben in die hiezu bestimmten Magazinfahrzeuge vor Lintin aus, wo sich ein allgemeines Depot davon festgesezt hat. Hieraus geben auf Rechnung die Kaufleute in Canton den Vorrath in Kisten an die Chinesen. Diese leztern fahren dann, mit einer Anweisung der Kaufleute zur Auslieferung versehen, nach Lintin, wo sie die angewiesene Quantität empfangen und die Waare bezahlen, außerdem aber noch für jede ausgelieferte Kiste einen Piaster, welches der Verdienst des Kapitäns des betreffenden Magazinschiffes ist. Die zur Einfuhr des Opiums verfertigten Kisten sind viereckig und durchgehends einen Picol (1 Picol = 100 Catty's, welche 122½ holländische oder 127 preußische Pfund betragen) schwer. Sobald das Opium in die chinesischen Fahrzeuge geladen ist, beginnt auch die Gefahr dieses Schleichhandels, denn nicht selten liegen jezt auch schon in einiger Entfernung die Mandarinenboote bereit, um das Schmugglerschiff anzuhalten, welches oft von den Opiumschiffen unterstüzt werden muß, um durchschlüpfen zu können. Insgesammt senden dazu die leztgenannten ihre Schaluppen ab, wobei wechselsweise ein Magazinschiff dem andern zu helfen pflegt. Die chinesischen Schmugglerfahrzeuge, gewöhnlich mit 50 bis 60 starken, pfiffigen Bootsleuten bemannt, die alle muthig und entschlossen sind, verstehen es bei stillem Wetter durch die Kraft ihrer Ruder zu entkommen, und gebrauchen dazu beim Winde ihre Segel. Obschon man begreifen kann, daß alle diese Fahrzeuge gut und schnellsegelnd gebaut sind, so haben aber auch die Mandarinen nicht minder flinke und mit pfiffigem und muthigem Volk bemannte Böte, woher es dann bei solcher Gelegenheit nicht selten zu hartnäckigen Gefechten kommt, von denen man fast täglich auf der Rhede von Whampoa und vor Lintin Augenzeuge seyn kann. Die Mandarinenfahrzeuge sind dabei gewöhnlich mit mehr Geschüz bewaffnet, aber die Schleichhändler, wohl wissend, welches Loos ihrer wartet, wenn sie den Mandarinen in die Hände fallen, fechten mit ihren Waffen auch desto muthiger, um sich vor ihnen zu erretten. Uebrigens ist zu bemerken, daß der Gebrauch des Opiums in allen Ständen unter den Chinesen, selbst bei den höchsten Mandarinen, ein beständiges Bedürfniß ist, weßhalb die Regierung auch wohl nicht mit der Kraft gegen diesen verbotenen Handel einschreitet, die sie entwickeln könnte.

Nichts desto weniger ist es wahr, daß die Regierung den Opiumschiffen, die früher bei Whampoa lagen, Ungelegenheiten genug machte, als diese im Jahre 1821 von da nach Lintin segelten, wohin jezt ihr Depot verlegt ward. Seit der Zeit muß von Zeit zu Zeit Bericht an den Unterkönig zu Canton abgestattet werden, ob der ganze Fluß bis zur See von Opiumschiffen gesäubert ist, wozu dann ein Kriegsfahrzeug mit Sondoks-Mandarinen den Fluß hinabfährt, um dieß zu untersuchen. Ehe dieß aber stattfindet, werden die Schiffe davon vorher unterrichtet, die dann von Lintin nach Cap-sing-moon segeln oder die Anker lichten, und auf dem Flusse bald da-, bald dorthin ausweichen. Die Mandarinen berichten dann bei ihrer Rückkehr nach Canton pflichtschuldigst, daß keine Opiumschiffe gefunden worden. Durch Geschenke an die Beamten hat man es jezt so weit gebracht, daß man sich bei diesen Inspektionen gar nicht einmal mehr von Lintin entfernt, und dennoch stets dasselbe von den Mandarinen berichtet wird.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 25** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Allerseelentag. Von Beranger. — Dramatische Poesie in England. (Fortsetzung.) — Ueber das Poetische in der modernen Poesie Frankreichs. (Fortsetzung.)

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 78.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 März 1837.

Reisenotiz von Madrid über Saragossa und Canfran nach Pau.

(Von P. v. A.)

Dieser Weg, welcher ehemals fast nur von Kontrebandisten besucht wurde, ist heutzutage die Hauptverbindungsstraße zwischen Spanien und Frankreich, auf welcher auch die jetzt tägliche Post geht. Die Straße von Irun ist völlig in der Gewalt der Carlisten, die von Perpignan ist so unsicher, daß die Diligence von Perpignan höchstens nur und auch das mit Gefahr, bis Figueras reicht, die von St. Jean de Luz und Ainhoa über den Puerto de Maza nach Pamplona führt gerade auf den Schauplatz des Bürgerkriegs in Navarra; die übrigen Wege über die Pyrenäen sind entweder zu weit von den Hauptstraßen entfernt oder zu ungangbar, als daß sie zu einem beständigen Verbindungsmittel dienen könnten. Unter diesen Umständen glaube ich, daß eine kurze Reisenotiz über den so eben von mir zurückgelegten Weg nicht unwillkommen und manchem vielleicht nothwendig seyn dürfte.

Die Plätze in der Diligence von Madrid nach Saragossa kosten 10, 15 und 20 span. Thlr. für den Kopf, man kann nur 25 Pf. Bagage mitnehmen, das Uebergewicht kostet 37 Realen (fast 2 Thlr.) für die Arroba (25 Pf.). Man bezahlt außerdem dem Mayoral (Kondukteur) 16 Realen für eben so viele Relais, als Geschenk für die Postillons, und außerdem ein kleines Geschenk, etwa 4 Realen, um den Thaler voll zu machen, für ihn selbst. Das Mittagessen kostet 12 Realen, das Abendmahl 10, der Chokolat 2, das Bett 4 Realen für die Person; wenn man zu Mittag oder Abends nicht an der Tafel ißt, so muß man doch 4 Realen, und außerdem was man etwa zu sich nehmen möchte, Suppe, Chokolat u. dgl. besonders bezahlen. Die Reise geht schnell, man langt frühe genug im Nachtlager an, aber um 2 Uhr Morgens geht es wieder fort, so daß man etwa 4 oder 5 Stunden ausruht. Das Essen und die Betten sind gut, dieß verdankt man den Diligencen, vor deren Einführung (seit den Jahren 1819, 1820 u. s. w.) nirgends, außer in den Hauptstädten, wohleingerichtete Gasthöfe bestanden. Man kann auch jetzt noch wohlfeiler mit den Galeren (Lastwagen) reisen: von Madrid nach Saragossa kann man die Plätze und das Essen für 8 bis 9 Thaler und $^1/_2$ Thlr. für die Arroba Gewicht haben, aber man ist 7 Tage unterwegs, welches auf diesem gar nicht angenehmen Wege unerträglich wird; auch ist die Bedienung natürlicherweise nicht so gut.

Die ziemlich steile Anhöhe, auf welcher man, wenn man von Süden herkommt, Madrid wie eine Krone erblickt, ist die Spitze eines Hochlandes, welches sich erst gegen den Duero und den Ebro hin wieder abdacht. Die Wasserscheide trifft man gerade gegen Norden auf dem Wege nach Aranda und Burgos, bei dem Paß von Somosierra, 17 Meilen, und gegen Nordost auf dem Wege nach Guadalaxara und Saragossa, bei der Anhöhe von Alcolea, 30 Meilen von Madrid an. Der Ausgang aus Madrid führt durch eine kahle, zum Theil unfruchtbare Gegend, in welcher, außer den unscheinbaren Landhäusern und Meiereien des Herzogs von Ossuna und des Grafen von Benavente zur Linken, nichts die Nähe einer Hauptstadt verräth.

Erst ungefähr $3^1/_2$ Meilen von Madrid erhebt sich zur Rechten eine niedrige Bergreihe, an deren Fuße der Henares eine schmale Strecke Landes befruchtet. Man fährt nicht durch Alcala de Henares, aber so viel ich im Vorbeigehen bemerken konnte, scheint mir dieses kleine, wegen seiner Universität bekannte Städtchen (4 bis 5000 Einwohner) eine der bessern und reinlicheren Ortschaften dieses Theiles von Spanien zu seyn. Drei Meilen weiter ist der Ort Meco, wo zur Schnittzeit viele Gebirgsbewohner ihren Unterhalt finden; dieß beweist, daß das Land fruchtbar ist, aber angenehm ist es nicht mehr, und am wenigsten in der Jahrszeit, in welcher ich reiste, im Februar; der allgemeine Mangel an Bäumen macht außerdem hier wie in dem größten Theile Spaniens selbst die fruchtbaren Erdstriche so zu sagen ungenießbar.

(Fortsetzung folgt.)

Die arabische und persische Literatur des 19ten Jahrhunderts.

(Schluß.)

In jeder Stadt Persiens finden sich je nach der Wichtigkeit und Bevölkerung derselben ein oder mehrere große oder kleine Kollegien; die kleinsten können 15 bis 40 Bewohner unterbringen, die größeren bis gegen 250. Einige derselben sind ganz erträglich bedacht, andere sehr schwach und einige haben gar kein sicheres Einkommen; sie wurden aber alle von Königen und Großen des Reichs oder von reichen Privatpersonen gestiftet, welche zur Zeit der Stiftung reichlich für den Unterhalt so vieler Schüler sorgten, als das Gebäude fassen konnte. Diese Rücksicht entschied stets über die Größe und Ausdehnung des Gebäudes, da, wie schon erwähnt, ein Schüler niemals weder für Wohnung noch Unterhalt bezahlt, und viele sogar von den Kollegien unterhalten werden, wenn dieses überhaupt ein Einkommen besitzt. Außerdem müssen die armen Schüler ihr Brod durch Abschreiben, durch Privatunterricht, durch Fasten und Beten um Lohn für reiche Todte verdienen, oder sie hängen von der freiwilligen Mildthätigkeit des Volks oder den königlichen Pensionen ab.

Isfahan enthält die prächtigste und wichtigste Universität in Persien, eine zweite ist, wie schon erwähnt, zu Schiras, und eine dritte zu Meschid, der Hauptstadt Khorassans; in jeder von diesen wird arabische Sprache und Literatur in größerem oder geringerem Umfang, muhammedanische Rechtsgelehrsamkeit und Theologie betrieben, doch ist jeder der drei Orte durch irgend einen vorherrschenden Zweig der Gelehrsamkeit berühmt. Meschid gilt als der Sitz der Naturphilosophie, doch wird davon verzweifelt wenig gelehrt. In der Mathematik gehen die Schüler selten über die Elemente Euklids und den Almagest hinaus; das ptolomäische System der Astronomie wird in beschränktem Umfang studirt, und der Glaube an Astrologie ist so stark als je: dieser hält jedoch die Leichtgläubigen in steter Uebung der Algebra, worauf sie sich ziemlich gut verstehen. Von Geographie weiß man rein nichts. Isfahan ist die große Schule für Metaphysik und Philosophie, und die Schüler wenden ihre Zeit recht gut an, was diese Wissenschaften betrifft, die in Verbindung mit Logik und Osul*) bis zu einem gewissen Grade von Vollkommenheit getrieben werden. Die Stadt enthält etwa 30 bewohnte Kollegien, von denen einige sehr groß und blühend sind, und die Zahl der Lehrer und Lernenden in und außerhalb der Kollegien mag 6 bis 7000 betragen. In Schiras herrscht eine wunderliche Mischung der Studien: hier finden sich die hoch orthodoxen Theologen oder Akbaris, welche jeden Zweig der Literatur, der sich nicht auf Gesetz und Tradition bezieht, für nichts ansehen, und wer sein Leben in einer andern Beschäftigung verschwendet, über den sprechen sie Fluch aus, den die heiligen Imams gegen solche Ungläubige ausgesprochen haben. Hier sind ferner die Hakimi-Osuli oder Religionsphilosophen, welche zwar das Studium des Gesetzes als das wichtigste betrachten, aber nach der deutlichen Erklärung des Propheten, daß die Kenntniß von irgend einem Ding besser ist, als die Unkenntniß desselben, es nicht für unrecht halten, Osul und Metaphysik zu studiren. Endlich sind hier die Sufi, welche in zwei große Zweige zerfallen: die Sufi-Motascharria oder orthodoxen Sufis, welche, wiewohl widerstrebend, die Sendung des Propheten, doch nicht direkt von Gott, anerkennen; nach ihrer Ansicht war er selbst ein Sufi, inspirirt von dem göttlichen Geiste, um die große Menge zu leiten und die Gesellschaft zu ordnen, sie halten sich aber nicht für verbunden, seinen Vorschriften, so wie sie im Koran stehen, und die sie zum Theil metaphorisch deuten, zu befolgen, indem sie es z. B. für keine Verbrechen halten, gelegentlich ein Glas Schiraswein zu trinken, oder eine im Koran verbotene, aber der Gesundheit nicht nachtheilige Speise zu genießen. Die andern heißen Sufi-Motlaks oder abstrakte Philosophen, welche den Koran als eine schöne Probe arabischer Versifikation betrachten, aber für seinen Verfasser keine besondere Verehrung hegen. Die Sufis sind im Ganzen genommen die vernünftigsten und bei weitem die klügsten unter den persischen Gelehrten, denn sie nehmen keinen Anstand, jeden Gegenstand, der sich ihnen darbietet, zu studiren, und sprechen darüber mit Jedem, mag er nun Ungläubiger oder Moslim seyn. Unter den Sufis gab und gibt es noch immer mehr verständige und gelehrte Männer, als unter irgend einer orthodoxen Klasse Persiens, und so sehr auch ihre Feinde, die strengen Muhammedaner, sie verläumdet haben, so ist doch ihre Moralität außer Zweifel.

Außer diesen drei Hauptuniversitäten gibt es noch eine andere, die nicht eigentlich in Persien liegt, aber den persischen Kollegien und persischen Gemeinden manchen hochorthodoxen Mullah liefert. Sie befindet sich zu Kardalah am Ufer des Euphrat in Mesopotamien. Dieß war ursprünglich ein fast wüster Landstrich, da aber Hussein, der dritte Imam der Schiiten, welcher von Jezid ermordet wurde, oder vielmehr in der Schlacht gegen einen der Feldherrn derselben fiel, hier begraben liegt, so wurde es ein Wallfahrtsort der Schiiten, die aus allen Theilen von Persien, Indien und Arabien dahin zogen, und ist

*) Osul bedeutet, wenn wir aus der englischen Schreibart das rechte arabische Wort errathen, so viel als „Elemente;" der orientalische Verfasser gibt von dieser Wissenschaft, die den europäischen Nationen ganz unbekannt seyn soll, nachfolgende Erläuterung: „Die Vortheile dieser Wissenschaft für das Studium der Jurisprudenz und die muhammedanische Rechtsverwaltung sind unberechenbar; sie verhindert die Verwicklung der Gesetze, indem sie jeden neuen und zweifelhaften Fall analysirt, und auf gewisse klare Grundsätze zurückführt, worüber der Gesetzgeber bereits eine deutliche Entscheidung gegeben hat. Es ist eine Folge dieser Wissenschaft, daß das muhammedanische Gesetz immer noch so einfach und doch so wirksam bleibt. Ein Gesetzgeber kann natürlicherweise nicht j den möglichen Fall vorhersehen, der unter verschiedenartigen Umständen vor Gerichte anhängig gemacht werden kann, nach dieser Wissenschaft aber werden gewisse Grundsätze niedergelegt, oder vielleicht richtiger gewisse Umrisse im bürgerlichen wie im Kriminalkoder bezeichnet, und wenn nun ein Fall auch noch so seltsam ist, so kann man nach den Regeln dieser Wissenschaft alle Verwicklungen vermeiden, und die Mühe, ein neues Gesetz zu machen, ist erspart.' Inwiefern diese Wissenschaft das ihr gespendete Lob verdient, wollen wir hier nicht näher untersuchen.

jetzt eine große und volkreiche Stadt. Hier wird namentlich muhammedanisches Recht und Theologie studirt, und die Schüler sind meistens Araber und Perser. Der Modschtahed von ganz Persien residirt gewöhnlich hier als das Haupt der Universität, und sendet von hier aus nach allen Theilen des Königreichs seine Resala's oder Hirtenbriefe zugleich mit einer großen Schaar seiner Schüler, deren blinder Muhammedanismus und Kuschki-Damagh (Gehirntrockenheit, wie die Sufis sich ausdrücken) über alle Beschreibung geht. Was wir über den Aberglauben und die Bigotterie der gelehrten Araber des jetzigen Jahrhunderts gesagt haben, gilt auch größtentheils, wo nicht ganz von diesen persischen Fakihas (Theologen), welche aus der Schule von Karbalah kommen, und mit wenigen Ausnahmen jenem Scheikh gleichen, dem seine Frömmigkeit das Leben kostete. Aber der Sufismus gewinnt Boden in Persien, und diese Kuschk-Damaghs sind nicht mehr so gefürchtet, noch werden die Sufis so mißhandelt oder verfolgt wie früher. Die größere Zahl der gelehrten Männer von Schiras sind Sufis, welche kaum ihre Grundsätze verbergen, und doch nur selten von den Orthodoxen belästigt werden. Ein Sufilehrer kann jetzt in seinem Diwan Khaneh (äußeren Zimmer), umgeben von seinen Schülern sitzen, ohne Furcht, von einem durch Mullahs aufgehetzten Pöbel angefallen, von Fakihas verfolgt oder zu Tode geprügelt zu werden, wie dieß wahrscheinlich vor einigen zwanzig Jahren der Fall gewesen wäre.

Das Unterrichtssystem, die Art der Studien und die Sitten der persischen Schüler in den Kollegien sind vortrefflich. Jedes Kollegium hat einen Vorstand, der mit einem oder zwei Beiständen über die Disciplin wacht, und den Besitzstand, welcher da ist, beaufsichtigt. Es werden, die unmittelbaren Religionsdiener ausgenommen, keine formellen Grade ertheilt, auch gibt es keine Professuren. Die Vorlesungen sind alle öffentlich, und jeder kann denselben beiwohnen. Jeder kann selbst Vorlesungen halten, die Zahl der Schüler aber hängt natürlich von seiner Geschicklichkeit ab; übrigens wirft eine solche Lehrerstelle kein Einkommen ab, die Schüler zahlen nichts für den Unterricht, und die Ehre ist die einzige Belohnung. Die Vorlesungen finden jeden Tag, Montag und Freitag ausgenommen, von Morgens bis Abends statt, und es ist gar nichts Seltenes, einen Talabah *) aus einem Vorlesungszimmer, wo er Zuhörer war, kommen, und nach einem andern, vielleicht in einem andern Kollegium eilen zu sehen, wo ihn eine Abtheilung Schüler als Lehrer erwartet. Der Vortheil dieser Sitte ist, daß Schüler von jeder Fähigkeit und jedem Grade des Fortschritts sicher sind, Vorlesungen zu finden, die für sie passen. Ferner zieht sich jede Klasse nach der Vorlesung eines Lehrers gewöhnlich in ein anderes Zimmer zurück, wo die erhaltene Lektion abermals durchgenommen wird. Die Schüler übernehmen es gewöhnlich der Reihe nach, die Vorlesung zu wiederholen, manchmal aber ernennen sie einen, der einen besondern Ruf unter ihnen hat, und man erwartet von ihm, daß er die ganze Vorlesung so viel möglich genau so wiederhole, wie sie der Lehrer gegeben hatte. Begeht er einen Mißgriff, so weist ihn der eine oder der andere von den Schülern zurecht, denn Alle hören aufmerksam und sind stolz darauf, ihm einen Fehler nachzuweisen; auch lassen sie sich in eifrige Disputationen über strittige Punkte ein.

*) Ein Schüler, eigentlich ein Suchender.

Diese Uebung, Motsakarah oder Wiederholung genannt, ist sehr vortheilhaft: sie schärft den Verstand, hält die Beurtheilungskraft in steter Thätigkeit, und macht die Schüler gesellig. Geselligkeit ist überhaupt eine Tugend, die in einem anderswo nicht leicht bekannten Grade in diesen Kollegien herrscht. Alles ist gemeinsam bei ihnen: Bücher, Nahrungsmittel und Geld. Während des Tages geht es in diesen Kollegien äußerst lärmend her, wegen der sehr laut geführten Matsakarahs, und dieser Kollegienlärmen ist im Orient sprüchwörtlich geworden, weßhalb auch persische Dichter oft darauf anspielen. Bei Nacht herrscht aber in diesen Instituten die größte Stille. Die Talabah sind ungemein frugal: nach einem geringen Mahl von Brod und Früchten oder Reiß und Milch (Fleisch sehr selten, außer im Winter) begeben sie sich zeitig zur Ruhe für wenige Stunden, und um zwei Uhr Morgens, oder auch noch früher, stehen sie wieder auf, um der Studien zu pflegen, und dann darf einer den andern in seinem Motaliah (stillem Lesen) und Mokaschifah (Nachdenken) nicht stören. Ungefähr eine Stunde vor Sonnenaufgang nach dem Morgengebet und dem Vorlesen einiger Kapitel aus dem Koran gehen die Talabah in die Vorlesungen, und Alles ist wieder voll Geschäftigkeit. Es ist ein merkwürdiger Anblick, namentlich zu Isfahan, was eine sehr große Stadt ist, und wo die Kollegien weit von einander entlegen sind, früh Morgens, wenn die Kaufleute nur eben ihre Thüre öffnen, zahlreiche Schaaren dieser weißen Turbanträger in Gruppen von 30 oder 40 nach allen Richtungen hin eilen und sich auf dem Wege lebhaft besprechen zu sehen.

Ihre Studien umfassen, wie bereits erwähnt, arabische und persische Literatur, Logik, Metaphysik, Moralphilosophie, Theologie, Gesetzkunde, Osul und Tafsir (Koranerklärung); ihre Kenntnisse in der Mathematik sind sehr beschränkt, mit Naturphilosophie sind sie nur unvollständig bekannt, und von Geographie und Geologie wissen sie wenig oder gar nichts. Ihre Kenntniß der Geschichte beschränkt sich auf Asien und einige Theile Afrika's, könnte aber sehr erweitert werden, wenn die Elementarwerke darüber besser würden. Die arabischen und persischen Geschichtschreiber haben zahllose, zum Theil sehr gut bearbeitete Werke geliefert, scheinen jedoch die Kunst nicht verstanden zu haben, ihr Material so zu verarbeiten, daß die wichtigern Thatsachen hervortreten und der Lernende nicht in eine Menge Details verwickelt wird, das ihn nur verwirren kann.

Dichtkunst war zu allen Zeiten und ist noch eine Lieblingsbeschäftigung talentvoller Männer in Persien, welche in diesem schönen Zweig der Literatur sich häufig auszeichnen, und ihn mit der ihrer Nation eigenen Vorliebe und Eifer betreiben; auch ist die Sprache so vollendet und so reichhaltig, daß man sie mit Recht die Muttersprache der Poesie nennen kann. Die Geschichte der persischen Dichtkunst ist für sich allein ein sehr ausgedehnter und vielfach interessanter Gegenstand, würde uns aber hier weiter ins Detail hinein führen, als sich mit dieser kurzen Uebersicht der allgemeinen Literatur verträgt.

Chronik der Reisen.

Reise von den Sandwichs-Inseln nach China und Aufenthalt daselbst.

1. Fahrt nach Canton.

(Fortsetzung.)

Diejenigen, welche die Art und Weise des Opiumhandels auf Java mit angesehen haben, wissen, daß dieser Artikel gewöhnlich in Kuchen von 4 bis 5 daumendicken Durchmesser ankommt und zwischen Spreu gepackt ist, auch daß die Waare eine große Verschiedenheit zeigt. Das türkische Opium, das zum Rauchen zu stark ist, wird für das geringste gehalten, dagegen das von Patna und Benares für das beste. Das letztere ist von bräunlicher Farbe und zeigt beim Durchschneiden der Kuchen einen gewissen Glanz mit weißen Pünktchen. Auch die Preise dieses Artikels sind bald dem Steigen, bald dem Fallen unterworfen, so daß man im Handel mit demselben große Summen verlieren oder gewinnen kann. Der Unterschied des Werths des Opiums gibt Veranlassung, daß man diesen Artikel nicht wenig vermischt; die Befehlshaber der Opiumschiffe sind in dieser Vermengung hinlänglich bewandert, obgleich es schwer hält, die pfiffigen Chinesen damit zu prellen.

Die unten beigefügte Tabelle mag andeuten, in welcher Progression der Gebrauch des Opiums in China von Jahr zu Jahr zunimmt, wodurch endlich der einzige Weg gebahnt worden, um etwas von den unberechenbaren Summen Geldes aus China wieder zu bekommen, welches nun schon seit Jahrhunderten für die Masse von Produkten, die von dort nach allen Welttheilen ausgeführt werden, eingenommen worden ist:

Vom 1. April bis zum 1. April.	Kisten von 100 Catty's (127 Pfund preußisch).	Werth in Piastern.
1818 — 1819	4580	4.159.250
1819 — 1820	4600	5.583.200
1820 — 1821	4770	8.400.800
1821 — 1822	4628	8 514.600
1822 — 1823	5822	7.988.950
1823 — 1824	7082	8.515.100
1824 — 1825	8655	7.619.625
1825 — 1826	9621	7.608 205
1826 — 1827	9969	9.610.085
1827 — 1828	9475	10.582.141

So wie durch fast ganz Ostindien das Opium (auch Aenfiun genannt) aus Pfeifen von Bambus geraucht wird, so ist dieser Gebrauch des Mohnsaftes auch bei den Chinesen Sitte, die es größtentheils noch mit etwas Tabak vermengen, und dann ein Kügelchen davon in einen kleinen metallenen Pfeifenkopf legen, der an einen feinen Bambusstiel befestigt ist. Der wenige Tabak reicht gerade zu, um einige Züge Rauch herauszuholen, womit dann der Raucher auch gewöhnlich befriedigt ist, und mehr oder minder seinen Rausch — eben der von ihm gesuchte Genuß — davon empfangen hat.

Ehe wir ferner über den Handel berichten, dürfte hier der Platz seyn, etwas über die chinesische Geldrechnung zu sagen, die nach dem eingebildeten Werth von einem sogenannten „Thayl" bestimmt wird. 1 Thayl macht ferner 10 Maas, 1 Maas = 10 Candaryn, 1 Candaryn = 10 Caesch, so daß ein Thayl = 1000 Caesch, und 72 Thayl so viel wie 100 Piaster sind. Dieß dürfte für jetzt genügen.

Um noch etwas von der Insel Lintin zu sagen, so erstreckt sie sich in der größten Länge eine halbe Meile von N. W. nach S. O. An der N. W. Küste hat sie einen Einschnitt, sehr brauchbar zu einem Hafen für kleine Fahrzeuge, weßhalb dort auch mehrentheils der Liegplatz der Mandarinenboote und chinesischen Kriegsschiffe kleinerer Gattung ist. Die Breite der Insel soll eine starke Viertelmeile betragen. Eigentlich besteht sie nur aus einem aus dem Wasser emportauchenden Bergrücken mit einem hervorragenden 1000 bis 1200 Fuß hohen Pik, von welchem etwas mehr südlich sich die Mitte der Insel befindet. Der merklich nach Norden überhängende Gipfel dieses Piks besteht aus kahlen, nackten Felswänden, die einen auffallenden Kontrast mit den malerischen, fruchtbaren Hochebenen bilden, in welcher der Fuß dieses Bergs bis zum Ufer rundum ausläuft. An der Westseite der Insel sieht man zwischen diesen grünen Feldern ein anmuthiges, niedliches chinesisches Dörfchen amphitheatralisch am Abhang des Bergs liegen. Die mit ihren Schiffen vor Lintin liegenden Ausländer gehen hier öfters ans Land, um zu jagen oder nur zu promeniren; die einzige Art des Vergnügens für diejenigen, die hier Jahr aus Jahr ein mit ihren Opiumschiffen stationiren.

Wir kommen jetzt zu der dritten Abtheilung des Tigris-Flusses — von der Boca Tigris bis zur Rhede von Whampoa — und mag die nähere Beschreibung dieses Fahrwassers hier Platz finden.

Die Boca Tigris, oder die Mündung des erst jetzt so zu nennenden Flusses, weil von hier erst seine regelmäßigen Ufer beginnen, liegt auf der Ausdehnung nach N. N. W. sechs Meilen von der Insel Lintin; auch hier ist das Fahrwasser von Zeit zu Zeit durch die Chinesen mit ihren — oben schon erwähnten — hindernden Fischereiapparaten besetzt. Auf dem halben Wege zwischen der Insel Lintin und der Boca liegt die zwei Meilen lange Sandbank von Lintin, an deren beiden Seiten man Fahrwasser hat, so daß die chinesischen Lootsen, die die Schiffe von Macao aufbringen, gewöhnlich die Westseite, die von Lintin kommenden aber die Ostseite wählen. Hat man die Lintin-Bank passirt, so werden in der Ferne schon die chinesischen Befestigungen an der Boca Tigris sichtbar, die durch ihre fremde Bauart einen sonderbaren Anblick gewähren. Vornehmlich ist dieß der Fall mit dem großen Fort östlich auf der Landzunge von Anunghey gelegen, das sich dem Auge als ein ausgebreiteter, von einer weißen Mauer umgebenen Bergabhang darstellt. Darauf folgt eine zweite — auch dem Range nach — Befestigung, die mitten im Fahrwasser zwischen beiden Ufern auf der Insel Wantong liegt. Indem man sich diesen Plätzen nähert, erhält man eine erhabene und wirklich prächtige Aussicht über den Eingang in den Fluß bis an die sich verengernde Mündung, wie auch über Wantong hinaus auf den Hintergrund, wo sich zuletzt die Tiger-Insel zeigt. So wie das Schiff fortrückt, entwickelt sich das ganze aus Bergen, Festungen, Inseln und der Mündung des Flusses zusammengesetzte Gemälde zu einzelnen für sich abgeschlossenen Bildern.

(Fortsetzung folgt.)

In Sicilien beschäftigt man sich ernstlich mit Errichtung von Fabriken zu Bereitung von Zucker aus der indianischen Feige, der Frucht von Cactus opuntia. Schon längst wußte man, wie viel krystallisirbaren Zucker diese Pflanze enthält; neuerlich aber lenkte Dr. Furneri die Aufmerksamkeit wiederholt auf diesen Gegenstand durch Versuche, welche zu beweisen scheinen, daß die Bereitung des Zuckers aus der indianischen Feige weit einfacher ist, als die aus der Runkelrübe, und daß der aus der erstern gewonnene Zucker weiß und fest ist. Zudem wächst der Cactus opuntia im ganzen südlichen Europa außerordentlich häufig und fast ganz wild, und läßt sich durch Absenker sehr leicht vervielfältigen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 79.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 März 1837.

Ueber die Geologie Aegyptens. *)

Aegypten, oder der Theil des Nilthales, nördlich von den ersten Katarakten, wird gegen Norden vom Mittelmeer, gegen Süden von Nubien und gegen Osten und Westen von zwei Gebirgeketten begränzt, die in fast paralleler Linie gegen einander, von den ersten Katarakten bis nach Cairo fortlaufen, indem sie ein von 3 bis zu 9 (engl.) Meilen breites Thal zwischen sich lassen, das durch diese Gebirgsrücken an der östlichen Seite vom rothen Meer und an der westlichen von der großen lybischen Wüste getrennt wird. In diesem Thal fließt der Nil, bald von den Felsen zu beiden Seiten in ein enges Bett gezwängt, bald durch die reiche Alluvialebene hin, deren befruchtender Vater er ist.

Geologisch kann Aegypten in vier große Distrikte getheilt werden, je nach der Natur der Formationen, die sich bei der Fahrt flußabwärts von den ersten Katarakten, oder von Assuan bis zum Gestade des Mittelmeeres dem Blick des Forschers bieten. Diese sind: Granit, Sandstein, Kalkstein und die Alluvialformationen. Die Granitformation erstreckt sich von den nubischen Gebirgen bis Assuan unterm 24° nördlicher Breite, wo der Fluß sich reißend durch die Granitfelsen drängt, welche seinen Lauf einengen; diese Stelle wird der erste Fall genannt. Diese Fälle, fünf oder sechs an der Zahl, kommen durch den ganzen Lauf des Nils, südlich von Assuan bis nach Cartun vor, wo die beiden Arme des Flusses sich vereinen; der Arm nämlich, welcher der Bahr el Nil, oder auch der blaue Fluß genannt wird (ein Name, welchen die Araber dem Nil in seiner ganzen Länge von Cartun bis Cairo beilegen), und der Bahr el Abiad.

Die beiden ersten Fälle des Nils liegen in dem Granitdistrikt, verdienen aber, mit Ausnahme des zweiten, Wady Halfi genannt, den ihnen beigelegten Namen nicht, weil sie größtentheils für die Boote fahrbar sind, auf denen der Verkehr auf dem Nil betrieben wird. In diesem Granitdistrikt befinden sich die alten Steinbrüche, aus denen die ungeheuren Steinblöcke geholt wurden, deren die alten Aegyptier sich zu ihren unvergänglichen Bauten bedienten. Der hier vorkommende Granit ist in Charakter und Qualität bedeutend verschieden; zu Assuan findet sich jener rothe oder rosenfarbene Granit, der bei den Alten Syenit genannt wurde, und der seinen Namen von der Oertlichkeit erhielt, wo er gebrochen ward, indem Assuan ursprünglich Syene hieß; doch ist er durchaus nicht mit dem Syenit neuerer Sammlungen zu verwechseln. Aus diesem rosenfarbenen Granit wurden die merkwürdigsten Obelisken und andere Denkmäler des Alterthums verfertigt. Die Sandsteinformation erstreckt sich von Assuan nach Esneh, eine Entfernung von beiläufig 70 Meilen in gerader Linie. Zu Dschibbel Silsileh befinden sich die Steinbrüche, aus denen die Sandsteinblöcke zu dem großen Tempel von Philä, zu dem großen Gebäude in Esneh und zu dem schönen und wohl erhaltenen Tempel der Isis zu Dendera hervorgingen. Auch dieser Sandstein ist von verschiedener Art: bald sehr fein, weiß und krystallartig, bald geldlich und von lockerem, zerbrechlichem Gefüge.

Unmittelbar unterhalb Esneh beginnt die große Kalksteinformation Aegyptens, welche sich zu beiden Seiten des Flusses bis nach Cairo erstreckt, wo die beiden Sandsteinrücken von einander abweichen, indem der östliche Ast in fast rechten Winkeln sich gegen Suez, der westliche aber in nordwestlicher Richtung gegen Alexandria hinzieht und dazwischen den dreieckigen das Delta genannten Raum läßt.

Gerade am Anfang der Kalkformation weichen die Hügel, welche den Fluß einschlossen, auf beiden Seiten zurück, indem sie zwischen sich und den beiden Ufern des Flusses eine weite Ebene öffnen, die Ebene von Theben genannt. Hier stand die alte Hauptstadt Aegyptens, das „hunderttborige Theben" und in diesem Kalksteinfelsen wurden die zahllosen Gräber ausgehauen, welche insgemein die Nekropolis von Theben genannt werden, und dann jene noch prächtigern Ruhestätten für die Mumien der alten Monarchen, die man mit dem Namen der Könige bezeichnet. Aushöhlungen derselben Art und zu denselben Zwecken, nur nach minder großem Maßstab, bemerkt man in Zwischenräumen durch diese ganze Formation, und namentlich zu Beni Hassan in Mittelägypten.

Ein Charakterzug dieses Theils des Nilthals ist, daß auf

*) Mitgetheilt von D. W. Nash, Wundarztgehülfe in der bengalischen Armee, im Edinburgh New Philosophical Journal.

der westlichen Seite der Kalkstein von der Ebene aus in einem allmählichen und sanften Abhang emporsteigt, während er an der östlichen hohe und oft sehr steile Wände bildet, deren Grundfesten von dem Fluß bespült werden. Die östlichen und die westlichen Felsenrücken werden von quer durchlaufenden Thälern durchschnitten; von diesen sind die bedeutendsten das nach Cosseir am rothen Meer führende und jenes, welches in die Ebene von Fayum führt. Ganz von ähnlicher Beschaffenheit sind die Thäler westlich von Cairo in der Wüste, welche fast in östlicher und westlicher Richtung sich hinziehen; diese beiden Thäler werden durch einen Gebirgsrücken getrennt — das nördliche führt den Namen „Natronthal" und enthält sechs kleine Salzseen, deren Wasser stark mit salzsaurem Salz und Natron geschwängert ist; die ganze Oberfläche des Thals und der Centralgebirgsrücken sind mit diesen Salzen überzogen. Das südliche Thal, Bahr bila Mah, oder der „See ohne Wasser," genannt, enthält keine Seen oder salzige Ablagerungen, sondern hat eine sandige Oberfläche, mit unzähligen Trümmern von Quarz, Achat und Jaspis bedeckt.

Zu Cairo weichen, wie bereits erwähnt, die Kalkgebirge von dem Delta ab, durch welches sowohl die beiden Hauptarme als auch mehrere Nebenarme des Nils fließen. Der von dem Arm von Rosette und dem von Damiette eingeschlossene Raum hält in seiner größten Breite ungefähr 200 Meilen, und dieß ist die Alluvialformation Aegyptens. Es finden sich indeß noch bedeutende Alluvialablagerungen längs dem Lauf des Flusses und in der Ebene von Fayum. Dieses Alluvium ist über einen bedeutenden Flächenraum verbreitet, und jetzt von dem immer weiter umsichgreifenden Sand der Wüste bedeckt, der von dem verderblichen Westwind herbeigeführt wird, den die alten Aegyptier so bezeichnend unter der Gestalt des zerstörenden Typhons abbildeten. Alle diese Alluvialformationen rühren von den Wassern des Nils her, die, wenn sie von den tropischen Regen Nubiens und Abyssiniens angeschwellt werden, eine große Menge von Schlamm und Erde mit sich führen. Man hat viel darüber gestritten, ob nicht das ganze Delta seinen Ursprung dem Nil verdanke; dem möge nun seyn wie ihm wolle, so kann doch kein Zweifel darüber obwalten, daß das jährlich abgelagerte Alluvium sehr bedeutend ist, und daß die Oberfläche des Bodens, unterhalb Cairo wenigstens, von dieser Ablagerung bedeckt wird. Durch ganz Ober- und Mitteläygpten, von Assuan bis nahe an Cairo, ist das Nilbett, nach den periodischen Regen in Nubien, nicht viel mehr als das Bett eines Gießbachs, mit hin und wieder unbedeutender Ausdehnung des Wassers. Das letztere eilt mit großer Schnelligkeit dem Mittelmeer zu, während das Alluvium sich natürlich zu Boden senkt, wenn das Wasser sich auf dem ebenen Boden unterhalb Cairo ausbreitet. Bruce hat berichtet, daß das Nilwasser nur wenige erdige Stoffe enthalte; allein selbst wenn der Fluß nach der Ueberschwemmung sich schon längst in seine Ufer zurückgezogen hat, muß man das Wasser lange stehen, und den Schlamm, den es enthält, sich zu Boden senken lassen, ehe man es trinken kann. Wenn indeß der Fluß nach und nach dem Boden Aegyptens einige Meilen zugesetzt hat, so ist es nicht minder gewiß, daß andere Theile des Landes eine Strecke ihres Gebiets durch die Eingriffe des Oceans verloren haben — denn manche Stelle war früher eine fruchtbare Ebene und ist jetzt von einem Salzsee bedeckt.

Reisenotiz von Madrid über Saragossa und Canfran nach Pau.

(Fortsetzung.)

Wir waren wie gewöhnlich erst um Mittag von Madrid abgefahren, und langten um sieben Uhr in dem eilf Meilen entfernten Guadalarara an. Dieß ist eine alte, häßliche, schmutzige Stadt, von welcher man jedoch sagen will, daß sie jetzt etwas besser zu werden anfängt. Eine Menge lange, zum Theil in Ruinen liegende Wände von Klöstern, Gärten oder sonstigen Gebäuden, deren Bestimmung man nicht kennt, zwischen denselben ausgedehnte verpestende Sümpfe, häßliche, finstere unansehnliche Häuser, ein kleiner, unregelmäßiger Platz und hie und da ein Steinpflaster, welches zur Marter der Pferde und der Fußgänger erfunden worden zu seyn scheint, ist Alles, was ich sah. Zwei ehemalige Klöster sind befestigt, eines derselben hat zwei Kanonen und dient zur Zuflucht bei der Annäherung der Insurgenten; denn obgleich die Stadt 10 bis 12,000 Einw. zählt, so sind keine 20 Nationalgarden bewaffnet und die Gesinnung ist im Allgemeinen carlistisch. Hier ist auch eine von der Regierung unterhaltene Tuchmanufaktur, die zwar ganz gute Tücher der gemeinern Art liefert, deren Existenz aber, und besonders so nahe an der Hauptstadt, ein Beweis von dem ungeheuren Rückstande des Landes ist; denn wo gibt es heutzutage ein gewerkfleißiges Land, in welchem Tuch, ein so allgemeiner und nothwendiger Begehrartikel, noch von der Regierung fabricirt werden muß. Und doch ist die Sorge für die Aufrechthaltung dieses Zweiges der einzige Grund, den man für den Bestand dieser Fabrik anführen kann, denn was den Gewinn betrifft, so weiß man ja, was diese Regierungsfabriken eintragen, und in der That hat man noch keinen Partikulier finden können, der es gewagt hätte, diese Fabrik dem Staate abzunehmen; da man sie aber doch nicht will eingehen lassen, so geht der alte Schlendrian immer so fort.

Torija ist ein kleiner Ort, $3^1/_2$ Meilen von Guadalarara, von wo man links auf die Straße nach Soria ablenkt und durch Jadraque kommt, wo der Brigadier Lopez mit 800 Provinzialgrenadieren, welche nebst andern Gardetruppen die Revolution in der Granja gemacht hatten, von Gomez gefangen wurde. Um wieder auf unsern Weg zurückzukehren, so ist das Land von Torija bis Alcolea eines der ärmsten und elendesten, die ich in Spanien gesehen habe; die kleinen Oerter mit ihren Ziegelhäusern ohne Kalkanwurf geben ihm ein noch traurigeres Aussehen. Von Almadrones ist in manchen Karten die Straße über Siguenza und Medinaceli bis Lodares gezeichnet, aber man läßt jetzt die beiden erstern Städte links, von Almadrones oder Torremocha sind 3 Meilen nach Siguenza; die neue Straße führt von Almadrones über Algora und Torremocha geraden Wegs

nach Alcolea (14 M. von Guadalaxara), wo man Nachtlager hält. Drei Meilen von Alcolea gelangt man auf den höchsten Punkt dieses Tafellandes, nun geht es schnell abwärts; von dem Parador de Medinaceli, wo die Pferde gewechselt werden, sieht man ziemlich weit zur Linken Medinaceli, dessen Lage auf einer beträchtlichen Anhöhe mir die ähnliche Ansicht von Medinasidonia, 7 Meilen von Puerto Santa Maria bei Cadix, ins Gedächtniß rief; bald darauf erreicht man Lobares. Der abschreckende Anblick des Landes wird nun schon hie und da durch bepflanzte in die Berge hineinreichende Gegenden angenehm unterbrochen, besonders bei Huerta, einem Ort jenseits Arcos, rechts von der Straße, mit einem großen, ehemals sehr reichen, jetzt aufgehobenen Kloster, wo noch kürzlich Cabrera, nachdem er in dem Gefechte von Cervera de Alhama (in Soria gegen den Ebro hin) verwundet worden, eine verborgene Unterkunft fand, bis er als Schäfer verkleidet, in Gesellschaft zweier wirklicher Schäfer sich mit der Eskorte, die ihm die Seinigen aus Niederaragonien zugesendet hatten, vereinigen konnte. Man wendet sich nun immer näher gegen den Ebro hin, in welchen die Gewässer abfließen; in Ariza, einem kleinen Ort 15 oder 16 Meilen von Alcolea, ist das Nachtlager; das Einkehrhaus hat einen wenig versprechenden Eingang, ist aber so gut als die übrigen und hat einen schönen Speisesaal, den man hier nicht suchen würde. Calatayud ist von diesem Orte nur 3 Meilen entfernt. Diese Stadt ist in Aufnahme, und zählt bereits 6 bis 7000 Familien: dazu trägt das gesunde, obgleich etwas feuchte Klima, die Fruchtbarkeit der berühmten Huerta de Calatayud (d. h. des zu dieser Stadt gehörigen Gartenlandes) und die hieraus entspringende Wohlfeilheit bei. Zwei Abgeordnete waren eben nach Madrid gereist, um von den Cortes zu erhalten, daß Calatayud, welches gegenwärtig von Saragossa abhängt, wieder wie im J. 1821, Hauptstadt einer eigenen Provinz würde. Wir konnten auch von dieser Stadt nichts als eine allgemeine Ansicht nehmen, die um so weniger belebt war, da wir um 5 Uhr Morgens ankamen; nachdem wir seit Madrid beinahe nichts als elende Nester gefunden hatten, schien uns Calatayud ein kleines Paris, indessen versicherte uns ein Reisegefährte, der die Stadt kannte, daß sie noch immer nichts als ein großes Dorf ist, obgleich die Bewegung endlich doch auch in diesen Winkel Spaniens einzudringen anfängt.

In dieser Gegend ist bereits der aragonesische Typus kenntlich: eine weißere Farbe, offene, obgleich ernste Physiognomien, ein sorgfältiger tuchener Anzug, dem freilich meistens der Mantel über der runden Jacke fehlt, ein zwar magerer, aber nerviger Körper, und eben so die wadenlosen Beine, eine härtere, aber noch immer ziemlich reine Aussprache, das war es, was ich im Vorbeigehen bemerkte. Von Calatayud an werden die Leute korpulenter, und in dieser Stadt sowohl als in Saragossa gibt es Männer und Weiber, die sich durch ihre Taille und ihre Stärke auszeichnen, aber schön gebaut kann man sie, wenigstens was die letzteren betrifft, nicht nennen, und selbst ihre Physiognomie ist nicht anziehend, obschon sie im Allgemeinen gute Leute sind. Von Calatayud gelangten wir nach dem ziemlich großen Ort el Frasno (3 Meilen), wo gefrühstückt oder vielmehr gegessen wird, dann folgt Almunia (5 Meilen) und Muela (2 Meilen). Man ist nur noch 4 Meilen von Saragossa entfernt, deren Thürme man erblickt, sobald man die Anhöhe von Muela etwa eine halbe Meile von diesem Ort erreicht hat. Von dieser Anhöhe geht es schnell gegen den Kanal des Ebro hinab, aber niemand, der das berühmte Saragossa so nahe bei sich sieht, würde glauben, daß er von dieser Stadt und ihren befruchtenden Flüssen durch eine Wüste getrennt ist, dergleichen man wenige in Europa finden wird. Das elende Tafelland von Guadalaxara, die Kalkhügel von Los Barrios und Aranjuez sind ein Paradies im Vergleich mit diesem Abhange, der während der großen Windungen, die die Straße macht, nichts als das Bild einer Arabia petræa darbietet. Das Ganze ist nichts als ein verworrenes Geschütte von Kalk und Steinen, meistens ganz nackt, hie und da mit einem verbrannten graurothen Moose bedeckt und durch die hervorragende Spitze eines kleinen Felsens unterbrochen. Kein Tropfen Wasser ist in diesem trockenen Boden zurückgeblieben, kein Leben, keine Bewegung, außer den Winden, die von der Höhe herab kommend, sich in den Kalkgängen, welche die Straße bilden, verfangen oder gerade über die Fläche hinwehend, den letzten Keim von Vegetation wegblasen; keine Pflanze, die nur zwei Fuß hoch wäre, kein Vogel, und ich weiß nicht, ob irgend ein anderes lebendes Wesen, das in diesem unwirthbaren Gefilde hausen möchte; das Auge ermüdet und das Herz verengt sich, und ich glaube, man müßte vor Traurigkeit sterben, wenn man verdammt wäre, längere Zeit und einsam in einer solchen Gegend zu wandern. Und das dauert während zwei Meilen. Man ist froh, endlich am Kanal anzulangen, so wenig belebt er ist, und den Monte Torrero, so wie die übrigen Spaziergänge und Baumpflanzungen, welche die Mauern von Saragossa umgeben, zu schauen; in der That muß dieser Anblick im Frühjahr reizend seyn; im Februar mußten wir freilich unsere Einbildungskraft ein wenig zu Hülfe rufen.

(Fortsetzung folgt.)

Blonde Menschenrace in Afrika.

Herr Guyon, Chirurg in der französischen Armee in Afrika, bemerkt in einem Schreiben an Herrn Dureau de la Malle, es halte sich gegenwärtig zu Budschia eine Frau auf, die aus dem Innern gekommen und wahrscheinlich von dem weißen Stamm in den Bergen Aures (?) entsprossen sey. Sie ist gegenwärtig höchstens 26 bis 28 Jahre alt, hat eine äußerst angenehme, aber ihren Landsmänninnen ganz unähnliche Physiognomie. Ihre Haare sind blond, ihre Augen blau, ihre Haut schön und weiß. Sie ist an den Imam Sidi Hamed verheurathet, und hat von ihm drei Kinder, die ihr in jeder Beziehung sehr gleichen.

Chronik der Reisen.

Reise von den Sandwichs-Inseln nach China und Aufenthalt daselbst.

1. Fahrt nach Canton.

(Fortsetzung.)

Hat man die Lintin-Bank passirt, so muß man, indem man sich nördlicher und nach der Landspitze von Chuen-pee hält, auf geraumen

Abstand vom Backbord eine zweite Sandbank, die Untiefe und das Riff von Lankeet lassen, der man nur auf kleinen Fahrzeugen nahen kann. Dann trifft man auf dieser Fahrt noch die Inselchen oder Felsen Sam-pan-chow und Ouchow, und bekommt endlich am Steuerbord die genannte Landspitze von Chuen-pee, auf welcher ein chinesisches Blockhaus liegt, zu sehen. Hierauf am Backbord das Kap von Tycock-tow, wonach man erst die Boca Tigris passirt, unter welcher Bezeichnung die Durchfahrt an der Ostseite der Insel Wantong zu verstehen ist, zwischen dem auf ihr liegenden Kastell und dem vorher berührten ausgebreitetern Fort auf der Spitze von Anunghoy.

Diese Verengung, welche man eigentlich erst recht die Mündung des Tigris nennen kann, wird durch sieben Forts vertheidigt, die, so viel ich geschätzt, ungefähr zusammen mit 300 Geschützen besetzt sind. Nur allein die Batterien und Festungswerke der Insel Wantong sind mit deutlicher, doch theilweise sonderbarer Idee von Verschanzungen angelegt.

Die letztgenannte Insel hat zwei Berggipfel, deren Kronen von Mauern umringt sind, mit Schießscharten versehen, aus denen die Mündungen des Geschützes herausschauen. Die Mauer des westlichen Berggipfels bildet einen vollkommenen Kreis; doch bietet es einen befremdenden Anblick dar, daß sowohl hier, so wie über die ganze Befestigung, unter jeder Schießscharte ein Ungeheuer gemalt ist, so viel ich erkannte, ein Tiger, womit die Chinesen bezwecken, dadurch dem Feinde einen Schreck einzujagen. An der Ostseite von Wantong — dem Fahrwasser für große Schiffe — liegt dicht am Flusse eine zweite oder Unterbatterie, eine bloße Mauer mit Schießscharten, welche mit der höher befestigten auf dieser Seite durch Mauern, die längs dem Abhange des Bergs erbaut sind, verbunden ist. Oben auf beiden Berggipfeln, im Umkreise der früher erwähnten Mauern, sieht man einige Gebäude, vermuthlich zu Wohnungen benutzt. Was das Kastell auf der gegenüberliegenden Landspitze von Anunghoy betrifft, so besteht dasselbe, wie schon gesagt, aus nicht viel mehr, als aus einer gegen den Abhang des Bergs auflaufenden Fläche, die mit einer Mauer mit Schießscharten umgeben ist. An der Strandseite formirt diese Mauer eine gerade Linie, die, gleich der Unterbatterie von Wantong, dicht längs dem Wasser fortläuft und eine Seite von ungefähr 100 Geschützen ausmacht; unter jeder Schießscharte erblickt man wieder eine Mißgestalt, die ein scheußliches Ungeheuer vorstellt. Die Kanonen dieser Batterien liegen alle auf festen, unbeweglichen Laffeten, so daß man ihnen eben so wenig eine Elevation geben, als sie seitwärts richten kann. Das Kaliber dieser Stücke beträgt, wie mir versichert wurde, 60 Pfund Stein, da die Munition noch aus steinernen Kugeln besteht. Auf dem einen Ende der Batterie an der Wasserseite von dem letztgenannten Kastell sieht man einen stattlichen Thurm, vermuthlich Wohnungen für die in den Befestigungen kommandirenden Mandarinen enthaltend. In der Mitte der ummauerten Fläche stehen zwei andere Gebäude, während die längs dem sich senkenden Berge aufsteigenden Mauern, die ihn oben umringen, sich ovalförmig auf dem höchsten Punkte vereinigen.

Wenn man mit einem Schiffe die Boca Tigris durchsegelt, kann man vom Verdeck die innere Beschaffenheit dieses Kastells bequem übersehen, wobei ich durch das Fernrohr zu bemerken glaubte, daß es gegen die Landseite mit gar keinem Geschütz besetzt war. Die Engländer, die überall die Herren spielen wollen, geriethen deßwegen nicht selten mit den Chinesen zusammen, und sehen sich dann auch von Zeit zu Zeit auf eine oder die andere gegebene Veranlassung zur Uneinigkeit durch die Kanonen der Batterien begrüßt, was aber von den brittischen Schiffen so kräftig beantwortet wurde, daß die Chinesen, denen schon vor ihrem eigenen Schießen bange wird, aus dem Fort davon liefen. Als die englische Fregatte Alceste, welche den Lord Amherst nach China brachte, zwischen diesen Befestigungen durchsegelte, gaben die Chinesen auf das Schiff Feuer, doch waren einige Schüsse der Britten hinreichend, um die Besatzung eilends in die Flucht zu jagen.

Ist man einmal durch die Boca Tigris, so befindet man sich schon unmittelbar auf chinesischem Gebiet. Aber kein Schiff kann dieselbe passiren, ohne dazu eine „Sjop" (Paß) an die „Hoppo," d. h. das Douanenkomptoir, in Macao genommen zu haben, wie auch, wenn man diesen Paß nicht vorzeigt, kein Lootse an Bord kommt. Sobald man die Boca hindurch gesegelt, kommen die Mandarinen an Bord, um den Paß anzusehen, und es bleibt von nun an auch bei dem Schiffe ein Boot der Douane, um auf dem Flusse darüber zu wachen, daß in keiner Hinsicht die Gesetze des chinesischen Reichs übertreten werden. Innerhalb der Boca zeigt sich das Land auf beiden Seiten schon mehr bebaut und bewohnt. Belaubte Berge, abwechselnd mit Ebenen, in denen hohe chinesische Pagoden prangen, bieten einen fremdartigen, doch malerischen Anblick dar. Am Backbord liegt die hochgebirgige Tiger-Insel und die Inseln Gersow und Samfow, während weiterhin am Steuerbord noch einige Eilande erscheinen. Weiter bekommt der Fluß wieder eine größere Breite, bis man an der sogenannten Sekondbank vorbei ist, bis wohin sich die schweren englischen Kompagnieschiffe, von Whampoa kommend, hinabtreiben lassen, bevor sie ihre letzte volle Ladung einnehmen, dazu genöthigt durch die Untiefe des Fahrwassers, das von Whampoa bis hieher nicht mehr als drei Faden Tiefe mißt. Deßwegen finden sich auch auf dieser Höhe schon unterwegs chinesische Bar-Boote, welche sich zu jedem Beistande bereit halten und zugleich als Lootsen dienen.

Höher den Fluß hinauf, bei der sogenannten Second-bar (Bank), erblickt man vom Backbord die Seeche-tow- und die Seeche-tep-Pagode, hohe von Stein erbaute Thürme oder Obelisken, die bei den Chinesen Götterbilder oder so etwas dergleichen vorstellen mögen, da die europäischen Schiffe, wenn sie über ihre Aus- und Einfahrt eine Rechnung empfangen, darin einen Posten mit folgenden Worten finden: „Für das Anschauen der Pagoden — 19 Piaster." Ueber diese Pagoden hinaus liegt zu beiden Seiten niedriges Land mit Pady- (d. h. Reiß-) Feldern. Endlich hat man am Backbord das erste Paß- (Sjop-) Haus, wo nach der Rechnung ein Zoll bezahlt wird, und später am Steuerbord die First-Bank und das zweite Sjop-Haus. Hier nimmt der Fluß eine mehr nordwestliche Richtung und theilt sich in verschiedene Arme, die eine Menge von Inseln bilden, wozu auch Whampoa gehört. Zwischen dieser am Steuerbord und der dänischen und französischen Insel am Backbord befindet sich die Rhede von Whampoa. Diese beiden letzten Inseln haben ihren Namen daher bekommen, daß jene beiden Nationen hier vormals ihre Packhäuser hatten, in welche die Ladungen ihrer Schiffe geborgen wurden, wenn diese gezimmert oder reparirt werden mußten. Die Franzosen hatten auf ihrer Insel zugleich ein Krankenhospital. Die Engländer und auch wir Holländer besaßen dergleichen Gebäude oder Etablissements auf der Insel Whampoa, die aber bei weitem nicht so gesund ist, wie die zwei erstgenannten, welche aus hohem und bergigem Land bestehen, wogegen das letztere beinahe ausschließlich aus Reißfeldern besteht.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 80.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 März 1837.

Auszug
aus dem „Australian" (verlegt in Sidney) vom 2ten Januar 1835.

In einem Artikel gegen ein von dem Erzbischof von Dublin herausgegebenes Werk, worin er sich gegen das Gedeihen einer zum Theil durch Verbrecher gegründeten Kolonie auszusprechen scheint, sagt der Australian unter Anderm:

„Lesen wir die schreckliche Schilderung des Elends, das uns dieser Schriftsteller als den Erfolg der verwegenen Maßregel prophezeit, eine Kolonie von — mit Verbrechen befleckten — Händen aufbauen zu lassen, als den Erfolg, der nothwendig aus einer gewaltsam zusammengefügten unheilverkündenden Vereinigung von Sklaverei und Verbrechen hervorgehen müsse, und wenden uns dann, vor Schrecken zitternd, nach der Wirklichkeit, so werden wir versucht, an der Richtigkeit unserer Sinne zu zweifeln.

„Wollten wir es unternehmen, einen umständlichen Nachweis über den gegenwärtigen Zustand der Kolonie darzulegen, so hieße dieß zu sehr in den ernsten Beruf eines Geschichtschreibers uns eindrängen; aber gewisse Einzelnheiten, wie die vergrößerten Einkünfte im Allgemeinen, der Erlös aus dem Verkaufe von Kronländereien, und das wundervolle Steigen des Häuserwerthes thun zur Genüge dar, daß wir bei unserm Neujahrsaufsatze nicht ohne Grund das „Jo triumphe" anstimmen.

„Diese Dinge sprechen für sich selbst, denn es ist augenfällig, daß sich unsere Zustände nach einem weit größeren Maßstabe verbessern, als sich dessen irgend ein Land unter der Sonne rühmen kann.

„Das Geld gewährt neben der besten Sicherheit ein Interesse von 10 bis 12 Prozent; dieß ist ein Zeichen der Zeit, das von den englischen Kapitalisten nicht lange unbeachtet bleiben wird; und es ist eine unbestrittene Thatsache, daß das Geld in keinem andern Theile der Welt sicherer und auf größere Interessen angelegt werden kann.

„Wolle gewährt immer noch den Schafhaltern unbeschreibliche Vortheile, und man schätzt allgemein das Interesse der auf Schafe verwendeten Kapitalien auf nicht weniger als 10 Proz.

„Als natürliche Folge davon ist der Handel im blühendsten Zustande; und während unser Hafen mit Schiffen bedeckt ist, und die Produkte aller Theile der Welt einen stets bereitwilligen Markt finden, bieten sowohl Stadt als Land den erfreulichen Anblick fortwährenden Fortschreitens dar.

„In Sidney wachsen die Häuser wie Pilze aus dem Boden, und in sehr vielen Theilen der Stadt trifft man Gebäude, an denen sich Regentstreet nicht schämen dürfte, und vor denen die Häuser in unsern englischen Landstädten bescheiden ihr Haupt neigen müssen. Die kleinen Käfige, die man sonst für gut genug für unsere Wohnungen hielt, haben solchen Gebäuden Platz machen müssen, und unserer Stadt mangelt es weder an einem vortrefflichen Pflaster, noch an dem, was unsere bescheidenen Ansprüche etwa wünschen könnten, an irgend einer andern Bequemlichkeit.

„Auf dem Lande trifft man dieselben auffallenden und höchstbefriedigenden Resultate; neues Land wird immer mehr der Kultur unterworfen, während Heerden aller Art in solchem Grade zunehmen, wie man es immer nur auf einem Boden und unter einem Klima erwarten kann, das so günstig ist, als unseres.

„Die Pflanzer fangen an, sich reich zu fühlen, und sich nicht bloß mit den nothwendigen Lebensbedürfnissen zu begnügen; Artikel der Bequemlichkeit und des Luxus trifft man nun im Allgemeinen bei ihnen an, und die bei weitem größere Zahl der Farmen hat sich in gute und sogar elegante Wohnungen verwandelt, oder ist wenigstens daran, die Rindenhütte oder die Bretterbarracken in solide Wohngebäude zu verwandeln.

„An diesem glücklichen Zustande nehmen alle Klassen Theil: die Verbrecherbevölkerung genießt guter Pflege, sie ist ruhig und friedlich, und wir haben alle Ursache zu vermuthen, daß die Mehrzahl der Pflanzer bälder diese Menschenklasse beschäftigen wird, als die freien Auswanderer; man überzeugt sich immer mehr, daß sie sich gut und ordentlich betragen, wenn man ihnen besondere Sorge widmet, und ihre Behandlung sachgemäß einrichtet.

„So stellt sich nun das Gemälde der Kolonie zu Anfang des Jahres 1835 dar, und so weit der menschliche Geist in die Zukunft schauen kann, so scheint das weitere Zunehmen unsers

Wohlstandes noch keineswegs zu Ende zu seyn; die Kolonisten haben vielmehr alle Ursache, der Vorsehung für das, was sie ihnen bisher verliehen, ihren Dank zu zollen, und mit Zuversicht können die neuerlich erst angekommenen Einwanderer in die Zukunft blicken."

„Dieß ist also das Resultat dessen, was Flugschriften und Zeitungsschreiber, hochgestellte und gelehrte Schriftsteller mit so fürchterlichen Ausdrücken dargestellt haben; dieß sind die Thatsachen, dieß ist der Anblick, der sich dem Auge dessen darbieten würde, der sich die Mühe nehmen wollte, selbst an Ort und Stelle Augenschein davon einzunehmen. Wäre dieß nicht der Fall, so könnten wir nichts Besseres rathen, als in aller Eile nach dem Schwanenflusse, nach König Georgs Sund, oder nach der beabsichtigten Niederlassung an Spencers Golf zu reisen, wo er wenigstens die Beruhigung haben würde, sich in der Gesellschaft von Menschen zu Grunde zu richten, deren Zartgefühl und deren Stolz noch nie dadurch verletzt wurde, daß sie sich der unheiligen, aber doch werthvollen Dienste transportirter Verbrecher bedient haben."

Das Anpreisen des Landes und seines Emporblühens wollen wir dahin gestellt seyn lassen, daß er aber von der Schafzucht nicht zu viel sagt, darin stimmen alle Nachrichten überein. Uebrigens scheint das Blatt sehr gediegen, und noch weit mehr als die Gazette zu seyn, die auch manche interessante Nachrichten, doch in ganz anderem Sinne bringt.

Reisenotiz von Madrid über Saragossa und Canfran nach Pau.

(Fortsetzung.)

Es war Sonntag und 4 Uhr Nachmittags, wir fanden daher die Spaziergänge voll von Menschen, unter welchen wir indessen wenige Eleganz bemerkten. Der Eingang durch das Thor Santa Engracia und die daneben in Ruinen liegenden Gebäude zwangen uns bald zu ernstern historischen Bemerkungen, die Stadt hat sich noch nicht von dem, was sie während der zwei Belagerungen litt, erholt, und hat überhaupt ein finsteres Ansehen, große, oft ungeheure Gebäude, aber enge Straßen. Wir stiegen in einem Gasthofe ab, der ehemals der Palast der aragonischen Könige war, aber uns vielmehr wie ein altes Kloster vorkam, wo man sich in den vielen und engen Gängen mit ihren ungeschlachten Zimmern leicht verirren kann. Der Speisesaal ist ungeheuer, unsre kleine Gesellschaft, wir waren nur fünf Personen, und unser einziger, obgleich großer Quinquet am Ende einer unabsehbaren, mit wenigstens 60 Couverts bedeckten Tafel, — machte uns ordentlich enge um das Herz. Mein schlechter Gesundheitszustand und die Nothwendigkeit, am nächsten Morgen sehr früh die Reise fortzusetzen, erlaubten mir nicht, den Rest der Nacht zu etwas Anderm als zur Ruhe zu benützen, und so kann ich dießmal keine nähere Auskunft von Saragossa geben. Bildung und Literatur sind hier so zu sagen unbekannt, aber das Volk hat hier wie überhaupt im nördlichen Aragonien einen festen, geraden Sinn, und einen Charakter, der wenn er sich beleidigt glaubt, durch heftige Aufbrausungen furchtbar werden kann; daher kostet es auch den modernen politischen Jongleurs viele Mühe, diese Stadt, welche sich seit 1835 immer bereit gezeigt hat, in den liberalen Bewegungen die Initiative zu nehmen, im Zaume zu halten; indessen zweifle ich nicht, daß man es am Ende dahin bringen wird, durch wiederholte Täuschungen auch hier allen politischen Glauben auszurotten.

In Saragossa wird die Reise bis Oleron in Frankreich bedingt, sie kostet 11½ Thaler und 25 Realen für die Arroba Uebergewicht, nebst dem was man dem Mayoral und nachher den Pferdeführern schenken will. Die erste Tagreise bis Ayerbe, 12 Meilen, wird in einem Wagen gemacht. Die Jahrszeit und die Finsterniß erlaubten mir nicht zu beurtheilen, was die Gegend vom Ebro und weiter hin seyn mag, für mich fing sie erst an interessant zu werden, als wir ungefähr 5 Meilen von Saragossa den Gallego (der sich bei Saragossa mit dem Ebro vereinigt) übersetzten, und von nun an in das Gebirgsland eintretend, bereits die beschneiten Bergreihen der Pyrenäen vor uns sahen. Bald wird die Gegend rauh, zerrissen, unfruchtbar. Gurrea (7 Meilen von Saragossa, wo zu Mittag gegessen und die Pferde gewechselt werden) ist, so wie andere drei oder vier Ortschaften, die wir bisher angetroffen hatten, ein schlechtes Dorf; aber das runde Hochthal von Ortellas, 2 M. von Ayerbe, ist schön, man kommt sodann vor einem dreieckigen Hause oder Schlosse des Grafen von Parsent, von welchem er ich weiß nicht welchen Titel führt, und das auf dem vorspringenden Abhange eines Berges zur Rechten gelegen ist, vorbei, und langt endlich um 5 Uhr Nachmittags in Ayerbe an.

Die ehemaligen Marquise von Ayerbe scheinen zu den ersten Familien Aragoniens gehört zu haben; jetzt ist ihr Stammhaus der Gasthof, wo die Diligence einkehrte: außer der breiten Treppe und einem großen finstern Vorsaale muß man freilich hier nichts suchen, was das ehemalige Marquisat verräth. Ayerbe ist ein nicht ganz unbeträchtlicher Ort, und die Gegend ist fruchtbar, aber von hier an ist der Weg nicht mehr fahrbar; dieser Punkt ist eine Art von Thermopylen, sey es, daß man westlich nach Navarra oder nördlich nach Jaca ziehen will; da diese beiden Punkte Ayerbe und Jaca besetzt waren, so konnte daher die navarresische Expedition unter Guergue, als sie im Jahre 1834 aus Catalonien zurückkehrte, nur in kleinen Haufen über die Gebirgspfade Navarra erreichen.

Die Pferde, die man in Ayerbe so wie auf der weitern Reise erhält, sind sicher, aber schwerfällig, es ist gut, sich mit einem Sporn oder einer Peitsche zu versehen, und nicht hinter dem Maulthier, welches die Bagage trägt, zurückzubleiben, denn die Arrieros oder Pferdetreiber geben nicht sehr Acht auf den Reisenden, und wenn man eine große Strecke zurückbleibt, so ist es bei dem schlechten Wege nicht mehr möglich, den Vortrab einzuholen, auch könnte man leicht den oft unkenntlichen Weg verfehlen. Eine Beschreibung des ewigen Auf- und Absteigens in diesen schrecklichen Felsengründen wäre eben so ermüdend als die Reise selbst, wir trafen nur ein oder zwei ganz kleine Dörfer

an, in welchen wir Schweinheerden bemerkten; eine Venta bezeichnet die Hälfte des Weges, man entfernt sich nie sehr von den grünlichen Wässern des Gallego; die interessanteste Strecke ist diejenige, wo man auf den Bergen, die ihn begränzen, weit über seinen Spiegel erhoben, ein von ihm gleich einer Insel umflossenes Viereck unter sich hat, in welches ein einzelner kahler, vorspringender Felsen mit den Ruinen eines weitläufigen Schlosses auf seinem Rücken hineinragt: im Frühjahr, wenn die unten liegende Wiese grün ist, muß dieses einen schönen Anblick darbieten. Wir umgingen zwei Seiten dieses Vierecks und stiegen bis zu einem Meierhofe an den Ufern des Flusses hinab; bald darauf langten wir in dem elenden Ort Manzanigo an, wo man ein schlechtes Mittagessen einnimmt. Wir hatten nun 6 Meilen zurückgelegt und es fehlten noch 3 bis Jaca; mich hatte immer eine hohe, gerade, viereckige Felsenwand intriguirt, deren schneebedeckter Rand über alle übrigen Berge, wie die Ruinen einer ungeheuren Stadtmauer hervorragte, aber ich hatte mir nicht eingebildet, als wir uns so weit und in der Tiefe an dem Ufer des Gallego befanden, daß wir bis zu dem Fuß dieser Mauer wieder hinanklimmen müßten. Dieß war indessen der Fall, wir stiegen immer höher und höher, schon übersahen wir einen endlosen, in dunkle Schatten wie in einen Trauerflor gehüllten Plan von Bergen, Hügeln und Abgründen. Die feuchten Dämpfe zogen auf gleicher Höhe und hie und da tiefer als wir, und fingen an sich in Tropfen und endlich in Eis zu verdichten, denn je höher wir stiegen, desto ungestümer und kälter strich der Luftzug dahin, aber als wir in der Nähe der erwähnten Felsenmauer anlangten, da schien es, als ob ein böser Geist uns vor den Mund der Aeolushöhle geschleudert hätte. Von Krankheit und Ermüdung aufgerieben, hing ich wie ein Koffer auf dem Pferde, selbst die Arrieros gestanden, daß sie nicht im Stande wären die Tagreise bis Jaca zu vollenden, und es war also beschlossen, in einer Venta, die in der Tiefe 1 Meile von Jaca liegt, zu übernachten. Was mich am meisten genirte, das war die Furcht meinen Hut zu verlieren und mit bloßem Kopfe Wind und Hagel empfangen zu müssen, ich rathe daher einem jeden seine Kopfbedeckung und seinen Mantel dergestalt zu befestigen, daß er wenigstens seine Hände nicht damit zu beschäftigen brauche. Wir langten bald in der Venta an, nachdem wir über $3^1/_2$ Stunden auf diesen 2 Meilen von Manzanigo her zugebracht hatten. Die Reiseordnung ist eigentlich diese: man geht bis Jaca und passirt am nächsten Tage die Pyrenäen bis Urdoz in Frankreich, wo man noch an demselben oder am folgenden Tage den Wagen bis Oleron findet; allein im Winter hängt dieß von Umständen ab. Die Diligence von Saragossa, welche in der Regel dreimal die Woche abgeht, macht oft wegen Mangels an Passagieren nur zweimal die Reise, wie es gerade dießmal der Fall war, da nur drei Personen dazu bereit waren. Außerdem ist man nicht gewiß, den Puerto von Canfran passiren zu können, und es geschieht zuweilen, daß man in Canfran mehrere Tage warten oder wohl gar, nachdem man bis auf die Höhe der Pyrenäen gekommen, unverrichteter Sache zurückkehren muß. Die Beauftragten der Entreprise setzen sich daher von Saragossa, von Jaca oder von Canfran aus mit ihren jenseitigen Korrespondenten mittelst der Post oder durch andere Gelegenheiten in Einvernehmen, damit die Reisenden, wenn sie in Urdoz ankommen, den Wagen finden; indessen ist es gut, daß der Reisende selbst mit Sorgfalt darauf sehe, daß diese Vorsicht nicht unterlassen werde.

(Fortsetzung folgt.)

Alte Urkunden in der Normandie.

Glücklicher als andere Provinzen, hat die an alten Denkmalen und Erinnerungen so reiche Normandie aus der Zerstörung von 1795 eine große Menge Diplome und Urkunden gerettet; 56 Jahre lang blieben sie unbeachtet in den Departementalarchiven von Calvados liegen, bis Herr Lechaudé d'Aniso diese Papiere, deren Anzahl sich auf 15 bis 18,000 beläuft, in Ordnung brachte. Keine der Urkunden geht über das 11te Jahrhundert hinaus; die Siegel kann man als eben so viele heraldische Denkmale betrachten, welche theils die Einführung der Wappen am Ende des 12ten Jahrhunderts, theils die Devisen und Symbole der Familien bezeichnen. Sie schildern so zu sagen von Jahr zu Jahr die Gewohnheiten, Lebensweise und Sitten der alten Normannen in jedem Gesellschaftsgrade. Guillaume le Sutor trug auf seinem Schild eine Schuhsohle und seine Handwerkszeuge, Jean le Heuse einen Stiefel, Raoul le Carpentar ein Beil. In einer andern Klasse ist Raoul, der nach seinem Diplom im Jahre 1205 non erat adhuc miles (noch nicht Ritter war), dargestellt mit Waffen und Rüstung, aber zu Fuße fechtend. Richard la Leë de Gribois, noch ein junger Mensch, ist dargestellt, wie er zum Scherz seinem Hund, der an ihm hinaufspringt, seine Lanze hinhält.

Chronik der Reisen.

Reise von den Sandwichs-Inseln nach China und Aufenthalt daselbst.

1. Fahrt nach Canton.

(Fortsetzung.)

Wenn ein Schiff vor Whampoa vor Anker gegangen, bekommt es gewöhnlich zwei Fahrzeuge von der Hoppo oder chinesischen Douane, die sich, jedes auf einer Seite des Schiffs, anlegen. Die darauf den Befehl führenden Mandarinen sind größtentheils arme Leute, und deßwegen, wenn man etwas an oder von Bord bringen will, leicht zu erkaufen. Auch ist jedes Schiff verpflichtet einen sogenannten Schiffs-Comprador *) anzunehmen, eben so wie man in Canton in den Faktoreien logirend, einen Haus-Comprador sich anschafft, worüber weiter unten etwas Näheres. Diesen Schiffs-Compradors ist es erlaubt, täglich an Bord zu kommen, um Lebensmittel und andere Sachen zum Gebrauch zu bringen, wogegen er von seiner Seite eine Menge Ungelder an verschiedene Arten von Mandarinen und Zölle zu berichtigen hat, worüber die folgende specificirte Nota eines vor Whampoa liegenden niederländischen Schiffs den Beweis geben mag:

Macao. Tjoppen Hoppo-Haus . . . . 38 Piaster
Casa Branca. Tjoppen Hoppo-Haus . . . . . 6 —

*) Comprador dürfte im Deutschen etwa „Geschäftsführer" genannt werden dürfen.

Whampoa. Zölle, Kriegsboote, Soldaten. Kriegsmandarinen, Bediente	272 Piaster
Für die Mannschaft am Lande zur Bewahrung und Bewachung der Güter (ganz unnöthig)	58 —
Wasser-Sjoppen für Füllung der Wasserfässer	54 —
Sjoppen für das Anbordbringen von Erfrischungen	85 —
	470 Piaster

Mandarinen-Boote, die zu beiden Seiten des Schiffs liegen:

Contoks-Mandarinen —	Piaster 25 pro Mandar		
Hoppo- —	— 18 —	—	
Kleine Cumshaws (Trinkgelder)	8 —	—	470 Piaster
	Piaster 51 pr. Mand. 3 M.		153 P.

An den Contek für das Liefern der Provision	50 —
An den Hoppo	56 —
An die Hoppo-Mandarinen zu Canton	12 —
An das Tongt-jang Coen-Zollhaus	35 —
An das Poon-toec Coen-Zollhaus	20 —
An das Sel-toec Coen-Zollhaus	1 — 50
An das Sel-Hoohann Coen-Zollhaus	2 —
An die Land-Mandarinen zu Canton	9 —
An die Land-Mandarinen zu Whampoa	8 — 50
An die Land-Mandarinen zu Whampoa-Contok	25 —
An die Militär-Mandarinen zu Whampoa	3 — 50
Für das Anschauen der Pagoden zwischen Boca Tigris und Canton	19 —
Für Sing-song (d. h. zum Amüsement der Mandarinen)	15 —
An die Contoks-Mandarinen	8 —
Salz-Zoll für den Gebrauch dieses Artikels	3 —
In Summa	868 P. 50

Diese Ungelder sind für einen dreimonatlichen Aufenthalt bei Whampoa berechnet, während bei längerem Aufenthalt dieselben um 50 Piaster für den Monat erhöht werden. Der Schiffs-Comprador muß diese Unkostenrechnung von dem Schiffe für sich gut zu machen suchen, welche, wenn sie nicht genug beträgt, durch Sporteln von den Engländern, Feemoney genannt, nach folgendem Maßstab vermehrt wird:

	Piaster.	Feemoney.
Die Unkostenrechnung beläuft sich auf	2500	Nichts
— — — —	2300	100
— — — —	2000	200
— — — —	1700	300
— — — —	1400	400
— — — —	1100	500
— — — —	800	600
— — — —	500	700

Ferner kommen, wenn das Schiff bei Whampoa vor Anker gegangen ist, gewöhnlich den darauf folgenden, oder auch den zweiten oder dritten Tag, die Hoppo-Mandarinen an Bord, um das Schiff zu messen, wonach dann der Rang oder die Klasse und die Bezahlung des sogenannten Meßlohnes berechnet wird. Die Messung geschieht, indem man die Länge oder den Abstand zwischen dem Fock- und Besansmast nimmt. Diese wird multiplicirt mit der Breite, die das Schiff beim großen Mast hat, und die Summe mit zehn dividirt gibt das gesuchte Produkt. So z. B. wird ein Schiff gemessen:

	Thayl.	Maas.	Candarin.	Caesch.
154 Cobidos und darüber, zum 1sten Rang gerechnet, bezahlt	7	4	4	6 pro Cobido
122 Cobidos und darüber, zum 2ten Rang gerechnet, bezahlt	6	8	4	— — —
Darunter 3ten Rangs gerechnet, bezahlt	4	7	6	8 — —

Hiebei ist, nachdem schon früher die Thayl, Maas, Candarin Caesch erklärt worden, zu bemerken, daß

ein Cobido als Längenmaß beträgt	$14\frac{3}{4}$	englische Zoll
— — der Mechaniker beträgt	$13\frac{1}{8}$	— —
— — der Zimmerleute beträgt	$12\frac{7}{10}$	— —
— — der Kaufleute und Schneider beträgt	$15\frac{1}{2}$	— —
— — der Artillerie und des Genies beträgt	$12\frac{63}{100}$	— —

180 Faden, jeder von 10 Cobidos, des Geniekorps machen ferner eine Li und eine Li wieder 1897 englische Fuß; der englische Fuß = 12 chinesischen Zoll.

Obschon die Ein- und Ausgangssteuer von den Chinesen selbst bezahlt werden, auch die zur Ausfuhr gekauften Thees und andere Artikel auf Kosten des Verkäufers franco an Bord geliefert werden müssen, so entstehen doch noch folgende Unkosten für Rechnung von Schiff und Ladung außer den schon angeführten, worüber folgende Tabelle.

Ueber und außer den oben schon specificirten Ungeldern für den Schiffs-Comprador und dem bereits näher beschriebenen Meßlohn ist noch zu bezahlen:

Das Hoppo-Geschenk, stets im Betrage von	Thayl	1950
Den Lootsen für das Aufbringen des Schiffs	Piaster	60
— — — — Hinabbringen desselben	—	60
Den Bankbooten, nach der Größe des Schiffs, jedem Boot	—	1
Zollunkosten	—	177 75
Zölle	—	20
Zollbedienten	—	20
Haus-Compradorgeld	—	100
Hülfs-Sampangs (eine Art Lichterfahrzeuge)	Thayl	6

Dazu kommen noch einige Kosten für die zum Nachsehen der Theekisten an Bord kommenden „Kulies.“

Alle sich auf der Rhede Whampoa befindenden fremden Schiffe — mögen sie dort mit voller Ladung oder leer ankommen — sind gehalten, nach ihrer Größe und der Zeit ihres Aufenthalts die oben gemeldeten Unkosten, von denen sie sich auf keine Weise befreien können, zu bezahlen. Man kann sich hienach also vorstellen, zu welchem Betrage diese Kosten für die großen englischen Kompagnieschiffe auflaufen müssen, von welchen selten eines weniger als 5400 Piaster bezahlt. Eine Ausnahme hinsichtlich dieser Abgaben besteht nur für diejenigen Schiffe, die mit einer vollen für China zum Verkauf bestimmten Ladung Reiß ankommen, da in Folge einer schrecklichen einige Jahre lang in Canton geherrschten Hungersnoth die Regierung auf jede mögliche Beförderung der Einfuhr jenes Artikels bedacht war. Diese Schiffe haben weder Meßlohn noch Hoppo-Geschenk zu zahlen.

(Schluß folgt)

In einem offiziellen Bericht wird die Bevölkerung des europäischen Rußlands auf 45,550,000 Seelen angegeben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 81.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 März 1837.

Der Staat Michigan. *)

Die neuerliche rasche Zunahme der Bevölkerung und die Wichtigkeit Michigans, die Erweiterung der Landspekulationen innerhalb seiner Gränzen, die Kollisionen, in die es mit dem großen angränzenden Staate Ohio kam, und seine neuerlich erfolgte Aufnahme in den Unionsverband, sind Umstände, welche das Interesse an seiner Statistik und Geschichte erhöhen.

Michigan ist eine Halbinsel von dreieckiger Gestalt, und bildet so zu sagen die Seegränze des alten nordwestlichen Gebiets. Seine südöstliche Spitze ist ungefähr 300 Meilen von der Stadt Buffalo im Staat New-York entfernt, die am östlichen Ende des Erie-Sees liegt. Gegen Norden gränzt Michigan an die verbundenen Gewässer des Huron- und Michigan-Sees, und gegen Süden an die Staaten Indiana und Ohio. Der Erie-See, der Fluß Detroit, der See St. Clair und der Fluß gleichen Namens bilden, auf eine Strecke von ungefähr 140 Meilen, die östliche Gränze, worauf der Huron-See diese Gränze nordwärts fortsetzt. Der Flächeninhalt des Staats beläuft sich auf ungefähr 40,000 Quadratmeilen, und die Bevölkerung wird gegenwärtig auf 125,000 Seelen geschätzt.

Die Oberfläche des Gebiets im Allgemeinen ist vergleichungsweise eben, da sich kein Gebirg von bedeutender Höhe vorfindet. Auf vielen Punkten ist der Boden jedoch sanft, wellenförmig, besonders wenn man von den Ufern der umgebenden Seen aus vorwärts dringt. Steile Anhöhen finden sich längs der Ufer des Huron-Sees, und viele Sandhügel, die ohne Zweifel der Wind vom Gestade dieses Sees zusammengeweht hat, am östlichen Ufer des Michigan-Sees. Vieles Land an den Seen Erie, Huron und St. Clair ist niedrig, eben und stark mit Wald besetzt. Das Innere ist mehr hügelig und besteht aus großen Waldstrecken mit gutem Bauholz, abwechselnd mit Ebenen, Prairien und lichten, strichweise mit Eichen besetzten Stellen. Die Ebenen sind mit Hochwald bedeckt und es fehlt hier ganz an Unterholz; auf den lichten Stellen stehen hohe Bäume in einzelnen Gruppen beisammen. Der Boden dieser Landstrecken, obschon er mit einem Gespann von 4 oder 5 Ochsen umgearbeitet werden kann und für Weizenbau günstig ist, wird dennoch für nicht so fruchtbar gehalten, als die dicht mit Waldung bedeckten Landstriche. Die Prairien sind große Ebenen, von Waldungen entblößt und mit langem rauhem Gras bedeckt, das von den Herbstbränden gelegentlich verzehrt wird. Sie sind entweder feucht oder trocken. Die trockenen Prairien liefern meist solche Ernten, wie sie unter 42° nördlicher Breite heimisch sind, und besonders jene am Ufer des St. Josephflusses sind sehr ergiebig. Die feuchten Prairien haben gute Weideplätze und liefern ein gutes Heu für den Winter. Durch Bewässern kann man sie in werthvolle Wiesen verwandeln.

Michigan ist reich an Flüssen und Bächen, welche im Innern entspringen und sich in die benachbarten Seen ergießen. Die nördlichen Beiflüsse des Maumee-Flusses entspringen in diesem Staate und ergießen sich, indem sie sich mit dem in Ohio seine Quellen habenden Hauptstrom vereinigen, an dem Vereinigungspunkt zwischen den Staaten Michigan und Ohio in den Erie-See. Der rothe Fluß vereinigt sich gerade unterhalb Detroit mit dem Detroitfluß. Der Grand-River ist der größte Fluß in Michigan; er hält 720 Meilen in der Länge, hat an seiner Barre 8 Fuß Tiefe und ist an seiner Mündung zwischen 50 und 60 Klafter breit. Seine Ufer sind außerordentlich fruchtbar. Man hat den Plan gemacht, ihn mit dem Huron zu verbinden, und so eine direkte Verbindungslinie zwischen dem Erie-See und dem Michigan-See herzustellen. Der St. Josephsfluß sammt seinen Beiflüssen bespült ein fruchtbares Land, und bietet herrliche Stellen zur Ansiedlung an seinen Ufern. Außer den bereits erwähnten großen Flüssen gibt es noch eine Menge kleinerer, nicht schiffbarer, und fischreiche Seen sind in den Waldungen zerstreut; einige sumpfig und ungesund, andere krystallhell mit Kies auf dem Grunde.

Viele Plane zu innern Verbesserungen nach großem Maßstabe liegen jetzt vor. Die Nivellirung zu einer Eisenbahn durch die Halbinsel, von Detroit durch die Bezirke Wayne, Washtenaw, Jackson, Calhoun, Kolamazoo, Van Buren und Bernian bis an die Mündung des St. Josephflusses ist jetzt ausgeführt wor-

*) Aus den historischen und wissenschaftlichen Skizzen von Michigan, enthaltend eine Reihefolge von Reden, die vor der historischen Gesellschaft zu Michigan gehalten wurden.

den, so wie auch für eine andere Bahn von der Mündung des Maumeeflusses durch die südlichen Bezirke von Michigan und den nördlichen Theil von Indiana, bis zur Stadt Michigan, welche am südöstlichen Ufer des Michigan-Sees liegt. Auch ein Kanal ist im Plane, von der Mündung der Maumee-Bai bis in den Michigan-See. Die meisten, wo nicht alle dieser Plane werden zur Ausführung kommen, da Kapitalien ins Land fließen, und seine Hülfsquellen sich nach und nach entwickeln. Die Gestaltung des Landes begünstigt die Anlage von Kanälen und Eisenbahnen ungemein, indem es im Ganzen eben ist, und der Boden, seiner lettigen Beschaffenheit und des Mangels an Felsen wegen sich leicht ausgraben läßt.

Der Boden von Michigan ist sehr fruchtbar, wiewohl von verschiedenem Charakter. Die Abstufungen von Kies, schwarzem Sand, Lehm und Thon finden sich in mehreren Theilen des Staats, doch ist der größere Theil fruchtbar. Durch angestellte Versuche hat sich erwiesen, daß er sich durch Anbau verbessert und sich hinsichtlich der Feuchtigkeit mit jedem andern der westlichen Staaten messen kann. Die Niederungen und die mit Hochwald besetzten Theile des Landes sind mit einem schwarzen Moor bedeckt, der sich ohne Zweifel durch eine Anhäufung vegetabilischer Stoffe gebildet hat. Ergiebige Bleigruben sind im Staat Michigan entdeckt worden; in andern Gegenden hat man Eisen und Salz aufgefunden. Man glaubt, daß das Land so reich an Mineralien sey, als es hinsichtlich des Ackerbaus werden könne.

Die Staatsländereien in Michigan wurden im Jahre 1816 oder 1817 zuerst aufgenommen, und dann unter Ermächtigung der Nationalregierung zum Verkauf ausgeboten. Von diesem Zeitpunkt nahm die Einwanderung, die durch den Verkauf von Ländereien aufgemuntert wurde, rasch zu. Es sind dieselben in Townships vertheilt von 6 Quadratmeilen und diese wiederum in Sektionen von je einer Quadratmeile eingetheilt. Die Zahl der Sektionen wird von dem Vermesser auf Bäume an der Ecke der Sektionen in numerischer Ordnung eingebrannt, wobei man an der nordwestlichen Ecke jedes Stadtgebiets anfängt. Jede Sektion enthält 640 Akres, und der kleinste Antheil, den man kaufen kann, beträgt nicht unter 40 Akres. Die Sektionsnummer 16 jedes Stadtgebiets wird zu Erhaltung der Gemeindeschulen bestimmt, und es sind bereits reiche Beiträge zu Errichtung einer Universität eingegangen. Der geringste von der Regierung für Staatsländereien bestimmte Preis ist $1\frac{1}{4}$ Dollar für den Akre. Bei den verschiedenen Aemtern für den Landverkauf zu Monroe, Bronson und Detroit werden jährlich Versteigerungen gehalten und was unverkauft bleibt, überläßt man diesen Aemtern zu dem von der Regierung bestimmten Preis.

Reisenotiz von Madrid über Saragossa und Canfran nach Pau.

(Fortsetzung.)

Da wir die Tagreise bis Jaca nicht hatten vollenden können und es bei dem Schneewetter zweifelhaft geworden war, ob der Puerto zu passiren wäre, so konnten wir, besonders bei meiner Schwächlichkeit nur darauf rechnen, am nächsten Tage bis Canfran, 4 Meilen von Jaca, zu gelangen, und den Puerto erst am folgenden Morgen zu übersteigen. Der Weg von der Venta bis Jaca wird in Fünfviertelstunden zurückgelegt, er ist nicht so greulich wie der vorige und wird durch den Anblick von Jaca, welches, so wie die Ruine eines alten Kastells zur Linken, auf dem Rücken eines Berges liegt, verkürzt. Man erfreut sich endlich wieder eine große Menschenwohnung zu sehen: Jaca und sein Gebiet, welches im Frühjahr ganz anders aussieht, liegt wie eine Oasis in der Mitte dieser zerrissenen Felsen, und bietet mit derselben einen sonderbaren Kontrast dar. Jaca in dieser Lage ist ein wahrer Schatz für die Civilisation, es ist Schade, daß man nichts thut, um es zugänglicher zu machen; aber außer den allgemeinen Ursachen, welche in Spanien den materiellen Verbesserungen im Wege stehen, ist man in diesem Lande noch bei jener Politik stehen geblieben, welche die Absonderung der Menschen unter die Vertheidigungsmittel rechnet. Die Stadt ist nicht groß, sie hat nur 4 bis 5000 Einwohner, aber sie ist ziemlich gut gebaut; außer derselben auf einem Auslaufe des Berges liegt die Citadelle, welche in gutem Vertheidigungszustande, aber freilich mehr durch ihre Werke beschützt ist, die Schwierigkeit liegt darin, Artillerie auf diese Höhe zu bringen; wenn man die mit Mauern umgebene Stadt, wo freilich keine Kanonen sind, eingenommen, würde sonst das Schloß nur wenige Tage aushalten können. Der Charakter der Leute ist redlich und freimüthig gesinnt; ein Beweis davon ist, daß man im nördlichen Aragonien weder Räuber noch Faktiosen antrifft, und die Gespräche unter den Arrieros, denen ich zuhörte, machten mich heimlich über ihren gesunden Sinn erstaunen.

Jaca liegt an dem Flusse Aragon, dessen Becken von dem des Gallego durch die an die oben erwähnte Felsenwand stoßenden Berge getrennt wird; der Aragon kommt gerade von den Pyrenäen herab, wendet sich aber bei Jaca westlich und fließt nach Navarra. Seine Gewässer haben eine andere Farbe als die des Gallego, sie sind nicht grünlich, sondern grau oder bläulich, man übersetzt sie mehreremal und verläßt ihre Ufer oder die Felsensteige längs den furchtbaren Abgründen, in denen sie rinnen, nicht mehr, bis man auf dem Gipfel der Pyrenäen anlangt. Dieser Weg ist meistens nichts als ein Felsrand oder ein Schutt von Steinen und Felstrümmern, zwischen welchen der Schritt der Pferde oder Maulthiere durch Löcher bezeichnet ist, in welche die Thiere ihre Beine zuweilen bis an das Knie stecken müssen; der Schnee bildete über dieser Grundlage eine betrügerische Fläche, aber wo er geschmolzen war, da sah man nichts als Wasser zwischen den Steinen, und der Weg war nicht nur wegen des Abgleitens gefährlich, sondern zuweilen ganz unkenntbar. Es ist ein Glück, daß die Arrieros und ihre dazu abgerichteten Thiere diesen Weg so oft wiederholen, ihr Schritt ist sicher, aber sie lenken zuweilen auf Seitenwege ab, und es ist daher nothwendig den Zügel in der Hand zu halten. Auf dem Wege nach Canfran trafen wir zwei Oerter an, wovon besonders das letzte, Castillo genannt, durch seine Lage an beiden Seiten eines tiefen Abgrundes, durch den der Aragon fließt,

meine Aufmerksamkeit auf sich zog. In diesem Abgrund, der sich hie und da erweitert, sind selbst niedere Häuser, kleine Felder und Kommunikationswege; der Ort hat wenigstens 40 Feuerstellen. Canfran hat deren 80 und wird durch den Hin- und Herzug der Reisenden und des Schleichhandels belebt; es besteht eigentlich nur aus Einer Straße, in welcher die schwarzen Häuser enge zusammengebaut sind. An Lebensmitteln fehlt es in diesen Oertern nicht, die Erbsen, das Zugemüse, das Schaf- und Schweinfleisch, das Geflügel ist von gutem Geschmacke; Jaca und Canfran sind wegen ihrer Forellen berühmt, aber in dieser Jahreszeit waren sie mager und unschmackhaft, und Barben waren gar nicht zu haben.

Am nächsten Morgen zeigte sich das Wetter heiter und wir schickten uns zu unserm Kreuzzuge an. Wir trafen noch immer zerstreute Häuser und selbst eine Kirche, auch mehrere kleine Haufen von Pferden, Schafen, Ziegen und Schweinen an; wir folgten allen Wendungen des Aragon und setzten oft über eine Brücke, um auf dem Abhange der entgegengesetzten Uferberge einen gangbaren Weg zu suchen; die Sonne beleuchtete die Berge in einer Wendung, die wir noch von fern erblickten und in welche wir uns zu kommen freuten, um uns an dem belebenden Strahle zu erwärmen. Wirklich hatten wir diesen Genuß während einiger Zeit, aber die Berge wurden immer höher und einsamer, dann und wann überfiel uns ein schnell vorübergehender Hagelschauer, der Wind wurde heftig und kalt, und wir hatten ihn im Gesicht; endlich gelangten wir zu den Ruinen einer ehemaligen Venta, wo eine Quelle ist, und die Arrieros, welche von jenseits herkommen, ausruhen. Man ist nun am Eingang des Defilé oder Puerto, ungefähr 2 Meilen von Canfran; der Weg geht wie immer auf dem Abhange der Berge hin, in deren Tiefe der Aragon über Felstrümmer stürzt, aber nun waren wir an die gefährlichen Stellen gekommen, wo der Pfad so eng wird, daß die Last, welche das Maulthier trägt, einerseits an die Felsenwand anstößt, andrerseits über den Abgrund hinaus hängt; wenn Leute genug zusammen gehen, so nimmt gewöhnlich einer das Thier bei dem Zügel, ein anderer bei dem Schwanz, und manchmal treten sie den Schnee auf der Seite des Abgrundes platt und wagen es, auf denselben gestützt, während einiger Schritte die Last im Gleichgewicht zu erhalten. Der Schnee war sehr dicht, und hatte an mehrern Stellen den Weg ganz überdeckt und mit Eis verstopft, so daß nicht weiter zu kommen war.

(Schluß folgt.)

Der Fluſs Lena.

Dieser entspringt im Gouvernement Irkutsk und im Kreise dieses Namens in den Bergen, welche den Baikalsee im Nordwesten umgeben. Er durchströmt in dem Gouvernement Irkutsk und der Provinz Jakutsk eine Strecke von 4000 Wersten, und fällt endlich in vielen Armen ins Eismeer. Man trifft auf der Lena keine Schnellen, und in gewöhnlichen Jahreszeiten hat er allenthalben einen stillen Lauf, außer in den obern Gegenden, wo er wegen des bergigen Terrains reißender ist; im Frühjahr aber steigt das Wasser um zwei bis drei Klafter über die gewöhnliche Höhe, und dann nimmt auch die Schnelligkeit seines Laufs bedeutend zu; beim Aufgehen des Eises finden oft Anschwellungen statt, welche den Uferanwohnern, namentlich den Bewohnern der Stadt Jakutsk und den auf den nahen Inseln der Lena wohnenden Jakuten großen Schaden bringen; den erstern werden häufig ihre Häuser, den letztern ihre Jurten und Heerden fortgerissen. Die gewöhnliche Tiefe der Lena von Kirensk an abwärts beträgt 1 bis 10 Klafter, der Grund ist steinig, mehr aber noch sandig; von Kirensk aufwärts beträgt die Tiefe an einigen Stellen über die ganze Breite hin kaum ³/₄ Arschinen, wenigstens in den Monaten Junius und Julius. Die Breite der Lena beträgt 1 bis 2, auch 5 und in der Nähe der Stadt Jakutsk 10 Werste; an der Mündung beträgt die Entfernung zwischen den äußersten Armen nicht weniger als 200 Werste. Bei dieser Breite finden sich natürlich eine Menge Inseln, und ihre Zahl vermehrt sich bei der Stadt Jakutsk und weiter hinab sehr. Bei der Ueberschwemmung werden diese Inseln häufig sehr klein, oft auch ganz überströmt, und an ihrer Stelle erscheinen an andern Orten neue; gewöhnlich bieten diese Inseln die reichsten Weidegründe dar. — Die Ufer dieses breiten Flusses bestehen aus sehr neuen Formationen: Sand- und Kalkstein bilden den größten Theil derselben. Die Berge, welche den Fluß einschließen, sind nur oberflächlich untersucht worden, und man kann über ihren Inhalt nichts sagen, als daß sich einige Eisenerzadern darin befinden müssen. Die Ufer der Lena erheben sich um 20 bis 40 Saschenen über den Horizont: anfangs sind schroffe Schluchten eingerissen, weiterhin aber werden die Berge selbst abschüssiger. Die Höhen sind meist mit dichten Wäldern bedeckt, worin sich eine Menge ausgedehnter Wiesengründe bilden: die erstern bieten eine reiche Jagd, die letztern eine vorzügliche Weide dar. — Die bedeutendsten schiffbaren Flüsse, die in die Lena fallen, sind die Kirenga, die in den Bergen an dem Baikalsee entspringt, der Witim und die Olekma, die aus den nertschinischen Bergen kommen, und endlich der Aldan, der aus dem Aepfelgebirge kommt, und selbst die schiffbaren Flüsse Amga, Judoma und Maja aufnimmt; von der linken Seite mündet sich von schiffbaren Flüssen nur der Wilui ein.

Chronik der Reisen.

Reise von den Sandwichs-Inseln nach China und Aufenthalt daselbst.

1. Fahrt nach Canton.

(Schluß.)

Was diese Rhede betrifft, so ist noch zu erwähnen, daß wenn man sich schon der ersten Bar (Sandbank) nähert, eine Menge Fahrzeuge vollgestopft voll chinesischen Frauen erscheinen, welche auf beiden Seiten des Schiffs einen Wettstreit im Rauben und Stehlen alles dessen anfangen, was los und auch befestigt ist. Mehrere Mal sahen wir dieselben und ihre bei sich habenden Gesellschafter in einem Nu die metallenen, am Steuerruder befestigten sogenannten Nothketten wegholen, das Tauwerk abschneiden und mehrere dergleichen Entwendungen vornehmen. Weist man das gemeine Volk dann von sich, so fangen sie an zu toben und zu schimpfen, und kommen, wohl wissend, daß man sie nicht zu stark angreifen darf, bald wieder zurück. Das Beste, was man dabei thun kann, ist zu sorgen, daß sie sich nichts bemeistern können, so wie ich bei Zeiten schon die Ketten vom Steuerruder hereins

nehmen ließ. Außerdem ist es nothwendig, an jeder Seite des Schiffs auch aufpassen zu lassen, daß die beiden oben erwähnten chinesischen Wachtboote nichts entwenden.

Die vierte Abtheilung des Tigris ist die drei und eine halbe Seemeilen lange von Whampoa bis Canton, aber nicht, wie schon früher gesagt, durch große Schiffe zu befahren, sondern nur mit der Schaluppe zurückzulegen. Zwei verschiedene Wege stehen hiezu offen, von welchen der erste längs dem sogenannten Dschonken-Flusse läuft, und auf dem man, nach Canton gehend, die Insel Whampoa am Backbord hat.

Ist man, diesen Weg einschlagend, das genannte Eiland passirt, so bekommt am Steuerbord der Dschonk-Fluß noch einen andern Arm, den sogenannten „Salzgraben," der fahrbar ist und zwei Dörfer an seinen Ufern hat, die übrigens ganz voll chinesischer Fahrzeuge liegen. Hat man nun diesen Weg, dem Fahrwasser der Jonken folgend, erwählt, so muß man auf die im Flusse liegenden Klippen achten, und auch vor Allem Sorge tragen, daß man mit seiner Schaluppe nicht auf den Bug eines vor Anker liegenden chinesischen Schiffes stoße. Das chinesische Matrosenvolk ist nicht allein beleidigend und grob, sondern auch wenig geneigt, einem Fremden Hülfe zu leisten, so daß es eher jemanden umkommen läßt, als daß es ihm beistehe. Da hieher die Theeladungen von dem obern Flusse herabgebracht werden, so ist hier ringsum Alles mit Sampangs (Lichterfahrzeuge) besetzt, die das Fahrwasser sehr verengen und dadurch manche Ungelegenheit bereiten können.

Nun passirt man, am Steuerbord, zwei in Ruinen liegende Forts, die „dänische" und die „holländische Narrheit" genannt. Von dem letztern erzählt man Folgendes. In der ersten Zeit der Reisen der Holländer nach China waren sie willens sich hier zu verschanzen und erhielten auch von der chinesischen Regierung die Erlaubniß dazu, da man dieser weiß machte, daß man nur die Anlegung eines Lazareths und einer Schiffswerfte beabsichtige. Auch brachten die Holländer ihre Wasserfässer zur Reparatur ans Land; unglücklicherweise brach aber aus einem der Boden und es kam daraus eine Kanone zum Vorschein. Es gingen nun den Chinesen die Augen auf, daß unsere Vorfahren das Lazareth in ein Fort verwandeln wollten, um von da die Stadt Canton zu beschießen, was dann eine Zerstörung der Anlage zur Folge hatte. Vermuthlich haben die Dänen etwas Aehnliches im Sinne gehabt, was gleichen schlechten Erfolg hatte.

Näher nach Canton zu wird die Anzahl der Fahrzeuge immer größer, und bildet endlich einen Wald, durch den sich unsere Schaluppe nur mit Mühe bis zur Treppe der holländischen Faktorei durchwinden konnte.

Der zweite Weg ist der längs dem Whampoa-Fluß (Whampoa am Steuerbord), der, obgleich eben so lang wie der erste, doch auf der andern Seite noch eine schmale Fahrt hat, den Mistgraben (so genannt von den Fahrzeugen, die hier den Kehricht aus Canton ausladen) oder auch den Pagodengraben (von einem dicht am Ufer stehenden Pagodenthurm), durch welchen der Weg sehr abgekürzt wird. Man kommt endlich in jedem Fall wieder auf den großen Dschonken-Fluß, wo, noch unterhalb des Salzgrabens, beide Wege für den Augenblick zusammenlaufen, indeß weiter hinauf sich ungeheure große schwimmende Wassergebäude dem Blicke darbieten, gegen welche ein Dreidecker ein kleines Schiff genannt werden dürfte, und die zu Fabriken eingerichtet sind. Auch schon auf der Insel Whampoa steht eine Pagode, die auf der Spitze vier Oeffnungen hat. Wenn man vom Wasser aus durch diese Oeffnungen sehen kann, so hat man den halben Weg zurückgelegt, auf welchem Punkt jetzt noch die aus der alten Zeit unserer Kompagnie herstammende Gewohnheit herrscht, den Bootsleuten eine Flasche Branntwein zu schenken.

Je mehr man sich Canton nähert, nimmt, wie gesagt, das Gedränge auf dem Flusse zu. Tausende von großen und kleinen Fahrzeugen drücken sich und liegen fast auf einander, so daß man wie durch eine Stadt von schwimmenden Gebäuden fährt, die sich, Straßen bildend, in Reihen an einander schließen. Die Schuiten oder Fahrzeuge, die diese Wasserstadt ausmachen, sind, was die stilliegenden betrifft, meistentheils von einerlei Länge und Breite, haben alle in der Mitte einen großen hochgebauten Raum mit verschiedenen Zimmern, und lassen neben einander liegend am Vorder- und Hintertheil eine Straße offen. Alle diese Straßen sind eben nicht sicher zu passiren, denn da man schon bei der Herauffahrt von Whampoa von den Chinesen verhöhnt und verspottet wird, kann man hier erst recht anlaufen, besonders wenn man unglücklicherweise als Fremdling zwischen die Fahrzeuge geräth, die der Aufenthalt der öffentlichen Freudenmädchen sind. Das allgemeine Gelächter und das Geschrei: „fanquai! fanquai loo!" welches überall erschallt, kann den einen Ausweg suchenden Fremden ganz verwirrt machen. „Fan" übrigens bedeutet „weiß" und „quai" „Teufel," zusammengenommen den Ehrennamen, mit welchen der unschuldige Europäer von den Chinesen begrüßt wird. Das „loo!" bedeutet wahrscheinlich „todt machen," da dieser Ausruf jedesmal mit der Pantomime des Kopfabschneidens begleitet wird. — Geräth man zufällig mit seinem Boot in eine der Hinterstraßen dieser schwimmenden Stadt, so kann man froh seyn, nur mit Schimpfworten abzukommen. Werden die Chinesen aber gröber und glaubt man eine Handgreiflichkeit erwarten zu können, so ist es das Beste, muthig auf den Beleidiger loszurudern und ihm mit einer Züchtigung zuvorzukommen, aber mit Ruhe und ohne Zorn, damit man etwa in der Hitze einen solchen Kerl nicht todtschlage, da man dafür leicht schwer büßen, ja mit dem Tode bestraft werden könnte, wenn der Chinese wirklich dabei sein Leben verloren.

So wie Canton nicht selten durch heftige Brände gelitten hat, ist dieß auch in der Wasserstadt oft der Fall. Während unseres Aufenthalts in China zerstörten die Flammen verschiedene Fahrzeuge in der von den Freudenmädchen bewohnten Abtheilung, wobei eine Menge dieser Unglücklichen jämmerlich umkam.

Man soll die Absicht haben an der Küste von Algier einen großen, geräumigen Hafen auszugraben; die Kosten desselben sind auf 50 Millionen Franken berechnet.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 26** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Karl VII.** Von Beranger. — **Dramatische Poesie in England.** (Schluß.) — **Ueber das Poetische in der modernen Poesie Frankreichs.** (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 82.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 März 1837.

Europäische Erinnerungen

von Fenimore Cooper.

Reise von England nach Paris.

Als wir England verließen, schifften wir uns auf demselben Strande ein, wo Heinrich V das Schiff bestieg, um nach dem Felde von Agincourt sich zu begeben. Ein furchterregendes Gerücht lief umher, die Kamilla (das Dampfboot) habe einen Flügel verloren, und manche klägliche Gesichter waren in dem Boote zu sehen, das uns nach dem Schiff brachte. Deutlicher gesprochen, einer der Dampfkessel war unbrauchbar, und die Ueberfahrt mußte also mit der Hälfte der gewöhnlichen Triebkraft gemacht werden. Zu dieser Jahrszeit oder eigentlicher gesagt, zu jeder Jahreszeit war die einzige wahrscheinliche Folge ein Zeitverlust. Bei einem starken Gegenwind mochte allerdings die Kamilla zum Umkehren gezwungen werden, dieß hätte aber auch der Fall seyn können, wenn beide Kessel in Thätigkeit waren.

Unsere Reisegefährten sahen die Sache in anderem Lichte. Die Theilung der Arbeit, welche die Preise herunterdrückt, bringt schlechte Reisende. Unsere Bootsladung schiffte sich unter Zittern und Zagen ein, und „es hat nur Einen Dampfkessel!" ging unter Unglück weissagenden Gesichtern von Mund zu Mund. Ein junggesellenartiger Mann in den Fünfzigen mit seiner noch im Julius wohl eingewickelten Person erklärte laut: „Wir gehen an Bord, um sämmtlich zu ertrinken." Dieß erschreckte eine der Damen aus unserer Gesellschaft, die im vollen Vertrauen auf meine nautische Erfahrung fragte, was ich von der Sache halte? Es handelte sich bloß darum, ob wir 10 oder 15 Stunden brauchen würden, und ich sagte ihr dieß. Die Gesichter der Frauen, welche kurz zuvor noch vor Furcht gezittert hatten, glänzten bei diesem Worte auf, und zwei oder drei davon dankten mir höflich für die ihnen bei der Gelegenheit zu Theil gewordene Auskunft.

Wir fanden zwei oder drei Gesellschaften an Bord, welche nicht den mittlern Ständen angehörten. Besorgniß warf einen Schatten über die kalte, marmorgleiche Politur selbst des englischen Aristokraten, denn wenn die Bemerkung ganz richtig ist, daß nichts „einem zornigen Lord so sehr gleicht, als ein zorniger Roturier," so ist die Furcht gleichfalls ein arger Gleichheitsprediger. Das Boot war bald unterwegs, unsere Ladung von Besorgnissen ging allmählich unter in den gewöhnlichen physischen Leiden von Landratten in unruhigem Wasser. So weit in Betreff der Uebercivilisation. Der Mangel eines Kessels hätte unter ähnlichen Umständen und bei einer gleichen Anzahl Amerikaner nicht die mindeste Unruhe erregt, da 19 unter 20 durch ihre Reiseerfahrungen genau gewußt hätten, was sie davon halten sollten.

Ich saß einen Theil des Tages über nahe bei einer Gruppe junger Leute, welche mit einer Dame von 23 oder 24 Jahren sich unterredeten, und ihr Erstaunen ausdrückten, sie an Bord zu finden. Es sey ein augenblicklicher Einfall, sagte sie, niemand wisse von ihrer Reise, und sie gedenke nur auf 14 Tage einen Ausflug in der Normandie zu machen. Im Laufe der Unterredung erfuhr ich, sie sey unverheurathet, und habe ein Kammermädchen und einen Bedienten bei sich. Auf diese Art konnte sie gehen, wohin es ihr gefiel, während, wenn sie nach amerikanischer Sitte eine „Eskorte" genommen hätte, ihr Ruf gelitten haben würde. Dieser Gebrauch ist indeß mehr englisch als europäisch; unverheurathete Damen auf dem Kontinent sind, außerordentliche Fälle ausgenommen, zu einer weit größern Zurückhaltung genöthigt, als bei uns, und können verheurathet oder unverheurathet nicht unter dem Schutze eines Mannes reisen, der nicht sehr nahe mit ihnen verwandt ist; Bedienten kommen dabei nicht in Betracht. Die Debatten, ob man überhaupt abfahren solle, hatten uns so lange aufgehalten, und der „einzige Dampfkessel" zeigte sich so kraftlos, daß die Nacht hereinbrach, ohne daß wir noch die Küste erreicht hatten. Der Wind war frisch gewesen, schlief aber gegen Sonnenuntergang ein, doch erst, als wir bereits den Einfluß der Fluth verspürten. Gegen Mitternacht hörte ich jedoch einen ausrufen: Land! und wir alle eilten aufs Verdeck, um einen ersten Blick auf Frankreich zu werfen. Das Boot fuhr rasch an einigen Uferfelsen hin: der Mond schien hell, seine Strahlen erhellten die Kreidefelsen der hohen Küste, und gab ihnen ein gewisses geisterhaftes Ansehen. Zwei Leuchtthürme glänzten nahe bei uns auf einem

Vorlande, gleich darauf zeigte sich eine lange Mauer in der See, und als wir deren Ende umschifft, befanden wir uns auf ruhigem Wasser, und fuhren zwischen Dämmen dahin, auf deren einem ein niederer massiver Thurm steht, den die Sage keinem geringern Mann als Julius Cäsar selbst zuschreibt.

(Fortsetzung folgt.)

Reisenotiz von Madrid über Saragossa und Canfran nach Pau.

(Schluß.)

Zu unserm Glück waren mehrere Kontrebandisten mit uns gekommen, alle verlegten sich darauf, den Weg mit Hauen zu eröffnen, und dann die Thiere über die halb und halb gangbar gemachte Stelle zu bringen; so kalt es war, so fielen ihnen dichte Schweißtropfen vom Antlitz, und mehrere streckten sich im Schnee hin, um ein wenig auszuruhen. Ihre Mühe wurde dadurch vermehrt, daß ein Maulthier, weil es einen falschen Schritt gethan, oder weil seine Bepackung zwischen dem Wege und der Felsenwand keinen Platz fand, in den Schnee auf der Seite des Abgrundes gefallen war. Das Thier war indessen klug genug, nicht die geringste Bewegung zu machen, sondern sich gerade auf der Brust liegend zu erhalten; die Arrieros nahmen ihm mit vieler Geschicklichkeit die Last ab und brachten es wieder auf den Weg. Die Kälte war bei dem heftigen Winde trotz der Sonnenstrahlen unerträglich, und die Wendungen wollten kein Ende nehmen, endlich drehten wir um einen spitzig auslaufenden Felsgipfel, und begannen nun, einen noch höhern Berg, welcher die Gränzscheidung mit Frankreich macht, zur Rechten lassend, abwärts zu steigen; wir betrachteten uns bereits auf französischem Boden, obgleich auf diesen einförmigen Schneegefilden kein Monument die Verschiedenheit der Gerichtsbarkeit bezeichnet. In der bessern Jahrszeit geht man über einen andern Weg, der etwas länger und höher, aber nicht so gefährlich ist, jetzt aber, da der Weg auf beiden Richtungen gleich schlecht war, zog man den kürzern Weg vor. Trotz den Rücksichten, von denen ich Erwähnung gethan, sollte die spanische Regierung die gefährlichsten Stellen, welche zusammen keine 20 Klafter betragen, wenigstens aus Menschlichkeit ausbessern lassen, denn alle Jahre ereignen sich Unglücksfälle. Sobald man auf französisches Gebiet kommt, bemerkt man den Unterschied des Bodens. Auf der spanischen Seite sind die Pyrenäen steil, zerrissen, verbrannt, man sieht nichts als nackte traurige Felsen, deren ausgezackte, über große Löcher hervorragende Spitzen beweisen, daß heftige Stöße alles, was locker war, heraufgeworfen haben, eine Idee, welche durch die großen Schutthaufen von Steinen oder Steinplatten noch mehr bestätigt wird. Man findet nur wenige meist verkrüppelte Bäume, erst auf dem höchsten Gipfel bekommt man einige Fichten zu sehen; das Moos selbst und die Gestrüppe, mit denen die Berge hie und da bedeckt sind, hat ein röthliches geröstetes Ansehen.

Ich habe die wenigen fruchtbaren Gegenden angeführt, die man auf diesem Wege antrifft, aber nicht die Pyrenäen allein haben diesen Charakter, ganz Spanien ist ein Oasenland, und weicht von dem europäischen Typus ab. In Frankreich beginnt beinahe unmittelbar, nachdem man von dem höchsten Gipfel hinabgestiegen, eine dichte Bevölkerung und eine ununterbrochene Reihe von Wohnstätten; man trifft mehrere Venta's oder Wirthshäuser, bei deren erstem wir ein wenig ausruhten, mehrere zerstreute Häuser, sogar Holzsägereien, Mühlen u. dgl., und endlich das im J. 1823 angelegte Lazareth, von wo aus die Straße schon fahrbar wird. Das Lazareth ist ein beträchtliches Gebäude, wo gewöhnlich Truppen oder Zollwächter stationiren, dabei ist ein großer offener Kiosk, der den Quarantänehaltenden zum Spaziergang diente. Man hatte unsere Effekten auf der spanischen Seite nicht untersucht, nur mußten wir etwa dreiviertel Meilen von Canfran unsere Päſſe vorzeigen. Vom Lazareth an trafen wir mehrere Posten an, wo wir entweder die Päſſe vorlegen oder wenigstens unsere Namen, Profession und Bestimmungsort angeben mußten, unsere Effekten wurden nachher in Urdoz untersucht. Dieser kleine und schlechtgebaute Ort liegt eine Meile vom Lazareth, schon hier erkennt man eine sorgfältigere Benützung des Bodens und sieht an den Abhängen gegen den Gave de Aspe kleine, aber herrliche Wiesen, die man mittelst gut angebrachter Einschnitte von dem schmelzenden Schnee wässern läßt; die Berge sind überall mit Tannen und Gesträuchen besetzt. Der Berg, über den wir gekommen waren, ist der Berg Aspe, weiter gegen Osten sind die Päſſe von Cauterets und Gavarine, welche weit gefährlicher sind, ich erfuhr nachher in Pau, daß zu eben der Zeit, als wir den Puerto de Canfran passirten, acht Passagiere auf dem Passe von Gavarine von einer Schneelawine bedeckt worden waren. In Urdoz fanden wir den Wagen, der uns nach Oleron führte, 6 Meilen, die wir in 4 Stunden zurücklegten; von Canfran nach Urdoz zählt man 5 Meilen, die ganze Tagreise hatten wir in ungefähr 11 Stunden vollbracht. Die Gegend, durch welche wir fuhren, ist herrlich, die Thäler wurden immer offener und sanfter, man kommt durch mehrere Ortschaften und besonders gefiel uns die Gegend, wo man zur Rechten Bedous und Accous, zur Linken Oset und ich weiß nicht welche andere Dörfer in einem weit ausgedehnten, gutbebauten Thale erblickt. Schon sieht man Weingärten und nicht weit von hier gedeiht der Jurançon, welchen man unter die bessern Weine Frankreichs rechnet; er ist roth oder dunkelgelb, ich fand ihn von einem zu starken und nicht ganz feinem Geschmacke. Oleron mit seiner Vorstadt Sainte Marie, durch die man zuerst kommt, ehe man die Gave übersetzt, ist ein lebhafter Ort und das Hotel Conderre gut eingerichtet. Von hier nach Pau kostet die Diligence 3 Fr. im Interieur; diese 7 Meilen machten wir in 4 Stunden.

Pau ist eine der besten unter den kleinern Städten Frankreichs. Wenn man von Spanien herkommt, so ist sie im Mittelpunkte, von welchem die Straße nach Toulouse 36 M., Bordeaux 48 M. und Bayonne 26 M. auslaufen; mehrere Spanier, die vor den politischen Stürmen ihres Vaterlandes geflohen sind, wohnen hier, so wie auch mehrere Engländer, deren Zahl sich vermehrt, je näher die Badezeit anrückt, diese ist eigentlich im Junius, aber schon seit März begeben sich Kurbedürftige

nach Bagnères, Cauterets, Eaux Bonnes u. s. w. Die Luft in Pau selbst ist gesund, obgleich im Frühjahr noch feucht, da von den beschneiten Pyrenäen, die man immer vor Augen hat, Wind und Wolken hertreiben; am Ende Februar fand ich eine schon heiße Sonne und zwei Tage darauf trat wieder die Kälte ein und dauerte Wochen lang. Die Gegend muß im Frühjahr, wenn die Bäume und die Felder grün sind, angenehm seyn, die Pyrenäen, der Gave de Pau, welcher sich durch die Landschaft in mehrern Armen schlängelt, der Park, und die Hügel welche den Gave begränzen, bieten mehrere schöne Aussichten dar, welche man besonders vom Place royale (einem viereckigen, mit Bäumen besetzten und mit Häusern eingefaßten Spaziergang) und von einem andern mit einem Kreuz vor einer Kirche bezeichneten Platze, gegenüber vom Schlosse Heinrichs IV, genießt. Der Gave trennt Pau von der Vorstadt Saint Esprit, und erhält Zuflüsse aus mehrern Ravinen, über welche Brücken gebaut, welche selbst mit Häusern besetzt sind, so daß sie eine untere Stadt mit engen, schmutzigen und steilen Gäßchen bilden. Das Schloß selbst liegt auf einer Terrasse, welche niedriger als die Stadt und höher als der Ravin ist; man hat daher das Schloß auf einem künstlichen Hügel gebaut, um es auf die Höhe der Stadt zu bringen, mit welcher es durch eine Zugbrücke zusammenhängt; auf der Seite des Ravins ist der Spaziergang, welcher rings um das Schloß führt, mit einer Mauer eingefaßt. Das Schloß ist häßlich, schmutzig, hie und da zerfallen, dennoch hat es prächtige Gemächer, die, wie man sagt, zum Empfang Ludwig Philipps, zu dessen Domänen jetzt diese Wiege Heinrichs IV gehört, eingerichtet werden sollen. Die Stadt hat auch eine Bibliothek von 15,000 Bänden, von einem spanisch-josephinischen Priester meistens auf eigene Kosten aus dem Schutt, in dem sie lag, hergestellt; jetzt hat doch die Kommune jährlich 1500 Fr. zu ihrer Erhaltung ausgesetzt; auch ist hier ein Cercle, wo man Journale und Bücher findet: in den übrigen Lesekabineten ist kein Journal zu haben. Das Schauspielhaus ist auf dem neuen unregelmäßigen Platze Heinrichs IV, wo die Diligencen stehen: dieser Platz ist mit neuen, auf Arkaden ruhenden, aber zum Theil noch unausgebauten Häusern eingefaßt. Auch die Präfektur in der sehr langen Hauptstraße ist ein schönes Gebäude, die Halle ist noch nicht vollendet; auf einer Anhöhe am Ende der Stadt, auf der einen Seite eines viereckigen Platzes ist die herrliche Kaserne. In Pau ist es nicht eben wohlfeil zu leben, ich glaube überhaupt, daß Paris noch der wohlfeilste Ort Frankreichs ist, vielleicht die Logements ausgenommen. Ein Zimmer mit Bedienung kostet hier 25 bis 30 Fr. monatlich, ein freilich nicht glänzendes Essen kann man für 60 Fr. monatlich bedingen; alle Montag ist Markttag. Hier wird feine und dauerhafte, aber theure Leinwand verfertigt, ein feines Schnupftuch kommt auf 4 Fr., feine Leinwand für Hemden auf 5 Fr. die Elle (kleiner als die Pariser-Elle), ein gemeiner Tischzeug auf 60 Fr. zu stehen. Die Möbeln von Eschenholz, Palissander u. s. w. sind schön und nicht theuer; sie werden über Bayonne nach England u. s. w. geführt. Der Wein von Jurancon hat Ruf, aber mir scheint er zu stark und zu grob. Die Bevölkerung vor St. Esprit mag 2 bis 3000 und die von Pau 12 bis 14,000 betragen.

Ein Abenteuer in Spanien. *)

Vielleicht ist es nicht allgemein bekannt, daß in Spanien Diligencen und die unter dem Geleite von Maulthiertreibern Reisenden den Räuberhauptleuten eine Art von Tribut bezahlen, um der Beraubung zu entgehen. Zahlen sie diese Abgabe, so ist ihr Eigenthum geschützt. Die spanische Regierung, oder die gesetzliche Gewalt, war noch vor einem oder zwei Jahrhunderten so schwach, daß solcher Unfug öffentlich geduldet wurde. Der nachstehende Bericht eines Reisenden gibt uns jedoch Kenntniß von einem Fall, wo keine solche Abgabe bezahlt worden war.

„Ramon, unser alter Kondukteur, ein rühriger Mann, wie man sie in Andalusien findet, hatte uns bei guter Zeit aufgeweckt, und ehe noch die aufgehende Sonne die schneebedeckten Gipfel des Nevado vergoldete, kamen wir schon an der alten verfallenen Kolonie La Carlotta, im schönen Thal des Guadalquivir vorüber, und fuhren über die kahlen, mit nichts als einigen Olivenbäumen besetzten Hügel, über die der Weg nach der berühmten Stadt Ecija, dicht am Xenil, führt. Hier blieben wir die Nacht, sehr zufrieden, als unser Kondukteur uns versicherte, wir hätten alle Ursache unser Geschick zu preisen, das uns eine so sichere und respektable Stadt ohne Unfall habe erreichen lassen. Am folgenden Tag standen wir abermals mit der Sonne auf, in der Hoffnung, mit Einbruch der Nacht unsern Bestimmungsort zu erreichen. Da die Hügel und Dornbüsche, an denen wir vorüber kamen, besorgliche Gedanken erregten, so schickte Ramon seine beiden Gehülfen eine Strecke voraus, um zu recognosciren, und auch zu beiden Seiten des Wagens wurden Vorposten in gleicher Entfernung ausgeschickt. Unsere Flinten und Pistolen untersuchte der Alte mit dem Auge eines Jägers, der einen Vogel aus der Luft holen will, und rief von Zeit zu Zeit ein lautes „Halt!“ aus, um uns an den Räuberruf zu gewöhnen, damit, wenn er wirklich sich hören ließe, wir in der Angst nicht unsern Mann fehlen möchten. Endlich breitete sich die schöne offene Ebene vor unsern Augen aus, in deren Mitte der isolirte Bergkegel emporsteigt, auf dessen Gipfel das alte Carmona steht, bedeckt mit den Trümmern jener Moscheen und Thürme, die einst für das unveräußerliche Erbgut der unüberwindlichen Mauren galten.

Die Ebene ist hier fast gänzlich von Bäumen entblößt und nichts als verkrüppeltes Strauchwerk zu sehen. Kaum hatten wir die offene Fläche erreicht, so brach auch schon ein allgemeines Gelächter über den guten Vater Ramon — wie wir ihn nannten — los. Die Vorposten wurden eingezogen, die Patrouillen auf unsern Flanken nahmen ihre Sitze wieder ein und die strenge Disciplin verschwand von der Tagesordnung. Eben näherten wir uns einem einsamen Hof und Garten, auf der Stelle eines ehemaligen Schlosses, zum Theil von einem Olivenwäldchen umgeben und nur wenige Schritte von der Straße entfernt. Kaum hatten wir den Hof im Gesicht, so rief auch der Alte sein donnerndes „Halt!“ indem er uns zugleich befahl, uns im Wagen zurückzulegen. Jeder blickte auf Ramon, weil er glaubte, der Ruf sey eine abermalige Muthprobe, allein bald überzeugten wir uns, daß dem nicht so war, und der Anblick eines Reiters — eines ächten Kehlabschneiders vom Kopf bis zu den Füßen — lieferte den Beweis, daß Ramons große Vorsicht nicht ohne Grund war. „Halt, zurück!“ wurde nochmals wiederholt, und nun wendete sich unser Führer zu uns und sagte:

*) Aus Chambers Edinburgh Journal.

„Jezt, meine Herren, thun Sie Ihr Bestes, denn der Teufel ist los. Was ist Ihnen gefällig?“ fuhr er, zu dem Reiter gewendet, fort. — „Vater Ramon, entgegnete dieser, mache uns keine unnüze Mühe; Ihr habt eine gewisse Menge Gold bei euch, andere Sachen von Werth ungerechnet. Gebt uns zwei Drittheile und eine Anweisung auf euern Bankier in Sevilla auf 100 Pfund, dann kannst du deine Reise ruhig fortsezen.“ Wir hatten indeß Zeit gehabt, den Reiter etwas näher ins Auge zu fassen. Er war ganz wie ein andalusischer Stuzer gekleidet, gut beritten, mit ungeheuren Sporen und Steigbügeln und einem türkischen Sattel mit hoher Rücklehne. Ein lichtgrünes Fliegennez bedeckte seine Stute. Pistolen blizten aus den Halftern und in der Hand trug er eine Lanze mit furchtbarer Spize, die uns eben so drohend entgegenblinkte, wie der Doppelhaken an seiner Seite. Eine Patrontasche von farbigem Leder war um seinen Leib geschnallt, mit wenigstens fünfzehn Ladungen, die in zwei Reihen über einander staken.

Nach dem freundschaftlichen Vorschlag des Räubers sank unserem Ramon der Muth, und er erwiderte: „Ihr seyd sehr artig, Cavalero, werden aber wohl die sechs kastilianischen Edelleute, die ich die Ehre habe zu führen, sich einen solchen Vorschlag gefallen lassen? Ich für meine Person bin kein Freund von Händeln. Zeigt uns nur einen Weg, wie wir mit Ehren loskommen können, und ich verspreche euch, daß wir nicht den ersten Schuß thun wollen. Wie viele seyd Ihr? laßt uns unsere Stärke vergleichen.“ — Ehe aber der Reiter antworten konnte, riß ein junger Militär, Namens Rojas, der mit uns fuhr, seinen Degen aus der Scheide und rief: „Du Schuft! sollen wir wie eine Heerde Schafe verhandelt werden?“ — „Nun so greift zu den Waffen, meine Herren!“ donnerte der Mayoral mit kühnem Blick. „Carajo!“ schrie der Räuber, indem er sein Pferd wendete, „ich will euch besser behandeln als ihr verdient,“ und indem er wenigstens einige hundert Schritte von uns sein Gewehr anschlug, drückte er ab, und der arme Rojas stürzte mit einem Racheschrei zu Boden. Mehrere Schüsse folgten; zwei von den Maulthiertreibern fielen und acht oder zehn andere Strauchdiebe brachen aus dem Wäldchen hervor. „Carajo!“ rief ihr Anführer nochmals, „ich will euch lehren die Kinder von Ecija mit mehr Respekt zu behandeln.“

(Schluß folgt.)

Literarische Notizen.

Der Abbé Fleury, der auf Veranlassung Bossuets die „Geschichte des Christenthums“ schrieb, brachte sie in 20 Bänden bis auf das Jahr 1414. Pater Fabre sezte sie fort bis zum Jahre 1595, wo der 16te Band der Fortsezung endigt. Fleury faßte somit die Geschichte von 14 Jahrhunderten in 20 Bänden zusammen, von denen noch übrigens einer mit acht Abhandlungen gefüllt ist, welche Voltaire für Meisterstücke erklärte; Pater Fabre brauchte für weniger als 2 Jahrhunderte 16 Bände. Kürzlich hat man nun eine wichtige Entdeckung gemacht; unter einer großen Anzahl unbedeutender Manuscripte Fleury's fand sich auch der 21ste Band der Kirchengeschichte mit den Büchern 101 bis 104, welche augenscheinlich die Fortsezung der 100 Bücher in den 20 ersten Bänden sind. Dieser Band beginnt mit dem Jahre 1415, wo die ersten endigen, und geht ohne Unterbrechung bis zur lezten Sizung des Koncils von Lateran fort, umfaßt also ein ganzes Jahrhundert. Dieser Fund macht also einen großen Theil von Fabre's Fortsezung, die nur um 78 Jahre weiter geht, unnüz. Eine neue Ausgabe von Fleury hat diesen weitern Band.

In einer Versammlung der königlichen Gesellschaft der Literatur in London las Herr Cullimore ein auf astronomisch-chronologische Berechnungen gegründetes Memoire vor „über die Epoche von Amon-me-Ramses dem Großen (Sesostris), wie sie durch die astronomischen Skulpturen am Plafond seines Palastes bestimmt ist.“ Er berechnet darin den Anfang der Epoche der 18ten Dynastie, welche mit Mera oder Möris beginnt, auf 1525 v. Chr., und die Epoche von Ramses dem Großen, dem 7ten Nachfolger von Möris, auf 1137 v. Chr.

In der Linnéischen Gesellschaft zu London wurden von Lieutenant Wellstead einige Bemerkungen über das Manna der Wüste, über den Drachenblutbaum und die Aloëpflanze von Socotra mitgetheilt. Der Manna schwizt aus Einschnitten in den Zweigen eines Strauchs, der zur Gattung Tamarix gehört und eine Art Coccus ist, die von Ehrenberg und Hemprich C. manniparus genannt wurde. In Wady Hebron wird das Manna von den Bäumen gesammelt, die Menge desselben beträgt aber in den günstigsten Jahren nicht über 700 Pfund. Ein bedeutender Theil davon wird von den Beduinen selbst verzehrt, ein anderer Theil nach Cairo gesendet, und der Rest an die Mönche des Bergs Sinai abgesezt, welche dasselbe in kleinen Parzellen an die russischen Pilgrime verkaufen, die es mit großer Ehrerbietung empfangen als einen unwidersprechlichen Beweis des in der heiligen Schrift erwähnten Ereignisses. Das Manna wird nur gesammelt nach einer sehr regnerischen Jahreszeit, denn man hat Beispiele, daß es sieben Jahre ausblieb. Der Drachenblutbaum von Socotra scheint derselbe mit dem Dracena Draco von Linné, der sich auch auf den kanarischen Inseln findet. Auf Socotra wächst der Baum häufig auf den Granitgipfeln 4 bis 5000 Fuß über dem Meere; das Gummi schwizt theils von selbst, theils aus künstlichen Einschnitten aus. Die Insel Socotra war auch von den frühesten Zeiten an berühmt durch ihre Aloë; dieser Ausfuhrartikel wurde aber in neuerer Zeit vernachlässigt, so daß im Jahre 1833 nicht mehr als 2 Tonnen ausgeführt wurden. Die Pflanze ist auf der ganzen Insel in Menge vorhanden, und wahrscheinlich identisch mit der Aloë officinalis von Forskal.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 83.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 März 1837.

Die Disciplin der angloindischen Armee.

Der falsche Liberalismus Lord William Bentinks, der durch Aufhebung der Körperstrafen in der angloindischen Armee, d. h. unter den Sipahis, nicht unter den europäischen Truppen der Kompagnie, und noch viel weniger unter den königlichen Truppen, über welche er gar keine Disciplinargewalt auszuüben befugt war, sich kund gab, fängt an die erwarteten herben Früchte zu tragen. Neuere Nachrichten aus Indien zeigen mit Bestimmtheit an, daß die Sipahiarmee dadurch auf eine höchst beunruhigende Weise desorganisirt worden sey, daß die Sipahis seit Bekanntmachung des Befehls zur Abschaffung der Körperstrafen, wenn sie unter den Waffen standen, ihren europäischen Offizieren offenen Troz boten, und erklärten, sie wüßten wohl, daß sie keine Strafe zu befürchten hätten u. dgl., während sie früher selbst unter sehr harten Proben treu und unterwürfig blieben. Am schlimmsten scheint die Sache in der Madrasarmee zu stehen, die freilich meist aus den niedrigsten Kasten zusammengesetzt ist. Dort haben Sipahi-Offiziere und Unteroffiziere ihren europäischen Offizieren wiederholt erklärt, sie fänden es seit der Bekanntmachung von Lord William Bentinks Befehl unmöglich, militärische Disciplin und Ordnung wie früher zu handhaben. Einer der schlimmsten Umstände dabei ist der Unterschied, der unter Europäern und Indiern gemacht wurde. Nicht nur hat dieß den Stolz der Sipahis im Gegensatz gegen die europäischen Truppen gehoben, und die leztern tief gedemüthigt, sondern die im Heere dienenden Indobritten, welche meist in den Regimentern den sogenannten Unterstab bildeten, und sich zum Christenthum bekannten, erklären sich jezt zu Muhammedanern, um dadurch dem strengern englischen Kriegsgesetz zu entgehen, und die Vortheile von Lord W. Bentinks Armeebefehl für sich in Anspruch zu nehmen.

Lord W. Bentink ist ein Mann von hoher Geburt, von ausgebreiteten Familienverbindungen, und wird darum in einem Lande, wo nicht nur die Regierung, sondern auch das Publikum hierauf so ungemein viel Rücksicht nimmt, mit Schonung behandelt, je mehr sich aber die unseligen Folgen jenes eben so unbefugten als thörichten Schritts enthüllen, desto weniger nimmt man Anstand, ihm sein Benehmen bitter vorzuwerfen. Er wurde von einem militärischen Committee über die Gründe seines Benehmens vernommen, wußte aber nicht das Mindeste zu seiner Entschuldigung anzuführen, sondern bewies und gestand selbst eine klägliche Unwissenheit mit allen auf diesen wichtigen Gegenstand bezüglichen nähern Verhältnissen. Er führte unter Anderm an, sein Wunsch sey gewesen, daß Leute der höchsten Kasten in die Armee eintreten möchten, und fügte zugleich hinzu, er kenne den Charakter der Madras-Sipahis sehr wenig im Vergleich mit den bengalischen. Eine jämmerlichere Antwort konnte er kaum geben, denn erstens war er früher selbst Gouverneur von Madras gewesen, und war dort Zeuge geworden von dem Aufruhr in Vellore, wo europäische Offiziere und Soldaten nächtlicher Weile von den empörten Sipahis niedergemezelt wurden, hätte sich also über den Charakter der dortigen Sipahis eine Lehre für sein ganzes Leben entnehmen können, und wenn er die bengalischen Sipahis so gut kannte, so hätte er wissen sollen, daß nicht die Braminen, die höchste Kaste, welche in die Armee tritt, die besten Sipahis sind, sondern daß vielmehr jede Ruhestörung in einem bengalischen Korps, wenn solches auf einen fremden Dienst ausgesandt wurde, oder es sonst einen Auftrag erhielt, den sie ihren Kastenvorrechten zuwiderhielten, von ihnen angezettelt war, wenn auch andere sich zu Werkzeugen brauchen ließen, und daß Moslims, Radschputen und andere Kasten als Sipahis aus diesem Grunde weit vorzuziehen sind.

Doch es handelt sich jezt darum, auf welche Weise ist das thörichte Benehmen Lord W. Bentinks, das die Disciplin der Armee und damit die Sicherheit des englischen Reichs in Indien mit den ernstesten Gefahren bedroht, wieder gut zu machen? zu dem Ende wurde von mehreren Offizieren vorgeschlagen, daß die Direktoren der ostindischen Kompagnie ohne Verzug für die indische Armee einen neuen Militärkodex promulgiren sollten, der dem gegenwärtigen englischen Militärgesetz möglichst genau angepaßt sey. Die große Frage ist aber, ob die Peitschenstrafe in der indischen Armee sich auch je wieder einführen läßt, und dieß ist es, was erfahrene Offiziere eben bezweifeln, zum mindesten für einen schwierigen und gefährlichen Versuch halten. Aber eine Gleichstellung hinsichtlich der Strafen zwischen den Sipahis

und den europäischen Regimentern muß versucht werden, es koste was es wolle. Hören wir, wie ein alter anglo-indischer Offizier sich hierüber ausdrückt. „Alle Privatbriefe von Regimentsoffizieren in Indien aus allen Präsidentschaften erklären, daß die Sipahiarmee mit raschen Schritten ihrem Verderben zueile, in Folge des gehässigen Vorzugs, den ihnen dieser Armeebefehl (zur Abschaffung der Peitschenstrafe) über die europäischen Truppen gegeben hat. Jeder Brief, den ich sah, bestätigt, daß die Sipahi-Offiziere und Unteroffiziere sich so laut wie die europäischen Offiziere beklagen und sich dahin aussprechen, daß von den Behörden der Kompagnie irgend ein Mittel ergriffen werden muß, um in dieser Beziehung Gleichheit zwischen dem Gesetz für Europäer und für Eingeborne herzustellen.“ So stehen die Sachen, und es ist nun zu erwarten, welche Schritte geschehen, um diesem Uebel abzuhelfen; schnell müssen diese gethan werden, sonst greift das Uebel um sich, und ist nicht mehr leicht zu heilen.

Europäische Erinnerungen.

Reise von England nach Paris.

(Fortsetzung.)

Welche Veränderung in so kurzer Zeit! Jenseits des Kanals ist ein ruhiges, fast mürrisches Volk, von dem man nichts hört, als die Bitte um Beschäftigung, die auf bescheidene Weise vorgebracht wird, und das ewige „ich danke, Herr.“ Jedermann schien zwei Stimmen zu haben, deren er sich nur bediente, als sey es hier darum zu thun, sich selbst sprechen zu hören. Ungeachtet der späten Mitternachtsstunde war der Quai dennoch ziemlich mit Menschen besetzt, und wohl ein Dutzend Beamte strömten an Bord des Boots, um unsere Landung zu verhindern. Zollbediente, Gendarmen mit ungeheuren Hüten, und weibliche Kommissionäre drängten sich um uns. Endlich wurde uns zu landen erlaubt, und wir in ein naheliegendes Gebäude gewiesen. Hier wurden die Frauen in ein besonderes Gemach geführt, wo man ihre Personen von weiblichen Beamten nach Contrebande durchsuchen ließ. Diese Maßregel ist mir als höchst erniedrigend und beleidigend geschildert worden. Ich selbst wurde, ich weiß nicht warum, verschont, denn wir waren alle wie Schafe zusammengepfercht. Da wir, wenigstens was das Schmuggeln betrifft, als unverdächtig erschienen, so befreite man uns bald. All' unser Gepäck blieb im Amtslokal, und wir selbst wurden entlassen mit ulchts als was wir am Leibe hatten. Es war dieß kein günstiger Anfang in einem so höflichen Lande, und doch ließe sich, wenn man die Ursachen erwägt, nicht leicht eine Alternative auffinden. Es war unsere eigene Schuld, warum kamen wir so spät.

Die Straßen waren leer, und die hohen grauen Häuser, die engen Straßen und die ungewohnten Gegenstände boten bei dem milden Lichte des Mondes einen fremdartigen Anblick. Es war als ob wir in einen andern Planeten versetzt worden wären. Obschon müde und schläfrig, blieb die Gesellschaft doch unwillkürlich stehen, wenn ihr etwas Neues aufstieß, und wir kamen nur zaudernd vorwärts. An einem Hause nach dem andern wurden wir abgewiesen, und schon hatte es das Ansehen, als müßten wir die Nacht unter freiem Himmel zubringen. Unser Eintritt in Frankreich war nichts weniger als angenehm. Der Führer erklärte, daß er mit seinem Latein am Ende sey und gab die Unmöglichkeit zu verstehen uns unterzubringen. Endlich fiel mir ein, daß ich beim Durchblättern eines in New-York gekauften Guide des Voyageurs ein gewisses Hotel d'Angleterre als das beste Gasthaus in Havre gepriesen gefunden hatte. „Wißt Ihr, mein Freund, sagte ich, wo das Hotel d'Angleterre ist?“ „Meiner Treu, ja, war die Antwort, das ist gleich hier nahe bei.“ Dieses „Meiner Treu, ja,“ war ominös, und das „es ist gleich hier nahe bei“ noch mehr. Wir gingen dahin, und wurden aufgenommen. Nun begann das Steigen. Auf engen winkelichten Treppen erstiegen wir mehrere Stockwerke, und wurden endlich in Zimmer im fünften gewiesen.

Die Dielen waren gewichst, ohne Teppiche oder Matten, und die Möbeln sehr mittelmäßig. Wir gingen zu Bette, konnten aber der Wanzen wegen nicht schlafen. Eine schlechtere Nacht habe ich in meinem Leben nicht zugebracht, und oft dachte ich seitdem, wie gewagt es sey, dem ersten Eindruck zu vertrauen. Diese und noch ein Paar zu Havre zugebrachte Nächte, nebst einer andern zwischen Rouen und Paris sind die unbequemsten, deren ich mich erinnere, und doch, wenn ich ein Land bezeichnen sollte, wo man am sichersten auf ein gutes reines Bett rechnen kann, würde ich stets Frankreich nennen.

Am folgenden Morgen stand ich auf und stieg die Leiter, denn viel besser war die Treppe nicht, zur niederern Welt hinab. Der Kellner wünschte zu wissen, ob wir an Table d'hote speisen wollten, ein Wort, das er ganz heimlich aussprach. Neugier verleitete mich einen Blick in das Gastzimmer zu werfen; es war ein finsteres, unsauberes und stark besetztes Gemach, aber doch nicht ohne gewisse schmackhafte Gerüche. Die französische Kochkunst trägt selbst über französischen Schmutz den Sieg davon. Es war der einzige Ort im Hause, die Küche ausgenommen, wo ein guter Geeuch zu finden war, und ich stieg nun wieder in die höhern Regionen empor.

Ein oder zwei Stunden später beehrte mich der Konsul mit einem Besuch. Ich bat um Entschuldigung, ihn so hoch bemüht zu haben, erhielt aber zur Antwort: „Das ist hier kein Unglück, denn je höher man wohnt, um so reiner ist die Atmosphäre;“ und er hatte Recht. Es bedurfte keiner Erklärung, um zu erfahren, daß wir uns in einem Haus von untergeordnetem Rang befanden. Beim Frühstück zeigte sich indeß eine bedeutende Verbesserung. Das Tischzeug war weiß wie Schnee, und wir wurden, da es ein déjeuner à la fourchette war, mit silbernen Gabeln, ungewöhnlich kleinen Servietten, trefflichem Weißbrod und guter Butter bedient, die Cotelets nicht zu vergessen, die durch Zauberei bereitet zu seyn scheinen. Meine Gefährtin und ich blickten uns zufrieden an, als wir den Kaffee versuchten, der zugleich aufgetragen wurde; es war das Erstemal, daß wir beide französischen Kaffee, ja es ist nicht zu viel gesagt — daß wir überhaupt Kaffee tranken. Ich habe seitdem viele französische Köche gehabt, habe Jahre lang in der

französischen Hauptstadt selbst gelebt, konnte aber nie jemand finden, der das Geheimniß verstanden hätte, Milchkaffee so zu bereiten, wie er in den meisten Wirths- und Kaffeehäusern bereitet wird. Die Verschiedenheit zwischen der trefflichen Tafel und dem abscheulichen Hause selbst überraschte alle so sehr, daß beinahe von nichts Anderm gesprochen wurde. Ich hingegen wollte nichts als essen.

Es war jetzt vor Allem nothwendig unser Gepäck vom Zollhaus zu holen. Der Konsul empfahl mir einen Kommissionär, um mir zu helfen. „Sie dürfen sich aber nicht wundern," sagte er im Fortgehen lachend, „wenn ich Ihnen einen in Frauenkleidern sende." Nach wenigen Minuten stellte sich mir ein Exemplar des schönen Geschlechts vor. Ihr Name war Désirée und ein geschickterer Unterhändler kann nicht gefunden werden. Sie schalt, zankte, rieth und schmeichelte, und trug stets den Sieg davon. Die Zollbeamten waren bei Tage höflicher, als wir sie unter dem Einfluß des Mondes gefunden hatten, und unser Geschäft war bald abgemacht.

Wir hatten ein Fernrohr mitgebracht. Es war alt und von geringem Werth, aber ein Erbstück der Familie. Dieses Fernglas war verschwunden, kein Mensch wollte etwas davon wissen. „Schickt nach Désirée," sagte der Konsul. Désirée kam, empfing ihre Anweisung, und nach einer halben Stunde war das Vermißte zur Stelle. Aus Versehen hatten wir keine Päße genommen als wir im Begriff standen, Havre zu verlassen. Die Amtsstunden waren vorüber und das Dampfboot konnte nicht warten. „Wo ist Désirée?" Désirée wurde mit der Schwierigkeit bekannt gemacht, und die Päße zur Stelle besorgt. Désirée! wo ist Désirée?" rief jemand aus der Menschenmenge, die sich versammelt hatte, um am Tag nach unserer Ankunft die Kamilla nach England absegeln zu sehen. „Hier ist ein Engländer, der zu spät kam um seinen Paß visiren zu lassen," sagte ein Mann zu Désirée, „das Dampfboot geht in 10 Minuten, was ist zu thun?" — „Es ist wahrhaftig zu spät," lautete die Antwort. „Versuchs, mein Kind, es wäre traurig, wenn der Engländer sein Ueberfahrtsgeld verlieren müßte." Der Engländer zahlte seine Gebühren, Désirée nahm ihn beim Arm, zog ihn durch die Menge bald da bald dorthin, und brachte ihn endlich ohne Paß an Bord. „Es ist zu spät," sagte sie, „und es kann Ihnen nichts begegnen, als daß Sie zurückgeschickt werden." Er kam indeß glücklich durch. Frankreich hat viele solche rührige Weiber, aber Désirée ist sicher die Krone von Allen. Sie hat, wie ich hörte, ein oder zwei Jahre in England zugebracht, bloß um durch Erlernen der Sprache sich zu ihrer jetzigen Bestimmung tüchtig zu machen.

Während wir im Begriff standen, unser Ueberfahrtsgeld am Dampfboot nach Rouen zu bezahlen, hörte ich meinen Namen auf Englisch rufen. Der Laut der gewöhnlichsten Wörter in der Muttersprache macht in fremdem Lande stutzen. Ich erinnere mich, daß ich bei meiner Rückkehr nach England nach fünfjähriger Abwesenheit länger als eine Woche brauchte, um von dem Irrthum zurückzukommen, als werde ich auf der Straße von jedem Vorübergehenden, der zufällig sprach, angeredet. Dießmal wurde ich von einem ehemaligen Schulkameraden, Hrn. H—r, gerufen, der Konsul in England gewesen war, und nun ein Haus am Abhang eines Hügels, oberhalb Ingouville — ein Dorf nicht weit von der Stadt — besaß. Wir besuchten den artigen Landsitz, der eine herrliche Aussicht beherrschte. Ich konnte diese Stelle als jene bezeichnen, die mir den ersten Begriff von besonderer europäischer Scenerie gab. Die Häuser stehen den Abhang des Hügels hinauf so über einander, daß man seinem Nachbar einen Stein durch den Rauchfang werfen könnte. Sie sind von Stein, aber geweißt und sehr zahlreich. Sie geben der Gebirgsseite das Ansehen eines Weilers, dessen Häuser ohne Ordnung in der Mitte von Gärten zerstreut liegen. Italien ist reich an solchen kleinen Scenerien; auch in Frankreich sind sie nicht selten, besonders in der Nähe von Städten, obschon geweißte Gebäude im Geschmack dieses Landes sonst nicht vorherrschend sind.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Entdeckungen in Australien. *)

Herr Moore machte im Mai eine Reise von 90 Meilen in nordnordöstlicher Richtung von Perth am Schwanenfluß, und entdeckte einen andern Fluß, jenseits desselben sich ein üppiges Weideland ausdehnte, so weit das Auge reichte. Er durchreiste es bis zur See, ungefähr 80 Meilen weit, und fand, daß es eines der besten sey, die er noch in der Kolonie gesehen. Nach einer Abwesenheit von eilf Tagen kehrte er wieder zurück, denn da er nur von einem Polizeisoldaten und einem Eingebornen begleitet war, so hielt er nicht für gerathen irgend etwas Weiteres zu unternehmen. Die Eingebornen, die ihm aufstießen, benahmen sich freundschaftlich, und aus dem, was er von ihnen erfuhr, zog Herr Moore den Schluß, daß es tief im Lande einen Binnensee geben müsse, der so groß ist, daß die Eingebornen glauben, an seinen Ufern sey das Land zu Ende. Ihren Berichten zufolge geht seine Strömung von Norden nach Süden.

Nach seiner Rückkehr erfuhr der Reisende auch von Andern, daß die Eingebornen wirklich von einem Salzsee im Innern sprechen, der, wie sie sagen, so groß sey, daß wenn ein junger Mann die Wanderung um denselben beginne, sein Haar grau werde, bevor er wieder zu dem Punkt komme, von wo er ausgegangen. Viele Flüsse fielen in denselben, die Wellen gingen hoch und das Gestade sey sandig, wie das des Meeres. Herr Moore beschloß demnach den Gouverneur um Erlaubniß zu bitten, diesen See aufsuchen zu dürfen. So viel sich aus den Angaben der Eingebornen entnehmen läßt, betrüge die Entfernung zwischen 4 und 500 Meilen, was mehr wäre, als ein Einzelner auf seine Kosten auszuführen vermöchte. Da indeß die Sache nicht nur für die Kolonie, sondern auch in geographischer Hinsicht wichtig ist, so wäre sie, wie Herr Moore meint, allerdings der Beachtung der geographischen Gesellschaft würdig. Einige Kamele würden für die Reise nützlicher seyn als Pferde, weil jene nicht so regelmäßig getränkt zu werden brauchen, mehr Gepäck tragen können und rascher gehen.

*) Auszug aus einem Schreiben vom Schwanenfluß vom 22sten Mai 1836 von dem Gerichtsadvokaten Herrn Moore an den Major Irving. Mitgetheilt in einer der jüngsten Sitzungen der geographischen Gesellschaft zu London.

Die Reisegesellschaft, die aus fünf wissenschaftlich gebildeten Männern, vier Polizeisoldaten und drei Eingebornen bestehen könnte, würde zuvörderst 250 Meilen gegen Nordost reisen, wozu 10 Tage — nämlich jeden Tag 25 Meilen — erforderlich wären. Dann könnte sie eine Station für Ablagerung von Lebensmitteln und andern Gegenständen bilden, bei der einer der Herren, zwei Polizeisoldaten und ein Eingeborner zurückbleiben müßten, während die Uebrigen in gerader nördlicher Richtung 200 Meilen weiter zu gehen hätten. Hier müßte eine ähnliche Station errichtet werden, die Gesellschaft sich abermals theilen und wiederum 200 Meilen müßten in östlicher Richtung zurückgelegt werden. Hätten dann die letztern Reisenden keine Lebensmittel mehr, so könnten sie auf die ihnen nächste Station zurückkehren; fänden sie aber Wildpret und andere Unterhaltsmittel auf ihrem Wege, so hätten sie ihre Untersuchungen fortzusetzen, so lange es ihnen räthlich schiene. Herr Moore meint, daß die Reisegesellschaft 500 Meilen nordnordöstlich von Perth und 500 Meilen gegen Ostnordost binnen ungefähr zwei Monaten zurücklegen könne, und da er es nicht für wahrscheinlich hält, daß die Eingebornen je so weit gekommen seyen, so glaubt er, daß der fragliche See, wenn er wirklich existire, innerhalb dieser Distanze gefunden werden müsse.

Ein Abenteuer in Spanien.

(Schluß.)

Unsere kastilischen Reisenden hielten sich indeß wacker. Wir erwiderten das Feuer, und Ramon, aus der Noth eine Tugend machend, entschloß sich sein Eigenthum aufs Aeußerste zu vertheidigen. Wüthend rief er jedem zu seine Schuldigkeit zu thun, und führte seine entmuthigten Maulthiertreiber zu einem zweiten Angriff. Unsere Gewehre waren nicht in der besten Ordnung, da sie weder so weit noch so sicher trafen als die des Feindes, der nach jeder Salve davon ritt, wieder lud und dann zurückkam. Als ein alter kastilischer Veteran an unserer Seite dieß sah, rieth er, den Räubern jedesmal zu folgen und ihnen nahe auf den Leib zu rücken, ein Vorschlag, der jedoch unserem Ramon keineswegs gefiel, indem er erklärte, seine Schuldigkeit erheische das Gepäck zu bewachen. Vier von unserer Gesellschaft waren bereits verwundet und einer schien den Geist aufgeben zu wollen. Bei dem nächsten Angriff ward ich durch einen Steinwurf am Auge verwundet und mir ein Arm unbrauchbar gemacht, und als nun die ganze Bande mit gezogenen Säbeln und dem Geschrei auf uns stürzte: „Die Gesichter auf den Boden!“ so hatte sie, wenigstens was mich betraf, nicht nöthig den Befehl zu wiederholen. „Aber wie kindisch ist es von euch, Ramon, rief der Anführer, mir so viel Mühe zu machen. Legt euch auf den Boden!“ Alle gehorchten rasch, mit Ausnahme des Paters Antonio, der sein ehrwürdiges Gesicht langsam und feierlich in den Staub drückte. Mit Todesangst hörte Ramon die Strauchdiebe in seinen Sachen wühlen und mit dem Gelde klappern. Mit dem Pater Antonio schien es schlecht ablaufen zu wollen, da er bei der letzten Salve unglücklicherweise das Pferd des Räuberhauptmanns in den Kopf getroffen hatte, und dieser nun schwur, ihm hinzuhelfen, nicht wie einem Priester, sondern wie einem Laien, der mit dem Gewehr umzugehen wisse. „Laßt ihn nur erst beten, sagte einer von der Bande, er wirds nicht lange machen, denn das ist ja sein Geschäft.“ — „Nicht der Papst selbst soll mich aufhalten!“ rief der Hauptmann, „er hat das edelste Thier getödtet, das seit Babieca und Cid bestiegen wurde. Hollah! Christoval, binde die beiden Schurken, die zuerst geschossen haben, an einen Baum, hilf ihnen hin, und dann macht, daß wir fortkommen.“ Bei dem Namen Christoval erhob Antonio sein Haupt und erkannte in dem Räuber seinen Milchbruder und den Liebhaber seiner Schwester, an den diese ihm ein Liebespfand mitgegeben hatte. Das Aussehen dieses jungen Mannes stach vortheilhaft gegen das der übrigen Räuber ab; schön von Gestalt waren seine Augen und sein Haar von dem lichten Braun, das von den andalusischen Weibern als eine seltene Schönheit geschätzt wird. Die Räuber banden bereits den armen Rojas, der noch lebte, an einen Baum, und schienen um so weniger geneigt ihn zu schonen, als sie ihn aus dem Schnitt seiner Mütze für einen Nationalgardisten erkannten. Als sie aber zu demselben Zweck Hand an den Pater Antonio legten, rief dieser, seiner Schwester Liebespfand emporhaltend, laut aus: „Christoval Moreno, kennst du dieses nicht? Rette deinen Bruder Antonio Lara!“ Auf diese Worte sprang Christoval, das Messer in der Hand, zwischen seine Kameraden und donnerte ihnen entgegen: „Bei unserer heiligen Mutter, niemand soll ein Haar auf seinem Haupte krümmen.“ — „Zurück Moreno, rief der Hauptmann, bei deinem Leben! So sehr ich dein Freund bin, so muß dieser doch sterben!“ Bei diesen Worten befahl er der Bande, Christoval wegzureißen und die Gefangenen zu tödten, als in demselben Augenblick der Ruf erscholl: „Es lebe die Königin, nieder mit den räuberischen Schurken!“ und eine starke Abtheilung Reiterei aus dem Gehölz hervorbrach, die im Augenblick bei uns waren. Die Räuber, oder Karlisten, wie sie von den Truppen genannt werden, waren so überrascht, daß sie nicht einen einzigen Schuß abfeuern konnten. Zwei waren bereits entwaffnet und ein Dritter ergriffen; Christoval aber hatte sich auf sein Pferd geworfen und war mit einem halben Dutzend der ihm zunächst stehenden Räuber davon gesprengt, während Pedro, der Hauptmann, kaum noch Zeit hatte, sich in das naheliegende alte Haus zurückzuziehen und den Eingang zu verrammeln. „Wir haben ihn, umringt das Haus!“ rief der Offizier der Truppen, und bald waren alle Ausgänge des Gehöftes und Gartens von seinen Leuten besetzt. Der Offizier schritt bis zur Thüre vor und forderte den Räuber auf sich zu ergeben. Plötzlich aber öffnete der Tollkühne und schlug sein Gewehr bis auf Armslänge von des Offiziers Kopf auf denselben an. „Laßt mich frei abziehen, junger Herr, rief er, es sollte mir leid thun euer Blut nutzlos vergießen zu müssen.“ Der junge Mann hatte nichts als seinen Degen, besann sich aber keinen Augenblick und stürzte mit dem Ruf: „Lange lebe die Königin!“ auf den Räuber, der sein Gewehr abdrückte. Zum Glück versagte der Schuß, und im nächsten Moment lag der Räuberhauptmann am Boden.

Die an den Baum Gebundenen wurden befreit, und man kann leicht denken, wie innig wir unsern Befreiern und besonders dem tapfern jungen Offizier dankten, und wie freigebig wir ihn bewirtheten, als wir alle mit einander nach Carmona kamen. Für unsere Verwundeten wurde gesorgt, und Pedro „der Schreckliche,“ wie Ramon ihn nannte, war der Einzige, der bei diesem Abenteuer mit dem Leben bezahlen mußte.

In einer Sitzung der antiquarischen Gesellschaft in London zeigte Sir F. Palgrave Zeichnung und Beschreibung eines geschnittenen Onyx vor, der in den Einband eines Manuscripts der Evangelien eingefügt war, das Karl der Große dem Kloster St. Maximin bei Trier geschenkt hatte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 84.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 März 1837.

Einiges über die verschiedenen Schafarten.

Der Ursprung fast aller unserer Hausthiere ist in Dunkel gehüllt, und besonders ist dieß der Fall hinsichtlich des Hundes, des Pferdes, des Ochsen und des Schafes. Mancherlei Muthmaßungen sind zwar aufgestellt, aber der geheimnißvolle Schleier noch nicht gelüftet worden.

Von allen unseren Hausthieren war das Schaf eines von denen, welches schon sehr früh, wo nicht am frühesten, dem Menschen unterworfen wurde; es hat sich mit ihm zugleich über die Erde verbreitet und ist besonders von seiner Obhut, seiner Pflege und seinem Schutz abhängig. Die Spielarten, in die es sich verzweigt hat, sind ausserordentlich zahlreich, da fast jedes Land seine eigenen hat, die jedoch nicht specifisch verschieden unter sich sind; alle bringen eine große Nachkommenschaft, mit den vermischten Zügen ihrer Erzeuger. Einige Naturforscher sind der Meinung, daß der Mouflon Corsika's der Stammvater unsers europäischen Schlags und der Argali Sibiriens der der östlichen Racen sey. Der sibirische Argali und der corsische Mouflon werden von allen Naturforschern als specifisch verschieden betrachtet, allein wir können die indischen und europäischen Schafe weder so ansehen, noch wüßten wir, warum man eine doppelte Abstammung annehmen sollte. Wir sind vielmehr geneigt, das Hausschaf für den Abkömmling einer vom Anfang an dem Menschen unterworfenen Race zu halten.

Kein Thier, den Hund vielleicht ausgenommen, bietet so viele und große Verschiedenheiten in der äußern Form. Die Beschaffenheit der Wolle wird hauptsächlich vom Klima bedingt. Unter unserer Breite sind die Schafe mit einem Vließ von Wolle, zwischen tropischen oder heißen Ländern aber mit dichtem kurzem Haar bedeckt, und der kostbarste europäische Schlag verliert, wenn man ihn nach Indien oder Centralafrika versetzt, sogleich sein schönes, feines Vließ. Außer diesem aber finden auch noch andere Veränderungen statt. Die Zahl und Form der Hörner, die Gestalt des Kopfes, die Konturen des Körpers, und die Länge und Dicke der Glieder variiren ins Unendliche. Eine ursprünglich aus Island und von den Faröern stammende Race hat vier schwere, gewundene Hörner, welche merkwürdige Abweichung von der gewöhnlichen Regel bei den den nomadischen Horden der Tatarei gehörigen Heerden noch mit dem sogenannten Fettschwanz vergesellschaftet ist. Diese letztere Besonderheit findet sich jedoch häufig ohne die erstere. Das afrikanische mit kurzen Haaren bedeckte Schaf ist kaum als ein Schaf zu erkennen, da es alle Leichtigkeit und Gewandtheit der Ziege hat. Ein anderer Schlag aus Guinea hat lange, hängende Ohren, einen herabhängenden Bauch und einen hervorragenden Hinterkopf; auch die Gliedmaßen sind von bedeutender Länge und der Schweif hängt fast bis auf den Boden herab. Statt des Vließes hat es kurze borstige Haare und am Hals eine Mähne. Die Hörner sind klein und nach den Augen herab gedreht. In den Gebirgen von Nordafrika haust eine Art wilder Schafe, von den Arabern Roudab (Ovis tragelaphus Desm.) und von den Franzosen Mouflon à manchettes genannt, der langen Haare wegen, die eine Art Manschette um die Knie bilden. Von dieser Art wird von Einigen die zuletzt genannte Varietät abgeleitet, doch läßt sich nicht bestimmen, auf welche Autorität und aus welchem Grund. Dieses Thier wohnt auf den höchsten Gebirgsrücken, und ist rasch wie eine Gemse. Von den Mauren von Tunis und Tripolis, und denen anderer Gegenden an der Küste wurden diese Schafe zuweilen geschossen und die Jungen lebendig gefangen.

Von den zahlreichen Varietäten unserer Hausschafe ist das wallachische (Ovis aries) und das kretische Schaf von Pennant die schönste. Ob sie schon in der Wallachei, in Ungarn, Oestreich und den westlichen Theilen von Asien sehr gemein seyn soll, so kommt sie doch nur selten nach den übrigen westlichern Theilen des Kontinents. Vor einigen Jahren machte Dr. Bowring der zoologischen Gesellschaft in London einen herrlichen Widder zum Geschenk, der vom Berg Parnaß kam. Gleich der verwandten Race in dem übrigen Europa war er sehr dumm, aber boshaft, unbändig und von ungeheurer Stärke. Die Hörner waren groß und spiralförmig gewunden. Die Wolle, wenn man seine Bedeckung anders so nennen konnte, unterschied sich bedeutend von der der übrigen europäischen Racen. Statt gekraust zu seyn und ein zusammenhängendes Vließ zu bilden, war sie lang, ganz schlicht, sehr fein und hing von der Mitte

des Rückens zu beiden Seiten fast bis auf den Boden herab. Im Gesicht war das Haar beinahe rostgelb und kurz, am Körper aber weiß. Die Hörner des Widders von dieser Art steigen gewöhnlich vom Kopf aus in mehreren spiralförmigen Windungen, von denen die ersten die größten sind, fast senkrecht empor, während sie bei dem Weibchen in mehr seitlicher Richtung wegstehen. Bei dem angeführten Widder standen im Gegentheil die Hörner seitwärts vom Schädel ab, und senkten sich nach der ersten spiralförmigen Windung abwärts. Wahrscheinlich finden also auch bei dieser Varietät besondere individuelle Abweichungen statt.

Kein Thier kann dem sardinischen Mouflon unähnlicher seyn, als das kroatische oder wallachische Schaf, und ist jenes Thier wirklich der Stammvater unserer Hausschafe, so haben wir hier einen Beweis, zu welchen Modifikationen in physischer Struktur Kreuzung mit andern Racen und ein Zusammentreffen anderer Umstände Anlaß geben können. Der Mouflon ist mit kurzen, spröden Haaren bedeckt, die keinen Wollcharakter haben. Die Geschichte sagt uns, daß die Schafe in den frühesten Zeiten als Wolle tragende Thiere geschätzt wurden, und doch verlieren sie dieselbe in heißen Gegenden, was in den Ländern, wo der Mouflon jetzt gefunden wird, der Fall nicht ist. Der wilde, kräftige Mouflon lebt auf den steilen Gebirgsgipfeln in Sardinien, Korsika und einigen der griechischen Inseln; auch auf den Gebirgsketten des südlichen Serbiens ward er häufig gefunden, wo ein mehr kaltes als gemäßigtes Klima herrscht, und doch ist er allenthalben unverändert, während unsere Hausschafe in so vielfach veränderte Racen ausgeartet sind.

Europäische Erinnerungen.

Reise von England nach Paris.

(Fortsetzung.)

An demselben Abend hatten wir in der Hauptstraße, in der unser Gasthof steht, einen höllischen Lärmen von Trommeln anzuhören. Es mochten ihrer wohl fünfzig seyn, die von keinem Blasinstrument begleitet wurden. Die Franzosen haben keine Pfeifer, sondern nichts als Trommeln, ein Rest von Barbarei, der unsers musikalischen Zeitalters ganz unwürdig ist, den man aber, mehr oder minder, in allen Garnisonsstädten Europa's findet. Sie können denken, welch Vergnügen es macht, dieses traurige Instrument in so großer Anzahl in einer engen Straße von 6 und 8 Stockwerk hohen Häusern eingeschlossen, schlagen zu hören. Der Zweck des Höllenlärms war, die Truppen in ihre Quartiere zu berufen.

Havre ist ein Fluthhafen. In Amerika, wo der Unterschied zwischen Ebbe und Fluth im Durchschnitt nicht mehr als fünf Fuß beträgt, würde ein solcher Hafen natürlich für große Schiffe ganz unbrauchbar seyn. Indeß sind die meisten Häfen am Kanal, und selbst ein großer Theil der brittischen dieser Art. Calais, Boulogne, Havre und Dieppe sind bei niederm Wasser sämmtlich unzugänglich. Die Klippen sind durch eine große Kluft getrennt, die ein Kribk ausfüllt, oder ein kleiner Strom fließt nach Außen in das Meer, ein Bassin ist ausgehöhlt, und die Einfahrt durch Hafendämme sicher gemacht, die bis in das tiefe Wasser hinausreichen; die Häuser der Stadt liegen um diesen halbkünstlichen Hafen zusammengedrängt, wie es die Umstände eben gestatten. Dieß ist mehr oder minder die Geschichte aller Häfen, Havre aber macht in gewisser Hinsicht eine Ausnahme. Es liegt auf einer Ebene, die ich für einen ehemaligen Sumpf halten möchte. Die Klippen stehen in der Nähe, seewärts, und gegen das Innere des Landes hin erheben sich angenehm zurückweichende Hügel, die Raum genug für eine große Stadt lassen.

Der Hafen von Havre ist in neuern Zeiten bedeutend verbessert worden. Große Bassins wurden gegraben und zu regelmäßigen Binnenhäfen gebildet. Sie befinden sich fast im Mittelpunkte der Stadt. Der Hafendamm läuft mehrere hundert Schritt an der Seite der Hafeneinfahrt hin, welche sich zunächst der See befindet. Hier werden regelmäßige Signale gegeben, um die Schiffe auf hohem Meer vom Wasserstand im Hafen in Kenntniß zu setzen. Diese Signale werden nach jedem Fuß, um den das Wasser steigt oder fällt, abgeändert, was sich an dem Maßstab in der Nähe der Signalstange erkennen läßt. Bei niederm, stehendem Wasser ist die Einfahrt des Hafens und der äußere Hafen selbst nicht viel mehr als eine weiche Schlammmasse. Maschinen sind beständig in Arbeit, um ihn zu vertiefen.

Das Schiff auf hoher See beurtheilt den Wasserstand nach den Signalen, fährt dann in einer Entfernung von 50 oder 60 Yards um das vordere Ende des Hafendammes, und läuft durch einen Kanal, der zu schmal ist, als daß noch ein zweites Fahrzeug zu gleicher Zeit Platz hätte, in den Hafen ein. Hier findet es je nach Umständen 18, 20 bis 24 Fuß Wasser, und wird nun bis zu den Thoren eines Docks hingezogen, die nur bei hohem Wasser geöffnet werden. Wie das Wasser fällt, wird ein Thor geschlossen, und die Einfahrt zum Dock wird nun zu einer Schleuße; Schiffe können daher einlaufen, so lange im äußern Hafen noch Wasser genug ist, um ein Schiff flott zu erhalten. Liegt aber das Schiff außerhalb, so muß es im Schlamm die nächste Fluth abwarten.

Havre ist der Seehafen von Paris, und nimmt schnell an Bedeutung zu. Es liegt der Plan vor, die Hauptstadt durch einen Kanal für Schiffe mit dem Meer in Verbindung zu bringen. Ein solcher Plan eignet sich wohl kaum für die Franzosen, die sich tausend große Dinge vornehmen, aber kaum eines für praktische Benutzung ausführen. Die Ansichten des Volks sind auf Sparsamkeit gegründet, und es gehören längere Berechnungen, größeres Vertrautseyn mit Wagnissen und liberalere Begriffe von Industrie und wohl auch mehr Kapital dazu, als man gewöhnlich bei ihren Unternehmungen findet, um das Volk zu vermögen, die außerordentlichen Lasten solcher Verbesserungen zu tragen, so lange ihm noch ein in seinen Augen einfacheres und sichereres Mittel bleibt, Geld zu verdienen. Die Regierung verwendet wissenschaftlich gebildete Männer, welche die Sache gut auffassen, allein ihre Ansichten werden von dem im Durch-

schnitt geringen praktischen Verstand des Landes gleichgültig aufgenommen. In dieser Hinsicht ist Frankreich das gerade Gegentheil von Amerika.

Das Projekt, aus Paris einen Seehafen zu machen, gründet sich auf ein von der Wurzel aus falsches Prinzip. Es ist leichter ein Haus an der See zu bauen, als das Meer in das Innere des Landes zu leiten. Die politische Oekonomie Frankreichs beruht jedoch, wie die der meisten Nationen des Kontinents, auf dem falschen Prinzip, Verbesserungen erzwingen zu wollen. Der Verstand der Massen sollte zuerst angeregt werden, und wenn dieser so weit herangebildet ist, Neuerungen zu begünstigen, so kann man der öffentlichen Stimme die Entscheidung über Fragen der Lokalität und der Nützlichkeit überlassen. Das französische System strebt dahin, alles Mögliche in Paris zu koncentriren. Die politische Organisation des Landes begünstigt einen solchen Plan, bei dem aber die Interessen der nördlichen und westlichen Departemente dem Vortheil von Paris geopfert werden würden. Was die Departements östlich und südlich von Paris betrifft, so würden sie dadurch, daß man Paris zu einer Hafenstadt macht, in keiner Hinsicht gewinnen, da die Waaren doch immer wieder umgeladen werden müßten, um zu ihnen zu kommen. Ein Kanal- und Eisenbahnsystem thut Frankreich sehr noth, und vor Allem ein System öffentlichen Unterrichts, um die Gemüther für die Beförderung solcher Vortheile empfänglich zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise von den Sandwichs-Inseln nach China und Aufenthalt daselbst.

2. Aufenthalt in China.

Wie in den frühern Blättern schon gesagt, brachte der erste Steuermann unser Schiff: „Wilhelmine und Maria," auf die Rhede von Lintin, wo ich es am 24sten April vor Anker liegend fand.

Nachdem an Bord die nöthigen Einrichtungen wegen Ankauf und Empfangen von frischen Lebensmitteln für die Zeit unseres Aufenthalts getroffen waren, bestieg ich wieder das mit mir gebrachte Comprador-Boot und begab mich nach Macao, um von dort in Gesellschaft des Herrn Weymar und unter Führung des Herrn van der Meulen nach Canton hinaufzufahren, um dort zu sehen, was mit unserer Ladung und weiter in Betreff unseres Schiffes zu thun sey.

Mit einem kleinen Kutter, zugehörig einem Engländer Mr. Lane, — welcher dieß Schiffchen von Macao nach Canton und umgekehrt als eine Art von Packetboot zum Hinüberbringen von Passagieren gehen ließ, — verließen wir Macao. Es ist gut, daß man diese Reise binnen zweimal 24 Stunden, auch wohl in minderer Zeit, zu machen pflegt, da das Fahrzeug hinsichtlich seiner Gesellschaft und der Speisen nicht sehr zu rühmen war. Ohne weiteres Hinderniß kamen wir zu Canton an, und zogen dort in die Abtheilung der holländischen Faktorei ein, die bei seinem dortigen Aufenthalt Herr Blettermann und sein Schwiegersohn bewohnte.

Der Fremdling, der, wie wir, hier ankommt, sieht sich durch eine Menge Chinesen begrüßt, welche sich streiten, um ihm ihre Dienste anzubieten, und aus einem Heer von Schneidern, Schustern, Kaufleuten und Fabrikanten bestehen, die, wie in Europa, eine gedruckte kleine Karte hinterlassen, auf welcher in englischer Sprache Name, Wohnung und Geschäft u. dgl. m. verzeichnet stehen. Ist man schon einmal in Canton gewesen, so empfängt man von diesen Leuten ihre Visitenkarten, oder sie bewillkommnen auch persönlich, und wohl mit einer theilnehmenden Herzlichkeit, als wären sie alte Freunde. Jede Faktorei — oder besser jede Abtheilung einer solchen — hat ihren eigenen Comprador, den man den Haushofmeister — oder auf spanische Weise mayordomo — nennen kann, und dem alle häuslichen Angelegenheiten, nämlich was die Küche, die Tafel oder die sogenannte Menage betrifft, übertragen sind. Hiezu befehligt er seine Köche und deren Assistenten: Hausknechte, „Kulies" und andere Bediente dieser Art. Er besorgt euch auch den Kammerdiener, den jeder Fremde zu nehmen genöthigt ist, und der die Aufsicht über die Toilette führt, während er die geringere Arbeit seinen Unterbedienten überläßt. Wenn ihr zu jemand zum Diner eingeladen seyd, folgt euch dieser chinesische Kammerdiener, gewöhnlich sehr sauber gekleidet, und bedient euch an der Tafel, wo ihr Gast seyd, mit so viel Aufmerksamkeit, wie sie nur der gewandteste Livreebediente in Europa an den Tag legen kann. Der Comprador ist, mit Einem Wort zu sagen, euer „homme d'affaires," euer Kassierer, und gibt, so oft man es begehrt, von Allem prompten Bescheid. Da diese Anzahl von Personen natürlich dem Beutel des hier wohnenden Fremden zur Last fällt, der außerdem noch an den Haus-Comprador hundert Piaster Chau-chau-money (festgesetztes Trinkgeld) bezahlen muß, die er mit den Mandarinen theilt, so kann man hienach die Lebensweise und den Aufenthalt in den Faktoreien zu Canton wohl als etwas sehr Kostspieliges betrachten, und es nicht gerathen finden, wenn man nicht wegen Geschäften gezwungen ist, bloß des Vergnügens halber hier zu bleiben. — Es mag nun Folgendes die Topographie der Stadt und ihre Gebäude Betreffendes Platz finden:

Canton — chinesisch Quang-tchoo-foo — am westlichen Ufer des Flusses Tigris belegen, besteht aus drei Theilen, nämlich 1) aus der neuen Tatarenstadt, an dem Flußufer erbaut, 2) aus der ausgebreiteten alten Stadt, wo der Unterkönig sein Palais hat, und die hinter der erstgenannten sich landeinwärts erstrecke, und 3) aus der Kaufmannsstadt, westlich von den beiden vorigen. Die zwei ersten sind, jede für sich, in ihrem ganzen Umfang von einer Mauer umgeben, längs welcher bei der alten Stadt noch ein Graben läuft, der sein Wasser aus dem Flusse empfängt. Der ganze die beiden Städte dazu noch umringende Wall hat sechzehn Ausgänge, in welche die Fremden aber selten eindringen können, ohne von den Chinesen Beleidigungen erdulden zu müssen, wozu diese dann gewöhnlich eilig zusammenlaufen und mit Schimpfreden und Gebärden zu erkennen geben, daß man ihnen gar nicht willkommen ist. Dabei läuft man Gefahr, gepackt und weggeführt zu werden, und ohne Bezahlung großer Summen seine Freiheit nicht wieder zu bekommen. Später bin ich in Gesellschaft mehrerer öfters bis innerhalb der Thore — die mit hölzernen Thüren wie eine Scheune geschlossen werden können — vorgedrungen, ohne daß wir etwas Merkwürdigeres zu sehen bekamen, wie in der mit weniger Hinderniß zu besuchenden Kaufmannsstadt der Chinesen.

Diese letztere macht einen ansehnlichen Theil von Canton aus, und hat das unterscheidende, daß sie, obgleich sie eine bedeutende Oberfläche einnimmt, rundum offen und ohne Mauern ist. Auf einem kleinen

zunächst der „neuen Stadt“ gelegenen Punkt dieses „Cantons der Fremdlinge“ — wenn wir es so nennen dürfen — stehen auf der Breite einer durch den Tigris gebildeten Landzunge die Faktoreien, wo die Kaufleute der verschiedenen handeltreibenden Nationen die ihnen angewiesenen Wohnsitze haben, ohne sich übrigens bieher durch ihre Familien begleiten zu lassen. Alle diese, einen freien ausgebreiteten Kai bildenden, mehr oder minder ansehnlichen Gebäude gehören denjenigen reichen chinesischen Partikuliers, welche nach ihrem Stande den unterscheidenden Namen von Hongkaufleuten tragen, und diese Lokale an Fremde vermiethen, wenn es gewünscht wird, mit dem dazu gehörenden Mobiliar, Tafelgut und Silber, welches letztere sie in großem Ueberfluß besitzen. Von diesen Häusern weiter nach dem obern Ufer des Flusses folgen die respektiven Faktoreien nach einander in folgender Ordnung:

Nr. 1. Die Graben- oder Dammfaktorei.

Nr. 2. Die niederländische oder holländische Faktorei.

Nr. 3. Die große englische Faktorei, nächst welcher eine schmale Straße folgt, mit einigen kleinen chinesischen Werkstätten, meistentheils von Kleidermachern für das Seevolk bewohnt, die deßhalb von den Matrosen auch die Trödlergasse genannt wird.

Nr. 4. Die persische Faktorei.

Nr. 5. Die kleine oder alte englische Faktorei.

Nr. 6. Die schwedische Faktorei.

Nr. 7. Die österreichische Faktorei, welche, wie erzählt wird, schon seit vielen Jahren von den Kaiserlichen verlassen worden, und bis auf den heutigen Tag noch ansehnliche Summen an chinesische Kaufleute schuldet.

Nr. 8. Die sogenannte glückliche Faktorei.

Nr. 9. Die amerikanische Faktorei.

Hierauf folgt die sogenannte „Neue chinesische Straße,“ von einer Menge chinesischer Kaufleute bewohnt, die auf der entgegengesetzten Seite von der amerikanischen Faktorei mit dem prächtigen Wohnhaus des Hongkaufmanns Tjonkwa schließt, an welches wieder anstößt:

Nr. 10. Die französische Faktorei, die kleinste von allen, und hierauf:

Nr. 11. Die spanische Faktorei; worauf wieder eine Straße folgt, genannt die „alte chinesische,“ meistentheils von chinesischen Kaufleuten eingenommen. Auf der der spanischen Faktorei entgegengesetzten Seite dieser Straße befindet sich ein großer chinesischer Markt für Eßwaaren, nächst welchem endlich:

Nr. 12 die dänische Faktorei (chinesisch tjenw-tjouw) liegt, die, so wie schon der chinesische Name: „Allerlei“ oder „Wirrwarr,“ bedeutet, ein allgemeiner Sammelplatz für Fremde aller Nationen ist, und jetzt im Ganzen von einem Nordamerikaner, Mr. Pittman, von den Chinesen gepachtet war. Dort konnte man auch Logis finden und das Mobiliar von diesem Unternehmer erhalten, doch mußte jeder für seinen Unterhalt und seine Bedienung selbst sorgen, wofür es nicht an Compradors mit ihren Köchen und andern Attaché's fehlt. Unmittelbar an die dänische Faktorei schließt sich nun wieder ein Theil der chinesischen Stadt, die in der Gegend größtentheils aus Speisehäusern b.steht.

Von allen diesen Faktoreien ist die große englische die weitläufigste und schönste, und darf mit Recht als ein fürstliches Gebäude bezeichnet werden. Nach dieser folgt die holländische. Beide haben an der ungefähr 200 Fuß langen Vorderfronte einen korridorartigen Vorsprung oder Altan, mit einer bedeckten, mit Säulen versehenen, doch übrigens offenen Galerie und einem Untergemach. Dieses letztere ist durch einen überdeckten Durchgang von dem Vorbau geschieden, so daß die Passage für den Fußgänger nicht gehemmt wird. Nach der Wasserseite hat dieses Untergemach (großer Hausflur) den Ausgang in ein durch einen hölzernen Zaun begränztes ausgebreitetes Terrain, das die Breite des ganzen Gebäudes einnimmt und sich bis an den Fluß erstreckt, wo eine bequeme Treppe die beste Gelegenheit zum Anlegen der Schaluppen darbietet. Hauptsächlich werden diese Höfe dazu benutzt, um die Ladungen, die an und von Bord kommen, hier niederzulegen; die mehr kostbaren Waaren legt man in dem vorher bezeichneten großen Hausflur nieder. Vor dieser Flur, an der Fronte des Gebäudes, haben sowohl die Engländer, wie auch die Holländer ihre Flaggenstangen, an welchen an Sonntagen oder an andern Festtagen die Flaggen ihrer Nation aufgehißt werden.

Gewöhnlich haben die kleinern Faktoreien vier, die ansehnlichern fünf Jalousierahmen oder Fensterstöcke in der Breite; die große englische aber neun und die holländische sieben. Alle aber sind zwei Stockwerke hoch. Ein schrecklicher Brand, der 1822 in Canton wüthete, legte auch diesen Theil der Stadt in Asche, worauf er aber durch die Chinesen bei weitem schöner wieder hergestellt wurde. Bei dieser Gelegenheit setzten die Engländer auf ihre Faktorei einen Thurm, anscheinend nur, um darauf eine Uhr anbringen zu können; doch ist es den Chinesen nicht in den Sinn gekommen, daß man von diesem Thurm ganz Canton und die Umgegend überschauen kann, was von den Engländern mittelst Teleskope auch fleißig benutzt worden ist, um genaue Karten aufzunehmen. In der englischen Faktorei wird jeden Sonn- und Festtag für die Protestanten Gottesdienst gehalten, wozu ein eigener Geistlicher angestellt worden, der noch jetzt derselbe Herr Morrison ist, welcher diesen Posten schon zur Zeit des Lord Macartney bekleidete.

Sämmtliche Faktoreien erstrecken sich übrigens rückwärts in gleicher Länge und Breite mit der seitwärts laufenden Trödler-, alten und neuen Chinastraße, bis zu einer langen, schmalen Gasse, die wieder parallel mit der ganzen Frontreihe dieser Gebäude läuft. Die Länge der vereinigten Vor- und Hintergebäude soll neunzehn bis zwanzig Ruthen betragen. Eben so lang ist auch in der holländischen und mehrern andern Faktoreien der nach den verschiedenen innern Plätzen und Gemächern führende Gang, durch welchen die besondern, meistentheils zugleich bewohnten Abtheilungen von jedem dieser Handlungshäuser geschieden werden.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 27** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Alastor oder der Geist der Einsamkeit. Von Shelley. — **Ueber das Poetische in der modernen Poesie Frankreichs.** (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 85.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 März 1837.

Der Mulatte Lislet Geoffroy.

Jean Baptiste Lislet Geoffroy wurde auf Isle de France am 23sten August 1755 von einer Negerin geboren, welche der Franzose Geoffroy geheurathet hatte. Sein Vater selbst unterrichtete ihn in seiner Jugend im Zeichnen und der Mathematik, sogar im Lateinischen, und er machte wenigstens in den beiden ersten bedeutende Fortschritte, so daß er in einem Alter von 23 Jahren in Aufforderung eines ihm sehr gewogenen Kapitäns eines Kriegsschiffs als Untersteuermann in Dienste trat, und zwei Jahre später als Zeichner der Militäringenieurs auf Isle de France angestellt wurde. Sein ausdauernder Fleiß und sein liebenswürdiger Charakter siegten endlich über die mannichfachen Hindernisse, welche die Vorurtheile der Kolonisten und der Einfluß der Gewohnheit seinem Fortkommen entgegensetzten, und er trat allmählich in die höhere Gesellschaft der Insel ein, nachdem bereits sein Ruf als Ingenieur über Isle de France hinaus sich verbreitet, und ihm den Ehrentitel eines Korrespondenten der Akademie der Wissenschaften verschafft hatte. Wahrscheinlich ist er der erste seines Stammes, dem Europa akademische Titel verlieh. In derselben Versammlung am 23sten August 1786, wo dieser gelehrte Mulatte zum korrespondirenden Mitglied ernannt wurde, bereicherte die Akademie auch ihre Zahl mit den berühmten Namen Dubuat und Spallanzani, und der ehrwürdige Herzog von Larochefoucauld wurde mit der unmittelbaren Korrespondenz mit Hrn. Lislet beauftragt. Diese Vergesellschaftung von Namen hätte an und für sich schon hingereicht, den Pflanzern die Köpfe zu verwirren, hätten nicht seine bekannte Liebenswürdigkeit, seine geistigen Vorzüge und seine Kenntnisse ihn schon seit lange in eine privilegirte Stellung gesetzt, vor der selbst die tiefgewurzeltsten Vorurtheile verschwanden.

Ueber seine Thätigkeit in dieser und der nächsten Zeit erzählt er selbst in einem Schreiben Folgendes: „Am 23sten August 1786 wurde ich zum Korrespondenten der königlichen Akademie der Wissenschaften ernannt, und überschickte dieser gelehrten Gesellschaft zwölfjährige meteorologische Beobachtungen und eine Reihe von Experimenten über die Stärke und das Gewicht der in dieser Kolonie gefundenen Hölzer, die Herr Malavois begonnen hatte, und ich nach dessen Abreise fortsetzte. Im J. 1787 wurde ich von dem Generalgouverneur nach der Bai von St. Luce im Süden der Insel Madagascar gesandt. Ich entwarf die Karte dieser Bai und des Landes 15 Meilen landeinwärts, besuchte die warmen Quellen des Thals von Amboule, wovon ich Proben an den Herzog von Rochefoucauld nach Paris sandte; mein Tagebuch ist in den „neuen Reisen“ abgedruckt. — Im J. 1788 erhielt ich den Auftrag, die Karte eines Theils von Isle de France zu entwerfen; diese wurde nach Paris gesendet, und verschaffte mir die Stelle eines Ingenieur-Geographe. Während der unglücklichen Periode der Revolution war ich so glücklich, diese Kolonie vor dem Unglück, das die übrigen westlichen Kolonien betraf, durch meine Bemühungen schützen zu helfen. Treu meinen Grundsätzen wünschte ich das Zutrauen meiner Vorgesetzten und der Farbigen, in deren Versammlungen ich stets präsidirte, zu behaupten, und es gelang uns den Unruhen zu entgehen, womit wir im J. 1791 bedroht waren.

„In demselben Jahre sandten mich die Generaladministratoren nach den Seychellen, wo ich in den Baien, Häfen und Inseln dieses gefährlichen Archipels Beobachtungen anstellte.*) Bei meiner Rückkehr ernannte mich Hr. Malartic zum Hülfsoffizier im Korps der Militäringenieurs. Als Decaen im J. 1803 den Befehl der östlichen Kolonien als Generalkapitän übernahm, bestätigte er den mir ertheilten Kapitänsrang. Bei der Einnahme von Isle de France ernannte er mich zum Chef der Kommission zur Inspizirung des Platzes. Als dieß und andere damit zusammenhängende Geschäfte zu Ende waren, konnte ich nicht, wie die Kapitulation verlangte, mich nach Frankreich begeben, weil ich damals schon 55 Jahre alt war, und das Unglück hatte, im J. 1804 meine Frau zu verlieren, welche mir zwei Kinder in noch zartem Alter zurückließ.“

Unter der englischen Herrschaft schickte der englische Gouverneur Farquhar eine Korvette an die Küste von Madagascar, und namentlich nach der Bai und dem Hafen von Louiqui. Lislet Geoffroy war dabei mit allem auf Geographie Bezüglichem beauftragt, berichtigte zugleich die Karte dieser großen Insel, und vervollständigte die des Archipels im Nordosten.

*) Er hat auch eine vorzügliche Karte desselben herausgegeben.

Im Jahre 1821 wurde er abermals zum korrespondirenden Mitglied der französischen Akademie für Geographie und Schifffahrt ernannt, nachdem er schon seit einiger Zeit wieder in Verbindung mit Franzosen getreten war, namentlich hatte er dem Kapitän Freycinet, welcher im Jahre 1818 die meteorologischen Instrumente der Urania mit denen Lislets verglich, eine Reihe von Tabellen über seine Beobachtungen während mehr als 30 Jahren übergeben. Wenn man diese gehörig ordnet, so werden sie über die klimatischen Verhältnisse von Isle de France die größten Aufschlüsse geben, und mit aller nöthigen Genauigkeit ergeben

- die mittlere Temperatur von Isle de France, so wie die größte Hitze und Kälte;
- die Höhe des Barometers im Meeresniveau selbst, unter 20° S. B., mit den täglichen und monatlichen Abwechslungen;
- die Größe der Veränderungen des atmosphärischen Drucks, welche die furchtbaren, in tropischen Gegenden so verheerenden Stürme ankündigen oder begleiten;
- die mittlere Höhe des jährlichen Regenfalls und die ungeheure Verschiedenheit zwischen trockenen und nassen Jahren, sowohl in Beziehung auf die allgemeine Wassermenge, als die Zahl der regnichten Tage u. s. w.

Lislet setzte seine Beobachtungen bis zum Ende des Jahres 1831 fort; sie umfassen also einen Zeitraum von mehr als 50 Jahren. So lange fortgesetzte Beobachtungen von demselben Manne, an demselben Orte und mit denselben Instrumenten müssen viel Licht auf die jetzt so mannichfach angeregte Frage werfen, welchen Einfluß das Ausroden der Wälder, das in den Kolonien nicht minder stark betrieben wurde als in Europa, in einem so langen Zeitraum ausgeübt habe.

Hr. Lislet Geoffroy starb im J. 1836 am 8ten Februar in einem Alter von 81 Jahren mit dem Titel eines hydrographischen Ingenieurs von Mauritius. Seine Karten von Isle de France, von Madagascar und den Seychellen werden immer Denkmale seines Fleißes und seiner Kenntnisse bleiben, die ihm in Verbindung mit seinem liebenswürdigen und rechtlichen Charakter die Anerkennung und Zuneigung aller Klassen der Gesellschaft sicherten.

Europäische Erinnerungen.

Reise von England nach Paris.

(Fortsetzung.)

Ich fand hinsichtlich der großen Erfolge unserer nützlichen Unternehmungen später mehrere drollige Theorien in Frankreich, und besonders in der Deputirtenkammer, verbreitet. Wie gewöhnlich in solchen Fällen, wurde eher jeder andere als der wahre Grund angeführt. Zur Zeit unsrer Ankunft in Europa war der Plan, die großen Binnenseen mit dem atlantischen Ocean zu verbinden, gerade vollendet, und die großen Erfolge begannen die Aufmerksamkeit in Europa zu erregen. Zuerst hielt man für ganz natürlich, daß Ingenieurs aus der alten Welt verwendet worden seyen. Dieß ward verneint, und bewiesen, daß die, welche das Werk anlegten, so geschickt sie auch seitdem durch die Uebung geworden seyn mögen, doch anfänglich nicht viel mehr als amerikanische Feldmesser waren. Die verhältnißmäßig unbedeutenden Kosten waren, da man wußte, daß Handarbeit in Amerika weit besser als in Europa bezahlt wird, ein neuer Grund zur Verwunderung, und der Erfolg endlich erregte Erstaunen. Manche Deputirte behaupteten, daß der Grund des bedeutenden Erfolgs darin liege, daß wir in Amerika solche Unternehmungen Privaten überließen, während in Frankreich die Regierung überall die Hand im Spiele habe. Allein es sind gerade die Staatsregierungen, die auch allein die nöthigen Mittel und das erforderliche Ansehen besitzen, welche den Bau der meisten amerikanischen Kanäle anregten.

Mehrere Amerikaner haben Dampfboote auf den französischen Flüssen und den schweizerischen und italienischen Seen eingeführt. Wir schifften uns auf einem ein, nachdem wir zwei traurige Nächte im Hotel d'Angleterre zugebracht hatten. Das Boot sah ziemlich gebrechlich aus, und war so mit Reisenden beladen, daß es buchstäblich unter seiner Last schwankte. Die Seine hat eine weite Mündung und eine starke Bewegung des Wassers ließ sich vom Kanal her spüren. Unsere Pariser Muttersöhnchen, deren wir einige an Bord hatten, standen schneebleich da. „Nous voici en pleine mer!" flüsterte mir der eine zu, und ich bin gewiß, daß die Annalen dieser ereignißvollen Reise noch immer vor staunenden Zuhörern ausgekramt werden. Die Franzosen werden gute Seeleute, wenn sie die gehörige Erziehung bekommen, aber im Ganzen sind sie doch von allen mir bekannten Küsten besitzenden Völkern die ärgsten Landratten. Es herrscht zu viele Sympathie für die Armee, als daß sie der Marine hätte gestatten sollen, einen besondern Antheil an der öffentlichen Gunst für sich zu behalten.

Das Boot nahm seinen Lauf in diagonaler Richtung durch die breite Strömung gerade auf Honfleur zu. Hier bekamen wir zuerst einen Begriff davon, worin eigentlich unsere Scenerie von der des europäischen Kontinents und namentlich von der französischen sich unterscheidet. Der Charakter der englischen im Allgemeinen bietet keine wesentlichen Verschiedenheiten von der amerikanischen, wenn man sich Hecken statt der Zäune denkt, und den Umstand in Anschlag bringt, daß die Engländer die Erde von ihren Waldungen entblößen. Aber, werden Sie denken, gerade dieß sind ja an und für sich schon große Verschiedenheitspunkte; allerdings, doch sind sie gegen jene, welche den Kontinent von Europa so ganz anders erscheinen lassen, von keiner Erheblichkeit. Frankreich hat bei weitem mehr Waldungen als England, aber die Felder sind — mit wenigen Ausnahmen — nicht mit Gehegen umgeben, die Häuser von Stein oder Holz roh zusammengesetzt. Honfleur erschien uns, als wir näher kamen, in grauen Umrissen, die sich schwer beschreiben lassen. Die Atmosphäre schien, wie auf einigen niederländischen Gemälden, um die Ecken der Gebäude sichtbar zu seyn, indem zugleich die schönen, alten, düstern Thurmspitzen aus der Tiefe hervortraten, so daß nichts verschleiert blieb, und doch auch nichts einen heitern Anblick bot. Anfangs fanden

wir diese Färbung impesant, ja sogar schön, und glaubten nur, der Anblick würde heiterer und angenehmer seyn, wenn die Tinten lebhafter wären.

Wir ließen einen Theil unserer Ladung zu Honfleur, aber das Boot war noch immer ziemlich überladen. Ermüdung und Uebelbefinden machte A— das Stehen beschwerlich, und alle Bänke waren besetzt. Sie näherte sich einem jungen Mädchen von etwa 16 Jahren, das drei Stühle inne hatte. Auf einem saß es, auf den andern legte es seine Füße, und auf dem dritten lag ihr Ridikül. A— bat um Erlaubniß, den Ridikül auf den zweiten Stuhl zu legen, und den dritten für sich zu benützen. Diese Bitte wurde abgeschlagen. Eine solche Ungefälligkeit erschien etwas stärker als gewöhnlich, kommt aber in Frankreich außerhalb der guten Gesellschaft täglich vor. In guter Gesellschaft herrscht dagegen die größte Achtung gegen Andere, während doch bei uns in Amerika kaum irgend ein solcher Fall von gefühlloser Selbstsucht vorkommt. Wir werden Gelegenheit finden, in die Ursachen dieses Unterschieds in Nationalsitten näher einzugehen.

Zu Guillebœuf, ungefähr 30 Meilen von Havre, wird das Bett der Seine so schmal wie das eines gewöhnlichen europäischen Hauptflusses. Wir kamen an einer auf hohem Hügel liegenden Ruine, Tancarville genannt, vorüber, vormals ein Schloß der Montmorency. Dieser Ort war die Wiege von einem von Wilhelms Baronen, und ein brittischer Nachkomme wurde, wie ich glaube, zu einem Earl von Tancarville erhoben.

Oberhalb Guillebœuf wird die Seine höchst anmuthig. Sie krümmt sich — an und für sich schon ein Reiz — hat viele grüne Inseln, und hie und da sieht man zwischen den hohen Hügeln, welche die Aussicht verengen, eine graue ehrwürdige Stadt mit verfallenden Mauern und Thürmen, die in den alten Kriegen zwischen England und Frankreich gute Dienste geleistet haben mögen. Landsitze sahen wir weniger als wir erwartet hatten; wir kamen an drei oder vier vorüber, von denen einer ziemlich groß, nahe am Wasser lag. Er war ganz im altfranzösischen Styl mit schnurgeraden Alleen, verstümmelten Statuen, baumlosen Terrassen und andern Monstrositäten. Diese Anlagen sind nicht ohne Anspruch auf Pracht, betrachtet man sie aber mit Hinsicht auf das, was die Annehmlichkeit landwirthschaftlichen Gartenbaus ausmacht, so erscheinen sie als häßliche Ideale von Unförmlichkeit. Nachdem wir uns 8 bis 10 Stunden weit zwischen diesen Scenerien hindurch gewunden hatten, tauchten die Thürme von Rouen vor uns auf. Ihre dunkle ebenholzartige Farbe harmonirte trefflich mit dem blauen Himmel, den grauen Mauern und den Feldern im Hintergrund.

Rouen ist ein Seehafen; Schiffe von 200 bis 250 Tonnen liegen an seinen Quais. Hier ist auch ein Zollhaus, und unser Gepäck wurde zu nochmaliger Untersuchung geöffnet. Dieß geschah unter ziemlichem Geräusch und großer Verwirrung und doch so flüchtig, als ob die Sache nicht zum eigentlichen Dienste gehöre. Da ich keinen Bedienten hatte, so mußte ich selbst nach unserm Gepäck sehen. W— glaubte, wir wären unter Wilde gefallen, so groß war der Lärm, das Fluchen, Schwören und Gezänk um uns her; der Auftritt war eben so verletzend als komisch.

Ohne Schulbildung, ohne Erziehung, wenig von Sittlichkeit gezügelt, von den gesellschaftlichen Verhältnissen gedrückt, alle Lebensbedürfnisse hoch besteuert, sind die Franzosen dieser Klasse das geworden, als was die, welche mit ihren Mitmenschen nach Willkür zu verfahren lieben, sie so gern darstellen — zügellose, gewaltthätige, nach Gewinn begierige, und nur zu sehr zu Erpressungen geneigte Leute. Im Nationalcharakter liegt viel Chevalereskes und viele Bonhommie, allein nur zu Vieles fordert zu der Annahme auf, daß Menschen, in die oben besprochene Lage versetzt, die verletzendsten Züge menschlicher Gebrechlichkeit zur Schau stellen müssen. Unser Koffer wurde auf eine Trage gelegt und von zwei Menschen ein Paar hundert Schritt weit gebracht; für diesen Dienst forderte man 10 Fr. Ich bot fünf, oder das Doppelte was ein Lastträger in New-York bekommen haben würde, wo der Arbeitslohn sprüchwörtlich theuer ist. Dieß wurde verächtlich verworfen, und mir mit dem Gesetz gedroht. Da ich dieses nicht kannte, aber fest entschlossen war, mich nicht betrügen zu lassen, so warf ich die 5 Fr. hin und ging fort. Die beiden Kerls gingen den ganzen Tag vor dem Gasthaus schimpfend und drohend umher, aber ohne Erfolg. Gegen Abend stellte sich einer von ihnen ein, und brachte mir die 5 Fr. mit dem Bemerken, er wolle mir umsonst gedient haben. Ich dankte ihm und steckte das Geld in die Tasche. Diese Großmuth dauerte jedoch kaum fünf Minuten, als mir der Vorschlag gemacht wurde, das Geld wieder herauszugeben und der Sache ein Ende zu machen, was denn auch geschah.

Ein Engländer derselben Klasse würde seine Arbeit schweigend, mit einer an Servilität streifenden Achtung und mit einer Haltung verrichtet haben, die sich durch keinen kleinen Unfall irgend einer Art aus dem Geleise bringen läßt. Er würde genug gefordert, sein Geld mit einem Thank' ee, Sir genommen, und so finster blickend fortgegangen seyn, als ob er unzufrieden wäre. Ein Amerikaner — doch ein Beispiel wird sein Benehmen am besten schildern. Den Tag nach unserer Landung in New-York kehrte ich nach dem Schiff zurück, um mehrere leichte Gegenstände zu holen. Es war eine Ladung, die einen mit einem Pferd bespannten Karren anfüllte. „Was glaubt ihr wohl, Herr, was mir für diese Ladung gebührt?“ fragte der Kärrner, als er die Körbe, Regenschirme, Hutschachteln u. s. w. sah. „'S ist volle zwei Meilen nach Caroll Place,“ entgegnete ich. „So ists,“ war die Antwort. Was beträgt Euer Fuhrlohn?“ — „Nur 37½ Cents.“ (Ungefähr 2 Fr.) Und ich verdiene 75, da brauchts weiter kein Geschwätz.“ — „Ich gebe dir einen Dollar.“ — „Jetzt brauchts nichts weiter, Sir, Ihr sollt Alles sicher an Ort und Stelle haben.“

(Fortsetzung folgt.)

Die russische Marine.

Jedem russischen Linienschiff ist ein Marineregiment von 1100 Mann beigegeben; was das Linienschiff an Mannschaft nicht bedarf erhält ein kleines ihm beigegebenes Schiff, eine Sloop, Korvette oder Brick. Die Seeleute der baltischen Flotte betragen 30.800 Mann, die

der Flotte im schwarzen Meere 19,800, zusammen also über 50,000 Mann. Die verschiedenen Abtheilungen der Flotte sind durch die blaue, rothe und weiße Flagge unterschieden. Das Offizierkorps wird aus zwei Kadettenakademien rekrutirt: das eine zu Petersburg besteht aus 600 Zöglingen und liefert Offiziere für den regelmäßigen Dienst. Das andere aus 100 bis 200 Zöglingen bestehende Institut liefert Steuermänner für die Schiffe. Sämmtliche Kadetten werden jedes Jahr zur Uebung an Bord der Flotte gesendet. Die jährliche Ausgabe beträgt 28 Millionen Rubel für die baltische Flotte, und 16 Millionen für die im schwarzen Meere.

Chronik der Reisen.

Reise von den Sandwichs-Inseln nach China und Aufenthalt daselbst.

2. Aufenthalt in China.

(Fortsetzung.)

Gleich nach der Gesammtheit der Faktoreien folgt nun wieder, wo die erwähnte Querstraße beginnt, der Theil von Canton, der die bereits genannte Kaufmannsstadt ausmacht. Die Häuser sind hier so eng zusammengebaut, daß man in vielen das nöthige Licht oben durch die Dächer empfängt, die dazu überall mit sogenannten Laternen oder Fenstern versehen sind. Längs den Wohnungen laufen Trottoirs von behauenen Steinen. Eigentlich besteht dieser Stadttheil aus einer unzählbaren Menge von langen, schmalen, sich in allen Richtungen durchschneidenden Gassen oder Stege, die von Morgens bis Abends fortwährend vollgestopft sind von durcheinanderschreienden, beschäftigten Chinesen, als Wasserträgern (da das Wasser aus dem Flusse und den die Stadt durchlaufenden Kanälen geholt werden muß), Tragkorbkrämern, die, gleich den vorigen, ihre Last, so wie die Chinesen auf Batavia, an einer biegsamen Hebestange auf einer Schulter und zwar so tragen, daß sie dieselbe von Zeit zu Zeit mit vieler Geschicklichkeit auf die andere Schulter hinüberwerfen, und andere dergleichen Leute mehr. So erblickt man hier auch nicht selten Chinesen, die an beiden Seiten einer solchen Tragstange oder Jochs eine Menge hübschgeformter Papierhäuschen haben, welche dem Ausländer schon durch das eigenthümliche Getöse auffallen müssen, welches den Handelsmann begleitet, und das man sich ohne nähere Beschreibung dieser Kaufwaare nicht erklären kann. Diese Häuschen nämlich enthalten jedes ein Heuschreckenmännchen, Thierchen, die verkauft werden, um gegen einander zu kämpfen, wobei sie gegen die bekannten Hahnenkämpfe nicht zurückstehen, und wie bei diesen große Wetten veranlassen. — Auch sah ich in diesen Straßen einen Chinesen, der eine kleine Bude hatte, worin Kanarienvögel ihre Künste zeigten, wovon ich nur das als Probe anführe, daß eines dieser Vögelchen abgerichtet war, seinem in einem Buche lesenden Meister die Blätter umzuschlagen, wofür es dann jedesmal mit einem Reißkorn belohnt wurde. —

Etwas, wovor man in diesem fortdauernden Gewühl oft ausweichen muß, sind die Tragsessel — Palantins — die mit vornehmen Chinesen, mehr aber mit ihren Frauen und Töchtern in großer Menge erscheinen, was sich hinsichtlich der letztern dadurch erklären läßt, daß ihnen wegen ihrer Miniaturfüße, die von frühester Jugend zu dieser Kleinheit auf künstliche Art zusammengezwängt werden, das Gehen sehr schwer wird. Ist man diesen Palantins ausgewichen, so muß man schon wieder vor einem mitten durch das Volksgedränge nahenden Zug flüchten, der mit festlichem Gepränge dahin marschirt, um eine Braut zu freien. Denjenigen, die Batavia oder andere Plätze des niederländischen Ostindiens besucht haben, wird diese Gewohnheit nicht ganz fremd seyn. Die Eltern des Bräutigams nämlich machen sich mit großem Prunk auf den Weg, um die Schätze und Kostbarkeiten, wofür die Braut gekauft ist, anzubieten. Diese Geschenke von allerlei Art werden in Kisten oder Körben auf eigens dazu bestimmten Tragbahren — die gewöhnlich roth lackirt und reich vergoldet sind — getragen, auf der letztern die Speisen und Konfitüren. Vor diesen Geschenken und einem ganzen Heer von geputztem Volk, das eigens zu der Begleitung gemiethet wird, gehen eine Menge Laternenträger und ein Korps chinesischer Musikanten, die einen Lärm machen, daß dem daran nicht gewöhnten Ausländer Hören und Sehen vergeht, und er viel Geschmeidigkeit besitzen muß, um nicht unter die Füße dieses „wilden Heeres" zu gerathen.

In dem zunächst den Faktoreien gelegenen Theil der Stadt haben die verschiedenen von den Chinesen betriebenen Handwerke jedes sein eigenes Quartier. Oestlich von den Faktoreien liegt das der Zimmerleute, dicht dabei das der Lackirer, weiter westlich das der Maler u. s. w. In der neuen und alten chinesischen Straße findet man viele Silber- und Goldschmiede, Elfenbein- und Porzellanarbeiter. Von diesem letztern Artikel ist in der „neuen Straße" ein Laden mit den schönsten und kostbarsten Mustern verschiedener Porzellane, wie man sie in Europa nicht so sehen wird. Bei dem in dieser Hinsicht hier sehr verminderten Luxus scheinen die besten chinesischen Porzellanarbeiter schon ausgestorben zu seyn, und der Vorrath ist gegenwärtig so gering, daß man fast kein Service mehr anders bekommt, als wenn man es vorher bestellt. In diesem Stadttheile wohnen auch viele Kleider-, Hut- und Schuhmacher. Bei diesen erstgenannten erhält man Alles, was zu einer vollständigen Ausrüstung an Kleidung gehört, theils schon fertig, theils auf Bestellung, wobei man größtentheils ehrlich und gut bedient wird, weßhalb die nach China fahrenden Seeleute sich durchgehends hier in jeder Hinsicht zu equipiren pflegen. Die Maler porträtiren euch in Oelfarben zu fünf Piaster und nicht selten sprechend ähnlich; auch kann man bei ihnen Bilder kopirt bekommen, wobei man aber bei dem Künstler ausdrücklich bedingt, daß er keine weitern Kopien macht, als die bestellte. So weiß ich von Fremden, die das Porträt ihrer Frau oder Geliebten hier kopiren ließen und bei einem spätern Besuch in Canton dasselbe in mehreren Malerbuden zum Verkauf ausgehängt fanden. An Tagen, wo man keine dringenden Geschäfte abzumachen hat, z. B. am Sonntag, ist es amüsant diese Malerwerkstätten zu besuchen. In allen findet man eine Menge Chinesen mit Malen und Zeichnen beschäftigt, wird von allen sehr freundlich und zuvorkommend empfangen, und kann, wenn man auch nichts kauft, sich ruhig die Zeit nehmen, Eines oder das Andere anzuschauen. —

Wir fügen noch Etwas über die chinesischen Kaufleute im Allgemeinen hinzu. Mit der größten Geduld lassen sie euch Alles besehen und mustern. Ist das Bestellte oder Gekaufte bereit, so ersucht euch der Kaufmann zu sehen, daß Alles in der größten Ordnung eingepackt worden ist, wobei die Kisten noch offen stehen, damit man die Waaren noch anschauen kann. Auf guten Glauben lasse man aber die Kisten nicht zumachen, da man leicht dabei betrogen wird, obgleich ich bekennen muß, daß als ich den Herren Lunsting, Seidehändler, und Luenchun, Elfenbeinarbeiter, auf ihre chinesischen ehrlichen Gesichter vertraute, ich bei dem Auspacken der Sachen in Holland Alles in der besten Ordnung traf.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 86.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 März 1837.

Briefe über den spanischen Krieg.

Sechster Brief.

Die nördlichste Seite von Vitoria wurde unaufhörlich von streifenden Carlistenparteien durchzogen, welche die Einfuhr von Lebensmitteln in die Stadt möglichst verhinderten: weder Thee, Milch, noch irgend etwas der Art konnte man für die Masse der Kranken erhalten, und Alles war theurer als in London; zudem fiel der Schnee immer dichter, und die Bergwege wurden mit jedem Tage ungangbarer, so daß die Bauern gar keinen Versuch mehr machten, die Märkte zu besuchen. Die Gelder in der Militärkasse schwanden mit jedem Tage mehr, ohne daß sich Aussicht zeigte, sie aufs neue zu füllen, und ich bin überzeugt, daß der größere Theil der Subalternoffiziere der Legion, mochten sie gesund oder krank seyn, im Allgemeinen von ihren schlechten und unregelmäßig gelieferten Rationen lebte. Dreihundert Mann und 20 Offiziere und Aerzte hatten schon ihr Grab auf spanischem Boden gefunden, und 1000 Mann lagen dienstunfähig in den elenden ekelhaften Spitälern. Jeder Morgen brachte die Nachricht von neuen Verlusten und vermehrte noch die düstere Stimmung, welche in unserer kleinen Armee herrschte. Nicht Ausschweifungen, wie man so oft gesagt hat, waren Schuld daran; denn was Branntwein und andere geistige Getränke betrifft, so hätte man schwerlich in der ganzen Stadt eine hinreichende Menge zusammenbringen können, um auch nur ein halbes Regiment betrunken zu machen.

Während dieses unglücklichen Zustandes der Dinge wurde der größere Theil der Legion nach Trevino beordert, einer unbedeutenden Stadt in dem „Contado" dieses Namens, was ein kleines, aber abgesondertes Fürstenthum in der Provinz Alava ist. Die Stadt liegt am Ausgang einer Hügelkette, ostwärts von La Puebla, etwa eine Legua von der großen Straße entfernt, welche von Miranda del Ebro nach Vitoria führt. Am Anfang des Kriegs war sie von christinischen Truppen besetzt gewesen, später aber, wie viele andere Städte, verlassen worden, so daß beide Theile nach Belieben darin schalteten. Die Bewohner dieses Landstrichs gelten für liberal, und selbst für exaltirt in ihren Ansichten; um nun diese Stadt abermals in Vertheidigungsstand zu setzen, mußte die brittische Legion noch einmal, zum Theil ohne Schuhe, drei Leguas weit durch Koth und Schnee waten, während Espartero's Division zu gleicher Zeit und zu demselben Zwecke nach Peña-Cerrada marschirte, einem Bergdorf etwas weiter östlich von der großen Mirandastraße und nördlich von Trevino. Der Zweck dieser auf Befehl des Obergenerals unternommenen Bewegung verdiente wohl eine Erklärung, sie ist aber nicht leicht zu geben. Wenn seine Absicht war, den Truppen eine Luftveränderung zu gestatten und sie auf eine Zeit lang dem Elend und dem anstrengenden Dienst in einer überfüllten Stadt zu entziehen, so war seine Absicht lobenswerth; wollte er sie aber durch nutzlose und anstrengende Märsche, die zu keinem möglichen Resultat führen konnten, erschöpfen, so erreichte er seinen Wunsch durch Aufopferung einer großen Zahl von Menschen, welche mit erfrornen Füßen, krank, durchnäßt und erschöpft zurückkamen, ohne ihre Kleider wechseln zu können, da sie nichts zum Wechseln hatten. So starben viele im Elend und in Schmerzen, während andere, da man ihnen die Füße abnehmen mußte, verstümmelt zurückblieben, mit der eitlen Hoffnung, die versprochenen Pensionen zu erhalten, und damit den Rest ihres kläglichen Daseyns hinzuschleppen.

Meiner Ansicht nach war es rein verlorene Zeit, Trevino befestigen zu wollen, was zu diesem Zwecke sehr schlecht gelegen ist; Barrikaden und Schießscharten für kleines Gewehr, wie in den meisten andern Städten Biscaya's und Navarra's, konnten freilich auch hier angebracht werden. Die Besetzung dieser Stadt konnte indeß einigermaßen die Straße schützen, welche von Vitoria durch sie hindurch nach La Guardia und Logroño läuft, wodurch die Marschlinie von diesen Städten nach der Provinz Alava kürzer geworden wäre, als die gewöhnliche über Haro und Miranda del Ebro; und wenn die Einwohner wirklich, wie man vermuthete, der christinischen Sache ergeben waren, so verdienten sie, daß man ihr Eigenthum schützte. Indeß war zu solchen Operationen keine Zeit, da die Masse der carlistischen Armee auf der äußersten Rechten der Provinz stand, und andere Bataillone in der Nachbarschaft von Vitoria herumzogen, worin nur eine schwache Garnison zurückgeblieben war.

Während so Trevino und Peña-Cerrada von Espatero's

Division und der Legion besetzt wurden, und Cordova ruhig zu Pampelnna im Winterquartier lag, griffen die Carlisten unter General Egnia ganz ruhig Valmaceda an, und nahmen nicht nur die Stadt, sondern auch noch 200 Gefangene, welche augenblicklich die Waffen streckten und sich für Don Carlos erklärten; hierauf wurde die Stadt rein ausgeplündert, und dann ruhig abgezogen. Eine Menge Erzählungen liefen um, wie tapfer die unglückliche Garnison sich hätte vertheidigen können, wäre nicht eine unglückliche Bombe gerade ins Pulvermagazin gefallen; mir kam jedoch ein ganz anderer Bericht über diesen Vorfall zu Ohren, und ich habe Grund, denselben für völlig richtig zu halten: die Garnison bestand nämlich größtentheils aus Soldaten, welche früher unter dem carlistischen General Egnia gedient hatten, als dieser unter Ferdinand Brigadegeneral in der königlichen Armee war; nicht nur die Soldaten, sondern auch die Offiziere waren für ihren alten Waffengefährten so günstig gestimmt, daß aller Vermuthung nach eine Uebereinkunft abgeschlossen worden war, die Stadt zu überliefern, wenn die carlistischen Truppen bei günstiger Gelegenheit davor erschienen. Ein abgesondertes Detaschement zu Mercadillo, welches sich abgeschmackterweise in einem einzelnen und einsamen Hause an der großen Straße durch das schöne Menathal von Villasana nach Valmaceda, etwa zwei Leguas südlich von letzterm Orte, verbarrikadirt hatte, wurde gleichfalls abgeschnitten und fiel in die Hände der Carlisten. Bald darauf theilte Plencia dasselbe Schicksal, doch unter ganz andern Umständen, denn es wurde sehr tapfer vertheidigt, und nicht nur die kleine Garnison, welche allein aus Urbanos bestand, that ihr Aeußerstes den Platz zu behaupten, sondern auch die Weiber mit blauen Bändern, der christinischen Farbe, an ihrem Kopfputz ergriffen die Waffen, um ihre Heimath und ihre Kinder zu vertheidigen. Der Ausgang war höchst unglücklich: der Alcalde, oder vielmehr der Kommandant, ein Mann von erprobtem Muthe, fiel durch eigene Hand, um sich nicht ergeben zu müssen, und viele der unglücklichen Frauen und Einwohner fanden, als sie in Booten entfliehen wollten, da Widerstand gegen die Ueberzahl nicht mehr möglich war, ihr Grab in den Wellen, als sie über die Barre am Eingang des Hafens setzten, was zu allen Zeiten, namentlich aber während der Wintermonate, ein gefährlicher Versuch ist. Einige erreichten glücklich Portugalete, andere blieben zurück und wurden grausam ermordet.

(Fortsetzung folgt.)

Europäische Erinnerungen.

Reise von England nach Paris.

(Fortsetzung.)

Das Hôtel de l'Europe in Rouen war kein Gasthof ersten Rangs, entfernte aber den Eindruck, den das Hôtel d'Angleterre in Havre bei uns hinterlassen hatte. Wir erhielten gut zu essen, gute Zimmer und wurden gut behandelt. Nach bestelltem Mittagessen eilte Alles in die Kathedrale.

Rouen ist eine alte und nichts weniger als schön gebaute Stadt. Einige Verbesserungen längs dem Fluß sind nach großem Maßstabe und lassen viel erwarten; das Innere der Stadt aber besteht größtentheils aus Häusern von hölzernem Fachwerk, die Zwischenräume mit Mörtel ausgefüllt. Solcher Häuser sieht man sehr viele in den nördlichen Provinzialstädten Frankreichs. Sie geben einem Ort ein eigenes, aber nicht ganz unmalerisches Aussehen; die dunkeln von der Zeit gebräunten Balken bilden eine Art sichtbaren Gerippes des Hauses.

Als wir den kleinen Platz vor der Kathedrale erreichten, sank Heinrichs VII Kapelle zur Unbedeutenheit herab. Ich kann den Eindruck, den die nette gothische Schnörkelei dieses Gebäudes machte, nicht besser als mit einem ungeheuren Schrein in der Form einer Kirche vergleichen. Es war dieß das erste Gebäude dieser Art, das meine Begleiter sahen, und sie hatten dadurch vor mir, der ich die Westminster Abtei gesehen hatte, einen Vortheil voraus. Der erste Blick auf diese Steinmasse bot mir eine Menge unentwirrbarer Einzelheiten. Die großen, prächtigen Thore und die herrlichen unter Verzierungen vergrabenen Bogenfenster waren leicht zu unterscheiden; aber eine genauere Untersuchung war nöthig, um die kleinen Thürme, die Zinnen und die Menge von Spitzbögen aus diesem architektonischen Wirrwarr auszuscheiden. „Dieses Gebäude zu sehen, ist allein schon eine Reise durch den atlantischen Ocean werth!" war das Gefühl, das mich bei seiner Betrachtung ergriff.

Es brauchte einige Zeit, bevor wir dahinter kamen, daß mehrere Wohnungen zwischen die Strebebögen der Kirche gebaut waren, denn wir hatten sie anfänglich wegen ihrer verhältnißmäßigen Kleinheit, ihres netten Styles und wegen der Einverleibung mit dem Hauptgebäude selbst für einen Theil desselben gehalten. Diese Entweihung der gothischen Baukunst findet man häufig auf dem Kontinent von Europa, und sie hat ihren Grund in den engen Gränzen befestigter Städte, in der Habgier der Geistlichkeit und in der allgemeinen Gleichgültigkeit für Wissenschaft und Geschmack, die auf dem Zeitalter lastete, das dem Bau der meisten dieser Kathedralen folgte.

Von dem Innern des Gebäudes wurden wir weniger überrascht als von dessen Aeußerm. Es ist geräumig, hat einige schöne Fenster und ist rein gothisch; doch erschienen, nach der reichen äußern Verzierung betrachtet, der Chor und der Chorgang als zu einfach. Mehrere Grabmäler waren jedoch für die, welche noch an keinem zweihundert Jahre alten Grabe gestanden hatten, Gegenstände von hohem Interesse. Unter andern Erinnerungen aus frühern Zeiten befindet sich auch das Herz von Richard Löwenherz; denn der Bau dieser Kirche ward unter der Regierung eines seiner Vorfahren begonnen. Die Normandie gehörte damals bekanntlich den Königen von England.

Rouen besitzt viel Denkmale aus der Vergangenheit. Wir besuchten den Platz, wo Johanna d'Arc verbrannt wurde; es ist ein kleiner unregelmäßiger Raum, ihrem Gefängniß und dem Saal gegenüber, in dem sie verurtheilt wurde. Alle diese Gebäude sind gothisch und einige derselben ziemlich verfallen.

Ich habe vergessen in gehöriger Stelle ein Gegenstück von der Unverschämtheit der Träger einzuschalten. Um die Kirche

herum wurden wir von einem respektabel aussehenden alten Mann mit rother Schärpe und einem Hut mit Federbusch geführt, der ganz einem Beamten der Stadt glich. Er war bescheiden, schien sehr unterrichtet, und sein ganzes Wesen als Cicerone stand so weit über dem, was ich in England in dieser Hinsicht gefunden — in Amerika sind solche Leute unbekannt — daß ich in Verlegenheit war, ihm Geld anzubieten. Endlich schlüpfte ein Fünffrankenstück aus meiner Hand in die seinige, aber ein unentschlossener Blick des Empfängers machte, daß ich meine Unzartheit bereute, weil ich glaubte sein Zartgefühl verletzt zu haben. „Est ce que Monsieur compte me présenter tout ceci?" hob er endlich an, worauf ich erklärte, daß ich hoffe, er werde mir die Gefälligkeit erzeigen, das Geld anzunehmen. Die ganze Sache war, daß ich mehr gegeben, als gebräuchlich, und daß der ehrliche Cicerone anstand, es zu nehmen. Zu wissen, wann und wie viel man zu geben hat, ist für den Reisenden höchst wichtig.

Paris lag vor uns, und obschon Rouen eine ehrwürdige und historische Stadt ist, so waren wir doch ungeduldig, die französische Hauptstadt zu erreichen. Ein Fuhrwerk wurde gemiethet, und in den Nachmittagsstunden des zweiten Tages machten wir uns auf den Weg. Nachdem man Rouen hinter sich hat, läuft die Straße mehrere Meilen weit am Fuße hoher Hügel und unmittelbar am Ufer der Seine hin. Endlich mußten wir den Berg hinan, welcher unweit der Stadt sein Ende erreicht und der, von einem Punkt dem sogenannten Katharinenhügel aus, eine der herrlichsten Aussichten in Frankreich beherrscht. Als ich ungefähr halbwegs bergauf den Kopf zum Wagenfenster hinausstreckte, sah ich einen Gegenstand mit großer Geschwindigkeit herankommen, der in der Ferne das Ansehen eines beweglichen Hauses hatte. Es war eine Diligence, die, als sie erst herangekommen war, große Sensation bei unserer Reisegesellschaft erregte. Da unsere Köpfe sich im Weg waren, so stiegen wir aus, um das Ungeheuer ungehindert betrachten zu können. Unsere Verwunderung machte den Reisenden eben so viel Spaß als uns ihre ungeheure Equipage, und nicht leicht mögen sich an diesem Tage zwei fröhlichere Reisegesellschaften begegnet seyn, als wir waren.

Eine solche Diligence ist um einen Kabrioletkasten und zwei Kutschenkästen zusammengefügt, so daß der erstere vorn zu stehen kömmt. Sie sind sämmtlich nach den größten Verhältnissen gebaut und die Räder nebst allem Uebrigen entsprechen ihnen. Ein solcher Wagen enthält oft 25 bis 30 Passagiere und zwei bis drei Tonnen Gepäck. Das Gespann besteht gewöhnlich aus fünf Pferden. Ungeachtet dieser Last wird dennoch bergab immer rasch gefahren, und es ist, um Unglück zu verhüten, ein Querholz mit einer Winde an den Hinterrädern angebracht, das der Conducteur mit größerer oder geringerer Gewalt, je nach den Umständen, an die Räder andrückt, so daß den Deichselpferden die Last des Wagens erleichtert wird. Eine ähnliche Erfindung ist neuerlich auch für die Wägen auf Eisenbahnen in Anwendung gebracht worden.

Nachdem wir die Diligence hinlänglich betrachtet hatten, fanden wir die Aussicht zu schön, als daß wir in den Wagen hätten zurückkehren können, und stiegen daher vollends bis zum Gipfel des Bergs hinan. Hier war die Aussicht bewundernswerth. Die Seine schlängelt sich durch ein breites üppiges Thal von Süden her, nachdem sie kurz vorher von Osten, und eine oder zwei Meilen weiter von Westen kam; selbst unser Susquehanna ist weniger gekrümmt. Sie ist hier nicht breit, aber die zahllosen Inseln und die grünen Wiesen an seinen Ufern bilden eine Richtschnur für das Auge. In der Ferne faßt Rouen mit seinen schwarzen Thürmen, phantastischen Dächern und zerstreuten Vorstädten seine Ufer an einer Stelle ein, wo der Strom abermals eine westliche Richtung nimmt. Diese finstern alten Thürme mit ihrem geheimnißvollen Aussehen harmoniren ganz mit den Erinnerungen, die ihr Anblick in dem Beschauer hervorruft. Einzelne Wohnungen waren von dieser Höhe herab kaum zu sehen, denn die dichte Bevölkerung ist in Dörfer und Flecken zusammengedrängt, von denen einige noch Ueberreste von Mauern haben. Die meisten sehen mehr wie große Schlösser aus, und unterscheiden sich dadurch von den Dörfern Englands und Amerika's. Alle haben ein graues, düsteres Aussehen und treten gleich Basreliefs aus dem blaßgrünen Hintergrunde hervor.

(Schluß folgt.)

Das Giftthal auf Java.

In einer der letzten Sitzungen der asiatischen Gesellschaft in London wurde ein Memoire über den Guivo Upos oder das Giftthal in der Nähe von Betur auf Java vorgelesen: die Angaben sind von einem Herrn Loudon, der am 4ten Julius 1830 das Thal besuchte. Die Nachrichten über dieses fabelhafte Thal sind mannichfach bestritten worden, zeigen sich aber ihrem Wesen nach als richtig. Das Thal ist etwa 20 (engl.) Meilen lang, bedeutend breit, und man spürt einen widrigen Geruch noch 30 bis 35 Fuß, ehe man auf den Thalgrund gelangt. Das Thal bietet einen höchst öden Anblick dar, keine Spur von Vegetation zeigt sich, und zahlreiche Skelette von Menschen, Tigern, Pfauen u. dgl. liegen umher. Die erstern rühren wahrscheinlich von Rebellen her, die, von den benachbarten Stämmen ausgestoßen, hier eine Unterkunft suchten und ihren Tod fanden. Bei einem der Skelette war der Kopf in die rechte Hand gestützt, und in dieser Stellung scheint er gestorben zu seyn. Mehrere Proben wurden mit Hunden und Geflügel angestellt, die man an Bambusstäben ins Thal hinabließ, und in denen bald das Athmen gehemmt war, während in einigen Fällen das Leben noch gegen 10 Minuten fortzudauern schien. Der Verfasser des Briefes hält den Ort für den Krater eines Vulkans, und die erstickende Luft für eine Entwicklung von kohlensaurem Gas, indem durch die Einwirkung von Schwefel auf Wasser Schwefelsäure, und durch die Verbindung des letztern mit Kalkstoffen kohlensaures Gas erzeugt werde.

Chronik der Reisen.

Reise von den Sandwichs-Inseln nach China und Aufenthalt daselbst.

2. Aufenthalt in China.

(Fortsetzung.)

In dem Umkreise der schon genannten Quartiere hat man auch noch den Fleisch-, Fisch-, Gemüse- und Fruchtmarkt, die mit Einem

Worte Alles liefern, was das verwöhnteste Leckermaul sich nur denken und verlangen kann; wobei noch zu bemerken, daß für den, dessen Geldbeutel es zuläßt, Canton der rechte Ort ist, um die Annehmlichkeiten der Tafel zu genießen. Die Chinesen besitzen hierin schon an und für sich einen erfindungsreichen Geist, und haben, wie mir erzählt wurde, durch einen sich hier eine Zeit lang aufhaltenden französischen „Küchenprofessor" ihre Erfahrungen in diesem Fache sehr bereichert. Sie verstehen durch Kombinationen ihrer mannichfaltigen Bereitungen von Ragouts, Suppen und anderen Gerichten mit den Geheimnissen der französischen Küche Zusammenstellungen zu fabriziren, die dem studirtesten Gastronomen nicht allein unbekannt sind, sondern auch immer in ein räthselhaftes Dunkel gehüllt bleiben werden. Ich habe mich in dieser Hinsicht zu überzeugen oft Gelegenheit gehabt, sowohl an der Tafel meines Gastfreundes in der Faktorei, wie auch bei den uns von Zeit zu Zeit einladenden Engländern und Nordamerikanern, vor Allem aber an der Tafel des Herrn Supercargo und Kapitäns des königlich preußischen Schiffes „Prinzessin Louise," die stets ausgesucht besetzt war. Würden mich aber die Leser und Leserinnen fragen, wie man ein „diner à la chinoise" einrichtet, so muß ich leider gestehen, daß es mir unmöglich gewesen, in die Grundideen dieser chinesischen Kochkunst einzudringen. Nur so viel ist mir offenbar geworden, daß eines der uns vorgesetzten Ragouts augenscheinlich in seinen Hauptingredienzen aus verschiedenen Sorten von Schildkröten, Haifinnen, Tripangs oder bicho do mar (eine Art Seeschnecken), Vogelnestern u. s. w. bestand. — Es ist immer viel erzählt, auch gedruckt worden, daß die Chinesen Hunde (vorzüglich Pudel), Katzen, Ratten, Eulen und dergleichen Thiere als Eßwaaren zu Markte bringen. Ich glaube, und habe es auch wohl gesehen, daß die armen Wasser-Chinesen theils aus Mangel Alles essen, was sie nur wegfangen und erlangen können. Doch habe ich weder gehört noch gesehen, daß z. B. ein wohlhabender Chinese eine Garnitur schöner fetter Ratten auf dem Markt oder an der Thüre seines Hauses einkaufte, um sich davon ein Fricassé für seine Tafel zu bereiten, eben so wenig, wie ich dergleichen Artikel zum Verkauf herumtragen sah.

Nicht allein der Freund einer guten Tafel findet in Canton Befriedigung, sondern man wird auch in jeder andern Hinsicht gut bedient. So fehlt es natürlich auch in einem Lande, wo alle Männer — mit Ausnahme eines dünnen Zopfs — mit kahlgeschornen Köpfen herumlaufen, nicht an Barbieren, die an allen Straßenecken mit einem kleinen Tisch und Stuhl und mit kurzen, dicken, aber sehr scharfen Messern zur Bedienung eines jeden bereit stehen. Man kann diese chinesischen Bartscheerer auch in die Faktoreien kommen lassen, wobei man ihnen aber gleich bedeuten muß, daß sie nur allein den Bart abzunehmen haben, weil man sonst riskirt, in wenigen Momenten auch die Augenbrauen und Augenwimpern, sein ganzes Haupthaar, ja selbst die Härchen in der Nase und in den Ohren vor ihrem Messer zu verlieren, wozu ich mich wenigstens nicht habe überwinden können, obgleich einige junge Engländer von der brittischen Faktorei mit so kahlgeschornen Köpfen umherliefen, als ob darauf nimmer ein Haar gestanden. Ob dieß eine Folge einer mäßig verlebten Jugend, oder der Mißgriff eines Barbiers war, kann ich nicht errathen.

Auch gibt es hier Leute, die sich nur mit dem Reinigen der Augen, Ohren und der Füße beschäftigen, und diesen letztern zugleich „Façon geben." Diese sonderbare Operation wurde mir so stark angepriesen, daß ich mich endlich auch entschloß, die nöthigen Verbesserungen meiner Füße (nach Canton'schen Ansichten) vornehmen zu lassen. Ich erwartete demnach eines Morgens, nachdem ich nach meiner Gewohnheit ein Bad genommen, mit einem Buche in der Hand, den Dampf einer köstlichen Cigarre von mir blasend, meinen Chinesen, der auch zur bestimmten Stunde erschien. Nach einigen chinesischen Begrüßungen und originellen, lächelnden Grimassen setzte er sein Kästchen mit den Instrumenten, die größtentheils aus vielen verschiedenen feinen Feilen und Meißeln bestanden, neben sich, und nahm nun meine Zehen eine nach der andern vor. Dann kamen die Fersen an die Reihe, womit die komplicirte Behandlung meines Pedals, die ungefähr eine halbe Stunde gedauert hatte, beschlossen war. Ich besah nun meine Füße, und fand sie wirklich so schön, wie ich dieselben noch nie gefunden hatte. Auch war ich über die sanfte und behutsame Behandlung sehr erfreut. Als ich aber die Schuhe angezogen, um auszugehen, hatte ich das Gefühl, als ob mir die Füße durch den Chinesen gepeitscht worden wären. Alles glühte mir an ihnen, als ob Brennesseln darauf lägen, und es dauerte einige Tage, bis sie wieder ihren alten europäischen Zustand erlangt hatten, und es mir möglich wurde, meine gewöhnliche Abendpromenade mit meinen Freunden die Fronte sämmtlicher Faktoreien auf und nieder zu wandeln.

Ohne Zweifel liefert kein Land so viel Stoff zu Betrachtungen als China, und obgleich schon viel über dieses große mächtige Reich geschrieben ist, so bietet es dennoch dem wißbegierigen, aufmerksamen Fremden so viel Beachtenswerthes dar, daß man mit der Erzählung desselben noch Bände füllen könnte. Ueber Eines und das Andere mag hier noch etwas folgen.

Von allen den von mir besuchten Ländern muß ich, aus dem Gesichtspunkt der Wichtigkeit für den Beobachter, doch China den Vorzug einräumen, und stimme ganz dem Ausspruch eines meiner Freunde, der alle Welttheile sah, bei, daß man, entschließt man sich schon zu einer großartigen Reise, vor allen China wählen soll. Die Gewohnheiten, Gebräuche und Lebensweise dieser sonderbaren, in mancher Hinsicht aber bewundernswerthen Nation unterscheiden sich so sehr von den unsern, daß man in und bei allem dort etwas Neues zu sehen glaubt, wobei dieses Neue aber um so mehr Aufmerksamkeit verdient, da es schon seit undenklichen Jahren so besteht. Die Kleidung der Chinesen bleibt bei der vor Jahrhunderten eingeführten Mode für Männer und Frauen stets dieselbe. Die Männer tragen ihren Zopf, ohne welchen sie sich nicht für Chinesen halten würden; ausgenommen hievon sind die Priester, die den Kopf ganz glatt geschoren haben, weßwegen sie auch von den Andern mit einer Art Geringschätzung betrachtet werden. — Die Frauenzimmer, die keinen winzigen, verkrüppelten Fuß haben, werden bei ihnen mit der Nichtachtung angesehen, wie bei uns diejenigen, welche das verloren haben, was die Jungfrauen von den Nichtjungfrauen unterscheidet. Als mir ein Chinese diese dumme Ansicht mittheilte, fügte er hinzu: „Es thut mir wohl leid, mein Töchterchen mit dem Einzwängen und Zusammenpressen ihrer Füße peinigen zu müssen, doch mußte es so seyn, weil man sie ja sonst als eine Entehrte betrachtet haben würde." — Auch die Speisen — so viel man aus alten chinesischen Schriften weiß — bereitet man jetzt noch so, wie zur Zeit, als Jonas im Wallfisch logirte. — Keine Fleischspeise wird anders als in kleinen Stückchen zugerichtet und aufgetischt, weil sie es barbarisch finden, einen größern Theil eines todten Thierkörpers auf die Tafel zu bringen, oder auch, wie bei uns der Brauch, Fleisch von den Knochen abzubröckeln. Auch diese dürfen nicht auf dem Tisch erscheinen.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 87.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 März 1837.

Europäische Erinnerungen.
Reise von England nach Paris.
(Schluß.)

Die Straße war von Landleuten beiderlei Geschlechts belebt, die vom Markt von Rouen nach Hause zurückkehrten. Ein schwarzbraunes Weib mit einer hohen Mütze auf dem Kopf trieb einen Esel vor sich her, dessen Körbe mit Dünger gefüllt waren. Wir waren ungefähr sechs Meilen von der Stadt entfernt, mithin mußte das arme Thier, das am Morgen schon vielleicht acht bis zehn Meilen schwer beladen hatte zurücklegen müssen, des Abends mit einer gleichen Last den Heimweg machen. Ich fragte das Weib, die, allem Anschein nach, keine Bewohnerin eines benachbarten Dorfes seyn konnte, wie ein bedeutender in Flintenschußweite am andern Ufer des Flusses gelegener Flecken hieße, und erhielt zur Antwort: „Monsieur, je ne saurais pas vous dire, parceque, voyez-vous, je ne suis pas de ce pays-là."

Kenntniß ist die Mutter der Wissenschaft. Der am besten Unterrichtete wird nicht leicht eine Gelegenheit vorübergehen lassen, sein Wissen zu bereichern, während der Unwissende vor einer solchen Anstrengung, die ihm herkulisch erscheint, zurückschreckt. Bei solchen Leuten wird aller Ehrgeiz erstickt, der Geist unthätig und sinkt endlich zur Apathie herab. Dieß ist der Fall mit dem größten Theil der europäischen Landleute. Die Menge von Gegenständen, welche sie umgibt, macht sie gleichgültig, und sie gehen vielleicht ihr ganzes Leben hindurch Tag für Tag an einer Stadt vorüber, ohne nach ihrem Namen zu fragen, oder ihn, wenn er zufällig genannt wird, zu behalten.

Die Straße führte uns für den Rest des Nachmittags noch fortwährend über Hügel und Ebenen, und wir kamen mehreremale über den Fluß, bis wir Paris erreichten. Der Anblick, den das Land umher bot, war für uns ganz neu. Einzelne Häuser sind selten, Dörfer aber sieht man in Menge. Kein Gehäge oder irgend eine andere sichtbare Gränze, schied die verschiedenen Besitzungen aus einander. Kein grasendes Thier auf den Feldern und hin und wieder ein Strich Gebirgsland, der mit seinen grünen und gelben Streifen und den übrigen Farben der angränzenden Felder einer Musterkarte glich. Das Spiel von Licht und Schatten auf diesen Hochlandstrichen war höchst anziehend. Wenn sie nach der Ernte im Schatten liegen und der lebhaften Farben weniger werden, so gleichen sie den melancholischen und öden Ueberresten einer Festlichkeit.

Zu Louviers wurde gespeist, und hier fanden wir an der Kirche abermals eine Merkwürdigkeit. Sie ist ebenfalls im gothischen Styl kleiner Städte, und nicht so zierlich ausgearbeitet, als solche Gebäude in großen Orten zu seyn pflegen. Für die kleine Stadt erscheint sie ziemlich groß. Häßliche Drachen schauten von den Strebebögen auf uns herab, und alle nur denkbaren Monstrositäten waren auf den alten grauen Steinen ausgehauen. Nachdem wir diesen Ort hinter uns hatten, verlor die Scenerie viel von dem Pastoralen, wodurch die Normandie sich vor dem übrigen Frankreich auszeichnet, und gewinnt dagegen mehr das bereits erwähnte musterkartenartige Aussehen.

Zu Vernon blieben wir über Nacht; vor Schlafengehen brachten wir noch eine halbe Stunde damit zu, einen alten runden Thurm zu betrachten, der ebenfalls dem Julius Cäsar zugeschrieben wird. In diesem Theil von Europa muß Cäsar Alles gethan haben, wozu sich sonst niemand findet; gerade wie Virgil in Neapel.

Am folgenden Morgen war es eine eigene Empfindung für uns, mit der gegründeten Hoffnung aufzustehen, am Abend Paris zum Erstenmale im Leben zu sehen. In der Nähe von Vernon kamen wir an einem Dorfe vorüber, welches uns den ersten Begriff vom alten Regime gab. Der Ort war wie gewöhnlich, in der Ferne grau, düster und malerisch; aber in der Nähe eng, schmutzig und unbequem. Gerade außerhalb der Gränzen stand das Schloß, ein regelmäßiges Gebäude von behauenen Steinen, mit schnurgeraden Alleen, einer Menge von Fenstern und geräumigen Ställen. Der vormalige Seigneur hatte wahrscheinlich von dieser Besitzung nichts mehr als den Namen, während vielleicht irgend ein Hr. Le Blanc oder Le Noir seinen Platz als Herr des Hauses einnimmt. Einige Meilen weiter kamen wir an eine Anhöhe, wo wir eine schöne Aussicht über den Fluß und ein weites fruchtbares, mehr pittoreskes Land als das vorige genossen. Eine befestigte Stadt

mit Thürmen, noch düsterer als die bisher gesehenen, lag am Ufer des Flusses. Als wir uns rund um den Rücken der Anhöhe wandten, übersahen wir einen weiten Parkgrund, ein moderneres, minder malerisches und weniger unsauberes Dorf im Thal, mit einem Schloß von rothen Backsteinen. Dieß war Rosny, von dem der berühmte Sully den Titel eines Baron und Marquis von Rosny erhielt. — Sully, ein Mann, auf den, wie auf Bacon ganz das paßt, was Pope von dem letztern sagt: „Er war der weiseste, größte und bescheidenste der Menschen." Schloß und Grundbesitz gehören jetzt der Herzogin von Berry. Die Stadt in der Ferne, mit ihren dunkeln Thürmen, war Mantes, ein in der Geschichte der Normandie wohl bekannter Ort. Im Cheval Blanc wurde gefrühstückt. Die Kirche zog hier wieder unsere Aufmerksamkeit an; sie war minder monströs als die zu Louviers, und verdient, als Kathedrale, neben denen größerer Städte nicht genannt zu werden.

Die weitere Fahrt brachte uns nach St. Germain-en-Laye oder an den Rand des Kreises von niedern Gebirgen, welche die Ebene von Paris umgaben. Hier befanden wir uns nun in der Nähe der königlichen Pracht und der Hauptstadt. Die Bourbons, bis zur Revolution, waren wahrhafte Könige und haben von ihrer siebenhundertjährigen Dynastie physische und moralische Eindrücke zurückgelassen, zu deren Ausrottung leicht eine eben so lange Periode erforderlich seyn dürfte. Fast jeder Fuß Landes innerhalb dieses Hügelkreises, westlich von Paris, ist historisch, und von Palästen, Pavillons, Waldungen, Parks, Wasserleitungen oder Jagdrevieren bedeckt. Eine breite Terrasse, wohl eine Meile lang und in großartigem Maßstab ausgeführt, beherrscht den Fluß in einer Höhe von einigen hundert Fuß über seinem Bett. Der Palast selbst, ein schönes altes Gebäude aus den Zeiten Franz I — in einem Styl, dem aus den Zeiten der Königin Elisabeth von England nicht unähnlich — wird schon lange nicht mehr von der königlichen Familie bewohnt. Der letzte König, der seinen Aufenthalt daselbst nahm, war, wenn ich nicht irre, der entthronte Jakob II. Man sagt, es sey von seinen Eigenthümern verlassen worden, weil es eine Aussicht auf jenen schweigenden Mahner, den düstern aber schönen Thurm von St. Denis, beherrschte, dessen Mauern die Ruhestätten der Bourbons schirmen. Die auf dem Throne saßen, wollten nicht gerne daran erinnert seyn, daß auch sie dem allgemeinen Geschick verfallen müssen.

Eine Wasserleitung, ein wahres Römerwerk, gibt einen Begriff von dem Maßstab, nach dem diese königlichen Werke ausgeführt wurden. Auf eine Entfernung von ein oder zwei Stunden öffnet sich dem Blick eine Reihe gemauerter Bögen, wie ich noch nichts Aehnliches gesehen hatte. Von St. Germain aus ging es ins Thal hinab auf einer breiten, mit Steinen gepflasterten und mit Bäumen eingefaßten Straße auf Paris zu. Man merkte jetzt, daß man sich auf dem Weg nach einer großen Stadt befand, denn es wimmelte von unvortheilhaft aussehenden Wagen, die als öffentliches Fuhrwerk dienten. Noch immer war das Verhältniß gegen London liliputisch, und im Vergleich mit einer von unsern Städten sogar halbbarbarisch. Marly-la-Machine hatten wir hinter uns; es ist dieß eine hydraulische Erfindung, um Wasser das Gebirg hinaufzupumpen, für die verschiedenen fürstlichen Wohnungen in der Nachbarschaft. Dann kam ein nicht besonders prächtiges Haus, hinter Bäumen versteckt, am Fuß eines Hügels; das war der berühmte Aufenthalt des ersten Konsuls Malmaison. Dann kamen wir zu einem Weiler hinan und die Straße lief vor uns hin, mit dem Fluß dazwischen, zu dem unvollendeten Arc de l'Etoile, oder der Barriere der Hauptstadt. Der Abend war mild und ein Regenschauer zog über uns hin. Als der Nebel sich zerstreute, tauchte jenseits des nächsten Hügels etwas Glänzendes vor uns auf, das Paris verkündete. Es war die Kuppel des Hotels der Invaliden. Wir kamen auf sanftem Abhang zum Fluß hinab. Zu unsrer Linken lag Neuilly, eine Besitzung des Herzogs von Orleans, und am Dorf Neuilly vorüber kamen wir zu dem Arc de l'Etoile. Rings um dieß imposante Monument (der Himmel weiß von was, denn es hatte so viele Bestimmungen als Frankreich Herrscher) biegend, kamen wir durch das eiserne Thor der Barriere, und befanden uns nun innerhalb der Mauern von Paris.

Wir fuhren in die Allee von Neuilly; die Champs Elysées, ohne Grün, durch eine breite Straße getheilt und mäßig mit gut gekleideten Menschen besetzt, lagen zu beiden Seiten. Vor uns, in der Entfernung einer halben Stunde, sahen wir eine Laubmasse, die eher einen Park, als die Zierde eines Stadtgartens anzukündigen schien, und über diese hinaus ragten die spitzigen Dächer von zwei oder drei großen, schön geformten aber düstern Gebäuden. Dieß waren die Pavillons der Tuilerien. Linker Hand wurde durch Bäume und Gesträuche eine Reihe von Hotels sichtbar, und rechts zeigte sich, daß wir dem Fluß schon wieder nahe waren. Eben hatten wir ihn noch hinter uns gehabt, und nach einem Umweg von mehrern Stunden floß er wieder vor uns und theilte die Hauptstadt in zwei Hälften.

Die Gegenstände verwirrten sich jetzt, denn sie folgten zu schnell auf einander. Wir kamen über einen gepflasterten Platz zwischen der Seine, den Champs Elysées, dem Tuileriengarten und zwei kleinern Palästen von außerordentlich schöner Bauart. Dieß war der Platz, wo Ludwig XVI und seine unglückliche Gemahlin enthauptet wurden. Zwischen den beiden Palästen durchfahrend kamen wir auf die Boulevards, und befanden uns nun mitten im Gewühl dieser merkwürdigen Stadt.

Briefe über den spanischen Krieg.

(Fortsetzung.)

Die Stadt Valmaceda liegt höchst romantisch am Ufer des Salcedon, etwa vier Leguas von Bilbao, und nicht weit von dem Eingang in das große und herrlich angebaute Menathal. Rechts von Valmaceda, wenn man von Bilbao herkommt, ist eine lange Bergkette, Sierra d'Orduna genannt, deren Fuß sich bis an die Stadt ausdehnt. Auf einem konischen Hügel oder Felsen zur Rechten, der den Eingang ins Menathal beherrscht, stand ein kleiner mit einiger Mannschaft besetzter Thurm, welcher aber als Stützpunkt keinen Nutzen gewähren konnte, da

die erwähnte Sierra den Thurm überragt, und derselbe nur zwei kleine schlechte Geschütze enthielt. Auf der entgegengesetzten Seite der Stadt läuft der Fluß Salcedon, der an einigen Stellen Furten hat und nirgends tief ist; eine Brücke führt hinüber nach der Straße von Orduna, und das Land ist in dieser Richtung gleichfalls bergig und waldig, und beherrscht die Stadt. Das nördliche und südliche Thor waren stark verbarrikadirt, und hier so wie in den Stadtmauern und außen stehenden Häusern Schießscharten für das kleine Gewehr durchgeschlagen. Diese Vertheidigungsmittel in einer fast isolirten Lage, — wenigstens was die Möglichkeit eines Entsatzes betraf, — und eine Garnison von nicht mehr als 200 Mann war Alles, was die carlistischen Truppen zu überwinden hatten, und es brauchte keiner großen Voraussicht, um bei einem etwaigen Angriff ihren Fall vorherzusagen, hätte auch kein Verrath stattgefunden. Plencia ist eine sehr kleine Stadt an der Küste nordwestlich von Bilbao, und war zur Zeit seiner Einnahme nur von Urbanos besetzt.

Bei der Nachricht von der Wegnahme Valmacedas durch die Carlisten marschirte Espartero mit seiner Division gegen Peña d'Orduna, und Espeleta, welcher die Reserve kommandirte, und dessen Hauptquartier damals zu Miranda del Ebro war, rückte gleichfalls gegen Medina de Pomar, Laroaga und Frias, welche letztere beiden am Ufer des Ebro liegen, westwärts und links von der Operationslinie, unglücklicherweise aber kam er, wie gewöhnlich, eben noch recht, um zu hören was vorgefallen war, was hätte verhindert werden können, wenn er die geringste Energie und Voraussicht besessen hätte, und mit nutzlosem Bedauern die kostbare Zeit zu verschwenden, die man besser hätte anwenden können, um das Uebel wieder gut zu machen, welches seine Unthätigkeit größtentheils verursacht hatte. General Evans war dagegen stets auf den Beinen, marschirte mit dem verfügbaren Theil der Legion, welche damals durch Krankheit und Entbehrungen furchtbar vermindert war, vorwärts, um Esparteros Division zu decken und zu unterstützen, damit man dem Feinde mehr auf dem Fuße folgen könne. Indeß hatte man bereits zu viel Zeit verstreichen lassen, als daß man jetzt noch eine glückliche Operation hätte unternehmen können, indem die Carlisten Valmaceda geräumt, und da sie nicht stark genug waren, um ein Treffen zu wagen, mit ihrer wohlbekannten Thätigkeit und Kenntniß der Bewegungen ihres Feindes sich in ihre ursprünglichen Stellungen zurückgezogen hatten, und von dort aus wieder Portugalete bedrohten. Auf den Eingang dieser Nachrichten marschirte die Legion nach Armenion zurück, um den Rücken von Vittoria offen zu halten, und um die zu Trevino begonnenen Werke zu vervollständigen.

Valmaceda ist seitdem von den Christinos wieder besetzt worden, es ist jedoch sehr zu bezweifeln, ob solche isolirte Stellungen je hätten behauptet werden sollen, da die fortdauernden Bewegungen der Armee es häufig unmöglich machen, irgend einem plötzlich angegriffenen Platze, welcher außerhalb der Operationslinie oder an der Küste liegt, augenblicklichen Beistand zu leisten, und ich habe bereits die große Leichtigkeit und außerordentliche Schnelligkeit erwähnt, womit die Carlisten von einem Punkte zum andern fliegen, so daß es stets in ihrer Macht bleibt, eine schwache Stellung anzufallen, wie die Erfahrung nur allzu sehr bewiesen hat.

Seit dem Gefecht von Arlaban und eigentlich schon Monate lang vorher hatte meine Gesundheit so ernstlich gelitten, daß ich auf die Vorstellungen der Aerzte eine Luftveränderung versuchen wollte, zu welchem Zwecke der General mir erlaubte nach England zurückzukehren. Wahrlich ohne Bedauern sagte ich der unglücklichen Stadt Vittoria und ihren mir unbegreiflichen und höchst fühllosen Einwohnern Lebewohl. Trotz aller ihrer alten Ruhmeserinnerungen ließ sie in mir nur Ein Gefühl zurück, den Eckel, denn nie wurde hier jemand mit weniger Aufmerksamkeit behandelt, als meine unglücklichen Landsleute: die Einwohner, Christinos wie Carlisten, schienen nur Einen Zweck zu haben, nämlich Raub und Erpressung. Allerdings muß es bei dem mannichfachen Elend dieses unnatürlichen Kriegs den Spaniern schmerzlich seyn, daß ihre Heimath von Fremden, sey es als Freunde oder Feinde, heimgesucht wird, wenn aber noch Ein Funke von dem alten stolzen Geist und der Vaterlandsliebe dieses ruhmvollen Landes übrig ist, so sollte er jetzt in der ganzen Nation zur Flamme ausbrechen, und durch eigene Kraft die Nothwendigkeit fremder Hülfe von sich weisen, und den unerhörten Abscheulichkeiten ein Ende machen, wovon sich niemand, der nicht Zeuge gewesen, einen Begriff machen kann.

Ich bin nicht geneigt, in eine weitläufige Diskussion über einen Gegenstand einzugehen, der so mannichfach die Aufmerksamkeit Europa's erregt hat; obwohl es mein angelegentlichstes Bestreben war und ist, die Vorfälle und militärischen Operationen während der Zeit meiner Anwesenheit gerecht und unparteiisch zu schildern, und obgleich ich natürlicherweise derjenigen Partei, welcher ich diente, einen endlichen Erfolg wünsche, so kann ich doch nicht umhin, zu erklären, daß der Nichterfolg der Christinos bei weitem mehr dem Mangel an Unternehmungsgeist, Energie und militärischen Kenntnissen ihrer Anführer zur Last fällt, als der Ueberlegenheit der Carlisten, so groß und zahlreich auch die Vortheile sind, welche die Natur des Landes ihnen bietet.

(Fortsetzung folgt.)

Sterblichkeit unter den Schwarzen zu Port Macquarrie.

Die erste Nummer eines in Sidney erschienenen Blattes, der Reformer genannt, welches der Redaktion zugeschickt wurde, enthält nachstehende merkwürdige Angabe: Nach Briefen aus jener Niederlassung herrscht daselbst gegenwärtig (Sommer 1836) unter den Eingebornen eine Krankheit, die sie in Schaaren hinrafft. Sie leiden an einer Art Husten, starkem Ausfluß aus der Nase, Dyssenterie, und können seltsamer Weise den Urin nicht halten. Ihre Körper schwinden dahin zu Skeletten, und da sie in diesem Zustande ihren Stämmen nicht folgen können, so werden sie in der kläglichsten Lage zurückgelassen. Zu Port Macquarrie haben die Verbrecher eine große Anzahl derselben begraben, und am Martasfluß starben fünf in der Nähe eines einzigen Hauses. Die wenigen Kolonisten, die dort wohnen, sind nicht mehr im Stande diesen hülflosen Kindern der Natur den nöthigen Beistand zu leisten. Die Krankheit nimmt ihnen den Appetit, sie weisen alle

Nahrung zurück und schreien nur die ganze Nacht nach Wasser. Einige derselben fand man todt und halb verbrannt vom Feuer, das die Weißen für sie angezündet hatten, und worein sie wahrscheinlich während ihrer schmerzhaften Krämpfe gefallen waren. Man ist häufig genöthigt, ihre Körper zu verbrennen, da sie schnell in Verwesung übergehen. Die Eingebornen sagen, eine schwarze Krähe, die vom Moreton Kap hergekommen sey, habe die Krankheit unter sie gebracht.

Chronik der Reisen.

Reise von den Sandwichs-Inseln nach China und Aufenthalt daselbst.

2. Aufenthalt in China.

(Fortsetzung.)

Die Musik der Chinesen und die Art, sich zu belustigen oder zu unterhalten, ist noch dieselbe ihrer frühesten Vorfahren. Sie haben ihre Wajangs oder theatralischen Vorstellungen, welche reiche Chinesen von Zeit zu Zeit vor sich aufführen lassen; die Erlaubniß hiezu müssen sie von den Mandarinen für große Summen Geldes erkaufen. Diese Vorstellungen dauern auf Kosten desjenigen, der sie befohlen — wobei aber das geringere Volk gratis zugelassen wird — wohl acht Tage lang. Obschon die Wajangs der Chinesen hinsichtlich des Plans und der künstlerischen Ausführung die von Batavia bei weitem übertreffen, so hat auch China kühne und wirklich bewundernswerthe Künstler, was Gymnastik und dergleichen Exercitien betrifft, aufzuweisen. Die Chinesen betrachten übrigens alle zu theatralischen Vorstellungen benutzte Personen als zur Hefe des Volks gehörig, vornehmlich aber Gymnastiker und Tänzer, weßhalb sie denn auch nicht begreifen, wie anständige Leute in den Windungen und Bewegungen des Körpers beim Tanze Vergnügen finden können. Ein Ball auf europäische Art bleibt ihnen demnach immer unerklärlich. —

Alle Sitten und Gewohnheiten dieses Landes weichen von denen Europa's sehr ab. Das schöne Geschlecht scheinen die Chinesen zu lieben, doch es wenig zu achten. Fragt man einen Chinesen: „ob er Kinder habe?" so wird er euch nur seine Söhne nennen. Töchter, die er mit seinen Kebsweibern erzeugt, sind, da sie selten zur Heirath verlangt werden, zur Vermehrung der niedrigsten und auch wohl verworfensten Klasse des weiblichen Geschlechts bestimmt. Nichts desto weniger wird in China die eheliche Treue sehr heilig gehalten, weil die Frau, des Ehebruchs überführt, die strengste gerichtliche Strafe zu gewärtigen hat. Gleicherweise sieht man auf den Mann mit Verachtung, der mit einem Frauenzimmer im Konkubinat lebt, so wie man einen Kinderlosen für sehr unglücklich und den Segen von ihm geflohen hält. — In Canton hauptsächlich mögen sich die Fremden hüten mit dem schönen Geschlecht in zu nahe Berührung zu kommen, da alle diejenigen, die es wagten, ihren Uebermuth unangenehm gebüßt haben. Ein Engländer unternahm es bei den Damen eines auf der Rhede liegenden chinesischen Fahrzeugs einen Besuch abzustatten, wurde aber dabei ergriffen und mit Ketten beladen ins Gefängniß geworfen. Die englische Kompagnie intervenirte, doch kostete seine Freilassung 500 Plaster.

Die chinesischen Frauen von gutem Stande sind selten anders zu sehen, als wenn sie in ihren Palankins zum Besuche getragen werden, wobei man in den verhängten Kasten wenig von dem Anblick ihrer Schönheit profitirt. Als ich von einer Gesellschaft englischer Herren zu einer Spazierfahrt nach den berühmten Blumengärten von Fatee eingeladen wurde, hatte ich das Glück, daß mein Verlangen nach dem Anblick chinesischer Schönheiten befriedigt wurde. Auf einem chinesischen Boote, begleitet von einem inländischen Dolmetscher, ruderten wir den Fluß einige Meilen hinauf und landeten dann an dem linken Ufer bei einem chinesischen Dorfe, wo wir an einem schmalen Kai, der längs einem kleinen Arm des Flusses sich erstreckte, ausstiegen. Durch eine Pforte führte man uns in die Blumengärten, von denen mehrere neben einander lagen und die wir nach und nach durchwandelten. Eine Menge Gärtner war hier beschäftigt mit den Pflanzen, Blumen und Bäumchen, denn große ausgewachsene Bäume habe ich nicht gesehen. Alle diese Dinge standen in porzellanenen oder irdenen Töpfen von verschiedener Größe. Mir ward bei dieser Gelegenheit versichert, daß die Chinesen nicht nur gute Feldbebauer seyen, sondern auch geübte Gärtner und geschickte Blumisten, und außerdem sehr erfahren in der Kunst, Bäume und Gesträuche in verkleinerter Form wachsen zu lassen. — In einem dieser Gärten erblickten wir eine Gesellschaft chinesischer Damen, alle natürlich nach der Weise des Landes mit so kleinen und verkrüppelten Füßen, daß sie von ihren Kammerjungfern geführt werden mußten. Als sie uns gewahr wurden, ersuchten sie mit lautem Angstgekreisch unsere Dolmetscher, uns zu sagen, daß wir uns den erschreckten Fräuleins nicht nahen und ihnen Zeit lassen sollten, sich aus dem Bereich der „fanquais" zu entfernen, welchem Verlangen wir uns auch gehorsam fügten. — Dann sahen wir auch noch einige bedeckte Nachen vorbeifahren, doch in jedem nur eine Dame, von welchen einige wirklich schön waren, sofern nach unsern Ansichten eine chinesische Physiognomie schön seyn kann. Auch uns betrachteten sie mit vieler Aufmerksamkeit oder Neugierde, wobei sie nicht allein lächelten, sondern laut lachten. Ob dieß Wohlgefallen oder Spott ausdrückte, kann ich nicht errathen.

Wir setzten unsern Spaziergang längs einem schmalen Kanal fort, und wagten es über kleine Brückchen und auf Kähnen nach dem andern Ufer zu gehen. Dieß war freilich gegen die Erlaubniß und stritt mit dem ausdrücklichen Verbot der Mandarinen, die uns nur den Besuch der Blumengärten bewilligt hatten, weßhalb auch der Dolmetscher, der für uns verantwortlich war, wegen unserer Vermessenheit in große Angst gerieth. Doch war die Gelegenheit zur Befriedigung unserer Neugierde und zur Erlangung einiger näherer Kenntniß des Landes zu günstig, um uns für den Augenblick dabei stören zu lassen. So passirten wir denn wieder verschiedene Lustgärten, artig mit Teichen, und daneben mit sauber gemauerten Kai's, mit chinesisch gebauten Zelten und Kuppeln u. s. w. verziert. In vielen derselben sah man Damen ihren Thee mit Konfitüren einnehmen, und uns mit neugierigen Blicken unter lautem Gelächter betrachten. Die Scheidewände dieser Vergnügungsgärten bestanden größtentheils aus fein gearbeitetem Gitterwerk, hinter welchem uns die Kinder beguckten. Um ihre Neugierde an uns Wunderthieren zu befriedigen, brachte man einige derselben zu uns heran. Als ich mich ihnen behutsam näherte und freundlich die Hand reichte, betrachteten sie mich dann sehr befremdet, indem sie dabei gutmüthig lachten. Auch schien ihre Kindermagd oder Amme einige Furcht zu haben, indem sie sich fortwährend ängstlich umschaute, ob man sie nicht auf ihrem Wagstück ertappen würde. — Die Fatee-Gärten sind übrigens Eigenthum eines in Canton wohnenden vornehmen Chinesen. In frühern Jahren stand es jedem frei, dieselben täglich zu besuchen, allein die Unanständigkeiten, die sich Offiziere der englischen Kompagnie dort öfter erlaubten, haben Veranlassung gegeben, die Gärten zu schließen, die man jetzt nur mit Specialerlaubniß der Mandarinen betreten darf.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 4.)

Nr. 88.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 März 1837.

Das Landvolk in Northumberland.

Die bedeutend bessere Lage, in der die Landleute von Northumberland sich gegen die von Südengland befinden, ist allgemein anerkannt. Man hat diese Verschiedenheit mehrern Ursachen zugeschrieben: der bessern Erziehung und dem bessern Unterricht, den die erstern genießen, ihrer Lebensweise und der Art wie auf den Bauerhöfen die Dienstleute gemiethet und bezahlt werden. Die Dienstboten in diesem Distrikt sind im Ganzen genommen ein mäßiger, verläßiger, arbeitsamer, betriebsamer und religiöser Menschenschlag; von Person sind sie von mittlerer Größe, wohl gebaut, außerordentlich kräftig, fähig große Strapatzen zu ertragen und noch immer im Besitz jener Entschlossenheit, durch die ihre Vorfahren sich auszeichneten. In bedeutender Entfernung von großen Städten lebend, werden sie weniger zu jenen Lastern verführt, die unter eng zusammen gedrängten großen Menschenmassen heimisch zu seyn pflegen, und da ihr Lohn ihnen in Naturalien bezahlt wird, so haben sie auch keine Gelegenheit zu Völlereien im Ale-Haus des Dorfes. Ihre häusliche Lebensweise zeichnet sich durch Reinlichkeit und Einfachheit aus, und ihre Kleidung ist schlicht und anständig. Ihrer Dienstherrschaft gehorsam und eben so anhänglich als ihren lokalen Gewohnheiten, wechseln sie ihren Aufenthalt so selten als nur immer möglich. Da die Pachthöfe groß sind — sie tragen von 300 bis zu 1500 Pfd. St. jährlich — und die Stunden der Arbeit lange dauern, so bildet das Gesinde eines jeden einzelnen einen Kreis für sich, und sucht keine Gesellschaft in der Ferne. Die Aeltern achten es als unerläßliche Pflicht, ihre Kinder in den Anfangsgründen des Wissens unterrichten zu lassen, und wer dieß versäumt, und nicht Lesen und Schreiben lernt, setzt sich übler Nachrede und der Verachtung aus. Täglich werden der Kinder, mit ihrem kargen Mittagsmahl in einem kleinen Sack, 2 bis 3 Stunden weit in die nächste Schule geschickt. Die Landleute von Northumberland sind meist strenge Kalvinisten, den presbyterianischen Gebräuchen anhängend, sie besuchen den Gottesdienst regelmäßig und gehen oft 4 bis 6 St. weit, um einen Lieblingsprediger zu hören. Ihre Lebensweise ist höchst einfach; Fleisch kommt nicht regelmäßig auf ihren Tisch — was sie von diesem Artikel genießen, besteht meist aus Speck und Schweinefleisch — und so ist ihre Nahrung hauptsächlich auf Käse, Erdäpfel, Brod, Buttermilch, Gemüse und Hafermehl beschränkt. Fleisch wird nur an Sonn- und Feiertagen und sonst bei festlichen Gelegenheiten aufgetragen. Das Brod wird aus Gerstenmehl oder aus einer Mischung von diesem mit Erbsen- oder Bohnenmehl gebacken.

Bier oder Ale brauen diese Landleute nicht selbst, trinken es daher auch nur selten; am meisten bekommen sie von diesem Getränk während der Ernte. Geistige Getränke genießen sie äußerst selten und rauchen, mit wenigen Ausnahmen, auch keinen Tabak. Die einzigen Gelegenheiten, wo man sie ein wenig über die Schnur hauen sieht, sind benachbarte Jahrmärkte oder Dorffeste, wenn Musik und Tanz an der Tagesordnung sind, den die Northumberlander Bauern sehr lieben.

Gewöhnlich heurathen sie nicht sehr jung, was darin mit seinen Grund hat, daß der junge Mann Besitzer einer Kuh und der nöthigen Einrichtung seyn muß, ehe er sich verehelichen darf. Da es als nicht sehr ehrenvoll für einen jungen Mann gehalten wird, wenn er eher heurathet als bis er eine Hütte und eine Kuh kaufen kann, so erzeugt dieß in dem jungen Paar ein sehr wohlthätiges Gefühl von Unabhängigkeit und Vertrauen in die eigenen Kräfte. Der Dienstherr unterstützt wohl auch zuweilen einen jungen thätigen Mann, oder gibt ihm eine Kuh, die er durch Arbeit abverdient. Um Unterstützung von Seite des Kirchspiels suchen diese Bauersleute nur selten nach, weil sie auf ein Jahr in Dienst genommen werden, und ihr Lohn fortläuft, auch wenn eine Krankheit sie zeitweis zur Arbeit untüchtig machen sollte, wobei der Dienstherr nichts verliert, da es ihm einerlei seyn kann, ob er seine eigenen Leute unterstützt, oder zu der Unterstützung aller Bedürftigen im Kirchspiel beiträgt. Selten sind diese Bauern im Stande, sich während ihrer Dienstzeit Geld zu ersparen, da aber die Familien beisammen leben, so finden sie im Alter immer Unterstützung von Seite ihrer Kinder. Die unter ihnen bestehenden Wohlthätigkeitsclubs sind nicht zur Unterstützung für Kranke oder Unglückliche, sondern einzig zu Bestreitung der Begräbnißkosten für die Mitglieder bestimmt. Die Verpflichtung für den Dienst

dauert ein Jahr, vom Mai bis wieder zum Mai; der Knecht erhält von seinem Herrn eine Hütte nebst Garten zinsfrei, darf eine Kuh auf der Weide des Dienstherrn halten, erhält eine gewisse Quantität Getreide und Wolle — wenn nämlich Schafe auf der Pachtung gehalten werden — und etwas Geld. Da die Quantität Getreide bestimmt ist, so unterliegt der Dienstbote für seinen Unterhalt nicht dem Steigen oder Fallen des Marktpreises, und er hat natürlich ein Interesse dabei, das Land gut zu bestellen. Jeder Knecht ist verbunden, für die leichten Arbeiten eine Magd oder einen Knaben zu billigem Lohn zu stellen, nämlich für einen Schilling des Tags während der Ernte, die etwa 30 Tage dauert, und für 8 Pence während der übrigen Zeit des Jahres. Obschon der Knecht durch seinen Kontrakt verpflichtet ist, solche Aushülfsarbeiter stets zu halten, so werden sie doch nur verwendet, und dem Knecht der Lohn für dieselben bezahlt, wenn man sie bedarf. Dieß ist den Knechten in neuerer Zeit sehr nachtheilig geworden, und sie haben deßhalb Unionen gebildet, um sich dieser Verpflichtung zu entledigen. Sollte ihnen dieß gelingen, so würden die Pächter die vermehrte Ausgabe schwer fühlen. Hat der Knecht einen Sohn oder Tochter, welche für die Arbeit tauglich sind, so ist dieß ein Nutzen für ihn, muß er aber Dienstboten miethen, deren Lohn mehr ausmacht, als ihre Arbeit einträgt, so unterliegt er allerdings einer großen Last. Der Lohn, den ein Knecht in Northumberland erhält, beträgt im Durchschnitt 35 Pfd. St. jährlich.

Briefe über den spanischen Krieg.

(Fortsetzung.)

Ich habe mich bemüht, in raschen Umrissen eine Uebersicht der Thatsachen zu geben, wie sie in meinem Tagebuche angemerkt sind, und dabei so viel wie möglich Alles vermieden, was den Parteigeist reizen könnte. Was seit der Zeit geschah, wo ich Spanien verließ, will ich, so sehr mich die Sache auch interessirt, nicht versuchen zu schildern, obwohl ich fortdauernd genaue Nachrichten über den Stand der Angelegenheiten erhielt. Die interessanten Umstände und die sich darbietenden Gelegenheiten bewogen viele Offiziere auf halbem Sold, die Aufhebung der Akte über den Eintritt in fremden Dienst zu benützen, nicht bloß, um in diesem Theil der Halbinsel, der für einen Soldaten immer höchst interessant bleibt, den Krieg in der Nähe zu sehen, sondern auch, um militärische Erfahrung zu sammeln, die man in dem müssigen Garnisonsleben nicht erwirbt. Bei meiner ehrenvollen Stellung als Adjutant des Befehlshabers der Hülfstruppen hatte ich sehr vielfache Gelegenheit, Kenntniß von dem historischen und politischen Zustande eines Landes zu erwerben, das seit dem maurischen Einfall durch Waffenthaten so berühmt ist.

Schließlich wünschte ich einige Erläuterungen über den wahren Stand der Dinge zu geben, welche das Publikum in den Stand setzen könnten, die verschiedenen Nachrichten von dem Kriegsschauplatz richtig zu beurtheilen. Ich habe einen Bericht gelesen über die Wiedereinnahme von Valmaceda durch die Christinos; das Wort sollte „Wiederbesetzung“ heißen, da bekanntermaßen die Carlisten unter keinen Umständen jemals versuchen, eine Stadt besetzt zu halten, deren Lage isolirt ist, oder die außerhalb desjenigen Theils des Landes liegt, von dem man wirklich sagen kann, daß er ihnen gehöre. Ihr Zweck besteht ganz allein darin, sie auszuleeren, und wenn sie alle Lebensmittel, Waffen, Geld und Kleider mit fortgenommen haben, ziehen sie sich augenblicklich zurück, wie dieß mit Valmaceda der Fall war, und mit Bilbao der Fall gewesen wäre, wenn sie es zu der Zeit, wo ich in Spanien war, genommen hätten. Sie kennen ihre eigenen Kräfte und Hülfsmittel zu gut, um nicht zu sehen, daß die Besetzung einer Stadt oder eines festen Orts für sie bis jetzt nur noch eine Art Falle seyn würde; ihr gebirgiges Land, ihre Thätigkeit, ihre Abhärtung und ihre parteigängerartiges Kriegführen müssen sie in den Stand setzen, lange Zeit gegen eine sehr überlegene Macht auszuhalten, während sie alsbald verloren wären, wenn sie sich in eine Stadt einschließen wollten.

So wie ihre Lage jetzt ist, wird es für disciplinirte Truppen äußerst schwer, sie zum wirklichen Kampfe zu bringen, außer unter Umständen, welche für die Christinos höchst nachtheilig sind, wie die Erfahrung bisher gezeigt hat: ihre Abneigung gegen förmliche Schlachten entspringt aber keineswegs aus Mangel an Muth oder Entschlossenheit, sondern aus einer genauen Schätzung ihrer eigenen Stärke im Vergleich mit der ihres Feindes. Ihre Hülfsquellen in Bezug auf Nahrung, Kleidung u. dgl. sind nicht gering: fürs Erste ist jedermann, Männer, Weiber und Kinder in den baskischen Provinzen und Navarra ihrer Sache günstig gesinnt, und folglich ist jedes Haus für sie eine Heimath, jede Hand ist offen und bereit zu geben. Die natürliche Fruchtbarkeit des Landes in den baskischen Provinzen wie in Navarra ist sehr groß: Wein, Korn, Vieh, überhaupt alle Lebensnothwendigkeiten sind in reichem Maße vorhanden; auch fehlt es keineswegs an harten Thalern, die nach einer in Spanien sehr allgemeinen Sitte seit vielen Jahren aufgehäuft wurden, denn der Mangel an Vertrauen ist so allgemein, daß der reiche Landbesitzer lieber sein Geld in Säcken aufstapelt, als daß er es auch selbst dem Staate anvertrauen sollte. Viele der bedeutendsten Landeigenthümer haben sich entweder wegen ihrer liberalen Grundsätze oder um den Schrecken des Kriegs zu entgehen, nach Frankreich oder Madrid begeben, und ist es wohl anzunehmen, daß unter den gegenwärtigen Umständen die Pachtzinse bezahlt werden? Nein, der Ertrag des reichen Landes fällt dem jeweiligen Besitzer zu, und Hände finden sich genug, um den Boden zu bauen und die Flinte zu führen, die Trauben zu sammeln und das Korn zu schneiden; auf diese Weise werden die Bedürfnisse der carlistischen Armee befriedigt. Zu Zeiten fehlt es ihnen allerdings an Nahrungsmitteln und Kleidern, nichts desto weniger sehen sie im Allgemeinen, — und ich hatte häufig Gelegenheit, sie zu beobachten, — wohlgekleidet, kräftig und gesund aus.

Zur Zeit des höchsten Enthusiasmus für den tapfern Zumalacarreguy hätten diese muthigen Bergbewohner, wenn die Zeit nicht mit dem unglücklichen Angriff auf Bilbao verschwen-

det worden wäre, bewogen werden können, gegen die Hauptstadt zu marschiren, und wahrscheinlich wäre ihnen der Streich gelungen. Mit dem Tode dieses unternehmenden Anführers sank ihr Eifer bedeutend, obwohl er durch neuere Ereignisse wieder aufgefrischt worden zu seyn scheint, und wahrscheinlich müssen noch Tausende fallen, ehe dieser furchtbare Krieg zu Ende geht. Madrid ist nicht ihr Zweck, was auch die Absicht ihrer Führer seyn mag; die Leute haben sogar eine bekannte Abneigung gegen einen Ausmarsch aus ihren eigenen Provinzen, und der Navarrese, der auf den Schlachtfeldern in Navarra mit Auszeichnung kämpfen mag, wird südlich vom Ebro nicht dasselbe thun; obgleich ihn die Rache, — denn mancher einst friedliche und glückliche Herd ist jetzt verödet, — aufstacheln und zu einem gewissen Grade auch Priester und Aberglaube dazu anreizen mögen, so fechten sie doch nichts desto weniger für ihre eigene Unabhängigkeit und ihre angebornen Rechte. Ob Don Carlos oder Christine auf dem Throne von Spanien sitzen, ist, wie ich lebhaft überzeugt bin, neun Zehntheilen von ihnen gleichgültig; sie sehen sich für benachtheiligt an durch die übereilten Maßregeln derjenigen, welche ihre Plane reiflicher hätten erwägen sollen, ehe sie solche einem tapfern, hochsinnigen Geschlecht aufzuzwingen versuchten, das Jahrhunderte lang glücklich lebte, wenn es auch die gerühmte Aufklärung unserer Lage nicht kannte: jetzt sind sie zu tief kompromittirt, und werden bis aufs Aeußerste fechten. Würde auch die Masse der carlistischen Armee vernichtet, so würden Tausende von Streifkorps das Land beunruhigen, und eine Unzahl von Menschen, die durch ihre neuere Lebensweise an Krieg und Kampf gewöhnt wurden, würden den Rest ihres Lebens unter Raub und Mord zubringen.

Eine französische Armee, welche über die Pyrenäen marschirte, das Bastanthal und die Nordgränze der Provinzen besetzte, während eine brittische Flotte an der Küste kreuzte, würde gewiß die Carlisten vermögen, die Waffen niederzulegen und zu ihren gewöhnlichen Beschäftigungen zurückzukehren; für eine Zeit lang würde dadurch die Flamme gedämpft werden, aber bei der ersten Gelegenheit nur noch heftiger wieder ausbrechen. Das wahrscheinlichste Mittel eines vollständigen Erfolgs wäre eine militärische Besetzung, welche lange genug andauerte, daß die Aufregung des Volks zur ruhigen Gleichgültigkeit herabsänke, und bei Entfernung ihrer ehemaligen Führer der Wunsch nach Frieden Wurzel faßte. Aber die stehende Armee Spaniens ist im gegenwärtigen Augenblick nicht stark genug, eine solche Operation zu unternehmen: nicht 50 oder 100,000 Mann könnten die Carlisten bezwingen, viel weniger noch die Provinzen besetzen, und der gerühmte Plan Mendizabals, die spanische Armee über jene Zahl hinaus zu vermehren, hat nun gänzlich fehlgeschlagen. Napoleon mit einer der glänzendsten Armeen Europa's war nicht im Stande, die verhältnißmäßig kleine Schaar von Guerillas, welche unter Mina dieses Bergland beunruhigten, und von denen gegenwärtig viele in den Reihen der Carlisten dienen, zu vernichten. Um so weniger konnte man dieß von Cordova erwarten, der mit zahllosen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, und noch überdieß gegen seine eigenen Landsleute focht.

(Schluß folgt.)

Lord Viscount Kingsborough,

ältester Sohn des Grafen von Kingston, starb am 27sten Februar d. J. Er war antiquarischen Forschungen sehr ergeben, und hat ein öffentliches Denkmal seines Fleißes und seiner Freigebigkeit hinterlassen, indem er im Jahr 1831 sechs prächtige Bände der „Alterthümer von Mexiko" drucken ließ, welche mit Fac-Simile-Kupfern ausgestattet waren, die er aus unedirten Manuscripten in den Bibliotheken von Paris, Berlin, Dresden, Wien, Rom und Bologna entnommen, und denen er einige der merkwürdigsten und schönsten Stücke aus den Sammlungen des Erzbischofs Laud und des gelehrten Herrn Selden beigefügt hatte. Von diesem prachtvollen Werke wurden vier Abdrücke auf ächtem Velin gemacht. Er saß im ersten Parlamente Georgs IV für die Grafschaft Cork und starb im Schuldgefängnisse.

Chronik der Reisen.

Reise von den Sandwichs-Inseln nach China und Aufenthalt daselbst.

2. Aufenthalt in China.

(Fortsetzung.)

Einen andern kleinen Ausflug nach dem linken Ufer des Flusses machten wir einige Tage darauf, wo wir uns nach der Canton gegenüberliegenden ziemlich ansehnlichen Stadt Honan begaben. Hier besuchten wir einen berühmten „Miao" oder chinesischen Tempel. Es war Nachmittag und eine Schaar von Priestern beschäftigt mit den Ceremonien des Gottesdienstes. Durch ein Thor kamen wir in das weite hohe Gebäude, in dessen Centrum verschiedene große und schwer vergoldete Statuen in Nischen aufgestellt waren, die die chinesischen, größtentheils mißgestalteten Gottheiten darstellten, z. B. den Gott Fo (den die Chinesen eben so wie die Hindustaner mit acht Armen abbilden), die allgemeine oder Weltmutter u. s. w. Zu beiden Seiten dieser Götzenbilder, von denen einige dreißig bis vierzig Fuß hoch seyn mochten, standen die Priester in zwei Reihen, jede wohl vierzig bis fünfzig Mann stark, in der Mitte der Oberpriester das Gesicht gegen die entsetzlichen Gegenstände der Verehrung gewandt. Das vereinigte Chor der Priester murmelte mit halber Stimme eine Art gemeinschaftlichen Gesang, der durch Kadenzen unterbrochen wurde, und mit stets wiederkehrenden einförmigen Bewegungen des Körpers und dem Vor- und Rückwärtstreten um einen Schritt begleitet war. Endlich marschirte der ganze Zug im ganzen Tempel rund um die Bildsäulen und dann zum Gebäude hinaus. Wir schauten diese Ceremonie von einer zwei Fuß hohen Balustrade mit an, ohne daß jemand uns daran gehindert hätte. Selbst die Priester, von denen wir nur zwei bis drei Schritte entfernt waren, schienen uns nicht bemerken zu wollen, und außer ihnen befanden sich nur sehr wenige Anwesende bei dem Gottesdienste. Ueberhaupt habe ich bemerkt, daß in China außer den Priestern sich niemand mit dem eigentlichen Kultus befaßt. Auch zeigt es von keiner großen Ehrfurcht gegen das Heilige, daß im Jahre 1817 dieser ganze Tempel von Honan seiner äußern und innern Dekorationen beraubt wurde, um das Gefolge der Ambassade des Lord Amherst aufzunehmen. Selbst Herr „Fo," die „allgemeine Mutter" und die ganze Götterfamilie mußten den Engländern Platz machen und ein Logis in einem andern „Miao" beziehen.

Als wir um den Tempel und die Nebengebäude spazierten, legten wir einen Besuch bei den hochheiligen Herren Gottheits-Schweinen ab, die, an der Zahl neun, ungemein groß und fett, und natürlich, wie es ihr hoher Rang und Geburt mitbrachte, auch sehr faul und träge waren. Ihre Paläste bestanden aus geräumigen gemauerten Kammern mit einem schiefen Schiefdach. Dort haben diese geweihten Thiere das Vorrecht, ihre Tage in Ruhe zu verleben. Bei der Laulgkeit der Chinesen in Ausübung des gemeinschaftlichen Gottesdienstes ist doch zu bemerken, daß man in jeder Wohnung, ja selbst auf jeder Dschonke oder größerem Fahrzeug eine Art Altar mit allerhand symbolischen Figuren und schrecklichen Bildern antrifft. Die Hauptfigur dieser letztern stellt gewöhnlich den gefürchteten bösen Geist „Jost" vor, dem die Chinesen alle Ehre und Huld beweisen, und ihn zu versöhnen suchen durch das tägliche Darbieten allerlei Sorten von Konfituren, Früchten und anderer Leckerbissen. Zwischen einer Menge kleiner Kerzen von eigens dazu bereitetem Sandelholz stehen diese Gaben auf dem Altar vor dem Götzen stets bereit, um den eine große Anzahl schön bemalter Papierlaternen hängt, die bei den Chinesen nirgends bei einer festlichen oder feierlichen Gelegenheit fehlen dürfen. Solche Sandelholz-Kerzchen brennen auch Abends und wohl auch am Tage an den Rahmen der Thüren, und werden gewöhnlich Jost-Stöckchen genannt. Gleich nach Sonnenuntergang, wenn dieser durch Trommeln und das Anschlagen an Tam-tams (große Metallscheiben) angekündigt wird, brennt das chinesische Bootsvolk papierne, bunt bemalte Figuren von sinnbildlicher Bedeutung an und wirft sie in die See, in der Absicht, dadurch den bösen Geist zu beschwören oder zu verbannen.

Die vornehmsten Feste dieses Volkes sind die des Neumondes und des Neujahrs. Das letztere dauert gewöhnlich einige Tage hinter einander, und fiel während unseres Dortseyns im Monat November. Dann trägt man die mißgestaltetsten menschlichen Bilder in Riesen- und Zwergengestalt, so auch Gebilde von Elephanten, Löwen, Tigern, Drachen u. dgl. m. umher, wobei dann überall Feuerwerke abgebrannt werden, bei welchem die lebendigen Farben einer eigends bereiteten Flamme die Hauptrolle spielen. Daß bei diesen volksthümlichen Karnevalsfestlichkeiten die bunt bemalten, transparenten Papierlaternen nicht fehlen dürfen, erfordert der nationale Gebrauch und Geschmack.

Mehr als sieben Monate hielt ich mich in China auf, und ließ keine Gelegenheit vorbei, um nähere Kenntnisse über dieß merkwürdige Land und seine Bewohner zu sammeln. Meine Mittheilungen sind nur kurz, da schon so viele Reisebeschreiber sich in Darstellungen erschöpft haben über die von Jahrhunderten zu Jahrhunderten unveränderliche Stabilität der chinesischen Nationalität. Unter allen diesen Schriftstellern dürfte sich der Jesuit du Halde mit seinem ausführlichen Werke über China und die Chinesen vortheilhaft auszeichnen. Uebrigens haben die Sitten, Gewohnheiten und Lebensart der Chinesen in China selbst viel Aehnlichkeit mit denen dieser Nation auf Java und den übrigen Inseln des asiatischen Archipels. Ueber den Charakter und das allgemeine Naturell der Chinesen mögen noch einige Bemerkungen folgen.

Alle die über dieß Land geschrieben haben, können nicht genug über des Volkes Betrügereien, List und Schlauheit losziehen. Wie soll ich nun darüber urtheilen? Ich will in dieser Hinsicht unparteiisch gegen alle Völker seyn, die in gleichem Rufe stehen, und nur fragen, ob diejenigen, die solchen Ruf verbreiten halfen, wohl von dem rechten Standpunkt aus ein solches Urtheil über jene Nationen fällten? So erinnere ich mich von Kapitäns von Kauffahrteischiffen, die das mittelländische Meer befuhren, einstimmig die jetzigen Griechen als die abgefeimtesten Betrüger bezeichnen gehört zu haben, und daß sie lieber mit den Türken, als mit dieser christlichen Nation verkehren möchten. Zu Montevideo erzählten mir die dortigen Douanenbeamten, daß ihnen kein schlechteres und im Handel ehrloseres Volk vorgekommen wäre, als das unter neapolitanischer und sardinischer Flagge fahrende. In Rio de Janeiro befinden sich viele Franzosen, die dort in nicht besserem Rufe stehen. Und dennoch glaube ich, daß man immer zu riskiren hat, fremden Personen gegenüber, von welcher Nation sie auch seyn mögen, eben so im Handel betrogen zu werden, wie von Griechen, Neapolitanern, Genuesern und Chinesen. Meine Ansicht ist die, im Handel den Leuten so viel wie wenig, seinen Augen aber am meisten zu trauen, und dieß auch bei den Chinesen zu beherzigen.

Die Chinesen sind listig und schlau, und wollen es seyn; sie suchen vielleicht eine Ehre darin, die gegen sie hochmüthigen und mit Geringschätzung auf sie hinabsehenden Europäer zu überflügeln. Sie beweisen, wenn auch keinen nach unsern Begriffen ausgezeichneten Verstand und Erhabenheit des Geistes, doch eine gewisse Lebenskenntniß und Klugheit, die, neben der scheinbaren Einförmigkeit, sich in all ihren Handlungen kund gibt, und manchen polirten und selbst kenntnißreichen Fremden verdunkelt und beschämt. Hiezu kommt noch ihre ruhige Ueberlegung und ihr Gleichmuth. Niemals hört man sie unter einander schimpfen, toben oder zwecklos spektakeln, so daß mir etwas Aehnliches unter keinem andern so ausgebreiteten Volke vorgekommen ist. Eben so wenig wird ein Chinese seine Regierung tadeln, verspotten oder gegen dieselbe räsoniren, nicht sowohl aus blinder Unterwürfigkeit, als wegen der ihnen angebornen Ehrerbietigkeit gegen alles Höhere; dann aber auch, weil der Chinese sich immerwährend mit nützlicher Arbeit beschäftigt und also zu leerem Geschwätz keine Zeit übrig hat. Ueberhaupt verdient das Volk im Allgemeinen wegen seines beharrlichen Fleißes, Kunstsinnes und seiner Ausdauer und Geduld das größte Lob, und eine mildere Beurtheilung, als ihm von so vielen lieblosen und befangenen Reisebeschreibern zu Theil geworden ist.

Ich komme wieder auf den Zweck meiner Reise mit Herrn van der Meulen nach Canton zurück, indem ich nämlich bei den nordamerikanischen Kaufleuten Erkundigungen einziehen wollte, welche ledige Fahrzeuge ihrer Nation zu Whampoa sich befänden und zu welcher Zeit dieselben an der Mündung des Tigris oder vor Macao zu erwarten wären. Dann wollte ich mit dem Agenten irgend eines dieser Schiffe die Uebereinkunft treffen, einen Theil meiner in Sandelholz bestehenden und für Canton bestimmten Fracht zu übernehmen; ferner zu sehen, ob es sich verlohnte, nach Manilla zu segeln und von dort mit einer Ladung Reiß nach Whampoa zurückzukehren, und zuletzt das Sandelholz, welches ich für Rechnung des Schiffes an Bord hatte, zugleich mit andern Artikeln meiner Ladung zu verkaufen. — Nachdem dieß nun Alles in Ordnung gebracht war, hielten wir uns nicht länger auf, sondern kehrten auf dem Kutter des Herrn Lane, der uns hieher nach Canton gebracht, wieder nach Macao zurück, um dort eines von den oben bemerkten amerikanischen Schiffen zu erwarten.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 28** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Alastor oder der Geist der Einsamkeit. (Fortsetzung.) — **Ueber das Poetische in der modernen Poesie Frankreichs.** (Schluß.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich [illegible] Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich [illegible] fl., halbjährlich [illegible] fl. und vierteljährlich [illegible] fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich [illegible] fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 89.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 März 1837.

Alexander von Puschkin.

(Skizze von Tiev.)

Es war eine jener zauberischen Juliusnächte, wie sie nur der hohe Norden aufzuweisen hat. Keine Dunkelheit, nur ein lichter Schleier senkt sich auf die Erde; ein kühler Duft folgt erquickend auf die unleidliche Hitze des Tages, und am fernen Horizont vermählen sich Abend- und Morgenroth. An einem solchen Abende war ich mit einem mir befreundeten Gardeoffizier auf den lieblichen, grünen Inseln umhergeschwärmt, die an der Nordseite der Kaiserstadt St. Petersburg aus der vielarmigen Newa emportauchen. Der Hof befand sich heute im Lustschlosse auf der Insel Jelagin, die Musikchöre der Garderegimenter hatten den Abend hindurch in den, das Palais umgebenden Parkanlagen gespielt und so die ganze elegante Welt hinaus nach dem schönen Eilande gelockt. Schon war Mitternacht vorüber, und die Zahl der nächtlichen Spaziergänger hatte sich bedeutend vermindert. Wir gingen über die Brücke nach der Insel Krestowsky, der angenehmsten von allen ihren Schwestern, durch ihre langen, schattigen Laubgänge und anmuthigen tiefgrünen Waldpartien. Schweigen herrschte rings umher; nur in den Wipfeln der Bäume säuselte der linde Nachtwind, und neben uns rauschte die gewaltige, spiegelklare Newa dem nahen Meere zu, auf dessen leicht gekräuselter Oberfläche das Roth des Himmels glitzerte und flimmerte. Auch klang von Zeit zu Zeit aus dem, am äußersten, entgegengesetzten Ende der Insel gelegenen Gasthause, fast ausschließlich nur von Deutschen, und zwar von den hier angesessenen reichen Handwerkern dieser Nation besucht, ein froher Jubelruf herüber. Doch waren wir zu fern, als daß uns die laute Freude dieser Leute, die bei Wein, Bier, Punsch und einer Pfeife Tabak sich hier wohl in die deutsche Heimath zurück zu versetzen pflegen, in unserm sinnenden Nachtgange hätte stören können.

Eine kleine Strecke vor uns wandelte bald langsamer, bald wieder seine Schritte beeilend ein mittelgroßer, schlanker Mann. Sein Gang war nachlässig, der rechte Arm fuhr manchmal hoch erhoben durch die Luft, wie etwa bei einem feurigen Deklamator. Auch däuchte es uns, als ob der Unbekannte mit sich selber spreche. Dann verwandelten sich seine Worte in den leisen Gesang eines jener so tief zum Herzen dringenden russischen Nationallieder, die besonders in stiller Nacht einen unbeschreiblichen, rührenden Eindruck auf das Gemüth des Hörers auszuüben pflegen. „Wer mag das seyn?" fragte ich den neben mir gehenden Freund. — „Wenn ich nicht irre," lautete die Antwort, „so ist es — —." In demselben Augenblicke blieb der Unbekannte stehen, wendete sich dann gegen den Fluß, und indem er sich dabei mit untergeschlagenen Armen an einen Baum lehnte, konnten wir das, bisher uns verborgene Gesicht des ungefähr 34 bis 35 Jahre zählenden Mannes erkennen. Es war keine jener Physiognomien, die der Deutsche gewöhnlich mit dem Spottnamen: „russische" zu benennen und sich dabei kleine, geschlitzte Augen, großen Mund, breite Nase und hervorstehende Backenknochen zu denken pflegt. Das ist ein starker Irrthum. Die Männer in Rußland, besonders die aus den höhern Ständen, sind fast durchgängig schön, sowohl was Figur, als was den Kopf betrifft. Es ist mehr der ausländische, aus italienischen und griechischen Zügen zusammengesetzte Typus, der diese Physiognomien interessant macht. So fast war das Gesicht des vor uns stehenden, mir noch immer unbekannten Mannes. Dunkle, etwas tiefliegende Augen in dem schmalen, wenig gefärbten Gesichte, der Mund angenehm und voll weißer Zähne. Nur die Nase zeigte sich in breiterer, fremdartiger Form. Das krause Haupthaar, die zierlich gewölbten starken Augenbraunen und der volle Backenbart rabenschwarz. Die Kleidung des Fremden war sehr modern, dabei aber eine gewisse Nachlässigkeit bemerkbar, mit der wir gewöhnlich in der Idee sogenannte geniale Leute zu kostümiren pflegen. Unterdessen hatte er auch uns bemerkt. Mein Begleiter trat auf den Fremden zu und ihm die Hand reichend begrüßte er ihn mit: „Sdràwstwuite, Puschkin!" Jetzt wußte ich, daß Rußlands gefeiertster Dichter vor uns stand. Wenige, sich in den Formen der gewöhnlichsten Höflichkeit bewegende Redensarten wurden zwischen uns gewechselt, nachdem mein Freund, der mit Puschkin näher bekannt war, uns einander vorgestellt hatte. Der Dichter und mein Begleiter, ein enthusiastischer Verehrer der Poesie, geriethen bald in eine lebhaftere Konversation und zwar in französischer Sprache. Eine Ver-

drossenheit, ein Zerfallenseyn mit sich und der Welt war in den Reden Puschkin's bemerkbar. Und es schien mir keine leere Affektation zu seyn, die so häufig aus den Aeußerungen jener Dichter hervorblickt, die das Leben mit gierigen Zügen genossen. So hatte auch Puschkin das Leben genossen, und daß der Genuß ihn ermattet, beweist sein träges Schweigen in den letzten Jahren seines Lebens.

(Schluß folgt.)

Briefe über den spanischen Krieg.

(Schluß.)

Man hat oft behauptet, und Viele haben geglaubt, die englische Legion habe ursprünglich 10,000 Mann betragen. Dieß ist ganz unrichtig, da sie niemals zwei Drittheile dieser Zahl betrug, und während der ganzen Zeit, wo ich bei derselben war, niemals 6000 Mann ins Feld stellen konnte. Als ich Spanien verließ, war sie durch Krankheit und Entbehrungen aller Art bedeutend vermindert, und der Enthusiasmus, der sie bei ihrer Ankunft in Spanien belebte, gänzlich vernichtet. Nicht leicht haben sich so zusammengewürfelte Leute, unter denen sich Handwerker, Landbauer und Taschendiebe genug befanden, und von denen Ausschweifungen aller Art so sehr zu erwarten waren, so leicht zu Soldaten gebildet und verhältnißmäßig so wenig Excesse verübt, als während sie zu Bilbao lagen. Die Fortschritte in Disciplin und Exercitium waren bei allen Regimentern augenscheinlich. Fast jedes derselben war von englischen Halbsoldoffizieren*) kommandirt, von denen viele ihren vollen Sold aufgeopfert hatten, nur um etwas vom Kriege zu sehen, und in der Hoffnung, eine praktische Einsicht in ihr Gewerbe, eine Kenntniß der Sprache und des Landes zu gewinnen, das von den glorreichen Erinnerungen an die englischen Waffen so voll ist. Der ganze Stab bestand aus Halbsoldoffizieren, oder solchen, die kürzlich zur Armee gehört hatten; aber der größere Theil der Subalternoffiziere war mit militärischer Disciplin oder auch nur mit theoretischer Kenntniß der Pflichten ihres Standes gänzlich unbekannt. So fiel den Stabsoffizieren und Adjutanten auch noch die Instruktion von diesen zur Last. Aber trotz aller dieser Schwierigkeiten überwand die Legion in sehr kurzer Zeit alle Hindernisse und machte rasche Fortschritte; hätte man sie damals als Besatzung zu Bilbao, St. Sebastian und den Küstenstädten gelassen, und die spanischen Truppen für eine Zeit lang ins Feld gesendet, so wären, wie neuere Ereignisse mit Grund vermuthen lassen, weder Plencia noch Valmaceda in die Hände der Carlisten gefallen.

Die furchtbaren Krankheiten unter den Truppen wären vermuthlich gar nicht ausgebrochen, denn statt der ungesunden Atmosphäre von Vitoria, dessen enge schmutzige Straßen nicht wenig zur Erschütterung des allgemeinen Gesundheitszustandes beitrugen, hätten erfrischende Seewinde die Gesundheit erhalten, und man hätte Lebensmittel im Nothfall aus Frankreich beziehen können. Oder hätte man General Evans unabhängig im Rücken der carlistischen Armee agiren lassen, so wäre gewiß ein ganz anderes Resultat herausgekommen, als die übereilte Bewegung nach Vitoria ergab, wo man kaum gebildete, mit dem Gebrauch der Feuerwaffen wenig bekannte Truppen lange und mühselige Märsche über Berge machen ließ, und mit ihnen Operationen gegen thätige, wachsame und mit Allem wohl versehene Parteigängertruppen unternahm.

Wer den brittischen Soldaten kennt — denn es ist nicht zu läugnen, daß die brittischen Regimenter sich häufig aus Leuten ganz derselben Art rekrutiren — der weiß wohl, daß man ihn mit Gerechtigkeit behandeln, stets gut nähren und ihm geben muß, was ihm gebührt; dann kann man sich auf ihn verlassen, wie gefahrvoll und streng auch der Dienst seyn mag, den man ihm auferlegt; behandelt man ihn aber mit Ungerechtigkeit, nimmt man ihm das, worauf er ein Recht hat, so ist er durchaus nicht mehr zu leiten und in Ordnung zu erhalten. Dieß war auch der Fall mit der Legion, obwohl in noch schlimmerem Grade, da viele Gemeine aus dem Abschaum des Pöbels waren; Mangel an Sold, Mangel an guter und gesunder Nahrung, Mangel an allem Nothwendigen, was man ihnen von Rechts wegen hätte geben sollen, erzeugte einen meuterischen Geist, und vernichtete den anfänglichen Enthusiasmus. Nichtsdestoweniger haben sie sich, so oft man sie vor den Feind führte, tapfer geschlagen, und hätte man sie vorrücken lassen, wie sie wünschten und sie gehörig unterstützt, sie würden selbst da noch denjenigen gute Dienste geleistet haben, von denen sie so ungroßmüthig behandelt wurden. Uebrigens besteht die große Stärke der brittischen Truppen in dem physischen Muthe der Mannschaft, die stets bereit ist, mit dem Feind Mann gegen Mann zu fechten, oder eine gegebene Stelle bis auf den letzten Mann zu vertheidigen; an den Bergkrieg sind sie nicht gewöhnt, und das rasche, mörderische Partisangefecht (bush-fighting), worauf sich die spanischen Tirailleurs so gut verstehen, ist nicht ihre Sache. Uebrigens ließ sich auch nicht denken, daß eine Schaar großentheils schlecht mit Offizieren versehener Rekruten unter Schwierigkeiten, wie sie in den letzten Kriegen unbekannt und unerhört waren, es in diesem Partisankrieg mit den Carlisten aufnehmen könnten, die daran so gewöhnt sind, die jeden Schritt Landes kennen, und dadurch in den Stand gesetzt sind, überall mit Erfolg den Kampf zu führen.

Indeß selbst unter diesen Umständen rettete die Legion San Sebastian, eine der stärksten Festungen in der Welt, deren Fall die öffentliche Meinung zu Madrid in hohem Grade entmuthigt haben würde, um nichts zu sagen von den schlimmen Folgen, die ein solches Ereigniß wegen der ungeheuern Hülfsmittel, die es in die Hände der Carlisten liefern würde, im ganzen Lande gehabt hätte. Zwei Kompagnien der Legion deckten den Rückzug der fliehenden spanischen Armee nach dem Gefecht von Arrigorriaga und verhinderten die Carlisten, in Bilbao einzudringen; sorgt man nur für ihre Bedürfnisse, so wird auch ihr Eifer sich nicht mindern. Indeß können weder 50 noch 100,000 Mann, auch wenn sie gut bezahlt und disciplinirt sind, und eine vollständige Kenntniß des Landes besitzen, die Carlisten bezwingen,

*) Dieß ist, wie ich glaube, jetzt nicht mehr der Fall. A. d. V.

wenn nicht Männer das Kommando übernehmen, bei denen unbegränzte Prunksucht und Mangel an Energie nicht den Sieg davon tragen über Redlichkeit und ächte Vaterlandsliebe.

Ueber die Dariken.

Das angenommene Daseyn einer Nationalmünzstätte in der Hauptstadt von Vorderasien, welche bis ins sechste Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung hinaufgehen soll und an Alterthum nur den frühesten Münzen Griechenlands nachstünde, — während die umliegenden Länder des Ostens vom Euphrat und Nil bis zum Ganges keine Spur von gemünztem Gelde zurückließen, bis diese Kunst von Alexander und seinen Nachfolgern eingeführt wurde — ist eine Anomalie in der Geschichte, die man bis jetzt ohne Widerspruch annahm. Herr Cullimore bestritt sie zuerst in einer Mittheilung über den jüdischen Schekel, welche im numismatischen Journal erschien, und theilte nun der numismatischen Gesellschaft von London in einer ihrer neuesten Sitzungen nähere Forschungen darüber mit. Die Entdeckungen über das ägyptische Alterthum haben die Frage: ob in diesem Lande vor der ptolemäischen Dynastie eine Münze im Umlaufe war, entschieden verneint, nicht nur in Bezug auf die Periode der alten Pharaonen, sondern auch hinsichtlich der Zeit ihrer persischen Nachfolger, welche Aegypten vor der macedonischen Eroberung zwei Jahrhunderte lang beherrschten. Wenn die Ptolemäer das persische Geld umprägten, so konnten sie dieß eben sowohl hinsichtlich der Münzen der vorhergehenden einheimischen Dynastien thun, so daß hierauf sich die Annahme, daß solche Münzen bestanden hätten, gründen läßt. Was man aus der alten asiatischen Geschichte weiß, deutet darauf hin, daß die Ptolemäer in Aegypten und die Seleuciden in Syrien, Phönicien, so wie in Parthien, Baktrien und Indien zuerst Münzen schlugen. Eben so bilden die geprägten Schekels von Simon Maccabäus die erste Andeutung von jüdischem Geld. Es folgt daraus, daß wenn die Gold- und Silberdariken, deren Herodot und Xenophon erwähnen, und von denen sich noch mehrere Exemplare zum Werthe von englischen Guineen und Schillingen erhalten haben, die Nationalmünze der Perser unter Cyrus und seinen Nachfolgern bildeten, dieser Umstand eine Abweichung von der allgemeinen Regel wäre. Daß aber eine solche Ausnahme nicht stattfand, scheint aus dem Umstande hervorzugehen, daß die Dariken, obwohl sie das königlich persische Sinnbild der Bogenschützen tragen, doch nur in Ländern gefunden werden, welche bekanntermaßen vor ihrer Vereinigung mit dem persischen Reiche geprägtes Geld besaßen und dessen auch wegen ihrer mannichfachen Handelsverbindungen bedurften. So finden sich in Aegypten, wo es vorher keine Münzen gab, auch keine Dariken, während in Kleinasien unter von Griechen stammenden oder verwandten Nationen, unter denen griechische Kunst sich verbreitet hatte, alle diese Münzen gefunden wurden. Uebrigens ist zwar das Sinnbild persisch, das Gewicht und der Werth aber entsprechen ganz genau den griechischen Münzen. Die persische Keilschrift findet sich nie darauf und wo sich eine Inschrift zeigt, sind die Charaktere unwandelbar griechisch oder phönicisch, und ihr Inhalt ist ganz lokal oder provinciel; die gewöhnliche Devise der Kehrseite, eine Galeere oder ein Fisch, weist auf Handelszwecke hin. Der einzig mögliche Schluß, welcher sich aus allem diesem ziehen läßt, besteht darin, daß diese Münzen eine Umprägung der in den durch die Perser eroberten Provinzen früher vorhandenen Münzen waren. Das Zeitalter, in das sie hinaufreichen, ist dasjenige, worin die Länder Kleinasiens durch die Eroberungen von Darius Medus und Cyrus, etwa 650 Jahre v. Chr., mit Persien vereinigt wurden, und die sprüchwörtlich gewordene Armuth der Perser und Meder allmählich aufhörte.

Chronik der Reisen.

Reise von den Sandwichs-Inseln nach China und Aufenthalt daselbst.

2. Aufenthalt in China.

(Fortsetzung.)

Mittlerweile man nun nach meiner Zurückkunft am Bord unserer noch immer bei Lintin vor Anker liegenden „Wilhelmina und Maria" nach einkommenden ledigen auf Whampoa bestimmten Schiffe spähte, machte ich mir die Zeit zu Nutze und fuhr mit dem großen Boote einigemal nach Macao, um von der Stadt und der Umgegend einige nähere Kenntniß zu erhalten. Uebrigens sind dergleichen Vergnügungsfahrten mehr ab- als anzurathen, da man, wie schon früher bemerkt, leicht Räubern in die Hände fallen könnte. So kommt es auch vor, daß Schaluppen und andere solche kleine Segelfahrzeuge durch plötzlich entstandenes Sturmwetter verunglücken. Bei meiner Zurückkunft ins Vaterland erfuhr ich, daß einer meiner Freunde, Thomas Forbes, mit einer großen Gesellschaft auf solche Weise bei einer Spazierfahrt umgekommen sey. Da die Küste bei Macao keine Kais hat, wo man mit kleinen Fahrzeugen anlegen kann, sondern am Strande landen muß, so versehe man seine Schaluppen mit guten Ankern, die aber nicht an Stricken, sondern an Ketten hängen müssen, weil sonst die Chinesen, und sogar am hellen lichten Tage, unter dem Wasser die Taue abschneiden und die Anker stehlen.

Macao liegt am rechten Ufer des Tigris auf einer Halbinsel, bei den Chinesen Ou-moon genannt, die durch eine sandige, schmale Landenge mit der großen Insel Heang-shang zusammenhängt. Am Ende dieser Landenge, zunächst Heang-shang, trennt eine Mauer die Insel und Halbinsel. In der Mauer befindet sich ein Thor, durch welches nur Chinesen gehen dürfen. — Den größten Theil der Oberfläche der Halbinsel Ou-moon nimmt die Stadt Macao (von den Chinesen ebenfalls Ou-moon genannt) ein, die auf der Seite von Ost zu Südost unmittelbar von der See bespült wird, so daß das Ufer hier eine Schutzwehr gegen die Gewalt des schon erwähnten Ty-fong-Orkans bildet, der häufig von der chinesischen See her sich auf die Küste wirft. An der Westseite, gegenüber von der Halbinsel Macao, liegt die große Insel Twee-lien-shang, die mit dem Ufer von Ou-moon einen von Norden nach Süden sich erstreckenden Kanal bildet, der den Hafen von Macao ausmacht. Die Einfahrt ist im Süden, eine Schlammfläche, die Bank von Heang-shang genannt, sperrt den Hafen gegen Norden. Die Ostspitze der Mündung, zugleich der südlichste Punkt der Halbinsel Ou-moon, trägt nach dem auf letzterem gelegenen Fort den Namen Punta de San Jago.

An der auf der andern Seite von Macao gelegenen Seeküste ist die Rhede, auf welcher die einlaufenden Schiffe aber ziemlich entfernt von der Stadt vor Anker gehen müssen, weil sich von der Küste weit ins Meer hinaus mehrere Sandbänke erstrecken. Schwere Schiffe thun daher wohl, sich Macao nicht mehr als auf eine deutsche Meile zu

nähern, weil schon auf diesem Abstand bei niederer Fluth nicht mehr als 4½ Faden Tiefe gelootset wird. Der beste Platz der Rhede ist im W. N. W. von dem Fort San Francisco und die Koho-Spitze, im S. W. von der Insel Koho. Leichtere Schiffe dagegen können schon näher bei der Insel Kai-kong vor Anker gehen.

Diese Insel Kai-kong, vereinigt mit den Inseln Mackarera, Koho und Montanha, formirten, südlich von Macao gelegen, ein Quadrat, in welchem zwei Kanäle sich durchkreuzen, die man zusammen Ty-pa nennt, und welche für große Schiffe das Fahrwasser bilden, um in und aus dem Hafen von Macao gelootset zu werden. Auch ist dieser Punkt zugleich ein ziemlich sicherer Ankerplatz für die Fahrzeuge, welche Schutz vor den Ty-fong-Winden suchen. Wenn man dem Eingange des Hafens von Macao sich nähert, hat man noch eine unter dem Wasser befindliche Klippe, „Pedro meo" genannt, zu vermeiden, welche ungefähr eine halbe Kabeltau Länge östlich von der Nordostspitze von Mackarera liegt, und die man am Backbord behalten muß. Später passirt man noch eine, jedoch über Wasser sichtbare Klippe, „Pan-lung-shee" genannt, im Süden 41° östlich von Punta San Jago gelegen. An der Ostspitze des Hafens, unter dem Ufer von Twee-lien-shang, läßt man wieder die beiden Inseln Mallow-chow am Backbord, nimmt dann die Punta de San Jago als Ziel und muß bis an der Stadt darauf zuhalten.

Die Halbinsel Ou-moon besteht, so wie sie von dieser, als auch von der Ostseite sich zeigt, aus zwei gegen Nord und Süd sich erhebenden Bergen, zwischen welchen sich eine mehr niedrige, jedoch unebene Fläche ausstreckt, deren Mittelpunkt wieder am meisten emporsteigt. Ueber diese ganze von beiden Seeseiten allmählich emporsteigende Fläche erstreckt sich die Stadt Macao, welche dadurch sowohl vom Hafen, als von der Rhede aus eine amphitheatralische Ansicht darbietet. Der Anblick der Stadt ist prächtig und erhaben, wozu besonders die vielen Klöster und Kirchen, deren Thürme, Dächer und Giebel mit Ornamenten überladen sind, viel beitragen. Nach der Seite der Rhede formirt der zwischen den beiden genannten Berghöhen gelegene Strand einen Halbzirkel von den schönsten und größtentheils regelmäßigen Gebäuden, die, beinahe alle weiß angemalt, einen freundlichen ausgedehnten Kai bilden, der den ihm von den Portugiesen beigelegten Namen „Praya" (Strand) führt. Am Nordende der „Praya" zeigt sich das Fort mit dem in demselben sich erhebenden Kloster la Guia. Dahinter, auf dem Gipfel des an dieser Seite sich erhebenden Bergs, prangt das Kastell San Francisco, dem gegenüber auf einem andern Berg an dem Südende des halbrunden Kai's das Kloster „Nuestra Senhora de Peña" liegt. Ungefähr gegen die Mitte der Praya zeigt sich auf einer vom Ufer vorspringenden Klippe eine Wasserbatterie, von der, wie von allen übrigen Befestigungen, noch immer die portugiesische Flagge weht.

Mit Ausnahme des von den Chinesen bewohnten Stadttheils besteht Macao größtentheils aus schön gebauten Häusern, von welchen viele selbst ein fürstliches Ansehen haben. Zu diesen letztern gehören vornehmlich die brittische und die vormalige holländische Faktorei. An der Praya, dicht bei dem Landungsplatz und unfern von dem Mandarinen-Zollhaus, befindet sich ein schönes und geräumiges Logirhaus, das einer Gesellschaft von Partikuliers gehört und von diesen sehr gut unterhalten wird.

Was die Niederlassung der Portugiesen auf Macao betrifft, so ist darüber zu bemerken, daß sie schon 1511 die Halbinsel Malacca eroberten und im Jahre 1517 unter Fernao Peres schon mit acht Schiffen nach China segelten, worauf ihr Handel nicht allein hieher, sondern auch nach Japan u. s. w. rasch zunahm. Als nun — so erzählt du Halde — die Europäer nicht allein nach Canton, sondern auch nach Ning-po, in der chinesischen Provinz Tche-kiang, fuhren, wurde das Fahrwasser des Tigris mehr wie sonst durch Seeräuber beunruhigt. Diese letztern machten sich endlich von Ou-moon Meister, worauf die Mandarinen die mit ihren Kauffahrteischiffen in der Nähe befindlichen Europäer zu Hülfe riefen. Die Portugiesen jagten die Räuber in die Flucht und tödteten ihren Anführer Tchang-si-Lao. Als dieß durch den Tsong-tou von Canton an den Kaiser berichtet wurde, erließ dieser ein Edikt, durch welches jenen Kaufleuten zur Belohnung für ihre Dienste gestattet ward, sich auf Ou-moon zu etabliren, welches im Jahr 1557 auch geschah.

Auf diese Art haben die Portugiesen auf Macao festen Fuß gefaßt. Durch das Anlegen von Forts und Garnisonen zeigen sie freilich den Willen, sich dort festzusetzen, allein ihre Macht ist, wie in Indien, auch in China sehr geschwunden, so daß sie eigentlich nur dem Namen nach Besitzer von Macao sind. Ihre ganze dortige Garnison bestehe höchstens aus zweihundert sämmtlich schlecht geübten Mulatten-Soldaten. Schon früh konnten die Chinesen, die bald nach der Niederlassung der Portugiesen in Menge nach Macao (um dort den Handel mit den Europäern zu theilen) strömten, sich nicht lange bezwingen, sondern suchten durch Aufruhr und Mord Veranlassung herbeizuziehen zu einer Deputation an den Unterkönig nach Canton, bei dem sie die Bitte einreichten, die Mandarinen wieder in Macao mit der Obergewalt zu belehnen. Diese, nachdem sie sich dort nun einmal wieder festgesetzt hatten, brachten es dann schon so weit, daß die Oberhoheit der Portugiesen bald zu einem Schattenbild hinabsank. So beabsichtigten einige Jahre später die Portugiesen von allen übrigen Fremden eine Art von Steuer zu erheben, was die Mandarinen aber unter dem Vorwande nicht zugaben, daß es die chinesische Regierung sey, die ihnen den Aufenthalt in Ou-moon bewillige.

So muß ein jeder ohne Unterschied, wenn er mit einem chinesischen Fahrzeuge bei der Praya an oder von Land fährt, an die Mandarinen einen Piaster bezahlen. Als Kuriosität wäre noch anzuführen, daß für jede europäische Frauensperson ein Ein- und Ausgangszoll von 60 Piaster entrichtet werden muß.

Wenn man mit einer Schaluppe um die Spitze von San Jago in den Hafen einbiegt, eröffnet sich eine prächtige und interessante Ansicht auf die gegenüberliegenden Ufer. Außer diesem angenehmen Schauspiel prangt an der Südwestseite von Ou-moon ein in den Felsen gehauener chinesischer Tempel, in dessen Umgebung man eine Menge von komischen und barocken Gestalten erblickt, die Götzenbilder und Fetische vorstellen, und die den Geschmack der Chinesen in diesem Genre hinlänglich beweisen. Bewunderungswürdig ist die Vereinigung von Malereien und Gärtnerkünsten, so wie die Geduld des Volkes, mit der man in den Felsgrund hineingearbeitet hat, um darauf Bäume, Sträucher und Blumen zu pflanzen. In diesem Theile der Halbinsel liegt auch der Garten, in welchem noch die Höhle des durch seine „Lusiade" unsterblichen Camoens gezeigt wird. Eine schlecht ausgeführte Büste, umgeben von einem Gitterwerk, steht in der Nähe, und hilft in ihrer Weise das Andenken des portugiesischen Heldendichters in jenem fernen Himmelsstriche verewigen.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 90.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 März 1837.

Alexander von Puschkin.

(Schluß.)

„Ich mag nicht arbeiten,“ antwortete er auf die Frage, ob wir nicht bald etwas Neues aus seine Feder zu erwarten hätten. „Hier möchte ich mir eine Hütte bauen und ein Einsiedler werden,“ fügte er lächelnd hinzu.

„Wenn die Newa schöne Wassernymphen hätte,“ antwortete mein Begleiter, indem er auf ein früheres, schönes Gedicht Puschkins: „Die Wassernixe“ (Busalka), hindeutete und die Worte recitirte, welche die Wassernixe an den Einsiedler richtet:

> „Willst Du, o Mönch! nicht zu mir eilen?
> „In meinen Armen ruht sich's gut.“

„Dummes Zeug!“ murmelte der Dichter. „Niemand lieben, nur sich selbst.“

„Sie besitzen jetzt eine liebenswürdige, schöne Gattin,“ — entgegnete ihm der Andere.

Ein gedehntes: „So?“ war die Antwort. Dann sprach er von einem schönen Pferde, das mein Freund, wie er gehört, gekauft habe, und fügte hinzu: „Morgen nach Tisch besuche ich Sie, ich muß Ihren Schimmel sehen.“

Ich bewunderte in ein Paar Worten diese schöne, laue, nordische Nacht. „Sie thut wohl nach der enormen Hitze, die wir heute Mittag hatten,“ war die prosaische Antwort des Dichters. Ich fing an, an dem irre zu werden, den ich, bevor ich ihn persönlich kannte, in seinen gluthvollen Poesien wirklich verehrt hatte, und immer mehr verschwand vor meinen Augen der Nimbus, den ich um Puschkins Haupt schweben gesehen. Mein Begleiter, selbst verlegen geworden, bestrebte sich den Dichter empfänglicher für ein ernsteres Gespräch zu machen. Beständig suchte er auszuweichen.

„Dort das Abendroth, nur eine Spanne Nacht und dort schon neue Morgenröthe! Sterben, Grabesdunkel und Erwachen zu einem schönern Tage!“ sprach der tief gemüthliche Freund.

Ein Lächeln Puschkins folgte. „Lassen Sie das, Lieber!“ entgegnete er. „Im 22sten Jahr hatte ich auch solch erhebende Augenblicke. Es ist aber nichts damit. Morgenroth? Wiedererwachen? Träume, nichts als Träume!“

Ich muß gestehen, daß mir diese Worte wie ein Messer durch die Seele schnitten. Indeß schwamm ein Boot mit einer zahlreichen Gesellschaft die Newa hinab. Eben hatten einige dazu gehörige Sänger eine Volksmelodie beendet. Puschkin lauschte aufmerksam auf die letzten Takte, und unwillkürlich schoben sich seine Füße, wie im russischen Nationaltanze. Das Boot schwamm jetzt unfern der Uferstelle, auf der wir uns befanden. Einige Akkorde einer Guitarre ertönten, und eine weiche Männerstimme begann Puschkins treffliches Gedicht: „Der schwarze Shawl,“ wenn ich nicht irre, von Glinka in düsterer Weise, dem Inhalt der Worte gemäß, komponirt. Kaum war die erste Strophe beendet, als Puschkin, dessen Gesicht mir plötzlich um vieles bleicher erschien, vor sich hinmurmelte: „Die Nächte seitdem sind eine drückende Last!“ und dann mit einem kurzen „bon soir, Messieurs!“ in der grünen Nacht des Waldes verschwand. Als die Töne des Liedes verklungen, gingen auch wir nach der Stadt zurück. Warum Puschkin uns so schnell verlassen? „Den trieb sein böser Geist hinweg!“ war die Antwort des Freundes. Zur nähern Verständniß ist es nothwendig, Puschkins Gedicht: „Der schwarze Shawl“ hier einzuschalten.

> Ich seh' dich noch immer, schwarzblutiger Shawl!
> Noch klingt in der Brust mir der schmerzliche Hall!
> Jung war an Jahren, leichtgläubig mein Sinn,
> Da gab einer Griechin ich liebend mich hin.
> Einst wand ich den Shawl um ihr reizendes Haupt,
> Nicht ahnend das Schicksal, das sie mir geraubt.
> Beim festlichen Mahle mit Freunden vereint,
> Beim Becherklang plötzlich ein Jude erscheint.
> „Du jubelst“ — so spricht er — „indeß der Verrath
> Von Deiner Geliebten dem Herzen Dir naht!“
> Ich lohnt' ihm mit Gold und mit düsterm Fluch
> Und stürmte dann fort, wohin Rache mich trug.
> Es brauste mein Roß durch die nächtliche Flur,
> Im Busen erlosch mir der Menschlichkeit Spur.
> Und als ich dem Hause, dem theuern, genaht,
> Da blüht' in der Brust mir die höllische Saat.

Ich dringe hinein — was erfasset mein Blick? —
Ein Fremder umarmet mein Leben, mein Glück!
Es trübt sich mein Aug', und der Säbel erglänzt —
Sein Haupt rollt zu Boden, von Küssen bekränzt.
Mein Fuß tritt den Leichnam — mein Busen war kalt
Die Griechin ergreif' ich, das Schwert fest umkrallt.
Noch einmal erblitzt es — die Klinge war roth!
Mein Herz und die Griechin sind beide nun todt.
Dem Haupte der Griechin entriß ich den Shawl
Und wischte mit ihm dann das Blut von dem Stahl.
Mein Sklav' hat die Leichen zur Donau gebracht,
Da ruhen sie beide im Dunkel der Nacht.
Seitdem sind mir lockende Augen verhaßt,
Die Nächte seitdem sind mir drückende Last.
Ich seh' dich noch immer, schwarzblutiger Shawl,
Noch klingt in der Brust mir der schmerzliche Hall!

Das Gerücht sagt, daß diese Dichtung eine traurige Wahrheit aus dem Leben des Dichters enthalte, und daß die dunkle That wirklich geschehen, als Puschkin sich vor mehreren Jahren im Süden aufgehalten. Ob das Gerücht wahr gesprochen? Ich weiß es nicht, und wünschte, es wäre eine Lüge.

Puschkin liebte sein Vaterland, und hat dieß auf eine kräftige Art in seinem 1831 bei Gelegenheit des polnischen Aufstandes erschienenen Gedichte: „An Rußlands Lästerer“*) ausgesprochen. Wäre er als Franzose geboren, würde er vermuthlich als Republikaner eine bedeutende Rolle gespielt haben. Als er noch jung das Lyceum, wo er seine Ausbildung erhalten, verließ, wurden seine ersten dichterischen Erzeugnisse bekannt, in denen sich eine unumwundene Freiheitsliebe aussprach. Durch die Nachsicht, die hiebei der verstorbene Kaiser Alexander bewies, nur noch kühner gemacht, ging Puschkin hierin immer weiter, so daß der Kaiser, um Aergerniß vorzubeugen, ihn anfangs in Bessarabien und später dann bei der Regierung im Kaukasus anstellte. Die Vorgesetzten des jungen Dichters, die ihn seines ausgezeichneten Talents wegen schätzten, und ihm auch auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers die nachsichtigste Behandlung angedeihen ließen, sahen sich doch endlich genöthigt zu berichten, wie Puschkin mit seinen politischen Ansichten auch mehrere junge Leute aus seiner Umgebung anstecke, und so wurde er auf sein Gut in eine Art von Exil geschickt, wo er bis zur Thronbesteigung des jetzigen Monarchen blieb. Puschkin erschien wieder bei der Krönung des Kaisers in Moskau, und von diesem Zeitpunkte an scheint der Dichter die, früher mit so vieler Beharrlichkeit verfolgte Richtung verlassen und sich gemäßigteren Ansichten befreundet zu haben. Es ist bekannt, daß der Kaiser ihn damals in Moskau gesprochen, und des Monarchen väterlicher Ernst beruhigend auf den erregten Geist Puschkins eingewirkt haben mag. In der Umgebung des Fürsten Paskewitsch machte übrigens der Dichter auch den Feldzug in Kleinasien mit.

In Puschkins Dichtungen zeigt sich überall eine Gluth der Empfindung, die auflodernd fortlodt und sich wenig um die Form bekümmert, sondern diese leicht überspringt, wo sie nur irgend eine Hemmung darbieten könnte. Er erzählt lebhaft, und weiß die Theilnahme stets rege zu erhalten. Er deutet mehr an, als daß er sich mit detaillirter Ausführung aufhält. Aber dennoch sind seine Skizzen so verständlich, daß man sich unwillkürlich davon ergriffen fühlt. Unmuthig verwirft er es in seinen poetischen Gebäuden die einzelnen Baustücke dem Auge darzulegen; er bemalt sie nicht mit scharf abgesetzten Farben, sondern überhaucht sie mit einem Dufte, der sie zu wahrhaft poetischen Luftschlössern macht. Ob dieser zarte Duft dem trägen und stumpfen Auge als verwirrender Nebel erscheint, kümmert ihn wenig. Er meint: der Empfängliche versteht mich, und um den Blöden mit der Nase darauf zu stoßen, dazu bin ich nicht da. Zu seinen ausgezeichneten größern Gedichten zählen wir: Rußlane und Ludmilla, — Boris Gudunof, — den kaukasischen Gefangenen, — und die Quelle von Bachtschisarai. Der Schauplatz des ersten ist der Hof Wladimir's, des russischen Königs der Tafelrunde, die beiden letzteren sind während seines Aufenthalts im Kaukasus und Taurien entstanden. Ueberall ist das Lokalkolorit mit der größten Frische und Lebhaftigkeit erhalten. Am lebendigsten zeigt sich dieß in den beiden letztgenannten poetischen Erzählungen. Da glüht der Himmel des Orients in den Empfindungen und im Style des Dichters. Puschkin war ein eifriger Forscher nach Sagen, diesen reichhaltigen, poetischen Fundgruben, aus denen er seine Dichtungen erbaute. Seine Sprache bildete er nach den besten Mustern der deutschen, und versuchte neue Ausdrücke und Wendungen hervorzurufen, wie Aehnliches vor ihm auch Lomonossof gewagt hat. Seine Meinung war, daß es nicht nöthig sey, die russische Sprache der chinesischen Unbeweglichkeit zu unterwerfen. „Sind die Menschenantlitze,“ fragte er, „obgleich aus eben den Theilen bestehend, deßhalb alle in Eine physiognomische Form gegossen? Und ist der Ausdruck nicht die Physiognomie der Rede?“

So liebenswürdig Puschkin der Dichter war, so wenig hätte ich ihn als Mensch lieben können. Religion? Ob er sich im Herzen zu irgend einer bekannte? Alle seine Bekannten zweifelten daran, eben so ich nach wenigen, aber entschiedenen Aeußerungen von ihm. Er hatte viele Bekannte, war er doch ein berühmter Dichter, zu dem sich die Menge gern hindrängt, damit ein Strahl seines Glanzes auch auf sie falle. Einen Freund besaß er aber gewiß nicht, denn Puschkin konnte Niemandes Freund seyn. Er war empfindlich gegen jeden Tadel und rächte sich dafür stets auf eine beißende Weise, wie folgende Verse von ihm beweisen, mit welchen er vor einigen Jahren einen Recensenten geißelte, der es gewagt, leise tadelnd eine seiner Poesien zu berühren. Die Strophen lauteten:

Ex ungue leonem.

Ich ließ unlängst muthwill'ge Verse drucken,
Doch ohne meines Namens Unterschrift;
Ein Journalist, dem seine Finger jucken,
Er kritisirte anonym mich, voller Gift.
Doch seht! so sehr wir beid' uns auch versteckt,
Was half uns beiden der Anonymus?
An meinen Klauen hat man mich entdecket,
An seinen Ohren ihn, den Kritikus.

*) Von mir in deutscher Uebersetzung in den Blättern zur Kunde der Literatur des Auslands, Jahrgang 1836, Nr. 71 mitgetheilt.

In der Liebe war Puschkin sehr wankelmüthig. Selbst untreu, quälte ihn stets die schwärzeste Eifersucht. Sie gab ihm auch den Tod. Ohne Grund glaubte er, daß der Baron d'Anthès, Gemahl der Schwester von Puschkins Gattin, dieser, einer bildschönen Frau, mehr wie erlaubt, huldigte. Hieraus entstanden zwischen den beiden Cavalieren Zerwürfnisse, die eine sehr ehrenrührige Beleidigung von Puschkin gegen seinen Schwager zur Folge hatte, wodurch dieser zum Duell gezwungen wurde. Es ist bekannt, daß der Dichter, selbst schon tödtlich getroffen, seinen Gegner noch verwundete, und diesem, als er sich theilnehmend dem Dahingesunkenen nahte, zuletzt das Pistol ins Gesicht warf. So viel ich erfahren, ist der Zweikampf auf der, gewöhnlich zu dieser traurigen Angelegenheit benutzten Insel Krestowsky vorgefallen, wo ich Puschkin persönlich kennen lernte. Ich sah ihn seitdem nicht wieder.

Ueber die angelsächsischen Münzen in England.

In der ashmoleischen Gesellschaft las ein Professor Wvite ein Memoire über diesen Gegenstand vor, und theilte dabei die Geldbenennungen in solche, die wirklich umlaufende Münze bedeuteten, und in Rechnungsgeld. Zu den ersten gehören die Sceatta, der Penny, der Halbpenny, der Farthing und die Styca. Die Sceatta ist die älteste, und war lange Zeit die niedrigste gebräuchliche Münze. Das Wort ist mösogothisch, indem Ulfilas mit dem Worte Scatt besondere Münzen und Geld überhaupt bezeichnet. Bei den Angelsachsen bedeutete es eine Münze oder auch eine Steuer (Schatzung). Einige Sceatta's, die man fand, sind noch ohne Kreuz, also von den heidnischen Sachsen geschlagen; einer derselben trägt den Namen Ethelberts, Königs von Kent, der von dem heiligen Augustin bekehrt wurde. Die rohen Thierfiguren auf einigen beziehen sich wahrscheinlich auf die Bilder, die sie in ihren Fahnen trugen. Sceattas mit dem Kreuz wurden von den Königreichen Kent, Mercia, Ostangeln und Wessex gefunden. Der Werth dieser wie der andern Münzen läßt sich nur mit Wahrscheinlichkeit bestimmen. In einem Gesetz Athelstans vom Jahr 924 hat der Sceatta ungefähr den Werth eines Penny; der Penny selbst ist stets der 240ste Theil des Pfundes. Pennies fand man von den obigen Königreichen und von Northumberland. Der Halbpenny ist zuerst im zwölften Gesetze Knuts erwähnt, als der Werth des Wachses, den jede Hufe Landes an die Kirche zahlen muß. Der Farthing oder vierte Theil eines Penny wurde noch nicht aufgefunden. Die obigen sind Silbermünzen. Die Styca, eine Kupfermünze, wurde, wie es scheint, nur in Northumberland geschlagen, und ist in den sächsischen Gesetzen nicht erwähnt, sondern nur im Evangelium Marci, wo die „zwei Scherflein, die einen Heller ausmachen," zwei Styca's genannt werden. — Die zweite Klasse enthielt das Pfund, Schilling, Mancus, Thrymsa, Mark und Ora. Das Pfund war entweder Handelsgewicht oder Münzgewicht. Man schlug daraus 240 Pennies, wenn aber Zahlungen über ein halb Pfund gemacht wurden, so forderte man 2 Schilling per Pfund Zugabe, um den Verlust am Gewicht zu ersetzen, wenn die Zahlung in Münze gemacht wurde, und um den Mangel an Feinheit auszugleichen, wenn sie in Barren geschah. Vor der Regierung Athelstans enthielt der Schilling 5 Pence, in den Gesetzen dieses letztern aber wird ein Schilling von 4 Pence erwähnt. Die Thrymsa wurde zu 6, 4 und 3 Pence geschätzt, wahrscheinlich aber ist der letztere Werth der richtige; einige sind der Meinung, daß dieses Geld, wenn überhaupt als Münze gangbar, nur in Ostangeln und andern Handelsgegenden des Reichs kursirte. Der Mancus (manu cusus?) wird von einigen für eine italienische Münze gehalten, und galt 30 Pence. Die Mark und die Ora wurden vermuthlich von den Dänen eingeführt, und galten nur unter diesen; die erstere war 20 Schilling oder 100 Pence, die letztere 12 Pence werth. Die Ausführung der Münzen ist roh, die Buchstaben meist schlecht geformt und sehr abweichend von einander, besonders auf den Münzen Alfreds, während die Münzen Offa's für jene Zeiten merkwürdig genau und zierlich ausgeführt sind, wahrscheinlich von italienischen Künstlern, die Offa von seiner Reise nach Italien mit zurückbrachte.

Chronik der Reisen.

Reise von den Sandwichs-Inseln nach China und Aufenthalt daselbst.

2. Aufenthalt in China.

(Schluß.)

Mit unserem großen Boote machten wir eine kleine Segelfahrt durch den ganzen Hafen, in welchem verschiedene prächtige schwere portugiesische Schiffe — jedoch alle abgetakelt — vor Anker lagen. An der Mündung des Hafens, quer vor dem Fort San Jago, trafen wir zwei chinesische Kriegsfahrzeuge an, die hier gewöhnlich ihren Posten haben.

Auf einer Spazierfahrt stiegen wir nördlich von Macao ans Land und gingen nach dem ungefähr eine Viertelstunde von der Stadt gelegenen Dorfe Moha, wo wir wieder einen in seiner Art ansehnlichen Tempel besichtigten, der mit seinen Nebengebäuden einen bedeutenden Raum einnahm, und rundum mit einer dicken Mauer umgeben war. Im Umkreise dieser Mauer befanden sich nämlich drei abgesonderte Gebäude hinter einander; an der Seite des nach Macao führenden Weges waren die drei Eingänge. Die Portale dieser Bauwerke zeigten sich wieder reichlich mit Laternen behängt, aus geöltem Papier gemacht und mit großen chinesischen Charakteren bemalt. In der so zu sagen ersten Abtheilung dieses Tempels sah man in einer Art von Nischen drei riesenartige Götzenbilder von der mißgestaltetsten Form, aus Holz gearbeitet und stark vergoldet. Vor ihnen standen Tische besetzt mit Konfitüren in gläsernen Schalen, und sinnbildlichen Figuren nebst brennenden „Jost-Stöckchen." Einige Priester mit glattgeschornen Köpfen und weißgrauen Kleidern trieben ohne bestimmte Beschäftigung sich dort umher. Sie glichen unsern Kapuziner-Mönchen, hatten aber statt des Strickes eine Art Rosenkranz um den Leib. Uebrigens war das Innere des ganzen Gebäudes mit einem bräunlichen Lack belegt und die Wände mit symbolischen Ornamenten geschmückt.

Auf dem Wege von diesem Tempel nach Macao sieht man unfern von dem einzigen Landthore rechts ein portugiesisches Lazareth am Fuße der Höhe, auf der das Fort del Monte liegt. Links zeigt sich eine kleinere chinesische Pagode. Schlägt man nach dieser Seite den Weg ein, so befindet man sich in Kurzem auf dem großen Spaziergange, der sich nach der Anhöhe von San Francisco und nach der erwähnten Landenge erstreckt. Im Süden von San Francisco hat das Gebirge eine Schlucht, durch welche man nach dem Strande zu einem Golfe hinabsteigen kann, der die „Cacilha-Bai" genannt wird. Dort ange-

kommen, begaben wir uns auf die Höhe neben der Schlucht, um die schöne Aussicht auf die vor der Mündung des Tigris belegenen Inseln und auf die ein- und ausgehenden Schiffe zu genießen. Die Cacilha-Bai ist übrigens der Landungsplatz für die Chinesen, deren Geschäfte nicht für den Anblick der Mandarinen passen. Auch ich stieg hier öfters bei Nacht ans Land, wenn das chinesische Boot, das mich von Lintin brachte, nicht mehr an der Praya landen mochte, und aus Furcht vor den Mandarinen mich hier aussetzte. —

Auf dem erwähnten Spaziergange machen die hiesigen Engländer regelmäßig ihre Nachmittagspromenaden zu Pferde, oder — wenn sie die Bequemlichkeit mehr lieben — lassen sich in Palankins von Chinesen tragen. Des Abends, besonders bei Mondschein, ist die Praya der gewöhnliche und beliebteste Spazierort der sich hier aufhaltenden Europäer, vorzüglich aber der Portugiesen, wobei die Damen meistens unverschleiert erscheinen.

In der sogenannten stillen Zeit, wenn die Ausländer aus den Faktoreien von Canton nach Macao in die Mitte ihrer hier lebenden Familien kommen, wird es auf Ou-moon etwas lebendiger und in den Familien geselliger, obwohl es in den brittischen stets steif und genirt zugeht. Die übrige Zeit des Jahres hindurch ist es hier sehr todt, und die Damen, die dann allein zurückgeblieben, führen ein wahres Klosterleben. —

Der Boden der Halbinsel, aus Felsengrund bestehend, ist dürr und unfruchtbar, mit Ausnahme einiger Stellen bei dem Dorfe Moha. Nichtsdestoweniger ist der Markt von Macao dennoch mit Allem reichlich versehen, vorzüglich aber mit herrlichen Fischen, gutem Fleisch und trefflichem Gemüse. Rühmlich dabei zu erwähnen sind die bekannten „Macao-Kartoffeln" und die von den Chinesen in großen Matten feilgebotenen schmackhaften Früchte. Alle diese Sachen kommen größtentheils aus der unmittelbaren Nachbarschaft, und geben ein treffendes Bild von der Milde und Freigebigkeit des Bodens, den der Fleiß des Volks zu dieser Fruchtbarkeit geschickt macht.

Einige Tage nach unserer Zurückkunft von Canton nach Macao ging eines der von uns erwarteten Schiffe bei Lintin vor Anker, nämlich das nordamerikanische Schiff „der Amerikaner," Kapitän Smith, bestimmt auf Whampoa, um von dort für die Vereinigten Staaten eine Ladung Thee einzunehmen. Ich kam mit dem Kapitän Smith überein, meine Ladung Sandelholz gegen das Frachtgeld von ½ Piaster für den Picol zu übernehmen und nach Canton hinaufzuliefern. — Um die Ausladung des Holzes aus meinem in das andere Schiff besser bewerkstelligen zu können, segelten wir den 8ten Mai mit unsern Fahrzeugen nach der Rhede von Cap-sing-moon, wo beide Schiffe dicht neben einander vor Anker gingen und die Ueberladung dann auch ausgeführt wurde.

Die genannte Rhede, die ich schon früher als eine sichere kennen lernte, zeigt eine Umgebung, auf der das Auge mit Wohlgefallen ruht. Rundum ist sie von malerischen Höhen umkränzt, die sich allmählich zu kolossalen Gebirgen emporheben. Ueberall, wohin der Blick schweift, zeigen sich an den Abhängen der Berge in fruchtbaren Thälern und am Ufer lieblich gelegene chinesische Dörfer, während über den Wasserspiegel Hunderte von Booten mit ihren nationellen fächerartigen Segeln leicht dahin gleiten, und nur die Mandarinenschiffe einen schwerfälligen Kreislauf machen, um auf Alles zu schauen, was zum Bereich ihrer Aufsicht gehört.

Auch ich begab mich in dieß Gewühl, und lavirte mit einer Schaluppe, in welcher ich nur einen Schiffsjungen und einen kleinen Sandwichsinsulaner, Namens Kanake, mitnahm, nach dem westlichen Strande der Rhede, wo ich unfern eines am Ufergebirge gelegenen Dorfes „Tong-chung" ans Land stieg, theils um mir die schöne Gegend zu besehen, so wie auch einen Platz zu erkunden, um einige Fässer mit Trinkwasser zu füllen. Wir waren noch nicht weit die Höhen hinaufgestiegen und hatten gerade eine reichhaltige Quelle gefunden, als wir eine Menge Chinesen gewahrten, die so schnell wie möglich längs einem vom Gebirge herabführenden Fußsteig auf uns zukamen, und zwar, wie wir aus ihren Gesten und Pantomimen abnehmen konnten, in keiner guten Absicht. Wir hielten es daher fürs Beste, unser Heil in der Flucht zu suchen, und erreichten unsere Schaluppe auch nur, als uns die Chinesen schon fast auf den Fersen waren, und wir kaum noch Zeit hatten, vom Lande zu stoßen. Glücklicherweise wehte der Wind vom Ufer her, und war so stark, daß er uns bald weit in See brachte. Daß ihre Absicht gegen uns eine böse gewesen, zeigte sich dadurch, daß sie uns noch einen Hagel von Steinen nachschickten, von denen einige in die Schaluppe fielen, ohne uns jedoch zu beschädigen. An Bord zurückgekehrt, bekräftigten die uns befreundeten anwesenden Chinesen, daß wir froh seyn dürften, den Leuten entronnen zu seyn, da sie, hätten sie uns eingeholt, uns in Ketten geworfen, gemißhandelt und ins Gefängniß gesteckt haben würden, woraus wir nur gegen ein bedeutendes Lösegeld entlassen wären. Die Bewohner dieses Dorfes, so wie die der ganzen Insel Lantao oder Typo, sind in dieser Hinsicht sehr berüchtigt.

Während wir hier vor Anker lagen, bekamen wir Besuch von einem Mandarinen mit seinen Subalternen oder Untermandarinen. Der erstere Chef war ein noch junger Mann, den ich nebst seiner Gesellschaft in der Kajüte mit einigen Flaschen Wein bewirthete, der ihnen gut zu munden schien. Unsere Unterhaltung, größtentheils durch Pantomimen geführt, war von seiner Seite mit vielen Komplimenten ausgestattet, die, obgleich eine gewisse Freundlichkeit nicht vermißt werden konnte, doch dem Mann etwas Stolzes und Feierliches verliehen. Obgleich er den eigentlichen Zweck seines Besuches nicht verrieth, so glaube ich, daß es Neugierde war zu sehen, was zwei so nahe bei einander liegende Schiffe zusammen vorhatten.

Als am 11ten Mai unsere Ausladung beendigt war, gingen wir mit unserem Schiffe wieder nach Lintin, von wo ich mich zurück nach Macao und am 19ten Mai in Begleitung des Herrn van der Meulen wieder nach Canton begab, wo ich wieder das zur holländischen Faktorei gehörige Logis des Herrn Blettermann bezog.

Vermischte Nachrichten.

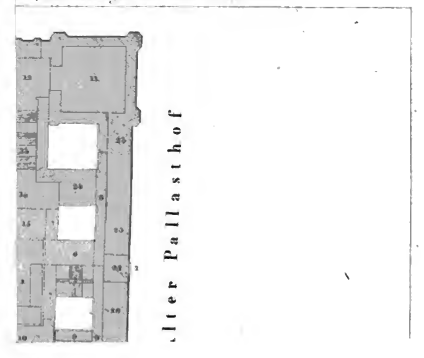
Unsere Mittheilung über das Giftthal in Java (s. Nr. 85) enthält einen großen Verstoß, dessen Schuld die Zeitung trägt, der wir sie entnahmen. Herr Loudon schreibt die vergiftete Beschaffenheit der Luft mehr vegetabilischem Miasma, als der Entwicklung von kohlensaurem Gas aus dem Boden zu; es finde sich kein Schwefel im Thal, obwohl die ganze Umgegend entschieden vulkanisch sey.

Der Morning Herald theilt eine Statistik der Bevölkerung von Mexico mit, der zufolge solche nur 6,041,000 Seelen betragen sollte. Darunter befänden sich 5,400,000 Indianer, 1,285,000 Mischlinge, 8000 Neger und 1,350,000 Kreolen und Spanier.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat März.)

arlaments-Gebäude.

Haupteinrichtungen des ersten Stockwerkes.



Nr. 1.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

4 Januar 1837.

Neugriechische Volkslieder.

Charos*) und das Mädchen.

Ein schönes Mädchen rühmt sich,
Daß sie den Tod nicht fürchte,
Voll Stolz, weil sie neun Brüder hat,
Und Konstantin zum Bräut'gam,
Der manches, manches Haus besitzt,
Und auch noch vier Paläste.
Und stracks zum Vogel ward der Tod,
Er ward zur schwarzen Schwalbe,
Und flog und schoß das Mädchen tief
In's Herz mit seinem Pfeile.
Und ihre Mutter weint gar laut,
Und ihre Mutter jammert:
„Tod, welch ein Leid hast du gethan
O! meiner einz'gen Tochter,
Dem einz'gen, schönen Mädchen mein,
Weh! meiner einz'gen Tochter!" —.
Sieh! Kostas kommt vom Bergthal her,
Vom Bergthal dort, dem hohen,
Mit ihm vierhundert Andre noch,
Und zwei und sechzig Spiele.
„O lasset, laßt die Freude jetzt,
Laßt ab vom Spiel und Sange!
Denn ach! ein Kreuz erblick' ich dort
An meiner Schwieger Thüre.
Es starb vielleicht die Schwieger mein,
Vielleicht mein Schwiegervater.
Der Schwäger Einer ward uns wohl
Vom Todespfeil verwundet?"
Er spornet seinen Rappen an
Und reitet schnell zur Kirche.
Den Obermeister trifft er dort,
Der macht ein Grab behende:
„Sprich, Meister, wessen ist das Grab?
Sag's mir, bei deinem Leben!" —
„Es ist des blonden Mädchens Grab,
Des blonden, schwarz von Augen,
Des Mägdleins, die neun Brüder hat,
Und Konstantin zum Bräut'gam,
Der manches, manches Haus besitzt,
Und auch noch vier Paläste." —
„O Meister, hör', ich bitte dich,
O mach' das Grab zurechte,
Ein wenig lang, ein wenig breit,
Daß zwei drin liegen können!" —
Ein goldnes Messer flog empor,
Er stach es in sein Herze;
Und man begrub sie Beide da,
In Einem Grabe Beide.

Der Gang um Mitternacht. *)

„O Mutter, du, mit Söhnen neun,
Und mit der einen Tochter! —
Im Dunkeln badetest du sie,
Flocht'st ihr bei Licht die Haare,

*) Χάρος nennt der Volksglaube in Griechenland den Engel des Todes, welcher in den verschiedensten Metamorphosen den Menschen naht und seine Opfer heischt. Offenbar steht diese Idee mit der Mythe vom Charon im Alterthum im genauen Zusammenhange, wie sich überhaupt in Griechenland und namentlich in den Gebirgsgegenden noch unzählige Anklänge an die Mythen und Sitten der Altgriechen nicht verkennen lassen. Uebersetzer gedenkt später bei seiner Herausgabe der neugriechischen Volksgesänge und Dichtungen in der Ursprache nebst einem Wörterbuche ausführlicher darüber zu sprechen. Obige Romanze ist in Griechenland sehr verbreitet, sie ward mir vollständig von einem Griechen in Rom mitgetheilt. Das Versmaß des Originals habe ich streng beibehalten, nur fand ich es für passender, den fünfzehnsilbigen Vers des Originals bei der Uebersetzung in 2 Verse zu theilen. In Liedern traurigen Inhalts verschmähen die Griechen den Reim.

*) Diese Romanze, welche im Munde des Volkes von Chios lebt und dort häufig gesungen wird, erinnert einigermaßen an Bürger's Lenore. Die ersten sechs Verse sind gleichsam stereotyp, denn eine große Anzahl der neugriechischen Romanzen wird mit diesen Versen eingeleitet.

Und schnürtest ihren schlanken Leib
 Im Mondenscheine draußen. —
Gib sie, gib Aretula mir,
 Ich sandte ja die Werbung
Von Babyloni dir schon zu,
 Gib mir sie in die Fremde,
Daß Trost ich habe auf dem Weg,
 Den ich nach Hause ziehe!" —
„Verständig bist du, Konstantin,
 Jetzt aber sprachst du thöricht:
Wenn Freude oder Leid sie trifft,
 Wer wird sie heim mir bringen?" —
Er stellte Gott zum Bürgen ihr
 Und alle heil'gen Märt'rer,
Er brächte selbst die Tochter ihr,
 Wenn Freude, Leid sie träfe.
Es kam das zweite Jahr heran,
 Und alle Söhne starben,
Und auch am Grabe Konstantins
 Rauft' aus sie sich die Haare:
„Steh' auf, mein Konstantin, ich will,
 Will meine Aretula!
Du stelltest Gott zum Bürgen mir,
 Und alle heil'gen Märt'rer,
Du brächtest selbst die Tochter mir,
 Wenn Freude, Leid sie träfe!" —
Um Mitternacht verläßt er's Grab,
 Um jene ihr zu bringen;
Er trifft sie kämmend sich das Haar
 Im Mondenscheine draußen:
„Auf! theure Aretula, komm!
 Es heischt dich unsre Herrin!" —
„Weh, weh, lieb Herzchen mein, sag' an,
 Was willst du diese Stunde?
Ist Freud' daheim in unserm Haus,
 Daß ich mich golden schmücke,
Sprich, oder Leid, lieb Herzchen mein,
 Daß, wie ich bin, ich gehe?" —
„Komm, weder Leid noch Freude ist
 Daheim in deinem Hause,
Auf, theure Aretula mein,
 Wie du da bist, so komme!" —
Wohl auf dem Wege, den sie zieh'n,
 Und Wege, den sie wandern,
Da hören Vögel *) singen sie,
 Und Vögel also sagen:
„Sieh da, das schöne Mägdlein! schau,
 Sie führet einen Todten!" —
„Horch auf, mein theurer Konstantin,
 Hör', was die Vögel sagen!" —
„Es sind ja Vöglein, Liebchen mein,
 O laß die Vöglein singen!
Es sind ja Vöglein, Liebchen mein,
 O laß die Vöglein sprechen!" —
„Ich fürchte dich, mein Konstantin,
 Du riechst so sehr nach Weihrauch." —
„Ja, gestern Abend gingen wir
 Hinaus zu Sankt Johannes,
Dort hat der Priester uns gar sehr
 Beräuchert mit dem Weihrauch." —
„Auf, Mutter, schließ die Thüre auf,
 Sieh deine Aretula!" —
„Bist du ein guter Geist, dann zieh',
 Fort, fort, so du ein Guter!
Denn weit, weit in der Fremde ist
 Die arme Aretula." —
„Auf, Mutter, schließ die Thüre auf,
 Schließ auf, ich bin dein Kostas!
Ich stellte Gott zum Bürgen dir,
 Und alle heil'gen Märt'rer,
Ich brächte selbst die Tochter dir,
 Wenn Freude, Leid sie träfe!" —
Und als das Thor sie öffnete,
 Entfloh der Tochter Seele!

J. M. Firmenich.

Lord Byron.

Erster Artikel.

Die Anerkennung und Schätzung der Herren der Literatur, vorzüglich der Poesie, durchläuft verschiedene Stadien, ohne sich jedoch immer den gleichen Gesetzen des Steigens und Fallens zu unterwerfen. Ungleich ist schon die erste Aufnahme, welche großen Dichtern von ihren Zeitgenossen, von denjenigen zu Theil wird, welche ihr Gestirn aufgehen sahen, welche ein köstliches Geschenk um das andere aus dem Füllhorn ihres Genius empfingen und welche den Heimgang der ausgezeichneten Geister erlebten, die von der italienischen Sprache sinnvoll als peregrini bezeichnet werden. Während die Einen, Lieblinge des Glücks, aufwachsend im Sonnenstrahl seines Lächelns, von der jubelnden Menge im Triumph eingeholt und wie Langerwartete begrüßt werden, während man auf jedes Wort lauscht, das von ihren geweihten Lippen fließt, während der Enthusiasmus wie ein Sturm alle Herzen hinreißt und selbst die Felsen und Bäume in Bewegung setzt — so daß Alles was sie äußern, ein Orakel, alles was sie thun, über jeden Tadel erhaben, und jeder Zweifel

*) Der Volksglaube hält die Vögel für Beobachter der menschlichen Thaten und Handlungen und für Eingeweihte in alle Geheimnisse der Menschen, welche Idee auch bei den Altgriechen und namentlich bei den Römern obwaltete. In den neugriechischen Liedern werden die Vögel fast immer sprechend und gleichsam als Boten und Herolde der verschiedenen Ereignisse und Heldenthaten eingeführt. Sehr viele Lieder beginnen mit folgenden Versen:

 Ein Vöglein sitzt dort auf der Brücke,
 Es singt und klagt und kündet.

In einigen andern Liedern sprechen auch Pferde, welchen letztern vorzugsweise ein prophetisches Vorgefühl beigemessen wird. Man vergleiche in dieser Hinsicht Hom. Ilias. Noch häufiger spricht sich dieser Glaube in den slavischen Volksliedern aus.



an ihnen ein Frevel ist, während die Einen sofort da, wo sie gesäet haben, eine goldene Ernte halten und unter ihrem Fußtritt sogar Blumen aufkeimen: müssen Andere sich mühsam und langsam Bahn brechen; ihre Worte verhallen in dem wüsten lärmenden Treiben der Gegenwart, die taube Gleichgültigkeit läßt sie kalt an sich vorüberziehen, die Rohheit verspottet sie, der Neid verstopft sich die Ohren, und das, freilich über jede Anklage erhabene Schicksal selbst scheint oft diejenigen, die es innerlich am herrlichsten und freigebigsten begabt, diesen Vorzug dadurch abbüßen lassen zu wollen, daß der Reichthum und Adel ihres Geistes im schneidendsten Kontrast erscheint mit der Dürftigkeit und Armseligkeit ihrer Lebensverhältnisse, mit der Noth und dem Druck, die auf ihnen lasten. Glücklich genug, wenn unter solchem Druck nicht ihr eigenes Bewußtseyn von ihrem innern Reichthum erlischt, wenn sie, von der Gegenwart, von der Mitwelt zurückgewiesen und mißachtet, doch nicht den Glauben an die Anerkennnng der Zukunft verlieren, wenn sie mit einem, im Feuer des Leidens gestählten Stolz — frei von jener Eitelkeit, welche das Vorrecht der Glücklichen ist — dem Gericht der Zeit entgegensehen, das für das Falsche so streng und gefährlich, für das Aechte so genugthuend und gerecht ist. Wir haben hier Extreme bezeichnet, zwischen welchen eine Menge von Abstufungen liegt, und wenn jene extremen Fälle selten vorkommen — schon darum, weil die Zahl der wahrhaft großen Geister eine sehr kleine ist, so sind dafür die dem Extrem mehr oder weniger sich annähernden Beispiele, auch bei Geistern nicht vom allerersten Rang, häufiger.

Im Verlauf der Zeit aber pflegt dann in der Vergötterung und in der Mißachtung ein Wechsel einzutreten; einerseits wird man der in einen förmlichen Kultus ausartenden Verehrung müde, andererseits durchdringt der verkannte Genius mit seinen unlöschbaren Strahlen das Nebelgewölk, und die aus ihrer Lethargie aufgerüttelte Menge bestrebt sich durch Opfer, die man den Todten darbringt, die rücksichtslose Undankbarkeit gegen den Lebenden gut zu machen. Auch hier kann wieder der Eifer zu weit gehen, und der überreizte Enthusiasmus, unfähig sich auf seiner Höhe zu erhalten, in die Nothwendigkeit kommen, wieder Rückschritte zu machen; so wie im andern Falle die eine Zeitlang nachlassende Verehrung oft mit neuer Energie zu ihrem vernachlässigten, aber plötzlich wieder in seine Rechte eingesetzten Gegenstand zurückkehrt. Viele Schwankungen des Urtheils und der Neigung machen die Wage steigen und fallen, bis sich eine einigermaßen feste und allgemein gültige Ansicht über den Werth und die Bedeutung eines großen Geistes gebildet hat — eine Ansicht, der nicht mehr eine kecke Kritik, eine bizarre Laune des Geschmacks den Krieg machen und sie, wo nicht umstürzen, doch erschüttern kann, sondern an der, als an einem Felsen, die Wellen der Meinung sich brechen und auf die man sich, als ein nicht anzufechtendes Axiom berufen darf. Wir nennen in dieser Beziehung nur Shakspeare als denjenigen, dessen Alles überragende Dichtergröße so ziemlich allgemein anerkannt wird, wie verschieden auch die Wege seyn mögen, auf welchen die Kritiker zu diesem Resultat gelangen, und wie mannichfaltig die Stimmen der Bewunderung, welche jede auf ihre Art das hervorheben, was an dem Einen Dichter die heterogensten Individualitäten ergreift und entzückt.

Die Ursachen, welche die Ungleichheit in dem ersten Empfange großer Geister, und dann die Schwankungen im Urtheil über sie, den Wechsel der Gunst und Neigung gegen sie bewirken, sind, wenn man diese bezeichnungsweise gestatten will, theils mehr natürlicher, theils mehr künstlicher Art. Es hängt nicht wenig davon ab, in welche Zeit das Auftreten eines großen Dichters fällt — ob in eine friedliche, welche gern und ungestört den Musen opfert, oder in eine unruhige, kriegerische, zerrissene, wo das Klirren der Waffen und das Geschrei der Parteien die Accente des Sängers erstickt; es kommt viel darauf an, ob er der Erste ist, der neue Bahn zu zu brechen hat und dem sich deßwegen die alten eingerosteten Vorurtheile jeder Art starr und eigensinnig entgegenstellen, oder eb schon Andere vorgearbeitet und den Boden umgebrochen haben. Es ist von Bedeutung, wie die Mittel und Organe der Mittheilung und Verbreitung in einem Zeitalter beschaffen sind; häufig auch übt die Gunst und Protektion von Großen und Mächtigen, oder auch von literarischen Autoritäten einen wichtigen Einfluß.

Diese allgemeinen Bemerkungen verlassend, wenden wir uns zu Lord Byron. Auch über ihn hat sich das Urtheil noch keineswegs festgestellt, und so sehr man über seine außerordentliche Begabung einverstanden ist, so verschiedene Ansichten sind über seine Leistungen im Umlauf. Mit höhnischer Geringschätzung wurden seine ersten poetischen Versuche, die hours of idleness, vom Edinburgh Review empfangen. Muß man auch zugeben, daß jene frühesten Gedichte, die er im Alter von neunzehn Jahren erscheinen ließ, weit nicht die Schönheit und Kraft seiner spätern Produktionen erreichten, so hatte doch das Review, das so vornehm und wegwerfend darüber absprach, das ihnen kaum das Prädikat der Mittelmäßigkeit zugestand, in der Jugend des Verfassers keine Entschuldigung für die Geringfügigkeit seiner Verse finden, und daß der Dichter ein Lord war, als keine besondere Merkwürdigkeit gelten lassen wollte; das behauptete: der zehnte Mann in England mache bessere Gedichte, und mit der Hoffnung schloß: der Dichter werde sich nicht weiter in einem Feld versuchen, für das er keine Talente besitze — das Review, sagen wir, hatte keinen Grund, auf sein Divinationsvermögen sich etwas einzubilden. Wer vermag übrigens zu ermessen, ob nicht diese jedenfalls ungerechte und hämische Beurtheilung für die reizbare Seele des Dichters, der die Größe seiner Kraft zu ahnen begann, ein Sporn war, der sie zu einem höhern Schwung antrieb, als einschläfernde Lobhudelei und Schmeichelei ihr zu nehmen gestattet hätten? Zwar sein nächstes Gedicht: „das Kind des gekränkten Stolzes und der erbitterten Muse," entfaltete noch nicht die höchsten poetischen Schönheiten; der Witz und die Satyre überwogen noch in den English Bards and Scotch Reviewers, und die Ausfälle und Angriffe, die er sich gegen beinahe alle lebende englische Dichter und Kritiker erlaubte, gingen weit über die Linie der Nothwehr und Defensive hinaus. Selbst Walter Scott und Thomas Moore, mit welchen er spä-

ter in sehr gutem Vernehmen lebte, wurden nicht von ihm geschont; er warf Scott vor, ums Geld zu schreiben:

Wenn Söhne des Apoll die goldnen Kühe melken:
Dann wird versengt ihr Kranz und ihre Lorbern welken!

Der Ruf Byrons aber gewann nicht wenig durch diese kecke Satyre, die er in der Folge selbst bereute und von der er die fünfte, schon gedruckte Auflage unterdrückte. Von da an wuchs seine Berühmtheit mit reißender Schnelligkeit, und eine rasche Aufeinanderfolge von glänzenden Schöpfungen, von 1812 an, wo er, zurückgekommen von seiner Reise nach Portugal, Spanien und der Levante, die zwei ersten Gesänge des Childe Harold herausgab, bis zu seinem im Jahr 1824 erfolgten Tode, ließ die anerkennende und lobpreisende Bewunderung kaum mehr recht zu Athem kommen. Wirklich war er ein außerordentlich fruchtbarer Dichter und eine Bestätigung für die Ansicht, welche wir aufzustellen wagen: der ächte, große Dichter wird immer auch durch die Menge und Fülle seiner Produkte sich auszeichnen. Shakspeare, Calderon, im Alterthum Aeschylus, Sophokles, Euripides sprechen hiefür. Dichter dem innersten Wesen nach, nicht bloß gleichsam partiell, ist nur derjenige, dem es unabweisliches Bedürfniß ist, zu machen (ποιειν), zu schaffen; wer nicht seine Geisteskräfte gleichsam sammeln und sparen muß, bis es wieder zu einer Schöpfung reicht, sondern der sich vor der Menge der poetischen Gestalten, die in seiner Seele sich drängen, kaum zu rathen und zu helfen weiß. Dabei versteht sich jedoch von selbst, daß die Fruchtbarkeit an sich noch kein vollgültiger Beweis vom Dichterberuf, vom Talent oder Genie ist, und daß derjenige, der das Maß und die Ergiebigkeit seiner poetischen Ader klar erkennend, sich auf wenige aber mit Fleiß gearbeitete Produkte beschränkt, weit größern Dank sich verdient, als wer ein nur mäßiges Talent zu einer Unzahl von Schöpfungen ausspinnt, und was in koncentrirter Gestalt einen schönen Eindruck hervorbringen könnte, durch Verwässerung unschmackhaft und widrig macht. Auch in andern Gebieten als dem der Poesie, z. B. in der Malerei, wird diese Behauptung durch auffallende Beispiele bestätigt; welch eine Menge von Arbeiten hat ein Tizian, ein Paolo Veronese, ein Rubens und in einem so kurzen Leben Raphael hinterlassen, wie zahlreich sind die Schöpfungen eines Thorwaldsen! Das Leben selbst ist nicht etwas Intermittirendes, Zusammengesetztes — es ist ein Continuum; und so ist auch das Daseyn solcher Geister, die in ihrem Beruf, in ihrer Kunst wahrhaft leben, denen die Ausübung ihrer Kunst eine Nothwendigkeit, eine zweite Natur geworden ist, mit einer ununterbrochenen Kette oder Guirlande von Erzeugnissen bezeichnet, deren Schöpfung ihnen so natürlich ist, wie der die Lebensflamme nährende Athemzug es der Brust ist. Solchen Geistern ist die Poesie, die Kunst, ihr eigentliches Lebenselement; sie bedürfen keiner Ruhe und Rast, keiner Brachjahre, um die verschwundeten Kräfte wieder zu ersetzen; jede neue Produktion wirkt wieder stärkend auf sie selbst zurück. Mit dieser Eigenschaft der Unerschöpflichkeit bei dem wahren und höchsten Dichtergenius hängt eine andere eng zusammen: die unermeßliche poetische Assimilationskraft, mit welcher sie den mannichfachsten, scheinbar wiederspenstigsten und undankbarsten Stoff sich anzueignen und in die Sphäre der Poesie zu ziehen vermögen — poetische Midasse, die alle Gegenstände, wenn auch nicht durch und durch in pures Gold verwandeln, ihnen doch durch ihre Berührung einen poetischen Goldglanz mittheilen. Nichts ist an sich, absolut, unpoetisch; was man als unpoetisch bezeichnet, ist es nur relativ im Verhältniß zu einem gewissen Maß von poetischer Belebungs- oder Schöpferkraft; wo aber die poetische Kraft in höchster Fülle vorhanden ist, da ist auch nichts zu trivial und gemein einerseits, und andererseits nichts zu abstrakt und zu spekulativ, um nicht für die poetische Behandlung in Anspruch genommen werden zu dürfen. Das Geringste, und das Widrige sogar, der Wurm, die Spinne, die Schlange — dann die Aengstlichkeiten und Erfindungen des conventionellen Lebens u. s. w. sind nicht absolut ausgeschlossen von der Sphäre der Poesie; jene dienen dem Genius zu Symbolen und diese zu Kontrasten vom höchsten Effekt — und Probleme, welche der scharfsinnigen Dialektik der Schule scheinen überlassen werden zu müßen, treten auf den Wink des großen Dichters, in palpable Gestalten verwandelt, aus ihren metaphysischen Nebel- und Dunstwolken, und bequemen sich einer Sprache, deren koncentrirende und erschöpfende Einfachheit den Pomp scholastischer Terminologie häufig beschämt; und wenn auch keineswegs behauptet werden kann, daß der Dichter das Reich der Spekulation durch neue Entdeckungen und Eroberungen erweitere, so ist doch das unläugbar: daß er nicht selten wenigstens die Frage mit überraschendem Scharfblick und Tiefsinn in ein helles Licht setzt und sie von einer neuen Seite zeigt, wenn er auch auf die Lösung verzichtet, oder eine falsche gibt. Man entschuldige diese Abschweifungen; aber die Betrachtung eines Dichtergenius wie Byron, bei welchem sich so Vieles vereinigt, um ihm eine mehr als nur individuelle Bedeutung zu leihen, ist gar zu verführerisch, allgemeine Bemerkungen einzuschalten.

Byron's Dichterlaufbahn und sein Lebensgang stehen in inniger Verbindung miteinander — ein Satz, der, weil er in seiner Allgemeinheit auf jeden Dichter seine Anwendung zu finden scheint, in Beziehung auf Byron schärfer zu accentuiren und näher zu bestimmen ist. Er hatte eine schlecht geleitete, vernachlässigte Erziehung, er wurde zu früh unabhängig, er war reich, Peer von England, und lahm. Erwägt man nun, wie ihn jener Mangel an einsichtsvoller und freundlicher Bildung des Gemüths in der Jugend zu seiner ungeregelten Lebensweise verführte; wie ihn sein Reichthum in Stand setzte, große Reisen zu unternehmen und alle seine Launen zu befriedigen; wie sein hoher Stand, verbunden mit seinem Dichtertalent, ihn doppelt gesucht, interessant und gefeiert machte; wie das Bewußtseyn seiner Peerschaft durch sein ganzes Wesen einen rothen aristokratischen Faden zog; wie endlich seine Lahmheit, für ihn eine unversiegliche Quelle gallichter Bitterkeit, ihn in seinen eigenen Augen zu einem von andern Wesen seines Gleichen gewissermaßen verschiedenen Menschen machte (obgleich er selbst gelegentlich, wiewohl immer bitter genug, darüber scherzen konnte): so wird man gern zugeben, daß auf Byrons geistige Entwicklung und Poesie seine Lebensverhältnisse einen außergewöhnlichen Einfluß ausübten. Wenn er seine Reisen nicht gemacht, wenn er ein stilles, geordnetes Leben geführt hätte, hätte er seinen Childe Harold, seinen Don Juan nicht gedichtet.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 2.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

7 Januar 1837.

Vincenzo Monti.

Als Wiedererwecker der Poesie in Italien wird von seinen Landsleuten Vincenzo Monti hoch gefeiert. Wir geben, ehe wir Proben aus seinen Dichtungen mittheilen, eine kurze Skizze seiner Lebensschicksale, die um so mehr Interesse verdienen, als die politischen Ereignisse in seinem Vaterland Einfluß auf sein Geschick und selbst auf seine Poesie ausübten.

Er war am 19 Februar 1754 in Alfonsina, im Ravenna'schen, auf einem kleinen seiner Familie angehörigen Landgut geboren. In einem Seminarium zu Faenza, wohin er in früher Jugend gebracht wurde, brachte er mehrere Jahre zu und erlernte daselbst die lateinische Sprache in so weit, daß er nicht unberühmte lateinische Gedichte machte; auch warf er sich mit großem Eifer und Geschick auf das Improvisiren. Aber sein einsichtsvoller Lehrmeister hielt ihn zurück, daß er nicht die Schaar der Dichter aus dem Stegreif vermehrte, deren Gesänge dem Lichtstrahl gleichen, welcher erleuchtet und dahinfährt, ohne eine dauernde Spur zu hinterlassen. Auf der Universität Ferrara studirte er, wider seine Neigung, die Jurisprudenz, las aber eifriger im Virgil und Horaz als im Justinian. Hingerissen von der Schönheit und Kraft Dante's wandte Monti den Hainen der Arkadier den Rücken und das im Alter von 16 Jahren gefertigte Gedicht: Die Vision Ezechiels, worin ein berühmter Prediger verherrlicht wird, zeigte schon, daß der junge Dichter, knechtischer Nachahmung fremd, einen selbstständigen hohen Flug nehmen würde.

Der Kardinal Borghesi, Gesandter in Ferrara, ward auf den Jüngling und dessen ausgezeichnetes Talent aufmerksam und nahm ihn mit sich nach Rom. Hier schloß sich Monti aufs engste an den gelehrten Archäologen Ennio Quirino Visconti an und drang in Gemeinschaft mit ihm in die innersten Schönheiten der alten Klassiker ein. Aus Veranlassung der Entdeckung von zwei Statuen, Perikles und Aspasia, dichtete er die Prosopopea di Pericle. Ein anderes Gedicht: La Bellezza dell' Universo, erwarb ihm die Gunst des Herzogs Luigi Braschi Onesti, der ihn zu seinem Sekretär machte und ihm so Gelegenheit verschaffte, sich ganz der Wissenschaft und Poesie zu widmen. Um diese Zeit dichtete Monti die Elegie d'Amore, den Entusiasmo Melanconico und eine Ode auf den Luftballon des Herrn Montgolfier. Im Jahr 1782 feierte er die Reise des Papstes Pius VI nach Wien zu Joseph II durch das Gedicht: Il Pellegrino Apostolico, oder: die Reise des Papstes an den Kaiserlichen Hof.

Die Ankunft Alfieri's in Rom und die Vorlesung seiner Virginia begeisterten den jungen Dichter, sich auf dem Kothurn zu versuchen. Kurz zuvor hatte er im Pausanias eine Begebenheit gelesen, welche ihm der dramatischen Behandlung würdig und günstig schien; sofort entwarf er den Plan zu einer Tragödie, führte ihn rasch aus und ließ sein Werk, Aristodemo betitelt, erscheinen. Zwei Jahre zuvor war der dramatische Wettkampf, den der Herzog von Parma eingeführt hatte, aus Mangel an tüchtigen Tragikern, eingestellt worden; aber bei Erscheinen des Aristodemo öffnete der Herzog die Palästra wieder, krönte die Tragödie, ohne daß eine Mitbewerbung statt fand, und sandte dem Dichter eine goldene Medaille nebst einem Handschreiben. Auf den Aristodemo ließ Monti Galeotto Manfredi folgen — eine Tragödie, welche nicht denselben Beifall erlangte wie die erste, die längst in Aller Mund, und auch Ursache war, daß eine sehr schöne und gebildete Jungfrau dem Dichter ihre Hand als Gattin reichte, und zwar hatten beide sich zuvor nicht gesehen; er hatte den Wunsch, sich mit ihr zu verbinden, weil er ihren Vater, einen ausgezeichneten Alterthumsforscher, hoch geehrt hatte, und sie nahm keinen Anstand, die Bewerbung des ihr persönlich unbekannten Dichters des Aristodemo anzunehmen.

Der tragische Tod des Hugo Basseville, der, nach Rom gekommen, um daselbst die Grundsätze der französischen Revolution zu verbreiten, von dem wüthenden Volk auf grausame Weise ermordet worden war, 14 Januar 1793, aber vor seinem Tod noch Reue gezeigt und nach den Tröstungen der Religion verlangt hatte, gab dem Dichter die Idee zu dem so berühmt gewordenen Gedicht: Cantica in Morte di Ugo Bassville oder Bassvilliana,

welchem er den größten Theil seines Ansehens verdankt. Es bewirkte eine von Varano und Minzoni angebahnte Revolution in der italienischen Poesie, gab dem Studium Dante's, den man vernachlässigt, wo nicht gar verachtet hatte, einen neuen Schwung und brachte den kräftigen und erhabenen Styl wieder zu Ehren. Der Ruf Monti's wuchs und verbreitete sich in Folge dieses Gedichts in solchem Grade in ganz Italien, daß der Gouverneur der Lombardei, Graf Wilzeck, dem Dichter den Lehrstuhl der schönen Literatur in Pavia anbot, den er aber ausschlug und vorzog in Rom zu bleiben.

Aber der Sturm der Revolution riß ihn aus seiner süßen Muße und stürzte ihn in ein stürmisches Meer. Monti hatte im Jahr 1797 Gelegenheit, den General Marmont kennen zu lernen, schloß Freundschaft mit ihm und folgte ihm auf seine Einladung nach Toskana, da seine Gesundheit eine Veränderung des Aufenthalts räthlich machte.

Inzwischen hatten die Waffen der Franzosen die sogenannte cispadanische Republik gegründet; in welcher auch Ferrara, die Heimath des Dichters, begriffen war. Sein Landsmann, der Graf Marescalchi, ermunterte ihn in einem Schreiben, dem Schicksal seines Vaterlands sich anzuschließen, das bereits mit der cispadanischen Republik verbunden sey, und Monti ließ sich durch die schmeichelnden Ideen von Verbesserung der Gesetze und andere glänzende Versprechungen anködern, so, daß er ohne viel Besinnen sich in die Wechselfälle der Politik mengte und die Freundschaft der Machthaber suchte. Der Einladung folgend ging er nach Bologna, wo er in Kurzem das Ende der ephemeren Republik erlebte, welche mit der transpadanischen zusammengeschmolzen wurde und jetzt die cisalpinische Republik hieß. Die neue Regierung berief Monti nach Mailand und ernannte ihn zum General-Secretär der auswärtigen Angelegenheiten. Wie es ihm hier erging, beschreibt er selbst so: „Meine Ankunft war durch Schmähungen, wie sie republikanischen Zeitungen geläufig sind, vorher verkündigt worden, welche dem Direktorium meine Ernennung vorwarfen, da ich ein Todfeind der Republik sey. Ich liebte die Freiheit — aber der Gegenstand meiner Liebe war die Freiheit, wie sie geschildert ist in den Schriften eines Cicero und Plutarch. Die, welche ich auf den Altären Mailands fand, erschien mir wie eine feile Dirne und ich weigerte mich sie anzubeten. Daher von ihren Hierophanten der Bann gegen mich geschleudert — daher auf dem Platz vor dem Dom die Baßvilliana öffentlich verbrannt — so setzte ich denn auch die (Jakobiner-) Mütze auf, warf mich vor der Gottheit mit der rothen Mütze nieder, huldigte dem Götzenbild, besang seine heiligen Tugenden und wurde auch ein revolutionärer Poet;... ich schwärmte und tobte mit den Andern und meine Bekehrung trug mir den Schutz und die Gnade Gianni's ein.... Während der unumschränkten Herrschaft Robespierre's hatte ich in Rom die Baßvilliana geschrieben. Frankreich, unter dieser Tyrannei eine Hölle geworden, lieferte mir Gedanken und Bilder von einem an Dante erinnernden Kolorit, was dem Gedicht einen gewissen Ruf verschaffte, dem Verfasser aber viele Verfolgungen von Seiten der Demagogen eintrug."

Aber nicht bloß die Schmähungen der Zeitungen zog das Gedicht La Bassvilliana seinem Verfasser zu, sondern es hatte auch den Verlust seiner Stelle zur Folge. Im Rathe der Alten und der Jüngern ging ein Gesetz durch, wornach Keiner eine Anstellung bekommen oder behalten durfte, der seit dem ersten Jahre der Freiheit (nach dem französischen republikanischen Kalender) Schriften verfaßt und herausgegeben, welche darauf ausgehen, Haß gegen die Demokratie einzuflößen. In Folge dieses Gesetzes, dem eine rückwirkende Kraft gegeben wurde, ward Monti abgesetzt, erhielt aber bald die Stelle eines Kommissärs in der Provinz des Rubikon. Bald aber überzeugte er sich durch eigene Erfahrung, daß es etwas Anderes ist, Gedichte machen, etwas Anderes, Völker regieren. Von aller Erfahrung in Staatsgeschäften entblößt, sollte er Redekämpfe bestehen, aus welchen er nicht siegreich hervorging; vorzüglich durch die Anzeige ans Direktorium von der unrechtmäßigen Bereicherung eines mächtigen Gliedes des gesetzgebenden Körpers hatte er sich viele Feinde gemacht. Voll Entrüstung zog er sich zurück von dieser Regierung, wo er die Uebelgesinnten triumphiren sah, und man hörte ihn ausrufen. „Ich glaubte zur Hochzeit mit einer schönen und keuschen Jungfrau gekommen zu seyn und erwachte in den Armen einer häßlichen Buhlerin!"

Einen weitern Kampf hatte er wegen seiner Musogonia zu bestehen, worin auch einige Lobsprüche auf die Monarchie vorkamen. Müde so vieler Verfolgungen und voll Furcht für seine Zukunft, warf er sich jetzt ganz auf die entgegengesetzte Seite und schrieb Sachen, die nur für den exaltirtesten Demagogen passen, die, wie Maggi sagt, nicht mit der Güte seines Herzens zusammenstimmten und die er selbst später mißbilligte.

Da auf solche Weise die Demagogen versöhnt waren, erhielt Monti die Anwartschaft auf den Lehrstuhl der schönen Literatur in der Brera, welchen der schon alte Parini inne hatte; aber als dieser starb, zogen die Oesterreicher und Russen in Mailand ein, (April 1799) und Monti folgte dem flüchtigen Direktorium über die Alpen. Einige Zeit lebte er in äußerster Dürftigkeit und von Krankheiten heimgesucht in der Gegend von Chambery. Marescalchi erfuhr es, berief ihn nach Paris und sorgte nothdürftig für ihn. Nach dem neuen Umschwung des Kriegsglücks zu Gunsten der Franzosen durfte Monti sein Vaterland wieder begrüßen und sprach seine Empfindungen in einer Hymne aus, welche anfängt:

> Schönes Italien! wie erschüttert
> Mich des Wiedersehens Lust!
> Schauernd, wonnetrunken zittert
> Mir die Seele in der Brust!

Nach seiner Rückkehr vollendete er das Gedicht La Mascheroniana, zu Ehren des Lorenzo Mascheroni, eines Freundes von Monti, der vor den Alliirten sich nach Frankreich geflüchtet hatte und daselbst starb. Um dieselbe Zeit ward die Tragödie Cajo Gracco gedichtet. Monti wurde die Wahl gelassen zwischen einem Lehrstuhl in Mailand oder in Pavia. Er entschied sich für den letzteren und hielt drei Jahre lang sehr gerühmte Vorlesungen, worin er den guten Geschmack in der Literatur und die Liebe zu den Klassikern weckte und nährte. Nach drei Jahren wurde er nach Mailand berufen, zuerst als Assessor bei dem Ministe-

rium des Innern für die Wissenschaften und Künste, nachher aber zum Hofdichter ernannt. Jetzt mußte sein poetischer Genius den Zeitumständen sich bequemen und er besang im Jahr 1805 in einer Vision die Erhebung Napoleons auf den Thron Italiens; im Jahr 1806 die Siege des neuen Kaisers über Oesterreich und Rußland in seinem Bardo della Selva Nera und die Siege über Preußen in seiner Spada di Federigo; im Jahr 1810 die Vermählung Napoleons mit der Erzherzogin Marie Louise in der Jerogamia di Creta, und 1811 die Geburt des Königs von Rom in den Api Panacridi. Der Dichter verlebte jetzt glückliche Jahre, indem er von allen Seiten geehrt, mit Pensionen und andern Zeichen der Gunst überhäuft und von den angesehensten Männern aufgesucht wurde. Besonders waren ihm die Fürsten aus dem napoleonischen Hause sehr gewogen. Ums Jahr 1810 erschien seine Uebersetzung der Ilias, ein Werk, das ihn bei seinen Landsleuten ebenso berühmt machte als seine eigenen Dichtungen. Die Veranlassung dazu wird so erzählt: Er war zu einem Gastmahl in dem Kardinal Fabrizio Ruffo eingeladen worden, wo er den neapolitanischen Gelehrten Saverio Mattei antraf, welcher in einem Gespräch über Homer behauptete: dieser Dichter könne nicht getreu ins Italienische übertragen werden, ohne daß die Uebersetzung ins Triviale und Gemeine verfalle. Monti bekämpfte diese Meinung und widerlegte sie faktisch, indem er binnen weniger Tage gerade die von Mattei zur Behauptung seiner Ansicht angeführten Stellen in einer Weise übertrug, welche jeden Vorwurf eines niedrigen gemeinen Tons ausschloß. Ermuthigt durch den ihm gewordenen Beifall übersetzte er nach und nach die ganze Ilias, wofür er die größten und einstimmigsten Lobsprüche von allen Seiten einerntete. Bemerkenswerth ist, daß Monti gar kein Griechisch verstand, sondern sich auf die, freilich sehr zahlreichen, schon vorhandenen Uebersetzungen und Erklärungen stützen mußte. Auch Pope, der englische Uebersetzer Homers, verstand nach Johnson kein oder wenig Griechisch.

(Fortsetzung folgt.)

Lord Byron.

(Fortsetzung.)

Byrons Leben ausführlicher zu schildern, ist hier nicht der Ort, auch darf die Bekanntschaft mit den wichtigeren Vorfällen desselben als ziemlich allgemein verbreitet vorausgesetzt werden. Nur um uns auf bestimmte Epochen beziehen zu können, geben wir eine kurze Skizze seiner Schicksale. Er ward geboren im Jahr 1788. Sein liederlicher Vater brachte seiner Mutter Vermögen durch und ging, als sein Sohn noch ein zartes Kind war, davon. Seine Mutter verzärtelte ihn einerseits und mißhandelte und erbitterte ihn andererseits durch harte Reden. Im siebenten Jahr besuchte er die Schule zu Aberdeen und später kam er nach Harrow; dazwischen hielt er sich auch im Hochland auf, zur Stärkung seiner Gesundheit. Im zehnten Jahre wurde er durch den Tod seines Großoheims Peer und reicher Erbe. Auf der Universität Cambridge studirte er wenig und verließ sie im neunzehnten Jahre, ohne einen Grad erlangt zu haben. In Newstead-Abbey, seinem Erbsitz, wohin er sich begab, lebte er fast ausschließlich den Vergnügungen. Zum Theil im Verdruß über die nicht glänzende Aufnahme seiner ersten Gedichte, trat er, nachdem er seine Satyre gegen seine Kritiker und die englischen Dichter geschrieben hatte, im Jahr 1809 seine Reisen an, von welchen er 1811 zurückkehrte. Im Februar 1812 erschienen die zwei ersten Gesänge des Childe Harold, auf die er selbst anfänglich so wenig hielt, daß er sie nicht herausgeben wollte. Sie machten einen Eindruck, wie seit zwei Jahrhunderten kein Gedicht in England soll hervorgebracht haben, und der stürmische Beifall des entzückten Publikums übertäubte weit die, jedoch nur noch bescheiden und neben den größten Lobsprüchen vorgebrachten Ausstellungen einzelner Kritiker. Mit Einem Schlag ward Byron auf den Schild gehoben und nahm die höchste Stelle auf dem britischen Parnaß ein. Und wie sein Gedicht, so wurde jetzt auch seine Person und Alles, was ihn betraf, Gegenstand des höchsten Interesses; der Enthusiasmus für ihn wurde Mode. „Man weiß," sagt Lake, „wie bereitwillig sich in London die Thüren der Gesellschaft dem literarischen Verdienst öffnen, auch wenn es von weit untergeordneterer Art ist, als das des Lord Byron, und daß man nur durch die öffentliche Meinung ehrenvoll ausgezeichnet zu seyn braucht, um freien Zutritt in den ersten Cirkeln zu erlangen. Aber Lord Byron bedurfte bei seinem hohen Stand und Rang nicht einmal dieses Freibriefs." Besonders interessirten sich die Damen für den jungen, in so vieler Beziehung ausgezeichneten Dichter und es fehlte nicht an Intriguen. Im Jahr 1815 heirathete er Miß Millbank, von der er ein Jahr zuvor war abgewiesen worden; sie lebten auf einem großen Fuß, wodurch seine Vermögensverhältnisse bald zerrüttet wurden; nachdem ihn seine Gemahlin mit einer Tochter beschenkt hatte, reiste sie auf einen Besuch zu den Ihrigen und kehrte nicht wieder zu ihrem Gemahl zurück. Die eigentlichen Ursachen der Trennung blieben immer in ein geheimnißvolles Dunkel gehüllt; es gingen die widersprechendsten Gerüchte, bei welchen im Durchschnitt Lord Byron am schlimmsten weg kam. Voll Unmuth und Verdruß verließ er im Frühjahr 1816 England von neuem, um nie mehr zurückzukehren. In dem Zeitraum von 1811 — 1816 hat er mehrere seiner berühmtesten, mit Begeisterung aufgenommenen Erzählungen gedichtet: den Korsar, Lara, die Braut von Abydos, den Giaour, die Belagerung von Korinth. Er reiste durch Frankreich und die Niederlande (wo er das Schlachtfeld von Waterloo besah), dann den Rhein hinauf nach der Schweiz. Den Sommer brachte er in Genf und der Umgegend zu. Er schrieb hier den dritten Gesang des Childe Harold, Manfred und den Gefangenen von Chillon. Er verkehrte hier mit einigen wenigen Engländern: Lewis, Hobhouse, Shelley und machte von Zeit zu Zeit einen Besuch bei der Frau von Stael, die ihm Vorlesungen über seine Immoralität hielt. Von 1817 — 1819 hielt er sich meist in Venedig auf, wo er Tasso's Klage, den vierten Gesang des Childe Harold, Marino Falieri, die beiden Foscari, Beppo, Mazeppa und die ersten Gesänge von Don Juan dichtete. Ende des Jahrs 1819 begab er sich nach Ravenna, schrieb hier die Prophezeihung Dante's, Sardanapal,

Kain, Himmel und Erde und setzte den Don Juan fort, den er in Pisa, wo er später seinen Wohnsitz aufschlug, bis zum Ende des sechszehnten Gesangs fortführte, ohne ihn zu schließen. Auch dichtete er daselbst Werner, den ungestalteten Ungestalten, die Insel und die Vision des jüngsten Gerichts (eine Parodie von Southey's, des Laureaten, gleichnamigem Gedichte), wegen dessen der Herausgeber des Liberal, in welchem es erschien, gerichtlich belangt und gestraft wurde. Im Herbst 1822 verließ Byron Pisa und brachte den Winter in Genua zu. Im Sommer 1823 schiffte er sich nach Griechenland ein, für welches schöne Land er sich, wie seine Gedichte zeigen, aufs innigste begeistert hatte und dessen Freiheitskampf er durch seinen Namen und sein Geld zu unterstützen den Entschluß faßte. Er begab sich in das damals schon bedrohte Missolunghi. Seine sehr angegriffene Gesundheit vermochte aber die körperlichen Anstrengungen und die Unannehmlichkeiten, die sich ihm entgegenstellten, nicht in die Länge zu ertragen; er starb den 19 April 1824, in Missolunghi. Seine sterblichen Ueberreste wurden in der Nähe von Newstead-Abbey in der Familiengruft beigesetzt.

Dieß das dürre Skelett des an den mannichfaltigsten Ereignissen, Bestrebungen, Begegnungen in Liebe und Haß, an Verirrungen und Glanzpunkten so reichen Lebens eines der größten Dichtergenien neuerer Zeit. Wir knüpfen hieran einige Reflexionen über den Charakter Byrons als Mensch, weil, wie Thomas Moore ganz richtig sagt, bei ihm weniger als bei irgend einem Andern der Mensch und der Poet auseinander gehalten werden können, vielmehr gegenseitig Licht auf einander werfen.

Es gibt in der Kritik, welche nicht bei den einzelnen poetischen Leistungen eines Dichters stehen bleibt, um sie nach gewissen, entweder von vornherein feststehenden oder vorausgesetzten Regeln und Grundsätzen zu prüfen, oder auch poetische Gesetze aus ihnen zu deduciren, sondern bis zu der zeugenden Quelle der einzelnen Produktionen zurückgehen, den Genius als eine Totalität und Einheit zu erfassen und sein Wesen so viel möglich erschöpfend auszusprechen bemüht ist, und welche deßwegen auch den Menschen in ihre Betrachtungsweise hineinzieht: es gibt in dieser Kritik Materialisten und Spiritualisten. Der Materialismus bezeichnet in der Metaphysik diejenige Ansicht, der das Körperliche, Handgreifliche, der Stoff eigentlich als das wahrhaft Wirkliche gilt und die den Geist nur als Accidens an der Substanz, nur als vorübergehendes, vergängliches, Phänomen betrachtet. Der Spiritualismus dagegen betrachtet das Materielle nur als den Träger des Geistes, welcher ihm das wahre Seyn ist, und er geht zuweilen so weit, die Materie selbst zum Geist zu erheben, den Unterschied zwischen ihr und dem Geist zu läugnen und so eine Identität beider Potenzen aufzustellen, welche dem Kurzsichtigen, welcher Motive und Standpunkte nicht zu unterscheiden weiß, auch wieder als Materialismus erscheinen kann. Der Materialismus in der Kritik außerordentlicher Geister geht von der Beobachtung des äußern, sichtbaren Lebens eines merkwürdigen Individuums, z. B. eines Dichters aus; der Mensch, in seinen Neigungen, Handlungen, Leidenschaften u. s. w. ist seine Basis; ja sogar die schwächsten Partien seines Lebens und Charakters, seine Verirrungen und Ausschweifungen werden nicht selten als das eigentlichste Selbst, als Schlüssel zum Verständniß seines Wesens hervorgezogen und dann wird der Versuch gemacht, zu erklären: wie aus diesen Elementen die Phänomene der poetischen Produkte sich bilden konnten. Daß aber die Versuche, aus den gegebenen psychologischen Elementen die Poesie zu erklären, oft ebensowenig einleuchtende Ueberzeugungskraft haben, als die des philosophischen Materialismus: die geistigen Funktionen auf Aktionen der Materie zurückzuführen, wollen wir hier nur im Vorübergehen andeuten. Der Spiritualismus in der Kritik dagegen nimmt seinen Stand- und Gesichtspunkt in den schönsten, reinsten erhabensten und glänzendsten Produktionen des Dichters; diese betrachtet er als den wahren Kern, als das eigentliche Princip seines Wesens; nach diesen ist, ihm zufolge, sein Streben, seine Eigenthümlichkeit zu beurtheilen; die minder gelungenen Werke sind nur inadäquate Abspieglungen, sind schon getrübte Emanationen, unlautere Reflexe der reinen Lichtnatur des Poeten, und seine Schwächen, seine Verirrungen als Mensch sind eben dunkle, von dem Licht und der Wärme der Götternatur noch nicht erreichte und durchdrungene Punkte, sind bloße Schlacken an dem sonst gediegenen Gold. Jenes System sucht den Dichter in den Menschen, dieses dagegen den Menschen in den Dichter aufzulösen, was in der Regel nicht geschieht, ohne dort den Dichter herabzuziehen, und hier den Menschen mehr oder weniger zu idealisiren. Es könnte scheinen, als ob die Ansicht, welche wir als die materialistische bezeichneten, mehr im Geist einer strengeren Sittlichkeit sey, als die entgegengesetzte, insofern, als sie die Gesinnung und Handlungsweise des Dichters im wirklichen Leben zur Basis ihrer Schätzung macht, als sie seine Schwächen und Sünden nicht beschönigt und entschuldigt und eine Poesie, die nicht aus den Wurzeln gesunder Sittlichkeit und edler Tugendbegeisterung entblüht, als krank, falsch und faul darstellt, nach dem Spruch: daß ein fauler Baum keine guten Früchte bringen kann. So scheint dann die spiritualistische Ansicht die Moralität dadurch zu gefährden, daß sie schöne Worte als Ersatz nimmt für gute Handlungen, erhabene Sentenzen für einen reinen Wandel und große Gedanken für ein tugendbegeistertes Herz; daß sie dem Genius gleichsam einen Freibrief verleiht, die Schranken der Sitte zu überspringen, eine Aristokratie des Geistes, mit dem Privilegium zu sündigen, stiftet, und alle Verirrungen des Fleisches (des Menschen) damit entschuldigt, der Geist (der Poet) wisse nichts davon. Um ein Beispiel zu geben: Es ist bekannt, daß Byron ein Wüstling war; er schrieb von Venedig aus: „Die Weiber sind auch hier, wie überall, mein Verderben.“ In Betreff dieses Umstands sagt die eine Ansicht: „Er hatte nie etwas von der Liebe gekannt, als die thierische Leidenschaft. Als jung hatte seine Poesie dieser ein reizenderes Ansehen verliehen — er mochte an die Leidenschaft von Romeo und Julie glauben. Aber sobald er die Jahre der Unterscheidung erreicht zu haben glaubte, hatte er die weise und glückliche Entdeckung gemacht; daß die Weiber ihn lieben konnten, auch ohne daß er ihre Leidenschaft *) erwiederte, und daß die Liebe aller Frauen, auch der besten, nichts sey als Eitelkeit. Bei dieser Annahme lag die Behauptung nahe genug, daß auch in seiner Poesie keine ächte Liebe sich finde, und daß, was dafür ausgegeben werde, nur glänzender, falscher Schein sey, geschöpft aus dem Born einer lebhaften Einbildungskraft und leidenschaftlicher Sinnlichkeit.

(Fortsetzung folgt.)

*) Lord Byron and some of his Contemporaries. By Leigh Hunt.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 3.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

11 Januar 1837.

Neugriechische Volkslieder.

Palikarenlieder. *)

1.

Wenn auch die Pässe türkisch sind,
 Sie Albaneser nahmen,
Es lebet Stergios ja noch,
 Der fürchtet nicht die Paschas.
So lang noch Schnee die Berge deckt,
 So huld'gen wir nicht Türken.
Wir geh'n und lagern uns allda,
 Wo Wölf' in Höhlen kauern.
Bei Türken wohnen Sklaven nur,
 In Städten und auf Ebnen.
Der Palikaren Städte sind
 Die Schluchten und die Wüsten.
O besser, daß mit Bestien wir,
 Als mit den Türken leben!

2.

Wie süß und ruhmvoll ist der Tod,
 Den eine Kugel bringet, *)
Der Tod im Kampf ist Leben ja,
 So nennen wir ihn Alle.
Drei Tage führen wir den Kampf,
 Drei Tage und drei Nächte,
Ganz sonder Wasser, sonder Brod,
 Und sonder Schlaf im Auge.
Das Pulver essen wir wie Brod,
 Und gleich wie Fleisch die Kugeln,
Gleich Böcken schlachten Türken wir,
 Und Agas so wie Widder.
Und fallen wir im Freiheitskampf,
 So schlagt das Haupt vom Rumpfe, **)
Daß nicht ein Türkenhund es nimmt,
 Und trägt's zu Ali Pascha.
Macht uns das Grab zurecht, doch schaut,
 Daß breit und hoch es werde,
Damit querüber laden wir
 Und steh'n und kämpfen können! ***)

---

*) Diese Lieder, welche die Heldenthaten der Palikaren im Befreiungskampfe besingen, werden τραγούδια κλέφτικα genannt, im Gegensatz zu den τραγούδια πλαστικά, deren Stoff nicht historisch, sondern poetischer Erfindung ist. Die Palikaren werden auch Klephten (κλέφταις) genannt, welches „Räuber“ bedeutet, sey es nun, daß sie sich diese Benennung selbst beilegten oder ihnen dieselbe von den Türken oder den unter türkischer Herrschaft lebenden Griechen, die bei den Ueberfällen und Verwüstungen der Palikaren nicht selten gleichfalls Leben und Habe einbüßten, verächtlicherweise gegeben wurde. Jede Palikarenbande zieht unstät mit ihrem Kapetanos in den Gebirgen umher, wo sie weder unter einer bestimmten Verfassung noch an einem festen Wohnsitze leben. Nur hat jede Schaar in einer entlegenen Schlucht oder auch einem unzugänglichen Felsen einen Lieblingsaufenthalt (λημέρι), wo sie sich, nach den Beschwerden und Kämpfen des Tages, Abends froh und sorgenlos dem Wein und Gesang überlassen. Näheres über die Palikaren findet man in einem ausführlichen Aufsatze des Uebersetzers im „Auslande,“ Jahrgang 1835, Nro. 228 rc. Stergios war ein Kapitanos der Palikaren, sein Name lebt in vielen Liedern der Klephten.

*) Was die Palikaren am meisten fürchten, ist, eines natürlichen Todes auf dem Bette zu sterben, daher schreibt sich auch ihre gewöhnliche Grußformel: „καλὸν μολύβι,“ d. h. „ich wünsche dir eine gute Kugel an den Kopf!“ (Wenn es nicht heißt: „eine Kugel, die gut trifft.“ Anm. der Red.)

**) Der schrecklichste Gedanke für den Klephten ist, lebendig in die Hände der Feinde zu fallen und dem Spott und Hohn derselben preisgegeben zu seyn. Um dem Schimpfe zu entgehen, daß ihr Haupt den Feinden öffentlich zur Schau ausgestellt werde, bittet jeder tödtlich verwundete Palikare einen seiner Kameraden, ihm das Haupt abzuschlagen und es mit sich zu nehmen, um es nicht in den Händen der Feinde zu lassen.

***) Ein unversöhnlicher Haß beseelt die Palikaren bis zu ihrem letzten Hauche, und sogar noch im Grabe glauben sie mit ihren Feinden, wenn letztere es wagen sollten, sich demselben zu nähern, kämpfen zu müssen, weßhalb sie selten vergessen, ihren Freunden vor dem Tode einzuschärfen, ihnen ihre Waffen in die Gruft mitzugeben.

3. *)

Mit geflocht'nem, langem Haare,
  Sitzt am Saloniki's Thor
Traurig, trüb ein Palikare,
  Seufzer stößt sein Mund hervor.
Und er hält in seinen Händen
  Den Tampuras **) schön von Gold,
Singt: „wann wird mein Klagen enden,
  Wann wirst, Liebchen, du mir hold?
Sag' ihr, trautes Fenster, sage,
  Daß ich jeden Abend hier
Meine heiße Liebe klage,
  Sag', sie soll sich zeigen mir!
Bin ja doch kein Leu noch Schlange,
  Durstend wild nach ihrem Blut,
Ach! es färbt ja meine Wange,
  Wie die ihr'ge, Jugendgluth!"

4.

Dort unten in der Straße,
  Da wohnt ein Greis mit seinem Weib,
Er hat ein junges Mägdlein,
  Gar schön von Antlitz, schlank von Leib.
Doch hat er auch, der Alte,
  Ach! einen großen, bösen Hund.
Ich wollt', die mürr'schen Alten,
  Sie stürben beide gleich zur Stund.
Man gebe einen Gifttrank
  Dem großen Hund, dem bösen Thier,
Daß ich das schöne Mägdlein
  Zum Liebchen könnte nehmen mir!

J. M. Firmenich.

Vincenzo Monti.

(Fortsetzung.)

Als die Lombardei wieder unter österreichische Herrschaft kam, behielt Monti seine Pension und wurde zweimal mit Verfertigung von Gedichten beauftragt; das einemal zur Feier der Ankunft des Erzherzogs Johann von Oesterreich, der die Huldigung des Lombardisch-Venetianischen Königreichs annahm, das zweitemal zur Verherrlichung des Besuchs des Kaisers und der Kaiserin in Mailand, 1816. Das erste dieser Gedichte heißt: die mystische Huldigung, das zweite: Asträa's Rückkehr. Manche waren der Ansicht, dieser Titel hätte wohl etwa für ein Gedicht gepaßt, das nach den mit vielen Verbrechen und Schändlichkeiten befleckten Revolutionen verfertigt worden wäre; daß aber die Fiktion: Asträa (die Gerechtigkeit) sey erst nach dem Fall des italischen Königreichs zurückgekehrt, eine eben so gehässige als falsche Anklage gegen eine Regierung enthielt, welche den Dichter so hoch geehrt und so großmüthig belohnt hatte. Diese Gedichte und eine dramatisirte Hymne: L'invito a Pallade, gedichtet für den im Jahr 1819 gehofften Besuch des Kaisers und der Kaiserin, vermochten den Ruhm Monti's nicht zu erhöhen. Sein letztes poetisches Werk ist die Jeroniade, in welcher die alte Mythologie eine große Rolle spielt und z. B. dem Jupiter eine rühmende Weissagung auf den Papst Pius VI in den Mund gelegt wird. *) Die große Vorliebe für die heidnische Mythologie und für den Klassicismus rührete bei Monti ohne Zweifel von seiner eifrigen Beschäftigung mit Homer her; in seiner lebhaften Phantasie hatten die Fabelwesen eine Substanzialität gewonnen, die er retten und vertheidigen zu müssen glaubte, trotz dem daß die moderne Bildung und die christliche Religion entgegenstanden. Monti starb am 13 Oktober 1828. Seine Dichtungen lassen sich nach den Hauptepochen seines Lebens in drei Klassen eintheilen. Gianni pflegte boshaft von ihm zu sagen, er sey zuerst päpstlicher Poet, dann Revolutionspoet und endlich kaiserlicher Poet gewesen. Andere unterschieden die Poesien des Abate Monti, des Cittadino Monti und des Cavaliere Monti.

Wir fassen unter Monti's Dichtungen zuerst die Bassvilliana ins Auge. Aus Veranlassung von dem tragischen Tode des Hugo Basseville flog Monti's Phantasie jenseits der Alpen; sie versetzte sich nach Paris und stieß dort auf Haß, Parteiungen, Blutvergießen und Greuel jeder Art. Leicht gesteht man zu, daß dieß Gegenstände für die Poesie waren, wo die heftigsten Leidenschaften dargestellt werden konnten; aber Schwierigkeiten machte die Wahl der Form oder der Art und Weise, wie diese schauerlichen Ereignisse zu schildern waren. Dante, das unglückliche Opfer des Parteikampfes zwischen seinen Mitbürgern und den Faktionen, welche Italien mit Freveln und Blut erfüllt hatten, wollte diese Greuel dem Fluch der Nachwelt überliefern und zugleich gewaltige Rache nehmen für das Unrecht, das er erlitten von denjenigen, die ihn zur Flucht aus seiner Heimath genöthigt hatten. So erdichtete er eine Wanderung durch die drei Reiche der Todten und wies in der Hölle den Bösen von der jüngst gestorbenen Generation ihren Platz an; ins Fegfeuer verbannte er diejenigen, welche bereut und sich gebessert hatten und erhob ins Paradies seine Freunde und Beschützer — namentlich bereitete er darin einen Thron für den Kaiser Heinrich VII.

Monti hatte ebenfalls, wie sein Meister, Blutscenen, Parteigrausamkeiten, erbitterten Haß, ungerechte Verurtheilungen zu schildern; aber er trat nicht in eigener Person als Wanderer auf, sondern er fingirte: Die Seele des Basseville, die sich durch Reue noch von ihrer Schuld gereinigt, sey zur Strafe, nicht zum Fegfeuer, sondern zur Betrachtung der Sünden und Leiden Frankreichs verurtheilt worden. Der Engel, der sie der Hölle entzogen, dient ihr als Führer, wie Virgil dem Dante. Die beiden Geister verlassen Rom, fliegen über Frankreich hin, schauen auf dessen unendliche Leiden herab und sind in Paris Zeugen von der Hinrichtung Ludwigs XVI. — Wir lassen einige Proben folgen, das Gedicht beginnt so:

*) Dieses Lied wird häufig bei Serenaden gesungen. Der Gesang der Griechen ist, gleich dem der Orientalen, höchst kläglich und eintönig.

**) Tampuras ist eine Art Zither mit langem Halse, ähnlich der italienischen Mandolina, und wird wie diese mit einem πλῆκτρον geschlagen. Παλικάρος oder παλικάρι, bedeutet: ein rüstiger Bursche, was die Italiener giovinotto nennen.

*) So heißt es in einem altitalienischen Epos: „O santo Giove, per noi crucifisso! (O heil'ger Jupiter, für uns gekreuzigt!)"

Entschieden war nunmehr der Hölle Kampf;
Von dannen zog des Abgrunds Geist und ballte
Die leere Krallenfaust in zorn'gem Krampf.

Dem Löwen gleich, dem hungernden, er brüllte;
Die Schlangen zischten ihm herab vom Haupt;
Mit Gotteslästrung er die Luft erfüllte.

Schon jetzt die Flügel auseinander thut
Die Seele Hugo's, um ins zweite Leben
Zu schweben aus dem Leibe, roth vom Blut.

Zum ird'schen Kerker, den sie ausgezogen
Plötzlich, weil sie noch ängstlich ganz und scheu,
Zurück sehnsüchtig ihre Blicke flogen.

Holdlächelnd aber nahm in seine Hut
Der sel'ge Engel sie, daß heil'ge Stärke
Erkämpft sie hatte von des Bösen Wuth.

Und: „Sey gegrüßt, beglückter Geist!" er sprach:
„Gegrüßt o Schwester, der Erkornen Eine,
Welcher der Himmel alle Schuld läßt nach!

„Nicht zittre du! du wirst die Fluth nicht trinken,
Die braune des Avernus, die auf Huld
Und Gnade jede Hoffnung macht versinken.

„Doch die Gerechtigkeit, die nichts verhehlen
Sich läßt, die streng und mitleidsvoll zugleich,
Die jede Falt' und Runzel sieht der Seelen:

„Schrieb in die Demanttafeln dieses ein:
Fern mußt du bleiben der Umarmung Gottes,
Bis Frankreichs Frevel wird gebüßet seyn!

„Die Greuel jetzt, die namenlosen Wehen,
Dran du auch Theil nahmst, sollst du jetzt zur Buße
Beklagend und beweinend übersehen.

„Du bist verdammt zum Anschaun deines Lands,
Des sündlichen, deß stinkend faule Thaten
Verdüstern selbst des reinen Himmels Glanz;

„Des Himmels Rache ist bereits gereift;
Die des allmächt'gen Herrschers Zorn befriedigt,
Den schrecklichen, deß Maß schon vollgehäuft."

So sprach er; ehrerbietig drauf und stille
Schlug Jener 's Auge nieder; dann versetzt er:
„Gerecht und gnädig ist, o Herr, dein Wille!"

Zum letztenmal den Blick zum Leib er kehrt,
Im Leben ihm vermählt einst, dessen Adern
Unsinnige, blutdürst'ge Wuth zerstört.

„Im Frieden schlummre," sprach er, „mancher Plage
Treuer Mitdulder, bis die mächt'ge Glocke
Auch dich erweckt an jenem großen Tage!

„Leicht sey die Erde über deiner Ruh!
Nicht mögen Regen dich und Lüfte stören!
Kein unhold Wort ruf' dir der Wandrer zu!

„Es lebt der Zorn nicht über's Grab hinaus.
Im gastlich milden Land, wo ich dich lasse,
Sind Frömmigkeit, Gerechtigkeit zu Haus!"

Trauernd um das, worauf er that Verzicht,
Folgte der Schatten, dieß gesagt, dem Führer,
Mit ernstem und gesenktem Angesicht.

Dem störr'schen Kinde gleich, wenn plötzlich endet
Sein Spiel die Mutter, die ins Haus es holt;
Langsam nur folgt's, das Aug zurückgewendet.

In ihren dunkeln Faltenmantel schon
Hüllte die Nacht die Welt, als diese Beiden
Aus der Romul'schen Stadt zogen davon. —

Wie sie auffliegen, erblicken sie noch auf der Spitze St. Peters einen drohenden Cherub sitzen, Flammenräder scheinen seine Augen, sein im Winde wallendes Haar — ein pest- und blutverkündender Komet; er schwang ein Schwert von röthlichem Licht, welches fernhin durch die Nacht schimmerte und hielt in der Linken einen Schild, dessen Schatten den ganzen Vatikan bedeckte. Beim Flug über das Meer sehen sie die Trümmer und Leichen von französischen Flotten, am Strand aber steht die „freche Freiheit Frankreichs," vor Wuth und Verzweiflung sich in die Finger beißend. Das Auge der französischen abgeschiedenen Seele blieb nicht trocken bei diesem Anblick. Ein gräßliches Schauspiel harrt ihrer in Marseille.

Mit Schaudern sahn sie hier den Unverstand,
Die Wuth geschäftig und die tolle Freiheit,
Die gegen Gott selbst reckt die frevle Hand.

Sie sahn, o welch ein Anblick! im Gewühl
Des Volks ein Kreuz mit seiner heil'gen Bürde,
Der Lästrung und dem Spott aufs neu ein Ziel.

Und zu des segensreichen Holzes Füßen
Lag, ganz in Blut gebadet, da ein Mensch,
Von tausend Wunden war sein Leib zerrissen.

Aus brach in heftigere Thränen hier
Die Pilgerin der Lüfte; und ein Schatten
Gesellte jetzt aufschwebend sich zu ihr.

Und sprach: o fromme Seele; tief betrübt,
Ob solcher That, wie man vor deinen Augen
Mit Gott-rebell'schen Händen hat verübt:

Verweil' und höre mich: in dieser Hülle,
Der Seele und des Bluts beraubt, um die
Mitleidig dir entquillt der Thränen Fülle,

Hab' ich gewohnt; ein sünd'ger Mensch ich war
Und Henker; doch mich nahm in Acht die Liebe
Deß, der für uns sich gab dem Tode dar.

Und als mich jene Frevler wollten zwingen —
O, soll ich's sagen? — Des Verbrechers Strick
Um meines Herrn und Heilands Hals zu schlingen:

Da sank der Strick mir aus den Händen wieder,
Die Haare sträubten sich und eisig kalt
Durchrieselte ein Schauer meine Glieder.

Von grausam wilden Streichen sank ertödtet
Mein Leib zusammen und es ward dieß Kreuz
Von meinem dampfend warmen Blut geröthet.

(Fortsetzung folgt.)

Lord Byron.

(Fortsetzung.)

Dagegen beruft sich die andere Ansicht auf Stellen wie die folgenden:

Ja! Liebe muß vom Himmel stammen,
Ein Funke von den ew'gen Flammen,
Den uns und den Engeln Allah gegeben,
Um uns vom Staub emporzuheben.
Dem Geist oft Frömmigkeit Flügel gab —
Der Himmel steigt in der Liebe herab;
Sie, flammend aus der Gottheit Schoos,
Reißt von der Selbstsucht die Seelen los,
Von ihm, der Alles schuf, ein Glanz —
Der sterblichen Seele Strahlenkranz.
Aus dem Giaour.

Oder die ähnlich lautenden Verse in der Insel:

— — — Lebt doch, der Erde Räumen
Entrückt, der Fromme ganz in seinen Träumen;
Nicht Zeit und Welt ficht den Verzückten an,
Zum Himmel flog sein Geist dem Staub voran;
Ist Liebe minder mächtig? Nein! hinauf
Zu Gott lenkt sie auch den erhabnen Lauf!
Mit Allem, was uns von dem sel'gen Droben
Hienieden wird bekannt, ist sie verwoben;
Das andre, bess're Ich ist sie, deß Lust
Und Schmerz mehr als das eigne fühlt die Brust.
Sie ist der Zug, der die geschiednen Flammen
Zu Einer Lohe mächtig zwingt zusammen;
Das Leichenfeuer, drin mit heitern Mienen
Dem Tod sich Herzen weihen — wie Braminen.
Weg mit der falschen Zärtlichkeit zum Ich:
Wer, auf zum Himmel schau'nd, denkt noch an sich?
Und wer hat je, in seinen jungen Jahren,
Eh Zeit und Leben seine Lehrer waren,
Bedacht, welch schnöd Geschöpf der Erdensohn?
Sein Reich ist die Natur — Liebe sein Thron!

Sie beruft sich auf die Liebe Adah's zu Kain und behauptet: ein der reinsten und höchster Liebe fähige und darnach sich sehnender Geist habe in der wirklichen Welt theils nicht die sein Ideal realisirenden weiblichen Wesen gefunden, und wie jener griechische Künstler die Schönheit seiner marmornen Venus aus den in Eins verschmolzenen Reizen einer Mehrzahl von weiblichen Modellen schuf, so habe Byron umgekehrt das Bedürfniß seiner Seele nach Liebe nur im Wechsel befriedigen zu können geglaubt, weil kein einziges Weib ihm zu genügen, ihn zu fesseln vermochte; oder auch, man gibt zu, daß der ursprünglich edle und reine Trieb sich verirrt habe, aber man behauptet: daß das Innere seines Wesens von dieser nur äußern Befleckung unberührt geblieben, daß der Rost, der die Oberfläche angegriffen, nicht tiefer gefressen habe; sein Geist habe das Bild der Venus Urania festgehalten, auch wenn er den Lockungen und Verführungen der Venus Vulgivaga unterlag. — Ohne Zweifel kann diese letztere Ansicht möglicherweise eine Sophistik entwickeln, die für die strenge Sittlichkeit gefährlich wäre; aber einem liberalen Geist wird sie sich durch ihren großmüthigen Glauben an das Edle im Menschen mehr empfehlen, als die andere, welche ihren angeblichen moralischen Ernst doch wieder durch kleinliche Engherzigkeit und weitgetriebene Skepsis verdächtig macht. Wenn diese letztere Beurtheilungsweise vorzüglich solchen Männern eigen ist, welche das in Frage stehende Individuum in der Nähe, in seinem täglichen Leben und seinen Gewohnheiten zu beobachten Gelegenheit hatten, die andere aber den entfernter Stehenden, so darf man doch daraus noch keineswegs schließen: der näher Stehende habe immer auch das richtigere Urtheil über den ganzen Menschen, denn es ist ein großer Unterschied: Jemand genau kennen und ihn richtig beurtheilen; der Geolog weiß die Gebirgsarten und Bestandtheile eines Bergs aufs genaueste anzugeben, aber der Landschaftmaler, der von der Geologie vielleicht kaum die oberflächlichsten Kenntnisse besitzt, hat doch ein weit kompetenteres Urtheil über die malerische Schönheit, den ästhetischen Charakter eines Gebirgs. Die Ferne täuscht wohl oft, aber die Nähe auch. Wie es, nach jenem bekannten und nicht selten mißbrauchten Wort, für den Kammerdiener keinen Helden gibt, so auch keinen Dichter; deßhalb aber ist man nicht berechtigt, seine, vielleicht in seinem Sinn mit großer Gewissenhaftigkeit aufgezeichneten und mitgetheilten Notizen vornehm abzuweisen als alberne Lappalien; man hat ja nicht nöthig mit seinen Aussagen zugleich auch sein bornirtes Raisonnement und Urtheil zu adoptiren. Sein Zeugniß kann ein rektificirendes Gegengewicht abgeben gegen eine den Boden des Thatsächlichen verlassende, aus ihren eigenen Voraussetzungen heraus konstruirende Sucht zu idealisiren.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 4.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

14 Januar 1837.

Die Sinnpflanze.

Von Shelley.

I.

In einem Garten wuchs eine Mimose,
Thauversilbert von der Winde Gekose;
Auf that sie dem Licht ihrer Blätter Pracht
Und schloß sie unter den Küssen der Nacht.

In den schönen Garten der Lenz eintrat —
'S war als wäre der Geist der Liebe genaht!
An der Erde schwarzer Brust alle Blumen und Keime
Schütteln ab des Winterschlafs düstere Träume.

Doch nichts zittert und schmachtet vor Wonnebegier
In Garten und Feld und im wilden Revier
So sehr, wie die einsame zarte Mimose —
Wie um Mittag das Reh, das noch gattenlose.

Schneeglöckchen und Veilchen erheben die Köpfchen,
Befeuchtet von warmen Regentröpfchen;
Ihr Athem sich mengt mit dem Dufte, dem frischen,
Des Rasens, wie sich Stimme und Saitenklang mischen;

Dann Winden und Tulpen, voll Sucht zu gefallen,
Und Narcissen, die lieblichsten unter allen,
Die im Spiegel des Baches sich selbst betrachten,
Bis an eigener Lieblichkeit sie verschmachten;

Dann das Maienblümchen, das gleich der Najas,
Das Jugend so schön macht und Leidenschaft blaß,
Daß ihr zartgrünes Sommergezelt das Licht
Ihrer schwankenden zitternden Glöckchen durchbricht;

Hyacinthen auch, purpurn und weiß und blau
Deren Glockengeläute erfüllte die Au
Mit Musik, so innig und mild und zart,
Daß sie annimmt des süßesten Wohlgeruchs Art;

Und die Ros', gleich der Nymphe sich schürzend mit Lust
Zum Bade, entschleiernd die glühende Brust,
Bis den schmeichelnden Lüftchen rückhaltlos
Die Seel' ihrer Schönheit und Liebe lag bloß;

Und die Lilie, ähnlich dem Zauberstab, welche
Mänadengleich schüttelt die Mondscheinkelche,
Bis der feurige Stern, der ihr Aug, durch den Thau
Den hellen, empor sah zum Himmelblau;

Und der weiche Jasmin und die duft'ge Tuberose
Im Wohlgeruch die Vergleichungslose —
Alle köstliche Blumen aus allen Zonen
Wuchsen hier mit stattlichen Häuptern und Kronen.

Und im Bach, deß Gewässer, sich niemals gleich,
War eingefaßt von blüh'ndem Gesträuch,
Mit goldgrünem Licht, in schwankem Gewimmel
Durchschwimmend ihren vielfarbigen Himmel.

Große Wasserlilien sich zitternd wiegten,
Und schwimmende Knospen sich an sie schmiegten;
An ihnen vorbei glitt der Fluß im Tanz
Und seine Bewegung war Wohllaut und Glanz.

Und die breiten gras'gen und moosigen Pfade,
Die den Garten durchschnitten quer und gerade,
Theils offen der Sonn' und der Lüfte Hauch,
Theils verdeckt von blühendem Baum und Strauch:

Waren all überwachsen mit zarten Maßlieben,
Wie in Fabeln die Asfodille beschrieben;
Mit Blumen, die Abends sich schließend genau,
Sich verwandeln in Zelte, weiß, purpurn und blau,
Den Glühwurm zu schützen vor'm nächtlichen Thau.

Und die Blumen in dieser Abend-Pracht
(Wie die Augen des Kinds, das vom Schlummer erwacht,
Anlächeln die Mutter, die, wenn sie ihm singt,
Erst zum Schlaf ihr Kind, dann daraus es bringt.)

Wenn schmeichelnde Lüfte sie wach gerufen,
Wie das Grubenlicht weckt das Juwel in den Stufen:
Lachten an den Himmel — in der milden Sonne
Lichthauchen schwammen sie alle in Wonne;

Denn jede Blume nahm Theil und Gewinn
Vom Licht und vom Duft ihrer Nachbarin,
Wie ein jugendlich Paar, sich in Liebe berauschend,
Ihre süße Atmosphäre vertauschend.

Doch die Sinnpflanze, welche nur schwach verkündet,
Welche Liebe in Blatt sie und Wurzel empfindet:
Empfing mehr als Alle und liebte viel mehr
Als der andern glänzendern Blumenheer:

Denn der Sinnpflanze Blüthe ist schmucklos ganz,
Sie ist nicht begabt mit Duft und mit Glanz;
Ihr Herz, tief und voll, verlanget mit Sehnen
Nach dem, was sie selbst nicht hat — nach dem Schönen:

Die Lüftchen die aus dem leichten Gefieder
Ein musikalisch Geflüster streu'n nieder,
Die Strahlen, die Farbenbotschaft den Sternen
Bestellen zu den Blumen, den fernen;

Die unsichtbaren Thauwölkchen, welche liegen
In den Blumen wie Feu'r, bis die Sonne gestiegen,
Und dann wie Geister sich sternenwärts heben
Und, erliegend fast unter Wohlduft, entschweben;

Die zuckenden Dünste des Mittags, des schwülen,
Die die warme Erde wallend umspielen,
Drin den Ton und den Duft und den Strahl man sieht
Sich bewegen, wie im Weiher das Ried:

Der Mimose sie alle wie Engel dänchten,
Die ihr das himmlische Manna reichten,
Und die Stunden tändelnd vorüber flogen,
Wie harmlose Wölkchen den Himmel durchzogen.

Und wenn dann vom Himmel der Abend stieg später,
Wenn die Erde ganz Ruh war, ganz Liebe der Aether,
Wenn glanzloser ward, aber inn'ger die Feier,
Und von der Welt des Schlafs sank des Tages Schleier:

Wenn die Thiere, die Vögel, das Heer der Insekten
Die Träume, ein lautloser Ocean, bedeckten,
— Seinen Sand, das Bewußtseyn, aufwühlen nur
Die Wellen, doch lassen sie drin keine Spur. —

(In der Höhe nur wuchs der Nachtigall Schlag
An herzinniger Kraft, wie sich neigte der Tag,
Und es flossen die Schluchzer vom Liebling der Rose
Zusammen in Eins mit dem Traum der Mimose.)

Da neigte der sanften Brust der Ruh
Am frühesten sich die Sinnpflanze zu —
Ein Kind — ein zärtlicher Liebling — besiegt
Von Ermüdung beim Spiel, das es lange vergnügt,
Von der Nacht Umarmungen eingewiegt.

Vincenzo Monti.

(Fortsetzung.)

Der Flug geht weiter; die Gegenden werden mit einigen Zügen geschildert; in den Ländern um die Mosel schauen sie überall Greuel, Blut und Thränen. Frei wandelt das Verbrechen und Sklavin ist die Tugend, die Gerechtigkeit; ihre Wage ist in den Händen von Räubern und Bösewichtern. Sie sehen die Kirchen geplündert und entweiht, die heiligen Metalle (die Glocken) mit jämmerlichen Klagetönen von ihren Thürmen herabsteigen und zu Tod- und Schrecken ausspeienden Mündungen umgeschmolzen.

Sie sah verheert die Fluren, sah verbrannt
Das fette Fruchtfeld; Pflugschaar blitzt und Sense
Als Schwert und Lanze in der Krieger Hand.

Sie hörte rings das ganze Land erdröhnen,
Nicht von des Hirten friedlichem Gesang,
Nicht von des Haberrohrs, der Flöte Tönen:

Nein von Trommeten, Trommeln und Gejammer;
Weg trieb der grausame Soldat das Vieh
Dem armen Bau'r und leert ihm die Kornkammer;

Umsonst daß sich das greise Haar rauft aus
Der Arme, und sich Brust zerschlägt und Stirne,
Wenn er dasteht vor seinem leeren Haus:

Dem fränk'schen Räuber gnügt es nicht, die Rinder,
Die werthen, aus dem Stalle wegzuführen,
Er reißt dem Vater von der Brust die Kinder!

Mit aufgedrungnen Waffen er sie schmückt,
Die früher nur den Karst, den Treibstock führten,
Das Schwert wird ihnen in die Hand gedrückt.

Dem Vater bleibt kein Sohn, der in der Noth
Des Alters sein ermattend Leben stütze,
Und ihm zerschneide auf dem Tisch das Brod.

Der jammervolle Greis verwünscht das Licht;
Im Finstern tappend — blind ist er vom Weinen —
Klagt er, daß noch der Tod ihn hole nicht.

Doch Mitleid fühlt mit seinem Mißgeschick
Das Echo nur, das dumpf und trüb die Klagen
Aus seiner Felsenhöhle tönt zurück.

Vor Abscheu schaudert und vor edlem Schmerz
Bei diesem Schauspiel ungeheuern Jammers
Hugo's verwandeltes, bekehrtes Herz;

Es glühet seine Seele feuerroth,
Wie sich der Himmel färbt, wenn Abendwolken
Zu trauern scheinen um des Tages Tod.

Vor Wehmuth und Entrüstung kann Hugo's Seele nicht sprechen und fragen; ihr Führer aber heißt sie den Zorn noch zurückhalten, weil noch Aergeres ihrer warte.

Im zweiten Gesang kommen die beiden Geister in Paris an.

Und sieh! von ferne sind die Thürme schon
Dem Blicke sichtbar; näher, immer näher
Zeigt sich die grause, fränk'sche Babylon.

Hier wachse neu der Phantasie die Kraft!
Fromme Entrüstung sey jetzt meine Muse,
Damit ich singe rein, untadelhaft!

Mit finstrer Stirn setzt fort den Weg das Paar,
Im Herzen stumm verschließend die Gedanken,
Zur Stadt, die der Verwirrung Heimath war:

Zum schwarzen Pfuhle aller argen Sünden,
Paris, das schmerzlich und zu spät das Joch
Der Pöbeloberherrschaft wird empfinden!

(Fortsetzung folgt.)

Lord Byron.

(Fortsetzung.)

„Das erscheinende Leben und Wesen eines Menschen schwankt zwischen seinem Urbild und seinem Zeerbild," — dieß Wort findet nicht leicht auf eine Person eine so treffende Anwendung als auf Lord Byeon. Es sind in jedem Menschen gleichsam zwei Naturen — wie ein christliches Dogma von Christus κατ' ἐξοχὴν lehrt — eine höhere, ideale und eine niedere, animalische — eine Unterscheidung, die nicht mit der von Seele und Leib zusammenfällt, denn die niedere animalische Natur ist nicht als die seelenlose, bewußtlose zu denken, sie hat Vorstellungs- und Denkkraft, Empfindung und Begehrung, aber ihre Tendenz ist auf das Irdische, Einzelne gerichtet, sie ist das widerspenstige Roß in dem berühmten platonischen Symbol von der Seele, welches dem Wagenlenker nicht gehorcht, oder, was auf dasselbe hinauskommt, dem noch die Lenkung des idealen Bewußtseyns fehlt. Diese beiden Natueen sind in jedem Menschen, aber sie verhalten sich sehr verschieden in Verschiedenen. Bei der überwiegenden Mehrzahl der Menschen, die etwa in den Worten Dante's sich geschildert finden mögen:

Che visser senza infamia e senza lodo,

kommt es nie zu einer recht scharfen Entwicklung des Gegensatzes; die höhere Natur erwacht nie zu einem ganz klaren und vollen Bewußtseyn, während die niedere durch Furcht und Zwang, statt durch Vernunft, Liebe und Freiheit gebändigt und zurückgehalten wird. In andern entwickelt sich der Gegensatz und das eine Prinzip trägt den Sieg über das andere entschieden davon; diejenigen, in welchen die niedere Natur die Oberhand behalten, sind die eigentlich Lasterhaften und Verbrecher, die praktischen Atheisten; diejenigen, in welchen das höhere Prinzip wahrhaft gesiegt hat, sind die edeln, starken und göttlichen Seelen der Abstufungen; in diesen verschiedenen Klassen gibt es, wie sich leicht begreift, unzählig viele. Aber es gibt auch noch Geister, welche in keine dieser Klassen eingereiht werden zu können scheinen, Geister, in welchen die Duplicität der Natur sich aufs bestimmteste kund gibt, zwei Prinzipe scharf hervortreten, aber keines das andere überwältigt; die man weder zu den Guten, noch zu den Schlimmen, und noch viel weniger zu den Indifferenten zählen darf — und diese Naturen möchten wir als **dämonische** bezeichnen. Weit entfernt, die Hypothese von dem Vorhandenseyn zweier Natueen in jedem Menschen umzustoßen, sofern sie sich in keine der oben gemachten Klassen eintheilen lassen — bestätigen gerade solche Geister dieselbe am augenscheinlichsten, weil in ihnen der Gegensatz als ein beständiger Prozeß noch fortdauert, von dem wir bei Andern nur das Resultat, den Niederschlag finden. Die Bezeichnung **dämonisch** trifft theilweise mit dem zusammen, was man sich unter den dämonischen in der heiligen Schrift und den in neuester Zeit wieder vorkommenden und besprochenen Fällen von sogenanntem Besessenseyn vorstellt: es findet eine Alterirung, eine Duplicität des Wesens statt, so daß man zur Erklärung gewisser Handlungen und Aeußerungen das Inwohnen einer fremden Persönlichkeit glaubt annehmen zu müssen; theils aber entspricht sie auch der Definition, welche Platon im Symposion vom Wesen des Dämonischen gibt; wonach es ein Mittleres zwischen dem Göttlichen und Menschlichen ist. Das Charakteristische einer solchen dämonischen Natur liegt in den Widersprüchen derselben, in ihrer, aller Berechnung spottenden Wandelbarkeit und Extravaganz, in ihrem Umspringen vom Gemeinen zum Hohen und umgekehrt, in ihren proteusartigen Launen und in ihrer bald wohlthätig, bald verderblich wirkenden Kraft. Der Eindruck, den sie auf Andere macht, ist auch gewissermaßen ein magischer; bald übt sie einen geheimnißvollen Zauber der Anziehung aus, bald stößt sie durch einen unheimlichen Schauer, der in ihrer Atmosphäre weht, zurück. Was endlich das Bewußtseyn einer solchen

Natur von sich selbst anlangt, so ist es wohl sehr einleuchtend, daß ein so organisirter Geist vor den in ihm waltenden Widersprüchen selbst zurückbebt, daß er es zu keiner Klarheit über sich selbst zu bringen vermag, ja es kaum versucht, daß er sich zu entfliehen strebt und den innern Zwiespalt, die innere Zerrissenheit bald durch süße Harmonie und Musik zu beschwichtigen, bald im Strudel und Sturm von wilder Lust und Ausschweifungen zu betäuben trachtete. Einen dämonischen Menschen glauben wir Lord Byron, wenn irgend Einen, nennen zu dürfen. Durch die Anwendung dieses Prädikats auf ihn wird so Manches, was als nicht zu reimender Widerspruch an ihm erschien, so daß man in Versuchung kommen konnte, den Berichterstatter entweder der für ihn allzu günstigen oder allzu ungünstigen Zeugnisse des Mangels an Wahrheitsliebe zu beschuldigen, wenigstens um Etwas begreiflicher, indem doch ein positiver, wenn gleich selbst auch noch dunkler und mysteriöser Begriff als Ausdruck und Band für das anscheinend Unverträgliche gefunden ist. Von dem Einen wird er als großmüthig, von dem Andern als geizig geschildert; hier wird seine rücksichtslose Unbekümmertheit, womit er sich über das Hergebrachte und die Sitte wegsetzte, berichtet; dort seine ängstliche Sorge, was Andere von ihm sagten und urtheilten; bei diesem erscheint er als der selbstgenugsamste, bei jenem als der allereitelste Dichter. Eine Bestätigung unserer Ansicht glauben wir zu finden in der von ihm selbst hin und wieder geäußerten Besorgniß: wahnsinnig zu werden, worüber jedoch ein englischer Schriftsteller die Bemerkung macht: es sey schwer gewesen, auch wenn er ernsthaft gesprochen, zu unterscheiden, was seine Ueberzeugung war, und was er sagte, um Effekt zu machen. Der Wahnsinn aber besteht in dem Anwachsen und der Einwurzelung einer dem Bewußtseyn und dem bewußten Willen nicht mehr unterworfenen Potenz; die Inspiration des Dichters ist ein Analogon davon, wie Shakspeare sagt:

„Des Dichters Aug', in schönem Wahnsinn rollend“

und Byron selbst scheint sich gleichsam homöopathisch haben heilen zu wollen, durch das Dichten, indem er einmal erklärte: er wäre wahnsinnig geworden, oder gestorben, wenn er sich nicht durch Niederschreibung eines Gedichts — wenn wir nicht irren, war es die Braut von Abydos — geholfen hätte. Leigh Hunt will eben keine Spuren von Wahnsinn oder Narrheit an ihm bemerkt haben, als seine ausschweifende Eitelkeit und manche sonstige Lächerlichkeiten und Ungebühren, die sich aber aus der Eigenthümlichkeit seiner Lage zur Genüge erklären lassen — aus seinem von Kindheit an genährten und geschmeichelten Eigensinn und den ihm im Uebermaß dargebrachten Huldigungen. Ja, Hunt sucht den Grund von der Verkehrtheit in Byrons Wesen, wie er sich ausdrückt, in der unpassenden und unglücklichen Verbindung der Urheber seines Daseyns: „sein Vater war ein Wüstling der ärgsten Art, seine Mutter eine heftige Frau — beide Eltern theilten seinem Wesen eine natürliche Bitterkeit mit... Sinn für sinnliche Schönheit hatten sie; das verläugnete sich an der Frucht ihrer Verbindung dem Dichter Byron nicht; aber Widersprüche jeder Art fielen ihm als Zugabe zu, und er ward von Geburt an schön, eigensinnig und lahm.“ So ungünstig Hunt über Byrons Charakter urtheilt, so liegt doch eben darin eine Milderung und Entschuldigung, daß er den nothwendigen Keime seines Wesens schon in seiner Abstammung von diesen Eltern findet und ihn somit einer vollständigen Imputation entzieht; und dieß trifft in gewissem Betracht mit unserer Ansicht zusammen, welche Byron mehr als ein Naturphänomen aufgefaßt, mehr physisch als moralisch beurtheilt wissen will, wenn gleich wir weit entfernt sind, ihm Willensfreiheit absprechen oder alle seine Verirrungen mit der Berufung auf seine dämonische Natur rechtfertigen zu wollen. Gerade aber in jener Bemerkung Hunts: man habe nie recht gewußt, was Byron's Ernst gewesen sey und was er bloß des Effekts wegen gesagt habe — womit sein Hang zur Unwahrheit insinuirt werden soll — gerade darin möchten wir auch etwas für unsere Auffassung Sprechendes finden: er mochte oft selbst nicht recht wissen, was ihm Ernst war; ein halbbewußtloser Taumel mochte ihn fortreißen, er ließ den übermüthigen, neckischen Geist in sich gewähren, und wie ihm, nach Goethe's Urtheil, in der Poesie die Reflexion fehlte, aber durch Inspiration ersetzt war, so scheint sie ihm auch als Mensch, verglichen mit seinen sonstigen Geisteskräften, gefehlt zu haben — (Hunt behauptet, er habe eigentlich keine Konversation führen und gar nicht disputiren können) und vielleicht im Bewußtseyn dieses Mangels und der Inconsequenzen, die sich wohl, bei dieser Eigenthümlichkeit seines Wesens, nicht selten einschleichen mochten, ließ er Andere gern in der Ungewißheit, im Zweifel, ob er ernstlich oder scherzhaft rede. — Ueber die Ungleichheit in seiner Unterhaltung, in seiner Laune spricht sich Hunt folgendermaßen aus: „Es war rühmenswerth an Byron, daß er am liebenswürdigsten sich zeigte, wenn ihm der Wein etwas in den Kopf stieg. Wenn er bei den Bechern saß, was nicht oft vorkam und nie bis zur Unmäßigkeit, war er gern zärtlich und weich — aber nie auf eine schwächliche und weinerliche Art. Ich weiß nicht wie es war, wenn er andere Gesellschaft hatte, aber er erwies mir das Kompliment, sich mir in seinen besten Empfindungen zu zeigen, und wenn ich spät aufstand um wegzugehen, pflegte er mich auf meinem Sitz festzuhalten und mit einem freundlich zuredenden Blick zu sagen: Noch nicht! Dann glaubte ich mit dem eigentlichen, ächten Byron zu reden, wie er hätte seyn sollen, und kein Opfer wäre mir zu groß gewesen, um ihn in dieser Stimmung zu erhalten und zu bewirken, daß seine Freunde ihn so liebten, wie ihn die Welt bewunderte. Am andern Morgen war Alles ausgelöscht. Sein vertraulicher Verkehr mit den unwürdigsten Menschen hatte ihn wieder mit der gewöhnlichen Eiskruste überzogen und nichts als Verzweiflung und Spott blieb zurück.“

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 5.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

17 Januar 1837.

Die Sinnpflanze.

Von Shelley.

2.

Eine Pflegerin nimmt diesen Ort in Acht,
Eine Eva ist's, die dieß Eden bewacht,
Ein Wesen, werth den Blumen zu gelten
Als das, was ein Gott ist den Sternenwelten.

Eine Jungfrau, die Perle von ihrer Art,
Ein lieblich Gemüth, das sich offenbart
Im Leibe, zum süßesten Reize gestaltet,
Wie die Seelilie, unter dem Meer entfaltet.

Hat den Garten für ihre Pflege erkoren;
Von dieses sublunarischen Himmels Meteoren
Ward ihr Fuß, ihr leichter, umglänzt und umlacht,
Wie von schwebenden Sternen die wandelnde Nacht.

Einen Freund unter Sterblichen hatte sie nicht;
Doch ihr zitternder Athem, ihr glühend Gesicht,
Wenn ihr Auge wach küßte der Morgen, zeugt klar:
Daß in Eden ihr Traum, nicht im Schlummerland war:

'S war als hätte ein Geist aus Liebe verlassen
Den Himmel, besä't mit den Sternen, den blassen,
Und umschwebte sie zögernd noch am Morgen,
Obgleich durch den Schleier des Lichts ihr verborgen.

Zu leicht war ihr Tritt, das Gras zu zerstören;
Wenn der Athem die Brust ihr hob, konnte man hören:
Wie das Trinken der Balsamluft ihr war süß,
Aber wie die getrunkene Schmerz hinterließ.

Und wo ihr Fee'nschritt gewandelt war,
Da verwischte vom Rasen ihr wallendes Haar
In schattender Eile die leichte Spur,
Wie ein Sonnensturm fährt über des Meers Azur.

Ich glaube, die Blumen des Gartens lauschten
Entzückt, wenn die Schritte der Holden rauschten;
Ich glaube, sie fühlten des Geistes Wehen
Aus der glänzenden Hand in sich übergehen.

Helles Wasser vom Fluß sie den Armen sprengte,
Die der Sonne glühender Strahl versengte,
Und aus Kelchen, welchen die Last zu groß,
Den See des Gewitterregens sie goß.

Sie faßt mit den Fingern der Häupter Last
Und richtet sie auf mit Stäben und Bast;
Wären die Blumen ihre eigenen Kinder,
Sie konnte sie pflegen nicht mehr und nicht minder.

Insekten und Würmer die tödten und nagen,
Und Geschöpfe die dem Aug' mißbehagen,
Trug fern, zum wilden, waldigen Ort,
Im geflochtnen indischen Korbe sie fort.

Im Korbe, voll wilder Blumen und Gras,
Die mit gütiger Hand sie sammelt zum Fraß
Für die armen Verbannten, die ihre Huld
(Obzwar schädlich,) doch freisprach von bößlicher Schuld.

Doch die Bienen, die strahlgleichen Eintagsfliegen,
Und die Motten, welche sich küssend schmiegen
An die Lippen der Blumen, ohne zu schaden,
Dienten ihr als Begleiter auf ihren Pfaden.

Und manchen lebenverheißenden Sarg,
Der des Schmetterlings träumendes Leben noch barg,
Ließ sie an der glatten und dunkeln Rinde
Der duftigen Ceder schwanken im Winde.

So, vom Lenz an, waltet, der Blumen zu warten,
Dieß holdeste Wesen im blühenden Garten,
Und den schönen Sommer durch — aber eh' roth
Sich das erste Blatt gefärbt: war sie todt.

Lord Byron.

(Fortsetzung.)

Die Anklage, daß er so schlechte Gesellschaft gehabt und sich darin gefallen habe, ist jedenfalls einigermaßen zu beschränken; man denke nur an die manchen, zum Theil ausgezeichneten Männer, mit welchen Byron auch noch in Italien viel umging und oft längere Zeit zusammen lebte; in England hatte er ohnehin mit ausgezeichneten Literaten und der hohen Gesellschaft (die wir übrigens nicht gerade als gleichbedeutend mit guter nehmen wollen) vielfachen Verkehr; ein ungünstiges Zeichen freilich war es, daß er keinen Peer unter seinen nähern Bekannten zählte, der ihn in das Oberhaus eingeführt hätte, als er den vermöge seines Standes ihm gebührenden Sitz darin einnahm.

Man könnte an Shakspeare's Prinz Heinrich denken, der in Gesellschaft Falstaffs und seiner Genossen sich umtrieb und ihr wüstes Leben, ihre tollen Streiche mitmachte, aber das Bewußtseyn seines Werthes und seines Berufs und seine Kraft nicht verlor;

Ich kenn' Euch All' und unterstütz' ein Weilchen
Das wilde Wesen Eures Müßiggangs.
Doch darin thu' ich es der Sonne nach.
Die niederm, schädlichem Gewölk erlaubt
Zu dämpfen ihre Schönheit vor der Welt,
Damit, wenn's ihr beliebt sie selbst zu seyn,
Weil sie vermißt ward, man sie mehr bewundre,
Wenn sie durch böse, garst'ge Uebel bricht
Von Dünsten, die sie zu ersticken schienen.

Nur paßt dann freilich die Vergleichung in sofern nicht ganz, als der Prinz Heinrich später mit Einemmal den Verkehr mit seinen unwürdigen Genossen abbrach, jenes wüste Leben wie einen Traum von sich schüttelte und ein wahrhaft königliches Wesen entfaltete, während Byron den Umgang mit Menschen, bei welchen er wenig gewinnen konnte, immer fortsetzte; jedoch ist bei ihm in Anschlag zu bringen, daß er zuletzt aus einem weichlichen Leben, wie sein Sardanapal, nur nicht durch persönliche Gefahr aufgerüttelt, sondern von der Posaune und dem Kranz des Ruhms — (man wollte auch schon behaupten von der Hoffnung auf ein Diadem) gelockt, sich aufraffte und wenigstens in seinem Lebensende den Sieg des höheren Prinzips über das niedere bethätigte. Der Grund, warum er solche unangemessene Gesellschafter um sich hatte, mag wohl großentheils in seiner Abneigung gegen jeden Zwang zu suchen seyn, er mochte sich nicht gern geniren und war doch keineswegs gleichgültig gegen die Meinung Anderer. Er war eitel und eifersüchtig auf die Ueberlegenheit Anderer, und mochte er sich auch die Miene geben, strengere sittliche Grundsätze lächerlich zu finden: in seinem Innern widersprach doch die bessere Stimme solcher Frivolität, und er fühlte sich durch die Nähe sittlich strengerer Menschen einigermaßen beengt und gedemüthigt, während ihm über solche von gleich laxer Moral, wie er hatte, doch immer die unermeßliche Superiorität des Genie's blieb, so daß ihnen nie der Gedanke kommen konnte, ihn mit sich gleich zu stellen. Denn Byron haßte es, sich Andern gleich oder gar von Andern in Schatten gestellt zu sehen; aber der Ehrgeiz, an sich nicht verdammlich und wohl geeignet die edelsten Früchte zu tragen, nahm bei ihm vielfach eine nicht zu billigende, kleinliche Richtung. Wenn ihm einerseits das Dichten Bedürfniß war, so befriedigte er sich doch nicht im ruhigen, bewußten Genusse des von ihm Hervorgebrachten — der Beifall des Publikums war ihm, nachdem einmal sein Genius Anerkennung gefunden, von ungeheurer Wichtigkeit und unentbehrlich. Auch dieß war ein Widerspruch; er befliß sich, eine ziemliche Verachtung des Publikums an den Tag zu legen und vermißte doch sehr empfindlich dessen Anerkennung und Lob. So schrieb er, nachdem seine Dramen wenig Beifall gefunden hatten, an Shelley hierüber: „Sie sehen was es heißt, Perlen vor die Schweine werfen. So lange ich den überschwänglichen Unsinn schrieb, der den Geschmack des Publikums vergiftete, klatschte mir Alles ungemessenen Beifall, und nun, da ich in den letzten drei oder vier Jahren einige Sachen gemacht habe, die man nicht so ohne Weiteres sollte hinsterben lassen, brummt und grunzt die ganze Heerde und wälzt sich wieder in ihrer Pfütze. Es ist übrigens ganz billig, wenn ich dafür büße, daß ich sie verdorben habe, denn kein Mensch hat mehr als ich in meinen frühern Produktionen dazu beigetragen, diesen übertriebenen und falschen Styl aufzubringen. Deßwegen ist es eine gebührende Vergeltung, wenn eine wahrhaft klassische Produktion so aufgenommen wird, wie es jetzt diesen dramatischen Stücken ergangen ist.“

Wer hätte nicht vorausgesetzt, daß Byron, der der öffentlichen Meinung so vielfach Trotz bot und den Tadel und die Mißbilligung beinahe herausforderte, der durch seine erste Satyre beinahe das gesammte literarische England sich zum Feind gemacht hatte, ziemlich gleichgültig darüber gewesen seyn werde, wie man in England über die dogmatische oder philosophische Tendenz seines Kain urtheilte — und doch war er höchst verdrießlich über die Mißbilligung, welche in dem orthodoxen England jenes kühne Drama erfuhr und er gab sich ausdrückliche Mühe, die unverfängliche Tendenz dieses als blasphemisch verschrienen Stücks nachzuweisen; wozu ihn allerdings ebensowohl der Verdruß über das Mißverstehen desselben als über den Mangel am Beifall bewegen konnte. Den Inhalt und die Tendenz des Kain werden wir später besprechen. Eine, mit seiner Abhängigkeit vom Urtheil des Publikums zusammenhängende

Seltsamkeit war es, daß er aus seiner Bibliothek die Werke Shakspeare's und Miltons verbannte, weil man ihn schon beschuldigt habe, von ihnen zu entlehnen. Dieß erinnert uns auch an seine Ansicht von Shakspeare; er ließ hin und wieder Zweifel blicken, ob er wirklich ein so ausgezeichneter Genius gewesen, als er nach der angenommenen Meinung dafür gelte, und ob nicht an dieser Meinung die Mode sehr viel Antheil gehabt. — Es ist nicht unwahrscheinlich, nach dem ganzen Wesen Byrons, daß er für den **dramatischen** Genius Shakspeare's, für das Großartige seiner Komposition, nicht den rechten Sinn hatte; Leigh Hunt aber deutet auch darauf hin: daß nur ein **patricischer** Dichter eine solche Ansicht hegen konnte. Um im Vorbeigehen eine Parallele zu ziehen: in Deutschland hörte man auch da und dort äußern, Goethe habe an Shakspeare im Grund auch kein so großes Wohlgefallen gehabt und er habe nur nicht gegen die herrschende Meinung opponiren wollen; aber seine Gespräche mit Eckermann zeigen aufs unwidersprechlichste, daß er die Superiorität jenes Genius aufs bereitwilligste und aufrichtigste anerkannte und, wenn er sich nicht so viel mit ihm beschäftigte als man hätte erwarten können, so hängt dieß vielleicht mit seiner von ihm selbst zugestandenen Scheue vor allem Incommensurabeln, nicht ganz zu Erfassenden, zusammen. Aber freilich besaß auch Goethe, bei einer viel weniger strömenden poetischen Ader, eine weit besonnenere und schärfere Gabe der Auffassung und Beurtheilung des Fremden. Er sprach sich namentlich über Byron mit einer Anerkennung, Wärme und Bewunderung aus, wie man es sonst nicht leicht bei ihm findet, ohne doch seine Mängel zu verkennen. Er bezeichnet die Zerrissenheit des Lords in den an ihn gerichteten Zeilen:

> Wie soll ich dem, den ich so lang begleitet,
> Nun etwas Traulich's in die Ferne sagen?
> Ihm, der sich selbst im Innersten bestreitet,
> Stark angewohnt, das tiefste Weh zu tragen.
>
> Wohl sey ihm doch, wenn er sich selbst empfindet!
> Er wage selbst, sich hochbeglückt zu nennen,
> Wenn Musenkraft die Schmerzen überwindet;
> Und wie ich ihn erkannt, mög' er sich kennen!

Und in dem Denkmal, welches er dem „vorzüglichsten Geist," dem „unübertroffenen Zeitgenossen, dessen Verdienste durch Betrachtung und Wort nicht zu erschöpfen sind," setzte, finden wir am Schluß die Worte: „Nun aber (nach Byrons Tod) erhebt uns die Ueberzeugung, daß seine Nation aus dem theilweise gegen ihn aufbrausenden, tadelnden, scheltenden Taumel plötzlich zur Nüchternheit erwachen und allgemein begreifen werde, daß alle Schaalen und Schlacken der Zeit und des Individuums, durch welche sich auch der Beste hindurch und heraus zu arbeiten hat, nur augenblicklich, vergänglich und hinfällig gewesen, wogegen der staunenswürdige Ruhm, zu dem er sein Vaterland jetzt und künftig erhebt, in seiner Herrlichkeit gränzenlos und in seinen Folgen unberechenbar bleibt. Gewiß diese Nation wird ihn verklärt zu denjenigen stellen, durch die sie sich immerfort selbst zu ehren hat." Byron seinerseits hegte ebenfalls für Goethe große Verehrung und bewunderte vorzüglich den Faust. Leigh Hunt sagt: „Ich glaube, wenn irgend Jemand einen günstigen Einfluß auf Lord Byron hätte ausüben können, so war es Goethe und der Briefwechsel mit ihm. Es war zu bedauern, daß Byron nicht länger lebte, daß ihm dieß hätte zu Theil werden können. Goethe hätte ihn vielleicht, wie er wünschte, in Stand gesetzt: „sich selbst zu kennen," und dem, von der Natur des Genius unzertrennlichen Streben nach dem Schönen und Guten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Aber es war zu besorgen, es möchte eben so sehr der Rang und der Ruhm jenes großen Mannes auf ihn Einfluß gehabt haben, als der versöhnende Adel seiner Philosophie, und persönlicher Umgang mit ihm hätte Alles verdorben. Byron konnte von Niemand mehr einen ganz reinen Eindruck bekommen, und er wäre eifersüchtig geworden, sobald ihm einmal der Gedanke gekommen wäre, man halte den Andern für ihm überlegen."

Noch einen schon berührten Punkt wollen wir, ehe wir auf die Poesie Byrons kommen, in einigen Worten besprechen: seinen hohen Stand als Lord und den Einfluß, den dieß auf ihn hatte. Auch in dieser Hinsicht stößt man auf Widersprüche — entweder bei den Berichterstattern oder in ihm selbst; die Einen schildern ihn als adelsstolz, die Andern als höchst leutselig und erhaben über alle Vorurtheile in Betreff der Geburt und des Standes. Shelley, der ihn genau kannte, schreibt über ihn: „er besitzt viele großmüthige und erhabene Eigenschaften, aber der Krebs des Aristokratismus sollte ihm ausgeschnitten werden." Damit ist ganz wohl vereinbar, daß er den Dichter Robert Burns, einen einfachen Bauer, so hoch stellte und gewissermaßen als seinen geistigen Ebenbürtigen erkannte, und daß er andererseits seine Standesgenossen so wenig als irgend Jemand schonte, ja sie gern zum Ziel seines bittern Spottes machte. Zu einer Verstimmung gegen seine Standesgenossen mochte vielleicht auch das mitwirken, daß er als Oberhausmitglied sich nicht an seiner Stelle gefühlt, und gefunden hatte, daß er als Redner und Staatsmann nicht zu glänzen vermochte. Was hierüber Hunt sagt, dürfte das Plausibelste seyn: „Lord Byron war sehr stolz auf seinen Rang. Aber neben dem, daß er ein Lord war, war er auch ein Literat und es war ihm gar sehr zu thun um den Beifall von Literaten. Er machte sich gern die Vortheile und Vorzüge seines Standes zu Nutzen, aber zugleich wollte er dafür angesehen seyn, als sey er darüber erhaben. Wahr ist es, wenn er von Jemand glaubte, daß er selbst nicht darüber weg sey, so war es ihm nur um so angenehmer. Wenn er Einen für einen Bewunderer von Titeln hielt, so war er es wohl zufrieden, daß ein solcher ihm auch in dieser Hinsicht seine Huldigung darbrachte; wenn aber nicht, dann war ihm sehr angelegen, Einen glauben zu machen, daß ihm selbst die Sache gleichgültig sey. Seine Vertraulichkeit mit Allen, die in seine Nähe kamen, schrieb sich von dem königlichen Instinkt eines unermeßlichen Abstands zwischen ihm und ihnen her, eines Abstands, der vorausgesetztermaßen durch keinen Schein von aufmunternder Herablassung kompromittirt werden konnte." Goethe sprach sehr entschieden seine Meinung über den nachtheiligen Einfluß der Peerschaft

auf Byron's Wesen aus: „Der hohe Stand als englischer Peer war ihm sehr nachtheilig, denn jedes Talent ist durch die Außenwelt genirt, geschweige eines bei so hoher Geburt und großem Vermögen. Ein gewisser mittlerer Zustand ist dem Talent weit zuträglicher." — „Lord Byron ist zu betrachten als Mensch, als Engländer und als großes Talent; seine guten Eigenschaften sind vorzüglich vom Menschen herzuleiten; seine schlimmen davon, daß er ein Engländer und Peer war; alle Engländer sind ohne eigentliche Reflexion, (?) die Zerstreuung und der Parteigeist lassen sie zu keiner ruhigen Ausbildung kommen." Was von Byron als Engländer zu sagen wäre, dafür wird sich noch anderswo eine passendere Stelle finden und so gehen wir zur Betrachtung der Eigenthümlichkeit seiner Poesie über.

Und zwar darf und muß bei Byron von Eigenthümlichkeit im ausgezeichnetsten Sinn, von genialer Originalität vorzugsweise geredet werden; wenn man ihm auch im Einzelnen manche Nachahmungen nachweisen kann, wie von englischen Kritikern schon ist behauptet worden, so ist dagegen geltend zu machen, theils daß seine Nachahmungen nicht geschwächte Schatten seiner Vorbilder sind, sondern diese weit hinter sich zurücklassen und verdunkeln, theils daß auch das einzelne für sich nicht Originelle in der Totalität seiner Poesie das Gepräge und den Werth der Originalität mitgetheilt bekommt.

Das Echo der in Frankreich ausgebrochenen Revolution umhallte die Wiege des Dichters und man könnte sagen, sein Genius habe sich unter den Einflüssen des Geistes der Revolution so entwickelt, daß er im Reiche der Poesie seines Vaterlandes (ja vielleicht in einer noch größern Sphäre) eine Umwälzung bewirkte. Die Parallele läßt sich weiter und tiefer verfolgen; die Losung der französischen Revolution war: Freiheit und Gleichheit, oder: die Menschenrechte, das Recht jedes Individuums; — und ist nicht ebenso bei Lord Byron, noch abgesehen von seinem Talent, in seiner Tendenz, seinem poetischen Charakter der hervorstechendste Zug: die mächtig hervortretende Subjektivität, das Geltendmachen seiner Individualität, seiner persönlichen Gefühle, Leidenschaften, Wünsche und Schmerzen? Eine Aehnlichkeit findet auch statt in den Verirrungen: die französischen Freiheitsmänner überließen sich bald der Zügellosigkeit und dem Terrorismus, und der Urheber der Revolution in der Poesie machte nicht bloß das Individuum in seinem Streben nach Freiheit, Recht und Liebe, sondern auch in seiner Schuld, seinen Verkehrtheiten und Ausschweifungen, ja in seinem Menschenhaß und seiner Menschenverachtung zum Subjekt und Helden der Poesie; so daß die beiden Revolutionen sich am Ende selbst wieder aufzuheben scheinen. Aber dieser Verirrungen, dieser Inconsequenzen ungeachtet, bleibt doch das ursprünglich Wahre und Reine in Kraft; der besonnene Historiker dort, der Kritiker und Aesthetiker hier sondert die Spreu von dem Weizen, die Schlacken von dem gediegenen Metall und verwirft nicht wegen der Exceße die ganze Tendenz.

(Fortsetzung folgt.)

Lieder von Beranger.

Frühling und Herbst.

Bequemen muß, wer zu genießen
Versteht, zwei Zeiten sich im Jahr:
Dem Frühling, wo die Rosen sprießen,
Dem Herbst, der kocht die Trauben gar.
Im Maien klopft das Herz das rasche,
Wein schäumt uns, sinkt der Sonne Brand:
Im Lenz sag' ich Valet der Flasche,
Im Herbst Valet dem Liebestand.

Das Lieb zur Rechten, Wein zur Linken,
Das wäre wohl der schönste Bund,
Doch zu viel küssen, zu viel trinken,
Befürcht' ich fast, ist ungesund.
Drum, daß ich gar zu viel nicht nasche,
Theilt' ich, wie ichs am klügsten fand:
Im Lenz sag' ich Valet der Flasche,
Im Herbst Valet dem Liebestand.

Es war im Mai, da mir Rosette
Die Schlingen um den Nacken warf,
Sechs Monden trug ich ihre Kette,
Und ihre Launen fühlt' ich scharf.
Damit die Strafe sie erhasche,
Geht der Oktober mir zur Hand,
Im Lenz sag' ich Valet der Flasche,
Im Herbst Valet dem Liebestand.

Ich geh' von ihr, ich geh' zurücke,
Wie's kommt, und kümmre mich nicht sehr,
Auf Wiederseh'n! sprach sie mit Tücke,
Und lang' schon seh' ich sie nicht mehr.
Ich sing', indem ich Trauben nasche:
Gut, daß das Jahr nicht stille stand!
Im Lenz sag' ich Valet der Flasche,
Im Herbst Valet dem Liebestand.

Doch eine Zaub'rin lebt, die meine
Vergnügungsweise launisch bricht,
In Flammen setzt sie mich beim Weine,
Wie ich will, lieben darf ich nicht.
Bei ihr darf nichts euch überraschen,
Seit ihr gelöst der Ordnung Band,
Und mich im Lenze bei den Flaschen,
Im Herbste mich beim Liebestand.

Ludwig Seeger.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 6.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

19 Januar 1837.

Die Sinnpflanze.

Von Shelley.

3.

Drei Tage lang waren die Blumen gleich
Den Sternen, wenn sie der Vollmond macht bleich,
Oder Bajä's Wellen, bevor im Kampf
Er obgesiegt mit des Vesuves Dampf.

Am vierten Tage vernahm die Mimose
Der Leichenfeier verworrnes Getose,
Den langsamen, schweren Tritt der Tragenden,
Das tiefe und leise Schluchzen der Klagenden;

Die Töne, denen die Brust zu enge,
Das trübe Flüstern beim Leichengepränge,
Und den kalten, tödlichen, feuchten Geruch,
Der aus dem Sarg drang unter dem Tuch.

Das dunkle Gras und die Blumen im Gras
Die wurden von fallenden Thränen naß;
Der Wind, angesteckt von den Trauertönen,
Begann in den Häuptern der Fichten zu stöhnen.

Kalt ward der Garten, aller Schönheit baar,
Wie der Leichnam von ihr, die ihm Seele war,
Der anfangs noch schön, als schliefe sie bloß,
Dann sich verwandelt zum Moderkloß —
Ein Entsetzen für Herzen, sonst thränenlos!

Schnell ist zum Herbst der Sommer geworden;
Sein Nebelroß spornet der Wind aus Norden;
Doch hell am Mittag die Sonne lacht,
Spottend über die Verwüstung der Nacht.

Die Rosenblätter, wie Purpurflecken,
Das Moos und das Gras des Bodens bedecken;
Die Lilien nicken, blaß und verwittert,
Wie das Angesicht deß, der im Todeskampf zittert.

Und indische Pflanzen, die dufteten und prunkten,
Die süßesten, welche je Thau getrunken:
Die sanken jetzt täglich, Laub um Laub,
In den gemeinen Moder und Staub.

Und die Blätter, braun, gelb und blau und roth
Und weiß — so weiß wie nur ist der Tod,
Gleich Geisterschaaren im Wind hinschweben,
Und ihr Rascheln macht die Vögel erbeben.

Die Wasserblumen am Bache fielen
Geknickt herab an den leichten Stielen,
Und der Wirbel sie da und dorthin riß,
Wie die auf dem Lande der Wind zerblies.

Dann der Regen strömt — bestreut sind die Gänge
Von der zerbrochenen Stiele Menge,
Ein blätterlos Netz, ward die dürre Laube
Sammt den Blumen der Wuth des Frostes zum Raube.

Und in der Zeit zwischen Herbst und Schnee
Schoß alles Unkraut frech in die Höh,
Dessen plumpe Blätter mit Streifen sich schmückten
Wie der Wasserschlange Bauch und der Kröte Rücken.

Und Disteln und Nesseln und Lolch zumal
Und Bilsen und Schierling, widrig und fahl,
Ließen mächtig die hohlen Stengel schießen
Und wüsten Gestank in die Luft sich ergießen.

Und Gewächse, vor welchen graut dem Gesicht,
Die wucherten auf, unförmlich und dicht,
Stachlicht und beulig, in fahlem Blau,
Strotzend und blinkend von schmutzigem Thau.

Mit Mehlthau und Schimmel der Schwämme Gezücht
Aus dem naßkalten Boden, gleich Nebeln, bricht,
Blaß, fleischig, als ob verwitterte Leichen
Kehrten zurück zu des Lebens Reichen

Modernd zerbarsten sie Stück für Stück,
Bis der Stengel nur blieb, wie ein Mordpfahl, zurück,
Drauf Fetzen von Fleisch, flatternd in den Lüften,
Sie mit garst'gem Verwesungsgeruch vergiften.

Laich, Unkraut und Koth — ein aussätziger Schaum
Ließ den Bach seinen Lauf fortwälzen kaum,
Und Wurzeln, verwachsen wie Wasserschlangen,
Hielten fast ihn in ihren Schlingen gefangen.

Und Stunde um Stunde, wenn ruhte der Wind,
Stiegen auf die Dünste, die todtbringend sind,
Sichtbar Morgens und Mittags fühlbar — zu dicht
Als daß Nachts sie durchdränge der Sterne Licht.

Und feuchte Meteore, die Kreuz und die Quer
Schwebten Mittags auf allen Zweigen umher
Ungesehen — und welk ward und versengt,
An was sich ihr giftiger Hauch gehängt.

Die Sinnpflanze, einem Geächteten gleich,
War aus jeglichem Blatte thränenreich,
Und die Thränen, verzehrend des Lebens Keim,
Geronnen zu einem giftigen Leim.

Bald fielen die Blätter — die Zweige bald
Fielen unter des scharfen Nordwinds Gewalt;
In die Wurzeln zog sich zurück der Saft,
Wie das Blut in ein Herz, wenn erlischt seine Kraft.

Dann der Winter kam, die Sturmgeißel führend,
Seinen Mund mit dem Eiszapfenfinger berührend;
Er riß Katarakte von ihren Stätten,
Die ihm um den Gürtel klirrten wie Ketten.

Sein Hauch ist ein Zauber, welcher bannt
In Starrheit Wasser und Luft und Land;
Er fuhr daher auf dem Wagenthrone
Mit den Sturmesrossen der arktischen Zone.

Da flohen die Pflanzen, wie Leichen, hinab
Vor dem Frost in der Erde bergendes Grab;
So rasch war ihr Tod und ihr Fall in die Gruft,
Wie wenn verschwindet ein Geist in die Luft.

Und unter den Wurzeln der Mimose
Starb Hungers der Maulwurf, der vorrathlose;
Aus dem Himmel sanken, mit steifem Gefieder,
In die kahlen Zweige die Vögel nieder.

Von oben der Regen zu träufen begann,
Der auf den Aesten zu Eis gerann;
Dann dünstete aus von unten der Thau,
Draus ward ein Gemengsel, weißlich grau.

Und schweifend und heulend der Nordwirbelwind,
Wie ein Wolf, der erwittert ein todtes Kind,
Die belasteten, steifen Aeste rüttelt
Und mit eisigen Griffen herunter sie schüttelt.

Als der Winter schied und der Lenz kam ins Land:
Ein entlaubtes Wrack die Mimose stand;
Doch Alraun, Lolch, Krötenstuhl schossen hervor
Wie die Todten aus des Beinhauses Thor.

Schluß.

Ob die Sinnpflanze, oder das,
Was als Geist in ihrem Innern saß,
Eh sie zermalmte des Todes Wagen —
Den Wechsel empfand? kann ich nicht sagen.

Und ob der Jungfrau sanft Gemüth,
Nachdem die Hülle ihm abgeblüht,
Die ausgoß Liebe, wie Licht die Sonne —
Da Leid fand, wo's zurück ließ Wonne?

Ich rath' es nicht; doch in diesem Leben,
Dem Kampf, dem Irrthum preis gegeben,
Wo nichts ist *Wesen* — Alles *Schaum* —
Und wir die Schatten nur vom Traum:

Ist's ein bescheidner Glaub', und doch
Dem stillen Denker tröstlich noch:
Der Tod auch selber müsse seyn,
Wie Alles andre — *Trug* und *Schein*!

Der Garten und die Jungfrau hold,
Der Düfte Balsam, der Farben Gold —
Das alles starb in Wahrheit *nie*!
Nur *wir* verwandeln uns — nicht *sie*!

Begeistrung, Schönheit, Liebe weiß
Nicht, was Tod oder Wechsel heißt,
Wir können mit unsern dunkeln Organen
Nicht ihres Wesens Vollglanz ahnen!

Vincenzo Monti.

(Fortsetzung.)

Am Eingang der Città dolente (so bezeichnet Dante seine Hölle) stehen die Klage, die Sorgen, die Raserei, die Armuth, die Faulheit, der Hunger, der Zorn, die Zwietracht, der Krieg, der Atheismus u. s. w. Der Atheismus wird geschildert als eine Furie, die schon in alten Zeiten die Burg des Himmels zu stürmen sich vermessen und die hundert Arme des Briareus bewaffnet, später einen Diagoras und Epikur ihre Lehren eingegeben habe, jetzt aber die französischen Schulen mit Nebeldunst und unsauberer Lästerung erfülle, mit abscheulichen, wahnsinnigen Systemen dem Ewigen trotze, ihm den Donner und die Pfeile und das Firmament zu entreißen suche.

> Wie Hugo's Schatten diese Larven jetzt
> Die gräßlichen, erblickt, bebt er zurücke,
> Denn in die Hölle glaubt er sich versetzt;
>
> Und ihn begann die schlimme Furcht zu quälen:
> Geändert sey sein Urtheil und verstoßen
> Sey er hinab zu den verdammten Seelen.

Verstummt ist der heilige Ton der Glocken, stumm die Gewerbe, und das Dröhnen der Amboße und Sägen, überall ist nur ein ängstliches Flüstern und Murmeln und Fragen und Umherschauen und eine Beklommenheit, die wie Blei das Herz drückt; Stimmen von frommen Müttern, welche zitternd die Kinder ans Herz drücken, von Gattinen, welche ihre Männer zurückzuhalten suchen — aber eheliche Liebe und Zärtlichkeit wird überwältigt von dem stärkern Drang, sich in die Greuel hineinzustürzen. Druiden (unter diesem Namen schildert der Dichter die Priester) liefen in Kleidern, mit Menschenblut gefärbt, umher, empörten noch mehr die Wuth und Grausamkeit und verbannten jede Regung der Frömmigkei aus den Herzen.

> O armer Hugo! was mocht'st du empfinden
> In deinem Herzen, als du flattern sahst
> Die schwarze Todesfahne in den Winden?
>
> Als du das schreckliche Gerüst erhöhn,
> Gezückt das Beil sahst, und die blut'gen Henker
> Bereit zum ungeheuren Frevel stehn;
>
> Als deinen König du, so groß, so gut,
> Sahst schleppen, wie ein schuldlos Lamm von Wölfen,
> Zur Stätte, wo sonst fließt der Räuber Blut!
>
> Stumm war das Volk. Ihn sah man nicht verbleichen,
> Sein Schritt blieb fest und heiter seine Stirn;
> Ein Anblick war's, um Felsen zu erweichen;
>
> Und einen Stein in Thränen aufzulösen.
> Doch nicht die gallischen Tiger . . .

Die Sonne hüllte sich in ein Trauerkleid und stand im Begriff sich von diesem neuen Theben abzuwenden, und es weinten die Seelen der Himmelsbürger, welche hienieden für die Sache Christi und Ludwigs gelitten und die Seligkeit erworben hatten. Jetzt wog der Allmächtige das Schicksal der sündigen Stadt Paris ab, und als er die Verurtheilung des Königs in die Schaale der Schuld warf, da sank diese tief herab und die Schaale der Versöhnung ward hoch emporgeschnellt. Die Hinrichtung des Königs wird von vier gespenstischen Larven vollzogen: den vier bekannten Königsmördern; Damiens, Ravaillac, Clement und Ankarström. Beim Niederfallen des tödtlichen Beils öffnete sich donnernd der Himmel und Erde und Meer thaten sich auf; der Orient und Occident zitterte; nur der barbarische Celte, noch verstockter in seinem Wahnsinn, verlachte die Trauer von Himmel und Erde:

> Berauscht von seiner schnöden Freiheit tauchte
> Die Fahnen er und seine Frevlerhände
> Ins Blut von seinem König das noch rauchte,
>
> Beklagend nur, daß das des Vaters bloß,
> Daß nicht (o der blutdürstigen Verblendung!)
> Auch das des Sohns, der hohen Mutter floß!

Der erlösten Seele des Königs kommen die seligen Schatten, die in der Treue beharrten, entgegen. — Einer stürzt schmerzlich weinend und um Verzeihung flehend zu den Füßen der königlichen Seele — es ist der Geist des Hugo Basseville. Dieser erzählt ihm, wie er die sündhaften Funken der französischen Freiheit an den Ufern der Tiber habe zu Flammen anfachen und mit dem unabänderlichen Schicksal Roms kämpfen wollen; aber der Löwe von Juda, der Schrecken Aegyptens, der Trost Israels sey noch nicht todt; er habe ihn (Hugo) zerrissen; ganz Italien zitterte vor den Franken:

> Die Tiber nur hob hoch empor das Haupt,
> Und auf dem Kapitol pflanzt' ihre Fürstin
> Den Busch auf ihren Helm, vom Kampf bestaubt;

Rom trotzte, eine göttliche Kriegerin im kurzen Waffenrock den Feinden, mehr mit dem Herzen als mit dem Schwert und bejammerte das Schicksal des frommen Königs. — Ludwigs Seele gewähret dem Flehenden die erbetene Verzeihung und verspricht ihm seine Fürbitte um Abkürzung seiner Bußfrist. Außerdem trägt er ihm auf, seinen Brüdern die Nachricht von seinem Tode zu bringen:

> Von Allem, was du sahest, bring Bericht
> Den Trauernden; doch sollst von meinem Sterben
> Das Bild mit Worten du ausmalen nicht!
>
> Vielmehr verweil' bei meinem Siegerlohne!
> Sag' ihnen wie mein Haupt jetzt ist geschmückt,
> Mit einer ew'gen, unverwelkbar'n Krone.

Die Krönung Ludwigs im Himmel mit der amaranthnen Krone wird dann geschildert — Zu der Leiche des Ermordeten drängt sich indeß ein Schwarm wüster, blutdürstiger Gespenster und Larven, die jedoch ein Cherub mit gezücktem Schwert abhält, ihr abscheuliches Gelüsten zu befriedigen. Der Dichter fordert die Muse auf, die Vornehmsten von diesen zu nennen:

Vor Tausenden tritt Einer hoch einher,
Ein hageres Gespenst, mit saurem Wesen.
Es hängt am Fuße der Kothurn ihm schwer;

Der Philosoph von Ferney ist's, der kein
Gewissen hatte, der, im Tod ein Rabe,
Lebend ein Schwan der Dichtung wollte seyn.

Ferner der wahnsinnige und finstere Diderot, Helvetius und der beredte Verfasser des Contrat social, mit dem Myrtenzweig um den Philosophenmantel; D'Alembert, Raynal, Baile u. A. Der letzte ist Mirabeau, welchem das Système de la Nature fälschlich zugeschrieben ward. Diese Larven streiten sich, wem die Ehre und das Verdienst, diese Blutthat veranlaßt zu haben, gebühre. Der Eine rühmt sich, er habe zuerst die Scepter und den Priesterrock verachten gelehrt; der Andere, er habe die Frevel und Tücken der Mächtigen aufgedeckt und die Menschenrechte gepredigt; ein Dritter sagt: damit der Mensch sich erhebe und seinen Tyrannen tödte, müsse ihm zuvor die Furcht vor dem Ewigen genommen seyn, was er bewirkt habe; endlich läßt eine furchtbare Stimme sich vernehmen: „Ich that noch mehr, ich habe Gott vernichtet!“ — Ein tiefer Schauer ergreift Alle. Damit schließt der dritte Gesang. Im vierten Gesang kündigt der Dichter seinen Entschluß an, zu singen von dem Zorn und Kampf des gesammten Europa gegen Frankreich; zuvor aber werden noch die, zum Theil rückwärts liegenden Begebenheiten in Paris, der Zug nach Versailles, die Stürmung der Tuillerien, die Flucht des Königs, die Septembermetzeleien geschildert oder angedeutet. Das Strafgericht, das über Marat, Robespierre u. s. w. einbrechen soll, wird prophezeiht. Ein Blutregen fällt nieder. Die Völker erheben sich in Waffen, ihre Rüstungen werden geschildert — Alles verkündigt einen unermeßlichen Kampf; Hugo's Seele fragt nach dem Ausgang; der Engel verheißt ihn ihr zu verkündigen: „komm' mit mir und du wirst es erfahren; damit nahm er sie liebreich bei der Hand.“ So schließt das unvollendet gebliebene Gedicht, das Monti freilich bei dem spätern Wechsel seiner politischen Grundsätze nicht mehr in *diesem* Sinne fortsetzen konnte.

Maffei fällt das Urtheil: „Der Styl der Bassevilliana ist voll Nerv, voll Schwung, immer harmonisch und immer gleich gehalten. Als Parini sie las, rief er aus: dieser Dichter droht bei der plötzlichen Erhabenheit seiner Flüge immer zu fallen und fällt doch nie! — Voll von den Bildern Dante's und den Gesichten der Offenbarung beginnt er den Flug und erhebt sich zu den Gestirnen. Mit der göttlichen Komödie und der Bibel hat die ihn auszeichnende Stärke der Gedanken am meisten Verwandtschaft. Weil er aber frei ist von der Härte, welche oft bei Alighieri mißfällt, erhielt er den ruhmvollen Namen eines *gemilderten Dante* (Dante ingentilito).“

Nur wenn wir im Stande wären, den Lesern durch eine dem italienischen Text einigermaßen sich annähernde Uebertragung einen entsprechenden Begriff von der rhythmischen Schönheit des Originals zu geben, hätten wir auch das Recht mit Strenge unsere Ausstellungen geltend zu machen; aber da unsere Versuche so weit hinter dem prachtvollen Wohllaut in Monti's Gedicht zurückbleiben, dürfen wir auch das, was unserer Ansicht nach unvollkommen und unbefriedigend ist, nur leise andeuten, so wie wir auch von den Schönheiten nur einen Schatten geben konnten. Die Nachahmung Dante's in der Form der Terzine, welche Monti mit großer Meisterschaft, Kraft und Anmuth handhabt, lassen wir uns gern gefallen, aber daß er auch in der Konstruktion seines Gedichts sich seinem Vorbild so sehr anschloß, deutet doch auf eine dem großen Genius fremde Abhängigkeit; und diese Abhängigkeit und Nachahmung ist um so weniger zu billigen, als eine dem Zeitalter Dante's zwar ganz geläufige, aber dem Zeitalter Monti's doch ziemlich entwöhnte Vorstellungsweise, die Personifikationen, Allegorien u. s. w., wieder auf die Bahn gebracht wurde. Das Wunderbare, durch Erscheinungen, Engel, Eingreifen höherer Mächte, in Begebenheiten aus der Gegenwart hineingezogen, schwächt mehr den Effekt, als daß es ihn verstärkte; gewiß machte es einen tiefern Eindruck, wenn der Dichter bloß schilderte, wie das Haupt des unglücklichen Königs fällt und ein früher heilig geachtetes Leben plötzlich durch Henkershand erlischt und in Nacht verschwindet — als wenn er sofort den Himmel sich öffnen und Ludwig XVI daselbst krönen läßt. Was will es heißen, wenn der Dichter bei der Hinrichtung des Königs Zeichen eintreten läßt, wie beim Tode Christi — da doch Jedermann weiß, daß solche Zeichen *nicht* eintraten; der wahrhaft große Dichter muß da, wo der Geist der Zeit das Wunder und das Uebernatürliche ausschließt, mit der Wirklichkeit in Natur und Geist auszukommen wissen. Am wenigsten würden wir vom *ästhetischen Standpunkt* dem Dichter seine parteiische Uebertreibung der Schuld auf der einen, der Unschuld auf der andern Seite verübeln; noch mitten in den Ereignissen stehend, kann er sich nicht zu der historischen Unparteilichkeit, zu jener ruhigen Perspektive erheben, mit welcher und aus welcher man die Geschichte der Vergangenheit betrachtet; aber eine bittere Ironie des Schicksals kann man darin finden, daß er selbst nachher den König, den er ein *unschuldiges Lamm* genannt hatte, einen *fühllosen Tyrannen* schalt, wofür er auch die bittersten Vorwürfe und die Namen: *Proteus*, *Chamäleon* einerntete.

Der große Beifall, den die Bassevilliana davon trug, kommt wohl eben so sehr auf die Rechnung der schönen, kraftvoll männlichen Sprache, wofür ein italienisches Ohr besonders empfänglich ist, als er auf dem Interesse beruhte, das man in damaliger Zeit nothwendig an der französischen Revolution, für oder wider, nahm. Die Entnervung der italienischen Poesie diente diesem Gedicht zur Folie, und gewiß hat es, außer seinen eigenen Schönheiten, das nicht gering anzuschlagende Verdienst, hauptsächlich der Verehrung Dante's wieder Bahn gebrochen zu haben.

(Fortsetzung später.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 7.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

21 Januar 1837.

Neugriechische Volkslieder.

Liebeslied.

O Dimos! deiner schönen Augen Glanz,
Und deine schwarzen Brauen,
Sie machen, Dimos, krank mein armes Herz,
Sie machen, daß ich sterbe.
Zieh, Dimos, doch dein scharfes Schwert hervor,
Und bohr's in meine Kehle!
Und sammle dann mein Blut, o Dimos, dir
In einem goldnen Schnupftuch;
In den neun Dörfern, Dimos, trag's umher,
Und in den zehn Bezirken,
Und fragt man, Dimos, dich: „was ist denn dieß?“
So sprich: „das Blut der Liebe!“

Hochzeitlied. *)

Fort, Jünglinge, zum Tanze fort!
Ihr Mädchen, zum Gesange!
Damit ihr seht und lernet dort,
Wie sich die Liebe fange:
Sie fängt sich durch die Augen klar,
Und steigt hinab zum Munde,
Strömt glühend von dem Lippenpaar,
Und dringt zum Herzensgrunde,
Und wurzelt dort, gar wunderbar!
Stets tiefer jede Stunde.

Wiegenlied. **)

Heija, heija, Söhnchen mein,
Theures Palikarelein,
Heija, schlafe sanft und lind,
Will dir auch was schenken, Kind:
Schließ die klaren Aeuglein zu:
Alexandrien kriegst du.
Hör', als Zuckerwerk von mir,
Geb' als Reis Kairo dir,
Und Konstantinopel gar
Sollst beherrschen du drei Jahr!
Dörfer schenke ich dir drei,
Und drei Klöster noch dabei.
Sollst spazieren geh'n gar fein
In den Städten, Dörfern dein,
In die Klöster sollst du schön
Mit der Mutter beten geh'n!

Frühlingslied. *)

Sieh, die Schwalbe kommt daher,
Schwalbe kommt vom weißen Meer.

---

*) Dieses Lied wird im Hause der Braut gesungen.

**) Zur Vergleichung übersetzen wir hier auch das kleine liebliche altgriechische Wiegenlied, welches uns Theokrit, Idylle 24, Vers 7 — 10, aufbewahrt hat. Uebersetzer ist der Meinung, daß Theokrit diese Verse einem im Munde des griechischen Volkes lebenden Liede entlehnt habe:

Schlummert, ihr Kinderchen, schlaft einen süßen erheiternden Schlummer,
Schlafet, mein einziges Leben, ihr Brüderchen, blühende Büblein,
Seligen Herzchens schlaft, und beseliget grüßet den Morgen!

Das Feld der Volkslieder bei den alten Griechen und Römern liegt fast ganz brach und ist von den Gelehrten bisher wenig beachtet worden. In den griechischen und römischen Klassikern finden sich viele Stellen, welche unverkennbar den Stempel des Volksliedes an sich tragen. Die Ode an Harmodios und Aristogeiton von Kallistratos hält Uebersetzer durchaus für ein Volkslied, sie lebte sicher im Munde aller Athenienser und wurde zweifelsohne mit derselben Begeisterung gesungen, wie die Engländer rule, Britania, rule the waves, und die Franzosen allons, enfans, de la patrie singen.

*) Dieses Lied wird von den griechischen Kindern am ersten März gesungen, indem sie mit einer lebendigen oder aus Holz geschnitzten Schwalbe von Thür zu Thüre gehen und eine Gabe begehren. Diese Sitte rührt aus den ältesten Zeiten Griechenlands her und Athenäus VIII, 15,

Nieder setzt sie sich und singt:
„März, mein März, so schön und klar,
Und du trüber Februar,
Schnei' und regne immerzu,
Dennoch riechst nach Frühling du!

Liebeslied. *)

Solltest du mein Mädchen sehen,
  Zephyr, mußt du, sey so gut,
Nicht ihr sanfte Kühlung wehen,
  Sondern heiße, feur'ge Gluth!
Wird die Harte dann dich fragen,
  Warum hauchst du Feu'r auf mich?
Dann, o Zephyr, mußt du sagen:
  „Seufzer sind's von ihm an dich!"

Trinklied. **)

Trinke ich, als wackrer Zecher,
Wein aus meinem goldnen Becher,
  Und mir dreht sich Kopf und Sinn:
Ha! dann fang' ich an zu springen,
Tanzen, lachen, scherzen, singen,
  Ja, dann freut's mich, daß ich bin.

Dann, dann schwinden meine Sorgen,
Alle Pläne ruh'n verborgen,
  Und die Grillen scheucht die Lust.

Und mein Herz ist froh und heiter,
Freier athmend dehnt sich weiter
  Meine so beengte Brust.

Fort! was kümmert mich die Erde,
Drehe sie sich, wie's auch werde,
  Leben, leben soll mein Wein!

Möge nie mein Krug versiegen,
Und sich stets an's Herz mir schmiegen,
  Sterben woll'n wir im Verein!

Traun! so lang des Weines Gabe
Sonder Neige ich noch habe,
  Und ich trinken, zechen kann:

Halt' ich Alles rings für Flitter,
Achte nichts um einen Splitter,
Fürchte mich vor keinem Mann!

J. M. Firmenich.

---

p. 560, hat uns ein ähnliches Lied aufbewahrt, welches die Kinder auf Rhodus beim Frühlingsanfang zu demselben Zwecke mit einer Schwalbe in der Hand zu singen pflegten. Da uns noch keine Uebersetzung dieses Liedes bekannt ist, so wollen wir es hier übersetzen:

Die Schwalbe kam wieder zurücke geflogen,
Sie bringt uns den Frühling und heitere Tage.
Sieh! weiß ist ihr Bäuchlein und schwarz ist ihr Rücken.
O gib eine Feig' aus dem Hause, dem reichen,
Ein Krüglein mit Wein und ein Körbchen mit Käse,
Auch Mehl schmeckt der Schwalbe und Back'nes von Eiern.
Bekommen wir was, oder müssen wir ziehen?
Thust wohl, wenn du reichest, sonst geht es dir übel,
Wir reißen dir Thüre und Schwelle zusammen,
Und nehmen die Hausfrau, die drinnen dir schaffet,
Das Weibchen ist klein ja, nicht kostet es Mühe.
Doch gibst du uns etwas, so bringe recht Gutes.
Komm, öffne die Pforte, schließ auf sie der Schwalbe,
Wir sind ja nicht Greise, sind kosige Kinder!

Vergleiche auch Anakreon's Lied an die Schwalbe.

*) Verfasser obigen Liedes ist ein neuerer, talentvoller griechischer Dichter, Namens Phottnos.

**) Dieses Lied ist von dem in Griechenland so hoch gefeierten Dichter Christopulos, den die Griechen mit Recht ihren Anakreon nennen. Der Vergleichung wegen übersetzen wir auch ein Trinklied Anakreon's (Ode 25):

Wenn süßen Wein ich trinke,
So schlafen meine Sorgen.
Was kümmr' ich mich um Plagen,
Um Jammer und um Sorgen?
Denn ich muß dennoch sterben,
Auch gegen meinen Willen.
Was soll ich denn durch's Leben
So trüb und traurig schleichen?
Laßt also Wein uns trinken
Vom schönen Sorgenlöser!
Beim frohen Zechgelage,
Da schlummern unsre Sorgen.

Lord Byron.

(Fortsetzung.)

Byron ist der Dichter der Individualität, und weil die subjektivste poetische Gattung die Lyrik ist, so ist er seinem innersten Wesen nach Lyriker. Sind nun gleich die drei poetischen Gattungen: Epos, Drama und Lyrik, als Gattungen coordinirt, so nimmt man doch ziemlich allgemein an, daß das Epos höher stehe als die Lyrik und das Drama als beide. Die lyrische Poesie, in ihrer Reinheit, gibt nur einzelne Zustände, Gefühle, Stimmungen poetisch wieder; in einem lyrischen Gedichte kann wohl eine ganze Welt von Empfindungen, Ahnungen, Anregungen enthalten seyn, aber zusammengedrängt, unentfaltet, und gerade in der concentrirten Kürze besteht der Vorzug der Lyrik, weil das Gefühl selbst, dessen Ausdruck sie seyn soll, etwas schnell Wechselndes, immer Bewegliches ist, so sehr auch das Gemüth, die Basis des Gefühls, sich beharrlich gleich bleibt. Das Epos greift in den Reichthum und die Breite des äußern Lebens hinein; es entwickelt mit Ruhe den Verlauf einer Begebenheit, eines individuellen oder eines Gesammtgeschickes; es spiegelt sich im Epos die objektive Welt — es ist Geschichte, poetisch gestaltet, mit Unbefangenheit aufgefaßt, während man das Drama als Philosophie der Geschichte in poetischer

Form bezeichnen könnte. Im Epos verweilt man überall, abgesehen natürlich von der größern oder geringern Wichtigkeit der geschilderten Ereignisse, mit gleichem Interesse; es drängt Einen nicht nach dem Schluß;*) die Ilias hat nicht einmal einen eigentlichen Schluß und man vermißt das nicht; aber im Drama drückt Alles auf den Schluß, auf das Resultat hin; man erwartet und verlangt vom Drama, daß sich am Ende eine Idee herausstelle, daß eine Summe gezogen werde; die Begriffe von Schicksal, Vergeltung, Recht und Unrecht, Lohn, Strafe, Versöhnung drängen sich auf; Schicksal und Charakter müssen in Uebereinstimmung gebracht, deßwegen die Individuen tiefer aufgefaßt, schärfer gezeichnet werden; und während das Epos nur ein poetisch gestaltetes Stück Geschichte, muß dieß ächte Drama eine in sich geschlossene Totalität, eine Theodicee im Kleinen seyn. Demnach steht allerdings das Drama in seiner Vollendung, höher als die beiden andern Gattungen, aber trotz dem können die Individuen der andern beiden Gattungen den Individuen der dramatischen Gattung gleich oder auch höher als sie stehen; es kann Zeiten geben, die dem dramatischen entschieden ungünstig sind und wo nur in den beiden andern Formen ein großer Eindruck hervorzubringen ist. Schwerlich hätte Byron eine so ungeheure Wirkung hervorgebracht, wenn nicht seine Art und Weise seine Poesie zu verkörpern, dem Geist der Zeit ganz besonders zugesagt hätte. Indem er sich als Lyriker gab, indem er alle Gefühle und Leidenschaften, alle Entzückungen, Zweifel und Beängstigungen *seines* Herzens aussprach, gewann er *alle* Herzen, welche einem einzelnen, bestimmten Individuum — mochte nun auch sein Geist noch so hoch über den Horizont der Masse sich emporschwingen, mochten auch seine Zustände und Empfindungen von einer Art seyn, wie sie nur Wenige sonst erlebt hatten — dennoch gern und leicht Alles nachempfanden, weil seine individuellen Stimmungen, Gedanken, Phantasien, seine Entzückungen und Klagen, neben dem Persönlichen, manchmal Bizarren und Extravaganten, doch eine solche Fülle des ächt und tief Menschlichen in sich schlossen, allgemeine, nicht recht zum Bewußtseyn gekommene Gefühle in einer so klaren und gewaltigen Sprache zum Bewußtseyn brachten, daß jeder Leser und Hörer (eine gewisse Bildungsstufe vorausgesetzt) darin seine eigensten, geheimsten Empfindungen und Gedanken, nur unendlich gesteigert und verschönert, wieder fand oder wiederzufinden glaubte. Denn das Tiefstindividuelle ist zugleich auch das Allgemeinstansprechende, und der subjektivste Dichter, der, was ihn bewegt, recht klar und scharf auszusprechen weiß, wird als der tiefste Menschenkenner erscheinen. Statt mehr oder weniger erkünstelter Personen und Empfindungen, wie sie in andern Poesien besonders früherer Zeiten üblich gewesen, trat nun auf einmal ein kühner Genius mit rückhaltloser Offenherzigkeit, mit ungeschminkten, wenn auch vielleicht allzu heftigen und oft ungerechten und bittern Empfindungen auf und riß im Sturme seines Fluges durch alle Gebiete der Natur und des Geistes die erstaunten, bezauberten Gemüther mit sich fort. Childe Harolds Pilgerfahrt war das Gedicht, dessen zwei erste Gesänge Byrons Ruhm zuerst begründeten, wie die beiden letzten, nach ziemlich allgemeiner Anerkennung, die Perle aller seiner Dichtungen sind. Proben daraus sind früher in diesen Blättern nach Zedlitz's Uebertragung mitgetheilt worden, so daß wir uns auf Allgemeines beschränken können. Dieß Gedicht darf als das Bild und der Ausdruck seines *idealen* Wesens angesehen werden; der pilgernde Junker Harold ist der Dichter selbst und Byron gibt sich im Verlauf des Gedichts gar keine Mühe mehr, auch nur den Schein der Nichtidentität fortzuführen, aber man darf sagen, daß er sich selbst gewissermaßen Unrecht gethan hat mit der Schilderung seines Helden im Anfang; denn nicht der *dort* als ein Wüstling geschilderte, sondern der ideale Byron, möchten wir sagen, hat diese Wanderfahrt gemacht und geschildert. Handlung oder Fabel ist eigentlich gar nicht in dem Gedicht; die Person des Pilgers ist nur gleichsam die Schnur, an welche die einzelnen Perlen angefaßt sind — die prachtvollsten Naturschilderungen, die glühendsten Gefühle, die glänzendsten Erinnerungen an das Alterthum, die rührendsten Klagen über gefallene und zerfallende Größe, die begeistertste Lobpreisung des Großen, Schönen und Edeln zu allen Zeiten, der bitterste Haß gegen Gemeinheit, Rohheit, Despotismus, melancholische und skeptische Betrachtungen über das Loos alles Irdischen, gewaltige Ausbrüche des Schmerzens über sein eigenes hartes Geschick — dieß alles ist in willkürlicher Folge aneinander gereiht, aber durch die Einheit des überall waltenden, in unerschöpflicher Gedanken- und Bilderfülle hervorbrechenden, und die verschiedensten Gegenstände zu Einer Masse von herrlicher, überwältigender Poesie schmelzenden Genius verknüpft. Die Sympathie mit der Natur, in den Phänomenen ihrer Fruchtbarkeit und ihrer Schönheit, die Sympathie mit den unterdrückten, um ihre Freiheit kämpfenden Völkern, Begeisterung für das Genie, die Tugend, die Liebe und eine erhabene Melancholie, die sich an den Bildern und Scenen der Trauer und Verwüstung mit geheimer Lust weidet — das sind die Hauptzüge des Childe Harold; aber der Reichthum der Bilder, der Gedanken, der Scenen ist unermeßlich und die Sprache so edel, so kräftig, so treffend, so abwechselnd mit schmelzender Zartheit und donnernder Kraft — daß sich diesem Produkt ächter Inspiration nichts Verwandtes an die Seite setzen läßt. Es ist ein unerklärlicher poetischer Zauber darin, Worte, die an sich wie einfache, schlichte Prosa aussehen, machen doch in diesem Zusammenhang den tiefsten Eindruck von Poesie; das Ganze ist von einer wunderbaren Atmosphäre umgeben, welche Alles mit dem Hauch der Schönheit überweht. Das Gedicht gewährt keinen so friedlichen und ruhigen Genuß, wie manches andere; es theilt der Seele des Lesers oder Hörers etwas mit von der Melancholie und Rastlosigkeit (restlessness), aber auch von dem Feuer und Schwung des Dichters und wenn auch die *ausgesprochenen* Ansichten und Resultate eben nicht einer tröstlichen Philosophie und Weltansicht angehören, wenn sie eher zur Niedergeschlagenheit zu stimmen geeignet sind: so liegt doch etwas ungemein Erhebendes, Belebendes, Stärkendes darin, den großen Geist des Dichters auf seinem erhabenen, nie erlahmen-

*) Die Nibelungen machen eine Ausnahme; L. Bauer hat in einem Aufsatz im Morgenblatt von 1850 den innerlich dramatischen, tragischen Charakter dieses Gedichts sehr schön nachgewiesen.

den Flug zu begleiten, von dem er sich endlich auf St. Peters Dom niederläßt. Daß das Gedicht sich an Wirkliches, an Bekanntes, an die Wunder der Natur, an die Reliquien der alten Welt, an die großen Ereignisse der Geschichte anschließt, dient nur dazu, das Interesse daran zu verdoppeln, weil dennoch die poetische Kraft und Schönheit nie durch den Stoff beeinträchtigt werden, vielmehr mit jedem neuergriffenen Gegenstand in neuer Gestalt hervortreten. E. L. Bulwer thut dem Dichter doch wohl Unrecht, wenn er sagt: „Man gehe Childe Harold genau durch, so wird man mit Staunen entdecken, wie wenig eigentliche Tiefe und Neuheit oft in den Betrachtungen ist, welche durch beides sich auszuzeichnen scheinen. Man ist gefesselt durch die unbestimmte, aber gewaltige Schönheit der Sprache, durch den starken Eindruck der Originalität, welche überall weht. Wie das Orakel zu Dodona macht er den Wald zu seinen Tafeln und schreibt seine Eingebungen auf die Blätter der Bäume; aber die Quelle dieser Eingebungen läßt sich nicht aufweisen; es ist weder die Wahrheit noch die Schönheit seiner Sprüche, die man bewundert, obgleich man sich dieß einbildet; es ist das Geheimnißvolle, das darüber waltet.“ Allerdings wenn man mit anatomischem Messer die einzelnen Schönheiten, die Bilder und Gedanken zerlegen will, entflieht sehr häufig der ganze Reiz und es bleiben todte Atome zurück; Vieles, allerdings, ist nicht absolut neu und nicht absolut wahr: aber eine feine Nuancirung eines schon früher dagewesenen Bildes, eine neue Beleuchtung einer schon bekannten Idee wiegt oft so viel als ganz originelle Erfindung. Die Reflexion gilt im Allgemeinen, und wohl mit Recht, für unpoetisch; Childe Harold besteht großentheils aus Reflexionen — aber es sind Reflexionen ganz eigener Art; sie gehören nicht dem nachdenkenden Verstande, sondern dem von leidenschaftlichen Empfindungen überströmenden Gemüth an; *) es wird nicht aus einem Gefühl, aus einer Anschauung der Faden des Gedankens herausgesponnen, wie man aus einem glühenden Klumpen Glasmasse einen dünnen, schnell erkaltenden Glasdrath zieht — die Reflexion ist selbst lauter Anschauung, lauter Gluth. Im Verlauf des Gedichts verwandelt sich die Person des Childe Harold in die des Dichters selbst, der am Ende, wo er seinen persönlichen Gefühlen freien Lauf läßt, einen wahrhaft tragischen Eindruck macht:

Er spreche, der mich bleich, der mich erbeben
In meiner Seele Krämpfen hat gesehen!
Doch dieses Blatt soll hier als Denkmal stehen:
Mein Wort wird nicht in Luft verwehn, wenn lang
Ich Asch' auch bin, und in Erfüllung gehen.

*) Byron läßt sich hierin einigermaßen mit Pindar vergleichen, der auch in seine kühnen Oden häufig Reflexion einmischt, die aber doch nicht stört.

Vollauf wird mein weissagender Gesang,
Und thürmen, bergehoch, sich meines Fluches Zwang.

Der Fluch er sey — Vergebung! höre mich
O Mutter Erd', ihr himmlischen Gewalten:
Kämpft' ich mit meinem Schicksal nicht? Hab' ich,
Was sich verzeiht, nicht duldend ausgehalten?
War nicht mein Geist gluthkrank, mein Herz gespalten,
Zerstört Hoffnung und Ruf, mein tiefstes Leben?
Und trotz' ich der Verzweiflung finstrem Walten,
War's, weil von anderm Stoff als Viele eben,
Im Seelenmoder ich, wie sie, nicht mochte weben.

Und doch hab' ich gelebt, und nicht vergebens!
Mag auch die Gluth aus Geist und Adern scheiden,
Zerbrech' in Qual die Form auch meines Lebens —
Etwas in mir trotzt selbst der Zeit, dem Leiden,
Und hält noch meinen Athem im Verscheiden:
Etwas das irdisch nicht, das sie nicht ahnen,
Wird, gleich dem Nachhall längst verklungner Saiten,
Den Geist besänft'gend, einen Weg sich bahnen,
Und spät an Lieb' und Reu' versteinte Herzen mahnen.

Nicht zu verwundern ist, daß dieß Gedicht nach dem Ausdruck des Edinburgh Review ihm allgemeine Herrschaft, man möchte fast sagen, allgemeine Tyrannei über die Gemüther der Menschen erwarb. „Es gibt, heißt es ebendaselbst, keine Gränze für das Interesse, welches sich an einen Dichter knüpft, der wie aus dem Herzen eines mächtigen und leidenschaftlichen Volkes hervorgeht, der, so zu sagen, der Repräsentant der erhabensten Gedanken dieses Volkes ist.“ Childe Harold ist in vielen Beziehungen ächt englisch; es ist ein poetischer Wegweiser für den reiselustigen Engländer, es idealisirt seinen Drang sich in der Welt umzusehen, es gibt ihm bei den bedeutendsten Naturschönheiten, Kunstdenkmälern, historisch merkwürdigsten Stellen die erhabensten und würdigsten Empfindungen an die Hand, und wohl mancher Britte war, wenn er den Rhein hinab oder hinauf fuhr, mehr mit dem Sänger des Drachenfels als mit diesem selbst und den schönen Ufern beschäftigt. Childe Harold wird, wie auch das Urtheil und der Geschmack in Betreff anderer Dichtungen Byron's sich gestalte, lange die poetische Bibel der reisenden Britten bleiben, und auch darin erkennen wir das Genie, daß es einen an sich schon allgemein ansprechenden Stoff herauszufinden weiß. Zugleich aber mag man auch beklagen und es auf Rechnung des Geistes der Zeit schreiben, daß sich Byron nicht ein noch würdigerer nationaler Stoff darbot; daß eine aristokratische Gewohnheit der Vornehmen und Reichen, und nicht eine große Epoche oder ein Held seines Volkes das Thema seines Gesangs wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 8.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

25 Januar 1837.

Liebesklage. *)

Aus dem Wallachischen.

Ich wollt', ich könnte schweigend tragen
Und ewig bergen meinen Schmerz,
Nur Ich müßt's wissen, mir's nur sagen:
Ach! welche Schlange hegt mein Herz.
Doch meine Gluth hat mich bezwungen
Und ganz und gar verrathen mich.
Die Flammen sind zum Blick gedrungen,
Sie rangen aus dem Herzen sich;
Die Augen zeigen klar und deutlich,
Daß meine Seel' in feur'gem Brand.
Mein Wille, Sinn und meine Worte
Sind sonder alles Knüpfungsband.
Denn ich verlange, denke, lalle,
So wie aus einem tiefen Traum,
Und ob ich stehe oder walle,
Und wo ich bin, ich weiß es kaum.
Mein Feuer wächst mit jedem Tage,
Ich wachse nicht, ich schmelze heiß.
Ach! alle Worte, die ich klage,
Nicht wem, noch was, noch wie, ich weiß.

J. M. Firmenich.

*) Uebersetzer hat dieses Gedicht einem wallachischen Musenalmanach entlehnt. Die wallachische Sprache gehört zum romanischen Sprachstamm, und ist ein eigenthümliches Gemisch der lateinischen, neugriechischen und russischen Sprache. Hie und da finden sich auch einige türkische Wörter. Die Wallachen und Moldauer sind die Abkömmlinge der alten Dacier, sie nennen sich in ihrer Sprache Romani (sprich Romuni). Ihre Literatur ist ziemlich arm und besteht hauptsächlich in Uebersetzungen aus andern Sprachen, jedoch hat sich in neueren Zeiten, seitdem die jungen Wallachen und Moldauer die Universitäten Deutschlands oder Frankreichs besuchen, ein regeres Leben für Wissenschaft und Poesie in den beiden Fürstenthümern entfaltet und sich einige nicht unbedeutende dichterische Talente gezeigt, zu denen auch der Verfasser obigen Liedes Jancu Văcărescu in Bucharest gehört.

Lord Byron.

(Fortsetzung.)

Von der Höhe des Childe Harold senkte sich Byron einigermaßen herab in den Erzählungen, zu welchen wir uns jetzt wenden. Die poetische Erzählung ist in England seit langer Zeit sehr beliebte Gattung und gewann in neueren Zeiten dadurch, daß die größten Dichter Byron, Th. Moore, W. Scott sich in ihr versuchten, nur noch mehr Beifall. Die poetische Erzählung hält die Mitte zwischen dem breiteren Epos und der kurzen, gedrängten Ballade; die dabei gebrauchten Versmaße sind verschieden, bald werden reimlose Jamben (blank verses), bald gereimte Jamben, acht oder zehnsylbig angewendet, und der Ton nähert sich bald mehr der epischen Ruhe, bald der lyrischen Wärme und Leidenschaftlichkeit. Es ist eine dem Dichter viele Freiheit lassende Form, besonders auch insofern, als sie ihm gestattet, bald das Interesse des Stoffs voran zu stellen, bald mehr selbst hervorzutreten und mit lyrischen Ergießungen, mit malerischen Schilderungen, mit poetischen Betrachtungen den Faden der Erzählung zu unterbrechen. Es begreift sich aber auch, daß dieß zu sehr großen Licenzen führen kann, und daß der Dichter in dieser Gattung gerade sich hüten und beschränken muß, damit er nicht ins Formlose gerathe. Ein Beispiel, ja das non plus ultra einer solchen Formlosigkeit hat Byron selbst in seinem Giaour gegeben, den er als ein Fragment, nicht etwa nur weil er an der Ausarbeitung verhindert worden wäre, erscheinen ließ, sondern gleich von vorn herein anlegte — eine übermüthige Laune, die sich nur ein Dichter wie Byron erlauben konnte. Der Umfang dieses Gedichts war so gar nicht mit künstlerischer Besonnenheit berechnet, so zufällig, daß aus den etwa vierhundert Versen, woraus es in der ersten Auflage bestand, durch immer neue Einschiebsel in den späteren Editionen etwa vierzehnhundert wurden. Wenn Byron seinen wohlbegründeten Ruhm hauptsächlich dem Childe Harold verdankte, so war er vielleicht seine Popularität in noch höherem Grade seinen Erzählungen schuldig, denn diese Gattung muß einem weit

größern Publikum zusagen, schon weil der historische Stoff, der noch ein anderes als das rein poetische Interesse erregt, Viele anzieht und weil die Verse viel leichter und faßlicher fließen, als in der kunstvolleren, schwereren Spenser'schen Stanze. Er wußte sich der Vortheile dieser Art von Poesie meisterhaft zu bemächtigen und seine Erzählungen hatten den glänzendsten Erfolg, namentlich der Korsar und Lara. Wenn es wahr ist, daß Viele weit mehr durch schöne Stellen als durch wahrhaft künstlerische Schönheit der Komposition angezogen, befriedigt und entzückt werden: so waren in diesem Punkt die Byron'schen Erzählungen ganz nach dem Geschmack und den Wünschen des Publikums; es finden sich darin die alleeprachtvollsten, ergreifendsten Schilderungen, Bilder, Betrachtungen verschiedener Art; Naturscenen werden mit einer hinreißenden Kraft, mit den glühendsten Farben veranschaulicht; bald schwingt sich die Phantasie des Dichters empor zu den blauen Bergen und begleitet die verglühende Sonne in ihr Wellengrab, bald schwelgt sie im vollsten Gefühl der Freiheit auf dem krystallenen Spiegel des Meeres mit seinen Delphinen und fliegenden Fischen und preist den Flug des Schiffes über die Wogen hin, bald wird der Ocean in seiner Empörung dem Auge vorgeführt; bald wird eine majestätische Sternennacht, bald eine süß melancholische Dämmerung beschrieben; in der einen Erzählung wird eine Welt und Natur im Kindesalter (infant world), das Paradies der Inseln der Südsee zu ergreifenden Kontrasten benützt, in andern das noch immer so schöne Griechenland, „wo Alles, nur der Geist des Mannes nicht, göttlich ist," mit seinen durch große Erinnerungen geheiligten Bergen, Flüssen, Inseln und klassischen Stellen verherrlicht; was Byrons Naturschilderungen so entzückend macht, ist, daß er die geschilderten Scenen nie bloß mit dem Auge der Phantasie auffaßt, daß er immer eine tiefere Empfindung der Seele damit zu vermählen weiß, an das Aeußere immer etwas Innerliches, oft nur mit einem leicht hingeworfenen Wort, anknüpft. Eine ebenso fruchtbare Quelle ergreifender Bilder wie die äußere Natur ist aber für Byron in seinen Erzählungen auch die innere, die Gemüthswelt. Besonders ist innige und starke Leidenschaft sein eigentliches Gebiet; glühende Liebe und brennenden Haß malt er in ihren verschiedenen Formen, Stadien, in ihrem Aufkeimen und in ihren Wirkungen. Mit gleicher Meisterschaft schildert er das Entzücken des Wiedersehens, das herzzerreißende Weh des Abschieds, die schmachtende Sehnsucht der Getrennten, die hingebende Treue bis in den Tod, wie das Nagen der Eifersucht, der Rachsucht, die verzehrende Gluth des Abscheus und Hasses. Unter den sämmtlichen Erzählungen macht der Gefangene von Chillon, wohl den reinsten, wenn gleich schmerzlichen, Eindruck. Diese Klage eines Märtyrers der Freiheit, im Kerker schmachtend, betrübt zwar den natürlichen Menschen, aber sie erhebt das Sittliche in ihm und die mit dem Gräßlichen wechselnde milde Schönheit der Darstellung veredelt ganz und gar die schmerzliche Empfindung. Mazeppa ist ansprechend durch die Frische des Tons, durch die Anschaulichkeit der physischen und psychischen Leiden des einem unbändigen Rosse wider Willen anvertrauten Reiters, aber ein tieferes, geistiges Interesse fehlt hier. In den türkischen Erzählungen kontrastirt die Schönheit und Milde der Natur mit der Wildheit und Grausamkeit der Menschen — oder vielmehr der Männer. In beiden trägt der Rosenbaum der Liebe die Frucht des Todes. In der Braut von Abydos wird das liebende Paar das Opfer der Erbitterung des Vaters der Braut, im Giaour läßt der eifersüchtige Gebieter seine treulose Sklavin ertränken und wird von ihrem Geliebten ermordet. Dieser, der Giaour ist eine geheimnißvolle Person, über den man nur unbefriedigende Aufschlüsse erhält; dieß ist in noch höherem Grade der Fall mit Konrad, dem Korsar, und Lara, welche beide Gestalten ein und dieselbe Person seyn sollen, so daß Lara die Fortsetzung vom Corsar wäre. Auch in der Erzählung die Insel ist Christian eine halb mysteriöse Person, und aus den Dramen ist besonders Manfred hieher zu beziehen. Der Charakter von Byrons Helden und Heldinnen ist schon vielfach besprochen und angegriffen worden und wir müssen hier auch etwas dabei verweilen. Man hat Byron den Vorwurf der Armuth in seinen Charakteren gemacht, und in der That ist dieser Vorwurf viel begründeter, als wenn Chateaubriand bei Shakspeare finden will, daß alle seine jungen Frauen und Mädchen einen und denselben Typus haben. Byrons Heldinnen gleichen sich in unbegränzter Hingebung und Aufopferung gegen den Geliebten — (von Don Juan sehen wir hier ab), es sind sanfte, sich an den Mann anschmiegende Tauben, von ihm wie mit einem Zauber umsponnen; sie lieben ihn trotz seiner Fehler und Verbrechen und verlangen nichts Besseres als für ihn oder mit ihm zu sterben. Aus solcher hingebenden Passivität tritt jedoch Neuha in der Insel, und Gulnare im Corsar heraus; jene rettet den Geliebten durch liebende Vorsicht und kecke Entschlossenheit, die letztere sogar durch einen an ihrem bisherigen Herrn verübten Mord. Im Uebrigen haben sie allerdings eine ziemlich starke Aehnlichkeit des Wesens gemein, wenn schon die einzelnen Züge modificirt sind, theils an sich, theils durch die Verschiedenheit der Situationen. Wenn sich nun auch dagegen nichts einwenden läßt, daß Byron die Eigenthümlichkeit des Weibes in die hingebendste, aufopferndste Liebe setzt und in dieser Empfindung alle Kräfte des weiblichen Herzens concentrirt, ja, wenn man hieraus scheint schließen zu dürfen, daß er die höchsten Begriffe vom Wesen der Frauen gehabt habe, so will man ihm doch das zum Tadel anrechnen, daß er die Neigung und Liebe seiner weiblichen Geschöpfe großentheils so unwürdigen Männern, ja Verbrechern sich zuwenden läßt, wodurch die Würde des Weibes in sittlicher und intellektueller Hinsicht herabgesetzt werde; das einem unwürdigen Gegenstand der Verehrung dargebrachte Opfer verliert einen großen Theil seines Werths, und der Dichter, der in seinen Poesien gleichsam als Regel aufstellt, daß die Liebe der edelsten weiblichen Herzen dem thatkräftigen, wenn auch verbrecherischen Mann als nothwendige Beute zufalle, scheint einem nicht zu billigenden männlichen Egoismus zu huldigen: das Opfer des liebenden Weibes ist am Ende nicht mehr werth als der Tod des Schmetterlings, der seine Flügel am Licht versengt und stirbt. Die Beschuldigung, daß Byron seine weiblichen Charaktere nicht würdig halte, ist bedingt durch die Beschaffenheit seiner meisten männlichen

Charaktere. Es ist schon vielfach gesagt worden, die Hauptperson im Corsar, in Lara, im Manfred, auch wohl im Giaour sey, wie im Childe Harold, er selbst. Es sey erlaubt, mit einigen Bemerkungen die Frage zu berühren: Wie verhält sich der Dichter überhaupt zu seinen poetischen Geschöpfen? Liegen in einem Dichter wirklich die Keime, die Elemente aller der Charaktere, die er erschafft, zeugt er sie gleichsam aus seinem eigenen Wesen? oder befruchtet er nur die ihm sich darbietenden Keime durch seine Einbildungskraft, auch wenn die Eigenthümlichkeit der von ihm producirten Charaktere eine ihm und seinem Wesen ganz und gar fremde ist? Wir glauben, daß sich darauf keine, die eine oder die andere Voraussetzung des Dilemma's bejahende Antwort geben läßt; bei dem einen Dichter ist jenes, bei dem andern dieses. Die leidenschaftlichen, sentimentalen Dichter, wie Schiller und Byron, identificiren sich sehr leicht mit den Helden ihrer Poesien; sie kommen schon bei der Wahl ihrer Stoffe leichter auf Charaktere, welche etwas Analoges mit ihrer eigenen Natur haben; ihre Hauptpersonen sind von ihrem eigenen Fleisch und Blut und oft nur die Träger und Organe ihrer eigenen, durch gegebene oder vorausgesetzte Situationen und Ereignisse modificirten Gefühle und Gedanken. Das Studium historischer Charaktere und ein eifriges Streben nach Objektivität kann allerdings bewirken, daß auch der pathetische Dichter seine Personen sich etwas ferner rückt, sie schärfer von sich ablöst, wie z. B. Schiller, der in seinen frühesten Dramen seinen Helden offenbar immer sehr Viel von seiner Individualität geliehen hatte, in den spätern, im Wallenstein, im Tell Charaktere schafft, die weit unabhängiger von ihm sind. Objektive, naive, plastische Dichter dagegen, wie vor Allen Shakspeare, dann auch Dante und Goethe, ergreifen oder erdichten Charaktere, die mit ihnen selbst in keinem Verhältniß der Sympathie stehen; sie wollen sie nicht sowohl liebenswürdig und interessant, als vielmehr lebendig und anschaulich machen, oder, richtiger gesagt: es macht sich dieß ihnen von selbst so; sie versetzen sich in jede ihrer Personen, ihrer eigenen Individualität vergessend, hinein — aber sie stehen zugleich auch, weil sie sich nicht mit Vorliebe den Einen zuwenden, über denselben, während der sentimentale Dichter seine Personen, mehr oder weniger bewußt, zu dem Typus seines Wesens herüberzieht und sich so wie er selbst denkt und fühlt, an ihre Stelle setzt. Diese Identificirung tritt am ehesten bei edeln, tragischen Charakteren ein, mit welchen der Dichter wirklich Verwandtschaft hat oder zu haben glaubt; sie fällt von selbst weg bei humoristisch oder ironisch gehaltenen Charakteren, wie Falstaff, Don Quixote; dieselbe Geisteseigenthümlichkeit, welche den pathetischen Dichter nie ganz aus sich selbst heraustreten läßt, verwehrt es ihm auch in der Regel komische Charaktere zu erfinden und darzustellen. Wie es sich mit Don Juan verhält, wird später zur Sprache kommen. Gewiß ist, daß Byron in mehrere seiner Helden, namentlich Conrad, Lara, Manfred, viele Züge seines eigenen Wesens gelegt, manche seiner unseligen Erfahrungen in der Schule der Leidenschaften auf sie übertragen hat, daß öfters aus ihrem Munde er selbst redet; es ist als ob sich seine Phantasie daran geweidet hätte, sich auszumalen, was aus ihm, bei seiner Gemüthsart, seinen Neigungen und Weltansichten hätte, unter gewissen Voraussetzungen, in gewissen Lagen, werden können; das Schlimmste an seinen Helden, ihre Verbrechen und Frevel sind poetische Zuthat zu dem Charakter des Dichters selbst und durch diese Zuthaten lehnte er den Verdacht und die Behauptung seiner Identität mit seinen fingirten Personen allerdings gewissermaßen ab, denn Niemand konnte behaupten wollen, der edle Lord habe Seeräuberei getrieben oder einen Mord an einer Geliebten oder Schwester begangen,*) aber trotz dem sind diese Gestalten mit einer, wir möchten sagen egoistischen Vorliebe behandelt. Es sind Männer von gewaltiger, unbeugsamer Willenskraft, Verächter von Sitte, Gesetz, gesellschaftlichen Institutionen und Religion, Menschenhasser, aber begabt mit der nicht verlornen Fähigkeit glühender, treuer Liebe, Verbrecher, welche die Ansprüche auf Achtung eigentlich verwirkt haben, dennoch aber nicht nur gefürchtet, sondern auch bewundert — werden, oder werden sollen, ausgerüstet mit einem Herrschergeist, mit Standhaftigkeit und Geistesgegenwart. Sie haben einen geheimnißvoll schauerlichen Nimbus um sich (awful gloom), hüllen sich in ein räthselhaftes Schweigen und scheinen immer durch den Adel ihres Wesens und Benehmens die ausdrücklichen Angaben von ihren Sünden und Verbrechen Lügen zu strafen und zu entkräften.

(Schluß folgt.)

Lieder von Beranger.

Die Vögel.

An Arnault, als er ins Exil ging. Januar 1816.

Der Winter mit empörtem Toben
Verödet unser Feld und Dach,
Mit Lied' und Liebessang zerstoben
Ziehn fremdem Strand die Vögel nach.
Doch bleiben treu sie uns und bieder,
Auch wo ein mildrer Himmel lacht:
Verbannt im Winter, kehren wieder
Die Vögel, wenn der Lenz erwacht.

Verwiesen sind die holden Gäste,
Und ach, wir klagen's mehr als sie,
Die Hütten klagen, die Palläste
Vom Echo ihrer Melodie.
Doch ob an stillern Ufern nieder
Ihr Sang beglückte Herzen macht;
Verbannt im Winter, kehren wieder
Die Vögel, wenn der Lenz erwacht.

---

*) Goethe Bd. 46, S. 217 will von einem gräßlichen Abenteuer wissen, in das Byron verflochten gewesen seyn soll; aber wir haben nirgends etwas gefunden, wodurch jenes „mährchenhafte Ereigniß" beglaubigt und bestätigt würde.

Uns andrem, festgesess'nem Volke
Dünkt neidenswerth ihr Wanderlauf,
Wenn nächtlich finster Wolk' um Wolke
Vom Norden donnernd steigt herauf,
Beglückt, wen fern ein leicht Gefieder
Entrückt, so lang das Wetter kracht;
Verbannt im Winter, kehren wieder
Die Vögel, wenn der Lenz erwacht.

Sie denken unsrer Noth auch ferne,
Und hat es endlich ausgebraust,
Ziehn sie zur alten Eiche gerne,
Die schon so oft der Sturm gezaust.
Und daurend Heil dem Thal der Lieder
Verheißend, Tag nach langer Nacht,
Verbannt im Winter, kehren wieder
Die Vögel, wenn der Lenz erwacht.

Die Phantasiereise.

Auf feuchten Schwingen kommt der Herbst gegangen
Und tränkt mir neue Schmerzen ins Gemüth;
Von jeder arm, verschüchtert, gramumfangen,
Sind meines Frohsinns Blumen abgeblüht.
Laßt von Lutetias wüstem Strand mich fahren
Und schönern Himmel meine Augen sehn.
Von Hellas träumt' ich schon in frühsten Jahren,
Dahin, dahin möcht' ich zu sterben gehn.

Homers Gesang verstand ich, als Hellene
Geboren, (wie Pythagoras gelehrt),
War mit Perikles Diener der Athene,
Ich sah im Kerker Sokrates verklärt.
Des Phidias Wunder durft' ich staunend schauen,
Ilyssus' Strand, wo duft'ge Blumen stehn,
Mit Bienen schwärmt' ich auf Hymettus' Auen,
Dahin, dahin möcht' ich zu sterben gehn.

Gönnt, Götter, daß sich mir mit Strahlengüssen
Um Aug' und Sinn die schönre Sonne schmiegt,
Hört' ich von fern der Freiheit Ruf mein Grüßen
Erwiedern: Thrasybulus hat gesiegt!
Wohlauf, wohlauf! die Barke stößt vom Strande,
Meernymphen, laßt mich euren Schutz anflehn,
Auf daß der Sänger im Piräus lande,
Dahin, dahin möcht' ich zu sterben gehn.

Schön ist Italiens Himmel, doch vom trüben
Gewölk der Knechtschaft düster angehaucht,
Nur weiter, Fährmann, weiter, sieh dort drüben
Wie's fern herauf in lichtem Glanze taucht.

Kennst du dieß Meer? die Küste wild und wüste?
Was winkt mir dort von seinen Sonnenhöhn?
Die Tyrannei verröchelt an der Küste;
Dahin, dahin möcht' ich zu sterben gehn.

Empfangt im Port den fremden Gast, ihr theuren
Jungfrau'n Athens, stärkt meines Liedes Ton,
Den kargen Himmel tauscht' ich um den euren,
Wo kühnen Geistern keine Ketten drohn.
Helft meine Leier, die verfehmte, retten,
Und kann mein Lied ins Herz euch Mitleid wehn,
Laßt zu Tyrtäus' Staub sich meinen betten,
Im schönen Lande mich zu Grabe gehn!

Liebe die Fülle.

Ich wünschte Haufen mir von Golde,
Säh' auch die Weisheit scheel dazu,
Zu Füßen legt' ich dir o Holde,
Den ganzen, reichen Schatz im Nu.
Adelens kleinster Laune müßte
Tagtäglich werden freies Spiel,
Nicht Habsucht ist es, daß ich wüßte,
Nur Liebe, Liebe hab' ich viel.

Verew'gen sollten meine Töne,
Adele, dich und mein Gesang,
Der einzig Klänge deiner Schöne,
Forthallen manch Jahrhundert lang.
Tief unsrer beiden Namen Zierde
Grüb' in der Nachwelt Herz mein Kiel;
Nichts ist in mir von Ruhmbegierde,
Nur Liebe, Liebe hab' ich viel.

Auf stolzem Königsthrone, dächte
Mir einen zu des Himmels Schluß,
Du süße Kön'gin, alle Rechte
Trät' ich dir ab um einen Kuß.
Dich müßt' ein Hof mit Glanz umgeben,
Wofern ich dir darin gefiel';
Ich bin nicht gar zu eitel eben,
Nur Liebe, Liebe hab' ich viel.

Doch fern sey thörichtes Begehren!
In dir ist jeder Wunsch gestillt,
Kann Glück und Glanz und Ruhm gewähren
Die Lust, die treuer Lieb' entquillt?
Mein Glück trotzt jedem Ungefähre,
Begleitet mich ans fernste Ziel,
Mein ist nicht Gut noch Pracht noch Ehre,
Nur Liebe, Liebe hab' ich viel.

Ludwig Seeger.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 9.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

28 Januar 1837.

Verlorene Lust.

Von Burns.

Wo ist die Lust, die ich fühlte am Morgen,
Tanzende Wonnen zum Lerchengesang?
Wo ist der Friede, der folgte dem Wandrer
Abends die dunkelnden Wälder entlang?

Nimmer am Ufergewinde des Flusses,
Grüßend die duftenden Blümchen im Thal,
Nimmer ach! tret' ich die Tritte der Freude,
Wandle nur Pfade der langsamen Qual.

Ist's, weil der Sommer entwich aus den Thälern?
Bleicht sie der Winter des grünenden Haars?
Nein; unter Rosen die summenden Bienen
Künden den Stolz mir des prangenden Jahrs.

Gerne wohl bärg' ich was bang ich enthülle,
Aber zu lange, zu wohl schon erfuhr:
All was mir ließ diese Wüste im Busen
Es ist schön Jenny, schön Jenny ist's nur.

Zeit kann nicht helfen, mein Gram kann nicht sterben,
Hoffnung wagt nimmer sich mir an das Herz:
Auf denn! voll Liebe und liebend den Kummer
Such' ich die Wonnen der Seele im Schmerz.

Schottisches Volkslied.

Von Burns angeführt.

Soll's alte Herz vergessen seyn?
Und gält' ihm kein Bescheid?
Soll's alte Herz vergessen seyn
Und aus die alte Zeit?

Wir Beide liefen durch das Thal
Nach Blumen meilenweit;
Doch wanderten wir oft uns müd
Seit jener alten Zeit!

Wir Beide plätscherten im Bach
Bis zum Mittaggeläut;
Doch bräute zwischen uns das Meer
Seit jener alten Zeit!

Hier nimm die Hand, mein trauter Freund,
Und mir die deine beut,
Und trinken wir 'n tapfern Schluck
Auf gute alte Zeit!

Du nimmst's mit einem Krug noch auf,
So bin auch ich bereit,
Drum einen Liebesbecher noch
Auf alte, gute Zeit!

Fr. Notter.

Lord Byron.

(Schluß.)

In einem Anflug kriegerischer Laune hatte Byron in seiner Jugend einmal geäußert: „Ich will eine Truppe bilden, die man Byrons Schwarze (nach der Analogie der schwarzen Jäger, der schwarzen Husaren) nennen soll, schwarz montirt und mit schwarzen Rossen; man soll von ihnen Wunderheldenthaten hören!" Statt eine solche militärische Truppe zu bilden, hat er eine Anzahl poetischer Gestalten geschaffen, die man im metaphorischen Sinne Byrons Schwarze nennen könnte, so unheimlich und düster treten sie auf; und wie es schwarze Husaren gab, welche einen Todtenkopf als Symbol führten, so ha-

den auch Byrons Helden etwas Todtenhaftes, neben dem in ihrem Wesen angedeuteten Diabolischen. Es drängen sich die Fragen auf: sind solche Charaktere möglich und wahr? und sind sie poetisch? Gegen den Vorwurf der Unwahrscheinlichkeit oder Unmöglichkeit hat sich der Dichter selbst durch Berufung auf historische Personen vertheidigt, und außerdem durch das Aphoristische, Fragmentarische der Schilderung und durch die düstere Verschlossenheit seiner so gearteten Personen, von deren innerer und äußerer Geschichte man doch immer nur wenig erfährt, ein Urtheil über die psychologische Wahrheit und Möglichkeit sehr erschwert, wo nicht ganz abgeschnitten; sie bewegen sich in einem trüben Nebel, wo man keine scharfen Umrisse beobachten kann. Man bewundert die Energie und Wahrheit, womit einzelne Momente der Stimmung und Leidenschaft dargestellt sind, aber es geben Einem die Mittel ab, die einzelnen Momente zu einer ganz anschaulichen, lebendigen Totalität zu verbinden; es bleiben immer Lücken, welche der Einbildungskraft der Leser oder Hörer auszufüllen überlassen bleibt, und dieser Reiz für die eigene Phantasie, der allerdings nicht seyn könnte, wenn nicht ein Interesse an den poetischen Gestalten geweckt würde, mag wohl von Manchem ebenfalls dem Dichter gutgeschrieben werden; aber wir könnten nur dann hierin einen Vorzug erblicken, wenn der Einbildungskraft schon feste Linien vorgezeichnet wären. Die Möglichkeit jener Charaktere kann nicht absolut geläugnet werden, aber Byron hat auch nicht durch eine ganz koncrete Zeichnung derselben den Zweifel daran niedergeschlagen. Die andere Frage ist: ob sie poetisch seyen? Niemand wird in Abrede stellen, daß das Geheimnißvolle eines der wichtigsten und mächtigsten Motive der Poesie ausmacht; die Poesie selbst ist ja ein Geheimniß; ihr Wesen läßt sich nicht in Definitionen fassen und aussprechen; aber deßwegen läßt sich doch der Satz: das Wesen der Poesie ist geheimnißvoll, nicht in den Satz umkehren, das Geheimnißvolle ist das Wesen der Poesie; am wenigsten das b e w u ß t e und g e m a c h t e Geheimnißvolle. Eine räthselhafte, mysteriöse Gestalt in einer Dichtung, in einem Roman, kann von großer Wirkung seyn, aber der allzu häufige Gebrauch jenes Motivs schwächt den Eindruck; neben dem R e i z des Räthselhaften verlangt der Geist des Lesers auch die B e f r i e d i g u n g der Klarheit; er will nicht immer Räthsel ohne Auflösung. Byron hat das Geheimnißvolle, verbunden mit dem Motiv des Melancholischen, in seinen Dichtungen, namentlich in den berühmtesten seiner Erzählungen, wie auch im Childe Harold und Manfred reichlicher angewendet, als vielleicht irgend ein Dichter — und mit welchem Erfolg, ist bekannt. Die düstern Helden, mit einem unbekannten großen Schmerz, oder einer geheimen Schuld auf der Seele, verschlossen, blaß, lebenssatt, mit der Persönlichkeit des interessanten, großen Dichters selbst verschmelzend, traten aus der Sphäre der Poesie auch in die Salons, in die Gesellschaft herüber. „Lord Byron," läßt Bulwer eine seiner Personen sagen, „hatte nicht sobald erklärt, daß er unglücklich sey, als auch schon jeder junge Gentleman mit blassem Antlitz und schwarzen Haaren sich berechtigt glaubte, den Kummer vor dem Spiegel einzustudiren und Oden an die Verzweiflung zu dichten. Nie war der Hang für das Trübsinnige so groß;" wogegen eine andere Person einwendet: „man thue dem armen Lord Byron Unrecht, wenn man ihm die Aufbringung dieser melancholischen Manier zuschreibe; sie komme gewiß von Deutschland und vielleicht sey Werther der erste Held dieser Schule." — Beiläufig gesagt, scheint uns diese Manier doch eher aus dem englischen Spleen als aus der deutschen Sentimentalität entsprossen zu seyn. — Chateaubriand sagt: „Im Jahr 1822 mußte der Fashionable auf den ersten Blick als ein Unglücklicher und Kranker erscheinen, er mußte etwas Nachlässiges in seinem Aeußern haben, den Bart eine Weile stehengeblieben aus Vergeßlichkeit, Zerstreutheit und Verzweiflung — eine im Winde flatternde Haarlocke, einen tiefsinnigen, erhabenen, irren und unglückweissagenden Blick; den Mund zusammengekniffen in höhnischer Verachtung der menschlichen Natur; ein verdrossenes Byron'sches Herz, versunken im Ekel und Geheimniß des Daseyns." Also nicht nur in der Poesie, sondern auch im Leben wurden die Helden Byrons, die zugleich gewissermaßen für seine Doppelgänger gelten, nachgeahmt, woraus man schließen kann, welches Interesse sie erregten; aber hauptsächlich wohl durch die Nachahmungen, besonders in der französischen romantischen Schule, die in der Verbrechenspoesie Großes leistete, kamen die Mängel und Fehler jener geheimnißvoll-melancholischen Manier zum Bewußtseyn, und diese selbst um einen großen Theil ihres Kredits. Auch fehlte es schon von vornherein nicht an Anfechtungen, wie z. B. Southey, „der Laureate," von einer „satanischen Schule" sprach, und dem Paroxysmus des Beifalls folgte eine theilweise Lauheit, welche jedoch Byron nicht mehr erlebte. Die Wahrheit ist, daß, weil so viele düstere, geheimnißvolle Gestalten von dem Dichter heraufbeschworen wurden, sich das Publikum, wenigstens der denkendere Theil desselben, doch nachgerade durch das Uebermaß des Mysteriösen — mystificirt fand und der stehenden Maske des u n g l ü c k l i c h e n S c h u l d b e l a s t e t e n mit dessen eigentlichen, wahren und natürlichen Zügen man nie recht bekannt wurde, etwas überdrüssig ward. Es wirkte auf die Beurtheilung der Byron'schen Poesie nachtheilig zurück, daß die Nachahmer derselben, deren es auch in Deutschland einige Wenige, aber viel Mehrere in Frankreich gab, das Düstere bis zum Gräßlichen, das Leidenschaftliche bis zum Rohen, das Excentrische bis zum Absurden, Verrückten und Kannibalischen trieben, daß sie, während er von dem gefährlichen Kelche nur den leichten, perlenden Schaum genippt, und schon dadurch in eine nicht immer ganz lautere Begeisterung sich versetzt hatte, mit vollen Zügen die trübe schwere Hefe hinunterschütteten; sie schadeten, wenigstens auf eine Zeit lang, Byron mehr als die allerstrengste moralisirende Kritik vermocht hätte: sie bewirkten eine Art von Dégoût gegen seine Manier; denn wenn auch Alles, was man bewundert, nachgeahmt wird und die Nachahmungen häufig widerlich sind, so wird Einem doch durch die unglücklichen Kopien das Original nur um so lieber, wenn dieß selbst durch und durch gesund ist; ist es aber einigermaßen krank und anbrüchig, so wird es Einem durch Nachahmungen, welchen das Kranke leichter gelingt als das Gesunde, wenigstens theilweise entleidet. Etwas Ungesundes aber kann man in den Byron'schen Helden unmöglich verkennen; zwar für

gesund will sie der Dichter selbst nicht ausgeben — sie sind auch nach seiner Darstellung krank am Herzen; aber es erscheint nach seiner Schilderung immer noch viel Mehr an ihnen gesund, als es wirklich ist; ihre Beharrlichkeit und Konsequenz im Bösen, allerdings ein Beweis von Kraft des Willens und Anzeichen von der Möglichkeit einer entgegengesetzten Richtung, gilt eigentlich schon als Kompensation für ihre Sünden, was zwar im ästhetischen Sinn zugegeben werden mag, aber nicht auch im moralischen. Willensstärke ist ihm im Grunde identisch mit Opposition und Selbstsucht; das Negative feiert in seinen Helden den Triumph. Der Unterschied von Gut und Bös wird nicht geläugnet, auch nicht ihre verschiedenartige Affektion des Bewußtseyns, denn in diesen Gegensätzen bewegt sich die Poesie selbst nothwendig, aber das Negative, das Böse wird idealisirt, während das Gute gleichgültig behandelt wird, und der höchste Sieg des menschlichen Geistes ist nicht sowohl: über das Böse, als: über das Bewußtseyn desselben, das Gewissen, Meister zu werden, das Böse nicht als ein Sklave der Begierde und des Triebs, sondern als bewußter Herr seiner selbst zu thun. Glücklich zwar ist bei Byron der Schuldige, der Empörer gegen Gesetz, Sitte, Religion nicht, und insofern könnte man allerdings behaupten, daß er poetische Gerechtigkeit übe; aber das Glück ist diesem Zweifler an allem Positiven überhaupt etwas gar nicht in der Welt Existirendes, ein Unding, ein bloßer Traum, der vor dem Tage des Bewußtseyns verschwindet, und das Unglück, die düstere Verzweiflung seiner Helden wird ihnen auch wieder zum Genuß; die Geier des Schmerzens fressen die Leben des Prometheus, aber sein stolzes Herz bleibt unberührt. Byron ist der Dichter der Freiheit; er verficht die Freiheit des Individuums wie die Freiheit der Völker; er besingt den Gefangenen von Chillon, er erhebt seine Stimme für die unterdrückten Irländer, er fordert mit flammenden Worten die Griechen auf, die Schmach des türkischen Jochs abzuwerfen und ihres Bodens, ihrer Erinnerungen würdig zu seyn; der Lauf der Welt bringt es mit sich, daß die Freiheitsliebe sich als Oppositionsgeist offenbart und bei Byron wurde beides: Freiheitssinn und Oppositionsgeist Eins; beide waren unbegränzt; so galt ihm jede Herrschaft als eine zu bekämpfende Tyrannei, selbst die Herrschaft des guten Prinzips oder Gottes. Von der Beschaffenheit der Schranke, gegen welche sein Freiheitsgeist ankämpft, hängt es ab, ob die von ihm ausgesprochenen Empfindungen und Ideen sittlich zu billigen oder verwerflich sind; er ist hinreißend und erschütternd da, wo er, die Wahrheit und das Recht auf seiner Seite, gegen wirkliche Unterdrückung und Beschränkung seine Stimme erhebt; wo er dagegen Gesetz, Sitte, Religion auch als tyrannische Mächte behandelt, Freiheitssinn und Oppositionsgeist sophistisch verwechselnd, da verwundet er mit den Waffen, die er im Dienste der Freiheit zu führen glaubt, sich selbst, und vergeudet seine Kräfte in einem hoffnungs- und ruhmlosen Kampfe. Dieser, freilich oft sich verirrende und excentrische Freiheitssinn Byron's ist es wohl auch, was Goethe veranlaßte, ihn mit Schiller zusammenzustellen. Wir lesen in den Eckermann'schen Gesprächen: „Schillers eigentliche Produktivität lag im Idealen und er hat so wenig in der deutschen als in einer andern Literatur seines Gleichen. Von Lord Byron hat er noch das Meiste, doch dieser ist ihm an Welt überlegen. Ich hätte gern gesehen, daß Schiller den Lord Byron erlebt hätte, und da hätte mich wundern sollen, was er zu einem so verwandten Geist würde gesagt haben. Durch Schillers alle Werke geht die Idee der Freiheit." Ob Schiller diese Verwandtschaft würde empfunden und anerkannt haben, mag bezweifelt werden, denn gerade das Aehnliche stößt sich oft am meisten ab und an Differenzen zwischen beiden fehlt es gewiß nicht; Lord Byron seinerseits lobte zwar die Räuber, aber Fiesko gefiel ihm besser und über beide setzte er Dramen von Alfieri und Monti. Dennoch aber ist die Vergleichung gewiß passend und die innere Verwandtschaft des Wesens und der Richtung unläugbar. „Durch alle Werke Schillers geht die Idee der Freiheit," und dasselbe läßt sich von Byron sagen; der Gesang der Piraten bei Byron und Schillers Räuberlied und Reiterlied bieten manche Vergleichungspunkte dar; zwischen Karl Moor und dem Korsar Konrad ließe sich eine Parallele ziehen — aber freilich in der sittlichen Entwicklung Schillers macht sich eine große Differenz von Byron bemerklich, der vielmehr, statt seinen Freiheitssinn zu läutern, immer tiefer und bitterer in die Opposition und Rebellion gegen Alles, was ihm Tyrannei schien, hineingerieth. So zu sagen noch roh ist die Idee der Freiheit und des Rechts in den Räubern, aber nie wurde Schiller der Idee selbst ungetreu; statt des unbändigen Räubers, der die Gerechtigkeit in der Welt glaubt handhaben zu können, sehen wir im Don Karlos den, wenn auch unpraktischen, doch glühend begeisterten, edeln Enthusiasten für die Freiheit, sein Leben opfern; wir sehen die hochherzige Jungfrau, welche sich vom Himmel berufen glaubt, ihr Volk zu befreien, und endlich Wilhelm Tell, dessen Todespfeil, in die Brust des fremden Unterdrückers geschossen, zum Baum der Freiheit für die Schweiz erwächst. Solche Fortschritte, eine solche Läuterung vom Rohen und Abstrakten zum Konkreten und Gediegenen finden wir freilich nicht bei dem brittischen Dichter, der gegen den deutschen gar sehr im Nachtheil wäre, wenn nicht sein Tod auf dem Boden, wo eben die von ihm kräftig unterstützte Sache der Freiheit verfochten wurde, ein nicht unbedeutendes Gewicht in die Wagschale legte. Weniger Uebereinstimmung scheint sich auf den ersten Blick zwischen den beiden Dichtern ergeben zu wollen im Punkte des Idealen, worin Goethe die Eigenthümlichkeit Schillers setzt und worin er ihm Byron verwandt findet. Ist nicht der tugendhafte, rastlos nach Wahrheit strebende Schiller himmelweit verschieden von dem in der Lust und dem Taumel der Welt sich verlierenden Byron? Aber es handelt sich hier nicht von dem erscheinenden Leben, sondern von der innern Tendenz der beiden Dichter; die ideale Tendenz Schillers bestand in seinem Streben: den Geist, die Idee mehr und mehr über die Materie, die irdische Hemmung und Schranke emporzuheben, sie zu befreien durch Erkenntniß und durch Willenskraft, und durch den sich selbst genügenden, keiner äußern Macht unterworfenen Geist dahin zu gelangen, wo lauter Licht und Freiheit ist. Eigenthümlich ist ihm aber hiebei, daß er sich bei seinem idealen Streben nicht von der Menschheit losreißt, sondern sie mit sich

emporheben möchte; die Gluth der Liebe dehnt sein Herz aus und er singt: Seyd umschlungen Millionen. Dem englischen Dichter fehlte der Glaube an den Sieg des guten Prinzips, ihm fehlte jene großartige Liebe zur Menschheit; statt wie Schiller sie mit Worten der Liebe und Zuversicht zum Kampfe der Tugend zu begeistern, hätte er lieber Kanonen hinter ihnen aufgepflanzt, um sie in die Schlacht der Rebellion zu scheuchen; aber dennoch läßt sich sagen, daß auch er dem Idealen nachstrebte; nur wollte er es nicht auf dem Weg des Forschens und der tugendstarken Selbstverläugnung erreichen; er glaubte es gleichsam auf magischem, schwarzkünstlerischem Wege, wie den Stein der Weisen, zu erhaschen; er glich jenen Gnostikern, die, anerkennend die Superiorität des Geistes über die Materie, diese nicht durch Mortificationen, sondern durch Wollüste aufzureiben suchten, damit doch am Ende der Geist als Residuum übrig bliebe; so ist er dem Idealen nie entfremdet, aber es kommt nicht rein, sondern verzerrt zur Anschauung; er findet und schildert statt der Tugend nur die verneinende Kraft, statt der Freiheit die Zügellosigkeit, statt der Seligkeit den stolzen Trotz der Rebellion; aber das tieferblickende Auge verkennt in diesen Gegensätzen doch die Verwandtschaft nicht. In schönen Worten hat Goethe den beiden Dichtern, ihr Streben und Gemüth scharf bezeichnend, nachgesungen, dem Einen (Byron):

— Du ranntest unaufhaltsam
Frei ins willenlose Netz.
So entzweitest du gewaltsam
Dich mit Sitte, mit Gesetz;
Doch zuletzt das höchste Sinnen
Gab dem reinen Muth Gewicht,
Wolltest Herrliches gewinnen,
Aber es gelang dir nicht:

Durch das ganze reiche Leben und Dichten Byron's klingt ein Mißton hindurch, der sich wohl schwächen, aber nie ganz verlieren wird; Schillers Wesen aber ist Harmonie und den Grund davon sprechen die Worte seines Freundes aus:

Tief unter ihm, in wesenlosem Scheine,
Lag, das uns Alle bändigt: das Gemeine.

Die Dramen Byron's und sein Don Juan werden in späteren Artikeln besprochen werden.

Lieder von Beranger.

Mein Begräbniß.

Den Morgen wimmelt wundersam
Voll Amoretten meine Stube.
Ich lag an allen Gliedern lahm:
„Pog, der ist todt!“ rief ohne Gram
Das Völkchen. „Kommt, schafft ihn zur Grube!“
Ich flucht' ins Kissen: Schelmen ihr!
Den Lohn soll meine Treu' erwerben?
Ja, Freunde, selber glaub' ich's schier:
Ach weint, es geht mit mir zum Sterben.

Zum Leichenschmaus behagt mein Wein,
Mein Stubenmädchen auch, zum Schäckern.
Der will der Leichenkutscher seyn,
Der Zweite näselt Litanei'n,
Dazu im Chor die Andern meckern.
Und der Gesetzteste im Rath
Will noch schallmei'n, mich zu beklagen;
Doch steht der Zug vorm Haus parat:
Ach weint, da fährt mein Leichenwagen.

Und plaudernd, kichernd, Paar und Paar,
Sah die Leidtragenden man schreiten;
Auf schwarz und weiß behängter Bahr
Lag Laute, Kranz, ein Gläschen gar,
Um meinen Orden anzudeuten.
Den Hut zog, wer vorbeiging, ab
Und seufzt' an seinem Pilgerstabe;
Die Amors sputen sich im Trab,
Ach weint, wir sind an meinem Grabe.

Statt Betens singt der Leichenschwarm
Mir meine Reim' im Schelmentone.
Mit stolzen Träumen macht im Arm
Des Todes noch den Kopf mir warm
Von Marmor eine Lorberkrone.
Mein Ruhm schallt hier aus Aller Mund,
Bald wird es still und einsam werden,
Ein Gott noch dünk' ich mich jezund:
Ach weint, man scharrt mich in die Erden.

Da kommt, wie aus der Luft herab,
Mein trautes Kind zur rechten Stunde,
Lisettchen reißt mich aus dem Grab,
Und, weiß ich's selbst, wie sich's begab,
Neu leb' ich auf an ihrem Munde.
Ihr siechen Krittler, die so gern
Uns machten Lust und Scherz zu Schanden,
Ihr Alten, salbungsweisen Herrn,
Ach weint, denn ich bin auferstanden.

Ludwig Seeger.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 10.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

1 Februar 1837.

Proben aus dem englischen Dichter Marlowe.

Von Friedrich Rotter.

Christoph Marlowe, in Deutschland besonders durch Tiecks Dichternovelle bekannter geworden, war, falls die vor uns liegende Angabe richtig ist, ums Jahr 1562 geboren und studirte zu Cambridge, wo er im Jahr 1587 den Grad eines Magisters der freien Künste erhielt. Später wurde er Schauspieler und scheint als solcher, wie als Dichter, in bedeutendem Ansehen gestanden zu haben. Von seinen sonstigen Lebensbeziehungen ist wenig auf uns gekommen; er soll Deist gewesen und gegen die Dreieinigkeit geschrieben haben, wofür sich jedoch in den unter seinem Namen erschienenen Werken nur schwache Belege vorfinden. Bekanntlich starb er schon im dreißigsten Jahr an einer Verwundung, die er in einem unrühmlichen Streit bekommen hatte. — Wir geben hier zunächst einige größere Bruchstücke von seinem Doktor Faust. Merkwürdig für die Denkart der damaligen Zeit ist, daß der den höllischen Mächten verfallene Zauberer bei Marlowe zwar als eine schwache und sinnliche, aber durchweg als eine höchst edle, menschenfreundliche und von Vaterlandsliebe glühende Natur erscheint, und selbst nach seinem tragischen Ende von seinen Freunden tief betrauert wird. Was die äußerlichen Beziehungen betrifft, so befindet sich der Dichter in dem Irrthum, als liege Wittenberg, der Aufenthalt seines Helden, in den Niederlanden, deren damaligen Aufstand gegen die spanische Oberherrschaft er für eine Sache des deutschen Reichs ansieht. Weniger erklärlich ist der Verstoß, wonach der in dem Stück vorkommende deutsche Kaiser den Namen Karl führt, da doch während der durch den „alten Philipp," durch „Parma's Prinzen," durch die Belagerung von Antwerpen u. dgl. so genau bezeichneten Periode, die überdieß dieselbe ist, worin der Dichter selbst lebte, Rudolph II regierte. Letzterer würde seiner bekannten Liebe zu geheimen Künsten nach auch wirklich sehr gut zu der Rolle getaugt haben, die Marlowe jenem Karl zutheilt; gleichwohl muß man (das Original, welches nur in einem ziemlich umfassenden Auszug vor uns liegt, müßte denn etwa an einer uns nicht bekannten Stelle einen andern Aufschluß geben) beinahe annehmen, dem Verfasser schwebe hier in Folge einer seltsamen Zeitverwirrung der längst verstorbene Karl V, der Vater des „alten" Philipp vor; denn allerdings erzählt die Volkssage, Faust habe Karln V den Geist Alexanders des Großen erscheinen lassen, wie überhaupt das Leben des berühmten Magiers unter die Kaiser Maximilian I und Karl V, nicht aber in die gegen ein halbes Jahrhundert spätere Zeit des Kampfs in den Niederlanden fällt. Ebenso bezieht sich das vorkommende kaiserliche Versprechen, den mächtigen Zauberer auf St. Peters Stuhl zu setzen, am schicklichsten auf den Kampf Karls mit Clemens VII, da von diesem Krieg an bis zu Marlowes Tod keine äußern Zwistigkeiten zwischen einem Kaiser und einem Papst vorkommen, nur tritt hier wieder die eigenthümliche Konfusion ein, daß der bei dieser Gelegenheit erwähnte Bruno, ein Zeitgenosse Marlowes, der während der Studienjahre des Letztern England besucht und in Oxford disputirt hatte, erst gegen den Tod Karls V geboren wurde. Uebrigens beschäftigte sich Bruno allerdings nicht nur selbst mit Dem, was sein Zeitalter Magie nannte, daher es schon deßhalb ein passender Gedanke des Dichters war, ihn mit Faust, falls er diesen nun einmal in eine spätere als die geschichtliche Periode seines Lebens setzen wollte, zusammenzubringen, sondern der von seinen Landsleuten verfolgte Italiener hielt sich auch kurz nach seinem Besuch in England und gerade zur Zeit, worein der Anfang der Tragödie fällt, nämlich bald nach der Belagerung von Antwerpen im Jahr 1585, in Wittenberg, dem supponirten Wohnort Fausts, auf. Allem nach trifft mit diesem Zeitraum (1586 — 1588), also ungefähr mit dem 26 Jahr des Dichters, die Abfassung des Stückes selbst zusammen. — Beiläufig ergibt sich noch, daß wenn man die Erwähnung Wittenbergs in Shakspeares Hamlet als einen schmeichelhaften Beleg für den damaligen Ruf der deutschen Universitäten angeführt hat, Shakspeare nicht einmal der erste, englische Dichter war, der jener Hochschule als einer ganz außerordentlichen erwähnt; aber freilich hatte dieselbe durch Luthers Wirksamkeit

mehr als irgend eine andere einen europäischen Namen gewinnen müsser.

(Faust in seinem Gemach. Ein gutes und ein böser Engel treten ein.)

Guter Engel.

O Faust, wirf von dir dieß verruchte Buch,
Daß deine Seele es dir nicht verführe
Und Gottes Zorn schwer auf das Haupt dir häufe.
Die heil'ge Schrift lies; — dieß ist Gotteslästr'ung.

Böser Engel.

Frisch, vorwärts, Faust, in dieser hohen Kunst,
Die alle Schätze der Natur umfaßt.
Sey du auf Erden, was im Himmel Gott,
Herr und Gebieter ihrer Elemente.

(Die Engel treten ab.)

Faust (allein).

Wie lockt mich schmeichelnd an sich der Gedanke!
Es sollen Geister jeden Wunsch mir bringen?
Erlösen mich aus allen Lebensnöthen?
Vollführen was ich Kühnes mag ersinnen?
Um Gold will ich nach Indien sie entbieten,
Die See entbeuten von der Perlen Schmuck,
Durchsuchen rings die neugefundne Welt
Um süße Früchte, fürstliches Gelüsten.
Sie sollen seltne Wissenschaft mich lehren,
Mir das Geheimniß fremder Kön'ge sagen.
Sie sollen Deutschland mir mit Erz umschließen,
Den schnellen Rhein um Wittenberg mir winden;
Die Schulen sollen sie mit Künsten füllen,
Und um die Schüler als ein Schirmkleid werfen.
Ich rüste Heere aus mit ihrem Geld
Und treibe Parma's Prinzen aus dem Land,
Und herrsch' als einz'ger König der Provinzen.
Ja, selt'nere Maschinen für den Krieg
Als das beflammte Schiff bei Antwerps Brücke
Will von den Geistern ich erfinden lassen.

(Treten auf Valdes und Cornelius.)

Faust.

Kommt, German Valdes und Cornelius,
Beglückt mich heut durch euer weis Gespräch.
Valdes, mein Valdes und Cornelius,
Wißt, daß mich endlich euer Wort gewinn
Magie zu treiben und geheime Kunst.
Philosophie läßt unerquickt und dunkel,
Gesetz, Physik sind für geringe Geister,
Magie, Magie ist's, die entzückt mich hat;
Drum, edle Freunde, helft mir im Versuch.
Und ich, der mit subtilen Syllogismen
Geängstiget der deutschen Kirche Hirten
Und schwärmend was da blüht in Wittenberg
Vor meinem Lehrstuhl hatte, wie die Geister
Einst um Musäus schwärmten in dem Hades,
Will so gewandt seyn, als Agrippa*) war,
Vor dessen Schatten sich Europa beugte.

Valdes.

Dieß Buch, dein Witz und unsre Wissenschaft
Soll uns bei jedem Volk kanonisiren.
Wie Indianer Spaniern gehorchen,
Sollen die Geister jedes Elements
Uns dreien jederzeit zu Diensten seyn.
Wie Löwen uns, wenn's uns gefällig, hüten,
Wie Laplands Riesen uns zur Seite traben,
Wie Frauen oder unvermählte Mädchen
Mit ihren Brauen höhern Reiz beschatten
Als Venus weißer Busen in sich trägt;
Des Handels Flotten von Venedig bringen
Und von Amerika das goldne Vlies,
Das jährlich füllt des alten Philipps Schatz,
Wenn der gelehrte Faust entschlossen ist.

Faust.

So fest entschlossen bin ich für solch Thun,
Als du's zu leben bist, drum fürchte nichts.

Cornelius.

Die Wunder, so die Zauberkunst verrichtet,
Verlangen weitres Wissen nicht von dir:
Wer in Astrologie bewandert ist,
Im Sprachenreich, erfahren in Metallen,
Hat alle Quellen, die Magie bedarf.
Drum zweifle nicht, daß du berühmter wirst
Und mehr besucht, o Faust, um solch Geheimniß,
Als einst das delphische Orakel war.
Die Geister können uns das Meer vertrocknen,
Die Schätze jedes Wraks von fernher holen,
Ja alles Geld, das unsre Väter einst
Im knot'gen Eingeweid' der Erde bargen.
Sprich, Faust, was wird uns dann noch fehlen?

Faust.

Nichts, mein Cornelius; das entzückt mein Herz!
Kommt, lehret mich die zauberkräft'gen Zeichen,
Daß ich im dichten Forst Beschwörung üb'
Und sey im Vollbesitze solcher Freuden.

(Faust und Mephostophilis. **)

Faust.

Doch laß die Kinderei von Menschenseelen,
Und sprich, was ist der Lucifer, dein Herr?

Mephostophilis.

Der Oberherr und Führer aller Geister.

Faust.

War dieser Lucifer nicht einst ein Engel?

---

*) Der bekannte Agrippa von Nettesheim, ein Zeitgenosse des wirklichen Faust.

**) Unter diesem, nicht unter dem in Deutschland gewöhnlichen Namen erscheint der Dämon Fausts bei Marlowe fortwährend.

Mephostophilis.
Ja, Faust, er war's und hoch geliebt von Gott.

Faust.
Wie kommt's denn, daß er König ist der Teufel?

Mephostophilis.
Aus kühnem Stolz und Thatenübermuth,
Um die ihn Gott vom Himmelsantlitz stieß.

Faust.
Und was seyd ihr, die lebt mit Lucifer?

Mephostophilis.
Unselige Geister, stets mit Lucifer,
Verschwörer gegen Gott mit Lucifer,
Verdammt auf ewig nun mit Lucifer.

Faust.
Wohin verdammt?

Mephostophilis.
Zur Hölle.

Faust.
Wie kommt's dann, daß du jetzt nicht in der Hölle?

Mephostophilis.
Dieß ist die Hölle, ich bin nicht heraus.
Wie, glaubst du, ich, der Gottes Antlitz sah
Und einst geschmeckt des Himmels ew'ge Freuden,
Sey nicht gefoltert von zehntausend Höllen,
Daß ich beraubt des ew'gen Glückes bin?
O Faust, laß ab von solchen eiteln Fragen,
Die Grauen werfen in mein brechend Herz.

Faust.
Was? Mephostophilis kommt so ins Toben,
Weil er beraubt der Himmelsfreuden ist?
Lern' du von Faust ein männliches Ertragen
Und höhn' die Freuden, die versagt dir sind.
Geh, bring' dem großen Lucifer die Botschaft,
Daß Faust den ew'gen Tod auf sich geladen,
Weil er den Himmelsgöttern kühn getrotzt.
Sag' ihm, ich überge' ihm meine Seele
Wenn er mir sichre vierundzwanzig Jahre,
Die ich verbring' in allen Lebenswonnen,
Dich fort und fort als Dienstmann mir zur Seite,
Mir abzureichen, was ich mag verlangen,
Mir zu enthüllen, was ich mag erfragen,
Zu stürzen Feinde, Freunden beizustehn
Und meinen Winken immer zu gehorchen.
Auf, geh hinab zum mächt'gen Lucifer,
Triff mich um Mitternacht bei meinen Büchern
Und künde mir den Willen deines Herrn.

Mephostophilis.
Ich will es, Faust.

(Ab.)

Faust.
Hätt' ich so viele Seelen als dort Sterne,
Ich gäb' sie all' um Mephostophilis.
Durch ihn werd' ich des Weltraums mächt'ger Kaiser
Und führe eine Brücke durch die Luft,
Die See mit einem Heer zu überschreiten.
Die Säulen Herkul's will ich wieder einen
Und Afrika an Spaniens Küste fesseln
Und beide zinsbar machen meinem Thron.
Nur wenn ich's dulde, soll der Kaiser leben
Und jeder andre Fürst im deutschen Reich. —
In meiner Kunst Bedenken will ich weilen,
Bis Mephostophilis zurück mir kehrt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Notar von Chantilly.

Von Leon Gozlan.

Der Roman, dessen Titel oben angegeben ist, ist der erste in einer Reihe von Romanen, welche der Verfasser, unter dem Gesammttitel: Les Influences, zu geben beabsichtigt. Dieses Wort scheint die das sociale Leben, in seiner dermaligen Gestaltung, hauptsächlich beherrschenden Mächte bezeichnen zu sollen. Die Macht, welche früher die Gesellschaft beherrschte, war nach dem Verfasser, die Religion oder der Träger derselben, der Priester. Heutzutage hat die Religion ihren Zauber über die Seelen, ihre sociale Wirksamkeit verloren; in das Erbe theilen sich jetzt der Notar, der Arzt, der Advokat und der Journalist; der Arzt behauptet einen Einfluß auf das Individuum, der Notar auf die Familie, der Advokat auf die Gesellschaft, der Journalist auf die öffentliche Meinung. Der genannte Roman behandelt den Beruf und die Wirksamkeit des Notars. — Diesen vorläufigen Andeutungen, auf welche wir zurückkommen werden, fügen wir nur noch bei, daß der Verfasser die Form des Romans passend erachtet, nützliche Ideen darein einzukleiden. Er sagt: „In seinem weitesten Begriff vertritt der Roman für das Bürgerthum die Stelle der Geschichte. Sollte man die Popularität, welche sich diese Gattung erworben, nicht dazu benützen, um dadurch Kenntnisse und Einsichten zu verbreiten und vielleicht etwas Gutes zu bewirken?"

Die Hauptperson des Romans ist Maurice, der Notar von Chantilly, die Zeit, in welche die Begebenheiten fallen, sind die Jahre 1831 und 1832. Maurice, der Notar, ein junger, wohlwollender Mann, erfreut sich allgemeinen Zutrauens in seinem Amt, das er seit kurzem erst angetreten hat. Er ist der Depositär von einer Menge von Familiengeheimnissen und auch von vielen Geldern; in seinen Händen ist sogar ein wichtiger Aufsatz und Plan, den Krieg in den Vendée betreffend, dessen Auslieferung von großen, für die Vendéer höchst nachtheiligen Folgen seyn würde. Maurice selbst ist seinen politischen Gesinnungen nach der Sache der Republikaner zugeneigt und stimmt insofern zusammen mit dem auch in Chantilly lebenden, sehr reichen Herrn Clavier, einem ehemaligen Konventsmitglied. Dieser, ein starrer Greis, unerschütterlich in seinen alten republikanischen Grundsätzen, die er in einem vertraulichen Gespräch mit dem Notar, welchem er sein Testament einhändigt, auf erschütternde Weise auseinandersetzt, hat bei sich ein adeliges

Fräulein, Karoline de Meilhan, den letzten übrig gebliebenen Sprößling eines altadeligen Hauses, dessen männliche Glieder in der Revolution durch seine Hand gefallen sind. Der Greis erweist dem Mädchen alle Liebe, deren sein strenges Herz fähig ist, und wird von ihr mit größter Sorgfalt und Aufmerksamkeit gepflegt. Er hat ihr sein ganzes Vermögen, in dessen Besitz er in Folge der Revolution gekommen ist und das er nicht als seinen eigentlichen Besitz betrachtet, zugedacht und verschrieben, unter der Bedingung jedoch, daß sie keinen Adeligen heirathe. Sie leben sehr für sich, der Greis mit Lektüre der Journale und Karoline mit der Wartung der Blumen in dem schönen Garten und kostbaren Gewächshause beschäftigt und sehen von den Einwohnern Chantilly's fast nur den Notar.

Trotz seiner republikanischen Gesinnungen beherbergt Maurice bei sich, die Pflichten alter Freundschaft erfüllend, einen verfolgten Vendéer, Eduard von Calvaincourt. Dieser hält sich in einem Gartensaal auf, der durch einen unterirdischen Gang mit dem Hause des Notars zusammenhängt. Dieser geächtete Flüchtling erobert aber in seiner Zurückgezogenheit zwei weibliche Herzen — er hat nächtliche Zusammenkünfte im Garten mit Karoline de Meilhan, deren schlummernden und niedergehaltenen Familien- und Adelstolz der einnehmende, heldenmüthige Verfechter der alten Dynastie weckt und nährt — und in seinem Pavillon mit der Gattin seines Wirths — Leonide. Diese ist erst seit kurzem mit Maurice vermählt, und zwar hat sie sich nicht aus Neigung, sondern im Verdruß zu dieser Verbindung entschlossen. Leonide war mit einer Cousine, Hortense, von der Mutter der letztern in Beauvais sorgfältig erzogen worden und sie liebten sich wie Schwestern, obgleich sie von sehr ungleichem Charakter waren. Hortense war ruhig, einfach, sanft, Leonide heftig, heiß und phantastisch. Hortense wurde zuerst geliebt von Maurice, der jedoch sich nicht erklären wollte, ehe er seine Lage gesichert sah, seinen bestimmten Vorsatz aber sie zu heirathen, gegen seinen Freund Jules Lefort aussprach, der ihn sehr darin bestärkte. In den Briefen der beiden Freunde war so viel von den beiden Cousinen die Rede, daß am Ende stillschweigend angenommen wurde: Lefort werde Leonide heirathen. Durch Geschäftsverhältnisse ward Hortense veranlaßt nach Compiegne sich zu begeben, wo Lefort war, mit welchem sie in vielfache Berührung kam. Beide sagten sich vermöge ihres ähnlichen Naturells zu; Lefort übertrug auf Hortense die Eigenschaften, welche ihm Maurice an Leonide angerühmt hatte — und nach Verfluß einiger Zeit schrieb er seinem Freund: „Ich werde glücklich seyn mit ihr, wenn du deine Zustimmung gibst; übrigens würde, fürchte ich, deine Weigerung etwas zu spät kommen.“ Maurice zögerte nicht seine Zustimmung zu geben, da er seiner Geliebten noch keine sichere Lage zu bieten hatte; aber empört und untröstlich war Leonide; sie verlor den Gatten, welchen Hortense gewann; denn mit voller Sicherheit hatte sie darauf gerechnet, daß Lefort sich um sie bewerben werde, ja sie hatte ihn schon von einer heftigen Leidenschaft für sie ergriffen geglaubt und dieß eingebildete Gefühl mit romantischer Gluth erwiedert. Der tödtlichste eifersüchtige Haß gegen Hortense bemächtigte sich ihrer, um so bitterer, je inniger sie sich zuvor geliebt hatten. Ihre Gesundheit litt; Maurice hatte Mitleiden mit ihr; er bot ihr seine Hand und sie nahm sie im Unmuth an. Zwei Monate nach der Vermählung Leforts mit Hortense, ward Maurice mit Leonide getraut. Aber diese war nichts weniger als versöhnt; ihre Rachsucht, welche den Frieden beider Familien störte und selbst auf das frühere Verhältniß zwischen Maurice und Hortense einen Schatten zu werfen suchte, zwang die beiden Freunde sich zu trennen. Maurice ließ sich in Chantilly nieder; Lefort setzte sich in lebhaften Briefwechsel mit ihm, sandte ihm seine Ersparnisse zu, um sie zu verwahren und besuchte ihn einmal persönlich; Leonide sollte dieß nicht erfahren, aber sie hatte es dennoch ausgekundschaftet und setzte ihrem Gatten gewaltig mit Fragen — nicht über diese Zusammenkunft, welche sie sich die Miene gab nicht zu wissen, — sondern über eine Unterredung mit einer Bäurin zu, um auf diese Weise wo möglich hinter die Veranlassung jenes Besuchs zu kommen. Dieß Gespräch hat beide Ehegatten verstimmt, Leonide beklagt sich bei ihrem Bruder, Viktor Reynier, über den Mangel an Vertrauen von Seite ihres Gemahls, sie klagt über die Langeweile, die sie in Chantilly empfinde, über den Mangel an Vergnügungen und Zerstreuungen. Ihr Bruder, ein homme d'affaires, wie er sich selbst bezeichnet, ist ein gewissen- und grundsatzloser Spekulant, dem kein Mittel zu schlecht ist, um sich Geld — das Ziel aller seiner Wünsche, das einzig Werthvolle im Leben — zu verschaffen, der über seinen gutmüthigen, bis zu einem gewissen Grad nobeln, aber doch auch gewinnsüchtigen Schwager eine große Gewalt ausübt, tröstet sie durch die Versicherung, sie in kurzer Zeit durch seine, gemeinschaftlich mit Maurice unternommenen und noch zu unternehmenden Spekulationen zu einer reichen Frau machen; er beredet sie, Maurice in seinem Kabinet zu behorchen, und sich in den Besitz aller seiner Geheimnisse als Notar zu setzen. Die Beiden belauschen die Unterredung des Notars mit dem Herrn Clavier, der seinen obenerwähnten Vorsatz hinsichtlich seines Vermögens, das er Carolinen vermachen wollte, aussprach; worauf Viktor sogleich den Plan gründet, diese reiche Erbin zu gewinnen. Im Kabinet des Notars, in das sie während eines Ausflugs desselben nach Paris eindringen, nimmt Leonide den die Vendée betreffenden Aufsatz zu sich, während Viktor die Testamente u. s. w. mustert, die Heirathskontrakte und andere die Neugier reizende, pikante Aufschlüsse über manche geheime Verhältnisse gebende Papiere durchläuft. Aber ein Papier fällt in Leonidens Hände, das ihr über die Vermählung Leforts mit ihrer Cousine Aufschluß gibt ... es sind nur abgerissene, aber ihr verständliche Worte, aus welchen sie sich überzeugt, daß Hortense vor ihrer Vermählung Mutter geworden ist, daß Lefort das Kind anerkannt und ihm 40,000 Fr. zugesichert hat.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 11.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

4 Februar 1837.

Neugriechische Volkslieder.

Kleine Lieder. *)

Du küßtest mich, und krank ward ich,
O küß' gesund mich wieder,
Und stets von Neuem küsse mich,
Sonst sink' ich todt darnieder.

Ich möchte wohl ein Schwälbchen seyn,
Ich flög' dir auf die Lippen,
Und küßte dich recht oft und fein,
Husch! fort dann nach dem Nippen.

Wer sah der Augen Krieg wohl 'mal,
Kein seltnerer wird gefunden,
Die sonder Schwerter, sonder Stahl
Sich dennoch tief verwunden?

Ich möchte wohl ein Schwälbchen seyn,
Ich flög' zu dir in's Zimmer,
Und baute mir das Nestchen mein
Auf deinem Kissen immer.

Es welket Lenz und Jugendroth,
Und Alles kehrt zum Grabe ein,
Warum denn stirbst du nicht, o Tod,
Willst du allein unsterblich seyn?

Ich möchte wohl ein Spiegel seyn,
Dann thätst du vor mir stehen,
Und ich thät, schönes Liebchen mein,
Dich, Holdes, immer sehen.

So viele Schwerter mögen mir,
Als Stern' am Himmel stehen,
Wenn ich nicht heiß dich liebe, hier
Durch meinen Busen gehen!

'Nen Zweig von der Basilie brich,
Und zähl' die Blätter alle,
Dann zählst du auch, wie lang für dich
Mein schmerzvoll Ach erschalle!

Ich liebte klein dich inniglich,
Hab' groß dich nicht genommen,
Doch nehm' ich einst als Wittwe dich,
Ja, ja die Zeit wird kommen.

O könnt' ich dich im Herzen tragen,
Wenn's, Mägdelein, nur möglich wär'!
Mein süßes Licht, ich muß es sagen,
Im Herzen ist kein Plätzchen mehr.
Doch hätt' ich Flügel, Mägdelein,
So flög' ich dennoch hin zu dir,
Ich käm' zu dir, lieb Herzchen mein,
Und blickt' in's schöne Antlitz dir.

Was soll ich thun mit meinem Herzen,
Es ist so traurig, trüb und schwer?
Es freuet mich in meinen Schmerzen
Kein Sommer und kein Frühling mehr.

J. M. Firmenich.

*) Diese Lieder werden beim Tanze oder bei Tische und Trinkgelagen gesungen. Sie sind offenbar die Skolien der Altgriechen. Aehnlicher Art sind die ritornelli in Rom, welche der Uebersetzer dorselbst öfters bei gleichen Gelegenheiten singen hörte und die ihren Ursprung auch im römischen Alterthum haben mögen. Mit Beiden zu vergleichen sind die Lieder, welche man in Tyrol und Bayern unter dem Namen „Schnaderhüpfer" singt.

Der Notar von Chantilly.

(Fortsetzung.)

Hierauf gründet die boshafte Leonide einen Racheplan. Sie hat in ihres Gatten Abwesenheit einen Brief von Lefort an ihn aufgefangen, worin angefragt wird, ob Maurice mit Leonide auf den großen bevorstehenden Maskenball in Senlis gehen werde; im Fall es nicht geschehe, werde er mit seiner Gattin denselben

besuchen, im andern Fall aber verzichte er auf das Vergnügen, weil es nicht gut sey, wenn die beiden Familien dort sich treffen. Sie erlangt von Eduard von Calvaincourt, der ihr sein Verhältniß mit Karoline zu verbergen weiß, die Zusage, sie auf den Ball maskirt zu führen, obgleich erst in den letzten Tagen ein Plakat angeschlagen worden ist, das sein Todesurtheil ausspricht. Gegen Maurice aber spricht sie ihren Entschluß aus, den Ball nicht zu besuchen, zur großen Genugthuung desselben.

In einer Abendgesellschaft im Hause des Notars, wo sich selbst der sonst so menschenscheue Clavier mit seiner Adoptivtochter eingefunden hat, sucht Leonide ihren Bruder bei Karolinen, um welche sie sich aufs freundschaftlichste bemüht, das Wort zu reden und sie schmeichelt sich, günstig auf sie eingewirkt zu haben. Viktor selbst ging, neben diesem Heirathsprojekt, noch mit einer gewaltigen Spekulation um, in welche er seinen Schwager mithineingezogen hatte: diese bestand in einer Eisenbahn von Saint-Denis bis La Chapelle, welche die beiden Männer an sich bringen wollten und zu deren Ausführung der Ankauf vieler Häuser erforderlich war. Er wußte nämlich, daß ein Entrepot in Saint-Denis gegründet werden sollte, woran kein Mensch dachte, weßhalb er auch die meisten Häuser wohlfeil gekauft hatte. Kam die Eisenbahn zu Stande, so stieg der Werth dieser Häuser unendlich. Zu den Ankäufen gab Maurice seinen Kredit und machte in diesen Angelegenheiten häufige Ausflüge nach Paris, von wo er seiner Gattin kostbare Geschenke mitbrachte und auch einmal in einem schönen neuangekauften Wagen mit herrlichen Pferden zurückkam.

Einen solchen Ausflug machte er auch in der Nacht, wo der Ball in Senlis statt finden sollte, in Gesellschaft seines Schwagers. Bald unterwegs bemerkten sie, daß sie die Pistolen vergessen hatten und Maurice eilte in sein Haus zurück, um sie zu holen. Er traf Leoniden nicht in ihrem Schlafzimmer — die Thüre welche durch den Keller in den Gartensaal führte, stand offen — Maurice schöpfte Verdacht — er stieg die Treppe hinab und an eine Fensteröffnung — die rothen Vorhänge waren herabgelassen und er sah durch dieselben hindurch nur undeutlich sonderbare Schatten — er hörte flüstern und laut lachen — die verworrensten Gefühle kochten in seiner Brust durcheinander — bald wollte er sich hineinstürzen und blutige Rache nehmen — bald dachte er daran Eduard den Behörden auszuliefern — aber dann hielt ihn wieder der Gedanke, daß er durch gewaltsame Schritte nur seine eigene Schande verrathen, seinen Kredit und Ansehen einbüßen würde, zurück, und seine Verzweiflung in sein Herz verschließend, eilte er mit den Pistolen zu dem Bruder seiner treulosen Frau zurück, dem er nichts von dem, was er entdeckt hatte, mittheilte.

Die Schatten, die er in dem Gartensaal gesehen, waren die Schatten von Leonide und Eduard gewesen — aber beide waren schon maskirt; Eduard als Husar, Leonide als Zigeunerin. So begaben sie sich auf den Ball nach Senlis, der höchst lebendig geschildert ist. Nach und nach verschlang die Zigeunerin, welche einer Menge Personen aus den Lineamenten der Hand weissagte, das ganze Interesse; man sah nach keinen andern Masken mehr; sie ward der Mittelpunkt der ganzen Versammlung. Der Einbruch in das Kabinet ihres Mannes und seine Papiere hatten ihr eine Menge Notizen über die geheimen Verhältnisse vieler der anwesenden Personen verschafft und mit boshaftem Scharfsinn wußte sie die Blößen der sie Befragenden aufzudecken, ihnen bittere Hiebe zu versetzen und sie dem allgemeinen Hohn und Spott preis zu geben. Dagegen spendete sie Einzelnen auch seine Komplimente und Artigkeiten, so daß sich die ganze Gesellschaft gleichsam in zwei feindliche Parteien theilte, deren eine die böszüngige Zigeunerin, welche sich den Spaß mache, zu insultiren, wen sie nur wollte, hinauszuwerfen Miene machte, während die andere, des Skandals sich erfreuend und die Maskenfreiheit anrufend, sich ihrer annahm. Eine Maske wollte mit einem Messer das Band von Leonidens Gesichtsmaske zerschneiden; eine andere Maske verhinderte es noch. Unter den anwesenden Frauen war auch Karoline de Meilhan; sie wurde auch genöthigt sich aus der Hand wahrsagen zu lassen; sie konnte noch wohl zufrieden seyn mit dem etwas dunkel gestellten Orakel, aus dem jedoch Eduard schließen zu müssen glaubte, daß sie Alles wisse. Er war in bitterem Zorn, in tödtlicher Verzweiflung über das Benehmen der falschen und boshaften Leonide, welche ihm zugesagt hatte, sie wolle nur durch ihre Laune und Munterkeit ihre Rivalin, Hortense Lefort, ausstechen und ihr zeigen, daß sie glücklich sey. Jetzt ergrimmte er über ihre Falschheit, ihre grausame Schadenfreude, ihre Verräthereien, er war in der doppelten Angst, wenn es zu einem Ausbruch käme, theils von den Behörden, theils von Karolinen erkannt zu werden. Wirklich kam es zu einer eclatanten Scene, als Hortense Lefort, von allen Seiten gedrängt, von der Zigeunerin sich ebenfalls ein Orakel erbat. Die Boshafte ließ jetzt ihrer Rachsucht den Lauf und sprach jenes unglückliche Geheimniß in Worten und symbolisch aus; die unglückliche Hortense sank ohnmächtig zu Boden, Alles war empört, ein Mann — es war Jules Lefort, — stürzte sich auf die Zigeunerin, riß ihr die Kleider ab, mißhandelte sie, daß sie neben Hortense niedersank und wandte sich dann, schäumend vor Zorn, gegen Eduard, der, mit widerstrebendem Herzen zwar, zum Beschützer der Mißhandelten sich aufwarf. Eduard weigerte sich seinen Namen zu nennen; er erklärte weder der Vater, noch der Gatte oder Bruder der Zigeunerin zu seyn und behauptete, der Gatte derselben sey anwesend. Alle Ehepaare stellten sich zusammen; sechs Ehemänner, die ohne ihre Frauen anwesend waren, drangen wüthend auf Eduard ein und verlangten, damit nicht die Verleumdung ihre Frauen als die bezeichne, welche diese abscheuliche Rolle gespielt haben, er müsse sich oder seine Dame demaskiren. Eduard, an Händen und Beinen ergriffen und widerstandlos, zieht Jenes vor — seine Maske fällt — „Eduard von Calvaincourt!“ ruft Karoline, und „du hast ihn getödtet, Nichtswürdige!“ schreit Leonide, die vom Boden aufspringt. Die Gendarmerie will sich seiner bemächtigen; er schießt seine Pistolen in die Kronleuchter ab und entspringt glücklich unter dem Schutz der hiedurch hervorgebrachten Verwirrung. Man setzt ihm nach — die Verfolger jagen an ihm vorbei — er kehrt in den leeren Saal zurück, wo nur noch drei Personen sind: Leonide, Herr Clavier und Karoline. Eh' er Leonide wegführt,

ruft ihm Herr Clavier zu: „Morgen Abend um vier Uhr am Königstisch im Wald von Chantilly!" — „Ich werde mich einfinden;" versetzt Eduard.

Maurice kam von Paris sehr niedergeschlagen zurück, seine Spekulation nahm eine unglückliche Wendung; die Verkäufer der Häuser verlangten plötzlich viel mehr; er mußte 500,000 Fr. aufbringen, oder er war ruinirt; er hatte sich ins Börsenspiel eingelassen und noch 150,000 Fr. verloren; dazu kam noch sein häuslicher Kummer — so daß er rathlos in seinem Kabinet dasaß; Leonide kam, noch alterirt von den Vorfällen der Nacht; ein peinliches Gespräch entspann sich — Leonide fing an von der Liebe Eduards zu sprechen — Maurice glaubte sie wolle ihm ein Bekenntniß ablegen — da entdeckte sich's, daß sie die Liebe Eduards zu Karolinen ihm zu hinterbringen gekommen war; Maurice schwankte hin und her; bald bestärkte sich sein Verdacht gegen Leonide, die all ihre Kraft aufbot, um sich aufrecht zu halten, bald glaubte er an die Möglichkeit ihrer Unschuld; Leonide glaubte bald, ihr Gatte ahne ihre Schuld, bald erklärte sie sich seine Bitterkeit aus seiner Entrüstung über Eduards Verhältniß zu Karolinen, das ihn selbst leicht kompromittiren konnte. Leonide verlangte die augenblickliche Entfernung Eduards, dieß bestärkte Maurice in dem Glauben an ihre Unschuld — höchstens fiel ihr eine unfreiwillige Neigung für Eduard zur Last. Es ward dem Notar leicht ums Herz; er versprach ihr, Eduards Abreise augenblicklich ins Werk zu setzen und für seine Sicherheit zu sorgen. — Kaum war Leonide weg, um die Pferde zu bestellen, als Eduard durch den verborgenen Gang erschien, ihm seinen Vorsaz erklärte, morgen nach Paris abzureisen und verlangte, der Notar soll eine Schrift aufsetzen, worin er über sein Vermögen verfügen wolle; dasselbe solle nach seinem Tode in drei gleiche Theile getheilt werden: der eine sollte fallen an ... die Lücke blieb offen; der zweite an seine armen Bauern in der Vendée, der dritte an Maurice. Wenn binnen 6 Monaten jene Lücke nicht ausgefüllt würde, sollte auch das erste Drittheil an die beiden andern Erben fallen. Das Vermögen belief sich auf 1,500,000 Fr., wovon er ihm 500,000 Fr. in Bankbillets übergab. Jetzt hielt sich Maurice gerettet — aber er protestirte gegen die Schenkung, da er sich sein Asyl nicht wollte bezahlen lassen. Von Neuem aber kamen ihm Zweifel über Leonidens Verhältniß zu Eduard, die er jedoch niederkämpfte; aber Eduards Weigerung, schon heute abzureisen, machte ihn stutzig und sie wurden Beide heftig und bitter — Maurice glaubte Eduard wolle ihm seine Schuld gegen ihn eingestehen; Eduard besorgte halb und halb, er sey von jenem durchschaut — da gestand er ihm, daß Karoline de Meilhan bald Mutter werden werde. Diese Mittheilung ist für den Notar, der jetzt das ganze Räthsel gelöst wähnt, die freudigste Ueberraschung — er bricht in Jubel, in Dank gegen Eduard und den Himmel aus, er bittet seinen Freund die Lücke im Testament auszufüllen; ja er wünscht der Partei seines Eduards den Sieg, wenn nur um diesen Preis der Freund gerettet werden und sich mit der schönen Karoline vermählen kann. Er stellte es seinem Gast anheim, abzureisen wann er wolle. Doch die Ankunft seines Schwagers erinnert den über seinen Hausfrieden beruhigten Notar wieder an seine kritische finanzielle Lage. Viktor überredet ihn, das bei ihm niedergelegte Geld Eduards zu Deckung seiner Verbindlichkeiten zu benützen, worein er sich mit schwerem Herzen ergibt.

(Fortsetzung folgt.)

Proben aus dem englischen Dichter Marlowe.

(Fortsetzung.)

(Faust und Mephostophilis.)

Mephostophilis.

So fodre Faust denn, was du von mir willst.

Faust.

Erst will ich um die Hölle dich befragen:
Wo ist der Ort, den Menschen Hölle nennen?

Mephostophilis.

Unter dem Himmel.

Faust.

Da ist auch alles Andre; aber sie?

Mephostophilis.

Im Eingeweide aller Elemente,
Wo ewig wir in Qualen müssen bleiben.
Nicht Gränzen hat die Hölle, ist nicht eingeschränkt
Auf einen Ort: wo wir sind, da ist Hölle,
Und wo die Hölle, müssen wir stets seyn.
Mit kurzem Wort: wenn einst die Welt vergeht
Und jede Kreatur geläutert wird,
Ist Alles Hölle, was nicht Himmel ist.

Faust.

Ich denk', die Hölle ist nur eine Fabel.

Mephostophilis.

Denk so, bis Andres dich Erfahrung lehrt.

Faust.

Wie? meinst du, Faust geh' der Verdammniß zu?

Mephostophilis.

So mußt du, ja, denn hier ist die Verschreibung
Durch die du Lucifern die Seele gabst.

Faust.

Ja, und den Leib auch; doch was soll mir das?
Hältst du den Faust so kindisch, daß er glaube,
Es geb' noch einen Schmerz nach diesem Leben?
Nein, das sind Possen, Altweibermährchen.

Mephostophilis.

Doch bin ich ein Beweis vom Gegentheil;
Ich bin verdammt und bin jezt in der Hölle.

Faust.

Ist dieß die Hölle, will ich gern verdammt seyn.
Was? schlafen, essen, gehen, disputiren? —
Doch laß das jezt und schaffe mir ein Weib,
Das schönste Mädchen in den deutschen Landen;
Denn ich bin üpp'gen, schwelgerischen Sinns
Und kann nicht leben ohne Weiberliebe.

Mephostophilis.

Gut, Faust, ich will dir eine Frau verschaffen.

(Er bringt eine Teufelin herein.)

Faust.

Was ist dieß für ein Bild?

Mephostophilis.

Nun, Faust, willst du ein Weib noch haben?

Faust.

Ein heißes Weib! nein, ich will kein Gemahl.

Mephostophilis.

Heirath ist nur ein fratzhaft Possenspiel
Und liebst du mich, so denke nicht mehr dran.
Die schönsten Dirnen will ich dir erlesen
Und jeden Morgen bringen vor dein Bett.
Die reizt dein Aug', die soll dein Herz auch haben,
Und wär' sie keusch wie einst Penelope,
Weise wie Saba's Fürstin, oder schön
Wie Lucifer vor seinem Falle war.
Hier nimm dieß Buch und geh' es emsig durch:
Das Lesen dieser Zeilen bringt dir Gold;
Das Ziehen dieses Kreises auf dem Boden
Macht Donner, Windsbraut, Sturm und Wetterstrahl;
Sprich dreimal andachtsvoll dieß Wort für dich
Und reis'ge Männer werden dir erscheinen,
Bereit, was du gebietest zu vollziehn.

Faust.

Dank, Mephostophilis, für dieses werthe Buch,
Ich will es theuer wie mein Leben halten.

(Faust allein; mehrere Jahre später.)

Verhärtet ist mein Herz und will nicht Buße:
Kaum nennen kann ich Heiland, Glauben, Himmel.
Strick, Dolche, Gift, in Tod getauchter Stahl
Liegt All vor mir, mich aus der Welt zu schaffen,
Und lang schon hätt' ich diesen Schritt gethan.
Hätt' nicht Genuß Verzweiflung noch bewältigt:
Hab' ich nicht den Homer mir singen lassen
Von Paris Liebe und Oenone's *) Tod?
Und hat nicht der, der Thebe's Mauern baute,
Mit Himmelslauten der melod'schen Leyer **)
Musik gemacht mit Mephostophilis?
Drum weßhalb sterben oder feig verzweifeln?
Entschlossen bin ich: Faust soll nicht bereuen.

Komm Mephostophilis, laß Zwiesprach uns
Erneuen von erhabner Sternenkunde,
Sag, gibt es viele Sphären über'm Mond?
Sind alle Himmelskörper nur ein Ball
Ungleich an Stoff der Erd' im Sternencentrum?

(Vor dem kaiserlichen Hof.)

Kaiser.

Der Menschheit Wunder, weit berühmter Zaub'rer,
Gelehrter Faust, willkommen unsrem Hof!
Die That, wodurch den Bruno du befreit
Vom Feinde, der auch unser Gegner ist,
Soll deinen Künsten höhre Ehre bringen,
Als könntest du durch nekromant'schen Zauber
Die Welt zur Unterthanin dir bezwingen.
Auf ewig sey geliebt von Kaiser Karl,
Und wenn du Bruno aus der Haft erlöst,
Trag' ungestört die dreigereifte Krone
Und sitz' auf Peters Stuhl, komm', was da will.
Du sollst genannt durch ganz Italien seyn
Und ausgezeichnet von dem deutschen Kaiser.

Faust.

Um solches Wort, höchst königlicher Karl,
Wird der geringe Faust nach aller Macht
Den deutschen Kaiser lieben und ihm dienen,
Und seine Kraft zu Bruno's Füßen legen.
Dem zum Beweis, wenn so es euch gefällt,
Ist er bereit, durch seiner Kunst Vermögen
Den Kreis zu ziehen, der ins dunkle Thor
Der flammenvollen Hölle magisch dringt,
Und grause Furien aus den Tiefen holt,
Zu thun was Eure Gnaden mir gebieten.

Benvolio.

Wetter, er nimmt das Maul voll! bei all dem glaub' ich ihm nicht sonderlich; er gleicht einem Beschwörer wie der Papst einem Aepfelkrämer.

Kaiser.

Dann, Faust, wie du uns neulich schon versprachst,
Wär's uns genehm den Völkerherrn zu sehn,
Den großen Alexander und sein Lieb,
In ächter Leibsgestalt und Majestät,
Daß wir an ihrer Herrlichkeit uns laben.

Faust.

Eu'r Gnaden soll im Augenblick sie schauen.
Mephostophilis fort,
Und mit dem Feiertone der Trompeten
Bring vor des Kaisers hohe Gegenwart
Den Alexander und sein schönes Lieb.

Mephostophilis.

Ich will es Faust. (Ab.)

Benvolio.

Herr Doktor, wenn Eure Teufel sich nicht tummeln, so schlaf' ich Euch auf dem Platz ein. Blitz: ich könnte mich vor Aerger auffressen, daß ich die ganze Zeit Esel genug war, mit offenem Maul vor des Teufels Hofmeister da zu stehen und — nichts zu sehen.

Faust.

Ihr sollt im Augenblick was zu fühlen bekommen, wenn ich meine Kunst nicht verlernt habe.

Verwarnen muß ich Eure Majestät,
Daß, wenn die Geister mit den Fürstenbildern
Des Macedoniers und seiner Liebsten kommen,
Ihr keine Fragen richtet an den König,
Vielmehr sie schweigend nah'n und gehen laßt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die erste Gemahlin des Paris.
**) Amphion.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 12.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

7 Februar 1837.

Proben aus dem englischen Dichter Marlowe.

(Fortsetzung.)

(Faust und drei Gelehrte.)

Faust.

Ihr Herrn,
Da Eure ächte Freundschaft mir bekannt,
So ist's nicht Fausts Gewohnheit abzuschlagen
Gerechte Wünsche Derer, die ihn lieben.
Ihr sollt die gleichenlose Griechin sehn
In jener Pracht und hohen Majestät,
Wie Paris mit ihr durch die Meere fuhr
Und Beute brachte nach der reichen Troja.
Seyd stille denn; in Worten ist Gefahr.

(Musik. Mephostophilis bringt die Helena herein. Sie schreitet über die Bühne hin.)

Zweiter Gelehrter.

War dieß die Helena, um deren Preis
Zehn Jahre lang die Griechen Troja stürmten?

Dritter Gelehrter.

Nicht reicht mein Witz, Die würdig zu benennen,
Die einer Welt das Wunder war der Hoheit.

Erster Gelehrter.

Wir sah'n den Stolz der schaffenden Natur
Und wollen fort; für diesen hehren Anblick
Sey Faust auf immer glücklich und gesegnet.

Faust.

Ihr Herrn lebt wohl, das Gleiche wünsch' ich Euch.

(Die Gelehrten gehen ab. Ein alter Mann tritt ein.)

Alter Mann.

O edler Faust, laß von der argen Kunst,
Der Zauberei, die dich zur Hölle zaubert,
Und ganz vom Weg des Heiles dich verführt.
Hast du auch jetzt gesündigt wie ein Mensch,
Verharr' nicht in der Sünde wie ein Teufel.
S'ist Zeit noch; du hast eine schöne Seele,
Wenn Sünde zur Natur noch nicht geworden.
Dann aber kommt die Reue dir zu spät,
Dann bleibst du weggebannt vom Licht des Himmels;
Kein Mensch vermag der Hölle Qual zu sagen!
Vielleicht daß diese meine Mahnung dir
Unlustig dünkt und rauh; dem sey nicht so;
Denn, edler Sohn, ich geb' sie nicht in Zorn
Noch Eifersucht, ich gebe sie aus Liebe,
Und aus Erbarmen um dein künftig Leiden,
Und hoffe so mein milder Tadel wird
Den Leib bezähmend deine Seele retten.

Faust.

Wo bist du, Faust? Unseliger, was thatst du?

(Mephostophilis gibt ihm einen Dolch.)

Die Hölle fordert ihre Rechte, brüllend
Ertönt ihr Ruf: „die Uhr ist abgelaufen.“
Und Faust geht hin, daß ihr das Recht geschehe.

Alter Mann.

O halte, guter Faust, halt' den vermeßnen Schritt.
Ich seh', ein Engel schwebt ob deinem Haupt
Mit einer Schale schwer erkaufter Gnade,
Die er dir beut, sie dir ins Herz zu gießen;
Drum fleh' um Milde und vermeid' Verzweiflung.

Faust.

O Freund, ich fühle deiner Worte Trost.
Verlaß mich jetzt, daß meine Sünden ich
Bedenke.

Alter Mann.

Faust, ich geh' von dir, doch mit Gram im Herzen;
Der Gegner deiner Seele macht mir Bangen.

(Ab.)

Faust.

Verfluchter Faust! Unseliger was thatst du?
Ich fühle Reu, und doch verzweifle ich;

In meiner Brust ringt Hölle mit der Gnade.
Was soll ich thun des Todes Schling' zu meiden?

Mephostophilis.

Verräther Faust! ich greife deine Seele
Ob Ungehorsams gegen meinen Herrn.
Kehr' um, sonst reiß' ich Glied um Glied dir aus.

Faust.

Mich reut es, daß ich gegen ihn verstoßen.
Mein guter Mephostophilis bitt' deinen Herrn
Mir zu verzeih'n, was keck ich mir herausnahm,
Und alsbald will mit meinem Blut ich neu
Bekräftigen den schon geschloßnen Bund.

Mephostophilis.

Das thue, Faust, mit unverstelltem Herzen,
Daß größere Gefahr die List nicht treffe.

Faust.

Quäl', lieber Freund, den schnöden alten Mann,
Der frech mich abgemahnt von Lucifern,
Mit jeder Qual, so unsre Hölle beut.

Mephostophilis.

Sein Glaub' ist groß, ich darf nicht an die Seele;
Doch All' womit ich seinen Leib kann treffen,
Will ich versuchen, sey's auch kleinen Werths.

Faust.

Eins nur, mein Diener, laß mich von dir fordern
Zur Sättigung für meines Herzens Sehnsucht:
Zu meiner Liebsten werde mir gegeben
Die Helena, die neulich ich gesehn!
Daß sie mit süßen Küssen mög verscheuchen
Gedanken, die von meinem Eid mich mahnen,
Und ich dem Lucifer die Treue halte.

Mephostophilis.

Dieß und was sonst mein Faust verlangen mag,
Sey ihm von mir im Augenblick gewährt.

(Helena tritt abermals ein und schreitet zwischen zwei Liebesgöttern über die Bühne.)

Faust.

Wars dieses Antlitz, das einst tausend Schiffe
Ins Meer gesandt und Troja's Thürme brach?
Holdsel'ge, mach' unsterblich mich im Kuß. —
(Küßt sie.)
Ihr Mund saugt meine Seele! sieh, sie flieht!
Komm Helena, gib mir die Seele wieder!
Hier bleibe ich: in deinem Kuß ist Himmel,
Und Auswurf Alles, was nicht Helena.
Ich will dein Paris seyn, ob deiner Liebe
Soll Wittenberg statt Iliums verderben,
Und kämpfen will ich mit dem Menelas,
Und deine Farben tragen auf dem Helm!
Ja, dem Achill will ich die Ferse treffen,
Und kehren dann zu dir um einen Kuß!
O du bist schöner als die Abendluft,
Gekleidet in den Reiz von tausend Sternen,
Bist lichter als der Flammenschwinger Zeus,
Wie Semele'n zum Unglück er erschien,
Bist holder als des Himmels hoher Herr
In Arethusa's azurblauen Armen;
Und Du allein sollst meine Liebe seyn!

(Ab.)

(Es donnert. Beelzebub und Mephostophilis treten ein.)

Beelzebub.

So steigen wir vom Hadesgott empor,
Zu seh'n die Unterthanen unsrer Herrschaft,
Die Seelen, so die Sünde hat besiegelt
Zu finstern Söhnen der entflammten Hölle.
Als deren Haupt zu dir wir kommen, Faust,
Mit uns die ewige Verdammniß bringend
Und deiner Seele wartend, denn die Zeit,
Worin sie uns verfällt, ist da.

Mephostophilis.

In dieser düstern Nacht wird der Verworfne
Hier in dem Zimmer seyn.

Beelzebub.

Hier laß uns stehn
Zu sehen wie er sich geberden wird.

Mephostophilis.

Wie anders als im Wahnsinn der Verzweiflung?
Der üpp'ge Thor! jetzt blutet ihm das Herz,
Gewissen schlägt es, und sein ringend Hirn
Zeugt eine Welt von eiteln Phantasien,
Den Teufel zu betölpeln; doch umsonst!
Sein Schatz von Freuden ist mit Schmerz gewürzt.
Er und sein Diener Wagner nahen jetzt,
Sie setzten seinen letzten Willen auf.
Da sind sie, schau.

(Faust und Wagner treten ein.)

Faust.

Du hast mein Testament gelesen, Wagner:
Sprich, wie gefällt es dir?

Wagner.

So aus der Maßen, Herr,
Daß ich in Unterthänigkeit mein Leben
Und meinen Dienst für Eure Liebe weihe.

(Fortsetzung folgt.)

Der Notar von Chantilly.

(Fortsetzung.)

Am Königstisch treffen sich Clavier und Eduard zur festgesetzten Stunde; Eduard bietet Allem auf, um Jenen von seinem Vorhaben, sich mit ihm zu schlagen, abzubringen; er zerbricht einen der mitgebrachten Degen — Clavier zieht Pistolen hervor. Der alte Exconventionnel kann dem Benehmen und dem Muth Eduards seine Billigung, ja Bewunderung nicht versagen; aber der Gedanke, daß Einer von adeligem Blut ihm seine Adoptivtochter rauben, mit ihr sein adeliges Geschlecht fortpflanzen sollte, ist ihm unerträglich und er zwingt ihn, bei schon eingebrochener Dämmerung, die Pistole zu ergreifen. Auf einem Pferde jagen jetzt zwei Gestalten herbei — es sind Leonide und Karoline. Während vergebens die beiden Frauen, deren Ankunft Eduard fast vor Schaam in die Erde sinken macht, Herrn Clavier zu erweichen suchen, nähert sich von allen Seiten die Gendarmerie; auf dem Pferde Leonidens entflieht, von Clavier und den Frauen gedrängt, Eduard und entkommt glücklich den Verfolgern.

An demselben Abend sitzen Maurice und Leonide trübsinnig am Kaminfeuer; im ärgsten Schneegestöber tritt Clavier ein; Leonide entfernt sich; was Clavier von Eduard weiß und sagt, bringt anfänglich den Notar auf den Glauben, daß Leonide ganz gewiß unschuldig sey; das Duell zwischen den beiden Männern beweist, daß Clavier wegen seines Verhältnisses zu Karoline von ihm Genugthuung gefordert; Maurice sucht den Alten zu besänftigen, er redet ihm zu sein Testament, dessen Clausel ohnehin ungültig sey, abzuändern und in die Verbindung Karolinens mit Eduard, der sie gewiß glücklich machen werde, zu willigen. Jeder setzt voraus, daß der Andere schon das Schlimmste wisse; Jeder überrascht den Andern durch seine Aeußerungen; Maurice spricht davon, daß es nicht schwer halten werde, das Kind der Fräulein Meilhan zu verheimlichen, worüber Clavier fast von Sinnen kommt, und seinerseits den Notar aus seinen Illusionen reißt durch die Worte: „Er hat Sie insultirt so gut wie mich, das ist eine bekannte Sache!“ Die beiden Männer vereinigen sich in einem Racheplan gegen Eduard; Maurice will den Plan zu einem Vernichtungskrieg gegen die Vendée suchen; er findet ihn nicht — Leonide, die sich, ohne daß es die Männer bemerkt haben, ins Zimmer geschlichen hat, gesteht ganz offen, daß sie diese Papiere weggenommen und sie demjenigen zugestellt habe, dem sie Verderben und Tod bringen konnten. Maurice überschüttet sie mit Schmähungen, aber sie, mit der unerschütterlichsten Kaltblütigkeit, gibt ihm beinahe in denselben Worten den bittersten Tadel seiner Handlungsweise zurück und entfernt sich mit langsamen Schritten.

Maurice, allein, befindet sich in der schlimmsten Lage; sein Verdacht ist zur Gewißheit geworden, aber es ist zu spät für ihn zu einem offenen Bruch mit Leonide und mit Eduard, denn er hat das Geld des letztern für seine Zwecke auf eine sehr gewagte Art verwendet. Der Gedanke an Selbstmord drängt sich ihm auf, aber er ist dazu zu gewissenhaft, weil er der Depositär so vieler Geheimnisse ist, die dann unvermeidlich zur Kunde des Publikums kämen und deren Bekanntwerden eine Menge Personen unglücklich machen würde. Sein Schwager Viktor kommt von Paris zurück; die 800,000 Fr. sind, wie vorauszusehen war, verwendet — die Häuser von La Chapelle sind alle angekauft und das Eisenbahnunternehmen hat alle Aussicht des Gelingens — wenn nicht eine neue Revolution ausbricht, ein Fall, welchen sich Maurice in seiner Aengstlichkeit darüber, daß er über fremdes Geld disponirt hat, als leicht möglich denkt. Nun theilt Viktor seinem Schwager auch seine Absichten auf Karoline mit, dieser stellt ihm die Sache als eine Unmöglichkeit vor; aber er läßt ein Wort von dem Zustand Karolinens fallen, welches der schlaue Viktor ergreift, um seinen Schwager glauben zu machen, er stehe bereits in einem vertrauten Verhältniß zu ihr — und jetzt sagt Maurice, der anfänglich jede Vermittlung entschieden abgelehnt, seinem Schwager zu, ihn dem Herrn Clavier vorzustellen.

Zwei Monate seit jenem Tage sind vergangen; es ist Frühjahr. Seit jener Zeit war eine große Veränderung in dem Benehmen des Herrn Clavier gegen Karoline eingetreten; er war noch väterlich für sie besorgt, aber er zeigte ihr keine freundliche Zärtlichkeit mehr. Er küßte sie noch zuweilen auf die Stirn, aber nicht mehr auf die Wange; er ließ sich von ihr nichts mehr, nicht einmal die Journale vorlesen, auf die er sonst so begierig war und die jetzt nicht geöffnet wurden. Er war durch den Schlag, den er erlitten, durch die Vereitlung seiner Plane, innerlich vernichtet. Eines Tags trug er seiner Pflegtochter Mehreres auf in Beziehung auf den Garten und die Haushaltung, was er schon lange nicht mehr gethan hatte; jetzt glaubte sie den günstigen Zeitpunkt gekommen, ihn aus seiner Apathie zu erwecken, ihn zum Reden zu bringen, seine Verzeihung zu erhalten; aufs dringendste und rührendste bat sie ihn, ihr sein Wohlwollen wieder zu schenken, sie freundlich zu behandeln, sie beschwor ihn beim Andenken ihrer Mutter, im Namen ihrer Verwandten, die durch ihn umgekommen, ihr zu verzeihen, oder sie werde ihm nicht verzeihen und beide würden sich gegenseitig verfluchen — Alles umsonst; Clavier blieb stumm wie eine Bildsäule, sie schleppte sich bis an die Thüre und sank da ohnmächtig nieder. Es war Nacht, als sie wieder zu sich kam, sie begab sich in den Garten, wo sie oft in Eduards Gesellschaft gewesen war und versenkte sich in diese Erinnerungen — plötzlich stand Eduard vor ihr; er war aus der Vendée zurückgekommen; er überredete sie mit ihm nach Deutschland zu entfliehn; sie willigt ein — sie will auf dem Schloß ihre Sachen zusammen machen — Abschied nehmen von Clavier, sie geht in sein Zimmer — er ist todt. „Ich bleibe!“ ruft sie aus und Eduard muß allein weggehen.

Leonide hat sich ihrer Gesundheit wegen nach Paris begeben; Maurice genießt einiger Ruhe, so weit es nach solchen Stürmen möglich ist; er bemerkt, daß er sein Amt als Notar vernachlässigt und sich seine Clienten entfremdet hat: ein Brief von Lefort bereitet ihm neuen Kummer: er enthält die Nachricht, daß Hortense in Folge des Balls in Senlis tollgeworden; er schreibt ihm, er habe den Teufel von Weib nicht ausfindig machen können, der seine Hortense so beschimpft habe, aber ihr Begleiter sey ei-

Vendéer gewesen, der sich in der Umgegend von Chantilly versteckt gehalten . . . Ein fürchterliches Licht geht jetzt dem Notar auf: „Abscheuliche Leonide!“ ruft er aus und schreibt augenblicklich ein Billet an Lefort, worin er ihn benachrichtigt: daß seine Frau die Zigeunerin und Eduard von Calvaincourt, ihr Liebhaber, der Begleiter derselben auf dem Ball gewesen. Wie er eben damit fertig ist, kommt Viktor, fast vor Lachen erstickend und erzählt, wie er durch eine List den Plan eines Concurrenten in dem Eisenbahnunternehmen vereitelt habe; Maurice hat Mühe ihm seinen Beifall zu erkennen zu geben und schickt das Billet fort. Ein Schreiber bringt ihm einen Brief, auf dessen Beantwortung man warte — er ist von Eduard; des Notars Züge verwandeln sich — leichenblaß fragt er seinen Schwager, ob auf das Gelingen der Spekulation zu rechnen sey, ob es sich bald entscheiden müsse? Viktor zuckt die Achseln. In dem Brief verlangte Eduard 50,000 Fr., um seine Flucht bewerkstelligen zu können; der Ueberbringer wandelte bis Sonnenuntergang um das Haus herum, dann verschwand er und ließ Maurice in unnennbaren Qualen zurück, da er weder die verlangte Summe ausfolgen, noch das Billet an Lefort, das wahrscheinlich Eduard aufs Schaffot lieferte, wieder zurücknehmen konnte.

Der sechste Junius 1832 ist herangekommen; Frankreich schwankt am Rand des Abgrunds; die Republikaner haben am fünften Abends, nach dem Leichenbegängniß des Generals Lamarque einen Aufstand begonnen, Maurice war an diesem Abend in Paris; er nahm Theil an dem Kampf seiner politischen Glaubensgenossen und sein Hut wurde von Kugeln durchbohrt, aber er zog sich dann zurück, weil er bedachte, daß sein Leben Andern gehöre; aber nach Chantilly zurückgekehrt, ward er die Beute der schwärzesten Ahnungen und Befürchtungen; er hat erfahren, daß das Entrepot nicht in Saint-Denis angelegt werden soll, damit ist die Eisenbahnunternehmung vernichtet und er ruinirt; betrügerischer Bankerott, Ausstellung, Brandmarkung steht ihm vor der Seele; Viktor tritt ein und wünscht ihm Glück, daß seine Sache in Paris triumphiere, aber das kann Maurice wenig helfen; er kann nur noch hoffen, daß der Ruin des Staats den Ruin des Privatmanns bedecke; er schwelgt in dem Gedanken, daß ganz Paris zerstört, niedergebrannt, zu Staub verwandelt werde, um zugleich mit dem Land unterzugehen. Er hat 300,000 Fr. von Eduards Geldern, ebensoviel von Herrn Clavier's Verlassenschaft und die gleiche Summe von ihm sonst anvertrauten Geldern in die mißlungene Spekulation gesteckt.

Mittlerweile kommen von Paris immer neue, noch keineswegs die Unterdrückung des Aufstands verkündigende Nachrichten. Die Clienten des Notars, die ihm ihre Gelder anvertraut, kommen in Masse, um dieselben in diesem kritischen Augenblick in Empfang zu nehmen. Viktor — denn Maurice selbst hat nicht die Kraft zu sprechen — sucht den Clienten, meist Bauern und Pächter aus der Nachbarschaft, zuerst ihre Besorgnisse auszureden und die Unruhen in Paris höchst unbedeutend zu schildern, so daß sie deßhalb nicht nöthig hätten ihre Gelder an sich zu ziehen; aber Ausrufer aus Paris langen eben an, wie die Bauern, von Viktor halb getäuscht, sich zurückziehen wollen; von neuem dringen sie in das Notariatshaus und wiederholen ihr Verlangen; Viktor sagt es ihnen zu, erbittet sich aber Frist bis zum Abend, um Einiges vorher ins Reine zu bringen, ladet sie, weil heute eben Leonidens (die aber abwesend war) Namenstag sey, zum Abendessen beim Notar ein und fordert sie auf, sich bis dahin nach Belieben zu unterhalten und lustig zu machen. Die Bauern willigen darein. Viktor nimmt was noch von Geld übrig ist, mit sich nach Paris, um in Renten zu spekuliren; Maurice blieb zurück in tödtlicher Pein und Erwartung. Widersprechende Bülletins über den Zustand der Dinge laufen ein. Ein Mann zu Pferd bringt Karolinen eine Botschaft — es war die Botschaft von Eduards Tod, der sich den Republikanern angeschlossen hatte, um die herrschende Dynastie zu bekämpfen. Maurice jubelt vor Freude über diesen Tod, durch den er die verletzte Gastfreundschaft gerächt sieht. Ein Priester, der ihm eine kleine Armenkasse zugestellt, kommt, um sie zurückzunehmen der Notar, in der Meinung auch dieß Geld sey von Viktor mitgenommen, ist schon im Begriff dem edeln Priester sein ganzes schweres Herz auszuschütten, als er zu seinem Erstaunen die Kasse unangetastet findet und seine begonnenen Bekenntnisse wieder zurückhält. Jules Lefort kommt, um seinem Freund Lebewohl zu sagen; Hortense ist todt, ihr Gatte will nach Amerika gehen, Maurice bekennt ihm seine verzweifelte Lage und entschließt sich schnell mit ihm abzureisen; aber, was Lefort vorausgesehen, die Clienten umstellen die angespannte Kalesche des Notars, entschlossen seine Abreise zu hindern. Lefort bleibt. Das Abendessen im Freien findet statt — es ist Maurice's Henkersmahl, die Gäste wundern sich, daß die Frau des Hauses, deren Namensfest gefeiert werden soll, nicht da ist; sie wundern sich über die Zerstreutheit des Wirths; lauter und lauter murmelt man von Betrug, von verlornem Geld — Maurice spielt mit einer Pistole unter der Serviette, Lefort hält mit Mühe den Sturm zurück. Endlich, wie Alles auf der Spitze steht, erscheinen Viktor und Leonide — Viktor hat durch Agiotage bei dem plötzlichen Fallen und Steigen der Renten 1,700,000 Fr. gewonnen — Alle Verluste sind ersetzt; den Clienten wird angekündigt, daß sie ihr Geld haben können, was sie aber jetzt als eine überflüssige Vorsicht erkennen. Lefort, dessen Gattin durch Leonide gemordet worden, ist verschwunden; die Gäste entfernen sich; Maurice nimmt seine Frau am Arm und führt sie, dem Schein nach ausgesöhnt, in sein Haus zurück; binnen einem Monat verkauft er sein Notariat und verläßt Chantilly.

Karoline hat sich auf die Nachricht von Eduards Tod in das Gewächshaus geflüchtet; sie hat die Fenster alle geschlossen und stirbt, betäubt und erstickt von dem narkotischen Duft der exotischen Pflanzen.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 13.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

9 Februar 1837.

Die englische Seeschule.

In Nro. 64 dieser Blätter (vorigen Jahrgangs) wurden die Dichter der sogenannten Seeschule nach dem Gemeinschaftlichen in der Weise ihrer Poesie charakterisirt; im Folgenden theilen wir die Ansicht eines französischen Kritikers über jene Schule mit, wornach es unrichtig und unpassend seyn soll, die verschiedenen Dichter unter jenem Namen zusammenzufassen.

„Von Cowper stammt die sogenannte Seeschule ab, oder um eigentlich zu reden, vom Cowper stammen ab Wordsworth, Coleridge und Southey. *) In Wahrheit, unter den tausend Irrthümern, welche sich auf der Oberfläche jeder Wissenschaft ansetzen und verhärten, ist derjenige, welcher unter Einer Benennung drei so verschiedene Geister, drei so ungleichartige Principe, drei so kontrastirende Individualitäten zusammenfaßte, einer der seltsamsten und befremdendsten. Bei dieser sonderbaren Klassification hat das Privatleben Einfluß geübt auf das literarische Urtheil; die Umstände und zufällige Charakterähnlichkeit hatten an den Ufern der Seen von Cumberland drei Freunde vereinigt, alle drei ausgezeichnet in derselben Kunst; man dichtete ihnen eine Gemeinschaftlichkeit der Ideen, eine Uebereinstimmung in literarischen Ansichten und Systemen an, welche ihre Werke auf jedem Blatt verneinen und die sie selbst so förmlich geläugnet und zurückgewiesen haben, als sie es nur immer konnten, ohne einander zu schaden. Wordsworth von derselben Schule wie Southey! Coleridge von derselben Schule wie Wordsworth! Nie, wir gestehen es, hat eine solche Ketzerei, nie eine so seltsame Paarung unser Ohr und unsern Verstand beleidigt!

Wahr ist es, beim Beginn ihrer Laufbahn empfanden die jungen Dichter von Bristol, noch unentschieden über ihre individuellen Tendenzen, ehe Jeder seine Bahn einschlug, die Nothwendigkeit: in Gemeinschaft einige Hindernisse zu überwältigen, welche allein übersteigen zu müssen, Jeder von ihnen Scheue trug. Sie sahen wohl, wie satt ihr Jahrhundert jener gezierten, Bücklinge machenden Poesie war, mit dünnen schwachen Fingern und gestickten Manchetten, wie sie durch Churchill und Collins geworden; aber sie ahnten, daß die ersten Bestrebungen eines einzeln stehenden jungen Mannes in den angenommenen Gewohnheiten, in den eingewurzelten Vorurtheilen der Menge auf jene Abneigung gegen Neuerer, auf jenen Hang zum Spott stoßen würden, welche den jugendlichsten Muth und die kräftigsten Athleten lähmen. Daher ein unter ihnen verabredetes System, ein sorgfältig überlegter Angriffsplan, für welchen ihre dreifache Kraft nicht zu viel war; es handelte sich darum, die Poesie wegzureißen von ihren Ambra-Polstern, von ihren Milch- und Rosenbädern, wo sie verweichlicht schlummerte, und sie, so eine große Dame sie war, ohne viele Umstände und übelangebrachten Respekt mitten in den Koth des Sumpfs, unter das geschwärzte Dach des Bauers, und wenn es noth that, auf die Düngergrube des Stalls zu werfen. Sie sahen voraus, daß sie, von da wieder aufstehend, sich minder spröde erweisen und als ein gutes Mädchen vielleicht die kecken Aerzte, die ihr eine so seltsame und wohlthätige Kur verordnet, zu ihren Lieblingen annehmen würde. Dann wäre es immer noch Zeit sich zu trennen und nach einem herzlichen Lebewohl, Jeder sein geheimnißvolles Ziel zu verfolgen. So erschienen die lyrischen Balladen und die englischen Eklogen.

In diesen übersprangen sie alle die nach und nach um die Dichter gezogenen beengenden Schranken und wagten einen Styl von einer beinahe ans Gemeine streifenden Einfachheit; die ungesuchtesten Ausdrücke, die alltäglichen Beschäftigungen, die gewöhnlichsten Ereignisse des Privatlebens wurden zum erstenmal Gegenstand und Schmuck der Poesie. Das alles vereinigte sich natürlich in der Schilderung ländlicher Sitten:

Each rural sight, each rural sound. *)

Die Gefühle und das Anmuthige des Familienlebens, das Wohl-

*) Man rechnet auch Wilson dazu.

*) Jedes ländliche Schauspiel, jeder ländliche Ton.

behagen um das Kaminfeuer, die bunten Wiesenblumen, das muntre Grün des Weißdornhags, der rasche, schimmernde Lauf der Bäche, das gute Einverständniß der Nachbarn, die naive Innigkeit des Patriotismus, die süßesten Triebe der Wohlthätigkeit — so war

The perpetual feast of nectared sweets. *)

die reiche Ernte, die sie auf den Gefilden der Poesie aufkeimen machten.

Das war nun ganz gut als ein revolutionäres Treiben, aber es konnte keine längere Dauer haben, als Insurrektionsgesetze überhaupt. Die Vorwürfe, welche diesen neuen Bestrebungen einiges Interesse verliehen, waren bald erschöpft; das ins Einzelnste gehende Studium der Natur war auch nur etwa eine Lustpartie für einen Feiertag. Die drei Dichter waren gar nicht gemeint, sich in einen so engen Kreis einzuschließen. Southey schwang sich in die hohen Regionen des epischen Romans und der Geschichte empor; Coleridge machte sich eine Reihe bizarrer Fiktionen, worin er sich gefiel, den schillernden Zauber seines Ausdrucks, den bestechenden Reiz seiner Träume, den ansteckenden Wahnsinn seiner Phantasie auf die Seele wirken zu lassen, wie die berauschende Pflanze der Araber:

The insane root, that takes the reason prisoner. **)

Wordsworth, sich ebenfalls seinen eignen Weg bahnend, begann sein eifriges Forschen und Suchen nach dem höchsten Gut und der höchsten Schönheit, die er in den geringsten Schauspielen der Natur, in dem Hin und Herschwanken des Asfodills, in der Gluth des Sonnenuntergangs, in dem Klaggesang des neckenden Vogels zu finden wußte, der wie ein Geist von Hügel zu Hügel sich schwingt, ohne daß das Auge ihm folgen, das Ohr seinen Flügelschlag vernehmen kann; oder auch in dem ewigen Schweigen des Weltalls für den Menschen, der von Geburt an stumm und taub ist.

Der Erfolg war größer als sie vielleicht zu hoffen gewagt hatten und die Unabhängigkeit jedes Einzelnen blieb für alle Zeit gesichert.

Sie haben sich das zu Nutze gemacht, Gott sey Dank! Welche beklagenswerthe Früchte hätte für ihre Talente tragen müssen der Zwang einer Schule, die Nothwendigkeit, nicht nur immer mit sich selbst, sondern auch mit den beiden Andern in vollkommener Uebereinstimmung zu seyn; die Solidarität bei Kritiken, die sie nicht gerecht hätten vertheilen können, die schreckliche Einförmigkeit, welche ihren Produkten einen Stempel der Affektation und entlehnten Manier hätte aufdrücken müssen, wodurch die Begeisterung getödtet oder verkennt wird.

Das wahre Band, welches die Dichter der Seeen verknüpft, liegt nicht in ihrem literarischen System; es liegt, wie wir schon gesagt, in der engen Freundschaft, die sie zusammenschließt, in der auffallenden Uebereinstimmung ihres politischen Lebens, worin eine vollständige Bekehrung, eine absolute Verläugnung der von ihnen anfänglich bekannten republikanischen Prinzipien sich bemerklich macht, endlich in einer Art von gemeinschaftlicher Philosophie, welche ihren Wandel den gleichen Gesetzen strenger Moral, bescheidener Zurückgezogenheit und friedlicher Arbeitsamkeit unterworfen zu haben scheint. Dieß ist das Ganze; um sich davon zu überzeugen, genügt, Jeden einzeln für sich zu studiren."

Wir gedenken durch Uebertragungen aus den drei bezeichneten Dichtern, die wir, von Zeit zu Zeit mittheilen werden, die Leser selbst in Stand zu setzen, über die Aehnlichkeit und Unähnlichkeit derselben, über das, was sie verbindet und zu einer Schule (ein ziemlich vager Begriff!) macht, und was sie trennt, sich ihr Urtheil zu bilden.

*) Das ununterbrochene Fest nektarischer Wonnen.

**) Die Tollwurzel, welche die Vernunft gefangen nimmt.

Proben aus dem englischen Dichter Marlowe.

(Fortsetzung.)

(Gelehrte treten ein.)

Faust.

Ich dank' dir, Wagner. Seyd gegrüßt ihr Herrn.

Erster Gelehrter.

Ei, würdiger Faust, mich dünkt, ihr seyt verändert.

Faust.

O Freunde!

Zweiter Gelehrter.

Was fehlt dem Faust?

Faust.

Mein Stubenbursch! hätt' ich mit dir gelebt,
So lebt' ich noch; jetzt muß ich ewig sterben.
Seht, Herrn, kommt er nicht da? — nicht da?

Erster Gelehrter.

O theurer Faust, was sollen diese Aengste?

Zweiter Gelehrter.

Hat unsre Lust in Trübsinn sich gewandelt?

Dritter Gelehrter.

Sein einsam Leben hat ihn krank gemacht.

Zweiter Gelehrter.

So schaffet Aerzte, und er wird genesen.

Dritter Gelehrter.

S'ist Ueberladung der Säfte; fürchtet nichts.

Faust.

S'ist Ueberladung mit einer Todsünde, die beide, Leib und Seele in Verdammniß stürzt.

Zweiter Gelehrter.

Nein, Faust; blicke zum Himmel auf und erinnere dich, daß das Erbarmen unendlich ist.

Faust.

Nur Fausts Sünde kann nie vergeben werden; die Schlange, die Eva verführte, mag Verzeihung erhalten, aber nicht Faust. O

Freunde, hört mich geduldig an und zittert nicht über meine Reden. Wär' es doch, obwohl mein Herz bei dem Gedanken, daß ich vor dreißig Jahren hier Student war, pocht und schlägt, des Himmels Willen gewesen, daß ich Wittenberg nie gesehen, nie ein Buch gelesen hätte! Welche Wunder ich gethan, kann ganz Deutschland bezeugen, ja die ganze Welt: dafür hat Faust Deutschland und die Welt verloren, ja den Himmel selbst, — den Himmel, den Sitz Gottes, den Thron des Gebenedeiten, das Reich der Wonnen — und muß für ewig in der Hölle bleiben. Hölle! o Hölle für immer! Theure Freunde, was soll aus Faust werden, wenn er auf ewig in der Hölle ist?

Zweiter Gelehrter.

Nicht so, Faust! rufe Gott an.

Faust.

Gott, den Faust abgeschworen hat? Gott, den Faust gelästert hat? O mein Gott, ich möchte weinen, aber der Satan saugt meine Thränen in sich. Blut ströme hervor statt Thränen! ja Leib und Seele. — O er fesselt mir die Zunge! — Ich möchte die Hände erheben; aber seht, sie halten mir sie! sie halten sie!

Alle.

Wer, Faust?

Faust.

Ei Lucifer und Mephostophilis. O Freunde, ihnen verschrieb ich meine Seele für meine Wissenschaft!

Alle.

Das wolle Gott nicht! *)

Faust.

Gott wollte es nicht, in der That, aber Faust hat es gethan; für die eitle Lust von vier und zwanzig Jahren hat Faust die ewige Freude und Seligkeit eingebüßt. Ich schrieb ihnen einen Pakt mit meinem eigenen Blut; die Frist ist abgelaufen; es ist Zeit und er wird mich holen.

Erster Gelehrter.

Warum hat Faust dieß nicht früher gesagt, damit Geistliche hätten für dich beten können?

Faust.

Oft wollt' ich's thun, aber der Teufel drohte mir, mich in Stücke zu reißen, wenn ich Gottes Namen ausspräche; mich mit Leib und Seel' zu holen, wenn ich der Geistlichkeit Ohr liehe; und jetzt ist's zu spät. Fort, Freunde, daß ihr nicht mit mir verderbet.

Zweiter Gelehrter

O, was können wir zur Rettung Fausts thun?

Faust.

Sprecht nicht von mir, sondern rettet euch selbst und geht.

*) Im Anfang sind die Gelehrten der Meinung, Faust prophezeihe sich nur deßhalb die Hölle, weil die Magie überhaupt eine verbotene Kunst war, die leicht zur ewigen Verdammniß führen konnte, wenn nicht eifriges Gebet den Magier noch erlöst (vergleiche den Epilog zu Shakspeares Sturm); daß Faust aber gar den finstern Mächten sich verschrieben habe, kommt den Freunden nicht zu Sinn, bis jener selbst es ausspricht.

Dritter Gelehrter.

Gott wird mir Kraft geben; ich will bei Faust bleiben.

Erster Gelehrter.

Versuche Gott nicht, theurer Freund, sondern laß uns ins nächste Zimmer gehen und für ihn beten.

Faust.

Ja, betet für mich, betet für mich; und was für einen Lärm ihr auch immer hören mögt, kommt nicht zu mir, denn nichts kann mich erlösen.

Zweiter Gelehrter.

Bete du selbst, und wir wollen Gott anflehen, daß er Erbarmen mit dir habe.

Faust.

Freunde, lebt wohl; lebe ich bis morgen, so besuche ich euch; wenn nicht, so ist Faust zur Hölle gefahren.

Alle.

Faust, lebe wohl.

(Die Gelehrten gehen ab.)

Mephostophilis.

Weil dir denn, Faust, zum Himmel keine Hoffnung,
Verzweifle jetzt und denke nur an Hölle,
Denn die muß fortan deine Wohnung seyn.

Faust.

Ha, Sinnbethörer, deine Lockung war's,
Die mir geraubt die ew'ge Seligkeit!

Mephostophilis.

Nicht leugn' ich's, Faust, und Freude fühl ich drum,
Daß ich es war, der auf dem Gang zum Himmel
Den Weg dir hemmte: sahst du in das Buch
Die Schrift zu lesen, wandt' das Blatt ich um
Und irrte deinen Blick.
Was weinst du! 's ist zu spät; leb wohl; du mußt verzweifeln!
Der Thor, der hier gelacht, muß weinen bei den Teufeln.

(Ab.)

(Fortsetzung folgt.)

Der Notar von Chantilly.

(Fortsetzung.)

Dieß der freilich sehr skelettartige Auszug aus zwei starken Bänden; die Gedrängtheit der Skizze erlaubte nicht, auch nur Eine Probe von dem Styl des Romans zu geben, was wir noch nachholen werden, wenn wir uns erst über die Tendenz und den Werth des Buchs ausgesprochen haben.

Leon Gozlan will, wie im Eingang bemerkt worden, durch das Vehikel des Romans nützliche Wahrheiten unter das Volk bringen; wir gestehen, daß wir an solchen pädagogischen Büchern für die Erwachsenen keine große Freude und kein großes

Vertrauen zu der Wirksamkeit derselben haben; glaubt denn der Verfasser seinem Publikum das Kompliment schuldig zu seyn: er sey von dem soliden, nur auf das Nützliche gerichteten Geschmack seiner Leser so überzeugt, daß er sich nicht erlauben möchte, etwas bloß Amusirendes und Ergötzendes ihnen zu bieten? Oder hält er selbst die Muse für die Magd der Aufklärung, und taucht er seine Romandichterfeder in das Tintenfaß des öffentlichen Unterrichts? Es zeigt immer ein Mißtrauen in den ästhetischen Werth einer Produktion, welche der Poesie oder der schönen Literatur angehört, wenn man von ihr rühmt, wie lehrreich und Licht verbreitend sie sey. Wollte Gott, die Romanschreiber sagten gerade heraus: sie schreiben nur zur ästhetischen Unterhaltung ihrer Leser, und ganz nur einem innern, freien Produktionsdrange folgend; und wollte Gott, daß dieß wahr wäre! Nicht ein Uebermaß von Humanität, sondern eher ein böses Gewissen verräth es, wenn man freien poetischen Schöpfungen die Empfehlung mitgibt, daß sie moralisch oder intellektuell nützlich seyen, und eine totale Verkennung der Poesie, wenn man, statt ihr eine selbstständige Geltung zuzugestehen, sie nur einschwärzen und Duldung gleichsam erbetteln will. Wir stellen die Fragen: Ist der Roman interessant? Ist er, und in wiefern ist er instruktiv? Ist er als poetisches Werk beifallswerth?

Die erste Frage wollen wir gern bejahen; interessant machen das Werk sowohl die pikante, lebendige, mannichfaltige Darstellung, welche eher an einem Ueberfluß von Gedanken und Bildern als an Mangel leidet, als auch die Verwicklung oder Intrigue, wenn wir den Ausdruck aus dem dramatischen Gebiet entlehnen dürfen. Es ist eine solche Verschlingung der Absichten, der Einverständnisse, der Geheimnisse, daß dadurch das Interesse in hohem Grade gespannt — nur freilich auch mitunter auf die Folter gespannt wird. Die hier aufgewendete Kunst, besonders in den weit ausgesponnenen Gesprächen, wo jedes Wort abgewogen ist, damit bald ein Mißverständniß hervorgerufen, bald eine Entdeckung vorbereitet werde, würde einem spanischen Lustspiel aus den Zeiten Lope de Vega's Ehre machen. Unverkennbar ist hier ein großes und ausgebildetes dramatisches Talent. — Dann, welche Steigerung der Gemüthsbewegungen von der Schilderung des Spazierganges von Herrn Clavier und Karoline de Meilhan im prächtigen Garten von Chantilly, und ihres einsamen Stilllebens, bis zur Darstellung des über drei Familien hereinbrechenden Unheils und des Kampfs in den Juniustagen! Wahres Interesse erweckt unter den Charakteren der des alten Clavier, des Königsmörders, der als eine eiserne, starre, scharfausgeprägte Gestalt, treu der Ueberzeugung seiner Jugend, treu seinem wiewohl blinden Haß, mild und weich gegen Ein Wesen, bis auch dieß ihn in seinem tiefgewurzelten Vorurtheil, im Herzen seines Herzens, verletzt, wie ein Fremdling hereinragt in die von jämmerlichen Intriguen zerrissene, nach Geld dürstende, schwächliche Zeit. Maurice selbst kann durch seine Charakterlosigkeit oder Charakterschwäche zwar nicht für sich interessiren, aber er ist ohne Zweifel ein treues Portrait, für das es mehr als Ein Original geben dürfte in einem so sehr von niedrigen Interessen beherrschten, und von großartigen Motiven so verlassenen Zeitalter. Wenn im Notar selbst das Negative, die Schwäche geschildert wird, so stellt sich dagegen in seinem Schwager Viktor die positive Schlechtigkeit, Habsucht und Korruption dar, deren Moral, Religion, Vaterland, Himmel — und Hölle das Geld ist. Es soll nicht bestritten werden, daß sich auf den Börsen der großen Handelsstädte nicht wenige solche bloß dem Mammon dienende Menschen finden, denen kein Mittel zu schlecht, kein Betrug und keine Unredlichkeit zu abscheulich ist, wenn es sich darum handelt ihre Habgier zu befriedigen oder aus einer selbstverschuldeten Noth sich zu retten, zu wünschen aber wäre, daß der Charakter Viktors nicht so abstrakt gehalten, daß doch auch noch sein Zusammenhang mit dem Menschlichen angedeutet und gezeigt wäre, auf welche Weise er ein solcher eiskalter Geldmensch geworden. Eduard von Calvaincourt und Karoline erheben sich nicht über die gewöhnlichen Romanfiguren. Leonide endlich ist ein Teufel — ihre teufelische Handlungsweise ist aber doch dadurch wahrscheinlicher gemacht, wenn auch nicht vollkommen befriedigend deducirt, daß die Geschichte ihres Abfalls gegeben wird. — Die zweite Frage ist: Inwiefern ist dieser Roman belehrend? die Absicht des Verfassers scheint gewesen zu seyn, den Einfluß des Notars auf die Gesellschaft zu schildern; er erzählt allerdings recht ansprechend und anschaulich, wie sehr viele Individuen sich an ihn wenden, entweder um sich *bei ihm in bedenklichen Verhältnissen* Raths zu erholen, oder um ihn zum Depositär ihrer Familiengeheimnisse oder ihres Gelds oder ihres Testaments zu machen. Aber mit Recht sagt ein französischer Kritiker: Welche Lehre ergibt sich aus diesem nach der Natur gezeichneten Bilde, wozu das Notariat der heutigen Zeit mehr als ein Modell geliefert hat? daß heutzutage der Beruf des Notars gefährlich, seine Rechtlichkeit unzuverlässig ist. Wäre dieß ein Zeichen vom Wachsthum des allgewaltigen Einflusses, den man ihm zuschreibt? Und sein Königthum: seine Clienten, die noch nicht einmal Grund zum Verdacht gegen ihn haben, belagern und insultiren ihn, weil er einige Stunden Frist verlangt, ehe er ihnen ihr Geld zurückstellt! — So liefe freilich die in diesem Roman eingeschärfte Lektion auf eine Warnung vor den Notaren und ihrer Unzuverlässigkeit hinaus — wenn man will, kann man auch eine Warnung vor gewagten und unredlichen Spekulationen darin finden, dieß jedoch liegt nicht so bestimmt darin, denn der gewissenlose Viktor triumphirt am Ende über die Ungunst des Schicksals und erzwingt durch immer größere und verzweifeltere Wagnisse das Glück. Nur der noch honnettere *Maurice* büßt durch seine Todesangst für seine riskirten und unredlichen Spekulationen, während der resolute Viktor seine Sache triumphirend hinausführt. — Belehrung, dieß ist das Resultat, wird sich aus diesem Roman wenig schöpfen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 14.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

11 Februar 1837.

Lied.

Von Shelley.

Geist der Freude! selten, oh!
  Selten bist mir nah;
Mancher Tag und Nacht schon floh
  Seit ich letzt dich sah.
Ach warum so lange Tage
Bist du taub bei meiner Klage?

Ich — o Gott! wie könnt' ich je
  Locken dich zurück,
Der du höhnst des Armen Weh,
  Dich gesellst dem Glück?
Falscher Geist, nur dem ergeben,
Der auch ohne dich könnt' leben.

Wie vorm zitternden Laub am Ast
  Die Lacert' erschrickt,
So ist dir der Gram verhaßt;
  Seufzer, halb erstickt,
Könnten zum Vorwurf sich empören —
Und du willst keinen Vorwurf hören.

Drum mein Klaglied will ich singen
  In einem fröhlichen Ton!
Mitleid wird nicht her dich bringen —
  Lust lockt her dich schon;
Mitleid schneidet die Flügel dann
Ab dir und hält dich im Bann.

Geist der Freude! mir ist lieb
  Alles was Lust dir macht;
Erde im grünen Lenzestrieb,
  Und die Sternennacht,
Herbstesabend, Morgenglühn
Wenn auf goldne Nebel ziehn.

Lieb hab' ich des Winters Schnee
  Und den Eiskrystall,
Lieb den Wind, den Sturm, die See,
  Lieb hab' ich das All
Der Natur — so weit es rein
Sich erhielt von der Menschheit Pein.

Einsam gern meine Seele ruht;
  Freunde nie ich mied,
Wenn sie friedlich, weis' und gut;
  Welcher Unterschied
Zwischen uns, als daß schon dein ist,
Was nur in Lied' und Sehnsucht mein ist?

Liebe lieb' ich — obgleich ihre Schwinge
  Leicht dahin sie reißt,
Aber über alle Dinge
  Lieb' ich dich, o Geist:
Du bist Lieb' und Leben! o wohne
Wieder in mir! nimm mein Herz zum Throne!

Der Notar von Chantilly.

(Fortsetzung.)

Wir kommen auf den dritten Punkt — den ästhetischen oder poetischen Werth des Werkes. Wir haben ihm ein mehrfaches Interesse, eine glänzende Darstellung und eine wenigstens theilweis treffende Charakteristik zugestanden; aber damit ist keineswegs ausgesprochen, daß es einen wirklich poetischen Werth habe, daß es ästhetisch befriedige. Das wahrhaft Poetische und Schöne hat keinen gefährlicheren Feind und Nebenbuhler als das Interessante und Pikante, und unser Zeitalter hat eben so sehr Ueberfluß an Produktionen, welche in diese Sphäre gehören, als es an Leistungen jener Art wahrhaft arm ist. Während das Schöne das ganze Gemüth, die ganze Phantasie anspricht, isolirt das Interessante einzelne, durch die Richtungen

der Zeit vorzugsweise herausgekehrte und entwickelte Neigungen Sympathien und oft Idiosynkrasien, es wirkt, aber häufig stoffartig, durch den Reiz des Neuen, des Seltsamen, des Gewagten, ja es verschmäht selbst nicht die Indiskretion, den Skandal und das Unanständige in den verschiedensten Nuancen, um nur Effekt zu machen, um zu überraschen und den Beifall gleichsam im Sturm zu erobern. Dagegen scheint nun allerdings das wahrhaft Schöne im Nachtheil, sofern es auf alle jene coquetten Künste und Lockungen verzichtet, nicht durch die Appellation an die gäng und gäben Tendenzen und Interessen sich einschmeichelt, nicht so entgegenkommt oder gar herausfordert wie das nur Pikante. Seine *augenblickliche* Wirkung wird schwächer, aber dagegen wird sie dauernder seyn. Das Interessante wird begierig genossen — aber auch sogleich aufgezehrt; — das Schöne ist wie das himmlische Manna, das sich jeden Morgen erneut, nur daß es nicht, wie den Juden in der Wüste jene Nahrung, zum Ueberdruß und Eckel wird. Warum so wenig wahrhaft Poetisches, dagegen aber so viel Interessantes producirt wird, läßt sich leicht einsehen; Jenes muß von Innen organisch erzeugt und geschaffen seyn, dieses kann mehr äußerlich, atomistisch zusammengesetzt werden, wozu untergeordnetere Fähigkeiten, namentlich eine recht lebendige Auffassungsgabe und Geschicklichkeit in der Kombination hinreichen. Aber auch das Talent welches wahrhaft Poetisches hervorzubringen imStande wäre, läßt sich leicht durch den Beifall, der dem mehr nur Interessanten zu Theil wird, von der Bahn der ächten Poesie ablocken, um so eher, als es weniger Mühe kostet, etwas durch glänzende Einzelnheiten, durch Benützung von jetzt gerade drastisch wirkenden Motiven Bestehenden zu produciren, als eine in sich selbst ruhende, ihren Kern vielmehr verschließende, als sich prahlerisch und gefallsüchtig ausdrängende, ächte Poesie. Das wahrhaft Schöne gefällt als ein Ganzes; das Geistreiche und Pikante blendet durch einzelne glänzende Theile, die oft vielleicht im Verhältniß zum Ganzen mehr Auswüchse als Organe sind; sehr vielen Menschen aber geht der Sinn für ein Ganzes ab und besonders in unserer unruhig aufgeregten, gern an Allem herumkostenden, ungern sich vertiefenden Zeit, von der Platen, wenn schon mit einiger Uebertreibung, doch nicht unrichtig sagt:

Eine Zeit die stets zerrissen, stets vom Halben halb erfaßt,
Jede Seele die als Ganzes sich harmonisch ründet, haßt.

Je mehr aber die große Mehrheit der Leser geneigt ist, sich schon mit dem Geistreichen und Interessanten zu begnügen, je größer deßwegen die Versuchung für die Autoren und Dichter ist, diesem verwöhnten Geschmack zu schmeicheln: um so mehr ist es Aufgabe der Kritik, die Anforderungen der ächten Schönheit zu vertreten, das wahrhaft Poetische vor dem nur Geistreichen auszuzeichnen und die Gränzen strenger zu ziehen zwischen Poesie und Nichtpoesie. Wenn man den Satz: *der Roman sey das moderne Epos*, unbedingt unterschreibt, so kreirt man dadurch eine wahrhaft schauerliche Menge von epischen Dichtern; offenbar aber thut man gar manchem gewandten und beliebten Romanschreiber Unrecht, wenn man ihm die Anmaßung zuschreibt, ein Dichter seyn zu wollen, und manche Produktion ist, unter dem anspruchslosen Titel einer *Erzählung* alles Lobes werth, die, sobald sie Ansprüche auf poetischen Werth machen wollte, gänzlich abgewiesen werden müßte. Doch diese weiter auszuführen, ist hier nicht der Ort: wir wollen sogleich die Anwendung des Gesagten auf den in Frage stehenden Roman machen: Er ist interessant als eine Erzählung aus dem Leben, aber er befriedigt durchaus nicht als ein Kunstwerk. Das Interesse daran entspringt großentheils daraus, daß die Geschichte in der neuesten Zeit, in der Gegenwart spielt; die Romanschreiber und die Dichter der Vaudevilles sind wahre Stenographen der neuesten Ereignisse geworden; sonderbar genug, daß die Menschen, was sie vor einigen Monaten oder Jahren in den Zeitungen lasen, gern in einem Roman wieder lesen mögen, ohne daß es eben aus einem poetischen Geiste wiedergeboren wäre! Weniger jedoch dieß macht das Unpoetische in dem vorliegenden Buch aus, als die Rolle, welche darin das *Geld*, dieses Symbol der modernen Korruption, spielt. Die wichtigste Influenz im ganzen Verlauf der Geschichte ist am Ende das Geld — und damit fühlen wir uns in die ganze Armseligkeit der nüchternsten und gemeinsten Wirklichkeit, in die erbärmliche „Angst des Irdischen" hineingeworfen, wovon uns die Poesie befreien und erlösen, das sie uns vergessen machen soll. Aber was soll Erhebendes seyn in diesem Gewebe von unendlichen Spekulationen und von häßlichen Intriguen eines treulosen, boshaften Weibes? wo ist die tröstende und versöhnende Kompensation für diese mehr als prosaische Gemeinheit? wäre wenigstens noch dieß elende Treiben mit dem Ton der Ironie geschildert, so hätte man das Gefühl, daß der Autor selbst darüber stehe; aber vergebens sucht man in diesem Buch eine höhere, versöhnende Weltansicht. Beifällig sagt der Autor von Maurice und Lefort: „Die beiden Freunde faßten den Zweck des Daseyns ohne Illusionen ins Auge: einige Jahre zu leben, Kinder um ihren Namen fortzusetzen, der Erwerb eines Vermögens das sie ihnen ließen, und dann die Ruhe in einem Fauteuil oder im Grab." Wenn Goethe im zehnten seiner venetianischen Epigramme ungefähr dasselbe sagt, so ist es bei ihm mehr eine augenblickliche, skeptisch-ironische Stimmung; aber Leon Gozlan verläugnet in seinem Buch überhaupt eine solche niedrige Auffassung des Lebens nirgends; es fehlt diesem Werke ganz und gar das Gepräge der Idealität.

Als Proben von dem Styl theilen wir eine Stelle aus der Erzählung Clavier's über die Ereignisse der Revolution mit; er rechtfertigt die Exekution eines von der Sache der Revolution zurücktretenden Marquis mit dem Verfahren des Bergs gegenüber der Gironde:

„Ein großes geschichtliches Bedauern, das ich nicht verleumden will, hat sich an das Leben und den Tod der Girondisten geknüpft; die Privattugenden, das Genie, die Beredtsamkeit, selbst der Muth dieser Bürger sind ewig zu beklagen, aber in der Zeit, wo sie geopfert wurden, waren diese Eigenschaften verderblich für das Gemeinwohl. Die Gironde ergab sich einer großartigen, schlummernden Ruhe; sie nahm ihre Trägheit für den Zweck, ihren Hang zur Unthätigkeit für das Ende von Allem; sie gab nicht zu, daß die Revolutionen, so wie das Leben, nur durch den unaufhörlichen Prozeß der Selbstreproduktion bestehen

und daß von allen Arten des Despotismus der der Schwäche der gehässigste ist für Menschen, die durch Gewalt gesiegt haben. Mit welchem Recht hießen die Girondisten den Konvent Rückschritte machen, sie die mit dem Konvent die Absetzung des Königs verlangt, für seinen Tod gestimmt hatten? Was war der Zustand Frankreichs damals, als die Girondisten Halt machen wollten? Das Volk hatte kein Brod, das Land war eine Schanze, von der es Kugeln regnete; im Innern nagte der Föderalismus, der Verrath schlich sich in die Heere ein. Und mitten in diesem Elend, diesem Jammer ein Vergniaud, dieser Grieche, dieser Plato der Salons von Madame Roland, ein Louvel, dieser Properz der Tribune, die sich mit Rosen bekränzten und sangen — und wir brauchten vierzehn Heere! — Wir mußten dem Volk sagen, ihm zuschreien, es sey verloren, wenn dem auch nicht so war; es sey verrathen, sey besiegt, wenn es sich auch nicht so verhielt; man mußte Custines tödten, selbst wenn er unschuldig war, die Gironde tödten, weil das Entsetzen unter die Waffen ruft, weil die Köpfe von 22 Rednern das Wort auf Thatsachen der wahren Beredtsamkeit der Revolutionen, zurückführen. Die Glocken werden zu Kanonen umgegossen; Vergniaud und Gensonné wurden vernichtet und ein Robespierre, ein Danton daraus geformt."

Die Angst des Notars wird so geschildert: „Maurice verzehrte sich innerlich in Bangigkeit, indem er die Minuten zählte, die er noch bis zur Nacht vor sich hatte. Die um seine Wohnung herumstreifenden Bauern gemahnten ihn wie eine Volksmasse, die vor Ungeduld brannte, seiner bis Sonnenuntergang aufgeschobenen Hinrichtung anzuwohnen. Sie hatten sich das Recht erkauft und bezahlt, ihn für sein Verbrechen sterben zu sehen. Er zog sich zurück von dem trostlosen Schauspiel, das diese Clienten darboten, deren Keiner seinem Blick entging; wohin auch auf dem weiten Plan des Angers er sein Auge wendete, da trat ihm die phantastische Festlichkeit des Gastmahles entgegen. Er konnte nicht ertragen den übermüthigen Spott der Fackeln, der Porzellangeschirre, der Flaschen, der Krystallgläser, womit zwei Tische belastet waren; ein Hohn für sein kummervolles Herz. Zum zwanzigsten Mal trat er wieder in sein dämmerndes Gemach, verfluchte die unversöhnliche Unbeweglichkeit der Zeit, verwünschte die Sonne, die immer am nämlichen Ort stehen blieb, als ein Mann, von Kopf bis zu Fuß in Trauer gekleidet, mit langsamen Schritten in sein Zimmer trat, auf ihn zuging und mit schwacher Stimme zu ihm sagte: „Maurice, kennst du mich nicht mehr?" Es ist Lefort, der nach Amerika gehen will; der Notar bittet ihn mitzunehmen: „Jules, ich folge dir; willst du? gib mir einen kleinen Platz im Winkel deines Schiffes; o daß ich in drei Tagen auf das Verdeck steigen könnte und Frankreich wie eine Schaumflocke am Horizont sehen! Weißt du, daß auch ich leide! Weißt du wohl, daß im Augenblick, wo ich mit dir rede, ich im Geiste die Stufen des Gerüstes hinaufsteige, wo man die Bankerutiers brandmarkt? Halte mich, Jules! man starrt mich an, man zerreißt mich! O führe mich weg! rette mich! O daß ich nicht mehr schauen dürfte das abscheuliche Gespenst der öffentlichen Meinung, zwischen mir und meiner Frau hin und her wandelnd! Auch Viktor nicht mehr! das Meer das weite Meer! seine Stürme, die weniger furchtbar sind als die der Menschen."

(Schluß folgt.)

Proben aus dem englischen Dichter Marlowe.

(Fortsetzung.)

(Der gute und der böse Engel treten durch verschiedene Thüren ein.)

Guter Engel.

O Faust, hätt'st du auf meinen Rath gehört,
Unzähl'ge Freuden wären dir gewährt,
Dich aber zog die Welt.

Böser Engel.

Mir hast du Ohr geliehen,
Drum muß dich jetzt der Hölle Schmerz umglühen.

Guter Engel.

Was helfen dir jetzt Schätze, Lüste, Pracht?

Böser Engel.

Nichts, als dich Darbenden noch bitterer zu quälen,
Der über solches Gut auf Erden konnt' befehlen.

Guter Engel.

Verscherzt hast du des Himmels Seligkeit,
Unnennbar Freuden, Segen ohne Ende!
Hätt'st du nach Gottes Wissenschaft gestrebt,
Die Hölle hätt' nichts über dich vermocht: —
(Musik. Ein Thron läßt sich vom Himmel herab.)
Wärst du auf solchem Weg gewandelt, sieh
In welcher Glorie du gesessen hättest
Auf diesem Thron, wie jene hellen Heil'gen,
Triumphreich ob der Hölle; das ist hin!
Jetzt Armer muß dein Engel von dir lassen,
Der Hölle Schlund ist offen, dich zu fassen.
(Ab. Die Hölle ist sichtbar.)

Böser Engel.

Nun blicke, Faust, mit grauenstarrem Aug'
In dieses weite Haus der ew'gen Qualen:
Dort schleudern Furien die verdammten Seelen
Auf Flammengabeln; Leiber sieden dort
In Blei; hier braten Stücke ew'gen Lebens
Auf Kohlen; dieser angeglühte Stuhl
Beut seinen Sitz den schmerzesmatten Geistern;
Die man dort nährt mit Bissen heißen Feuers
Sind Schwelger, die nur Süßes schmecken mochten,
Wenn Arme ungehört an ihre Thüre pochten.
Doch all dieß ist noch nichts, noch sollst du sehen
Zehntausend Foltern, die die Qual erhöhen.

Faust.

O, ich sah gnug, in Qualen zu vergehen!

Böser Engel.

Nein, schmecken mußt du noch den Dorn von allen,
Wer Lust geliebt, der muß als Lüstling fallen.

So laß' ich, Faust, dich noch auf kurze Zeit,
Dann wirst du zittern ew'ger Nacht geweiht.

(Ab.)

Faust (allein. Es schlägt eilf Uhr).

O Faust,
Nun hast du eine arme Stunde noch
Zu leben und bist ewig dann verdammt.
Steht still, ihr ew'gen Kreise in dem Himmel,
Daß Zeit verendet, Mitternacht nie kommt.
Auf, holdes Auge der Natur und mach'
Auf ewig Taglicht, oder diese Stunde
Zum Jahr, zum Mond, zur Woche, nur
Zum Tag, daß Faust noch Reue kann empfinden
Und seine Seele vom Verderben retten!
O lente, lente, currite noctis equi! —
Fort zieh'n die Sterne. — Zeit vergeht. — die Uhr
Wird schlagen und der Satan vor mich treten.
O ich will auf zum Himmel springen. — Wer
Reißt mich zurück? Sieh Christi Blut
Durchs Firmament ergossen; *) schon ein Tropfen
Könnt' mich erretten. O, mein Jesu Christ!

(Versucht zu beten.)

Zerreiß dieß Herz nicht, weil ich Christum nannte!
Ich will ihn dennoch rufen — Gnade, Satan!
Wo ist er jetzt? — hinweg! doch sieh
Ein Arm der droht und eine grimme Stirn!
Fallt auf mich, Berg' und Hügel! kommet, deckt
Mich vor dem schweren Zorn des Himmels! — Nicht?
So will ich tief mich in die Erde stürzen.
Gähn', Erde! Nein, auch sie will mich nicht bergen.
Ihr Sterne, die geherrscht als ich geboren,
Durch deren Einfluß Tod und Höll' mir ward,
Zieht Faust wie einen dunst'gen Nebel auf,
Ins Eingeweide jener stürm'schen Wolke!

(Es schlägt halb zwölf Uhr.)

Die Hälfte um! — bald ist's die ganze Stunde.
O, muß die Seele büßen für die Sünden.
So steck' ein Ziel der unabläß'gen Pein,
Laß tausend Jahr mich in der Hölle leben,
Laß hunderttausend, und mich dann erretten! —
Kein Ende ist gesetzt verdammten Seelen.
Was bist du, dürst'ge Seele, kein Geschöpf? **)
Wie, oder was ist was du hast, unsterblich?
Verflucht die Eltern, die erzeugt mich haben!

*) Anspielung auf das zu jener Zeit vielfach besprochene Dogma von der Allgegenwart des Bluts Christi, des „durch alle Himmel gegossenen," wie Goethe's Faust sich beinah mit denselben Worten ausdrückt.

**) D. h. Etwas, das, wie alles Erschaffene, endlich wieder vergehen muß.

Nein, Faust, verfluch dich selbst, verfluche Lucifer,
Der dich der Himmelsfreuden hat beraubt!

(Es schlägt zwölf Uhr.)

Es schlägt! es schlägt! jetzt Körper werde Luft!
Sonst trägt dich Lucifer in Hast zur Hölle.
O Seele, wandle dich in Wassertröpfchen
Und fall' ins Meer auf ewig zu verschwinden.

(Donnerschlag. Die Teufel treten vor.)

Erbarmen, Himmel, blick' mich so nicht an;
Ottern und Schlangen, nochmal laßt mich athmen:
Mißförm'ge Hölle gähn' nicht; weiche Lucifer!
Verbrennen will ich meine Bücher — oh!

(Morgendämmerung, die drei Gelehrten treten auf.)

Erster Gelehrter.

Ihr Herren kommt, laßt uns den Faust besuchen,
Denn solche Grauennacht ward nie gesehn
Seit Anbeginn der Schöpfung dieser Welt,
Solch grausam Schrei'n und Dröhnen nie gehört:
Gott geb', daß Faust der Fährlichkeit entgangen.

Zweiter Gelehrter.

O Himmel! hilf! seht hier die Glieder Fausts
Zerrissen alle von der Hand des Todes.

Dritter Gelehrter.

Der Teufel, dem er diente, that ihm so.
Denn zwischen Zwölf und Eins war mir's, ich hör'
Ihn schreien und ihn laut um Hülfe rufen;
Zugleich erschien das ganze Haus in Flammen,
Und furchtbar Toben der verdammten Feinde.

Zweiter Gelehrter.

Gut, Freunde: war das Ende Fausts auch so,
Daß jedes Christenherz muß drüber jammern,
So laßt uns doch, da er so hoch berühmt
Um einzig Wissen in den deutschen Schulen,
Die wunden Glieder ehrenhaft bestatten,
Und die Studenten, all in Schwarz gekleidet,
Zu seinem trüben Trauerzug entbieten.

(Alle ab.)

Chorus (tritt auf).

So liegt der Zweig, der voll so mächt'gen Triebs,
Und hin ist des Apollo Lorbeerreis,
Das lange wuchs in diesem weisen Mann.
Faust ist hinweg: seht seinen Höllenfall,
Und mög' sein Satanslos die Klugen mahnen
Verbotne Kunst von fern nur zu bewundern,
Die, tief ergründet, lockt so kühne Geister
Zu Weiterm als erlaubt der Schöpfung Meister.

Terminat hora diem, terminat Author opus.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 15.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

15 Februar 1837.

Edward und Leolin.

Aus dem Englischen*) von Adelbert Keller.

Von Beachley Leolin sah das Heer
Edwards mit wildem Blick,
Und rief: Seht an den König dort!
Er trotzt auf Ruhm und Glück.

Gewaltig wohl ist Englands Macht,
Und er ein starker Held;
Doch beugt kein Reich mich seinem Joch,
Kein Herrscher dieser Welt.

Denkt er, ich fahre zu ihm hin,
Wo stolz er lagern mag?
Denkt er, ich dien' als Lehnsmann ihm?
Eh'r kommt der jüngste Tag!

Ich schwör' bei meines Vaters Geist,
Gut geh' es oder schlecht,
Ich will nicht über'n Severn gehn,
Zu kriechen als Englands Knecht.

König Edward stand auf der Höhe von Aust,
Hielt auf die Feinde Acht;
Bald hat des Königs Blick erspäht,
Was Leolins Dräun erdacht'.

Der Walliser hebt sein Haupt so hoch,
Nicht dienen will sein Sinn,
Nicht will er von dem andern Land
Zu mir herüber ziehn.

So sey es denn! Ein sanftes Wort
Ein festes Band wohl schlingt:
Ich will ihn sprechen Aug' in Aug',
Daß Herz das Herz bezwingt.

Zeit ist's, zu dräun mit Königsmacht,
Zeit, daß man an sich hält,
Und mehr bezwang oft schlauer Sinn,
Als blut'ger Kampf im Feld.

Sey rasch der Strom, sey wild die Fluth,
Kein Bote geh' für mich!
Tief oder seicht, ihn selbst zur Stund
Freund oder Feind treff' ich.

Vor jedem, der haucht' Englands Luft,
Der Englands Grund betrat,
Der König muß der erste seyn
In Kampf und schwerer That!

Prinz Leolin schaut, Prinz Leolin sah,
Vom Lande stößt ein Kahn.
'S ist gut, sprach er, daß Edward uns
Zu messen selbst kommt an.

Schaut hin, ihr Kämpen, allesammt!
Mich dünkt, ein edles Haupt
Ist ausgesandt zu unsrer Ehr',
Fried' er zu stiften glaubt.

Prinz Leolins Knab stand auf und sprach:
Er ist es, er allein;
Denn Andre läßt nicht Englands Fürst
Für sich geschäftig seyn.

Er kommt heran, wohl kenn' ich ihn;
Kein andrer ist's, als er;
Kein andrer hat den Adlerblick,
Die Herrscherbraue mehr.

Ich sah ihn in des Todes Reihn,
Vor ihm stob Helm und Schild,
Und nie vergaß ich die Gestalt
Von Englands König wild.

*) Aus der grösseren Dichtung „Aneurin in Cambria." Vgl. Burton's Anatomy of Melancholy. Th. 1. Abth. 3. S. 527. Gentleman's Magazine, Juni 1832, S. 548.

So schweig, sprach Leolin, toller Knab!
Bring mich nicht um vor Scham!
Denn käme der Monarch hieher,
Verloren wär' mein Nam'.

Ich schwör', er ist's, der Jüngling sprach;
Sucht in der Christenheit,
Nicht findet seines Gleichen ihr
Auf Erden weit und breit.

Ich schwör' er ist's; nicht Kummer hüll',
Mein Fürst, dein Aug' in Nacht!
Denn deine Ehre auch ist die,
Die ihm wird dargebracht.

Darauf Prinz Leolin sprang empor,
Den Mantel warf er hin,
Bis an die Brust in 'n Fluß er sprang
Und hing an Edwards Knien.

Herr, König, ich ergebe mich,
Es weicht mein Herz vor dir;
Du weiser Herr, du starker Held,
Dein sey, was diente mir!

Nie beugt' ich einem Mann mein Haupt,
Noch beugt' ich je mein Knie,
Doch lernen soll ich beugen jetzt
Mein Knie und Haupt allhie.

Er ging voran gebeugten Haupts,
Die Hand gefaltet fromm,
Vor Englands Angesicht und Wales
Zu bieten ihm Willkomm.

König Edward saß, Prinz Leolin kniet'
Vor ihm am Uferrand,
Und huldigt ihm mit Herz und Sinn
Für sich und all sein Land.

Der Notar von Chantilly.

(Schluß.)

– Zum Beschluß der Tod Karolinens: „Als der Todesbote seinen Auftrag ausgerichtet, ging Karoline in den Garten hinab, und trat in das Treibhaus, dessen Fenster, hinaufgezogen, um den milden Junilüften den Durchzug zu gestatten, im Hintergrund eine doppelte Reihe Orangenbäume sehen ließen mit ihren lebhaft grünen Blättern und ihren Zweigen voll balsamischer Blüthen. Jedes Gewächs dürstete an diesem, durch den Sang der Vögel belebten Morgen, nach seinem Antheil Sonne, nach seinem Lufthauch, nach seinem Lebensstrome, nach seiner ihm zukommenden Farbe und Reiz. Alle schienen sich gerüstet zu haben, den Besuch des Lenzes zu empfangen; mit ausgebreiteten Armen stiegen die Einen gegen die Sonne empor, stattliche Pisangbäume, dicht eingehüllt in ihren Seidenmantel, wie persische Fürsten in ihre Tuniken; Andere, sich windend und beugend, wellenförmig sich erhebend, glichen markigen Bajaderen, die plötzlich, von Wischnu berührt, waren in Tulpenbäume verwandelt worden. Erinnerungen von jederlei Klima umgaben Karolinen. Sie hatte Zärtlichkeit, Blicke, Seufzer für diese Blumen, die sie bei Nacht lesen sahen und die sie mit ihren Wohlgerüchen wach riefen, wenn sie sie beim Lesen vergaß. Sie grüßte im Vorbeigehen alle Blumen, holde Freundinnen, die ihr den Morgengruß zurückgaben. Einige führte sie an ihre Lippen und hielt sie lange so, wie zu einem ewigen Lebewohl. Sie wanderte unruhig umher, setzte sich einen Augenblick unter jedes Schattendach, und versuchte alle wohlthuenden Ausdünstungen des Treibhauses, um ihre Brust, auf welche sie die Hand gelegt hatte, zu erweitern. Ihr Haupt, trüb und träumerisch auf den reizenden Schultern sich wiegend, senkte sich herab wie eine Blume, der es einen ganzen Sommertag an Wasser gefehlt. Endlich blieb sie sitzen unter einem schönen neapolitanischen Orangenbaum und sah starr vor sich hin, als verfolge sie den Faden eines Gedankens, der aus den Tiefen ihres Auges bis zum Himmel ging. Eine Stunde blieb sie so; dann belebte sich ihr alabasternes Antlitz, sie lächelte wie erstaunt über eine ihr plötzlich gekommene Idee. War es eine Hoffnung? War es eine Stimme, die sie vernommen? Karoline stand auf und ließ die sämmtlichen Glasfenster herab. Ihren Platz wieder einnehmend, bemerkte sie ohne Schrecken, daß gerade über ihrem Haupt eine Gruppe von Manschinellenbäumen sich befand, giftige Gewächse, welche Herr Klavier mehrmals hatte ausrotten wollen. Bald erfüllte eine durchdringende Hitze, ähnlich der in einem Dampfbad, das schon von der Morgensonne erwärmte Treibhaus. Die Kamelien dehnten sich aus, die Blätter zitterten und schwankten. Das augenscheinlichste Merkmal von der Aufzehrung der atmosphärischen Luft durch die Pflanzen war das Uebermaß der durch das Treibhaus sich verbreitenden Düfte. Karoline ward immer schwächer; die Augenlieder senkten sich herab zu den Wangen, welche die Blässe des Schlummers deckte; man konnte glauben sie bewege die Lippen und auch ein wenig die Finger, während sie die Augen nur kaum noch aufzuschlagen vermochte. Von Minute zu Minute aber schmückte sich das Treibhaus mit tausend neuen Blumen, die durch diese befruchtende Hitze aufbrachen; glänzender, grüner, saftiger entfalteten sich die Blätter. Bald hatte Karolinen nicht mehr Kraft genug, das Haupt an den Orangenbaum zu lehnen; es glitt daran hinab; nur die Schulter hielt sie noch auf ihrem Sitz. Ihre Betäubung nahm zu; Augen, Mund, Arme waren regungslos; aber als ob ein unsichtbarer Vogel sie mit seinem Flügel angefächelt hätte, lief ein Schatten, ein Gas über ihr Antlitz das noch nicht todt, aber auch nicht mehr lebendig war. Lebe wohl! blasse und schöne Gräfin von Meilhan, Abkömmlingin von Fürsten von edlem Blut und edlem Geschlecht! getödtet in deinen Verwandten, dann eine Magd und endlich geliebt! O Liebe — das Köstlichste im Reichthum, das Tröstlichste in der Armuth! Und diese Liebe, deine Liebe, Karoline, befleckt, entdeckt, verflucht, zerrissen von einem boshaften Weib und von einem Königsmörder! Lebe wohl, armes Kind, das nur einen Tag gelebt. So erlöschen die Geschlechter, o Gott! der du sie erst mächtig, herrschend,

Gebieter der Welt seyn lässest, der du duldest, daß sie sich unendlich, ewig nennen wie Du! der du dann über ihre Schlösser hinfährst und sie in Staub verwandelst; über ihre Namen — und das zäheste Gedächtniß weiß nichts mehr von ihnen; endlich, wenn Geschlecht um Geschlecht triumphirend sich ausgebreitet, verbannst du den Keim derselben in die schwache, liebende, leidenschaftliche Seele eines Mädchens — eines Mädchens, das der Athem der Blumen tödtet!"

Gewiß ist der Wunsch gerecht, daß eine solche Fassung, wenn schon mitunter auch etwas überladen, nicht an unächte Steine möchte verschwendet werden; aber wo sind die ächten Edelsteine?

Proben aus dem englischen Dichter Marlowe.

(Fortsetzung.)

Hero und Leander.

Auf Faust mögen Auszüge aus dem epischen Gedicht Hero und Leander folgen. Dieses gehört jedenfalls einer spätern Zeit an, als jene Tragödie, indem der Dichter durch seinen plötzlich eingetretenen Tod an Vollendung desselben verhindert wurde, worauf sein Freund Chapman, der Uebersetzer Homers (geb. 1557, gest. 1634), das Werk zu Ende brachte. Obschon dasselbe jedoch in ein reiferes Alter seines Verfassers als Faust fällt, und auch von den Zeitgenossen sehr hoch gehalten wurde, wie schon der Umstand beweist, daß ein zweiter, angesehener Dichter die Beendigung übernahm, während andererseits Ben Jonson sich aufs Vortheilhafteste über den von Marlowe gegebenen Anfang äußert, — steht das Ganze gleichwohl dem Faust an Geschmack und Geisteshöhe bedeutend nach. Dagegen kann man den treffenden Gedanken und sinnreichen Bildern, die oft hart neben den seltsamsten Ergehungen einer mit antiker und moderner Gelehrsamkeit prunkenden Phantasie vorkommen, seine Bewunderung nicht versagen. Die Gesänge, worein das Ganze zerfällt, führen den Namen Sestyaden, von Sestos, dem Aufenthalte Hero's.

Am Hellespont, der treue Lieb' gemordet,
Zwei Burgen von Poseidons Macht umbordet,
Entboten, meergetrennt, sich Aug' ins Auge Grüße:
Schloß Sestos jene und Abydos diese.
In Sestos lebte Hero, deren Haar
So lockend für Apollo's Blicke war,
Daß er den Sitz auf seinen Flammenthron
Ihr vorschlug als der Anvermählung Lohn.
Von Wolle war das Zeug an ihrem Kleide,
Das Fulter sternbesäte Purpurseide;
Die weiten Aermel grün, mit einem Hain am Rand, *)
Wo Cypria in nackter Schönheit stand,
Zu locken des Adonis stolzen Blick,
Der vor ihr lag, mißachtend sein Geschick;
Das Mieder blau, das manchen Blutfleck trug
Von Jünglingen, die heiße Lieb' erschlug (!).
Auf Hero's Haupte saß ein Myrtenkranz,

*) Ohne Zweifel eingestickt.

Von dem ein Schleier floß zum Boden ganz,
Mit Blüth' und Blättern also drein gestickt,
Daß Mensch und Thiere solche Kunst berückt,
Und Mancher pries als süßen Blumenduft,
Was Hero's Hauch war in der nahen Luft.
Und Honig suchten dort umsonst die Bienen
Und weggescheucht von Neuem stets erschienen.
Um ihren Nacken hingen glatte Steine,
Die seine Strahlung füllt mit Demantscheine.
Nicht Handschuh trug sie; weder Sonn' noch Wind
Naht' ihren Händen anders als gelind,
So warm als kühl, weil sie sich drin gefielen,
Um diese Hände, die so weiß, zu spielen.
Von Silbermuscheln schmückten Stiefeln sie,
(Gebunden mit Korallen an das Knie)
Drauf Sperling' nisteten aus Perlenstoff und Golde,
Daß staunend alle Welt die Vögel sehen wollte,
Und Hero's Dienerin oft Wasser in sie goß,
Daß zwitschernd unter'm Geh'n aus ihren Schnäbeln floß. *)
Ja, Amor selber, sagt man, ward entzündet,
Und durch ihr Antlitz sey der Gott erblindet.
Wahr ist: sie glich so sehr der Cypria,
Daß er in ihr oft seine Mutter sah,
Und oft in ihren weißen Busen drang,
Und um den Nacken seine Arme schlang,
Und auf ihr Herz sein kindisch Köpfchen legte,
Und, außer Odem noch, dort kurzer Ruhe pflegte.
So schön war Hero, Venus Nonn', geboren,
Daß weinend die Natur sich hielt verloren,
Weil Jene mehr ihr nahm als sie ihr ließ,
Und solche Wunderschönheit ihr entriß:
Drum ist, zum Zeichen, daß sie ausgebeutet,
Seitdem des Negers Schwarz auf halber Welt verbreitet.
— Leander, von der Jugend Reiz umschlungen,
(Deß Trauerloos Musäus uns gesungen)
Wohnt' in Abydos, und von dessen Söhnen
Ward keiner mehr fortan so werth der Nachwelt Thränen.
Sein Haar, dem nie die Scheere war genaht,
Geschnitten und gebracht ans kolchische Gestad,
Hätt' Griechenland verlockt in jungen Heldentagen
Noch mehr als für das goldne Vlies zu wagen.
Diana wünschte seinen Arm zur Sphäre
Und zieht drum kummerbleich durch der Gestirne Heere.
Es war sein Leib wie Circes Stab so schlank,
Zeus hätt' aus seiner Hand geschlürft den Göttertrank
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
Die süßen Lippen und die Morgenwangen
Die, seines Schattens Küsse zu empfangen.

*) So unbegreiflich uns auch jetzt ein solcher Schuhschmuck vorkommen mag, erschien er doch vielleicht zur Zeit des Dichters, wo die Ornamente der Fußbekleidung eine wichtige Angelegenheit selbst des männlichen Putzes waren, minder abenteuerlich. — Sperlinge waren gewählt, weil diese Vögel der Venus geheiligt sind.

Ins Wasser stürzend, Andrer Mund verfließen, *)
Sie starben eh' er konnte sie genießen.
Hätt' ihn der spröde Hippolyt erblickt,
Er hätte liebentflammt sein Bild ins Herz gedrückt.
Der rauhste Landmann aus dem wüsten Wald
Ward weich beim Anschau'n dieser Hulbgestalt;
Der wilde Thracier mit nie gerührten Sinnen
Suchte, bewegt, sein Lächeln zu gewinnen ꝛc.

So übertrieben die Darstellung des Dichters auch ist, wird man ihr doch einen gewissen, sich später noch auffallender beurkundenden Gedankenreichthum nicht absprechen können, und schon indem sie uns den Modegeschmack einer Zeit verdeutlicht, dessen Anklänge in Shakspeare noch ziemlich bemerkbar hervortreten, dürfte sie mindestens zur Würdigung jenes großen Genius das Ihrige beitragen. — Leander sieht Hero bei einem in Sestos gefeierten Feste der Venus zum erstenmal, und entbrennt sogleich von der heftigsten Liebe.

Nicht unsrer Wahl fällt Haß und Liebe an,
Denn unser Wollen ist dem Schicksal unterthan **)
Wenn Zwei entkleidet sind lang vor des Laufs Beginne,
Wünscht man, daß Einer fall', der Andere gewinne,
Und wenn zwei Kugeln völlig gleich erscheinen,
Neigt unsre Gunst sich unbedingt zur einen.
Den Grund weiß Niemand, gnug sey uns das Wissen,
Daß wo die Augen seh'n, sie sogleich richten müssen;
Wo sie im Zweifel sind, ist Liebe weit zurück;
Wer liebte je, und nicht beim ersten Blick?

Er kniete, doch nur ihr zog seine Seele nach
Und also leise Hero zu sich sprach:
„Wär ich die Heil'ge, ich würd' ihm gewähren!“
Und dieses Wort bekam sein Ohr zu hören;
Er fuhr empor, sie glühte wie vor Scham,
Woraus Leander höh're Gluth entnahm.
Er streifte ihre Hand, sie bebte an der seinen,
Verborgne Liebe wird aus jeder Hülle scheinen.
Die Beiden pflegten durch die Hände Rede:
Stumm ist die ächte Lieb' und steht vor Andern blöde.

Leander wagt es endlich beim Einbruch der Nacht der Geliebten seine Empfindungen durch Worte kund zu thun und sie um Gegenliebe anzuflehen. Unter Anderem sagt er:

„In Blei gefaßt behält der Demant seinen Werth:
Dem Himmelskind, von Menschenbrust begehrt,
Erwächst nicht Schmach, oft höh're Lieblichkeit,
Drum will ich hoffen in der Niedrigkeit.
— — — — — — — —
— — — — — — — —
„Was unterscheidet selbst die reichste Mine
Von Schund, als der Gebrauch? denn beide, nicht gebraucht,
Sind gleich an Werth. Denn wird ein Schatz mißbraucht,
Wenn ihn ein Knauser hält; gelegt auf Zins
Wird er der Bringer doppelten Gewinns.
Wer einen Palast baut und dann das Thor verschließt,
Der sieht ihn bald im Innern öd und wüst.
O Hero, sey mit deinem Selbst du weiser,
Einsam verderben Frau'n wie leere Häuser.
In mindern Fehl der arme Reiche fällt,
Der Hungers stirbt umhäuft von schnödem Geld;
Sein goldner Staub bleibt nach ihm doch zurück
Und macht nach seinem Tod noch eines Andern Glück.
Doch dieser Edelstein, nur im Verschwinden schön,
Kann, wenn du einst dahin, auf Niemand übergeh'n.
Könnt' er's, herab, daß um solch Gut er werbe,
Käm' all der Himmel zu so süßem Erbe,
Und würd' mit innrem Zwist die schöne Welt zerstören
Und wirren die Natur in ihrer Eintracht Chören.“ ꝛc.

Leanders Bitten wenden sich an kein taubes Ohr. Nach einigem Sträuben sagt Hero:

„— — nimmer wage
Den Schleier zu berühren, den ich trage,
Auf einem Fels, von Bergen überhöht,
Fern von der Stadt, wo alles still und öd,
Wenn nicht die Woge, spielend auf dem Sand,
Mit plätscherndem Geräusch umtönt den feuchten Strand, —
(Ein Ton der sanft den goldnen Gott der Träume
In nächt'ger Stille lockt in meine Räume) —
— Dort steht mein Thurm, wo ich den langen Tag
Mit Venus Sperlingen vertändeln mag,
Und als Gesellin mir ein Zöfchen winkt,
Die lahmen Fußes durch das Zimmer hinkt,
Und mir die Nacht, die besser würd' verwandt,
Vergeudet unter Aefferei und Tand.
Dort komme hin!“ Hier zitterte ihr Mund
Und willenlos gab dieses Wort sich kund,
Und plötzlich wechselte die Blüthe ihrer Wangen,
Aus ihren Augen zorn'ge Blicke drangen,
Und wie im gleichen Zeitpunkt der Planet
Verschiedner Richtung Doppelwege geht,
So sucht die Arme liebend nicht zu lieben,
Zu widersteh'n des eignen Herzens Trieben,
Und hebt so reine Hände, süß erschrocken,
Daß sie zum Kuß den Himmel könnten locken,
Zu Venus auf, gelobt des künft'gen Lebens
Erneute Keuschheit, aber All vergebens:
Kupido schlägt danieder was sie ruft,
Und jagt die Schwüre in die leere Luft;
Er spannt ergrimmt des Bogens Kraft zusammen
Und rasch entfliegt ein Pfeil in heißen Flammen,
Wovon erreicht sie also flehend stand,
Daß Amor Reu' ob seinem Grimm empfand,
Und wandelte in Perlen ihre Zähren
Und wand' sie um den Arm zu ihres Grames Ehren.

(Fortsetzung folgt.)

*) Narziß.

**) Worte, die Byron zum Motto eines seiner Gedichte genommen hat.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 16.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

18 Februar 1837.

Der König von Yvetot.

Mai 1813.

Von Beranger.

War mal ein König lobesan,
Sein Nam' ist schier vergessen,
Zu Bette früh, spät auf der Bahn,
Auf Lorbeern nicht versessen.
Die wollne Müz', ein Kräulein rar,
Sezt ihm sein Hannchen, wie sie war,
Aufs Haar.
Aha, aha, oho, oho,
Wie war des Königleins man froh,
So, so.

Viermal des Tages ließ er sein
Im Strohpallast sichs schmecken,
Ritt sacht auf einem Eselein
Durch seines Reiches Strecken.
Gar spaßlich war er, fromm und rund,
Als Leibwacht ihm zur Seite stund
Sein Hund.
Aha, aha, oho, oho, oho,
Wie war des Königleins man froh,
So, so.

Wenn ihn Gelüste je gedrückt,
So war's des Durstes wegen;
Denn muß nicht, wer ein Volk beglückt,
Auch seines Leibes pflegen?
Bei Tafel zog vom Eimer Wein
Höchst selbst er mit Behagen sein
Maß ein.
Aha, aha, oho, oho,
Wie war des Königleins man froh,
So, so.

Bei hübschen Fräulein wußt' er sehr
Galant sich zu gehaben.
Die Landeskinder ihm daher
Den Namen Vater gaben.
Nie rückt' er aus mit Heeresbann,
Als etwa auf den Schießplatz dann
Und wann.
Aha, aha, oho, oho,
Wie war des Königleins man froh,
So, so.

Das Reich wollt' er nicht mehren, hielt
Sich mit den Nachbarn ruhig,
Und sprach, was ihn zumeist empfiehlt:
Was mir behagt, das thu' ich.
Kein Thränchen floß, bis er schlief ein;
Da war die Trauer insgemein
Nicht klein.
Aha, aha, oho, oho,
Wie war des Königleins man froh,
So, so.

Zur Zeit bewahrt man noch das Bild
Des tugendsamen Prinzen,
Ist gar ein saubrer Wirthshausschild,
Beliebt in den Provinzen,
Und alles Volk von nah und weit
Lauft hin dazu bei lust'ger Zeit
Und schreit:
Aha, aha, oho, oho,
Wie war des Königleins man froh,
So, so.

Ludwig Seeger.

Vincenzo Monti.

(Fortsetzung zu Nr. 6.)

Diejenige Produktion, welche zuerst Monti einen Ruf erworben hatte, war sein Trauerspiel Aristodemo, von welchem wir hier noch eine Skizze und Proben mittheilen.

Erster Akt. Scene 1. Königssaal in Messene. Lysander, Gesandter von Sparta, erzählt dem Palamedes, einem in messenische Gefangenschaft gerathenen Spartaner, daß Sparta, des Kriegs müde, die Hand zum Frieden biete. Palamedes erzählt ihm von seinem Schicksal als Gefangener. Cesira, die Tochter des Spartaners Talthybios, welche auch in Gefangenschaft des Aristodemos gerathen, hat das Wohlwollen des Königs in so hohem Grad erworben, daß er sie der Bande entledigt hat und sie mit Wohlthaten überhäuft, und Palamedes darf an den ihr gestatteten Vergünstigungen Theil nehmen. Auf die Vermuthung des Lysander, daß der König sie also liebe, versetzt Palamedes:

Er liebt sie mit dem Herzen eines Vaters;
In ihrer Näh' nur fühlt der Unglücksel'ge
In seine Brust zuweilen einen Tropfen
Von Freude träufeln und den Gram sich lindern,
Der stets drauf lastet.

Der Grund seiner geheimnißvollen, in ganz Griechenland besprochenen Schwermuth ist nach Palamedes folgender: Während einer verheerenden Seuche in Messene hatte das Orakel die Opferung einer Jungfrau aus dem Geschlecht des Epitos verlangt. Das Loos traf die Tochter des Licickos; aber der Vater entzog sie durch die Flucht dem Tod und das Volk verlangte ein anderes Opfer. Aristodemos trat auf und bot seine eigene schöne Tochter Dirce als Sühnopfer, die auf dem Altar geschlachtet wurde. Die Mutter entleibte sich selbst im Schmerz darüber. Und endlich wurde die noch übrige Tochter Aristodemos', in deren Lieblichkeit und Schönheit er Trost und Freude fand, als Kind unterwegs, wie er sie nach Argos flüchten wollte, von Spartanern überfallen und mit ihrer Begleitung niedergemacht. Lysander unterbricht den Erzählenden mit der Aufklärung, daß er selbst an der Spitze jenes Ueberfalls gestanden, heißt ihn aber seine Erzählung vollenden, woraus man erfährt, daß seit dem Verlust seiner Argia der König von der düstersten Schwermuth gequält werde, bald schmerzlich seufze, bald kläglich jammere und heule, bald sich wie rasend geberde, den Namen seiner Dirce rufe, und sich vor ihrem, im Hintergrunde des Saals sichtbaren Grabmal niederwerfe. Ihre Unterredung wird gestört durch das Eintreten der Cesira, Scene 2, welche ihren Landsmann Lysander begrüßt und von ihm zärtliche Grüße ihres nach ihr verlangenden Vaters erhält. Cesira erklärt: die Großmuth und liebevolle Zärtlichkeit Aristodemos' haben sie mit festen Banden an ihn gekettet, so daß ihr, wenn sie ihn verlassen müsse, seyn werde, als reiße man ihr das Herz aus der Brust, und auf die Frage des Lysander, wie es möglich sey, daß sie seinethalb so traure, erwiedert sie:

Zu jedem Herzen sprechen seine Leiden,
Am meisten zu dem meinen; sie zu lindern
Und seines Grames Tiefe zu durchdringen:
Gewiß gern gäb' ich dafür hin mein Leben.

Scene 3. Gonippos, der Vertraute Aristodemos', tritt auf, tief bekümmert ob der stets wachsenden, verzweifelten Traurigkeit seines Königs, und fordert die Anwesenden auf, sich zu entfernen, weil der König hieher, zu dem Grabmale, sich in seinem Schmerz zu begeben pflege. Scene 4. Gonippos, nachher Aristodemos.

Gonippos.

Was ist der Glanz doch und die Pracht des Throns,
Welch Elend, wenn man in der Näh' ihn sieht,
Umgibt ihn oft! Sieh da den größten König
Und den gefürchtetsten von Griechenland,
In solchen Schmerz und Jammer jetzt versenkt,
Daß nur ein rohes Herz bleibt fühllos. — Komm
O Herr! Hier hört uns niemand und du kannst
Austoben lassen hier den herben Kummer.
Wir sind allein.

Aristodemos.

O mein Gonippos, gern
Verbärg' ich jedem Auge mich, und wär'
Es möglich, vor mir selbst, betrübt macht Alles
Und zornig mich; und diese Sonne selbst
Nach der ich mich gesehnt vor einer Weile,
Verabscheu' ich und kann sie nicht ertragen.

Gonippos.

O faß ein Herz! entwürd'ge dich nicht so!
Wo bleibt der hohe Geist Aristodemos',
Seine Beharrlichkeit, sein Muth?

Aristodemos.

Mein Muth,
Meine Beharrlichkeit? Ich hab' sie nicht mehr,
Ich bin verhaßt dem Himmel, und wenn der
Abhold den Herrschern ist, dann werden sie
Feig und verächtlich. Glücklich war ich einst
Und mächtig; aber jetzt bin ich der Letzte
Der Sterblichen.

Gonippos.

Und was fehlt dir, der Erste
Zu seyn? Ich sehe wohl, ein gräßlicher
Gedanke, den du mir verhehlst, durchzuckt
Den Geist dir.

Aristodemos.

Ja, ein gräßlicher Gedanke,
Gonippos! dessen Furchtbarkeit du nicht
Begreifst. Dein Auge dringt nicht in mein Herz,
Und sieht den Sturm nicht, welcher darin tobt.
O mein Getreuer: glaube mir, ich bin

Unglücklich über alles Maß; ein Frevler,
Ich bin verflucht vom grimm'gen Zorn des Himmels,
Bin der Natur und bin mir selbst ein Greuel.

Gonippos.

O wehe! welche seltsame Verwirrung
Des Geists! es trübt der Schmerz dir die Vernunft,
Und deine Traurigkeit entkeimt aus falscher
Und kranker Einbildung.

Aristodemos.

O wär' es so!
Doch kennst du mich genau? Weißt was für Blut
Mir von den Händen träuft? Hast du die Gräber
Sich spalten sehn und aus der Tiefe senden
Gespenster, umzustürzen meinen Thron,
Die Hände einzuwühlen in mein Haar
Und mir die Krone abzureißen? Hast du
Gehört im Innern die furchtbare Stimme,
Die mir ins Ohr schreit: „Stirb, Verbrecher, stirb!"
Ja sterben will ich; bin dazu bereit!
Hier meine Brust! mein Blut! vergieß es Alles!
Räch' die Natur und ende meine Qual
Dich immerdar zu sehn, grausamer Schatten!

Von Gonippos aufgefordert, ihm zu vertrauen, erzählt ihm Aristodemos Folgendes. Zur Zeit jener Pest, als der Delphische Gott das Opfer einer messenischen Jungfrau verlangte, war der Thron von Messene erledigt. Außer Aristodemos waren noch zwei Bewerber da. Als die Tochter des Licisfos sich dem Opfertod entzog, bot als Ersatz Aristodemos das Blut seiner Tochter, um sich dadurch die Gunst des Volks und die Krone zu erkaufen.

Gonippos.

O Herr, was sagst du mir! Wie konntest du
Fassen solch argen Plan?

Aristodemos.

Merk' dir die Lehre:
Daß der Ehrgeizige auch grausam ist.
Wenn zwischen ihm und seinem Traum von Größe
Das Haupt des Vaters und des Bruders liegt:
Er tritt auf dieß und jenes und nimmt beide
Zu Stufen, um sich höher aufzuschwingen.
So that auch ich mit meiner eig'nen Tochter.

Telamon, der Bräutigam Dirce's, widersetzte sich dem Plan des Vaters mit Bitten und Drohungen, und als Alles umsonst, warf er sich dem Vater, um Verzeihung flehend, zu Füßen, und erklärte ihm: Dirce eigne sich nicht mehr zum Opfer, weil sie ihm schon die Rechte des Gatten eingeräumt habe und sich Mutter fühle. Die Mutter kam herbei und bestätigte Telamons Aussage. Wüthend begab sich der Vater zu seiner Tochter.

Verlassen fand ich sie auf ihrem Lager,
Niedergeschlagen, blaß und ohne Trost;
Dumpfe Ermattung hatte eingeschläfert
Die Augen, müde von dem langen Weinen.
O, welche Furie hätte nicht der Anblick
Gerührt? Mich aber hatte Wuth geblendet.
Das Blut der Adern kochte mir vor Schaam;
Die Faust hielt den verruchten Dolch gefaßt,
Und löschend alle Schauer der Natur,
Stieß ich das spitze Messer ihr in's Herz.
Die Unglücksel'ge schlug die Augen auf,
Erkannte mich, verhüllte sich das Antlitz,
„O Vater! o mein Vater!" sagte sie,
Und dann nichts mehr.

Aber der Mörder der eigenen Tochter muß die Entdeckung machen, daß sie unschuldig und rein, daß jenes Vorgeben nur eine fromme List gewesen ist, um sie zu retten. Die Mutter tritt ein und gibt sich mit dem Dolch, welcher der Hand des Vaters entfallen, den Tod.

Dieß Beider Ende, und dieß das Geheimniß,
Das fünfzehn Jahre mir begraben lag
Im Herzen, und noch wäre, wenn nicht du
Es hättest vorgelockt.

Die Priester sprengten aus, Dirce sey wirklich geopfert worden und habe die Götter versöhnt. Aristodemos ward König. Aber die Rache der Götter bleibt nicht aus. Seit einiger Zeit verfolgt ihn ein gräßliches Gespenst. Gonippos ermahnt ihn, dem Pöbel die Furcht vor Gespenstern zu überlassen und nicht die Todten aus ihrem Grab zu erwecken. Er setzt ihn in Kenntniß von der Ankunft des spartanischen Gesandten und bittet ihn, die Wohlfahrt des Vaterlands zu bedenken.

Zweiter Akt. Scene 1. Lysander und Palamedes. Jener erzählt diesem, daß Cesira, die vermeintliche Tochter des Spartaners Taltybios, die Tochter des Aristodemos, die todtgeglaubte Argia sey. Er habe sie bei jenem Ueberfall verschont und sie seinem Freunde übergeben, für dessen Tochter sie gelte. Ihr Geleiter Eumäos sey in sicherem Gewahrsam gehalten worden, um im Nothfall die Wahrheit seiner Behauptung zu bezeugen, doch wisse er nicht, ob derselbe noch lebe. Cesira habe nie etwas von der Wahrheit geahnt. Der Vortheil Sparta's und die Rachsucht gegen den Feind mache es rathsam, das Geheimniß zu bewahren. Palamedes will die Stimme der Menschlichkeit geltend machen, aber Lysander, als starrer und strenger Spartaner, erwiedert ihm:

Wohl sieht man, wie die Sklaverei am ersten
Vergiftet starke, tapfere Gemüther.
Doch wenn auch du — ich bin kein Andrer worden.
Und wenn mir eine Tugend wohnt im Herzen:
Mitleid mit meinem Feinde ist es nicht.
Wie dient' ich meinem Vaterlande schlecht,
Wenn ich spartanscher Seelen Pflicht vergäße,
Und folgend einem schwächlichen Gefühl,
Verrath an ihm beginge!

(Fortsetzung folgt.)

Proben aus dem englischen Dichter Marlowe.

(Fortsetzung.)

Der Gott geht sogar noch weiter: er fliegt in den Palast der Schicksalsgöttinnen und bittet sie, Hero und Leander die gegenseitige Liebe ungestört genießen zu lassen. Allein die drei Schwestern sind ihm von einer alten Geschichte her gram. Merkur nämlich, der sich einmal in ein Bauernmädchen verliebt hatte, konnte die Gegenliebe derselben nur unter der Bedingung erhalten, daß er ihr Nektar aus dem Himmel mitbringe, und ward, in Folge eines deßhalb an Hebe's Vorrath begangenen Diebstahls, von Jupiter aus dem Olymp verbannt. In seinem Leid bat er den Amor, mit welchem er zufällig zusammentraf, ihn an dem Herrn der Welt zu rächen; Amor ging auf die Bitte ein und entzündete die Schicksalsgöttinnen mit Liebe für Merkur, der diese sofort bewog den Jupiter in die Unterwelt und den Saturn auf den alten Thron zu setzen. Kaum war jedoch dem Verbannten seine Rache gewährt, als er die bisher gegen die Parzen gespielte Rolle des Liebhabers fürderhin für unnöthig hielt und daher ihren bittersten Haß auf sich und Amor lud. Jupiter ward wieder in den Himmel zurückgeführt und Merkur hätte müssen im tiefsten Hades bleiben, drängen nicht Wissen und Geisteskultur, (deren Repräsentant er ist,) trotz dem Schicksal in die Himmelsthore und nähme neben Jupitern selbst Platz. Doch ist die Wiedervergeltung der drei Schwestern an ihrem ungetreuen Freund immer scharf genug:

— — — als Strafe fügten sie ihm bei,
Daß er und Armuth stets beisammen sey,
Und bis auf diesen Tag hat der Gelehrte nichts
Und Gold strömt in die Hand des ungelehrten Wichts.
Des Midas Brut sitzt auf dem Stuhl der Ehren,
Wohin der Musen Söhne nur gehören,
Ergieb'ge Geister, deren Kraft in Banden,
Ziehn mißvergnügt nach weit entlegnen Landen,
Und wenig große Herrn erfreuen sich am Edeln,
Dagegen laufen sie nach allen bunten Wedeln
Und öffnen ihren Schatz dem aufgeblasnen Knecht,
Der höh'res Wissen drängt aus seinem Recht.

Kein schmeichelhaftes Bild für die Zeiten Elisabeths, das sich jedoch als sehr übertrieben herausstellt, wenn man z. B. an den großen Baco erinnert. Auch bemerkt David Hume ausdrücklich, die Gelehrsamkeit sey zur damaligen Zeit vom englischen Adel sehr hoch gehalten worden, und selbst Prinzen hätten nach literarischem Ruhm gestrebt. Johanna Gray z. B. war ein Wunder von Wissen: Thomas Smith, ein Professor in Cambridge, wurde zum Gesandten in Frankreich und sofort zum Staatssekretär erhoben. Doch bemerkt derselbe Geschichtschreiber, die Königin selbst habe die Gelehrten nur wenig unterstützt, wie sie z. B. den Dichter Spencer beinahe Hungers sterben ließ.

So reizt denn Amors Bitte die Parzen gerade zum Gegentheil. Indessen fährt Leander, der halb willenlosen Einladung gemäß, im Nachen zu Hero, die schon längst auf ihn gewartet hat.

Endlich erschien er! O wer malt den Gruß
Der Liebenden bei ihrem ersten Kuß!
Er bat — sie gab — und nichts ward ihm verweigert,
Zum trauten Bund ward Liebe rasch gesteigert,
Wie ihre Hände war ihr Herz vereint
Und was er that, vergalt sie schnell dem Freund.
Süß ist der Kuß, süß zärtliches Umwinden,
Wenn gleiche Wünsche, gleiche Gluth sich finden;
Zum Himmel von der Erd' ist Amor aufgestiegen,
Wo Lieb und Gegenlieb' in gleicher Wage liegen.

Mit der Morgendämmerung fährt Leander nach Abydos zurück, sehnt sich aber den ganzen Tag zu der Geliebten nach Sestos:

Gern hätte er verjagt das mächt'ge Element,
Das ihn von ihr, so harten Sinnes, trennt;
Denn wie die Sonn' in scheitelrechtem Stand
Das Fernste setzt in rettungslosen Brand,
Doch von der Seite wärmt mit milder Gluth,
So regt die nahe Schönheit sanft das Blut,
Doch fern vom Ort, wo süße Macht sie übte,
Brennt sie wo sie gelabt und mordet wo sie liebte.

Mit Anbruch der Nacht wirft der Liebende, seiner Sehnsucht nicht länger Meister, die Kleider ab und springt ins Meer.

Stolz drüber ließ der blaue Gott der Wellen
Den gaukelnden Triton der Muschel Töne schwellen,
Und wähnend, Ganymed habe den Zeus verlassen,
Wollt' er mit seinen Armen ihn umfassen.
Leander rang, doch hochauf ihn die Wogen
Und zu der Tiefe Schoß ihn niederzogen,
Wo über Perlen in Korallgeschieben
Des Meeres Töchter holde Kurzweil trieben
Auf Haufen Goldes, und sich zum Ergötzen
Verächtlich spielten mit des Schiffbruchs Schätzen.

Neptun bemerkt an der Bedrückung, welche das Wasser Leandern verursacht, daß er nicht Ganymed, sondern einen Sterblichen vor sich habe:

Er hob ihn auf, und, stets auf ihm den Blick,
Stieß er die kühnen Wogen stark zurück,
Die aufwärts stiegen, schmeichelnd ihn zu küssen,
Doch Thränen wurden, trauernd ihn zu missen.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 17.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

22 Februar 1837.

Die Deutschen in Paris.

Von E. Destouches.

Wann einmal wirds euch gefallen,
Deutsche Trinker, heimzugehn?
Habt ihr etwa gar auf allen
Unsern Wein es abgeseh'n?
Das ist's einzig, muß ich glauben,
Was zurück euch hält im Reich;
Doch, wenn ihr uns wollt erlauben,
Schmeckt er uns auch ohne euch.

Nehmt, wie ihr das Wort gegeben,
Treulich stets euch Frankreichs an,
Und wir sind auf Tod und Leben
Ohne Wank euch zugethan,
Ja, wir schwören's, euch ergeben
Bleiben wir mit Herz und Mund,
Stets, wie Brüder, laßt uns leben,
Jeder nur auf eignem Grund.

Wär't ihr nicht, noch heute trügen
Wir des Unterdrückers Joch,
Doch mit euren mächt'gen Zügen
Bringt ihr uns ins Unglück noch.
Gabt den langersehnten König
Ihr dem Vaterland zurück:
Laßt uns übrig doch ein wenig
Um zu trinken auf sein Glück!

Petition der Hunde von Stand,

ihren freien Wiedereintritt in die Tuilerien betreffend.

Junius 1814.

Von Beranger.

Weil der Tyrann nun abgethan,
Käm' unsereins gern wieder an.
Geliebt's den Herrn Ceremonienmeistern,
So mögen wieder offen seyn
Die Tuilerien für uns, die feistern,
Die Hunde von der St. Germain.
Weil der Tyrann nun abgethan,
Käm' unsereins gern wieder an.

Das Halsband wird die Herrn belehren,
Das uns im Haufen kenntlich macht;
Schlecht wären des Pallastes Ehren
Bei der Canaille angebracht.
Weil der Tyrann nun abgethan,
Käm' unsereins gern wieder an.

So lang der Wüthrich hauste, waren
Verbannt wir aus der Monarchie;
Wir konnten unsre Zungen sparen,
'S gab Volks genug das bellt' und schrie.
Weil der Tyrann nun abgethan,
Käm' unsereins gern wieder an.

Und buhlte man um seine Gnade,
Mit Liebe sey der Fehl bedeckt,
Heut beißt ihn Mancher in die Wade,
Der lang die Stiefel ihm geleckt.
Weil der Tyrann nun abgethan,
Käm' unsereins gern wieder an.

Gewandter noch, als wenn sie flohten,
Fing Dachs und Mops mit Schmeichelei
Die Deutschen, Russen, die vom rothen
Franzosenblut noch troffen neu.
Weil der Tyrann nun abgethan,
Käm' unsereins gern wieder an.

Mag sich der Britte, stolz im Glücke,
Des Sieges brüsten: thut das weh?
Uns werden wieder Zuckerstücke,
Den Katzen wieder ihr Kaffee.
Weil der Tyrann nun abgethan,
Käm' unsereins gern wieder an.

Und wird von Damen auf und nieder
Auf Berbern wieder traversirt,
Sey'n wir sammt Hof und Kirche wieder
In statum quo restituirt.
Weil der Tyrann nun abgethan,
Käm' unsereins gern wieder an.

Wir sämmtlich — ein Paar blöde Pudel
Gehn ab — wir machen unsern Satz
Zum Spaß euch über all den Rudel
Der armen Teufel auf dem Platz.
Weil der Tyrann nun abgethan,
Käm' unsereins gern wieder an.

Frühlingsverwünschung.

Von Beranger.

Vom Fenster hier sah ich den Winter
An Ihrem stets das holde Kind.
Wir fragten nicht, wer wohl dahinter?
Die Küsse kreuzten sich im Wind.
Durch kahle Linden flogen Träume
Und Blicke ständlich hin und her.
Du hüllst in neues Laub die Bäume.
Verwünschter Lenz mit deiner Wiederkehr!

Verschwunden hinter grüner Wolke
Ist mir der Engel, der, so scharf
Der Morgen blies, dem Federvolke
Dem hungrigen sein Futter warf.
Und wie die Tauben auf ihr Locken
Kam ich auch, nicht von ungefähr.
Ach, schön ist Nichts, wie Winterflocken!
Verwünschter Lenz mit deiner Wiederkehr!

Wärst du nicht, säh' ich sie noch immer,
Wenn sie sich aus dem Schlummer regt,
Frisch, wie Aurora, die dem Schimmer
Den Vorhang aus einander schlägt.
Noch seufzt' ich Nachts in süßem Kummer:
Mein schöner Stern erglänzt nicht mehr!
Die Lampe lischt, sie sinkt in Schlummer. —
Verwünschter Lenz mit deiner Wiederkehr!

Ach, daß für mich es Winter bliebe!
Und, wie er lustig tobt und sprang,
Der Sturm mir an die Scheiben triebe
Schneekörner noch mit hellem Klang.
Nicht Sonnenschein, nicht Westessächeln,
Nicht Blumenduft ist mein Begehr.
Gestohlen hast du mir Ihr Lächeln,
Verwünschter Lenz, mit deiner Wiederkehr!

Ludwig Seeger.

Vincenzo Monti.

(Fortsetzung.)

Scene 2. Gonippos, Cesira. Gonipos benachrichtigt die Jungfrau von den angeknüpften Unterhandlungen, deren Resultat wahrscheinlich der Friede seyn werde, welchen er selbst und Aristodemos wünschen.

Cesira.

Ich aber fürcht' ihn, und weiß nicht warum.
Ich fühle meine Seele wie getheilt;
Nach Sparta ruft mich ein betrübter Vater,
Und in Messene heißt verweilen mich
Dank gegen Aristodemos; weiß der Himmel
Ob nicht, wenn ich muß scheiden, meinem Herzen
Die Trennung wird verderblich seyn. Ich fasse
Den süßen und geheimen Zauber nicht,
Den über meine Seele übt sein Anblick,
Und mehr als der sein Jammer; das nur weiß ich,
Daß, fern von ihm, ich meine künft'gen Tage
Trostlos und freudenlos verleben werde.

Gonippos versichert sie, daß Aristodemos nicht weniger dabei werde zu leiden und zu entbehren haben. Scene 3 und 4. Aristodemos tritt auf und läßt den Gesandten rufen. Inzwischen kündigt er Cesira die Aussicht auf Frieden an, der ihm freilich eine bittere Frucht trage, indem er sie nach Sparta zurückführe. Mit inniger Rührung vernimmt er, daß auch sie ungern heimkehre.

Aristodemos.

O großmüth'ge Seele!
Und bliebest du denn lieber hier bei mir?
Kannst du dieß wünschen? Und gedenkst du nicht
Des Vaters, der dein harrt und einzig von
Des Wiedersehens Hoffnung lebt?

Cesira.

Der Vater
Steht mir im Herzen, doch auch du stehst drin,
Und für dich spricht mein Herz und sagt: du habest
Vor ihm ein Recht voraus, das dir dein Unglück
Und meine Dankbarkeit verleih'n, und noch
Ein anderes Gefühl, das mir die Seele
In Aufruhr bringt und das ich nicht kann nennen.

Aristodemos.

Entgegen kommen unsre Herzen sich!
Doch alle diese zärtlichen Gefühle
Bist deinem Vater du, und ihm nur schuldig.
Kehre zu ihm zurück und tröste ihn.
Beglückter Greis! O hätte das Geschick
Mir sie gelassen, könnt' auch ich mich freuen,
Und alles Grams, von ihr gepflegt, vergessen.

Cesira.

Von wem, o Herr, denn sprichst du?

Aristodemos.

Von Argia.

Der Vater versenkt sich wehmüthig in das Andenken der verlornen Tochter, berechnet daß sie so alt wie Cesira wäre und entlockt dieser den Wunsch, seine Tochter zu seyn; ja er redet sie als Tochter an, und antwortet auf die Frage, warum er sie so nenne:

Den Lippen drängte auf das Herz den Namen.

Cesira.

Auch mich treibt's Herz, daß ich dich Vater nenne.

Aristodemos.

O thu' es! nenn' mich Vater! dieser Name
Schließt in sich einen Zauber, einen Reiz,
Der mich berauscht, und um dieß ganz zu fühlen,
Muß man wie ich auch ausgetrunken haben
Den bittern Kelch des Mißgeschicks, empfunden
Die Wunden der Natur, verloren haben
Die Kinder und auf immer.

Cesira.

(Mein Herz zerspringt).

Scene 5, 6, 7. Während Aristodemos so weich ist, wird der Gesandte von Sparta angekündigt, und der König sucht sich zu ermannen.

Erwache meine eingeschlafne Tugend!
Des Reiches Sache müssen wir jetzt führen;
Der Völker Sehnsucht müssen wir befried'gen.
Ja, dießmal soll der Unterthan befehlen,
Der Fürst gehorchen -- aber dann als König!
Kein Auge soll Aristodemos sehen
Demüthig, schüchtern um den Frieden betteln
Bei seinem Feind! auch will nicht alle Lasten
Des Friedens ich auf meine Rechnung nehmen,
Wie schon der Stolze wähnt in seinem Herzen.

In der Unterhandlung zeigt der König eben so viel milde Nachgiebigkeit als edle Würde. Die Bedingungen des Friedens werden festgestellt.

Dritter Akt. Scene 1. Aristodemos allein neben dem Grabmal sitzend spricht:

Nein, nein! wenn ewig dauerte das Daseyn,
Dann, fühl' ich, wär' auch ewig meine Qual.
O Himmel, gib mir Kraft sie zu ertragen.
Versuch' nicht meine Hand! verdunkle nicht
Mir die Vernunft!... Was sag' ich? die Vernunft:
Ich Unglücksel'ger: und wenn's besser wäre
Sie zu verlieren!... Wenn ein Streich müßt' enden
All' meine Leiden?... Ja, ein einz'ger Streich
Alle zumal!... doch weg mit dem Gedanken,
Ich will ihn nicht verfolgen, nur zu sehr
Verführerisch ist er mir schon. Und du,
O mitleidsloser Schatten, sey versöhnt,
O sey einmal versöhnt! Vergib! Ich war
Dein Vater doch, wie groß auch meine Schuld;
Ich weiß, doch Vater bleib' ich dennoch, Tochter
Du, die du so mich quälest und verfolgst.

Gonippos kommt um den Aristodemos von dem Ort der Trauer wegzuholen, daß er sich mit dem Volk, das ihn seinen Vater nenne, über den Friedensschluß freue. Das Wort Vater bringt den König wieder auf seinen traurigen Gedanken:

— — und doch wähnt' ich manchmal
Ich habe gar den himmlischsüßen Namen
Noch nicht verloren, ich sey wieder Vater,
Wenn ich so dasaß an Cesira's Seite.
Sey's daß das Herz des Unglücklichen immer
Sich nach Ergießung sehnt und gerne sich
Der süßen Lust der Rührung überläßt,
Sey es die traur'ge Folge meiner Jahre,
Die kränklich schon sich abwärts neigen; sey's
Eine geheime Weichheit, die so tief
Der Kinder Mangel mich empfinden läßt,
Und solche heft'ge Sehnsucht mir darnach
Weckt in der Brust; sey eines Gottes Werk
Das Pochen, welches ich im Herzen fühle
Und nicht verstehe; dieß kann ich dir sagen,
In ihrer Nähe scheint das Gräßliche
Was mich bedrängt, zu flieh'n, und mein bemächtigt
Sich eine stille Freude, welche, süß
Sich in die Seele schleichend, stillt die Reue,
Und aus des Herzens Abgrund mir den Jammer
In's Aug' heraufhebt. Diese süße Täuschung
Wird bald von mir genommen.

Gonippos räth ihm, Cesira zurückzubehalten und ihren Vater zu bewegen, daß er darein willige, aber Aristodemos kennt Vaterfreude und Vaterschmerz zu gut, als daß er jenem ein solches Opfer zumuthen möchte. Gonippos sucht ihn zu trösten, zu ermuthigen, von der beständigen Erinnerung an seine Schuld abzuziehen. Aristodemos erwiedert ihm:

Theurer Gonippos,
Kann Schweigen ich in dieser Brust gebieten
Den Qualen des Gewissens? Sollt' ich es,
Selbst wenn ich's könnte? Dich mach' ich betrübt,
Ich seh es wohl, doch immer, weißst du, brachte
Verdruß der Umgang mit Unglücklichen.
Vergib, wenn du von nichts als meinen Leiden
Mich reden hörst. Das Herz erfreut's, zu wühlen
In seinen Wunden, meine Wunden sind:
Erinn'rung an die verlornen Kinder:
Gedenkst, gedenkest du Argia's noch?
Lebtest du noch! o deine Gegenwart
— — — — — — — — —
Gäb' wieder meinem Leben Süßigkeit,
Und nicht im Antlitz der Spartanerin
Begegnete mir dann dein theures Bild,
Mich quälend, die Gedanken mir verwirrend.
Jetzt, auf, Gonippos, meinen Wunsch erfülle.
Cesira reise ab, sie reise, ja
Und wenn's gescheh'n kann, ohne mich zu sehn.

(Fortsetzung folgt.)

Proben aus dem englischen Dichter Marlowe.

(Fortsetzung.)

Der Gerettete fleht den Gott an, ihn zu Hero zu entlassen, und seiner Bitte wird willfahrt. Er gelangt zum Thurm der Geliebten, und ruft ihr. Ihre der weiblichen Sittsamkeit widersprechende Eile wird durch das sinnreiche Gleichniß, zu welchem sie Veranlassung gibt, einigermaßen geadelt:

Sie fuhr, des Kleids vergessend, rasch empor
Und eilte wonnetrunken zu dem Thor,
Doch vor dem nackten Jüngling schrie sie laut.
(Solch' Bild wird selten unter Frau'n geschaut)
Und lief und nahm das Dunkel zum Gewand;
Doch g'rad im Dunkeln sieht man den Demant,
Und wohl geleitet eilte er ihr nach
Beim Glanz der Glieder, der die Nacht durchbrach.

Gegen Morgen will sich Hero in ein anderes Zimmer entfernen. Der Geliebte hält sie jedoch zurück.

So stand sie noch erröthend vor dem Bette,
Daß man in dem Gemach gesehen hätte,
Wie ihr vom Antlitz zuckt' ein rother Flimmer
Gleich einer Morgenwolke lichtem Schimmer,
Und in das Dunkel die'e falschen Horen
Den Tag einführten, eh der Tag geboren.

Endlich mit Anbruch des wirklichen Tages, reißt sich Leander los und schwimmt nach Abydos zurück, wo seine Schwester Hermione die Vertraute seines Geheimnisses, am Ufer auf ihn wartet.

Sie wußte seine Freuden, seine Trauer,
Und zu ihr ei't er wie ein Maienschauer,
Die Erde nässend, die in ihre Gräber zieht
Die Tropfen, todt vor Schmerz, weil er von ihnen flieht.
Doch blieb ein Schaum vom Staube ungetrübt. —
Des todten Wassers Seele, das geliebt, —
Woraus die erste weiße Rose ward
(Denn Lieb' in jedem Ding ist weich und zart),
Und wo er ging, wurde der Rand der See
Gekrönt mit duft'gen Rosen, weiß wie Schnee.

Zu Hause angelangt wirft sich der vom Schwimmen Ermattete auf sein Lager. Doch bald vernimmt er süße Musik; ein herrliches, in zwanzig Farben spielendes Licht dringt zu ihm, und in dessen Strahlen erscheint

Die Göttin Ordnung *) mit der Sternenkrone,
Und mit ihr stieg der ganze Himmel nieder;
Ihr lichtes Haar umwogte ihre Glieder,
Woran die Bank der hohen Götter hing,
An einer Kette, dran ein jeder Ring
Ein Aug war oder Ohr, führt sie die Religion.
Ihr Leib war hell wie Glas vom reinsten Ton,
Denn alldurchsichtig vor den Blick sie trat:
Andacht, Gedächtniß, Sitte, Staat —
War'n ihre Schatten — Ehrfurcht, Machtgebot —
Denen ihr Anschau'n Leben gab, ihr Fernseyn Tod.
An ihrer Brust hing eine Zaubersphäre
Voll Kreisfiguren, sondrer Charaktere,
Und wechselvoll war ihrer Züge Bild,
Bald schien's als säh' sie grimm, bald wieder mild;
Wer auf sie schaute, fühlte heil'ge Freude,
Wer wegsah, unterlag dem Laster und dem Leide.
Ein Brennglas trug sie in der einen Hand
Das, — ihrer Augen Strahlen festgebannt
In Einen Punkt, — verwirrten Wust verzehrt
Und Menschen sondert nach dem innern Werth:
Die andre Hand bewegt ein Lorberreis,
Von ihr zu wehren Barbarei und Geiz,
Die Staub und Unflath fressend, sie verfolgen,
Und, fiele sie, nach des Olympes Wolken
Die Schritte wagten. Grazien und Musen
Und alles Holde für des Menschen Busen
Lag wie ein Schatz in ihrem Aug. 2c.

*) Im Original die Göttin Ceremonie, the Goddess Ceremony

Ein rechtes Musterbild, wie man nicht allegorisiren soll, obwohl zur nähern Kenntniß des Geschmacks, unter dessen Einflüssen Marlowes großer Zeitgenosse sich heranbildete, merkwürdig genug! Die Göttin erklärt Leandern, er müsse von seinem heimlichen Verkehr mit Hero abstehen und sie öffentlich heirathen: „das Wesen ohne die äußere Förmlichkeit habe so wenig Kraft als eine nicht unterschriebene Rechnung oder eine nicht gar gewordene Speise." Auf dieß hin theilt der also Bedeutete sein Geheimniß sogleich dem alten Vater mit, der von Herzen darüber erfreut, seine Einwilligung zur Vermählung gibt. Leander beschließt sofort mit der nächsten Nacht wieder nach Hero's Thurm zu schwimmen und die Geliebte von da heimlich (weil sie Nonne der Venus ist) an die Bucht von Sestos zu bringen, wo vom Vater gesandte Schiffe ihrer warten sollen. — Unterdessen blickt Hero, glühend vor Scham, ihr Gelübde gebrochen zu haben, aufs Meer hinaus, und der Purpur ihrer Wangen röthet rings umher die Luft, worauf ein schwarzer, sturmbrütender Tag folgt, wie ein solcher seitdem stets durch einen rothen Morgen verkündigt worden ist, und unsern Schmerz über Hero's Schmerz stets erneuert. — So weit war der Dichter gekommen, als sein Tod das Gedicht unterbrach.

(Fortsetzung später.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 18.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

25 Februar 1837.

Schwedische Volkslieder. *)

Die kleine Karin.

Den lilla Carin tjente, Påunga kungens gård,
Hon lyste som en stjerna, etc.

Die kleine Karin diente,
Im Schloß beim König jung,
Sie strahlte wie ein Nachtstern
So herrlich, schön und prunk.

Wohl schaut er in die Blicke
Gar gern dem Mägdelein,
Die Königin sitzt traurig
Im hohen Saal allein.

Er sprach: „o kleine Karin,
Sprich, willst mein Liebchen seyn?
Das Roß mit goldnem Sattel,
Es soll dein eigen seyn.“ —

„Das Roß mit goldnem Sattel,
Ich mag's nicht, will's nicht seh'n,
Der Kön'gin gib's, der jungen,
Laß mich mit Ehren geh'n!“ —

„O hör', du kleine Karin,
Sprich, willst mein Liebchen seyn?
Die hellste goldne Krone,
Sie soll dein eigen seyn.“

„Die hellste goldne Krone,
Ich mag sie gar nicht seh'n,
Gib sie der jungen Kön'gin,
Laß mich mit Ehren geh'n!“ —

„Sag' an, du kleine Karin,
Sprich, willst mein Liebchen seyn?
Des Königreiches Hälfte,
Sie soll dein eigen seyn.“ —

„Nach deines Reiches Hälfte,
Mich lüstet's darnach nicht,
Gib sie der jungen Kön'gin,
Mit Thränen im Gesicht!“ —

„So hör' denn, junge Karin,
Willst seyn nicht Liebchen traut,
So wahr ich bin ein König,
Sollst seyn des Todes Braut!“ —

„Und höre nun, Herr König,
Auch meinen heil'gen Schwur:
Den Tod erleid' ich lieber,
Nehm' Gott die Seele nur!“ —

Man schloß die arme Karin
Weh! in ein Nagelfaß,
Des Königs junge Knappen,
Sie rollten sie fürbaß.

Herab vom Himmel kamen
Der weißen Täublein zwei,
Die setzten sich zu Karin,
Stracks waren ihrer drei.

Drob kamen aus der Hölle
Zwei schwarze Raben dort,
Die setzten sich zum König,
Und flogen mit ihm fort.

*) Beide Volkslieder wurden dem Uebersetzer in Rom von einem Schweden mitgetheilt.

Das Lied vom Meerkönige. *)

Djept i hawet på demante hällen
Hwilar Necken i grönan Sal.

Auf demant'nem Sitze, tief im Meere,
Ruhet Necken **) im grünen Saal.
Dunkle Schleier spannt die Nacht, die hehre,
Ueber See, über Land und Thal.
Herrlich prangt die Nacht im schwarzen Hochzeitskleid,
Kein Gesause tönt, kein Laut von nah' und weit,
Ruhe herrschet rings auf Flur und Hain:
Da greift er in die goldne Harf' hinein.

Aegirs ***) Töchter schaukeln sanft und leise
Auf der Fluth Necken auf und ab,
Ach! so rührend klingt der Harfe Weise,
Zitternd fernhin in's Wellengrab.
Einstens wenn die Midgards' Schlange ****) sich erhebt,
Und die Erde bricht und aus den Fugen bebt:
Rühret auch für neue Welten er
Die goldne Harfe auf dem blauen Meer.

J. M. Firmenich.

Vincenzo Monti.

(Fortsetzung und Schluß.)

Scene 3. Die eben eintretende Cesira hat die letzten Worte noch gehört und macht ihm darüber freundliche Vorwürfe. Sie sucht ihn aufzurichten und verweist ihn in seinem Unglück auf das Bewußtseyn seiner Tugend als Vater, Bürger, König; aber jedes ihrer gutgemeinten Worte dringt dem Schuldbewußten wie ein Schwert in die Seele, und ihre bewundernden Lobeserhebungen seiner Tugend, die für das Vaterland selbst die eigene Tochter opferte, sind das entsetzlichste, peinlichste Gericht für ihn. Er bricht dieß Gespräch ab, er will sich losreißen — aber überwältigt von ihren Gefühlen sinken sie sich in die Arme.

Aristodemos.
Lebwohl Cesira denn!
Cesira.
Ach, wohin gehst du?
Bleib', kehre um!
Aristodemos.
Was willst du mir?
Cesira.
O Gott!
Ich weiß nicht, aber bleib', ich flehe dich!
Aristodemos.
Cesira!
Cesira.
Aristodemos!
Aristodemos.
Nein ich kann
Nicht widerstehn! Umarme mich! o Wonne
O unsagbare Rührung! Ja ich fühle,
Sie dringt ins Herz mir nicht als etwas Fremdes.
Schon einmal so empfand ich sie. O Himmel!
Vermengst du sie vielleicht mit meinen Qualen,
Um diese zu verdoppeln? Grausamer,
Ja du betrügst, du höhnst mich. Weg Cesira!
Der Hölle Furie hat mich getrieben
Dich zu umarmen; mach' dich fort!
Cesira.
O wehe!
Du haßt mich.
Aristodemos.
Laß allein mich.
Cesira.
Welche Wuth!
Aristodemos.
Flieh! eine trotz'ge, unsichtbare Hand
Drängt zwischen dein' und meine Brust sich ein.
Weit, weit von mir!
Cesira.
Nur einen Augenblick!
Aristodemos.
Nicht Zeit ist's mehr. Für immer lebe wohl!
Cesira.
O bleib, o höre doch!

Scene 4. Der König läßt sich nicht aufhalten; Cesira, allein, fühlt sich außer Stand, ihn zu verlassen, an dessen Geschick sie einen so innigen Antheil zu nehmen sich gedrungen fühlt. Scene 5. Ihre Landsleute kommen sie zur Abreise abzuholen und Lysander weigert sich ihrer Bitte um Aufschub zu entsprechen. Sie ergibt sich darein mit blutendem Herzen. Scene 6. Gonippos kommt um Abschied zu nehmen und erzählt von Aristodemos' jammervollem Zustand, der in Wahnsinn und Raserei verfallen zu seyn scheine und von dem er das Schlimmste besorge. Cesira trägt ihm, schmerzlich bewegt, ihre letzten Grüße an den König auf. Palamedes, tief ergriffen, ist im Zweifel, ob er nicht, seinem gegebenen Versprechen zuwider, das Geheimniß offenbaren soll. Sie gehen ab. Scene 7. Zu Gonippos, der ihnen wehmüthig nachsieht, kommt Aristodemos und deutet auf sein Vorhaben hin: zu sterben.

Aristodemos.
Die Sonn' wird morgen aufgehn, die vom Himmel
Sonst meine Größe zu beleuchten pflegte;

---

*) Der Musik wegen hat Uebersetzer das unregelmäßige Versmaß des schwedischen Originals in der Uebersetzung streng beibehalten müssen.

**) Necken ist der König des Meers, der Neptun der Skandinaver.

***) Aegir ist der Gott der Winde, unter Aegirs Töchtern sind die Wogen des Meeres verstanden.

****) Die Skandinaver glaubten, daß die Midgard's-Schlange die Erde zusammenhalte und umschlänge, und daß die Erde untergehn würde, wenn die Schlange sie einst nicht mehr umschlungen hielte.

Sie wird in meiner Königsburg mich suchen.
Doch finden nur den Stein, der mich umschließt.
Auch du Gonippos wirst ihn sehn.

Gonippos.

Weh! rede
Mir nicht mehr so! Verbann' aus deinem Geist
Den argen Wahnsinn.

Aristodemos.

Nein, mein trauter Freund!
Wahnsinn wär' es, das Leben noch ertragen,
Wenn es zur Plage ward.

Gonippos.

Wie es auch sey,
'S ist ein Geschenk des Himmels.

Aristodemos.

Ich entsag' ihm,
Wenn es mich elend macht.

Gonippos.

Und wer, o Herr,
Hat dir gegeben dieses Recht?

Aristodemos.

Mein Unglück!

Gonippos.

Ertrage du's mit Muth.

Aristodemos.

Ich hab's ertragen,
So lang der Muth noch größer war als jenes,
Jetzt ward er kleiner, und ich unterliege.

Erschütternd beschreibt der König das ihn verfolgende Gespenst:

So wie jetzt du mich siehst, so seh' ich oft
Der Tochter Schatten, die ich selbst getödtet,
Und o wie gräßlich! Dann, wenn Alles schläft
Und ich allein beim hellen Feuer wache,
Wird plötzlich blaß die Gluth, und wenn ich auf
Die Augen schlage, seh' ich das Gespenst
Mir gegenüber an der Thüre stehen,
Drohend und riesenhaft. Es ist verhüllt
Vom Leichenmantel, von demselben Mantel,
Womit an jenem Tag bedeckt war Dirce,
Als man ins Grab sie trug. Ihr Haar, verworren
Mit Blut und Staub geleimt, fällt übers Antlitz,
Das, halb bedeckt, noch gräßlicher erscheint.
Schaudernd fahr' ich zurück, mit einem Schrei
Wend' ich das Antlitz ab — und seh' es wieder
An meiner Seite sitzend; auf mir ruht
Sein starrer Blick — es bleibt bewegungslos
Und redet nicht. Dann streicht es aus dem Antlitz
Das Haar, weint Blut, öffnet sein Leichenkleid,
Und weist, o welcher Anblick! auf den Busen,
Der noch von schwarzem Blute häßlich trieft.
Ich dräng' es weg, doch heftiger nur rückt
Es mit der Brust mir näher, mit den Armen.

Ich such' zu flieh'n — dann packt mich das Gespenst
Fest um den Leib und schleppt mich an den Fuß
Von diesem Grabmal: „hier erwart' ich dich!"
Ruft's und verschwindet.

Er hat beschlossen in das Grabmal hineinzugehen, um den Schatten zu fragen, ihn zu versöhnen oder zu sterben. Gonippos kann ihn nicht von diesem Vorsatz abbringen; er erbittet sich nur das Messer von ihm, welches Aristodemos bei sich trägt und ihm übergibt, „weil sein Augenblick noch nicht gekommen."

Vierter Akt. Scene 1. Ein Verzug der Abreise ist eingetreten und Cesira benützt ihn, um den ihr theuern Ort noch mit Blumenkränzen zu schmücken. Da hört sie aus dem Grabmal heraus die Stimme des Königs: Laß mich, entsetzliches Gespenst! Scene 2, und Aristodemos stürzt besinnungslos heraus und im Vordergrunde nieder. Noch immer glaubt er sich von dem Gespenst verfolgt. Er erkennt Cesira nicht; er fragt: Wer ist Cesira? Endlich kehrt ihm die Besinnung wieder; sie befragt ihn über das Gespenst; er gesteht ihr, daß er seine Tochter getödtet, aber sie hält dieß für Irrereden. Er zeigt ihr das Gespenst und obgleich sie nichts sieht, glaubt sie doch, nach dem Grausen, das auch sie befällt, daß das Grabmal die Wohnung einer Larve sey. Der König erklärt ihr, daß sie, als eine Unschuldige, die Gespenster nicht sehen könne, durch deren Erscheinung die Götter die Verbrecher strafen. Er fragt sie, ob sie, wenn sie seine Tochter wäre und er sie getödtet hätte, ihm als Schatten Verzeihung gewähren würde, worauf sie nur antwortet: O schweige! „Und glaubst du," fährt er fort, „daß der Himmel zustimmte?" Cesira hält ihm die Frage entgegen: ob der Himmel den Kindern einen so langedauernden Groll und so grausame Rache gegen einen Vater gestatte? Er versetzt:

Streng, unerforschlich, tief sind die Beschlüsse
Der Götter und das Aug' des Sterblichen
Kann nicht durchdringen ihre Finsterniß.

Cesira redet ihm zu, sich zu fassen und an die Möglichkeit einer Versöhnung durch Opfer zu glauben, er versetzt: Wohlan! es sey so! das Opfer ist schon bereit. Cesira, deren Worte er jetzt kaum mehr hört, ahnt seinen Entschluß, fleht ihn zitternd, sich nicht zu entfernen. Sie will ihm folgen, aber er verbietet es ihr streng und drohend. Scene 3. Sie schickt den eintretenden Gonippos dem König nach, um ihn von einer gewaltsamen That zurückzuhalten und spricht dann, Scene 4, allein:

Steht ihm, ihr Götter, bei! o welch ein Aufruhr
Entsetzlicher Gefühle. Wo ich bin?
Ich weiß nicht mehr. Zum Weinen drängt es mich
Unwiderstehlich — und ich kann nicht weinen.
Im Grund der Seele weckt mir eine Stimme
Die Unruh auf; ich weiß nicht, was sie meint,
Nicht, was ich hoffen, fürchten soll. Ich muß
Mich setzen, mir versagt vor Angst der Fuß.

Scene 5. Eumäos und Cesira in Ohnmacht. Eumäos ist seiner Bande los geworden und nach Messene zurückgekehrt. Er bringt der Cesira ein Blatt von Lalthybios, des Inhalts, daß

er, wenn sie es lese, schon todt sey und daß Lysander ihr ihren wahren Vater nennen könne. Scene 6. Lysander und Palamedes kommen. Eumäos erkennt den Lysander und das Geheimniß wird entdeckt. Cesira ist außer sich vor Freude, daß Aristodemos ihr Vater ist und überhäuft den Lysander mit Vorwürfen. Die beiden Spartaner reisen ab.

Fünfter Akt. Gonippos und Argia. Jener hat Aristodemos nicht gefunden, er eilt wieder fort, ihn zu suchen. Argia bleibt; in Todesangst, vermuthend, daß er vielleicht in das Grabmal sich verborgen habe, tritt sie selbst hinein. Aristodemos tritt mit einem Dolch auf und versetzt sich einen tödtlichen Stoß. Zu spät kommen Argia, Gonippos und Eumäos. Man entdeckt ihm noch, daß Cesira seine todtgeglaubte Tochter Argia ist; aber dieß dient nur, seinen Tod noch bitterer zu machen. Er sagt:

Des Himmels Rache seh' ich jezt erfüllt;
Ich fühle jezt des Todes Bitterkeit.
Welche Erkennung! meine Tochter, oh!
Furchtbare Wuth zieht ein in meine Brust
Und zwingt mich, diesem Augenblick zu fluchen
In dem ich dich erkenne.

Argia.

O ihr Götter!
Barmherzige, gebt mir zurück den Vater,
Oder laßt sterben mich sogleich mit ihm.

Aristodemos.

Wie hoffst du, Thörichte, Barmherzigkeit
Vom Himmel? Götter, ja, ich glaub' es, sind,
Doch grausam sind sie und zu diesem Schritt
O Tochter, zwang mich ihre Härte.

Argia fleht zum Himmel um Verzeihung seiner Lästerungen, und bittet ihren Vater, sich nicht noch ärger zu versündigen; aber er antwortet:

Es ist das einzige, was mir geblieben.
Kann ich noch jezt auf Huld und Milde hoffen?

und stirbt, bis zum lezten Augenblick von dem Gespenst seiner getödteten Tochter geängstigt.

Gewiß ist diese Tragödie der Bewunderung und des Lobes, womit sie von den Landsleuten des Dichters aufgenommen wurde, nicht unwerth. Man liest darüber: „Die Scenen, in welchen Aristodemos dem Gonippos seine Schuld erzählt, in welchen er mit Lysander den Frieden unterhandelt, wo er in das Grab der Dirce hineingeht, und entsezt und wahnsinnig wieder herausstürzt, wo er sich entleibt und stirbt, sind so schön, so erhaben, so harmonisch, daß man sie von den Lippen aller gebildeten Italiener wiederholen hört. Ueberhaupt enthält die Tragödie Darstellungen der Leidenschaft und des Entsetzlichen, die jede Seele erschüttern müssen und Jedem verständlich sind.“ Die Verwicklung des Stücks ist einfach und doch kunstvoll. Wenn die darin festgehaltene Einheit des Orts auch etwas Ueberflüssiges und Undankbares ist, so muß man doch die Kunst des Dichters anerkennen, womit er die darin liegenden Schwierigkeiten besiegt, wie er das Auftreten und Abtreten der Personen, je nachdem es ihm gerade nöthig war, motivirt hat. So nimmt z. B. Gonippos dem König seinen Dolch ab, wodurch dieser später veranlaßt wird wegzugehen, um sich eine andere Waffe zu holen. Der antike Stoff liegt freilich der jetzigen Denkart und Weltanschauung etwas fern, aber man muß gestehen, daß Monti, ohne dem Geist des Alterthums untreu zu werden, seinen Gegenstand so behandelt hat, daß er ein tiefes allgemein menschliches Interesse erregt. Die Vorstellungen von der Gottheit sind wechselnd, aber etwas zu allen Zeiten Vorhandenes und innerlich Gleiches ist die Reue, die Qual und die Angst des schuldbeladenen Gewissens. Das Gespenst, obgleich es nicht erscheint, und man im Zweifel bleibt, ob es nur in der Einbildung des Aristodemos seine Existenz hat, macht nach der Schilderung des Königs einen nicht viel schwächern Eindruck als das Gespenst Banquo's bei Shakspeare. Der Schluß kann gräßlich genannt und das Eintreten einer Versöhnung vermißt werden — aber wir sind geneigt es dem Dichter zum Lob anzurechnen, daß er nicht weichlich das Herbe getilgt und gemildert, daß er das entsetzlich Begonnene auch entsetzlich enden läßt, daß er der Nemesis nicht weichherzig in die Arme fällt und ihr Werk hindert. — Die Personen außer Aristodemos und Cesira sind von ziemlich untergeordnetem Interesse; sie füllen ihre Stelle im Ganzen gehörig aus, es sind die Personifikationen von Abstrakten — Gonippos ist der treue Diener und Freund, Lysander der kalte, staatskluge Spartaner, Palamedes der edle und weichmüthige Mann — aber scharfausgeprägte Individuen sind es nicht. Auch Cesira, rührend durch ihre Sanftmuth und Zärtlichkeit, hat nichts ausgezeichnet Charakteristisches; dagegen ist Aristodemos mit großer Kunst gehalten und durchgeführt. Ob freilich dieser Aristodemos jene blutige That begehen konnte, darf man bezweifeln; aber dieß zugegeben, ist der Charakter trefflich gezeichnet und durchgeführt. Mehr Lob aber noch als die Charakterzeichnung verdient die Schilderung der Gefühle und Leidenschaften, der Angst, des Schauers, des Wahnsinns, der Verzweiflung. Der Dialog ist oft sehr glücklich, ineinandergreifend und fortschreitend; eine Fülle von Gedanken zeichnet diese Tragödie aus, nirgends sind es bloße Phrasen, wie sie bei einer zum Rhetorischen hinneigenden Poesie, dergleichen doch die italienische ist, sich allzu leicht finden. Die Sprache ist ebenso schön als edel. Vergleicht man aber Monti mit Shakspeare, wozu seine bewundernden Landsleute sehr geneigt sind, dann muß man freilich an dieser Tragödie rügen, daß sich beinahe die ganze Kraft Monti's auf den Einen Hauptcharakter geworfen und sich in diesem erschöpft hat, und selbst in dem Gelungensten findet man nicht die geniale Tiefe, nicht die wunderbaren Geistesblitze des Britten.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 19.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

1 März 1837.

Die drei Gräber.

Ein Bruchstück von einer Todtengräber-Erzählung.

Von S. T. Coleridge.

(Der Verfasser hat dieß ausprunchlose Bruchstück herausgegeben, ermuthigt durch das entschiedene Lob von mehr als Einem unserer gefeiertsten, jetzt lebenden Dichter. Die Sprache sollte dramatisch, d. h. der Person des Erzählenden angemessen seyn und das Metrum entspricht der Bequemlichkeit der Diktion. Deßwegen gebe ich es als Bruchstück nicht eines Gedichts, sondern einer Ballade. Ob dieß die Wahl eines solchen Styls bei einer nicht eigentlich scherzhaften metrischen Komposition rechtfertige, muß der Verfasser selbst einigermaßen bezweifeln. Wenn es iegend Verdienste hat, so liegen diese ausschließlich im Psychologischen. Die Geschichte, welche in den beiden ersten Theilen erzählt werden sollte, ist folgende.

Edward, ein junger Pächter, trifft im Hause Ellens deren Busenfreundin Mary und fängt eine Bekanntschaft mit ihr an, welche zu einer gegenseitigen Neigung wird. Mit ihrer Einstimmung und auf den Rath Ellens trägt er seine Hoffnungen und Absichten Mary's Mutter vor, einer Wittwe nahe an den Vierzigen, von starker Gesundheit, im Besitz eines anständigen Vermögens, die außer Mary nur noch eine Tochter hat (der Vater ist früh [illegible]) und noch anziehend und reizend genug, aber ein Weib [illegible] gemeiner Erziehung und heftiger Gemüthsart ist. Die Antwort, die sie sofort auf Edwards Anfrage gab, war bemerkenswerth: „Gut, Edward, Ihr seyd ein schöner junger Bursch! und Ihr sollt meine Tochter haben.“ Von da an verkehrten sie ganz unter der Mutter Augen; und zuletzt verliebte diese sich selbst in ihren künftigen Swiegersohn und bot alle Künste der Schmeichelei und Verleumdung auf, um seine Neigung ihrer Tochter ab- und sich zuzuwenden. (Die Grundzüge der Geschichte sind wirkliche Thatsachen, die vor nicht allzu langer Zeit vorfielen; doch hat der Verfasser absichtlich die Namen und Scene der Handlung verändert, so wie die Charaktere und das Detail erfunden.) Als Edward aber, zwar verdutzt über die Art, wie sie die guten Eigenschaften ihrer Tochter herunter machte, in der Unschuld seines Herzens ihre sich steigernde Zärtlichkeit für mütterliche Zuneigung nahm: rief sie endlich, übermannt von ihrer heillosen Leidenschaft, nach vielen Schmähungen über Mary's Gemüthsart und Sittlichkeit, in heftiger Aufwallung aus: „O Edward! wahrlich, wahrlich sie paßt nicht für Euch! sie hat kein Herz Euch zu lieben, so wie Ihr es verdient. Ich, ich liebe Euch! Heirathet mich, Edward und heute noch will ich Euch all mein Vermögen verschreiben!“ Jetzt gingen dem Bräutigam die Augen auf, und in der jähen Ueberraschung, sey es daß der Abscheu, den er empfand, krampfhaft sein Nervensystem aufreizte, oder daß im ersten Augenblick das Gefühl der Lächerlichkeit und Thorheit des Antrags das Gefühl der Schändlichkeit noch überwog — er schleuderte sie von sich und brach in ein Gelächter aus. Dadurch fast zum Wahnsinn erbittert, fiel das Weib auf die Kniee und betete auf ihn und ihre eigene Tochter den Fluch des Himmels herab. Mary war gerade im Zimmer über ihnen, hörte Edwards Lachen und ihrer Mutter lästerliches Gebet und sank in Ohnmacht. Als er den Fall hörte, rannte er die Treppen hinauf, nahm sie in seine Arme und trug sie in Ellens Haus; nach einigen vergeblichen Versuchen von ihrer Seite, eine Aussöhnung mit ihrer Mutter zu bewirken, heirathete sie Edward. Hier beginnt der dritte Theil der Erzählung.

Die Erzählung ist einem alten Todtengräber in den Mund gelegt, auf einem Dorfkirchhof und er berichtet sie einem Reisenden, dessen Neugier rege geworden durch den Anblick von drei Gräbern dicht neben einander, von welchen jedoch nur zwei einen Grabstein hatten. Auf dem ersten war dee Name und Datum, wie gebräuchlich; auf dem zweiten kein Name, sondern nur ein Datum und die Worte: die Barmherzigkeit Gottes ist gränzenlos.

Dritter Theil.

Die Trauben waren all schon reif
  An des Herrn Pfarrers Mauer;
Gelb fielen die Blätter von dem Baum
  Bei Sonnschein und Regenschauer.

Dort bei den Ulmen schwankten noch
Kornähren hin und her:
O Gott; 's jungen Edwards Hochzeittag —
Mir ist als ob's gestern wär".

Hinter der Kirche durch den Wald
Von Edwards Thüre streicht
Ein Moosweg, immer im Gebüsch,
Eine halbe Meile leicht.

Von ihrer Hausthür auf dem Pfad
Kamen Bräutigam und Braut;
Lieb Mary getrost und zufrieden scheint,
Wenn schon sie nicht fröhlich schaut.

Doch als sie auf den Kirchhof kamen,
Hört' die arme Mary ich sagen,
So wie sie in die Sonne trat:
Es wollt' ihr Herz verzagen.

Und als der Pfarrer ihre Hände verband,
Ueberlief sie's schaurig kalt,
Doch beim Beten glaubte sie zu sehn
Ihrer Mutter knie'nde Gestalt.

Den Kirchweg gingen sie zurück;
Ich sah Mary von hinten nur,
Grad als sie unter dem Gebüsch
Betrat des Moosweegs Spur.

Auf den Moosweg ihren Fuß sie setzt,
Die ein Mädchen war und jetzt nimmer;
Den Augenblick — sagen hört' ich sie's —
Vergäße sie gern auf immer!

Mit Hitz' überströmt der Schatten sie —
Dann folgte ein Frost wie der Tod;
Und als die lustigen Glocken ertönten,
Da schöpfte sie Athem mit Noth.

Auch unter der schlimmsten Mutter Fluch
Lebt nie ein Kind im Frieden;
Eine Mutter bleibt doch Mutter immer —
'S gibt nichts Heiligeres hienieden.

Fest am Haß hält die Mutter, als fünfmal schon
Voll ward des Mondes Scheib',
Doch Edward war ein trauter Mann,
Und Mary ein zärtlich Weib.

„Meine Schwester darf nicht zu uns kommen,
Meine Mutter sagt wohl: nein!
Mein Alles bist du Edward mir;
O daß ich doch zur Freude dir
Könnt' lebhaft und muntrer seyn!

„Ich weiß, ich bin so trüb, so todt
Und hab' dazu keinen Grund;
Vielleicht ist das unholde Wetter schuld,
Oder bin ich nicht ganz gesund."

'S war naßkalt Wetter — kein Eis, kein Schnee —
Und sie ging nicht aus dem Haus,
Auch an heitern Tagen, daß ihr nicht
Ihre Mutter begegne draus.

Doch Ellen scheute nicht durch den Koth
Bei bösem Wetter den Lauf;
Jeden Tag kam sie in Edwards Haus
Und heiterte sie auf.

Oh! Ellen war eine Freundin treu,
Lieb wie selten eine Schwester ist;
Froh wie die Lerche sie singt und lacht,
Da blieb sie, bis einbrach die Nacht,
Und ward dann schmerzlich vermißt.

Aschermittwoch kam — an diesem Tag
Fast leer die Kirche steht;
Denn an diesem Tage wird, wißt Ihr,
Verlesen das Fluchgebet.

Unser letzter Pfarr, der alte, liebe Mann,
Mir selbst einmal gestand:
Aus unsrer guten Liturgie
Wünsch' er die Legende verbannt.

Die Mutter in die Kirche ging —
Zu Ellens Sitz sie kam;
Obgleich die ganzen Fasten über
Ellen ihren Platz einnahm.

Die gute Ellen grüßte sie
Ganz freundlich und ganz mild;
Sie dacht': „Ach, wenn ihr Herz würd' weich
Und aller Haß gestillt!"

Der Tag war kaum ein rechter Tag —
Das Gewölk war kohlschwarz ganz;
Oft sah ich die Kirche heller bei Nacht
Bei halbvollen Mondes Glanz.

Wild schnaubte der Wind, der Regen schlug
Hart knisternd an das Glas,
Der Kirchthurm schwankte; man verstand
Kaum was der Herr Pfarrer las.

Und dann und wann die Mutter kniete
Und rief — man konnt' es hören:
„O mög' ein haftender Fluch das Weib,
Das neben mir, zerstören!

„O Herr im Himmel, höre mich,
Wenn ich auch bald muß sterben —
Fluch diesem Weib, in dessen Haus
Der junge Edward durfte werben!

„Bei Tag und Nacht, im Bett und Haus,
Fluch immer über sie!"

Nach diesem brünstigen Gebet
Erhob sie sich vom Knie,
Ging aus der Kirche und hinein
Trat sie von da an nie.

Ich sah die arme Ellen noch knie'n,
So blaß — ich wußt' nicht warum;
Als sie aufstand, sah so verstört sie aus
Und schaute so seltsam sich um.

Als aus die Kirche, kamen wir alle
Und fragten sie: Warum?
Sie war verstört, wahrhaftig und blieb
Eine Weile starr und stumm.

Doch eh sie weg von der Kirchthür ging,
Da lächelte sie und sagte:
„Es war eines elenden Weibes Fluch;
Thöricht wär' es, wenn ich drum zagte."

Mit Lächeln schüttelte sie es ab
Eh' sie schied von der heil'gen Stätte;
Doch Jedermann sagt: sie hätt' besser gethan,
Wenn damals geweint sie hätte.

Und wenn's um's Herz ihr unruhig ward,
Dann immer nur sie sagte:
„Es war eines elenden Weibes Fluch,
Thöricht wär' es, wenn ich drum zagte!"

Die Thränen bleiben nicht aus — wie war
Sie so rosig an ihrem Morgen! —
Das gute Geschöpf: vor Mary hielt
Sie die ganze Geschichte verborgen.

Doch Mary hört' es sonst; sie warf
An den Hals von Ellen sich:
„O Ellen, erst hat sie mir geflucht
Und jetzt verflucht sie dich!"

Ich sah wie Edward rasch, allein,
Kam herab am Bergessaum;
Er riß ein Reis von jedem Busch,
Einen Zweig von jedem Baum.

Er brach sie entzwei mit Hand oder Knie
Und schleudert' sie vor sich her,
Als ob vor ungeduld'ger Hast
Er halb von Sinnen wär'.

Ihr seht, Herr! jene Hügel dort?
Sein Pachtgut liegt unter denen;
Da hörte er, da hörte er Alles —
Er knirschte nur mit den Zähnen.

Und Ellen war seinem Herzen nah
In guter und böser Stunde —
Und Ellens und seiner Mary Namen
In seinem Gebet miteinander kamen
Verschwistert aus seinem Munde.

Und wenn er betete für sie
Dann liebt' er gleich die beiden,
Und konnte kaum sein herzlich Gefühl
Für die Eine und Andre scheiden.

Er kam nach Haus — den innern Kampf
Im Gesicht sie an ihm sahn,
Und beide, Ellen und sein Weib
Mit den Armen ihn umfahn.

Mary bezwang die Thränen nicht
An der Brust ihres Mannes traut;
Da schmolz in Wehmuth hin die Wuth
Und Edward weinte laut.

Doch keine Thränen Ellen vergoß;
Nur fest sie sie an sich drückt
Und kehrte weg ihr Gesicht, als ob
Sie was Gräßliches hätt' erblickt.

Etwas von Hölderlin.

Unter dem doppelten Titel: Paris hat ihn zum Narren gemacht, eine deutsche Geschichte, und: Hölderlin theilt Ph.. C.. (Philarethe Chasles?) in der Revue de Paris den Franzosen einige Notizen über unsern unglücklichen Landsmann mit. Er erzählt, wie er im Jahr 1815 durch Tübingen gekommen, und wie in einer Straße der Vorstädte das Haus eines Tischlers mit einem großen Balkon von schwarzem Holz, mit einer Rebe an der Thüre und daneben eine Steinbank, ihm aufgefallen sey. Plötzlich seyen die zuvor geschlossenen weißen Läden des ersten Stocks geöffnet worden; gestützt auf eine junge Dienerin sey ein Mann im blauen Schlafrock auf den Balkon herausgetreten und habe sich ganz friedlich auf einen kleinen Schämel niedergelassen. Der Mann sah krank aus; ein großer, röthlicher, vernachlässigter Bart fiel auf den Schlafrock; seine gefalteten Hände und murmelnden Lippen schienen die Gewohnheit zu beten anzudeuten und eine maschinenmäßige Frömmigkeit, die nur eine gedankenlose Erinnerung war, beugte sein ganzes Wesen, das von Schwäche zeigte, nieder. Der Kranke merkte, daß er die Aufmerksamkeit eines Vorübergehenden auf sich gezogen, machte eine Geberde kindischer Unzufriedenheit und zog sich ganz erzürnt zurück. „Wer mochte der Mann seyn? Ein gewöhnlicher Kranker? Ein Hofrath? Einer jener zahlreichen raths mit schöner Perruque und gefältelten Hemdkrausen, die Deutschland zu Tausenden in seinem mütterlichen Schoose trägt? Ein Bürger? Ein Gelehrter? Ein Philister? Nein! ich konnte das nicht glauben. Ich befragte darüber einen jungen enthusiastischen Studenten; der Enthusiasmus des Studenten erzeugt in der Regel die Stumpfsinnigkeit im gereiften Alter." Von diesem Studenten erfuhr der Verfasser den Namen und das Schicksal des Unglücklichen: „Ein Mann von Genie, mein Herr! ein gewaltiger Mensch! ein Mann, der auf immer zum Elend verdammt ist!" Im Jahr 1795 habe er den Hyperion geschrieben; seit 1800 sey er wahnsinnig; wahn-

sinnig — weil er Paris gesehen! „Hölderlin, dessen Geist gewiegt ward von erhabenen Chimären, um dessen Stirn die Engel der Freiheit und Liebe schmeichelnd flogen, dessen Seele von Hoffnung für die Wiedergeburt der Menschheit glühte, kam nach Frankreich. Er blieb nur kurze Zeit. Aber dieser gewaltige Sturm von Interessen und Leidenschaften, dieses wüthende Durcheinander verstörten ihm den Verstand; er war gekommen friedlich und weise, enthusiastisch und rein; er schied als ein Wahnsinniger." Der Student, ein brünstiger Verehrer Hölderlins, der seine Schriften mit dem Bild von Bettina (im Jahr 1815!) überall mit sich führte, theilt dem Verfasser Einiges aus dem Inhalt Hyperions mit, namentlich jene Stellen, wo sich der unglückliche Dichter so bitter über die Deutschen beklagt: Barbaren von Alters her u. s. w. „Damals," fährt der Student fort, „gab es in Europa ein Land, welches eine ähnliche Art Enthusiasmus, wie der Hölderlins war, proklamirte, Frankreich! Hölderlin eilte dahin, wohnte wenige Zeit in Bordeaux und begab sich nach Paris. Hölderlin durchrannte diese Stadt ohne das Haupt zu erheben und wie wenn ihn Gespenster verfolgten. Er eilte sie wieder zu verlassen; seine Vernunft war ausgelöscht. Seitdem hat er den Namen Paris nicht mehr ausgesprochen. Er behauptet es nie gesehen zu haben. Euer Paris hat ihn wahnsinnig gemacht. Die große Stadt, das Civilisationsungeheuer, mit seinem tausendstimmigen Gelärm, hat ihn überwältigt und zermalmt. Er ließ sich von diesem Tumult, den er nicht begriff, übermannen. Als Knabe hatte er von dem Frieden der platonischen Republik geträumt; als Jüngling hatte er Deutschland, das für ihn zu ruhig war, verflucht. Da kommt er nach Frankreich, seine Chimäre verfolgend. Wo ist sie? Er sieht Schaffotte bedeckt mit gemeinen und erlauchten, ehrwürdigen oder namenlosen Häuptern, Klubbs, wo die Schaamlosigkeit sich als Souveränin proklamirt, ein Chaos, aus dem kein himmlischer Ton hervorklingt. Die Harmonie seiner Gedanken ist zerstört. Er hätte einen himmlischen Führer haben sollen, der ihn durch dieß dunkle Labyrinth geführet und ihm gesagt hätte: diese Volksversammlung, wo die Leidenschaften heulen und die Kämpfenden sich trotzig blutige Worte zuwerfen, wird den Einfall der Ausländer zurücktreiben und die Freiheiten des Vaterlands gründen. Jener kleine magere Mann, mit glatten Haaren, mit düster brennendem Auge und unsaubern Stiefeln, der mit einem Sansculotte spricht, wird etwas Unerhörtes werden, ein Mittelding zwischen Cäsar und Sesostris. Dieser Ginthofen des Pariser Lebens wird die Institutionen und die Ansichten Europa's umschmelzen. Alle diese gemeinen, streitenden Elemente tragen dazu bei, die Welt umzuschaffen; fürchte dich nicht!"

„Armer Hölderlin!" ruft der Verfasser aus, „der du in der Welt gesucht, was die Welt nicht gewähren kann in einer Zeit des Untergangs und Kampfes! glühend von Liebe für ein Ideal der Vergangenheit! Zerrissener Trümmer eines großen socialen Schiffbruchs — wer wollte dir die Thräne versagen? — Seine Vernunft hätte sich erhalten, mitten in seinem Menschenhaß, hätte er nicht das Paris der Revolution besucht!"

„Wenn uns heute ein Hölderlin besucht — wird er diese buntscheckige Gesellschaft besser begreifen? Wird ihn dieß verworrene Getöse nicht betäuben? Werden ihn diese gemengten Farben nicht verblenden? An welchen Mittelpunkt soll sich der gute deutsche Idealist halten? Da sind so viele unregelmäßige Charaktere, so ausschweifende Schöpfungen, so bizarre Vegetationen, so unerhörte Thorheiten! Da ist Lamartine mit seinem Socialismus, da die industriellen Doktrinen, da die deutschen Theorien Hegels. Die widersprechendsten Tendenzen bekämpfen sich in Einem und demselben Menschen; die lyrischen Gedichte Viktor Hugo's finden sich neben seinen Dramen. Die Zeit ist kopflos, ohne Ziel und ohne Zweck. — Will man über unsere intellektuelle Streitmacht Musterung halten, so zeige ich Einem Deutschland in Frankreich, ich zeige Einem, wie der Hegel'sche Mysticismus (!) nicht ohne Erfolg gepredigt wird, wie der Katholicismus Savanarola's das Banner der Republik erhebt, wie der klassische Pantheismus Goethe's von einigen Adepten aufgepflanzt wird, wie die wahnsinnige Schule eines Lewis und Maturin ihr letztes Geheull ausstößt. Unermeßliche Verwirrung und Kampf, ein Wirbel von Individualitäten, die nach der Herrschaft trachten!"

„Welche Materialien für einen komischen Roman oder für ein tragisches Drama! Ein allgemeines Carneval! eine Travestie aller Gedanken: eine Verkleidung aller Klassen! ein erbitterter Kampf aller Sprachen! Die Patois greifen Platz in unserer schönen und ehrwürdigen Sprache; der Styl wird so buntscheckig wie die Sitten; selbst die Verbrechen werden nachgeahmt. Ein lachlustiger Dämon würde sich an der Nichtigkeit unserer Fehler ergötzen. Unsere Parteien sind nichts, unser Geschmack ist zweideutig, unsere Literatur sucht sich selbst und unsere gepriesensten Genien fangen an, an sich selbst zu zweifeln!"

Das Anknüpfen der Reflexionen über den dermaligen verworrenen Zustand Frankreichs an das Schicksal des wahnsinnigen deutschen Dichters Hölderlin ist ächt französisch. Um aber diese Verbindung recht zu motiviren, mußte freilich die Ursache von dem Wahnsinn des Dichters vorzugsweise und fast ausschließlich in einem Umstand gesucht werden, der ganz gewiß nur in sehr untergeordnetem Maß dazu beitrug. Nimmt die französische Logik keinen Anstoß an dem Schluß: post hoc, ergo propter hoc? Aecht französisch ist ferner, daß der Verfasser den enthusiastischen Tübinger Studenten, im Jahr 1815, mit solcher unparteiischer Anerkennung von der französischen Revolution und ihren für die ganze Welt so heilsamen Folgen reden läßt. Wir zweifeln, ob man damals dergleichen von schwärmerischen deutschen Studenten zu hören bekam. Und endlich fragen wir: hat der Verfasser, der allerdings die Verwirrung und die Thorheiten in seinem Vaterland freimüthig anerkennt und rügt, hat er nicht dennoch, vielleicht sich selbst dessen nicht recht bewußt, der Eitelkeit seiner Landsleute ein wenig dadurch geschmeichelt, daß er ihnen den armen Hölderlin vorführt, einen deutschen Poeten, dessen Gehirn und Geist nicht kräftig genug gewesen, dem Eindruck des revolutionären Paris zu widerstehen — während der Franzose solches Alles ohne Schaden für seinen Verstand soll durchmachen können? Unwillkürlich müssen wir dabei an die Spartaner denken, welche ihren Kindern betrunkene Heloten zeigten, um sie zur Nüchternheit anzuhalten. Wie finden die Schonung, die man dem Unglück schuldig ist, einigermaßen verletzt, und das um so mehr, als Hölderlins Wahnsinn nicht von dem Taumelkelch von Paris herrührt.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 20.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

4 März 1837.

Ueber das Poetische in der modernen Poesie Frankreichs.

Zweiter Artikel.

Balzac und Viktor Hugo.

Leser, die mit einiger Aufmerksamkeit den Evolutionen der heutigen Oppositionsblätter Frankreichs folgen, erinnern sich vielleicht noch eines Numéro-monstre des „Charivari,“ das in den ersten Augusttagen: 1835 zu Paris ausgegeben ward. In der literarischen Abtheilung dieser Nummer, welche mit ausschweifender Phantastik auch äußerlich ausgestattet war, so daß z. B. jeder Buchstabe der Worte: „Charivari monstre“ eine groteske Figur vorstellte, bemerkte man unter andern einen modernen Genius, einen homme de genie, von ziemlichem Körperumfang, nachlässig-flegelhaft auf einem köstlichen Divan hingestreckt, eine Havannah rauchend, zur Rechten ein Glas Champagner, zur Linken einige dicke Bände mit noch unbeschriebenem Papier. Unter diesem genialen Ungeheuer standen zwischen einer Menge von Ausrufungszeichen nur die Worte Elle!!! Lui!!! Die Cigarre aber strömte mit dem Dampf die Worte aus: „Oh! mon Aloïde! que dans mes longs cheveux, ta blanche main.“ — Ein charmantes Kabinetstück. Wen sollte es vorstellen?

Niemand anders als Balzac, denn Balzac ist bekanntlich wirklich ein dickes Talent. Dennoch aber war der Charivariwitz weniger auf seinen physischen embonpoint, als vielmehr auf die charakteristische Eigenthümlichkeit seiner Dichtung gemünzt. Der dickleibige Schöngeist sollte die ganze Richtung, und in dem Haupt zugleich die Schule vorstellen, mit Einem Wort: die littérature papillonante, buvante, odoriférante, wie sie der französische Witz getauft hat, als deren Geburtshelfer zugleich und Erstgeburt selbst der Verfasser des „dernier Chouan“ und der „peau de chagrin“ angesehen wird. Dieser so ausgeprägten Richtung stellt derselbe Volkswitz eine zweite entgegen, welche vitriolisch, galvanisch, hyperbolisch und vulkanisch organisirt ist, und welche in Viktor Hugo ihr intensivstes und mächtigstes Centrum, in Alex. Dumas eine mildere, überleitende, transfigurirende Rechte gefunden habe.

Indem wir uns nun beim Fortgang unserer Entwicklung keineswegs direkt auf das erwähnte Numéro-monstre beziehen wollen, so fand doch die Erwähnung desselben hier eine passende Stelle, um nämlich zu zeigen, wie es im heutigen Frankreich selbst eine Kritik, (gleich viel ob ernst oder spaßhaft) gibt, welche das Kind mit dem Bade verschüttet, allerlei Ungehöriges durcheinander mengt, den feineren, monadischen Substanzen die Bedeutung hausbackner Elemente gibt, und auf diese Weise genau genommen, in der Selbstgenügsamkeit des Witzmachers die Erscheinungen selbst herabsetzt und verunstaltet. Dieser falsche Schritt ist nun eben die leidige französische Uebertreibung. Niemand aber in der Welt braucht nöthiger, als die Kritik den Satz: daß jede Uebertreibung eine Verfälschung ist.

Wir unserer Seits haben eine Revue der vornehmsten Geister der heutigen französischen Romantik versprochen. In diesen Geistern haben wir es mit dem Geist selbst zu thun, und müssen daher alles aufbieten, um diesen in seiner Reinheit zu geben, das Eindringen gröberer Stoffe aber zu verhindern. Auf diese Weise wird und muß auch besonders Balzac sich bei uns ganz anders ausnehmen, als in der besagten Charivari-Nummer.

Es ist nicht allzuleicht, ein erschöpfendes Urtheil über Balzac zu fällen. Zuvörderst ist er, wo nicht die ausgeprägteste, doch sicherlich die ausgedehnteste Erscheinung der französischen Romantik. Kein französischer Romantiker hat eine größere Schule durchgemacht als er, wenn man nämlich unter Schule die innerliche Selbsterziehung des Menschen versteht; keiner hat ein umfassenderes Lehrgeld bezahlt als Er. Er hat über 30 Bände schlechter Romane geschrieben, ehe er dasjenige geworden, was einst der junge Lambert von ihm und unter dieser bekannten Maske er selbst von sich geweissagt: ein Alchymist des Gedankens. Aus der ungeheuersten Breite, in welche ein Dichter nur immer zerfließen kann, hat er sich gesammelt, concentrirt, und die gegenwärtigen Interessen seiner nationalen Poesie in die Spitze seiner Persönlichkeit zusammengeschossen. Er ist

dreißig Jahre im eigentlichsten Sinne auf der Gedankenjagd gewesen. Nicht nach Gedanken, d. i. Sentenzen, Bildern, Einzelheiten, sondern nach dem Gedanken hat er getrachtet, und man muß sagen, daß er ihn auf seine Weise endlich doch ergriffen hat. Dreißig Jahre, und nicht minder, ist er, so wie einer seiner vorzüglichsten Helden, in der Entdeckung des Absoluten begriffen gewesen, denn nicht das Gold, wie Herr Claës aus Douai meint, sondern der Gedanke, die Erforschung und Darstellung der Wahrheit, ist das wirkliche Absolute. Diesen Gedanken hat aber Balzac freilich nur insofern ergriffen, als er es vermocht hat die wahre Bedeutung seiner nationalen Poesie hervorzukehren, und nicht bloß ihre Excentricität oder gar nur ihre falschen Momente, wie andere seiner Glaubensgenossen. Bei dieser Eigenthümlichkeit eines breiten und langsamen Werdens, ist es aber ferner die anatomische Methode seiner Darstellung, welche dem Urtheil über ihn besondere Umsicht und Genauigkeit vorschreibt. Balzac erzeugt nicht im Dichten. Alles ist bei ihm vielmehr ein Schon-Erzeugtes, ein Vorhandenes, das er nur analytisch zerlegt. Keine poetische Gestalt sieht man bei Balzac werden; sie sind alle bereits geworden, aber es fehlt noch, daß man in das Räderwerk ihres Gemüths blickt. Hier zeigt uns aber der Dichter auch jede Faser, jedes Miniaturgetriebe, jedes Pygmäenfederchen. Er nimmt seine Gestalt auseinander, und manche sind wirklich so angelegt, daß sie der Leser nicht wieder zusammensetzen kann. Der letztere ist, wenn er mit dem Werk fertig, an psychologischer Erfahrung um vieles reicher, aber häufig um eine Totalität der Gestaltung ärmer geworden. Das einheitliche Bild ist ihm verloren gegangen, und wenn ein kleiner Zeitraum zwischen inne liegt, kann er sich nur noch auf Züge besinnen. Dieser Umstand beweist am besten, daß Balzac kein großer, aber doch ein denkender, ein sinnvoller, ein mit scharfer Beobachtung verfahrender Dichter ist. Es wäre aber doch ein Unglück, wenn es viele seines Gleichen gäbe. Sie würden die Poesie selbst herunter bringen.

Die Poesie Balzacs ist in hohem Grade selbstbeschränkend, und eben darin besteht ihre Klugheit. Es ist das Stillleben des Lebens, was sein Leben ausmacht. Er ist kein Mann der Geschichte; er ist nicht im Heiligthum der Dichtung bekannt, wo der Dichter, nie gesehene Gestalten erblickend, zum Seher wird; aber in der Verborgenheit, in der Häuslichkeit, in der freiwilligen oder unfreiwilligen Verstecktheit der menschlichen Gesellschaft, in jenen Zurückgezogenheiten des socialen Lebens, in den Schlafkammern der Städte, wo das Nachtlicht brennt, und das unbelauschte Gemüth mit seinen lautern oder unlautern Absichten, Planen, Handlungen, Gedanken hervortritt, da ist er vollkommen zu Hause. Da, wo das sociale Leben gleisnerisch glänzt, weil es einen innern Makel, ein inneres Gebrechen, einen faulen Fleck des Wesens zu verhüllen hat, da ist seine Heimath, und auch da, wo es ganz ohne Glanz in der verborgenen Spelunke des Elends nur noch seufzt, anstatt zu leben. Man muß von ihm sagen, daß er alle Zustände untergräbt, weil er einsieht, daß sie von Haus aus untergraben sind. Weil das Objekt seiner Poesie nicht das an und für sich Lebendige ist, so sieht er in dem Herzen dessen, was ihm für das Leben gilt, die Beule und den Tod sitzen, und er ist als Anatom treu genug, dieß Herz mit seinen Tuberkeln ganz zu entblößen.

Wir nannten das Leben, welches sich in Balzacs Dichtungen abspiegelt, ein Stillleben des Lebens. Damit sey nicht die Analogie dessen festgehalten, was die Malerei so nennt. Nein, das Seinige ist ein innerlich durchwühltes, ein angefressenes, ein wundes, ein in sich selbst durchaus erkranktes Stillleben. Aber doch ist es und bleibt es in dieser anbrüchigen Häuslichkeit stiller und lautloser als irgendwo anders. Es passiren in den Gemächern der Balzacschen Erzählungen allerlei böse und weitgreifende Dinge, aber die Bürgerlichkeit, ja die Spießbürgerlichkeit ist es, die sie so ruhig vor sich gehen läßt. Alles bannt sich in die Familie, und wenn andere Dichter die Kraft besessen haben, jedes Familienereigniß zur Weltbegebenheit herauszubilden, so ist dagegen Balzac das Talent eigen, selbst das, was in sich den Charakter der Weltbegebenheit erzeugt, in die engen und schadhaften Kreise des Familienlebens zurückzudrängen.

Und hier zeigt sich denn der Punkt, wo jede einsichtsvolle Kritik auf die Seite des Dichters treten und ihn vor dem sehr ungerechten Vorwurf der Blasirtheit in Schutz nehmen muß, denn worin besteht eigentlich, wenn wir auf den Begriff und Geist zurückgehen, diese mit Recht sogenannte Verblasenheit? In der Poesie, die uns hier näher angeht, als die socialen Zustände selbst, wird sie darin bestehen, daß, um es mit einem Wort auszudrücken, eine Ohnmacht der lebendigen Gestaltung vorhanden ist. Es kann nämlich in dem blasirten Dichter recht wohl eine gewisse Kraft zum Hervorbringen, und gar sehr der Drang dazu vorhanden seyn, allein seine Krankheit wird sich eben darin zeigen, daß die Kraft nicht ausdauert, und ihm der Begriff wie das Vermögen der Gestaltung unter den Händen verloren geht. Unläugbar ist in dem blasirten Dichter ein gewisser Krampf vorhanden, sich auszusprechen und zu bilden, er stürzt gleichsam auf die Gestaltung hin, er ahnt mit unabweislicher Angst, daß sie ihm verloren gehn wird, und daß er eilen muß, um wenigstens ihre Umrisse, ihre Anfänge zu ergreifen. Auf diese Weise in solchem festen und auch wirklich reinen Willen sein Talent zusammendrängend, erschafft er wirklich etwas, das, wie es vor uns auftritt, den Anschein vollkommenen Lebens hat, das uns selbst ergreift, uns mit bekannter Rede anruft als unsers Gleichen. Um so schmerzlicher ist es, daß wir es im Verlauf seiner Existenz nicht wirklich als unsers Gleichen ansehen können. Denn vermöge der Kränklichkeit des Dichters, in welcher dieser seiner Zeit Leid und Sünde trägt, haftet ihr, der Gestalt, ein trauriges Symptom des Schwindens an, an welchem wir erkennen, daß sie doch eigentlich das Leben nur lügt, und den Tod im Herzen trägt. Es ist ein eigenes Weh, blühende Jünglings- und Jungfraugestalten zu sehen, denen doch nur das Roth der Jugend wie ein Frühlingsblüthenstaub auf den Wangen liegt, deren Athmen nur ein Aengsten, deren Jugendfreude nur ein Zittern und Beben ist. Es ist die Jugend, es ist sie wahrlich, was uns hier begegnet, aber eine Jugend, welche den Todtengöttern geweiht ist, zum Opfer für das Weh der Zeit und ihrer Sünde.

Solche Gestalten sind es, die der blasirte Dichter erschafft; und, gehen wir noch tiefer in das Geistige, so sind es auch nicht einmal solche. Denn wir sehen seine Geschöpfe nicht einmal sterben, wir sehen sie nur verschwinden, verschweben, verschwimmen, verhauchen — sich verblasen. Die letzte Bezeichnung ist und bleibt die beste. Sich verblasen; es ist ein ungeheurer, unermeßlicher Jammer, der in diesem Worte liegt. Solch eine sich verblasende poetische Gestalt entschwindet nach und nach, ohne daß man es erblickt, ohne daß man in einem einzigen Augenblick sagen könnte: jetzt geschieht es, aller sinnliche Halt, alle Macht der Existenz, alle Kraft des Insichseins und Bestehens, alle ausgeprägte Form der leiblichen Bildung, alles Greifbare, Erkennbare, Irdische, ja auch alle und jede Objektivität; denn nur das Individuelle kann sich objektiviren, nur dasjenige was für sich schon ein wahrhaftes Subjekt ist. Was also im Verlauf dieses geistigen und leiblichen Absterbens und Abschwindens endlich von der so üppig angelegten Gestalt übrig bleibt, das ist nur das caput mortuum, das Gespenst des Leibes, ein Gespenst, das eigentlich auch diesen Namen selbst nicht verdient, weil ihm nicht die innerlich-nächtliche Bedeutung des Unterirdisch-Geheimnißvollen einwohnt; vielmehr nur die des ganz Luftigen und Hohlen, welches aber doch mit einer Anlage geboren war, in deren Nichterfüllung nur sein Gespenstiges besteht. In dieser Hülse eines Leibes nun schweben, flattern, blasen allerlei lustige Gedanken herum. Gedanken? nein: Gedankenhülsen, Libellenflügel, schwirrend, wispernd, aber ohne Farbe, ohne Dichtigkeit, ohne Wesenheit, Gemüth und Seele. Neigt man diesem wüsten Treiben grauer halb unsichtbarer Insektenfittiche sein Auge, sein Ohr, so ergeht es damit, wie mit dem Geisternebel auf dem Harzgebirg: auch dieß matte Grau verschwimmt endlich in eitel Dunst, auch dieß Wispern, Säuseln und Schwirren verliert endlich seine Unterschiede, seine selbstständigen Atome, und alles Hörbare, Sehbare verduftet in leichten Nebelstand.

(Fortsetzung folgt.)

Die drei Gräber.

Ein Bruchstück von einer Todtengräber-Erzählung.

Von S. T. Coleridge.

Vierter Theil.

Einen Menschen sehn über Gräber schreiten —
  Für ein schlimmes Zeichen ich's acht';
'S ist bös bei Sonn' und Mondenschein,
  Und doppelt bös bei Nacht!

Ihr seht dieß Grab? Wohl gibt's der Herr,
  Und nimmt's der Herr uns wieder;
O! meines Alters lieblich Kind
  Sah ich dort senken nieder.

Dieß ausgenommen ist kaum Eins,
  Das nicht gegraben von mir,
Doch tanzt' ich eher auf allen, als daß
  Ich trät' auf diese drei hier!

„Ja, Alter, rührend ist die Mähr!“
  Ihr, Herr, seyd ein junges Blut,
Ich werde den Monat siebzig Jahr
  Und immer noch weh mir es thut.

Erzählt hat's Mary's Schwester mir —
  'S dauert' in die vierte Stunde,
Die Hauptsach' hört' ich früher schon
  Aus Edwards eig'nem Munde.

Nun, 's ging vorbei, und Ellen war
  Für Mary voll Zärtlichkeit;
Sie kam noch öfter als vorher
Und Mary liebt' sie mehr und mehr:
  Zu jedem Dienst war sie bereit.

Am Markttag auf den Markt sie kam,
  Zur Kirch' am Sonntag; Alles
Schien wie es war; es schien so, Herr!
  Nicht war wie vorher Alles!

War Ellens Heiterkeit weg? O, nein!
  Doch selten sie recht sich freute,
Und Edwards Blick verrieth, daß er
  Die Fröhlichkeit Ellens scheute.

War sie allein, so mußte sie
  Sich lust'ge Verse singen;
Die Stunden pflegte sie, statt mit Scherz,
  In Schweigen zu verbringen.

Wenn sie mit Mary schmeichelnd sprach,
  Durch Alles, was freundlich sie sagte,
Schien durch, daß doch am Herzen ihr
  Ein Weh, ein verborgenes, nagte.

Oft sprach sie: „Magrer werd' ich nicht!“
  Und hielt sich am Gürtel umspannt;
Einmal, als Mary traurig war,
  Faßt' sie sie bei der Hand,
Und schaute sie an und drückte sanft
  Ihr Anfangs nur die Hand;

Dann immer stärker hielt sie sie
  Wie in krampfhaften Fingern;
Ach! sagte sie, wir können doch
  Nie unser Glück erzwingen.

Und plötzlich beide Arme hat
  Sie um Mary's Hals geschlungen;
Hoch schlug ihr Herz, sie fühlte wohl
  Die Worte auf der Zungen.

Sie fühlte sie kommen — außer Stand
  War sie den Strom zu dämpfen:
„O Christ! deiner Mutter gleichest du!“
  So kreischte sie, wie in Krämpfen.

So machte die freundliche Ellen nicht
Dieß trübe Haus mehr froh;
Bei Mary's Trübsinn auch der Muth
Der heitre von Edward floh.

Zögernd macht' Abends er auf die Thür',
Erschöpft von des Tagwerks Gewicht;
Ihm war sonst nirgends wohl, und doch
War die Heimath ihm heimisch nicht.

Eines Abends nahm er in die Hand ein Buch,
Doch nichts darin er las;
Er warf es weg und stöhnt': „O Gott!
Läg' todt ich unter'm Gras!“

Mary sah ihm ins Angesicht;
Zu lächeln versucht die Arme,
Doch spricht sie nicht; es lehnt ihr Haupt
Trauernd auf seinem Arme.

Er brach in Thränen aus und kniet'
Hin in Gebet und Klagen:
„Ihr Herz es brach! O Gott, mein Leid,
Zu groß ist es zum Tragen!“

'S war so ein neblig Wetter, wie's
Am Spaten husten macht
Alte Todtengräber wie ich. Der Lenz
War später als sonst erwacht.

Dann brachen herein die heißen Tage,
Man wußte nicht wie, zumal,
Und kaum war auf dem Zweig ein Blatt, um Schutz
Zu geben vor'm Sonnenstrahl.

Da geschah es (in der Laube war's,
Einen Büchsenschuß waldein;
Vielleicht Ihr kennt den Ort — doch, wie
Solltet Ihr bekannt hier seyn!)

Dort führt kein Weg hin — 's ist nicht nah
An einer Waidetrift,
Doch einsame Stechpalmen dort
Am murmelnden Bach man trifft.

Die Stechpalmen ahmten von selbst die Gestalt
Von einer Laube nach,
Eine Laube dicht und rund — sie steht
Drei Schritte kaum vom Bach.

In der Laube — es hingen rothe Beeren
Herein noch von allen Seiten —
Da waren die drei, eines Sonntags früh,
Grad während der Glocke Läuten.

Süß ist es hören die Sabbathglocke
Süß zu hören des Baches Rauschen,
Süß ist es tief in der Waldesschlucht
Den beiden zugleich zu lauschen.

Ins Moos gestreckt und unter'm Haupt
Zum Pfühl einen Haufen Moos
Mit geschloßnen Sinnen Edward lag;
Der Bach konnt' wohl auch am Werkeltag
Einen locken in Schlafes Schoos.

Schlaflos gewesen war seine Nacht,
Er war nicht recht gesund;
Die Weiber, neben ihm sitzend, sprachen
Wie verstohlen mit leisem Mund.

„Die Sonne schielt durch das dichte Laub,
Sieh, liebste Ellen, wie klein!
So groß als wie dein Auge kaum
Mag die Sonn' in den Blättern seyn.

Eine winz'ge Sonn' und so prächtig doch
Als eine große genau;
Zehn tausend Fäden und Haare von Licht
Umschließen mit einer Glorie dicht
Die Scheibe, so klein und blau.“

Dann ob den Strahlen stritten sie,
Von welcher Farbe sie sey'n;
„Mir sind sie grün,“ sagt die, „und mir“
Die Andre, „wie Bernstein.“

So plauderten sie, doch Edwards Schlaf
Schlimme Gedanken störten;
Und bald sein heftiges Gestöhn,
Seiner Brust Gepoch sie hörten.

„Eine Mutter gar!“ Die Worte stieß
Oft murmelnd Edward aus;
Verzerrt war ganz sein Angesicht
Von entsetzlicher Angst und Graus.

Beide seufzten zumal, denn sie wußten wohl
Was er im Traum empfindet;
Da wacht' er auf und stiert' umher,
Wie Einer, der plötzlich erblindet.

Er richtet sich auf und, kaum ganz los
Aus des Schlafes Finsternissen,
Rief er aus: „Vergieb mir, o mein Gott!
Ich hab' ihr Herz zerrissen!“

Auf kreischte Ellen — dann in ein laut
Gelächter aus sie brach;
Und Mary schauderte — lächeln sah
Man nie mehr sie hernach.

Die Vollendung des Gedichts bleibt der künftigen Zeit vorbehalten. Morgen! Morgen und wieder Morgen!

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 21.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

7 März 1837.

Erinnerung.

Von Lamartine.

Wie Tag um Tag hingleitet, kaum
Bleibt eine Spur, sie kommen, gehen —
Und Nichts kann aus der Brust mir wehen,
Dich, meiner Liebe letzten Traum.

Ich muß es schau'n, wie sie sich häufen,
Die flücht'gen Jahre hinter mir:
So sieht umher der Blätter Zier,
Die ihr entwelkt, die Eiche schweifen.

Die Zeit hat meine Stirn gebleicht,
Mein Blut ist kalt und kaum noch rege,
So wie der Quell ermattet, träge,
Vor'm eis'gen Winde starrend schleicht.

Dein Bildniß aber, das vom Weiten
Im Glanze der Erinnerung
Verschönt mir lacht, bleibt strahlend jung,
Als wie der Geist zu allen Zeiten.

Nie hat mein Auge dich vermißt,
Und wenn hienieden meine Blicke
Umsonst nach dir ich einsam schicke,
Zeigt mir der Himmel, wo du bist.

Auf einmal seh' ich dich, Erhöhte,
Ganz so wie in der letzten Nacht,
Als himmelwärts zur ew'gen Pracht
Du aufflogst mit der Morgenröthe.

Dein Antlitz, reine Zärtlichkeit,
Ward dir zum Himmel mitgegeben,
Das Aug', in dem erlosch das Leben,
Blickt leuchtend von Unsterblichkeit.

Noch seh' ich deiner Locken Wellen,
Wie kosend sie der West umbebt,
Die langen, schwarzen Flechten hebt
Und läßt zum Busen niederquellen.

Mir ist, als ob umwebt dein Bild
Vom Schattenschleier holder blühe,
So wie des Tages gold'ne Frühe
Verdämmerndem Gewölk entquillt.

Am Tag nur glüh'n der Sonne Kerzen,
Sinkt er hinab, erlischt ihr Licht;
Von Nacht weiß meine Seele nicht,
Du leuchtest ewig meinem Herzen.

Was ich mag hören, sehn, bist du,
In Wolken, in der Nacht des Haines,
Des Baches Spiegelbild ist deines,
Der West trägt deinen Laut mir zu.

Staun' ich dem sternbesäten Zelt
Entgegen in die nächt'ge Ferne,
Erblick' ich dich in jedem Sterne,
Der mir vor andern wohlgefällt.

Und wenn in würz'ge Abendlüfte
Die trunknen Sinne sich getaucht,
Dein Odem ist's, der mich umhaucht
Im lieblichsten der Blumendüfte.

Mit zarten Händen trocknest du
Mein Auge, wenn an heil'ger Stätte
Ich im Gebet zu Gott mich rette
Und einsam fleh' um Trost und Ruh.

Schlaf' ich, dann wachest du im Dunkeln,
Breit'st deine Flügel über mir,
All meine Träume sind von dir,
So süß, wie Engelsblicke funkeln.

Des letzten Schlafs. — wirst du zum Heil
Mir einst des Lebens Faden lösen. —
Werd' ich an deiner Brust genesen,
O meiner Seele himmlisch Theil.

Wie zweier Morgenstrahlen Schimmer,
Zwei Seufzern gleich, die nur Ein Hauch,
Sind unser Beider Geister auch
Ein Geist nur: — wein' ich denn noch immer?

Der Herbst.

Von Lamartine.

Seyd mir gegrüßt im Schmuck des letzten Grüns, ihr Bäume,
Ihr falben Blätter weit umher im Rasenland:
Du letzte, schöne Zeit, dich grüßen meine Träume
Und deine Wehmuth fühl' ich meinem Schmerz verwandt.

Wie gerne, wenn ich so den öden Pfad ersteige
Gedankenvollen Schritts, mag ich zum letztenmal
Die Sonn' erblassen sehn, die kaum die dunkeln Zweige
Zu meinen Füßen noch durchbricht mit mattem Strahl.

O wie mich innig rührt des letzten Odems Fächeln,
Wenn deinen Blick, Natur, es herbstlich trüb umfließt;
So haucht ein Freund: Lebwohl, so spielt das letzte Lächeln
Um Lippen, die nun bald der Tod für ewig schließt.

So aus dem Kreis, in dem mein Leben sich ergangen,
Tret' ich, rückschauend auf die schöne, lange Zeit
Voll leeren Hoffens! und mit weinendem Verlangen
Blick' ich nach Freuden um, ach, die mich nie erfreut.

O Erd', o Sonn', o all ihr Thäler, ihr Gefilde,
Euch eine Thräne noch von meines Grabes Höhn!
Ihr Lüfte süß durchwürzt, ihr Strahlen klar und milde,
Wie seyd ihr doch dem Blick des Sterbenden so schön!

Ausschlürfen will ich ganz den Kelch in dieser Stunde,
Darin zusammen sich Nektar und Galle mengt;
Wenn ich des Lebens Trank nun leere bis zum Grunde,
Vielleicht, daß dort für mich ein Tropfen Honig hängt.

Vielleicht der Zukunft Schoos mag noch ein Glück mir hegen,
Das je zu schau'n ich schon die Hoffnung abgethan,
Vielleicht, daß im Gewühl ein Herz mir tritt entgegen,
Mir unbekannt, das klingt mit meinem traulich an.

Die Blume sinkt, und gibt dem West den Duft zum Erbe,
Ans Leben, an die Sonn' ein Lebewohl vorm Ziehn,
So scheid' auch ich, den Geist hauch' ich, indem ich sterbe,
In einen vollen, süß wehmüth'gen Ton dahin.

Ludwig Seeger.

Ueber das Poetische in der modernen Poesie Frankreichs.

(Fortsetzung.)

Wer aber auf dem Golgatha dieses Erzeugten traurig sitzt, wie Marius auf den Trümmern von Karthago, das ist die Poesie selber, als stille, insichgekehrte Klagefrau; ihre Todten beweinend, die einst Leben hatten, nein, die nur den Schein des Lebens hatten, ach, und was noch weit trüber ist, ihre Lebendigen, welche diesen gleich werden müssen, den Schemen gleich, und dünnen Rauchgestalten am Ufer der Lethe. Soll mein Haus verlassen werden? Soll meine Stätte verwaisen? Sollen keine Priester mehr auf meinen heiligen Altären beten? Soll der Gedanke, der in meinem Namen haus't, selbst im Lande vergessen seyn? Soll alle Macht und Zeugekraft, die vom ewigen Himmel stammt, in Ohnmacht und in schwirrendem Nebel enden? — — —

Eine Spitze der Blasirtheit gibt es in jeder poetischen Epoche der Völker; nicht immer zeigt sie sich in solcher Nacktheit, wie in heutigen Tagen. Auch die französische Romantik hat eine solche, schärfste, strahlenfeinste Spitze. Daß aber hier das lustige Extrem eine Frau ist, darin liegt eine glorreiche Versöhnung. Denn die Poesie ist kein Weiberhiengespinst, sie ist männlich. Balzac ist kein blasirter Dichter. Jene Schwindsucht des Geistes, welche nur in ihrer Genesis und Auflösung angedeutet werden konnte (denn das Nichts läßt sich nicht packen), haus't weder in seinem Talent, noch in seiner Gestaltung. Er hat stets eine scharfe Absicht, stets eine zweckentsprechende Besonnenheit, stets jenen Glauben an Realität, der das Nothwendigste in der Dichtung ist, stets einen Boden für seine Staffirung, und für diese immer einen Lebenspuls. Seine Gestalten sind oft nur Figuren; denn sagt sich die Dichtung von ihnen los, dann gelten sie der Kritik als Automaten; dann sagt man: „Es sind todte Leute; aber auch das Leben hat in sich selber seine Leichname, und auch die Morgue hat ihre Kunstausstellungen." Aber man kann von diesen Leblosen, die ein einziger großer Père la Chaise alle aufnimmt, nicht sagen, daß sie in Dunst zerflattert sind, daß sie einst lebten, und sich verbliesen. Balzac ist kein großer Dichter; aber wir müssen zugeben, daß er ein vernünftiger ist, daß er zu ergreifen weiß, und daß er, gleich dem Haltfest unter den drei Gewaltigen in Goethe's Faust, das Ergriffene zwar in seine Atome grausam zerlegt, aber niemals sich entschlüpfen läßt. Man kann sagen, daß Balzac seine Gestalten mordet; aber er ist kein Todtschläger, er ist nur ein Prosektor. Auch ist der Leichnam sein Leichnam; er hat ihn nicht gestohlen, sondern die Homunculi, die er in dem anatomischen Saal seiner Romane schlachtet, hat er selbst gemacht. Sind sie auch hin und wieder schlecht, qu'importe? Sie müssen ihn doch „Väterchen" nennen.

Wir wollen es dem Dichter nachthun, und in aller Kürze zwei seiner vorzüglichsten Gestalten anatomiren. Dieß sollen Herr Balthasar Claës und der alte Grandet seyn. Betrachten wir diese Leute: Ihr ursprüngliches Element ist, genau genommen, die Spießbürgerlichkeit; aber diese Spießbürgerlichkeit ist in ihren innersten Nerven, in ihren geheimsten Zuständen ergriffen; hier das Laboratorium eines Alchymisten, dort die glanzlose häusliche Einöde eines Geizhalses. In beiden haus't, unläugbar, ein starkes Philisterthum, aber in beiden — ein Umstand der tiefer sitzt — auch eine reiche Poesie. Denn der Geiz, was ist er? Er ist das Verschmachten in der Fülle.

O, das Geld ist etwas Tiefpoetisches, allein der Geizige genießt nicht die Poesie des Geldes; er *weiß* sie nur. Aber er weiß sie auch im Innersten, als Seele und Wesen, als Eins und Alles; denn wüßte er sie nicht, wie würde er sie so mit Geierklauen festhalten? Der Geiz also in seinem ruhigen Vorhandenseyn ist jener ungeheuere, aber verbrecherische Wille, der, obwohl wissend, daß das Gold das Leben poetisch macht, dennoch freiwillig sich von dieser Poesie ausschließt. Ein eiserner Held im Versagen. Er weiß es, was für ein Zauberfunke in dem Golde steckt; er weiß auch, daß dieser nur *entfesselt*, die dunkle Höhle des Erdenlebens mit Poesie durchleuchtet; aber dennoch, dennoch will er den Karfunkel mit erlöschendem Licht lieber gebannt, millionenfach gebannt in seiner Spelunke, in seinem finstern Kasten haben, als ihn erlösen zur eigenen Wonne. Welche Größe negativer Poesie in einem hagern Geizhals! Aber das ist noch der Geiz in seinem *ruhigen* Daseyn. Der alte Grandet ist mehr. Er stellt die unendlich potenzirte Poesie des Geizes vor; den Geiz in der *Unruhe*, in der angstvoll hinaus in eine lockende Karfunkelferne greifenden *Spekulation*. Er ist der kühne Geiz, der Geiz, der da opfert, um zu gewinnen, der sich täglich und stündlich in die Angst des Wagnisses taucht, um aus den finstern Wogen tödtlichster Erwartung endlich durch den leuchtenden Juwel des Gelingens erlöst zu werden, der in der Glorie des Goldes am östlichen Himmel aufsteigt. Grandet ist der Harpar, der mehr thut als sich versagen, der sich auch foltert immer aufs Neue, durch den Schein und die Möglichkeit des Verlustes. Denn alle Spekulation ist ein Preisgeben des vorhandenen Kleinen für das zweifelhafte Größere. Aber weil der Geiz wirklich nur im Besitz, im sichersten Haben sein Selbst und Wesen erkennt, so ist es das Gewaltigste, was er zu thun vermag, wenn er dieses hermetisch verschlossenen Besitzes selbst sich entäußert, um der Möglichkeit willen, daß das, was noch als Luftschloß in den Wolken hängt, wirklich werde. Diese starre Konsequenz bei einer völligen Entäußerung seines innersten Wesens, dieß ist es, was das Poetische des spekulirenden Geizes ausmacht. Halten wir das Gleichniß fest, daß das Gold ein leuchtender Karfunkel sey (und warum sollten wir nicht, da uns ja in alten Mähren Wunders viel davon gesagt ist) — welches ist denn die That des spekulirenden Geizes? Es ist diese: Er öffnet mit den hagern, klauenhaften Fingern die schwarze Truhe, aus der sein Nibelungenhort ihm entgegenfunkelt. Wie wunderbar spielt das getrübte Sonnenlicht, der dunkle Schein der Lampe in diesem Golde! Ja, die Metalle, die Gesteine haben ein tiefes Auge, das aus einem noch tiefen Abgrunde blickt. Es ist der elementarische Schein, mit welchem der Erdgeist die Menschheit verlockt, und aus dem sogar „der Erbfeind herblickt dunkel." Er weiß dieß, der den Schatz behütet; er zählt die Minuten nicht mehr, die er in diesem Anschauen genoß; ach sie bilden einst eine Ewigkeit. Er weiß, wie das tiefe Auge des leuchtenden Metalls an seinem Leben saugt; wie er mit seinem ganzen Daseyn diesen tiefen Mächten verfallen ist; und er soll sich nun von ihnen trennen? Von dieser Süßigkeit des Lebens soll er scheiden? Er soll mit der Linken, bei blutendem Herzen, opfernd die Gewalten hinschleudern, die sein ganzes Daseyn durchglühn, um mit der Rechten nie hinauszugreifen in eine weite Wolkenferne, wo nur erst das Abbild, das Phantom, das Spiegelbild, die Fata Morgana dieser Wirklichkeit prangt? Welch ein ungeheures Gebot ist dieß! Aber er vollbringt's. Der Glanz der Hoffnung siegt. Die Wolkenbilder, der himmlische Schein in Regenbogenferne überwinden weit. Der Zauberglanz des Karfunkels reicht so weit, daß er am Himmel selbst seine Strahlen bricht. Es ist sein Leben, sein Selbst; sein Alles, was der alte Grandet opfert; aber was von droben winkt, ist mehr, die Götter die vom Himmel blicken, sind allemal mächtiger. Die Qual des Suchens ist noch eine größere Wonne als die Wonne des Besitzes, die schon alle Wonnen aufwiegt. Er ringt also nach dem Kleinod: es ist sein Evangelium; er schleudert also den Hort in die ungewisse Ferne: es ist sein Verhängniß; er verneint also, in fortwährendem Kampf begriffen, sein innerstes Selbst: es ist seine Bestimmung; er schwebt also ewig auf der schwindlichten Thurmspitze des ungeheuern Vielleicht: es ist sein Wille; er stirbt also in seinem langen Leben darbend und entbehrend, tausend Martertode; es ist seine Lust. Nun wohlan, wenn sie dieß nicht ist, die Glorie des Geizes, dann ist der ganze Begriff nur ein leerer Schall. Und dieß ist der alte Grandet.

Ist das nicht Poesie? — —

Und nun die *Alchymie*; sie ist in der That das stillste Stillleben. In der Einsamkeit der Nacht und rußigen Gemäuers sitzt sie, ein Selbst-Begrabener; in sich gekauert in Dampf, den nur der Flammenblitz des Heerdes lichtet, hockt sie in der feuchten Halle. Aber durch diese Halle schreitet unsichtbar, doch leibhaftig die Poesie. Diese ungeheure, heldenmüthige *Hoffnung*, welche aus Nacht, Nebel und Kerkerduft, aus dem dumpfen Mauerloch, das aber doch aller Seligkeiten voll ist, ewig nach dem Stern des Morgenlandes blickt, der für ihn, den Adepten, schon am Saum des Himmels steht; diese strahlenreiche, unendliche Hoffnung ist schon selbst die Poesie. Aber die Alchymie enthält ja noch weit mehr als diese Hoffnung. Sie enthält die Wissenschaft der Unterwelt und die Unterwelt selbst.

Heraklit, der tiefsinnige Philosoph, sprach von zwei Wegen in allem Denken und Erzeugen, von denen der eine nach oben, der andere aber nach unten führe. Allein diese Wege seyen sich nicht gleich, vielmehr sey der nach unten der erste und ursprüngliche, und erst durch die Niederfahrt gelange der Geist zu seiner Auferstehung. Dieß sagte Heraklit, den man den Dunkeln nannte, darum, weil er zu sehr vom Genius durchdrungen war, um von Flachköpfen begriffen zu werden; in dieser seiner Offenbarung liegt aber der Sinn und das Geheimniß aller Wissenschaft und aller Dichtung. Es ist derselbe Sinn, den schon die Natur selbst in der einfachen Methode ihrer Erzeugung ausspricht, indem sie den Baum und die Blumen tief im Innern der Erde wurzeln läßt, indem sie das Geheimniß der Geburt in das innerste Heiligthum des lebendigen verlegt. Alles was *wird*, das wird im Schooße der Unterwelt. Auch die ewigen Gefühle der menschlichen Seele, auch die noch herrlicheren und ewigeren Gedanken seines lichten Geistes kommen von unten herauf, denn am Natürlichen entzündet sich alles Denken, alles Denken ist zuerst eine *Naturweihe*, aber diejenigen Gedan-

ken, welche immer nur nach oben hin appelliren, und die wahre Göttlichkeit des Weltalls zwischen den Sternen suchen, diese verläugnen ihren Ursprung und werden deßhalb von der Heimath auch verläugnet, denn der tiefgeheimnißvolle und doch aber zu enträthselnde Gedankenzug in allem Natürlichen ist keine Sternenschrift, die doch nur mit der Zahl beginnt und mit der Zahl aufhört. Da, wo die Wolken ziehen, wohnt nicht der Genius der Natur, er ist kein Sohn der Regenwolke, sondern aus dem Schacht der unterirdischen Räume steigt er empor, um auch an der blauen Wölbung seinen lichten Thron aufzuschlagen. Alles Geistige, wie alles Natürliche beginnt von Unten; nicht mit dem Aufblick, sondern mit der hinabwärtsgekehrten Forschung.

Dieser urewige Gedanke ist es, welchen auch die Alchymie in der Wahrheit ihrer Form ausspricht. Die Alchymie hat allerdings einen falschen Inhalt, allein ihre Form ist die Wissenschaft, und eben darum die Wahrheit. Ihr Mark ist die Forschung, welche nur darum im Laufe der alchymistischen Versuche sich verfärbt und verblaßt, weil sie sich eben auf Versuche, d. i. auf die Erfahrung allzusehr einläßt. Ob dasjenige, was der Alchymist sucht, also dasjenige, was seinen Zweck ausmacht, wirklich der Geist an sich ist, ist gleichgültig: ob das Lebenselixir, ob der Stein der Weisen wirklich gefunden wird, darauf kommt es so wenig an, daß vielmehr alle Wahrheit der Alchymisterei darin besteht, daß er nicht gefunden werde, mithin der Zweck nur ein ewiges Problem sey. Die Wahrheit ist vielmehr dasjenige, was dem Alchymisten fortwährend an sein Laboratorium bannt, und das, was alle Adepten allmählich und beiläufig erreichen. Einfach ausgesprochen ist dieß endliche Resultat aller Alchymie die Erkenntniß der Natur, ihrer Tiefen und Gewalten selbst, eine Kenntniß, welche, wenn auch mühevoll und langsam endlich zum Geist selber führt.

Wir sehen also in der That in der Bestrebung und That des Alchymisten das Stillleben des Geistes in seiner tiefsten Innerlichkeit, das Versunkenseyn der geistigen Forschung in der nächtlichen Naturtiefe. Ein solches Streben und eine solche That ist aber so leibhaftig poetisch, daß man denjenigen, der sie zu schildern, zu entwickeln, nachzudenken versteht, wohl nicht für anders, als für einen Dichter nehmen kann. Balzac aber ist gerade der Mann, der sie in seiner „Recherche de l'absolu" auf seine Weise trefflich gelöst hat. Denn er hat uns keineswegs ein bloßes Atelier der Alchymisterei gegeben, wie etwa die niederländischen Meister der Malerkunst uns zu schildern sich versucht fühlten; auch hat er uns nicht bloß wie einige deutsche Novellisten (wie auch der vortreffliche Tieck in seinem Alten vom Berge) den Alchymisten als trocknen, zusammengeschrumpften Gedankenphilister neben der frischen Regsamkeit des Weltlaufs vorgeführt; sondern er hat uns die That des Alchymisten als eine innere Genesis und wahrhafte Geschichte seiner Seele geschildert; er hat uns das Werden gezeigt, und den stetigen Progreß der unaufhaltsamen Strebegier. Alle Vorsicht und Genauigkeit, alle vernünftige Bedachtsamkeit und Absichtlichkeit, welcher Balzacs Genie fähig ist — diese hat er in dieser Persönlichkeit niedergelegt und zusammengeschlossen. Denn Herr Balthasar Claës wohnt freilich zu Douai, in dem kleinen Land- und Philisterstädtchen, wo, genau genommen, die anderweitig unbeschäftigte Phantasie eines geistig regsamen Menschen auf allerlei seltsame Dinge, wie eben die Alchymie, gerathen könnte; allein Herr Claës hat schon an seiner Abkunft ein heilsames Gleichgewicht gegen alle Philisterhaftigkeit und Kleinlichkeit; denn er ist ursprünglich ein Spanier und von altadeligem Geschlecht. Er geht aber nach Paris und studirt unter Lavoisier die Chemie; eine Wissenschaft, welche ihn jedoch nicht auf einmal so ausschließlich hingenommen hat, daß er sich nicht in ein liebenswürdiges Fräulein hätte verlieben und mit derselben auf eine glückliche Ehe hätte denken, ja eine solche sogar geraume Zeit hätte führen sollen. Wie es sich später zeigt, ist Herr Claës freilich ein Gemüth, welches tiefer, spekulativer Leidenschaft fähig ist, allein nichtsdestoweniger hat er bis zum Jahre 1809, welches den Wendepunkt seines Geistes ausmacht, seine höchste Freude und Liebhaberei an den Tulpen, eine Idiosyncrasie, welche für diese Natur höchst bedeutungsvoll ist, denn in der Regel ist die bunte Oberflächlichkeit der Blumenwelt, die buntgesprenkelte Mannichfaltigkeit und monotone Sprenkelei der Zwiebelgewächse eine Neigung, welcher sich nur beschränktere Naturen hingeben; freilich hört es mit dieser untergeordneteren Neigung ganz auf, sobald der tiefere Trieb in ihm erwacht ist; und er sagt sich, nunmehr der Nacht und dem Geheimniß zugewandt, von der bunten und schalen Oberfläche gänzlich los, die er jetzt als einen Verrath am Geiste und an dem Innern der Natur betrachtet. Denn nunmehr rauscht und braust es in seinem Herzen, die fieberische Gluth der Sehnsucht hinabwärts ist erwacht und was die wahre Kunst des darstellenden Dichters ausmacht, zeigt sich nun darin, daß das Räderwerk dieser brausenden Gemüthsinnerlichkeit auf das reichste entfaltet wird. Es sind wiederum Lust und Qualen, in ihrer mystischen Ehe, die zum Vorschein kommen; es ist die allgemeine, gewöhnliche Menschlichkeit, wie sie hinstirbt, von dem Feuer verzehrt, das aus den Tiefen der Abgründe heraufdampft. Man fühlt, daß der Dichter nun recht hat, wenn er diesen Helden ein Genie nennt. — Da, was wir hier geben wollen, eine Revue der Geister ist, so können wir die so markirten Gestalten rasch auseinander folgen lassen. Wer Balzac am verwandtesten ist, das ist Viktor Hugo. Dieß wollen wir jedoch nicht so verstanden wissen, als ob dem Inhalt oder der Form nach, der eine dieser beiden Dichter in die Natur des andern hinüberspielte, oder beide gleichartige Eigenthümlichkeit besäßen; vielmehr soll damit nur angedeutet werden, daß diese beiden Dichter unter allen ihren Strebensgenossen den Begriff, wir wollen lieber sagen: die Idee einer romantischen und wahrhaft konkreten Novellistik am reinsten erfaßt und am ausgeprägtesten dargestellt haben. Allein subjektiv ist Viktor Hugo ein bei weitem größerer Dichter als Balzac.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 22.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

9 März 1837.

Dramatische Poesie in England.

Zweiter Artikel.

Als eine der wichtigsten neueren Produktionen im Gebiet der dramatischen Poesie wird von den meisten kritischen Zeitschriften und Blättern Englands die Tragödie Jon, von Sergeant Talfourd bezeichnet. Der Name schon sagt uns, daß hier ein antiker Stoff zum Vorwurf genommen ist. Der Gegensatz des Klassischen und Romantischen, wenn auch unter verschiedenen Namen und mit eigenthümlichen Modifikationen, zieht sich in alle neueren Literaturen hinein. Jede Tendenz weckt auch eine Reaktion; so weckte in Frankreich das starre Festhalten am Klassischen mit seiner Kälte und Leblosigkeit das Fieber des Romanticismus; in England strebte das Klassische, obgleich nicht gerade unter diesem Namen, sich hervorzuthun neben dem Romantischen; aber freilich behauptete dieß, durch den riesenhaften Genius Shakspeare's vertreten, ein unendliches Uebergewicht, und wird es immer behaupten, denn was sind gegen jenen ein Dryden, Pope und Addison? Zwar antike Stoffe hat auch Shakspeare behandelt — nicht nur solche aus der alten Geschichte, wie Coriolan, Julius Cäsar, Antonius und Cleopatra, sondern selbst aus der mythischen Zeit: Troilus und Cressida, aber er behandelte sie, bei oft wunderbarer Schonung der historischen Wahrheit, dennoch im modern-romantischen Geist. Bei uns hat Goethe außer den romantischen Dramen: Götz und Egmont, auch die auf einem antiken, mythischen Vorwurf beruhende Iphigenie geschaffen, ein Werk, das sich jedoch mehr nur im Gegenstand und in der Scenerie, als seinem tiefsten Geiste nach als antik bezeichnen läßt. Denn gewiß steht die Iphigenie dem Tasso weit näher, als irgend einem griechischen Drama. — Bei den Engländern ist es am wenigsten zu verwundern, wenn das in ihren Schulen so eifrig betriebene Studium der alten Klassiker eine Veranlassung wird, auch für die Poesie öfters Stoffe und Formen aus dem Schatz antiker Bildung und Erinnerung zu entlehnen, und so wird außer dem in Frage stehenden Trauerspiel ein anderes, auf das Alterthum bezügliches Werk: Perikles und Aspasia, von Walter Landor, von den Kritikern sehr gerühmt. Jon selbst, von seinem Verfasser nicht für die Bühnenaufführung bestimmt, ja nicht einmal dem buchhändlerischen Verkehr übergeben, wurde demungeachtet aufgeführt und zwar mit glänzendem Erfolg, was als ein Ereigniß von Wichtigkeit für das Theater und für die dramatische Poesie angesehen wird. Am gründlichsten spricht sich das New Monthly Magazine über diese Tragödie aus, deren Verlauf es mit eingestreuten Proben gibt: „Obgleich der Jon nicht für die wirkliche Bühne bestimmt war, mußte doch nothwendig der Dichter eine ideale Bühne vor Augen haben. Nichts ist abgeschmackter als die Entschuldigung, die man gewöhnlich bei einem langweiligen und unaufführbaren Drama zu hören bekommt: daß es ein dramatisches Gedicht habe werden sollen. Ein Gedicht und ein Drama sind zwei sehr verschiedene Dinge. Jedes hat seine eigenthümlichen Begünstigungen — jedes hat seine besondern Beschränkungen — jedes hat einzelne Vortheile. Es kann kein gegenseitiger Austausch von diesen bewerkstelligt werden, ohne Schaden für beide. Wo immer jene Entschuldigung vorgebracht wurde, geschah es in der Absicht, die Armseligkeit eines unglücklichen Versuchs zu bemänteln. Der Unterschied des dramatischen Dichters von jedem andern ist nicht bloß ein Unterschied in der Form; es ist ein wesentlicher Unterschied im strengsten Sinn des Worts. Die Beachtung der Einheiten ist auf ungeeignete Weise in eine Erörterung hereingezogen worden, mit der sie in der That gar nichts zu schaffen hat. Nach der Art freilich, wie man beständig diese Einheiten geltend macht, könnte man wohl glauben, daß sie nirgends als im französischen Drama bekannt seyen. Denn wenn wir dabei nothwendig an eine Art förmlicher, feiner und leidenschaftloser Reflexion, an das Gesuchte in Gedanken und Gefühlen denken sollen; wenn wir da, wo sie gelten, annehmen sollen, daß die von ihnen beherrschte Fabel ein bloßes Gewebe von konventionellen Schicklichkeiten und Artigkeiten seyn müsse, mit Ausschluß und Aechtung aller stärkeren Gemüthsbewegungen: dann wahrhaftig kann man nicht meinen, wir reden von

len Einheiten des alten griechischen Drama's. Eine gewisse Würde der Form hatte dieß Drama; eine Würde der Haltung und des Ausdrucks, eine Strenge in der Wahl seiner Gestalten und eine auserlesene Einheit in ihrer Gruppirung; aber das Menschenherz, das große republikanische Herz der ganzen Welt, schlug damals so rasch und regelmäßig wie jetzt, obgleich es unter Einwirkungen stand, die wir jetzt nicht mehr empfinden, und seine Bewegungen gehemmt oder beschränkt waren durch jene erbarmungslosen Lehren von Fatum und Verhängniß, welche die jetzige Welt nicht mehr anerkennt.

Wir stutzten darum nicht, als wir die Gruppirung und Anordnung dieser Tragödie klassisch fanden; wir schauderten nicht zurück, weil die Personen darin die Erinnerungen der griechischen Mythologie fest halten und den grillenhaften Gesetzen griechischen Aberglaubens unterworfen sind — wir wollten erst sehen, ob die Sprache, die Situationen, der ganze Charakter den zu aller Zeit gültigen, wesentlichen Anforderungen an das Drama entsprächen, und als wir dieß fanden, hegten wir keine Zweifel mehr über die Wirksamkeit dieser Tragödie auch für unser Zeitalter. Der Dichter hat seinen Zweck: mit einer idealen Bühne vor der Seele zu schreiben, erreicht." — „Während die Tragödie ganz von der Atmosphäre griechischer Empfindungsweise umflossen ist, ist doch die Gelegenheit benützt worden, die Finsterniß des Nationalglaubens durch ein Licht zu durchbrechen, das sich an die edelsten Ueberzeugungen der modernen Welt anschließt. Jon ist, wie die Hauptperson in jeder griechischen Tragödie, ein religiöses Opfer für die Götter; aber das Opfer gilt hier nicht der bloßen Vergötterung seiner eigenen Leidenschaften, sondern es wird dargebracht im Geist der ächtesten Humanität. Der Glaube Jons, in die griechische Vorstellungsweise übertragen, erzeugt Gottheiten, werth sein Opfer zu empfangen, und wenn er am Schluß Leben und Liebe aufopfert, um sein Vaterland zu retten, so thut er dieß von den erhabensten und innigsten Gefühlen beseelt.

Die Scene ist in Argos unter der Herrschaft des Königs Adrastus. Eine Pest wüthet in der Stadt, und die Weisen sind von Medon, dem Oberpriester Apollo's vermocht worden, in seinem Tempel eine Zuflucht zu suchen. Jon ist ein Findling, der in diesem Tempel erzogen worden ist und den Dienst darin besorgen hilft. Hier beginnt die Tragödie, indem einige der Weisen versammelt sind und nach einigen bewunderswerthen einleitenden Andeutungen, Jon zu ihnen eintritt. Man bekommt sogleich den Eindruck seines unverdorbenen, reinen Gemüths; mit Einemmale enthüllt es sich vor uns; und ohne einen Gedanken zu haben an Groll oder Leidenschaft, scheint er so gleichgültig gegen das Herannahen jener Männer, als er es gegen die Pest gewesen ist, aus deren Mitte er so eben zurückkommt, in Kraft der Erlaubniß, die ihm der Oberpriester auf seine dringende Bitte gewährte: die kranke Stadt nach Willkür zu besuchen." Der Oberpriester Medon selbst tritt jetzt auf und verkündigt eine Hoffnung auf Hülfe — mittelst Blut. Hier bebt Jon zusammen, er wechselt die Farbe und wir fangen an, die über ihm waltenden Mächte zu ahnen; bald jedoch werden diese durch die Holdseligkeit und Milde seines Wesens wieder beschwichtigt. Seine Beschreibung eines unsinnigen Festes, bei welchem in der letzten Nacht, während des Elends von Argos, der König geschwelgt hat, schließt er mit einer Aeußerung des Mitleids, und als einer der Greise ihn tadelnd fragt: welche Entschuldigung er denn für den Tyrannen anzuführen wisse, erwiedert er: „Ist er nicht freundlos, kinderlos und König?" In der That ist dieß der Grund der Gleichgültigkeit des Adrastus, indeß die Greise gerade der letzten Ursache die Heimsuchung durch die Pest zuschreiben. Vor Eröffnung der Tragödie schon war Phokion, des Oberpriesters Sohn, nach Delphi gesandt worden, mit Einwilligung des Königs, um das Orakel zu befragen; aber bald nach seinem Abgang war Adrastus noch tobender und wilder geworden, verweigerte die Weisen zu sehen, ließ einen ihrer Botschafter geißeln und drohte dem zweiten, der ohne gefordert zu seyn, käme, den Tod. Jon fleht jetzt um den gefahrvollen Auftrag, und mit so unwiderstehlicher Dringlichkeit, daß Medon es ihm nicht abschlagen kann. Vor seinem Abgang erbittet er sich Medons Tochter noch sehen zu dürfen, die Gespielin seiner Kindheit und Jugend. Eine tiefempfundene, köstlich geschriebene Scene folgt zwischen Jon und Clemanthe. Sie eröffnet eine erschütternde Schilderung Jons von dem Jammer der von der Pest betroffenen Argiver. Durch den veränderten Ton und das Wesen des Redenden erwacht in dem schüchternen, erstaunten Mädchen plötzlich das Bewußtseyn, daß der, den sie bloß für ihren Spielgenossen gehalten, der Beherrscher ihrer tiefsten Herzensgefühle ist. Er erklärt ihr seinen Vorsatz, der ihn in den Pallast führt. Plötzlich redet sie ihm mit tausend leidenschaftlichen Ermahnungen zu, nicht hinzugehen, und die Empfindung, mit welcher sie hinzusetzt, sie werde, wenn er gehe, allein seyn, verräth das Geheimniß, mit dem sie sich bisher unbewußt getragen. —

Bis dein verwandelt Wesen meiner Seele
Es offenbart und die Gefahr, die dich
Bedroht, mich kühn, es zu bekennen macht.
Verachte mich nicht drum!

Die Scene schließt folgendermaßen.

Jon.

Des Himmels Ruf ergeht an mich. Ich habe
Verpfändet meine Ehre. Wenn dein Herz
Sich zugewendet dem freundlosen Knaben,
So dachtest du ihn dir nicht feig; auch darf
Dieß der nicht seyn, den deine Wahl geehrt.
Das Recht verliehst du mir, von dir zu fordern
Beistand für unser Leben — mag es dauern
Noch lange Jahre, oder eine Stunde.
Jetzt heisch' ich ihn! halt aufrecht meinen Muth!
Entsende mich mit freier Zustimmung!
Stähle mein Herz zur Pflichterfüllung!

Clemanthe.

Geh!
Nicht anders wünsch' ich dich, als wie du bist.
Todt oder lebend — wenn du fallen solltest —

Jon.

Ich kehr' dir wieder!

Clemanthe.

Wenn du fallen solltest.

Nenn' ich, vermählt mit deiner kalten Asche,
Mich glücklicher als in der stolz'sten Größe.
Dein — ewig dein — (Sie wird in seinen Armen ohnmächtig.)

Jon (ruft).

Abra: So wird der Abschied
Am leichtesten. (Abra kommt.) Schaff' Luft ihr; bleibe heute
Um sie; ich kenne deine Zärtlichkeit;
Käm' schlimme Botschaft ein von einem Freund,
So wird sie ihrer ganz benöthigt seyn.

(Abra trägt Clemanthe weg.)

Ihr Götter, die das Leben, das Ihr heischt,
Bereichert habt mit unschätzbarem Schatz:
O gebt mir jetzt die Kraft, es hinzugeben!

Adrastus tritt auf. Die Scene des zweiten Akts ist auf einer Terrasse des königlichen Pallastes, wo der König mit fieberischer Unruhe auf und abgeht, gleichgültig gegen die ansteckende Luft, welche von der verpesteten Stadt her weht. Sein Diener warnt ihn; er antwortet in einer Rede, welche zugleich die ausgezeichnete Eigenthümlichkeit seines Charakters und die große Unsicherheit in dem Glauben und der Einsicht der Griechen dem Auge des Lesers enthüllt. Jedes Wort hat seine Bedeutung:

Adrastus.

Und mögen mich vergiften diese Lüfte:
Ich wanke, zittre nicht! die Riesenmauern,
Aelter als Sage und Erinnerung,
Schirmen die Heimath eines mächtigen
Geschlechts von Kön'gen, dessen Ursprung sich
Durch dunkle Zeiten zieht, bis die Gestalten
Bewehrter Fürsten göttlich sich erheben,
Und, ihre ernste Stirne finster faltend,
Sich stumme Unterwürfigkeit erzwingen,
Wie die Gebieter einer ältern Welt.
Ich, ihrer Herrlichkeiten trüber Erbe,
Empfinde: unser End' ist nah und will ihm
Entgegen geh'n wie ihrem Ruhm geziemt.
Nicht will ich abgeh'n vom erwählten Pfad
Um meines Schwertes Breite; keinen Wunsch
Will ich versagen mir, und könnt' ich auch,
Unköniglich, so das Verhängniß ändern.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber das Poetische in der modernen Poesie Frankreichs.

(Fortsetzung.)

Die Aufgabe, über Viktor Hugo's Geisteseigenthümlichkeit genügende Andeutungen zu geben, wird uns etwas ausführlicher beschäftigen müssen. Ehe wir uns jedoch darauf einlassen, müssen wir einige allgemeine Bemerkungen vorausschicken.

Es gibt unter uns eine Kritik, welche mehr schadet als nützt, mehr verwirrt als auflöst. Diese Kritik ist bei weitem noch nicht so alt an Jahren, daß man sich eines entschiedenen Wortes darüber enthalten könnte und müßte; sie ist vielmehr eine wahre literarische Novität zu nennen, eine Ausgeburt der letzten Jahrfünfte, welche ganz entschieden den neuesten Richtungen unserer poetischen und kritischen Literatur angehört. Es ist vor allen Dingen die konfuse Allgemeinheit, oder auch, wenn man mit Worten spielen will, die allgemeine Konfusion, die an dieser Kritik (vielmehr an dieser Art zu kritisiren) zu rügen und zu verwerfen ist. Sie entbehrt durchaus aller Individualität; denn der so gesinnte Literat fängt, wenn er über irgend einen poetischen, wissenschaftlichen Gegenstand reflektiren will, mit allgemeinen Gedanken und Grundsätzen an, die er aus dem summarischen Inhalt der modernen Zeit geschöpft zu haben vorgibt; er ergreift irgend einen abgerissenen Punkt des geistigen Universums, welches als die Bildung und Denkweise der modernen Zeit vor uns liegt. Weil dieser Punkt den allgemeinen Zuständen angehört, so glaubt das kritische Subjekt, daß es an und für sich ein allgemeiner Gedanke sey. In dieser Ueberzeugung kann es ihm natürlich nicht an Uebergängen fehlen; weil eine Rede, welche mit der Arche Noah, oder mit den zwölf Söhnen Jakobs anhebt, eben so gut mit der Völkerwanderung, oder mit dem dreißigjährigen Krieg, als mit der Buchdruckerkunst oder mit der Entdeckung von Amerika schließen kann. Zugleich aber sind die Uebergänge in einer solchen kritischen Darstellung wirklich die Zusammenhangslosigkeit selbst, weil sie eben auf der einen Seite rein in der Subjektivität des Darstellenden beruhen, auf der andern aber nur durch den Vordersatz oder die Prämisse, nicht aber eben so sehr durch das, was folgen muß, bedingt sind.

Ohne uns auf das Verfahren dieser irrthümlichen Kritik allzu weit einzulassen, wollen wir nur bemerken, daß ihr Irrthum auf dem absoluten Nichtverständniß des Gedankens beruht: daß das Allgemeine das Individuelle ist. Eine wahrhaft vernünftige Kritik darf mithin nicht von der Allgemeinheit als solcher anfangen; denn ein solcher Anfang findet sich auch bei den armseligsten Darstellern, wie z. B. etwa der längst selige Lange die Vorrede zu seiner lateinischen Grammatik schon vor 100 Jahren mit den wahrhaft allgemeinen Worten anhebt: „Des Menschen unsterbliche Seele ist ihren Kräften und Anlagen nach vernünftig;" eine Prämisse worauf eben so gut die erste und zweite Deklination, als eine Anweisung zum Kuchenbacken folgen kann — sondern eine solche Kritik muß immer mit dem Individuellen, und zwar nicht mit dem Individuellen als solchem, denn so wäre es wiederum nur ein allgemeiner Gedanke, sondern mit dem Individuellen als Individuum anfangen. Man muß nicht erst willkürlich aus dem geistigen Universum einen abstrakt allgemeinen Gedanken herausreißen, ihn subjecktiver und absolutistischer Weise bevollmächtigen, und dann das Individuelle, wovon die Rede seyn soll, gewaltsam in seine Kreise bannen; sondern man muß in dem Individuellen selbst, den individuellsten Punkt, den Nerv des Individuums aufspüren, ergreifen und herausbilden. Bei diesem wahrhaft kritischen Kunstproceß braucht man alsdann nicht nach der Allgemeinheit zu suchen, denn man hat in und durch ihn selbst das Allgemeine schon gefunden.

Unsere Aufgabe ist auch in diesem zweiten Artikel, der von der französischen Romantik handeln soll, diese und nur diese, daß wir in jener weitläuftigen und viel bestrittenen Kategorie die eigentliche, reine, wahre und unbefleckte Poesie aufsuchen und hervorstellen. Diese Arbeit, welche nicht ganz so leicht ist, als sie anfangs scheinen mag, hat vor uns, wenigstens nicht in dieser bestimmten, und durchaus auf die Einheit des an und für sich Poetischen gerichteten Absicht, noch Niemand weder übernommen noch ausgeführt. Dagegen ist aber von Seiten jener Alles verallgemeinernden modernen Kunstkritik viel und Vielerlei über französische Romantik geredet worden, und man hat die und jene Erscheinung und einzelne Seite derselben so mit den allgemeinen kritischen Fühlhörnern sondirt und betastet. In dieser Weise hat man aber den wahren Kern nie getroffen. Und warum nicht? Nun eben deßhalb, weil man sich in der Form versah. Man wollte z. B. über die literärhistorische Bedeutung der vielbesprochenen Madame Düdevant seine Meinung, und wohl etwas mehr als dieß: das kritische Urtheil des Gedankens aussprechen. Allein nur einen Anfangspunkt zu gewinnen, sammelte man vorher die verworrenen Stimmen des modernen Publikums über das, was man Blasirtheit nennt. Man vertiefte, verwickelte sich also in weitschichtigen Tiraden über die beau monde blasé, und kam so hinterdrein, nach Abschluß der Rechnung mit dem vornehmen und zweideutigen Pöbel einer verunsittlichten Hauptstadt, im Verlauf der Rednerei auch auf Madame Düdevant. Wenn jedoch ein unbefangener Leser, der diese seltsame Frau im Innersten kennen zu lernen wünschte, mit Eifer sich bemühen wollte, aus dem, was unsere Journale über sie geäußert, sich ein nicht allgemeines, sondern individuelles Urtheil über sie oder wohl gar ein gestaltvolles Bild von ihr zu bilden, so würde er sehr bald einsehen, daß ihm, anstatt der Leitsterne zu seinem Ziel, nur kritische Schwärmer und kleine, vermaledeite, trügerische Reflexions-Irrlichterchen begegnen.

Diesen trüben Zustand bedenkend, müssen wir unsererseits den Leser bitten, einen andern Weg mit uns einzuschlagen. Wir führen ihn nicht auf eine heitere Höhe, von wo aus man, in mäßiger Erhebung über den Schauplatz des poetischen Lebens, die Dinge in der anmuthigen Vogelperspektive betrachtet, sondern es ist das innerste Lebensmark der poetischen Erscheinungen, das wir ihm gern enthüllen möchten. Vielleicht sind unsere Kräfte, um dieß im Geiste und in der Wahrheit zu vollbringen, zu schwach; aber daß in diesem unserm Zweck, in dieser unserer Absicht und Form die alleinige Wahrheit und Erkenntniß beruht, diese Ueberzeugung wollen wir uns nicht rauben lassen. Bei den großen und tiefverhüllten Schritten, welche in neuester Zeit unter allen Völkern und in allen Landen die Kunst und die Wissenschaft auf ihrer unendlichen Bahn vorwärts thaten; bei den mächtigen Ahnungen, die uns aus solcher rastlosinnigen Fortgestaltung entgegenblitzen; bei der Großartigkeit der Gedanken, der Plane, der Motive, an denen sich die großen und schönen Kräfte in dieser Zeit abmühen — ist es mehr als Thorheit, ist es offenbare Lästerung, wenn man à vol d'oiseau auf das, was unten gährt und tost, leichtsinnig herabzudilettiren wagt, und nicht vielmehr hinab steigt, um mit weihevollem Entschluß, mit keuscher Gesinnung, und mit dem Aufgebot aller Kräfte in die Katakomben dieses mächtig rauschenden Daseyns zu bringen, welche in der That keine Todtengrüfte, sondern die heimathlichen Souterrains eines ewigen Keimens und Quellens sind.

Unser kritischer Weg — um es also mit Einem Wort zu sagen, ist auf das Individuum gerichtet. Das Individuum des Dichters aber ist sein Werk. In diesem lebt und webt nicht bloß er, als dieser Balzac, dieser Janin, dieser Viktor Hugo, sondern der schaffende Dichter in seiner allgemeinen und unendlichen Bedeutung. Wahrlich, es ist ein so natürlicher Entschluß, den Dichter nur in seinem Werk aufzusuchen. Warum wird dieser Weg unter uns Modernen, die wir so aufgeblasen vom Progreß reden, denn so selten eingeschlagen? Doch auch diese Frage ist leicht zu beantworten; es ist die Eitelkeit des kritischen Subjekts, das eben in dem schnöden Willen, selbstständig als ein kleiner Tyrann, über dem Dichter zu schweben, seine entschiedene Unberufenheit für die wahre Kunstkritik ausspricht.

Eins ist unumstößliche Wahrheit: daß der kritische Gedanke unter uns erst dann wahrhaft frei werden wird, wenn wir jene kritisch-dialektischen Recken, mit ihrem spekulativseynsollenden Hokuspokus los sind, die so treulos am Geiste und an der Wahrheit handeln, daß sie, anstatt ein großes Werk in Ruhe und Andacht auszudeuten, uns nur ihre eignen, zweideutigen Gesinnungen und verblümten Reflexionen auftischen, zugleich mit der Zumuthung, daß wir diese unzusammenhängenden Molecülchen, denen keine Konsistenz abzugewinnen ist, für die Sache selbst und ihre Wahrheit halten sollen.

Wenden wir uns jetzt zu unserm Dichter, zu Viktor Hugo; oder, um unsern eben geäußerten Grundsätzen treu zu bleiben, nicht sowohl zu seiner Persönlichkeit, als vielmehr zu seinem Werk. Diesem Werk wollen wir versuchen ins innerste Eingeweide zu dringen. Das eben ist das Individuum, welches uns die Persönlichkeit des Dichters in ihrem vollen Werthe reflektiren wird.

Viktor Hugo's schönstes Werk ist: Nôtre Dame de Paris. Es ist nicht bloß Viktor Hugo's größtes; es ist auch das Großartigste, was die französische Poesie innerhalb der letzten dreißig Jahre hervorgebracht hat. Es ist dieß viel gesagt; allein wir denken es zu beweisen. Um dieß aber zu leisten, müssen wir von Nôtre Dame etwas ausführlich sprechen, ein Vorhaben, weßhalb wir wohl nicht erst die Verzeihung des Lesers in Anspruch nehmen dürfen. Es handelt sich hier nicht um das zu gewinnende Urtheil über einen en vogue schwebenden Novellisten; es handelt sich um die Genesis eines sehr wunderbaren Werks und um deren Geschichte.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 23.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

11 März 1837.

Der Abend.

Von Lamartine.

Still ist's, der Abend ist gekommen,
Hier an dem Felsen halt' ich Wacht —
Einsam! und schau' das Schiff der Nacht,
Das durch die Lüfte kommt geschwommen.

Auftaucht am Berg der Abendstern,
Matt blinken im geheimnißvollen,
Verliebten Schimmer, ihm entquollen,
Die grünen Rasen nah und fern.

Im Schattenlaub der Buche beben
Die Zweige schaurig, wie im Traum,
Als wenn um eines Grabes Saum
Gespenstische Gestalten schweben.

Sieh da, ein Himmelsbot', entquillt
Ein sanfter Strahl dem Nachtgestirne,
Fährt über meine trübe Stirne,
Und rührt mein Auge selig mild.

O süßer Glanz, vom Flammenballe
Rückstrahlend, sag', was soll dein Schein?
Willst du, daß Licht ins Herz hinein,
In das verdüsterte, mir falle?

Beleuchtet mir dein bleiches Roth
Ein göttlich Wunder, das Geheimniß
Der Welt, wohin nach kurzer Säumniß
Der Tag dich heimzurufen droht?

Bringst du den Müden, Schmerzbetäubten
Geheime Kunde wohl einmal,
Willst leuchten als ein Hoffnungsstrahl
In finstrer Nacht ob ihren Häupten?

Der Zukunft Decke, hebst sie du
Erhörend, was die Sehnsucht flehte?
Bist du des Tages Morgenröthe,
Der nimmer schließt das Auge zu?

Mein Herz, an deinem Licht entzündet,
Gibt sich der Sehnsucht Träumen hin,
Die ihn zu theuren Todten ziehn —
Strahl, bist du ihrem Geist verbündet?

Die seligen Gestalten gehn
Vielleicht, vom Lichtgewand umgeben,
Ob dieses Haines Wipfeln eben,
Sie sind mir nah, ich fühl' ihr Wehn.

Seyd ihr es, o geliebte Schatten?
So kommt allnächtlich denn und neigt
Euch über mich, wenn Alles schweigt,
Mit meinen Träumen euch zu gatten.

Laßt Lieb' und Ruh' im Herzen blühn,
Mir die verlornen sich erneuen,
Wie sich der thau'gen Nacht mag freuen
Die Erde nach des Tages Glühn.

O kommt! — Da hüllt des Strahles Funkeln
Aufsteigend an des Himmels Au
Ein Nebel in sein Leichengrau,
Und Alles schwindet hin im Dunkeln.

Ludwig Seeger.

Dramatische Poesie in England.

(Fortsetzung.)

Ein Soldat meldet ängstlich die Ankunft eines Botschafters von Argos. Adrastus gibt dem Henker Befehl, sich bereit zu halten. Er weiß, daß sein Untergang gewiß ist, aber er will nicht zugeben, daß der gemeine Nebel düstern Mißvergnügens

seine untergehende Herrlichkeit verschleirte. Erythes und Jon treten ein.

Erythes.

Der König!

Adrastus.

Fremder, sey willkommen mir!
Wir haben Einen dunkeln Pfad zu gehn.
Du jetzt im Augenblick. — Ist schon das Schwert
Geschliffen, hält der Henker sich bereit?

Erythes.

Du siehst schon Alles unten in dem Hof.
Besetzt ist mit Soldaten schon der Platz.
Der Stahl blitzt vom Altar, der Sklav' entkleidet
Sich, seine Pflicht zu thun.

Adrastus (zu Jon).

Siehst du das Alles?

Jon.

Ich seh's.

Adrastus.

Beim Himmel, er verfärbt sich nicht!
Wenn du noch jetzt willst gehn und ungesprochen
Deine verräth'rischen Gedanken lassen
So bist du frei.

Jon.

Ich dank' dir für den Antrag,
Doch ich steh' hier, zu sprechen für das Leben
Von Tausenden, an Allem reich, was kostbar
Das Leben tapfern Männern macht; nicht sie
Allein gehn jetzt zu Grund, in ihrem Fall
Verderben sie auch ihre zarten Sprossen
Und lassen schutzlos sie zurück. Hörst du
Mich jetzt für sie, verstumm' ich gern nachher.

Adrastus.

Dein Wunsch ist dir gewährt. Bis jene Sonnenuhr
Wirft ihren Schatten auf die nächste Stunde,
Hör' ich den kecken Frevler. Aber dann (zu Erythes)
Tritt lautlos ein und führ' ihn hin zum Tod.
Jetzt laß uns!

Erythes.

Wie! allein!

Adrastus.

Ja, Sklav', allein!
Dieß ist kein Meuchelmörder!

Jon, ruhig an der Schwelle des Todes, warnt den Tyrannen vor der ihn bedrohenden Stunde; Adrastus spricht, im Bewußtseyn seines nahen Verderbens mit erhabenem Trotz:

Adrastus.

Ich weiß es wohl, drum spare deine Warnung!
Der Götter Neid straft ein Geschlecht in mir,
Deß Herrlichkeit entflammt demselben Quell,
Aus welchem sie entsprangen, als die Welt
Noch jung war; und auf meiner Ahnen Thron
Bleib' sitzen ich und trotze ihrer Rache.

Jon, erhaben über Furcht, Zorn und Haß spricht zu dem König von Liebe. Sein beinahe übermenschlicher Muth hat bis dahin den Adrastus gezwungen, ihn anzuhören, aber wie er weiter redet, ruft der Ton seiner Stimme seinem aufgeregten Zuhörer vergangene Tage ins Gedächtniß zurück, und die heilige Flamme seiner liebeathmenden Worte, die Erinnerungen des Adrastus durchbrechend, offenbart die geheimsten Gedanken des Tyrannen und die Geschichte seiner Leiden. In einer durch die Wahrheit des Ausdrucks und die dramatische Schönheit der Empfindung ausgezeichneten Rede wiederholt Adrastus das Orakel, das seine Geburt überschattete:

Als ich geboren ward, da brach die Stadt,
Die, einen Fürstensohn erwartend, still
Gelauscht, in ungestümen Jubel aus.
Doch in dem Augenblick, wo die erhobnen
Pokale von dem heiß'sten Weine schäumten
Und das Willkommen! tausend Kehlen riefen:
Da ward mein Spruch gefällt; vom leeren Herd,
Im dunkeln Saal, wo meine Mutter lag,
Erschöpft von ihrem Weh, erkauften Glück,
Schollen, in grausenhaftem Ton, die Worte
Ueber den Säugling: „Wehe diesem Kind!
Gegen dieß junge Leben wird ein Leben,
Das aus dem seinen stammt, sich waffnen, beide
Erlöschen rasch und dieß gewaltige
Geschlecht geht kläglich unter.“

Der unglückliche König schildert dann die Verfolgungen, die über ihn ergingen in Folge der Bemühungen dieß Orakel abzuwenden. Er wird zuletzt mit Tod und Schmach bedroht und flieht aus der Stadt in die nahen Wälder, wo seine Schritte plötzlich gehemmt werden durch „die glänzende Erscheinung“ einer trauernden Jungfrau. Kaum hat er einen Sohn, die Frucht seiner Verbindung mit ihr, umarmt, als Mörder in ihre Einsiedelei brechen und den Knaben rauben. Sie waren von den Eltern des Adrastus abgesandt worden, um die schreckliche Prophezeihung abzuwenden. Man hört, das Kind sey in den nahen Fluß geworfen worden, und die Mutter stirbt. Wie Adrastus eben ausruft, er erkenne ihre „sterbende Geduld“ in den Zügen Jons wieder, tritt Erythes ein, um den Verurtheilten zum Henker zu führen. Adrastus schleudert ihn zurück und willigt auf Jons Bitten ein, in einer Stunde mit den Weisen von Argos sich zu besprechen. Der Jüngling verläßt ihn, der Traum der längstvergangenen Tage verschwindet und er ist wieder König.“ — Auf dem großen Platz der Stadt hört Adrastus, auf seinem Thron sitzend, die versammelten Greise an. Agenor entwirft ein schauerliches Bild von der Pest, bei welcher „die Liebe, unsterblich bei allen Wechseln, den geisterhaften Tod zu ihrem Abgott macht.“ Adrastus verspottet seine Klagen und die Greise berufen sich auf Zeus. In diesem Augenblick stürzt Phocion daher mit der Antwort des Orakels und verkündet sie mit lauter Stimme den Argivern:

Nicht geht Argos Jammer aus,
Eh' erlischt sein Fürstenhaus!

Die Soldaten des erzürnten Königs greifen ihn und umringen das Volk. In diesem Augenblick fällt der Schatten des Verhängnisses schwer und dunkel auf die Seele Jons und er macht

einen verzweifelten Versuch, den König zu retten. Es glückt ihm nicht, aber Phocion wird wieder freigelassen und Adrastus verläßt die Versammlung, um „Verrath zu murmeln, bis sie untergehn."

Der dritte Akt der Tragödie ist den Einwirkungen des Fatums gewidmet und der Art und Weise, wie sie Jon beherrschen. Die Götter verleihen Allem, was ihn umgibt, eine schauerliche Stimme. Jon spricht:

Clemanthe, einen trüben Freund nur findest
An mir du jetzt! ich der das Leben nur
Als einen heitern Rausch des Glückes kannte:
Ich fühle, wie jetzt jede Stunde bringe
Ernste Erfahrungen; nicht träum' ich mehr
Von heitern Reichen, wo die Schönheit rastlos
Tausend phantastische Gestalten webt;
Auf thun sich lange Reihen schwarzer Grüfte —
Die finstre Nacht zerreißt ein Feuerstreifen
Der meinen Namen schreibt — ihn spricht der Wind,
Der grause Herold des Gewitters, aus,
Und als ich eben an der strengen Reihe
Der Könige von Argos ging vorbei,
Die noch im Stein der Herrschaft Bild nachäffen:
Da richteten sich ihre steinernen Augen
Auf mich mit grassem Leben, das mich zog
In ihre marmorne Genossenschaft,
Und ihr gewicht'ger Mund — der Ewigkeit
Organ — that auf sich, und so wahr ich lebe
Und dir erzähle, murmelten sie: Gruß!
Gruß, Jon dem Geweihten!

Clemanthe kämpft ernstlich an gegen diese furchtbaren aber großartigen Bezauberungen und sucht ihrem Geliebten die Ueberzeugung zu verschaffen, daß bald wieder das Glück und die Freude in Argos einkehren werden, da „kühner Haß und Rache" sich erhoben haben, um den Tyrannen zu zerschmettern. Das Folgende ist von erschütternder Wirkung:

Jon.

Nicht durch so niedrige Vollstrecker sollte
Vollzogen werden die erhabne Sühne:
Wer reinigen sein Land soll von der Schuld
Für die's der Himmel schlägt, muß schuldlos selbst,
Arglos seyn wie ein Kind und unverstört
Von eignem Zorngefühl — so wie dein Vater,
Wenn er, mit sichrer Hand, Mitleid im Auge,
Abschneidet eines Zickleins kurzes Leben,
An den Altar mit weißer Schnur gebunden;
So steht jetzt da das königliche Opfer,
Gebunden und bekränzt von dem Verhängniß
Und bald zuckt seine Brust unter dem Messer
Des auserlesnen Schlächters!

Clemanthe.

O, du bist's,
Den deine Worte schildern, Jon, du!

Jon.

Sie hat's gesagt! Ihr reiner Mund sprach aus,
Was alle Dinge in das Ohr mir rufen!
Mich, mich bezeichnest du zum Amt des Rächers?

(Fortsetzung folgt.)

Ueber das Poetische in der modernen Poesie Frankreichs.

(Fortsetzung.)

Eine Stadt gibt es in der Welt, die man nicht bloß dem Namen nach, sondern auch der Bedeutung nach, als den Mittelpunkt der Welt ansehen muß. Diese Stadt ist Paris. Es gibt weit größere und schönere Städte als Paris; aber keine von so intensiv-mächtiger Bedeutung für die moderne Zeit, für das gegenwärtige Geschlecht. London ist größer, Konstantinopel ist merkwürdiger, Rom ist geweihter, Peking ist fabelhafter, Petersburg ist in seiner Jugendlichkeit furchtbarer. Aber Paris ist etwas, was jene Städte alle zusammengenommen nicht in dem Grade sind, es ist unter allen die **bewegteste**. Bei dem Standpunkt, den Frankreich gegenwärtig und in allerneuesten Zeiten unter den europäischen Staaten eingenommen, ist Paris das Centrum der neuesten Weltbewegung; denn Paris ist Frankreich. Es ist ausdrucksvoll, daß Paris auch die Stadt der Moden ist, denn sie wäre dieß nicht, wenn sie nicht durch und durch den Charakter individuellster und allgemeinster Bewegtheit trüge.

Paris ist also eine wahrhaft **moderne** Stadt. Aber, wie seltsam! sie wäre dieß nicht, wenn sie nicht ein graues Alterthum, einen uralten Stammbaum, und den vollgültigsten Städte-Adelsbrief nachweisen könnte. Denn alles Modernste bewegt sich auf der Basis einer alten, einer uralten Gestaltung. Paris hat unter allen Städten Europas, nicht sowohl die umfangreichste und fernste, als die bewegteste, die lebendigste Vergangenheit. Darum kann man diese wunderbare Stadt, wenn man etwa selbst modern-oberflächlich seyn will, einen Januskopf mit zwei Gesichtern nennen. Richtiger aber faßt man das Wesen dieser Stadt, wenn man darüber nachdenkt, wie sich Altes und Neues in ihr so wundersam durchdringen, wie diese leichtsinnigen Wogen der modernen Bewegung über ein fest und tiefgemauertes Bett hinrauschen, welches das ferne Mittelalter, dieser ungeheuere Baumeister in Fels und Stein, felsenfest gegründet hat. Richtiger wird man das Wesen dieser Stadt ergründen, wenn man nicht ihr junges Gesicht und ihr altes Antlitz gesondert betrachtet, sondern diese Züge, die jungen und die alten, sich verschmelzen sieht, und in diesem großen, feurigen Städteauge ebensowohl die flammenden Blitze der leidenschaftlich erregten Gegenwart, als den düstern Blick der fernen Vergangenheit wahrnimmt, der wie eine finstergewaltige Ahnung in die Zeit hereingreift, und wie ein Geisterstrahl die beiden Enden der Zeit, Vergangenheit und Zukunft, zugleich erleuchtet. In dem Neuen das Alte; in dem Nahen das Ferne, in dem Gegenwärtigen das Versunkene; in dem heitern Spiel der Oberfläche die tief-dunklen Geheimnisse der Unterwelt.

In Wahrheit: Paris ist eine **geheimnißvolle** Stadt.

Ihre Geschichte ist eine wunderbare Schlangenwindung durch alle Zustände der Poesie.

Unter denen, welche diesem Geheimniß der gewaltigen Stadt nachgeforscht; unter denen, welche der Poesie dieser mittelalterlichen Steingeschichte mit Andacht und leisem Weihetritt gefolgt sind, ist Viktor Hugo der begabteste und der glücklichste Geist gewesen. In seinem Werk Nôtre Dame blitzen die tausend Fackeln, sprühen die tausend Feuerblicke eines fernen Jahrhunderts. Dieß Werk zeigt uns Paris, aber ein anderes als das heutige; aber in diesem alten doch auch das neue. Es ist nicht der Januskopf, der uns, gleich einer Windfahne, jetzt das Greisenhaupt, und jetzt das Jünglingsauge zuwendet; es ist vielmehr das große, einige Antlitz aus Stein, in welchem sich die geheimniß-dunklen Züge mittelalterlicher Zeit mit den frischen, freien Mienen einer weit hellern Gegenwart ahnungsvoll verschmelzen.

Durchdenken wir diese geheimnißvollen Anschauungen, die eine Weltstadt uns darbietet, so haben wir den ersten Grundgedanken von Viktor Hugo's Werk gefunden. Der zweite wird sich gleich ergeben; er ist noch koncentrirterer Natur als der erste. In Paris nämlich, in diesen gewaltig ausgedehnten, städtischen Räumen, wo Gegenwart und Vergangenheit so mystisch durcheinander spielen, findet sich wiederum eine Stätte leiblicher und geistiger Centralität; in der Polis eine neue Metropolis. Für die ungeheuren, sich auseinander dehnenden, nach Ost und West, nach Nord und Süd hinausgreifenden Straßenreihen findet sich ein Sammelpunkt von erhabener Einheit, und für alle die fernen Häusermassen, die noch zu dem gesammten Riesenkörper dieser Stadt gehören, ein äußerlich und innerlich bedeutsamer Hochplatz, der auch die fernsten in das Bereich der städtischen Umarmung liebend hereinzieht. Diese Metropolis für die ganze geheimnißvolle Stadt, selbst ein geheimnißvolles Wesen: ist Nôtre Dame, die erhabene Kathedrale von Paris. Sie ist der zweite Gedanke von Viktor Hugo's Dichtung. Und welch ein Gedanke!

Ein Dom, wie Nôtre Dame, ist eine Welt für sich. Ihre schlanken aber mächtigen Thürme langen hinauf gen Himmel. Abendroth und Morgenroth und die ewige Sonne leuchten immerdar auf ihre prächtigen Zinnen; ihre steinernen Wurzeln greifen tief in den Schooß der Muttererde. Was dazwischen ist, mitten inne zwischen Himmel und Erde, das ist wahrhaftes Heiligthum, in welchem alle Tiefen und Räthsel der Religion und des Erdenlebens symbolisch ausgedrückt sind. Der Weltgedanke in seiner Unendlichkeit ist die wahrhafte Grundidee dieser Gottestempel. Aber diese Unendlichkeit ist nicht bloß in wesenloser Allgemeinheit darin ausgedrückt; vielmehr in der mannichfaltigst-ausgeprägten, aber so unendlichen Individualität und Besonderheit. Es ist kein Stein, der nicht ein Wort des Lebens, ein Wort des Geheimnisses ist, das der Mensch, anschauend und denkend betrachten, begreifen und genießen soll. Alle diese Schnörkel sind Symbole, und alle diese Symbole durchdringen sich, und sind vom Geiste Gottes, der in Allem Alles ist, durchdrungen. Indem nun der Dom in seinen Steingebilden auf unmittelbare Weise das ausspricht, was der Geist des Baumeisters in ihn gelegt, und was er, der geniale Erfinder, als die Seele und den geistigen Kern aller christlichen Weltanschauung erkannt hat — bringt sich der mächtige Eindruck des kirchlichen Gebäudes von selbst hervor. Der sinnige, der denkende, der poetisch empfindende, der in geistigen Anschauungen mit Lust und Liebe schwelgende Mensch tritt vor diese mit unendlicher, riesenhafter Kunst geschmückte Façade, in deren Mittelpunkt die große phantastische Fensterrose im Morgen- oder Abendlicht funkelt, und vertieft sich in den Ahnungen und Betrachtungen, die ihm aus den wundersamen Steingebilden entgegenquellen. Er wandelt in den nächtlichen Gängen und geheimnißvoll sich öffnenden Portälern, welche ihre stumme, eindringliche Unterredung mit ihm beginnen. Dieß ist das Widerspiel vom Geist zum Geiste. Es ist selbst ein Unendliches; denn wer einmal diese Sprache geführt und gehört hat, der kehrt immer wieder, wo nicht mit der Kraft, doch mit der Sehnsucht, das Unerschöpfliche zu erschöpfen. In dieser Sehnsucht nach dem sichtbaren Göttlichen, worin die ganze Welt, und was Menschenleben ist, verklärt erscheint, in dieser Sehnsucht anerkennen wir, daß die Kirche die wahre Metropolis ist, und die Menschheit, welche zu tausenden und abertausenden die ungeheure Stadt durchwogt, hat ein ewiges Asyl für ihre Gedanken, einen Centralpunkt gefunden, dessen allgemeine, mittelpunktliche, durchaus unendliche Gewalt über alle die niederen Menschenwohnungen sie nicht abstreiten will noch kann. Denn die erhabene Einigungsart alles städtischen Lebens, das mächtige Wahrzeichen seiner geistigen Existenz, der Leuchtthurm, zu dessen hohen Zinnen von Nord und Süd, von Ost und West die zerstreute Menge aufblickt, um sich zu sammeln — dieser erhabenste Punkt der ganzen umherliegenden Häuserwelt ist nicht der Königs- oder Kaiserpallast, nicht die Zwingburg weltlicher Gewalt, nicht das Rath- und Gerichtshaus, wo über Leben und Tod berathschlagt oder entschieden wird, sondern allein die Kirche, weil sie allein die Bedeutung des Lebens und Daseyns in ihrer ganzen Unendlichkeit ausdrückt.

Deßhalb ist es ein großer Gedanke vom Dichter, die schönsten Strahlen und Lichtblitze seiner Dichtung auf die Königin der Gottestempel, auf die Kathedrale zu werfen, oder vielmehr von ihr aus allen Glanz und Lichtschein der Dichtung ausgehen zu lassen, so wie der zarteste aller Italischen Meister auf seinem wundervollen Nachtbilde alle Beleuchtung von dem göttlichen Kinde ausgehen läßt. Noch schöner und umfangreicher ist der Gedanke, wenn der Dichter einen Schritt weiter geht, und nicht nur die Glorie seines Gedichts, sondern auch die Begebenheit, das Ereigniß selbst in seinem ganzen Umfange, in seiner ganzen Mannichfaltigkeit und Verwicklung auf die einheitvolle Größe der Kathedrale zurückwendet, wenn er geistig und sichtbarlich alles sich Ereignende in ihr, aus ihr und durch sie geschehen läßt.

Es liegt eine große, eine heilige Poesie in diesem Gedanken. Treten wir der Ausführung dieses Gedankens, wie sie der Dichter vollbracht hat, näher, so sind es zwei menschliche Individuen, durch welche der Dichter jenes mächtige feinere Gotteshaus mit jener verhängnißvollen Zeitepoche, und mit der großen menschheit- und ereignißvollen Stadt Paris zusammenschließt. Diese beiden Individuen sind der Archidiakonus Claudius Frollo, und Quasimodo, der Glöckner. Aber der Zweite ist bedeutungsvoller als der Erste.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 24.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

15 März 1837.

Der Golf von Bajä.

Von Lamartine.

Siehst du, wie hier mit sanftem Säuseln
Die Well' am Ufer sich zerschlägt,
Wie dort, vom leisen Hauch bewegt
Des Westes, sich die Wogen kräuseln,
Die er so gern, der Schmeichler regt?
Laß uns den flüchtigen Kahn beschreiten,
Leicht lenkt ihn meine sich're Hand,
In dieser Einsamkeit uns gleiten,
Nicht allzukühn, am Uferrand.

Schon sehn wir das Gestad' entschweben;
Du legst die Hand mit scheuem Beben
Ans kleine, will'ge Ruder an,
Ich über's größ're hingebogen,
Zieh' flücht'ge Furchen in der Wogen
Aufrauschend schaumbedeckte Bahn.

O Abendkühle, frische Wonne!
Schon taucht sich in des Meeres Schacht
Und räumt den Strahlenthron die Sonne
Der bleichen Königin der Nacht.
Die halbgeschlossnen Blumen küssen
Den würz'gen Schooß, ein Strom von Düften
Wallt plötzlich durch die Kühle her;
Und auf des Abendwindes Flügeln
Wehn von des Strandes Blumenhügeln
Die süßesten weit übers Meer.

Hier auf den Fluthen welch ein Klingen?
Dort am Gestade welch ein Sang?
Wie sich die Tön' in Eins verschlingen,
Trägt Echo sie die Luft entlang!

Der Fischer singt, der Nacht entweichend,
Der tückischen, die Segel streichend,
Entgegen seinem Heimathhaus;
Am Strand in fröhlichem Gedränge
Bricht, ihm zum Gruß, der Kinder Menge,
Wie er sich naht, in Jubel aus.

Schon sinkt's in grauen Dämmerungen
Und lagert schwer sich's überm Meer;
Verwischt der Strand, der Sang verklungen,
Und tiefes Schweigen weit umher.
Das ist der Stunde heil'ger Schauer,
Wo stumm in sich vertieft die Trauer
Am einsamen Gestade wacht,
Am Bergeshang die kahlen Reste
Beschaut, zertrümmerter Palläste
Und Tempel träumerische Pracht.

Uraltes, heil'ges Land der Freiheit, schon vor Jahren
An Mannestugend reich, ein fruchtbar Erntefeld,
Doch nun die schnöde Beut' unwürdiger Cäsaren,
Gefallen ist dein Reich, geblieben dir kein Held:
Doch fühlst du dich zu stolzem Muth erhoben,
Träumst ihrer Male Schutt von ihrem Geist umwoben,
Wie selbst zertrümmert dich ein Heiligthum wohl auch
Aus alter, hehrer Zeit umweht mit Gotteshauch.
Doch euch nicht ruf' ich jetzt, ihr hohen, röm'schen Ahnen,
Nicht euch Catonen, nicht dich, edles Brutuspaar:
Ihr öden Mauren stellt mir sanftre Bilder dar,
Laßt an beglücktere mich eure Trümmer mahnen!
In dieser Kühle war's, wo schon
Horaz sich trauter Einsamkeit
Bei Lieb' und Lied und Wein erfreut,
Des Hofes eitler Pracht entflohn,
Hier küßte seine Cynthia
Properz, hier lebrte Delia

Mit einem Blick Tibull der Minne schönsten Ton.
Dort drüben schau den Ort, wo Tasso's Lieder klangen,
Wo er vom eignen Geist verfolgt und herbem Loos,
Umirrend in der Welt, verlassen, hoffnungslos,
Der hohe Dulder, einst mitleidig ward empfangen;
Und fern nicht diesem Strand dort war's, wo er verschied.
Ihn rief der Ruhm, er kam, da sanken ihm die Flügel,
Als wenn die Palme, die ersehnte, selbst ihn mied:
Der späte Lorbeer gab nur Schatten seinem Hügel!

O Bajä, traute Höhn, du zauberischer Strand,
Anmuth'ges Thal, wo sich das Größte, Schönste fand,
Was je betrat der Erde Schwelle,
Von all dem Glanz und Ruhm blieb dir noch kaum ein Pfand.
Mir tönt kein Laut an dieser Stelle,
Das Aechzen nur der dumpfen Welle,
Verhallend im Gestein am öden Uferrand.

So dauert Nichts auf Erdenfluren,
So schwinden wir, früh oder spät,
Ach! und verwischt sind unsre Spuren,
Wie die der Barke, schnell verweht,
Vom Pfade schwinden, den wir fuhren.

Ludwig Seeger.

Dramatische Poesie in England.

(Fortsetzung.)

In der folgenden Scene sind die Jünglinge von Argos versammelt in einem einsamen Hain, um einen rohen, moosbewachsenen Altar, um sich zum Verderben Adrasts zu berathen. An ihrer Spitze sind Ktesiphon und Phocion — Jon ist wegen seiner zarten Jugend ausgeschlossen worden. Durch Verrath eines Soldaten ist ihnen ein Zugang zur Schlafstätte des Königs, der in tiefem Schlummer liegt, geöffnet, und sie stehen eben im Begriff das Loos zu werfen, wem die Pflicht, das Opfermesser zu führen, zufallen solle. Ihre Worte steigen zum Himmel empor, wie sie sich feierlich hiezu verpflichten und weihen — als plötzlich Jon auf den Altar zustürzt und seine Stimme mit der ihrigen vereinigt. Phocion heißt ihn willkommen als einen Gesandten der lautersten Mächte der Gerechtigkeit. Das Loos fällt auf ihn und dann auf Phocion, der ihn niederstoßen soll, wenn er wankt, oder ihm beistehen, wenn es ihm fehlschlagen sollte. Jon empfängt das Messer, nähert sich dem Altar und ruft die ersten Götter Griechenlands an:

Ihr ältsten Götter! Ihr, die greifbar nicht
In Bildern von vollendeter Gestalt,
Die die azurnen Höhn des reizenden
Olympos meidet, und den Festgesang
Des ewig jugendlichen Gotts, Apollo's,
Doch, eingedenk der Herrschaft, die ihr übtet
Ueber das Chaos, rächend nehmet wahr
Der Völker Fall und königliche Häuser,
Die ew'gem Sturze nah — Ihr, die Ihr goßt
In der Giganten wilde Leidenschaften
Und übermüth'gen Brauch — den Sinn des Rechts:
Die das verfehmte Bollwerk der Tyrannen
In Nacht, als einen Leichenmantel, hüllt,
Und in die stolzen Hallen des Verbrechens,
Das kühn geworden durch die Zeit, die Zeichen
Des Unterganges sendet — höret mich!
In Eurer Gegenwart — nah fühl' ich Euch —
Weih' diesen meinen Arm ich der Vernichtung
Des Königs und des königlichen Stamms.
O macht mich mitleidlos! haltet mir fern
Menschliche Schwäche, daß die tapfre Waffe
Nicht zittert, wenn sein Herz berührt die Spitze,
Und hat ein Kind er, dessen Blut ist nöthig
Zum Opfer, das mein Vaterland erheischt:
Stählt meine Seele, daß ich's auch vergieße! —
War das nicht Donner?

Ktesiphon.

Nein; ich hörte nichts!

Jon bittet, ihn eine Weile allein zu lassen. In diesem Augenblick tritt Clemanthe auf. Er bittet sie hastig, den Ort zu verlassen.

Clemanthe.

Nicht ohne dich; gewiß, du bist nicht wohl!
Kalt sind wie Marmor deine Hände, starr
Dein Auge, laß, Geliebter, mich dich halten!
Ha, was ist dieß, was unter'm Kleid dir blitzt?
Ein Messer! O wozu? Sprich Jon!

Jon.

Nein!
Mein Eid verbeut's.

Clemanthe.

Ein Eid? O edler Jon,
Was zog in eine Sache dich hinein,
Die festern Kitts bedarf als Manneswort?
Es ist gefährlich; und verschweigst du mir's?

Jon.

Ach ja! ich muß! Bald g'nug wirst du's erfahren;
(Stimmen rufen Jon.)
Man ruft mir! Horch!

Clemanthe.

Nein! nicht verlaß mich so!

Jon.

Es ist sehr traurig (man ruft wieder), doch ich darf nicht bleiben!
Leb' wohl!

Den Schluß des dritten Akts macht die Entdeckung Medons von Jons Geburt. Er entdeckt, daß Jon der Sohn des Adrastus, eines Mannes ist, der mit seinem ganzen Geschlecht dem Verderben geweiht ist, durch den unabänderlichen Rathschluß der Götter, und freut sich darüber. Zu tadeln ist, daß hier Medon gar nicht an das Orakel denkt. — Im vierten Akt beugt sich Jon, mit dem Messer, über das Lager des Adrastus, heißt ihn aufwachen und sich zum Tod anschicken. In dieser Scene erreicht die Leidenschaft ihre höchste Höhe, das Gemüth wird durch Schrecken und Mitleid gereinigt und kann sich ungetheilt dem Zug tiefster Empfindung hingeben. Adrastus hat nach einigen vergeblichen Anstrengungen empfunden, daß seine Stunde wirklich gekommen ist. Der furchtbarere Kampf Jons erinnert an den seine Mutter mordenden Orestes.

Jon.

Ja, wahr ist es, mein Leben schontest du,
Und deßhalb trugen mir die Götter auf
Dieß Amt, damit dein Fall nicht als die Strafe
Von einer einzlen Sünde nur erscheine,
Nein! als die Rache des gesammten Argos!
Jezt, jezt die Geister, die in dieser Stunde
Verlassen den der Pest verfallnen Leib,
Der unbeerdigt fault — sie drängen sich
Herbei und werfen auf mich finstre Blicke,
Als zu saumsel'gen Rächer — wimmelt nicht
Der Saal von Furiengestalten? Doch
Ein Weilchen wartet noch, Ihr düstern Mahner!
Wenn einen Freund du hast, den sterbend du
Noch grüßen möchtest durch ein Wort, ein Pfand,
Sag' deinen Auftrag mir!

Adrastus.

Ich habe keinen;
Besitzst du Muth, so ende!

Jon.

Keinen, Freund!
O jammervoll!

Adrastus.

Bist weich du?

Jon.

Wenn ich's bin,
So hoffe du von meiner Weichheit nichts!
Umringt sind wir von todesfert'gen Armen
Und späh'nden Augen, die den Schlaf nicht kennen;
Uns beide trifft der Tod dann; sey es so.

Adrastus.

Nein! führ den Stoß, denn meine Stund' ist da.
In dir seh' ich den Abgesandten Zeus,
Und unterwerfe knie'nd mich seiner Macht.
(Adrastus kniet.)

Jon.

Wend' ab dein Antliz!

Adrastus.

Nein! ich schau' in dein's!
Der Hauch des Mitleids nähert seine Züge
Noch täuschender dem Bild von einem Wesen,
Das mir einst glänzte — und das greifbar jezt
Vor mir steht da — gehüllt in's Grabgewand,
Mich ladend in das trübe Reich, wo Schatten
Unschuldiger, die heiße Leidenschaft
Verkettet mit den Schuld'gen, sind zufrieden,
Mit ihnen an dem schwarzen Strom zu wandeln
In ernster Trau'r — sie ist es! — ja sie schwingt
Die bleiche Hand im Kreise über'm Haupt,
Als wollte sie dich segnen — und auch ich —
Ich segne dich, anmuth'ger Todesengel!
O wende nicht dein Angesicht hinweg!

Das erste Orakel ist hiemit erfüllt — denn Jon, der endlich das Messer zum Stoß erhoben hat, sinkt bewußtlos zu Boden, als er, wie aus dem Mund des Fatums, hört, daß Adrastus sein Vater ist. Medon kommt noch zur rechten Zeit, um den Vatermord zu hindern, aber nicht mehr früh genug, um den ungeduldigen Arm Ktesiphons zu hemmen, der, über das lange Zögern Jons verwundert herein rennt und Adrastus tödtlich verwundet. Adrastus, mit Jon auf sein Bitten allein gelassen, segnet sterbend seinen Sohn als König von Argos. Jon nimmt sofort den Titel eines Königs an und macht seine Ansprüche auf die Ehren seiner Ahnen geltend. Die Katastrophe nähert sich. Ktesiphon sucht sie aufzuhalten. Phocion, erinnert an die von ihm übernommene Pflicht, sieht sich genöthigt, troz all der köstlichen Erinnerungen, welche ihre zusammen verlebten Knabenjahre darbieten, einen Angriff auf das Leben des jungen Königs zu machen. Jon lenkt den Dolchstoß ab und ruft aus:

Jon.

Und glaubtest du, ich hab's vergessen?

Phocion.

Du?

(Fortsezung folgt.)

Ueber das Poetische in der modernen Poesie Frankreichs.

(Fortsezung.)

Claudius Frollo, der Archidiakon ist eine kernhafte, lebensvolle, plastisch-ausgeprägte und, wir dürfen mit Recht hinzufügen: auch wahrheitvolle Priestergestalt. In jener Zeit war das Priesterthum noch etwas Mächtiges, Sakrosanktes, Absolutes, und eben in Folge dessen war das Wesen auch des einzelnen Priesters etwas auf gewisse Weise Geheimnißvolles. Unbescholtenen Rufes, leben in der kanonischen Zurückgezogenheit seines Standes, mit dem Nimbus der Gelehrsamkeit um seine priesterliche Stirn — besaß der Priester diese Eigenschaften, dann war er in jedem Sinn als ein esoterischer, geweihter Mann anzu-

sehen, der sein geheimnißvolles Spiel in ungestörter Stille treiben und betreiben durfte: denn auch die Gelehrsamkeit trug in jener Zeit den düstern Heiligenschein des Geheimnißvollen, da sich erst die frühsten Anfänge von Fausts und Guttenbergs Kunst wahrnehmen ließen. Die mystische Gewalt der Kirche, das tiefdunkle Amt der Schlüssel übte eben in jenen Tagen ihre letzten, furchtbaren Streiche aus, so wie ein verlöschendes Licht im Ersterben noch zwei- und dreimal hell aufflackert, oder wie die letzten konvulsivischen Zuckungen eines Verscheidenden. Alle diese kirchlich-geistlichen Elemente sind in den Umrissen zu der Gestalt Claudius Frollo's vortrefflich angedeutet. Aber es hauset in diesem abweichenden Gemüth noch viel mehr. Eine unterirdische Leidenschaft, welche, 35 Jahre hindurch gedämpft und von abstrakten Studien in den tiefsten Abgrund des Herzens zurückscheucht, endlich doch mit lichten Flammen emporschlägt. Denn der Priester ist im Grunde seines Wesens doch nur ein Mann dieser Welt, und mit seinem unsterblichen, wie mit dem sterblichen Theil, dem Fürsten dieser Welt verfallen.

Und so ist Claudius Frollo freilich, seinem priesterlichen Bewußtseyn, seinem Beruf und zeitherigen Wandel nach, eins mit der mächtigen Kathedrale, in welcher er die zweite Stelle als Gottgesalbter einnimmt; allein seinem innersten Seyn und Wesen nach ist er dem Heiligthum schon abgewendet. Er soll durch den herz- und geisterhebenden Kultus, der in seine Hand gelegt ist, den göttlichen Geist, den Geist des Christenthums stets als in diesen erhabenen Räumen weilend, waltend und allsegnend der andächtigen Menge vorstellen; aber er selbst ist schon nach den sinnlichen Motiven der Außenwelt hingelockt und bereits ganz in sie verstrickt. Durch diesen Widerspruch, in welchem der Priester mit dem erhabenen Heiligthum steht, worin sein Beruf gegründet ist, ist die leichtsinnige, lasterhafte Außenwelt, ist das gewaltige, tausendfach bewegte Treiben der großen Stadt Paris durch die Kunst des Dichters auf das vortrefflichste und engste mit dem Heiligthum der Kathedrale in Rapport gesetzt. Es ist genug, daß es nun entschieden ist, wie auch in dem gottgeweihten Dome selbst die menschliche Leidenschaft haust, ganz unbändig, und zu allen Ungeheuern fähig.

Und so kann man sagen, daß sich das ganze fernere Geschick dieses Priesters in den ahnungsvollen Räumen der gigantischen Kathedrale löst und abspinnt. In diesen schallenden, einsamen Vorhallen, in diesem versteckten Closet auf der Zinne des Doms, in diesen Chorstühlen, Sakristeien, Kapellen und Kreuzgängen schmiedet der tückische von Leidenschaften zerfleischte Mensch und Priester seine verderblichen Pläne. Diese Spitzbögen und aufstrebende Pfeiler hallen seine irdischen Klagen wieder; vor diesen flammenden Altären stöhnt er die Verwünschungen aus gegen alles, was einst wünschenswerth, strebenswürdig und heilig war. Diese ewige, schwebende Lampe streut ihr mattes Licht, wenn er um Mitternacht, aufgestört von seinem Lager durch qualvolle Gedanken, zwischen den steinernen abentheuerlich flackernden Standbildern hinwandelt. Und alle diese wunderlichen Schnörkel, diese aufrankenden Lilienblumen, diese Thier- und Menschengestalten, diese uralten Bischöfe und Königsbilder, diese in der fabelhaften Unendlichkeit der Phantasie verschwimmenden Steingebilde gewinnen eine dämonische Bedeutung und lehren, daß die Metropolis des Himmels selbst die Hölle nicht abwehren kann von dem, dessen geistiges Wollen und Denken von der Gottheit sich abgewendet. Und wenn nun der Feind, der Erbfeind der Seele, das ist die mächtig rasende Leidenschaft, den unseligen Priester hinausgelockt hat in den Rauch und Qualm, in das Drängen und Treiben der Straßen und Plätze, in die Lust und Irrsal und in die Verdammniß der Welt, wenn er, von Verbrechen zu Verbrechen und von Raserei zu Raserei im Geiste und in der That getrieben, ruhelos in diesen lastervollen Straßen umherschweift, dann ist es die heilige, hocherhabene, gotterfüllte Stille von Nôtre Dame, die ihn endlich aufnimmt, wo er, mit dem fieberhaft glühenden Kopf an die marmorkalte Mauer gelehnt, in furchtbarem Seelenbrüten den Tag erwartet. Erst hinausgetrieben von dem Dämon in seinem Innern, kehrt er endlich doch, wie zauberisch gebannt, immer wieder in das Heiligthum zurück, und hier ist es auch, auf den hocherhabenen Zinnen der riesenhaften Metropolite ist es, wo der letzte Stoß, der letzte rächende Todesstoß ihn ereilt, wo das entweihte Heiligthum gleichsam selbst sich dämonisch verkörpert, und ihn von der Kuppel herabstürzt, um deren hocherhabenes Haupt sein Fuß nicht mehr zu wandeln würdig ist.

Dieser Schluß der Dichtung Viktor Hugo's erscheint beim ersten Betrachten grausenhaft und empörend. Aber er ist schön, und aus der tiefsten Seele der Dichtung selbst gegriffen. Es ist eine ausdrucksvolle und von heiliger Wahrheit durchdrungene Scene, wie die Jammergestalt des verdammten Priesters, nachdem sie den furchtbaren Stoß empfangen, von den Schnörkeln und Vorsprüngen des mitternächtlichen Thurms festgehalten, noch eine Weile über dem furchtbaren Abgrund hängt, dem sein irdischer Leib geweiht ist, so wie sein unsterbliches Theil der Verdammniß; wie er mit blutenden Nägeln sich an dem Heiligthum festklammert, als ob es ihn, der sein Priester war, noch erlösen könnte. Es ist schrecklich, aber tief und wahr erfunden, wie die rächende, richtende, gleichsam willensvernünftige Kathedrale die Todespein des Unglückseligen verlängert, wie sie ihn gleichsam spielend noch minutenlang über dem gewissen Tode schweben und ihn sein ungeheueres Schicksal, bevor er es erleidet, erst noch vorschmecken und begreifen läßt. Es ist dieß eine vergeltende Macht, die der Dichter dem Hause Gottes verliehen hat, welche seiner Dichtung und seiner Andacht gleiche Ehre macht. Wir entsetzen uns vor solchen Schreckensscenen mit Unrecht. Da, wo der geweihte, poetische und religiöse Gedanke aus dem Schrecken und Jammer hervorblickt mit seinen lichten Feueraugen, da sollen wir uns nicht entsetzen. Nur da, wo uns nichts als der pure Greuel, von allem Göttlichen entleert, mit todten, versteinernden Blicken anglotzt.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 25.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

18 März 1837.

Allerseelentag.

Von Beranger.

Freunde, horcht! die Glocken machen
Uns mit weinerlichem Mund
Ueber unser tolles Lachen
Ihren lauten Unmuth kund.
„Für die Seelen im Fegfeuer!“
Spricht der Priester wohl bedacht;
Allerseelentag! Tralirumleier!
Requiescant! Gute Nacht.

Rührung mag am heut'gen Tage
Blumen auf die Rasen sä'n,
Und mit lauter Thränenklage
Heuchelei an Gräbern stehn.
Singt mit mir, dem stets ein neuer
Tag die alten schöner macht.
Allerseelentag! Tralirumleier!
Requiescant! Gute Nacht!

Teufel gibts für schlechte Christen,
Doch ein Paradies muß blüh'n
Schönen, die uns nie belisten,
Zechgesellen, allzeit grün:
Harmlos Böttchen, das schon freier
Geht durchs Thor, wo Peter wacht.
Allerseelentag! Tralirumleier!
Requiescant! Gute Nacht.

Soll aus unsrer Väter Kammer
An uns weh'n des Grames Hauch?
Lachten sie in ihrem Jammer,
Lachen wir des unsern auch.
Schmeckt mir doch der Wein auch heuer,
Lieschen ist nicht ungeschlacht.
Allerseelentag! Tralirumleier.
Requiescant! Gute Nacht!

Heulen soll um mich kein Hündlein,
Mich, des Narrenschiffes Zier;
Seh' ich nur im letzten Stündlein
Kinder, lust'ger noch als wir.
Singt mir als erprobte Schreier
In des Grabes finstren Schacht.
Allerseelentag! Tralirumleier.
Requiescant! Gute Nacht!

Rubens.

Dramatische Poesie in England.

(Fortsetzung.)

Der fünfte Akt beginnt unter Zurüstung zur feierlichen Annahme der Königswürde. Das Volk murrt und spricht von der unziemlichen Eile, denn es ist erst der Morgen nach dem Tod des Adrastus, und sie begreifen nicht, warum solche Festlichkeiten mitten in dem allgemeinen Elend — denn die Pest hat noch nicht nachgelassen. Jon tritt auf und ordnet Alles an, nicht ohne einige leichte Schwächen des Temperaments blicken zu lassen, welche der Dichter auch dem mit übermenschlicher Schönheit ausgestatteten Helden zutheilt. Der treue Beobachter der Natur zeigt sich auch in dem rührenden Schweigen, das Jon hinsichtlich Clemanthe's beobachtet, von dem Augenblick der Entdeckung seiner Herkunft an bis beinahe zum Schluß der Tragödie. Wo er endlich mit ihrem Bruder von ihr spricht, nennt er ihren Namen nicht; aber doch, obgleich er sie nicht nennt und sie zu meiden strebt, muß er sie dennoch zuletzt noch sehen. Ihre Unterredung ist außerordentlichsch ön. Das tiefe

Kunststück der Liebe, wie Lamb treffend die Bemühung Hamlets bezeichnet, durch affektirte Unarten Ophelia sich zu entfremden, ist hier von Jon in Anwendung gebracht, der durch angenommene Kälte Clemanthe zu entwöhnen sucht von ihrem Liebesverkehr, der bei den ernsten Geschäften, welche seiner warten, nicht mehr stattfinden kann. Aber die hoffnungsreiche, zärtlich liebende Jungfrau, die wahre Ursache seines Benehmens nicht ahnend, ringt noch immer sich seine Liebe zu erhalten:

Hat deine Würde nicht in ihren Falten
Vielleicht ein unbemerktes Plätzchen[1] doch,
Drein Liebe könnte bau'n ihr Nest?

und vergebens bemüht sich Jon, seinem Vorsatz ganz treu zu bleiben — mit Mühe nur ahmt sein freundliches Antlitz ein Stirnrunzeln nach! Sie hat ihn gefragt: Und werden niemals wir uns wieder seh'n?

Jon (nach einer Pause).
Ja!
Gefragt hab' ich die fürchterliche Frage
Die ew'gen Berge und die raschen Ströme,
Die immer klar hinfließen, und die Sterne,
In deren blauem Feld mein kühner Geist
Froh wandelte: sie blieben stumm; doch jetzt,
Wo ich in dein holdsel'ges Antlitz schaue,
Fühl' ich, die Liebe, die durch seine Schönheit
Erglänzt, stirbt niemals ganz: — wir werden wieder
Uns sehn, Clemanthe!

Clemanthe.
Dank dir für den Namen!
O nenn' mich noch einmal damit!

Sie bittet ihn zuletzt, ehe er ihr versage, ihn auf der Erde hinfort zu sehen, sie lieber auf einmal zu tödten.

Jon.
Nein leben mußt du meine Holde!
Im Leben gibt es tausend frohe Dinge,
Die man in einem heitern Daseyn, so
Wie dein's war, nicht beachtet, bis der Hauch
Des Kummers es verstört; die täglichen
Verpflichtungen, anfangs mit Müh' erfüllt,
Bringen am Ende der betrübten Seele,
Welche sie zu vollbringen strebt, die Ruhe.
Du hörest nicht auf mich.

Clemanthe.
O ja, o ja!

Jon.
Wenn du für deinen Bruder, deinen Vater
Zu leben dich begnügst, wird dich die Zeit,
Die heilende aussöhnen mit den Freuden
In dieser schönen Welt — und wenn ein Andrer,
Ein Glücklicherer — nein! ich kann nicht fordern,
Du sollest einen Andern lieben! Ja!
Ich glaubte stark genug mich, dieß zu sagen,
Doch nicht vermag ich's.

Clemanthe.
So bist mein du noch?

Jon.
Ja, dein! o laß mich dich umfassen, so!
O allzu süße, allzu kurze Wonne!

Die Unterredung schließt mit noch einer Umarmung, die, wie er ihr sagt, die letzte, die letzte in dieser Welt ist. Sie folgt ihm von der Bühne weg und begibt sich in den Tempel der Minerva, um, ungesehen, ihn auf seinem Thron zu sehen. Die letzte Scene zeigt ihn auf dem Thron, umgeben von den Weisen und dem Volk. Er verlangt von Agenor und Medon Versicherungen und Bürgschaften für die Hoffnung, das Glück und die gute Regierung seines Vaterlands. Er läßt das Volk schwören, wenn er keine Nachkommen hinterlasse, die oberste Gewalt in die Hände der Weisesten und Besten zu legen, und nachdem sie geschworen, schließt die Tragödie folgendermaßen:

Jon.
Hört und bewahrt den Eid, ihr ew'gen Mächte;
Jetzt laßt mich einen Augenblick hintreten
Zum einsamen Altar. Ihr gnäd'gen Götter,
In deren mildem Dienst ich stand als Knabe,
Schaut jetzt auf mich; — und gibt es eine Macht,
Wie ich's in dieser ernsten Stunde fühle,
Größer als Ihr, die all Eure Gebilde
Hat mit dem Geist der Schönheit angehaucht,
Die auf der Erde und im Himmel lebt:
Euch opfre jetzt ich dieß bewußte Daseyn,
Voll Leben und voll Liebe — für das Heil
Meines geliebten Vaterlands. Der Stoß
Mög' all sein Elend end'gen.
(Er ersticht sich und sinkt. Ktesiphon eilt herbei ihn zu halten.)

Ktesiphon.
Du bist gerächt und wirst mir jetzt verzeih'n

Ktesiphon.
Du hast mir die armselige Verkleidung
Des Hasses von der Seele weggerissen,
Und mich gelehrt, wie elend sey der Wunsch
Nach Rache. Könnt' ich sterben, dich zu retten!
(Clemanthe stürzt hervor.)

Clemanthe.
Halt! mich laß unterstützen ihn! tritt weg!
Ich hab' das beste Recht — Ihr wißt es nicht —
Im Tod ihm nah zu seyn.

Jon.
Das ist ein Glück,
Wie ich es nie gehofft! O das ist süß!
O sieh mich an!

Clemanthe.
Und darum also war es,
Daß du mich dein entwöhnen wolltest? Konntest
Du glauben so mich von dir abzuschütteln?

Jon.

Clemanthe, du hast Recht! es war ein eitler
Gedanke; doch das ist vorbei. Kein Schein
Von Kälte kränkt uns jetzt, keine Verkleidung.
Meine Geliebte! Aber denken wirst du
An das, was ich, im Heucheln, ernst gemeint?
Du wirst Holdsel'ge?

Clemanthe.

Treu wahr' ich's im Herzen!

(Irus tritt auf.)

Irus.

Ich bringe frohe Botschaft! Ha, die Freude
Ist hier verbannt!

Jon.

Ha, ist es wie ich hoffte?

Irus.

Die Pest läßt nach!

Jon (aufspringend).

Habt Ihr es nicht gehört?
Was jauchzt Ihr nicht? Wie seltsam! Nicht an mich
Denkt jetzt! der Fluch, den meine Ahnen brachten
Auf Argos, ist zerstört! Agenor gib
Dem Jüngling, der die gute Botschaft brachte,
Daß ich nicht fruchtlos sterbe, seine Freiheit —
Und Medon, halt' ihn hoch, wie ihn, der jetzt
Dich sterbend segnet — du, meine Clemanthe!
Laß dieß zum Trost dir dienen — Argos lebt!
Das Opfer ist genehm — Alles ist gut. (Stirbt.)

(Schluß folgt.)

Ueber das Poetische in der modernen Poesie Frankreichs.

(Fortsetzung.)

Wenden wir noch einen kurzen Blick in die Gemüthstiefen dieses unseligen Priesters, damit wir die Meisterhand, welche die kühnen Umrisse seiner Gestalt zeichnete, desto deutlicher erkennen. Wir wollen von seiner Liebe zu der Zigeunerin Esmeralda sprechen, eine Leidenschaft, die endlich sein ganzes Wesen verschlingt. Diese Liebe, diese Leidenschaft läßt sich im Allgemeinen mit einem einzigen Epitheton bezeichnen, das uns erschöpfend dünkt: es ist eine fatalistische Liebe. Es gibt einen englischen Roman, der uns die rasende Sinnlichkeit der Priesterliebe schildert, lieber wollen wir sagen der unbändigen Priesterwollust. Dieser Roman („die Mönche von Leadenhall") erschöpft sein Thema auf geschickte Weise, und es mag uns vielleicht der abscheuliche Held desselben bei der Gestalt des Archidiakonus Frollo einfallen. Allein täuschen wir uns nicht. Frollo's Leidenschaft ist ganz etwas Anderes. Frollo's Liebe zu Esmeralden ist etwas ursprünglich Reines; aber sie ist gegründet auf den ungeheuren Widerspruch zwischen Menschseyn und Priesterseyn; und dieß eben ist der Anfang des Fatalistisch-Unterirdischen, der ἀναγκη, wie es vom Dichter selbst bezeichnet wird. Wo der Mensch mit dem Priester in offenbaren Zwiespalt und Seelenkampf tritt, da ist eo ipso die Unterwelt geöffnet. Dieß Fatalistische der Basis nun in dieser Liebe nimmt noch eine groteske Gestalt an, deßhalb weil es eben die „bohémienne" ist, die Frollo liebt; die Heidin, die kirchlich Excommunicirte, die „sorcière." Hier treten Religion, Kirchenglaube und Kirchenzucht, als riesengroße Tyrannen der Priesterneigung entgegen. Er aber, in der Neigung mit allen Lebenspulsen wurzelnd, wird zum Aeußersten getrieben, weil solche Mächte gegenüberstehen. Diese fieberhafte Spannung gegen das Heilige verstrickt ihn immer fester in den Zauber. Daß Frollo's Liebe von mächtiger Sinnlichkeit umzogen sey, dürfen wir nicht läugnen, denn was hat nicht ein physisch kräftiger, leidenschaftlicher Mann, der zwanzig Jahre hindurch Enthaltsamkeit übte, aufs Spiel zu setzen! Aber der Kern dieser Liebe ist nicht Sinnlichkeit, vielmehr ist dieser Kern: der unbedingte, unendliche Zauber, den die glühende Imagination des Priesters um sein eigenes Selbst und Leben schlingt, jener Zauber, der durch die reizende Anmuth des Gegenstands, durch den Kampf mit den religiösen Mächten, den der Bezauberte zu bestehen hat, und durch die Abenteuerlichkeit des Verhältnisses selbst von Minute zu Minute wächst, und in dessen wahnsinnigsten Momenten nur die sinnliche Lust als solche hervorbricht. Eben darum wird Claud Frollo ganz eigentlich zum Mord getrieben. Er vernichtet das Mädchen, das ist wahr; er liefert sie dem Galgen aus, als dem einzigen Nebenbuhler, den er zu ertragen vermag; aber auch was er vor dieser That und was er nach ihr unaussprechliches leidet, hat uns der Dichter treu und herzergreifend dargestellt. Sehen wir diese unsäglich jammervolle Gestalt auf der Balustrade des nördlichen Thurms stehen, und, umgeben von der feierlichen Pracht des Sommersonnenaufgangs, nach dem Grèveplatz blicken; hören wir, wie ihn der Dichter bezeichnet als einen Mann „für den es keine Sommermorgen, keine Blumen und Vogelstimmen" mehr gibt — dann ergreift uns eine jener poetischen Stimmungen, wo ein unsägliches Mitleid in unsern Eingeweiden wühlt, ein Mitleid mit fremdem Leid, das in uns selbst ein so starkes Echo findet, daß wir es mit unserm eignen Leid verwechseln, ein Mitleid, wie es nur die gewaltige Erfindung eines außerordentlich begabten Dichters in uns erregen kann.

Wenden wir uns nun zu der Gestalt desjenigen, der die Rache des Heiligen an dem unseligen Priester vollstreckt. Eine Persönlichkeit, die unsere Betrachtung in noch weit höherem Maße in Anspruch nehmen wird. Diese rächende Persönlichkeit ist Quasimodo, der Glöckner von Nôtre Dame.

Um Quasimodos, in ihrer Art ganz einzige Gestalt zu begreifen, müssen wir auf etwas Ursprüngliches und Innerstes zurückgehen. Es gibt nämlich menschliche Naturen, Persönlichkeiten, welche auf die unmittelbarste Weise an das Element, oder an die Elemente ihres Daseyns geknüpft sind, und welche in eben dem Maße, als sie durch diese prästabilirte Harmonie unfrei sind, auch poetisch sind. Zu diesen Natu-

ren gehört Quasimodo. Wir werden diesen Gedanken weiter paraphrasiren: Elemente unsers Daseyns haben wir, naturgemäß, alle, und Niemand ist ihrer von Haus aus quitt, noch kann er sich ihrer erwehren. Solche Elemente sind die Fundamente des Menschseyns überhaupt: der Schooß, der uns getragen, die Familie, das Vaterland, das Vaterhaus, die Gegend, welche unsere Jugend sah, und Zeuge unserer ersten kindischen Spiele war, endlich das allgemeinste und zugleich individuellste Element unseres Daseyns: die Natur selbst. Allein diese Elemente — und das ist das zweite Gebot für alles was Mensch ist — diese ursprünglichen und natürlichen Elemente auf gewisse Weise abzustreifen, sie zu neutralen Substanzen zu machen, die gleichwohl immer Mächte unserer Existenz bleiben, uns ihres unmittelbaren Einflusses quitt zu machen, uns von ihnen zu emancipiren, und für uns eine unbeschränkte Persönlichkeit, eine durch das mannichfache Durcheinanderspiel des späteren Lebens vermittelte, und eben deßhalb unbedingt freie Existenz zu gewinnen, das ist unsere Aufgabe, unser Streben, als jugendliche Menschen, unser Wunsch, und um es mit Einem Wort zu sagen: die ewige Geschichte unserer Bildung und Erziehung. Wir preisen uns glücklich, wenn wir durch fremde Bildung und durch Selbsterziehung zu derjenigen Mündigkeit gelangt sind, daß wir zwar jene unmittelbaren Prämissen und Substanzen unseres Daseyns als etwas uns Anfängliches, ohne das wir Nichts wären, ehren und lieben, und nach der Weise einer süßen Reaktion und Erinnerung walten lassen können, aber auch zugleich uns in dem Grade von ihm los und mündig erklärt haben, daß unser geistiges Selbst uns als das wahrhaft Unbedingte und Unbedingbare erscheint, und wir in dieser Selbstständigkeit und Ataraxie des Selbstbewußtseyns die erste Bedingung erkennen, uns zu den höchsten und freiesten geistigen Substanzen, zu Wissenschaft, Kunst und Gottheit anschauend und selbstanschauend zu erheben.

Genau genommen, ist dieß freilich das Höchste, was der sich bildende Mensch erreichen kann, daß er von dem Unmittelbaren frei werde, um sich durch eigene Selbstvermittlung zu dem Höchstfreien zu erheben, und in diesem zu existiren; allein eben so sehr ist dieser Proceß doch nur die Gewöhnlichkeit des menschlichen Daseyns und seine gewöhnliche Geschichte selbst. Hierin ist keine große Poesie zu finden; denn es ist der Weltlauf in seiner Immerwiederkehr. Wohl gemerkt, wir sprechen hier von der Poesie des Daseyns, oder um uns concreter und populärer auszudrücken: von den unmittelbar-poetischen Zuständen unserer Existenz als Menschen. Die Poesie des Selbstbewußtseyns, das ist: der schaffende poetische Genius wird freilich nur sichtbar und wirksam seyn bei vollkommener Selbstvermittlung und vollständiger Emancipation des Subjekts von aller Unmittelbarkeit.

Haben wir nun hierin die gewöhnliche Bildungsgeschichte des Menschen angedeutet, so müssen wir doch auch als Poetischgesinnte eine andere Naturbestimmtheit menschlichen Daseyns und menschlich daseyender Wesen anerkennen; wir müssen Wesen anerkennen, deren Daseyn ewig von seinen Elementen durchdrungen bleibt, ein Durchdringen, das ihre ganze Gestaltung bedingt, so wie man dem Fisch das Wasser und dem Wurm die Erde als sein angebornes Element in seiner Gestaltung ansieht. Dieß sind unmittelbare Wesen, aber eben deßhalb auch poetische Wesen, weil sie ihr Naturelement, ihre substantielle Macht in sich reflektiren; weil sie in ihrer Wesenheit nicht bloß sich selbst — denn das thut der Philister auch — vorstellen, sondern eine unendliche, und nicht minder individuelle, als allgemeine Seite der Natur und des Universums. In diesem Sinne ist ein Fisch, ja ein Regenwurm poetischer als der allercharmanteste Spießbürger, der seinen Van der Velde und Tromlitz liest; denn eine solche spießbürgerliche Seele reflektiert keine allgemeine Natürlichkeit und keine unmittelbare Geistigkeit; dieß thut aber ein Fisch und ein Regenwurm, weil sein Daseyn seinem Naturbegriff vollkommen entsprechend ist, und es diesem allgemeinen Naturbegriff in seinem Einzelleben, in seiner ganzen Existenz und Gestaltung vollkommen ausdrückt und symbolisirt.

Ein solches Geschöpf mit anheftender Naturbestimmtheit, ganz vom Naturelement durchdrungen, es in seinem ganzen Seyn wiederspiegelnd, unfrei und erdig in seinem ganzen Wesen, aber doch höchst poetisch, hat Shakspeare, dieser allmächtige Genius, vorgebildet. Dieß Geschöpf ist Caliban. Und Quasimodo, der Glöckner von Nôtre Dame ist ihm sehr verwandt, aber auch sehr von ihm verschieden. Denn wie sich Caliban zu jener wüsten Insel verhält, so verhält sich Quasimodo zur Kathedrale von Paris; und dieß ist ihr Unterschied. Quasimodo ist der Caliban von Nôtre Dame. Aber Nôtre Dame ist keine wüste Insel, sie ist ein vernünftiger, gedankenvoller, von der unendlich-individuellen Gottesidee durchdrungener, durch den höchstgenialen Menschengeist vermittelter Bau. Darum, und eben darum ist um eben so viel als dieser hochheilige Bau geistiger ist, als jene Insel, um eben so viel auch Quasimodo geistiger als Caliban. Lassen wir diesen Vergleich, der uns zu weit führen würde, für's erste dahingestellt, und steigen dafür immer tiefer in die einsame Gestalt, die uns hier zunächst beschäftigt. Quasimodo's Element ist die Kathedrale; aber nicht die Kathedrale als solche, das heißt, als allgemeiner Begriff der Kirche — denn Quasimodo hat keine Religion, — sondern diese Kathedrale, dieser gestaltvoll-ungeheure Dom unserer lieben Frau von Paris.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 26.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

22 März 1837.

Karl VII.

Von Beranger.

Agnes gebeut! das Schwert gezogen!
Der Ruh, der Lust der Scheidegruß!
Gott und die Lieb' ist mir gewogen,
Die meine Krone rächen muß.
Mit Schrecken soll Agnesens Name
Erschallen durch der Britten Reihn;
Galt mehr als Ruhm mir meine Dame,
Will Sie nun ganz dem Ruhm mich weih'n.

Am müß'gen Spiel des Hofs erfreute
Der König, der Franzose sich,
Fern der Gefahr, ließ ich zur Beute
Das Reich dem Feind, der uns umschlich.
Ein Wort von Ihr, Ihr bloßer Name
Bedeckte mich mit Schaam und Pein;
Galt mehr als Ruhm mir meine Dame,
Will Sie nun ganz dem Ruhm mich weih'n.

Bedarf's zum Siege meines Blutes,
Gern, Agnes, geb' ich's hin darum;
Doch nein, ich lebe hohen Muthes,
Dein Sieger Karl, für Lieb' und Ruhm.
Und siegen muß ich, denn dein Name
Soll kräftig meinen Degen fei'n!
Galt mehr als Ruhm mir meine Dame,
Will Sie nun ganz dem Ruhm mich weih'n.

Saintrailles, Dunois, Frankensöhne!
Welch Glück, ihr Recken kühn und scharf,
Wenn ich mit Lorbeern meine Schöne
Von zwanzig Schlachten krönen darf;
Gefeiert sey, mein Volk, Ihr Name,
Mir Ruhm, dir Glück gab Sie allein,
Galt mehr als Ruhm mir meine Dame,
Will Sie nun ganz dem Ruhm mich weih'n!

Rubens.

Dramatische Poesie in England.

(Schluß.)

Mit Berufung auf diese Tragödie glaubt der englische Kritiker im New Monthly Magazine die schlimmen Prophezeihungen des Athenäums kecklich zurückweisen zu dürfen; vom Tode des Drama's dürfe nicht die Rede seyn, so lange noch solche edle Produkte in England geschaffen werden. Erfreulich ist es allerdings, wenn das in England mit großem Eifer betriebene Studium des klassischen Alterthums nicht bloß einen Vorrath von allzeit fertigen Citaten dem Gedächtniß einprägt, wenn vielmehr solche Produktionen beweisen, daß die griechischen Klassiker in Saft und Blut übergegangen sind. Klüger dürfte es in jedem Fall seyn, wenn Engländer und Deutsche, was sie in Schulen und Gymnasien sich von Kenntniß griechischen Lebens, griechischer Geschichte, Religion und Philosophie aneignen, in englischer und deutscher Sprache, sey es nun Prosa oder Poesie, darzustellen und zu reproduciren sich übten, als wenn man die Knaben und Jünglinge damit quält, in lateinischen und griechischen Versen moderne Vorstellungen und Empfindungen auszusprechen, wo über dem mühsamen Prozeß der Uebertragung meist der beste Lebensgeist und die Wärme verfliegt. Aber mehr nur als eine gelehrte Uebung ist die Bearbeitung antiker Stoffe in antikem Geist zu empfehlen, denn als ein der wahren und höchsten Poesie günstiges Feld. Frei muß der Dichter sich fühlen; wie kann er aber dieß, wenn er sich in eine so ganz und gar fremde Weltansicht hineindenken muß, wie bei der poetischen oder dramatischen Bearbeitung eines anti-

ten Stoffs, zumal wenn nicht, wie z. B. in Goethe's Iphigenie, die Entwicklung von den Charakteren der auftretenden Personen abhängig gemacht, sondern an die, unsern Begriffen doch immer jenseitig bleibende Idee des Schicksals, der Orakel u. s. w. angeknüpft wird? Es mag wohl auch seinen Reiz haben, wie ja die Ueberwindung von Schwierigkeiten immer ein angenehmes Gefühl erweckt, durch den Bund der Gelehrsamkeit mit poetischem Geist ein Drama zu produziren, das seinen Situationen und Motiven nach einer verschwundenen Periode angehört, und Manche mögen ein solches Produkt sogar doppelt willkommen heißen, weil es auf eigenthümliche Weise ihnen schon geläufige, seit früher Jugend eingesogene antike Vorstellungen mit modernen Empfindungen vereinigt; aber die große Mehrzahl — und dieser müssen wir hier beitreten — wird doch den lebendigen Hauch des Lebens vermissen, und wenn sie auch vielleicht durch Einzelnes gerührt und hingerissen wird — wie denn dem Jon sehr ergreifende und schöne Situationen nicht fehlen — so wird sie doch die Anlage und den Sinn der Komposition im Ganzen nicht fassen, sich fremd und unbehaglich fühlen. Solche Dramen sind elegante und rühmenswerthe Studien, nicht aber Anzeichen von der Wiederbelebung des Geistes dramatischer Poesie.

Nachdem ein philosophisches und ein antikes Drama erörtert worden, erwähnen wir noch kurz eines historischen Drama's: Philipp van Artevelde, ein dramatischer Roman. Von H. Taylor. Das London and Westminster Review theilt Auszüge daraus mit und beurtheilt die Charaktere. Die Scene ist in den Niederlanden und die Zeit fällt in das vierzehnte Jahrhundert, als die flandrischen Städte die Souveränität ihrer stolzen erblichen Gebieter unwillig ertrugen. In dem Kampfe zwischen dem sich erhebenden Geist der Unabhängigkeit, genährt durch Handel und Industrie und dem alten Gesetz feudaler Unterwürfigkeit, ergriff Philipp van Artevelde die Partei des erstern und trat als der Verfechter der Städte gegen den Adel auf. Zuerst zum Hauptman von Gent erwählt, gelangt er zur Herrschaft über viele flamändische Städte unter dem Titel: Regent von Flandern. Aber dem Grafen von Flandern, unterstützt von der französischen Ritterschaft, gelingt es nach Besiegung und Tod Arteveldes seine Herrschaften wieder zu gewinnen. Das Drama zerfällt in zwei Theile. Im ersten sieht man Philipp von Artevelde durch die härtesten Proben sich den Weg zum höchsten Gipfel des Glücks bahnen. Der zweite Theil bietet einen traurigen Kontrast dar; im Anfang erscheint der Regent auf der Höhe seines Glücks und dann wird sein Sinken, sein Fall und Tod geschildert. — Der Charakter des Helden ist mit großer Schärfe gezeichnet und mit gleicher Kraft durchgeführt. Der Dichter zeigt ihn, wie seine Absicht ist, in kecker Entschlossenheit und bewußter Besonnenheit. Er nimmt das Interesse in Anspruch, obgleich er wenig Leidenschaft entwickelt; er fesselt die Aufmerksamkeit und tritt hervor, ohne irgend eine allzustark aufgetragene herrschende Bestrebung .. Der folgende Auszug aus einer Rede desselben gibt den Schlüssel zu seinem Charakter und eine Probe von dem Styl des Gedichts. Er spricht zu dem Weib, das er lang geliebt und der er jetzt seine Liebe erklärt:

Sey ruhig
Und laß mich warnen dich, eh' fest du wählst,
Welchem Geschick du dich mit mir vermählst.
Du hast mich leben sehen, bis daher,
In friedlicher Zurückgezogenheit.
Der Siedler im Gebirg, deß Ohr den Donner
Des ihm gewohnten Wasserfalls nicht hört —
Der Seemann der auf dem Verdecke schläft
Und überhört des Windes laut Geächz,
Und nicht der stürm'schen Woge Brausen achtet —
Sie lebten kaum so ungestört als ich.
Doch bau' auf dieß nicht! der geschwoll'ne Strom
Erschüttert leicht des Bergbewohners Hütte,
Und scheucht ihn fort; der Seemann, aufgeschreckt,
Springt aus dem Schlummer aufs bespülte Deck;
Und jetzt kommt bald die Zeit, wo hier in Gent,
Wer ohne Kränkung von Gewaffneten
Will leben, selbst in Waffen gehen muß.
Die Zeit ist noch für Alle — mich am meisten!
Abwarten will ich nicht die Zeit der Noth,
Wo keine Wahl mir bleibt des bessern Standpunkts;
Ich will die Zeit ergreifen weil ich's kann,
Und sie nach meinem Nutz' und Zweck gestalten.
Bedenk denn, daß ich bald zu Schiff das Meer,
Das stürmevolle dieser Zeit, befahre —
Nach freier Wahl, jetzt nimm oder verwirf mich!

Ein Theil von Adriana's Antwort heißt:

Ich folge dir durch Sonnengluth und Sturm,
Ich will aushurr'n bei dir in Wohl und Wehe,
In den Bekümmernissen, die dich treffen,
In deinen Kämpfen, wenn die Bösen grollen,
In all'n Gefahren, die um dich sich drängen,
Und, wenn sie dich zermalmen, in den Tod!
Wenn es dein Ehrgeiz war, was jüngst erwacht
Dich auf die Pfade der Gefahren trieb:
Dann will auch ich ehrgeizig seyn; wo nicht
Und wenn dein schlimmes Glück darein dich warf,
So will auch ich dein Unglück mit dir theilen,
Ich will dir gleich in diesem seyn und Allem,
Wie's nur ein Weib vermag; ernst will ich seyn
Und nachdenksam, denn schon entschwunden ist,
Womit als Kind mich die Natur begabt,
Des Herzens angeborne Heiterkeit.
Ich will mit dir all deine Sorgen theilen;
Nur bleibe stets auch deine Liebe mein!

Diese Rede jedoch läßt mehr Charakter hoffen, als Adriana wirklich zeigt. Die übrigen Personen sind einsichtsvoll angelegt, aber nicht alle Charaktere mit gleichem Glück durchgeführt. So das verzogene Kind Klara, die eigensinnig, aber der edelsten Opfer fähig ist, und voll großmüthiger Gefühle — eine Art von Bratrice, aber mit heftigeren Neigungen, ist gut gezeichnet; aber der Witz und die Lustigkeit dieses Charakters fallen zuweilen ins Plumpe und Derbe. Die Sprache des gemeinen Volks, der Bürger, Soldaten, der Spitzbuben ist durchaus wohl beachtet, die

Sitten und politischen Ansichten der Zeiten sind mit Treue geschildert. Während die Tugenden des Ritterthums nicht ohne ihren Repräsentanten bleiben in dem tapfern d'Arlon, wird auch der heftige, seichte und tyrannische Geist des Feudalismus streng dargestellt. — Der Dichter des Philipp von Artevelde — so lautet das Gesammturtheil — hat dem Publikum in reiner und kräftiger Sprache einen würdigen Gegenstand zum Nachdenken geboten, aber es nicht eben mit besonders neuen oder lebendigen Schilderungen menschlicher Empfindungen, in ihrer Tiefe oder ihrer Zartheit, beschenkt. Die Heftigkeit des Zorns oder die Innigkeit des Kummers sind Sphären, welchen er ferner bleibt. Ausgezeichnet ist er im lebendigen und poetischen Ausdruck wahrer und vollwichtiger Gedanken oder Gefühle, die noch unter der Vormundschaft der Vernunft stehen, und schon dieß ist kein kleines Verdienst.

Aus dem Bisherigen erhellt, daß es der englischen dramatischen Poesie nicht an ernsten, maßhaltenden, nüchternen Produktionen fehlt, welche dichterischen Geist und wohl auch dramatische Geschicklichkeit beurkunden; allerdings unterscheiden sie sich in vieler Hinsicht durch Reinheit der Sprache und verständige Oekonomie von den meisten neuen überschwänglichen Dramen der Franzosen, welchen man dagegen größere Energie und Streben nach Neuheit nicht absprechen kann, wenn schon jene Energie häufig Mißgestalten erzeugt und das Neue oft, statt originell zu seyn, nur bizarr und widerlich ist. Der Eindruck, den die englischen Dramen machen, ist an sich reiner; man wird nicht verletzt, beleidigt und zurückgestoßen; die neuen französischen haben viele Elemente, welche uns nicht behagen, ja uns anwidern, aber es offenbart sich in ihnen ein „Sturm und Drang," der doch etwas Vollkommeneres hoffen läßt. Die englischen Dichter erscheinen mehr als einsichtsvolle und gelehrte Liebhaber, die mit gewissenhaftem Fleiß nach individueller Neigung und mit Willkür etwas Wohlgefeiltes produciren; die Franzosen stellen sich mehr als eine Schule dar, in welcher immer einige Verwandtschaft des Strebens herrscht, so verschiedenartig auch die Produkte und ihre Schöpfer in vielen Beziehungen seyn mögen; Wem es nur um ruhigen Genuß zu thun ist, wird bei Jenen seine Rechnung finden, dagegen Wer im Jetzigen die Keime des Künftigen zu erschauen liebt, sich mit größerem Interesse, wenn auch selten mit Befriedigung, den dramatischen Leistungen der Franzosen zuwenden wird.

Ueber das Poetische in der modernen Poesie Frankreichs.

(Fortsetzung.)

Wir wollen sehen, was der Dichter darunter meint, wenn er sagt: „Nôtre Dame war Quasimodo's Welt." Schon seinem Ursprung nach ist dieses ein zweideutiges und zweifelhaftes Wesen, denn die Zigeuner haben ihn als Austausch gegen die reizende Esmeralde, der armen la Chantefleurie, der Wahnsinnigen vom Rolandsthurm, in die Wiege gelegt. Quasimodo ist also das, was der Aberglaube des gemeinen Mannes als einen Wechselbalg bezeichnet. Als solches nimmt er sich schon äußerlich aus, als ein mißgestaltetes, einäugiges, hinkendes Geschöpf, vor dem alles sich entsetzt, und selbst das Mitleid der Frauen zurückschaudert. Auch verweigert ihm die gekränkte Mutter ihre Pflege, und weist ihm seinen Platz auf der Estrade der Findelkinder zu Nôtre Dame an. Hier verhöhnen alle Umstehenden das mißgestalte, heulende Wesen, und derjenige, dem die Aufnahme eines solchen Geschöpfs am fernsten liegt, ein Priester, der Archidiakonus Claudius Frollo, muß sich seiner erbarmen.

Quasimodo's erstes Erwachen ist also in der Kathedrale. Alle Segnungen des ersten Kindseyns sind aus seinem einsamen Leben getreten. Er weiß nichts von einer Mutter, nichts von einem Schooß der Mutter; er weiß nichts von Gespielen und Jugendgenossen; nichts von Blumen, grünen Wiesen, Feldern und Auen. Es kennt also das ursprünglichste Element jedes menschlichen Daseyns: die Natur selber nicht. Schon hierin zeigt sich Quasimodo als ein umgekehrter Caliban. Denn dieser wurzelt eben ganz und gar in dem natürlichen Seyn, wenn gleich es nur die Natur in ihrer Wüstheit ist. Caliban ist glücklicher als Quasimodo, obgleich er auf der Gränze der Thierheit steht, weil er die Freiheit doch wenigstens als eine Naturnothwendigkeit kennt, und als ein unbeschränktes, wenn gleich thierhaftes Daseyn in der Natur. Caliban weiß von Blumen, von Gestirnen, von dem Wechsel der Jahreszeiten, von Sonnenaufgang und Untergang; er ist dabei, wenn der Himmel sich aufhellt oder mit Wolken umzieht; er hat den Sturm und die Feierstille der Natur erlebt und angeschaut; er hat jeden Platz seiner Insel besucht, und selbst der unermeßliche Ocean, der sie umgürtet, ist für ihn keine Gränze. Aber wo sind Quasimodo's Blumen, Quasimodo's Gewässer und Sonnenanfgänge? Wo sind seine Gestirne, seine Gräser, Bäume und grünen Lauben? Alle versunken in dem ungeheuern Gestein von Nôtre Dame. Jener Schimmer der Kerzen, dieß mag sein Abendroth seyn; jene in nächtlichen Graus verschwebenden Kreuzgänge, dieß sind seine grünen Wiesen; jener Weihrauchnebel, der den Dom durchzieht, dieß mag sein Gewölk seyn, ein Dunst, dessen Bedeutung er nicht versteht; jener ewige, starre Winter der oben und unten schwebenden Steinbildungen, das mag sein Baumfrühling, und jenes wunderliche gothische Schnörkel- und Schnitzwerk, dieß mögen seine Blumen seyn. Alles ist steinern, und der arme Gnomenknabe ist sehr unglücklich. Denn für ihn hat ja der heilige Dom durchaus keine vermittelte, von der Gottes- und Weltidee erfüllte, sondern nur eine rein elementarische Bedeutung. Es ist ja nicht die Gottheit, die ihn aus diesen Steinmassen anblickt, sondern nur der Stein. Quasimodo ist ja nicht durch Natur und Leben zum Heiligen, als zu Etwas von Natur und Leben Verschiedenem und Höherem, hingelenkt worden; er kommt ja, eben weil das Heilige sein natürliches Element ausmacht, niemals zum Bewußtseyn jenes Unterschieds; mithin lernt er auch nimmermehr in diesen wunderbaren Räumen und kleinen Steinwelten den Gedanken finden. Es ist die reine Unmittelbarkeit der daseyenden Steinmasse, die auf ihn wirkt; nicht das, was Höheres, Unendliches ihr einwohnt, denn von dieser weiß Quasimodo absolut nichts, weil er keine Unter-

schiede des Lebens und der Welteinrichtung kennt. Nach dieser Seite hin nun wird Quasimodo's Wesen wahrhaft dämonisch. Wir wollen der Offenbarung dieses dämonischen Wesens Schritt für Schritt folgen: jene gothischen Zierrathen nämlich der Kathedrale Nôtre Dame, in welcher für Quasimodo kein göttlicher Gedanke und keine geistige Idee wohnt — diese erhalten also für ihn, weil doch alles Daseyende einen Ausdruck gewinnen muß, eine geheimnißvoll-natürliche Bedeutung. Denn für Quasimodo ist der Geist als göttlicher Gedanke aus diesen Steingebilden getreten; sie sind also von der Idee entleert, bloße Naturdinge geworden. Sie sind aber doch keine reinen Naturdinge, weil ursprünglich wirklich der Geist darin haust; mithin enthalten sie für Quasimodo einen potenzirten Widerspruch: denn als ein Wesen, das, wo nicht denkt (im freien Wortsinne), doch mindestens anschaut und betrachtet, muß Quasimodo in diesen entleerten Steingebilden etwas suchen, und wenn auch dieß nicht einmal, so muß sich doch sein vernünftiges Betrachten in dieselben hinein- und wiederum aus ihnen heraus in seine Betrachtung reflektiren. In diesem Reflerionsverhältniß hat aber das gothische Gestein für Quasimodo schon eine wirkliche Bedeutung dämonischer Art gewonnen, denn es ist nun allerdings etwas Anderes, als der bloße Stein was den Glöckner aus diesem Zierrath anblickt; allein es ist doch auch nicht die Idee oder der Gedanke selbst, sondern vielmehr der Widerspruch der Idee und des Gedankens; mithin das Unheimliche und Dämonische.

Ob nun gleich Quasimodo als ein untergeordneter, von Geburt an niedergedrückter, und in abnormen Zuständen verdumpfter Geist, sich von diesem unheimlichen Wieder- und Widerspiel der Steinmassen von Nôtre Dame auf reflektirende Weise keine Rechenschaft ablegt, so drückt sich doch der unheimliche Eindruck auf unmittelbare Weise in seinem Wesen ab, welches als eins und dasselbe, oder als gleichartig mit jenen Steingebilden, nun selbst eine unheimliche Seite gewinnt. Und diese dämonische Seite Quasimodo's (Caliban hat keine solche, weil er das wunderbare Mittelwesen zwischen Thierheit und Menschheit ist) ist von dem Dichter auf wahrhaft plastische und vortreffliche Weise hervorgestellt worden, eine Darstellung, die sich auch auf den Glauben der Menge erstreckt, welche Quasimodo für den Dämon der Kathedrale selbst hält.

Daher kommt es denn, daß selbst seine rein natürlichen Eigenschaft, sein krüppelhafter Körperbau mit den zwergartig zusammengefügten Riesengliedern, seine übermenschliche Körperstärke u. s. w., von der Menge, die ihn kennt und fürchtet, dämonisch gedeutet werden.

Auch steht Quasimodo in fortwährendem Rapport mit seinen gothischen Steinbildern, mit den fabelhaften Riesenbildsäulen, und den schauerlich-abenteuerlichen Gorgonenköpfen, die aus der Mauer gucken. Mit diesen hat er sich einen dämonischen Sprachverkehr gebildet; mit ihnen führt er nach seiner Weise in der Morgen- oder Abenddämmerung, oder auch in ganz einsamer Mitternacht geheimnißvolle Unterredungen. So trifft ihn der Archediakonus, wenn dieser, in geheimwissenschaftlichen Gedanken vertieft, in den nächtlichen Gängen sich ergeht, in zusammengehockter Stellung vor irgend einem gräßlich-phantastischen Steingesicht, das aus der Mauer blickt. Was ist aber das stundenlange, schweigende Herüber- und Hinüberblicken anderes, als der geisterhafte Umgang und gesellige Verkehr des elementarisch-gebildeten Wesens mit diesen seinen Elementen? Es kommt bei diesem stummen Verkehr gar nicht darauf an, daß als Resultat desselben in dem Anschauenden diese oder jene Idee, dieser oder jener bestimmte Gedanke sich festsetze, sondern nur darauf, daß daraus eine fortdauernde, sich gleichbleibende Neigung, Anhänglichkeit und dumpfe Seelenstimmung entspringt; daß die Bande, durch welche Quasimodo an die einzelnen Gestaltungen seiner Kathedrale, und an diese selbst geknüpft ist, durch solches Anschauen und Verkehren stets fest und innig knüpfend erhalten werden; daß das Unvermögen dieses elementarischen Wesens, sich von diesen seinen Elementen loszureißen, plastisch hervortrete. In diesem Sinne ist allerdings Nôtre Dame Quasimodo's wahre und einzige Welt. Es liegt in ihm eine stete Unruhe, ein dunkler Trieb, mit allen Zuständen, Erscheinungen, Formen und Theilen seiner Weltkathedrale fortwährend vertraut zu bleiben. Darum wandelt der Glöckner bei Tag wie bei Nacht Treppe auf, Treppe ab, Gang auf und nieder. Jetzt sieht man ihn unten im Schiff der Kirche langsam hereinschleichen, jetzt wieder in irgend einem Versteck des Chors, gleichsam gedankenvoll, andächtig sitzen. Dann wieder erscheint er auf der obersten Zinne des Thurms, und läßt den scharfen Blick seines einzigen Auges hinunter und hinaus schweifen in die zu seinen Füßen weit ausgedehnte Stadt, deren individuelles, lebendiges Treiben er aber nicht vernimmt, weil er taub ist, und die nur wie ein großes Panorama sich vor ihm ausbreitet. Es gibt in diesem ungeheuren Panorama, das der Dichter in einem eigenen Kapitel so schön beschreibt, keinen einzigen kleinen Punkt, auf welchen Quasimodo's Blick mit Theilnahme und Vorliebe weilen sollte. Die ganze, weite Welt hat für Quasimodo keinen solchen Punkt, der für ihn irgendwie bedeutend wäre. Sein Hinschauen über die bewegte, so überreiche und lebenvolle Stadt ist dem starren Blick einer Eule zu vergleichen, die bei hellem Sonnenschein aus dem Schlupfwinkel ihres Thurms in die Umgegend schaut. In ihrem Auge ist nichts, was dieser Fülle von Erscheinungen entspräche; ihr ganz abnormer Sehnerv erträgt sie nur wenige Minuten, dann wendet er sich, geblendet und verletzt, wieder in das Innerste seiner Höhle. Auch gewahren die Vorübergehenden hin und wieder den Glöckner, wie er in der abentheuerlichsten Haltung zwischen den mystischen Königs-, Bischofs- und Thiergestalten der großen Façade herumwandelt, wie er sich an sie anschmiegt, sie liebkost, als ob er wirklich zu ihnen gehöre, und die Gleichartigkeit seines Wesens mit dem ihrigen dergestalt ausdrücken wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 27.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

25 März 1837.

Alastor oder Der Geist der Einsamkeit.

Von Shelley.

Erd', Ocean, Luft, geliebte Brüderschaft!
Wenn unsre große Mutter meiner Seele
Hat etwas eingeflößt von dem Natursinn,
Dem frommen, zu empfinden Eure Liebe,
Und sie mit Gegenliebe zu vergelten;
Wenn der bethaute Morgen, wenn der würz'ge
Mittag und Abend — Sonnenuntergang
Mit allem seinem prächtigen Gepränge,
Die Stille feierlicher Mitternacht,
Wenn Herbstes hohle Seufzer durch den Forst,
Der Winter, der mit reinem Schnee bekleidet
Und mit geschliffnen Eiskrystallen krönt
Das graue Gras, den kahlen dürren Strauch:
Wenn Lenzes wollustvolles Weben, der
Aushaucht die ersten, wonnevollen Küße —
Wenn Alles dieß mir lieb und theu'r gewesen;
Wenn keinen Vogel, kein Insekt — kein Thier
Ich wissentlich gekränkt — nein, stets geliebt
Als mir verwandt: o dann verzeiht dieß Rühmen
Geliebte Brüder, und entzieht mir jetzt
Nichts von der Gunst, die Ihr mir sonst geschenkt.

Du Mutter dieser unergründlichen Welt!
Segne mein feierlich Lied, denn dich hab' immer,
Ich habe dich allein geliebt; bewacht
Hab' deinen Schatten ich und deiner Schritte Dunkel.
Und immer ist mein Herz auf deine tiefen
Mysterien gerichtet; aufgeschlagen
Hab' ich mein Bette mir in Beinehäusern
Und über Särgen, wo der schwarze Tod
Zählt die Trophä'n, die er dir abgewann;
Hoffend, ein Ziel zu setzen jenen Fragen
Den drängenden, an dich und an die Deinen,
Indem ich zwänge einen einzlen Geist,
Deinen Gesandten: aufzulösen mir
Das Räthsel *was wir sind?* In stillen Stunden,
Wo hörbar wird das Schweigen selbst der Nacht,
Hab' ich, wie in begeisterter Verzweiflung
Ein Alchymist an eine dunkle Hoffnung
Sein Leben setzt, grauenvoll, Gespräch und Blicke,
Tief forschende, mit meiner unschuldvollen
Liebe gemischt, bis ungewohnte Thränen,
Vereint mit jenen athemlosen Küssen,
Solch einen Zauber machten, welcher zwingt
Die Nacht, mir dein Geheimniß zu verrathen;
Und hast du gleich dein innerst Heiligthum
Mir nie entschleiert noch, so ging mir doch
Genug von Träumen, unaussprechlichen,
Von dämmernden, phantastischen Gebilden,
Und tiefen, schattigen Gedanken auf,
Daß heiter ich und unbeweglich jetzt,
Gleich einer langvergeß'nen Leier, auf-
Gehangen an der einsam hohen Kuppel
Eines geheimnißvollen, öden Tempels,
Erwarte deinen Hauch, erhabne Mutter,
Damit mein Lied ertöne vom Gemurmel
Der Luft, von Walds und Oceans Bewegung,
Von Stimmen dessen was da lebt, von Hymnen
Des Tags, der Nacht, des tiefen Menschenherzens.

Ein Dichter war, deß allzufrühes Grab
Nicht Menschenhand mit frommer Ehrfurcht thürmte;
Die Wirbel der Herbstwinde bauten über
Seinem verwitternden Gebein von Blättern,
Von welken, eine Pyramide in der Wildniß;
Ein holder Jüngling! doch kein trauernd Mädchen

Schmückte mit feuchten Blumen, mit dem Kranz
Der grabesheiligen Cypresse ihm
Des ew'gen Schlummers einsam tiefes Lager;
Großmüthig, edel, tapfer war er; doch
Kein Sänger hauchte in melod'schen Seufzer
Aus eine Klage um sein dunkles Loos.
Er lebte, starb, sang in der Einsamkeit.
Sein seelenvoller Sang entlockte Thränen
Fremden, und Jungfrau'n, wenn er unbekannt
Vorüberging, seufzten und schmachteten,
Weil sie mit Lieb' erfüllt sein schwärmend Auge.
Der sanften Sterne Feu'r hat ausgebrannt;
Das Schweigen, eifersüchtig auf seine Stimme,
Verschloß im dumpfen Schrein die jetzt verstummte.

Hehre Betrachtung, silberhelles Träumen
War seiner Kindheit Nahrung. Jeder Anblick
Und jeder Ton der Erde und des Aethers
Sandt' in sein Herz die innigstheißen Triebe.
Die Quellen göttlicher Philosophie
Flohn seinen durst'gen Mund nicht; alles Große
Gute und Liebenswerthe, was die Vorzeit
In Wahrheit oder Fabel heiligt, kannte
Und fühlt' er. Als vorbei die frühe Jugend,
Schied er vom kalten Herd, von seiner Heimath,
Die ihm entfremdet, seltner Wahrheit Schau
Zu suchen in noch unentdeckten Ländern.
Manch weite Wüste und verworrne Wildniß
Hat angelockt seinen furchtlosen Schritt;
Durch seiner Stimme, seines Auges Anmuth
Erkauft' er Rast und Brod von wilden Menschen.
Er folgte der Natur geheimsten Gängen,
Als wär' ihr Schatten er, da wo der rothe
Vulkan das Schneefeld und die Eisesjinnen
Mit seinem heißen Rauche überwölbt;
Wo Erdpechsee'n auf schwarzen, nackten Inseln
In trägen Strudeln rastlos sich bewegen;
Wo die verborg'nen Höhlen, schroff und schwarz,
Hinlaufend unter Quell'n von Gift und Gluth,
Der Habgier unzugänglich und dem Stolz,
Ausdehnen ihre funkelnden Gewölbe
Von Diamant und Gold, über zahllosen
Und unermeßnen Hallen, glänzend von
Crystallnen Säulen, Schreinen voll von Perlen,
Und Thronen, strahlend ganz von Chrysolithen.
Auch hatte nicht das Schauspiel — prächtiger
Und majestätischer als Gold und Steine —
Das wechselvolle blaue Himmelsdach,
Die grüne Erde — nicht in seinem Herzen
Auf Liebe und Bewunderung verzichtet.
Gern weilt' er lange in einsamen Thälern,
In Wüsten schlug er seine Heimath auf,
Bis Taub' und Eichhorn sein unblut'ges Mahl
Aus seiner frommen Hand gern mit ihm theilten,
Von seiner Miene Freundlichkeit gewonnen,
Und selbst die wilde Antilope, die
Auffährt, sobald nur im Gebüsche raschelt
Das trockne Laub, anhält die scheue Flucht,
Und anschaut die Gestalt, anmuthiger
Als selbst die ihrige.

Sein Pilgerschritt
Geleitet von erhabenen Gedanken,
Besuchte die ehrwürdigen Ruinen
Vergang'ner Zeit: Athen, Tyrus und Baalbek,
Die Wüste, wo Jerusalem einst stand,
Die Thürme, die gefallnen, Babylons,
Die ew'gen Pyramiden, Memphis, Theben,
Und was nur Seltsames, auf Obelisken
Von Alabaster eingehau'n, auf Gräbern
Von Jaspis und von halb zerbrochnen Sphinxen
Das schwarze Aethiopien verbiegt
Auf seinen öden Bergen. Dort verweilt' er
Unter den Tempeltrümmern, Riesensäulen
Und übermenschlich seltsamen Gebilden,
Wo marmor'ne Dämonen das Geheimniß,
Das erz'ne, des Zodiakus bewachen,
Und todte Menschen ihre stummen Gedanken
Ringsum den stummen Mauern eingeprägt.
Dort weilt' er, brütend ob den Sagenbüchern
Von der Welt Jugendalter, starrte an
Den langen brennendheißen Tag hindurch
Die sprachlosen Gebilde; da selbst nicht,
Als mit unstetem Schattenfluß der Mond
Erfüllte die geheimnißvollen Räume,
Ließ er von seinem Schauen ab — er starrte
Und starrte immer zu — bis seiner Seele
Der Sinn sich offenbarte, wie ein Blitz
Trunk'ner Begeist'rung und mit Schauer er
Die Räthsel las von der Geburt der Zeit.

Inzwischen brachte ein arabisch Mädchen
Ihm seine Nahrung — ihren eignen Theil
Von ihres Vaters Zelt und breitete
Ihm ihre Matte aus zum Schlaf; sie stahl
Von Pflicht und Ruh sich weg, ihm nah' zu seyn;
Sie liebte, aber scheue Ehrfurcht ließ
Sie nicht von ihrer Liebe sprechen — Nachts
Bewachte sie, selbst schlaflos, seinen Schlummer,
Sah, wie aus seinem Mund, vom Schlaf geöffnet,
Schuldloser Träume leichter Athem stieg,
Und wenn der rothe Morgen blässer machte
Den blassen Mond, kehrte verwirrt, verstört
Und keuchend sie zurück zur kalten Heimath.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber das Poetische in der modernen Poesie Frankreichs.

(Fortsetzung.)

Was aber ein tiefer, negativer Zug in Quasimodo's Wesen ist, das ist, daß er bei aller Gemüthsidentität mit jenen Bauwundern der Kathedrale, und bei aller Innigkeit, mit welcher er ihnen zugethan scheint, sich doch um das ihr einwohnende an und für sich Heilige nicht im mindesten kümmert. Für ihn gibt es keinen Altar, keine Monstranz, keinen Kruzifixus, kein Madonnenbild. Er weiß nicht, was Gottesdienst ist, er hat dafür in seiner Seele kein Organ der Empfänglichkeit. Auch Claudius Frollo, sein Gönner, Vater und Erzieher, der selbst ein Priester und Herold des Allerheiligsten ist, hat in der Seele seines Schützlings keine derartige Empfindung wecken können. Auch hat er es schwerlich gewollt, denn ihm ist die dämonisch-elementarische Natur seines Pfleglings nicht entgangen, und er hat erkannt, daß alle Erziehung für dieß einsame Geschöpf nur darin bestehen kann, ihn seinen ursprünglichen Elementen zu überlassen. Auch in diesem Punkte ist Caliban von dem Glöckner wesentlich verschieden, denn der erstere weiß von einer Naturgottheit; Quasimodo aber hat in seiner ganzen Seele den Begriff der Gottheit nicht aufbringen können. Und dieß ist eine Abweichung des Gleichartigen, welcher die poetische Wahrheit zu Grunde liegt. Denn die Natur, wenn auch das Elementarische, ist doch auch das durch und durch Lebendige; und sie, als die ewig Zeugende, erzeugt auch den Glauben an ihren Gott, oder an ihre Götter. Aber der Stein als solcher, ist kein Lebendiges, das zeugen kann, und vermag nicht, den an und für sich seyenden Gedanken aus seiner von der Idee entleerten Masse hervorzubilden.

Allein wenn auch Quasimodo sich nicht zur Idee der Gottheit und des Heiligen an und für sich zu erheben vermag, so gibt es doch etwas, zu dessen verehrungsvollem Umfassen seine Natur ausreicht; etwas, das, wo nicht den Gedanken des Heiligen selbst, doch den Anklang an denselben in sich faßt; etwas, das wenigstens auf symbolische Weise den Gottesdienst bedingt, und mit ihm im engsten Zusammenhange steht: dieß sind die Glocken. In den Kirchenglocken wohnt eine Tiefe und unendliche Bedeutung, welche schon in jenem alten Spruche, gleichsam als eine Trinität der Symbolik, angedeutet ist: Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango. Hier haben wir gleich eine dreifache Bedeutung der Glocke: eine kirchlich-lebendige, eine unterweltlich-religiöse, und eine elementarisch-geheimnißvolle. Sie ruft die Lebendigen; sie beklagt die Todten, und sie neutralisirt die Gewalt des himmlischen Feuers. Allein, ganz seinem Wesen getreu, dringt Quasimodo nicht in diesen dreifach-geistigen, innerlichsten Sinn der Glocke ein; dazu fehlt es ihm an Selbstvermittlung, an Reflexion. Vielmehr ist es eben wieder nur das Massenhafte, das ihn an der Glocke ergötzt; ihr Schweben, Schwanken, Sausen und Brausen in den Lüften, ihr dumpfer Donnerklang, oder ihr schneidender Silberlaut; ihr gewaltiges elementarisches Durcheinanderklingen, die in Ein gigantisches Tonmeer zusammenhallenden Tonunter-schiede. Und dieß ist es eben, was im Laufe der Zeit den Glöckner taub gemacht hat, so daß er beim wüsten Durcheinandergeläut nur noch den mächtig summenden Baßton seiner Favoritriesin, der ungeheuren „Marie" und den ganz entgegengesetzten schrillenden Silberlaut des Vesperglöckchens vernehmen kann. Allein eben weil seine Neigung und Andacht für die Glocken ganz massenhafter und gigantischer Natur ist, eben darum kümmert es ihn wenig, ob er ihre Klänge vernimmt. Das Hauptsächlichste davon ist ihm ihr Sausen und Schwingen, und die furchtbare Wucht, womit sie, sich selbstbewegend, den Riesenthurm und das ganze Gebäude in seinen Grundfesten erschüttern. Hiedurch entsteht für das klangberaubte Ohr ein dumpfes gewaltiges Dröhnen, das von dem eigenthümlich begabten Wesen nicht sowohl gehört, als vielmehr gefühlt, empfunden und geschaut wird. An dieser furchtbaren Wucht des Glockenschwunges entzündet sich seine eigene Begeisterung, die wiederum elementarischer und dämonischer Natur ist. In solchen Momenten sprüht sein Cyklopenauge Flammen, sein ganzes Innere ist in Aufruhr; sein Körper trieft von Schweiß; seine Riesenglieder werden von höchster Beweglichkeit ergriffen; er schwingt sich an dem sausenden Seil in die Höhe, er klammert sich mit der Kunst einer wilden Katze an das geliebte Metall, er bedeckt es mit Küssen, und seine Begeisterung läßt nicht nach, bis die Stunde des Geläuts vorüber ist, eine Stunde, die seine glühende Begeisterung öfters sehr verlängert. Unten steht und horcht und staunt die Menge, und spricht: das ist Quasimodo der Glöckner! Das ist der Dämon des Glockenstuhls! Und in der That: es ist Athem, Leben und Seele in diesem Geläut, aber ein durch und durch metallnes Leben, und eine ganz dämonische Seele.

Und wann nun eine allgememeine Stille des Kirchengeläuts eingetreten ist, und die sämmtlichen 14 Glocken, welche unter Quasimodo's Hut gestellt sind, ihre Feierstunde haben, dann besucht er sie in ihrer Ruhe, in ihrem Schlummer, dann streichelt er ihnen die metallenen Wange, welche jetzt glühen müßte, wenn sie lebendig wäre; dann öffnet sich auch sein schweigsamer Mund, der selbst den Steinköpfen, den Gorgonengesichtern und marmornen Dornenhäuptern gegenüber stumm blieb, und seine andächtig-liebevollen Gefühle für seine Glocken erhalten nun Sprache. Hier hört Quasimodo auf, ein bloßer Betrachtender zu seyn. Er denkt nun in Worten, und er antwortet sich auch für seinen Gegenstand, weil er ganz mit ihm eins ist. Es ist dieß die erste Art der Vermittlung, deren dieß elementarische Wesen fähig ist, und hierin ist schon eine Annäherung an das Menschliche vorhanden.

Wir müssen nun das dritte Reflexionsverhältniß betrachten in welches diese elementarisch-einförmige Menschennatur gestellt ist: dieß ist sein Verhalten zu dem Archidiakonus, seinem Erzieher. Wenn es nämlich für Quasimodo in diesen Räumen, welche seine Welt sind, wirklich eine Gottheit gibt, so ist Claudius Frollo diese Gottheit. Aber der Dichter selbst hat uns in einem kleinen Capitel, das die Aufschrift führt: „Le chien et son maitre," jedoch in so plastischer Kürze und mit so ergreifender Tiefe dieß

Wechselverhältniß zweier ganz verschiedener Wesen geschildert, daß wir, um es zu erschöpfen, nur seine eigenen Worte anzuführen brauchen: „Ein menschliches Wesen gab es, das Quasimodo eben so sehr, ja noch mehr als seine Kathedrale liebte: dieß war der Archidiakonus. Die Sache war einfach. Er hatte ihn aufgehoben, genährt, erzogen. Als Quasimodo noch ganz klein war, suchte er Schutz zwischen den Beinen des Archidiakonus, wenn ihn die Kinder wegen seiner Mißgestalt verspotteten, oder die Hunde ihn anbellten. Claudius Frollo hatte ihn sprechen gelehrt; er hatte ihn zum Glöckner gemacht. Er hatte ihm die große „Marie“ zur Geliebten gegeben, und dieß hieß einem Romeo seine Julie geben. Deßhalb war Quasimodo's Dankbarkeit tiefer, leidenschaftlicher, schrankenloser Natur. Er war der Sklav des Archidiakonus; er duldete alles von ihm, sogar die Mißhandlung. Nachdem der Glöckner taub geworden war, hatte sich zwischen ihm und seinem Herrn eine wundersame Zeichensprache gebildet, und so war der Archidiakonus das einzige menschliche Wesen, dem Quasimodo verständlich seyn konnte. Der Gewalt, welche jener über ihn ausübte, war nichts zu vergleichen. Auf ein einziges Zeichen des Archidiakonus hätte sich Quasimodo von der höchsten Zinne des Thurms gestürzt. Er war ganz in seine Hand gegeben. Er war eine Verzauberung, welche der höhere Geist auf den niedern ausgeübt. Das Resultat dieses Zaubers war jene riesenhafte, unbegränzte Treue, für welche sich im Menschlichen kaum ein Ausdruck findet.“

In diesem Verhältniß zum Archidiakonus spielt nun zum ersten Mal das Menschliche in Quasimodo's elementarischem Daseyn. Sein Wesen ist nun als menschlich-geistiges anerkannt, denn er steht in Geistes- und Gemüthsrapport mit einer begabten Menschennatur. Der wahre Ausdruck und das wahre Resultat dieses Verhältnisses ist die unendliche Treue, aber diese wiederum auf ganz unmittelbare, unreflektirte, auf elementarische Weise. Hiemit würde sich Quasimodo's Wesen und Existenz als mit einem wirklichen Höchsten abschließen, wenn nicht das Verhängniß, ahnend, daß die Tiefen dieser geheimnißvollen Menschennatur noch nicht erschöpft sind, ihr eine noch höhere Offenbarung vorbehalten hätte, zu welcher sie, wiewohl auf gewaltsame und tragische Weise, hingetrieben wird.

Quasimodo nämlich muß auch die Liebe empfinden. Merken wir auf die wunderbare Genesis und Geschichte dieser Liebe: sie fängt an mit unverschuldeter Strafe und Schande. Der Glöckner nämlich, bei einem nächtlichen Aufruhr ergriffen, wird in einem ungerechten Gericht zur öffentlichen Auspeitschung am Schandpfahl auf dem Greveplatz verurtheilt. Als er nun die Strafe erlitten hat und am Pranger ausgestellt bleibt, während ihn die Menge als den gezüchtigten Narrenpapst verspottet und lästert, so dürstet ihn, und er ruft nach einem Trunk. Aber Niemand will ihm einen solchen reichen, und neuer Hohn trifft nur sein unschuldiges Haupt. Da hört die Zigeunerin Esmeralda sein lautes Rufen nach Wasser, tritt herzu und reicht ihm Wein aus ihrer Flasche, und trocknet sein in Schweiß gebadetes Angesicht. Es war ein außerordentlicher Anblick — sagt der Dichter — wie die jugendliche Schönheit selbst dem Ausbund von Häßlichkeit Pflege und Labung angedeihen ließ, und außerordentlich war der Eindruck, den diese Scene auf Quasimodo hervorbrachte.

Und in der That bildet diese Scene den Wendepunkt in des Glöckners Daseyn. Diesem, ursprünglich allem Menschlichen abgewendeten, abholden, ja feindseligen Menschen war durch diesen Beweis des Mitleids „ein Schlag an sein Herz“ geschehen, wie es in den alten Balladen heißt, an dieß steinerne Herz, welches bis dahin nur einem einzigen menschlichen Wesen als ein verzauberter Sklav, Treue und Ehrfurcht erwiesen hatte. Es möchte wohl lange gewährt haben, bevor Quasimodo's verdumpfter Geist sich aus eigener Selbstbestimmung der Schönheit zugewendet hätte, bevor er sich dem Kreise freiwillig genähert hätte, wo weiblicher Liebreiz, ein ihm selbst so durchaus fremdartiges Objekt, herrscht und waltet. Allein so hatte das Verhängniß es nun dergestalt gewendet, daß dieser weibliche Reiz sich ihm nähern mußte, und das in einem unvergeßlich-furchtbaren Momente seines Lebens. Nun da ein weibliches, mit Huld und Anmuth begabtes Wesen ihrerseits freiwillig in seine Kreise trat, und ihm holdselige Milde und Theilnahme bewies, gerade da, als Tausende ihn höhnten und sich lästernd von ihm wandten, nun, da dieß geschehen war, wandte sich Quasimodo's Gemüth einem neuen, bisher ganz fremden Himmel zu. Sein Empfinden bei diesem Ereigniß war im eigentlichsten Sinne ein Erwachen. Eine Gemüthsregung, jener zu vergleichen, wenn der flehende Harrer nach einer unendlich langen Nacht vom Sonnenaufgang begrüßt wird. Von diesem Augenblick an ist Quasimodo's Geist um einen, und zwar um den schönsten Gedanken reicher; von jetzt an wohnt in seiner Seele eine wahrhafte Dreieinigkeit, deren erstes Moment Nôtre Dame, das zweite Claudius Frollo, das dritte und schönste der heilige Geist seiner nächtlichen Seele: Esmeralda. Aber wie in jener hochheiligen Dreieinheit unseres christlichen Glaubens nicht der Vater und nicht der Sohn, sondern der Geist den Gipfel der Andacht bildet, und alles in seine Unendlichkeit einsaugt, eben so ist in dieser irdischen Dreieinigkeit des armen Glöckners Sie die Holdselige, die Weibliche, der Glanzpunkt und der glorreiche Schluß des Ganzen. Von nun an gibt es in Quasimodo's Denken und Lieben für Nôtre Dame und für Frollo eine Gränze, eine Gränze, wo dieß Lieben und dieß Denken aufhören kann. Von nun an kann über dem heiligen Geiste seiner Andacht das Heiligthum sammt dem Priester vergessen werden. Nun auch erst ist die Gottheit wirklich in Quasimodo's Gemüth eingekehrt, und diese elementarische Seele hat ihren Glaubensort gefunden.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 28.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

29 März 1837.

Alastor

oder

Der Geist der Einsamkeit.

(Fortsetzung.)

Weiter zog durch Arabien der Dichter
Und Persien und die Caraman'sche Wüste,
Und über himmelhohe Berge, die
Den Indus und den Orus lassen nieder
Aus ihren mächt'gen Eispallästen strömen,
In freud'gem Jubel setzt er fort den Weg
Bis in das Thal von Caschmir, weit hinein
In seine tiefste Schlucht, wo würz'ge Pflanzen
Eine kunstlose Laube flechten, unter
Den hohlen Felsen; seine matten Glieder
Streckt er an einem hellen Bach zur Ruh.
Da kam dem Schläfer ein Gesicht — ein Traum
Von Hoffnungen, die nie noch seine Wange
Purpurn gefärbt. Er träumte: neben ihm
Sitz' ein verschleiert Mädchen, die zu ihm
In fei'rlich ernsten Tönen redete.
Ganz wie die Stimme seiner eignen Seele,
Vernommen in der Stille des Gedankens,
War ihre Stimme; ihr gehaltner Wohllaut,
Gewoben wie aus Strahlen und aus Lüftchen,
Hielt seinen tiefsten Sinn in ihrem Netz
Aus Farbenfäden bunt gestrickt, gefangen.
Weisheit, Wahrheit und Tugend war ihr Text,
Und kühne Hoffnung götterhafter Freiheit —
Gedanken, die die theuersten ihm waren,
Und Poesie — sie selbst eine Dichterin.
Bald flammte ihrer reinen Seele Inbrunst
Ein Feuer an, das strömend sich ergoß
Durch ihren ganzen Körper; wilde Weisen
Stimmte sie an, und ihre Stimm' erstickte
Vor Leidenschaft in Zittern und in Schluchzen.
Nur ihre schönen Hände waren bloß,
Einer seltsamen Harfe seltsame
Musik entlockend, und in ihrer Adern
Verzweigungen sprach das beredte Blut
Von einer unaussprechlichen Geschichte.
Man hörte, wie die Pausen der Musik
Ausfüllte ihres Herzens Schlag, ihr Athem
In Aufruhr stimmte zu den wilden Fluthen
Des unterbrochenen Gesanges. Plötzlich
Erhob sie sich, als ob ihr Herz nicht mehr
Ertragen wollte seiner Fülle Last.
Umwandte sich auf dieß Geräusch der Schläfer
Und sah im warmen Lichte ihres Bluts
Glühn ihren Leib unter dem Faltenschleier
Aus Wind gewebt; nackt waren ihre Arme,
Im Hauch der Nacht schwankten die dunkeln Locken,
Ihr strahlend Auge war gesenkt, geöffnet
Die Lippen, blaß, in ungestümem Zittern.
Sein starkes Herz versagt' ihm und ward krank
Vor übermächt'ger Liebe. Schauernd richtet
Er auf sich, dämpft des Athems heftig Keuchen,
Und streckt die Arme aus, an sich zu drücken
Ihre gehob'ne Brust: sie wich zuerst
Ihm aus, doch bald, ergebend sich der Freude
Unwiderstehlichkeit, umschlang sie mit
Geberden der Entzückung, athemlos,
Und mit erstickter Stimme, seine Bildung,
Mit ihren schmelzenden Armen ihn umrankend.
Dunkel verschlei'rte jetzt sein schwindelnd Auge,
Und Nacht umfloß, verschlang das Traumgesicht;
Der Schlaf, gleich einem schwarzen Strom, gehemmt
In seinem Lauf, brach mit erneuter Stärke
Wieder herein auf sein betäubtes Hirn.

Erweckt vom Stoß, erwachte der Verzückte —
Das kalte, bleiche Morgenlicht, der Mond,

Der blau und niedrig stand am westlichen Himmel,
Die klaren, sonderbar geformten Berge,
Das lichte Thal, die nackten, leeren Wälder
War Alles, was ihn jetzt umgab. Wohin
Waren entflohn die Himmelsfarben, die
Ihm gestern Nacht den Baldachin gewölbt?
Die Töne welche seinen Schlaf entzückt?
Der Erde Heimlichkeit und Majestät,
Die Freude, der Triumph? Sein trübes Auge
Schaut so entgeistert auf die leere Scene,
Wie nach dem Mond am Firmament der Mond
Des Meeres schaut. Der Geist der süßen Liebe,
Der menschlichen, hat ein Gesicht gesandt
Dem Schlummer deß, der ihre holdsten Gaben
Verwarf. Hastig verfolgt über die Gränzen
Des Traumreichs er hinaus den flücht'gen Schatten,
Und überspringt die Marken. Wehe! wehe!
Wars nur ein Trug, was Glieder, Athem, Wesen
So ganz verschmolz? Dahin, dahin für immer,
Verloren in der pfadlos weiten Wüste
Dämmernden Schlafs das reizende Gebild!
Führt denn das schwarze Thor des Tods zu deinem
Geheimnißvollen Paradies, o Schlaf?
Führt das Gewölb von Regenbogenwolken,
Und schroffen Bergen, im ruh'gen See gesehn,
Zu einer dunkeln Wassertiefe nur,
Indeß des Todes blaue Gruft, behangen
Von wüsten Dünsten, wo ein jeder Schatten,
Welchen das faule Grab aushaucht, sein todtes
Auge verbirgt vor dem gescheuten Tag,
Zu deinem wonn'gen Reich, o Schlaf, geleitet?
Ans Herz schwoll plötzlich ihm mit Macht der Zweifel;
Die unlöschbare Hoffnung, die er weckte,
Fühlt er im Hirn wie der Verzweiflung Stachel.

So lang der Tag am Himmel, hielt der Dichter
Stumme Zwiesprach mit seiner stillen Seele.
Nachts kam die Leidenschaft, gleich einem Teufel
Aus einem wilden, wüsten Traum und riß
Ihn aus der Ruh und trieb ihn in das Dunkel.
So wie ein Adler, von der grünen Natter
Umringelt, seine Brust vom Gift fühlt brennen,
Und sich durch Nacht und Tag, durch Sturm und Wolken
Und Himmelblau, sinnlos vor Angst und Qual
In blinder Flucht stürzt durch des Aethers Wüste:
So von des holden Traumbilds hellem Schatten
Gepeitscht, floh er unter dem kalten Schimmer
Einsamer Nacht, durch tiefen, wüsten Moorgrund
Und jähe Schluchten hin, mit unbesorgtem
Fuß auf die Mondlichtschlange tretend. Roth
Ging auf der Morgen über seiner Flucht,
Und seine falschen Lebensfarben schüttet
Er wie zum Hohn auf seine Todtenwangen.
Zu wandert er, bis er von Petra sah
Den riesigen Aornos, wolkengleich
Ueber dem niedern Horizonte hängen;
Durch Balk und wo der parth'schen Könige Gräber
Verwüstet, streuen ihren Moderstaub
In alle Winde, schritt er hastig weiter,
So Tag für Tag, viel ewiglange Stunden,
Tragend im Busen den rastlosen Gram,
Der sich von seines Lebens Flamme nährte.
Dürr ward seine Gestalt, sein flatternd Haar,
Vom Herbst der ungeheuren Qual bereift,
Sang Gradlieder im Wind. Die schlaffe Hand
Hing in der welken Haut, ein leblos Bein;
Das Leben und die Gluth die daran zehrte,
Braunte, wie in verborgnem Ofen lodernd,
Aus seinen dunkeln Augen nur. Der Hütten
Bewohner, die voll Menschenfreundlichkeit
Abhalfen seinem menschlichen Bedürfniß,
Betrachteten mit Staunen und mit Schauer
Ihren unsteten Gast. Der Berge Sohn,
Begegnend der gespenstischen Gestalt
An eines Abgrunds Rand, kam auf den Wahn:
Der Geist des Sturms, mit feuerhellen Augen,
Mit hast'gem Athem und mit Füßen, die
Spurlos hinflogen über'n hohen Schnee,
Hab' Halt auf seiner Bahn gemacht. Das Kind
Verbarg sein angstvoll Angesicht im Kleid
Der Mutter, ob dem stieren, wilden Blick
Des Augs entsetzt, um oft in bangem Traum
An dieß seltsame Licht sich zu erinnern;
Doch jugendliche Mädchen, unterrichtet
Von der Natur, verstanden halb den Schmerz,
Der an ihm fraß; mit falschen Namen nannten
Sie Freund, und Bruder ihn, und drückten ihm
Beim Abschied gern die abgezehrte Hand,
Und schauten ihm mie thränentrüben Augen
Noch nach, wenn aus des Vaters Haus er schied.

Halt macht' er endlich auf der einsamen
Chorasmischen Küste — einer weitgedehnten,
Schwermüth'gen Wildniß faulen Sumpfs und Moors —
Unwiderstehlich drängt' es ihn zum Meer.
Da war an einem trägen Fluß ein Schwan
Im Schilf versteckt, der flog empor, als er
Sich näherte, und mit den mächt'gen Flügeln
Zum Himmel hoch sich schwingend, schwebt' er hin
Prachtvollen Flugs über das weite Meer.
Er folgte mit dem Auge seiner Bahn:
„Du hast, du schöner Vogel, eine Heimath,
Und deine Reise geht nach deiner Heimath,
Wo deine holde Gattin sanft wird schmiegen
An deinen — ihren flaumenweichen Hals,
Und den Rückkehrenden willkommen heißen
Mit Augen, die im Glanz der Freude leuchten.
Und was bin ich, daß ich hier zögern soll,

Deß Stimme süßer als dein Sterbgesang,
Ich, dessen Geist gewalt'ger als der deine,
Deß Leib nach höhrer Schönheit Maß geformt,
Und daß ich diese mächt'ge Kraft verschwende
In taube Luft und an die blinde Erde
Und an den Himmel, der kein Echo hat,
Meinen Gedanken? Seinen Mund umzuckte
Verzweiflungsvoller Hoffnung trübes Lächeln,
Denn unnachgiebig, wußt' er, hielt der Schlaf
Fest seinen kostbar'n Schatz; der stille Tod
Vielleicht auch treulos wie der Schlaf, stellt' aus
Die Lockung eines Schattenbildes, äffend
Mit tück'schem Lächeln seinen seltnen Zauber.

Um schaut' er sich, von seinen eigenen
Gedanken aufgeschreckt. Zu sehen war
In seiner Nähe keine schöne Feindin,
Nichts Schauriges zu sehen und zu hören
Als nur in seiner eignen tiefen Seele.
Ein kleines Fahrzeug, nah der Küste schwankend,
Zog an sein rastlos ungeduld'ges Auge,
Längst war's verlassen, denn viel Ritzen gähnten
An seinen Seiten, und die schwachen Fugen
Erbebten von dem Wellenschlag der Fluth;
Ihn trieb der Unruh Sporn sich einzuschiffen,
Um auf des traur'gen Oceanes Oede
Einsamem Tod sich in den Arm zu stürzen;
Denn wohl wußt' er, wie sehr der Schatten liebt
Die schlamm'gen Höhlen der volkreichen Tiefe.

Der Tag war schön und sonnig; See und Himmel
Berauschten sich in seinem Lebensstrahl,
Der Wind, die Wellen schwärzend, wehte kräftig
Seewärts. Dem Drang der hast'gen Seele folgend,
Sprang in das Boot der Pilger; seinen Mantel
Hing an den nackten Mast er, nahm dann ein
Seinen einsamen Sitz und fühlte, wie
Das Boot hinglitt über das stille Meer,
Gleich einer Wolke, von dem Sturm gejagt.

Wie eines, das in hellem Traume schwimmt,
Gehorchend würzereicher Winde Lenkung
Ueber glanzvolle Wolken: also eilig
Flog über die gekrausten, schwarzen Wellen
Das Boot dahin. Ein Wirbelwind trieb es
Mit starken Stößen, ungestümer Kraft
Durch des empörten Meeres weiße Furchen.
Die Wellen stiegen. Höher, immer höher
Den trotz'gen Hals unter des Sturmes Geißel;
Sie bäumten, Schlangen gleich, die in den Krallen
Der Gei'rs sich sträuben. Ruhig, sich erfreuend
Des furchtbar'n Kriegs, wie Well' auf Welle stürzte,
Und Stoß auf Stoß traf und der wilde Strudel
Begrub die schwarze Strömung, saß er da;
Als ob des Aufruhrs Geister Diener wären,
Die ihn geleiten sollten zu dem Licht
Der theuern Augen, saß der Dichter da,
Lenkend das Steuer fest. Der Abend kam,
Des Sonnenunterganges Strahlen hingen
Die Regenbogenfarben hoch herab
In des gepeitschten Schaums bewegte Kuppeln,
Die seine Fahrt durch's Meer hin überwölbten.
Die Dämmrung, langsam auf vom Osten schwebend,
Schlang ihr gewund'nes Haar in dunklern Flechten
Um Stirn und Aug' des schönen, klaren Tages.
Nacht folgte dann im Sternkleid. Ueberall
Noch furchtbarer stürzten die vielen Ströme
Des bergereichen Meeres, entbrannt zum Krieg
In schwarzem Aufruhr donnernd aufeinander,
Wie um des Himmels Frieden zu verhöhnen.
Noch flog das kleine Boot dahin vor'm Sturm,
Wie Schaum den steilen Katarakt herab
Des angeschwollnen, winterlichen Bachs;
Bald auf geborstner Wellen Rücken schwebend,
Bald weit voraus der Wassermasse eilend,
Deren Zerbersten tief das Meer aufrührte.
So harmlos flog's dahin, als ob die schwache
Und abgezehrte menschliche Gestalt
Wär' eine Meergottheit.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber das Poetische in der modernen Poesie Frankreichs.

(Schluß.)

Es kann nicht leicht eine poetischere und schönere Darstellung gefunden werden, als diejenige, welche der Dichter von diesem Verhältniß Quasimodo's zu seiner Heiligen gibt. Bei Quasimodo findet kein Widerspruch in seiner Neigung statt, wie bei dem Priester; denn dafür, daß es die Zigeunerin, die Zauberin, die Excommunicirte ist, der er sie spendet, dafür hat Quasimodo keine Empfindung. Es ist das Weib der Schöpfung, das er in ihr verehrt, und zwar in der Form ganz abstrakter Einseitigkeit, als wahre Verehrung, welcher der Gegenstand stets ein entfernter bleibt. Den Gedanken einer irdischen Vereinigung mit ihr findet er in seinem ganzen Gemüthe nicht. Er begibt sich freiwillig alles Anspruchs auf Gleichheit, und so verwandelt sich ihm, noch bevor er sich die ihn neubeseelende Empfindung gegenständlich machen kann, die Liebe von selbst in die Treue. Aber diese Treue ist doch wirkliche Liebe, obgleich Quasimodo nur eben diese Form für seine Liebe hat: dagegen ist seine Treue gegen den Priester nur die Treue der Dankbarkeit. Für Quasimodo fällt nun der Verlauf der Geschichte dahin aus, daß die höhere Treue die geringere überwinden, erst mit ihr kämpfen, dann sie überwältigen und vernichten muß.

Denn der Priester ist ja Quasimodo's Nebenbuhler. Aber wie schön und rein hat der reichbegabte Dichter dieß Verhältniß geschildert! Quasimodo's Liebe und seine Unschuld sind so stark und felsenfest und heilig, daß er erst in dem Augenblicke,

wo er an dem Verderber die Verlorne rächen soll, sich dieser Nebenbuhlerschaft bewußt wird. Hören wir, wie sich dieß näher verhält. Esmeralda ist auf Leib und Leben angeklagt eines Mordes an dem Kapitain Phoebus, dem Gegenstand ihrer Liebe, und außerdem der Zauberei und Hexerei. Sie ist auf dem Wege schon zur Hinrichtung, der vor der Kathedrale vorbeiführt, da bricht sich Quasimodo's Riesenstärke Bahn durch die Menge, raubt mit Blitzesschnelle die Schuldlos-verurtheilte und bringt sie im Flug in das Kirchenasyl von Nôtre Dame. Jetzt verfolgt der Sturm die Kirche von Seiten des Gaunergesindels aus dem Königreich Argot, wobei Quasimodo das Heiligthum gegen die Rotte vertheidigt. Aber die königliche Gewalt und der furchtbare Tristan l'Hermite mit seiner Mannschaft legt sich darein und hebt das Asylrecht von Nôtre Dame auf, um die Zauberin zu fangen und ihrer Strafe anheimzugeben. Da tritt nun des Priesters eigensüchtige Leidenschaft dazwischen und er raubt die Geliebte aus der Kirche, um sie für sich zu gewinnen. Aber Esmeralda verschmäht den Priester, dessen Plan, sie zu verderben, nun reift, und der sie freiwillig den Händen der Henker ausliefert. Nachdem dieß geschehen ist, und Quasimodo den Stern seiner Andacht entschwunden sieht, sie entflohen, geraubt sieht, die er mit so heiliger Pflege Tag und Nacht in dem Heiligthum des Asyls behütet hatte, nachdem er jammernd und händeringend den ganzen Dom nach ihr durchsucht hat, und mit wuthvollem Geheul, wie die Löwin ihr geraubtes Junge, ihren Verlust beklagt hat — da erst naht sich seiner Seele der Gedanke: dieß hat der Priester gethan! Da erst gedenkt er des nächtlichen Ueberfalls, den der wahnwitzige Priester im Heiligthum gegen den Abgott seiner Seele gewagt, und wie er damals selbst sie aus den frechen Priesterhänden erlös't hat. Da erst tritt der furchtbare Gedanke vor ihn hin, daß sein Herr, dessen Hund und Sclav er war, der ihm die ganze Menschheit war, sein Nebenbuhler sey, und auch als solchen erkennt er ihn nur insofern er der Verderber seiner Heiligen ist. In diesem furchtbaren Gedanken ist aber der Kampf zwischen der höheren und niederen Neigung in dem Glöckner schon vollbracht, die zweite ist schon überwunden, vernichtet, und mit immer zunehmender Macht beschleicht ihn schon, wo nicht der klare, entschlossene Gedanke, doch der Instinkt, den Verderber zu verderben. Wundervoll hat der Dichter diesen schleichenden Gemüthskampf dargestellt, der so dumpf und lautlos geschieht, daß man ihm lauschen muß; wundervoll hat er den letzten klaren Entschluß bis zum letzten Ende hinausgestellt, daß der Gedanke: Stirb Verfluchter! erst wie aus dem Nichts aus des Glöckners Seele springt, als er vor seinem Blick, deutlich von der Höhe der Kathedrale herab, das tiefverehrte Weib am Hochgericht verscheiden sieht; als der gräßlich höhnende Blick des Priesters, der, gleich ihm, den letzten Zuckungen der Herrlichen mit erstarrter Seele folgt, ihm keinen Zweifel, daß dieser es gethan, mehr übrig läßt. Und so wie dieser letzte Zweifel in Quasimodo's Seele schwindet, ist die That auch schon vollbracht, und der schreckliche Priester von der grausenhaften Höhe von Nôtre Dame herabgestürzt. Quasimodo sieht den Priester in gräßlicher Todesnoth von Schnörkel zu Schnörkel rücken, aber er nimmt keinen Theil daran; er schaut nach dem Greveplatz und weint; er darf dem Unseligen nur die Hand reichen, um ihn zu retten; aber er schaut nach dem Greveplatz, wo er sie hangen sieht, und weint; er sieht den Leichnam des Archidiakonus, der kaum noch die menschliche Gestalt an sich trägt, unten aufs Pflaster schlagen, aber er weint nur und spricht leise: Oh tout ce que j'ai aimé!

Der Darstellung nach gehören diese letzten Scenen und Momente der großartigen Dichtung zu dem Schönsten, was je geschrieben wurde; und bewundernswerth ist es, wie diese sichre Meisterhand sich das Ganze geschickt dort und von dort aus vollenden läßt, von wo es ausgegangen, auf den Zinnen von Nôtre Dame. Von diesem Centrum nahm alles seinen Anfang, und hierhin geht alles zurück, so wie auch alle vorkommenden Ereignisse auf diesen absoluten Mittelpunkt hin reflectirten.

Es ließe sich, um diese in ihrer Art einzige Liebesneigung einer so seltsam begabten Natur in ein noch ausgedehnteres Licht zu stellen, die Vergleichung mit jener außerordentlichen Schöpfung Shakspeare's, mit Caliban wieder aufnehmen; auch ließen sich die einzelnen Situationen und Momente jener Neigung noch ausführlicher darstellen; allein dieß möchte uns, wenn schon es ein freudiges Bemühen seyn würde, doch zu weit führen. Nur auf den Schlußabschnitt der Dichtung wollen wir noch hindeuten, welcher die Aufschrift führt: „Mariage de Quasimodo." Dieser Schluß, und gerade dieser erscheint als ein rein nothwendiger, und aus dem innersten Kern der Dichtung selbst hervorgegangener, denn die Elemente, in denen und durch welche Quasimodo sein unmittelbares, elementarisches Daseyn führte, haben sich von ihm abgelös't. Ein Höchstes, was diesem Daseyn, vermöge seiner abstrakten Natur, nicht zu eigen werden konnte, hat sie alle verschlungen. Durch dieses Hereinleuchten eines solchen Höchsten in sein finsteres und einsam untergeordnetes Leben ist Quasimodo mit sich selbst in Widerspruch gekommen. Zwar war seine Liebe, als innerste Treue, ohne diesen Widerspruch, aber insofern nun der Gegenstand hinweggenommen ist, fällt der Widerspruch nun in sein Leben, dem kein Element mehr übrig bleibt, weil die höchste Liebe sie alle verschlungen hat. Es gibt also für Quasimodo keine Kathedrale, keine Glocken, keinen Herrn mehr, dessen Hund er seyn könnte. Es gibt für ihn nur noch einen Ort in der Welt, wo er sich einem Todten in dem Tode beigesellen muß. Diese rein unmittelbare, reflexionslose, instinctartige Selbstvernichtung vollbringt Quasimodo, und so verläßt er die Kathedrale gleich am selben Tage und kommt erst wieder als Skelett zum Vorschein an d[illegible] seiner Höchstgeliebten, in dem Galgenbeinhau[illegible] der Ver[illegible]cher von Paris. Quasimodo endigt wie Romeo. Die Situation und die Nothwendigkeit ist eine und dieselbe, nur das Verhältniß ist grotesk und einseitig. —

Und so nehmen wir für dießmal von Victor Hugo und seinem großen poetischen Talent Abschied. Daß uns seine dramatische Stellung bei unserer durchaus nur auf die Novellistik gerichteten Aufgabe hier gar nicht berühre, bedingten wir bereits in dem ersten Artikel. Am Schlusse des dritten und letzten werden wir ihn vielleicht wiederfinden, wo doch ein allgemeiner Ueberblick aller einzelnen Gestaltungen gegeben werden muß.

F. Marlow.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

